Vermiſchte Schriften

von

Johann Andreas Cramer,
Königl. Däniſchen Hofprediger.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Benjamin Ackermann.
1757.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Vorrede.

Gegenwärtige vermiſchte Schriften ſind ſchon vor mehr als acht Jahren in unterſchiednen monatlichen Sammlungen gedruckt worden. Weil ſie alle auf die Ausbreitung der Liebe zur Tugend abzielen und beſtimmt ſind, die nähere Einſicht in diejenigen Pflichten zu befördern, welche zum Theil die Vernunft lehren würde, wenn nicht die meiſten Menſchen ihre Augen ihr eben ſo leichtſinnig als vor einem weit hellern und göttlichern Lichte verſchlöſſen: So habe ich mir die Hoffnung gemacht, daß ich es um ihres moraliſchen Innhaltes willen wagen dürfte, ſie zu ſammeln, und nach einer ſorgfältigen Ausbeſſerung eine neue Ausgabe derſelben zu veranſtalten. Ich wünſche zum Vergnügen derer, die ihnen ihre Aufmerkſamkeit gönnen wollen, daß alle Veränderungen, die ich damit vorgenommen habe, wirkliche Verbeſſerungen ſeyn mögen. Es ſind nur wenige, wo ich bloß gegen meinen Ausdruck ſtrenger zu ſeyn geſucht habe, als ich ehedem geweſen bin. In einigen iſt vieles mehr beſtimmt und eingeſchränkt, viele Abhandlungen aber ſind mit Zuſätzen erweitert worden, die mir in Beziehung auf ihren Endzweck nicht unnützlich zu ſeyn ſcheinen.

Vorrede.

Man hat kürzere, man hat ausführlichere Sittenlehren genug; aber Abhandlungen vorzüglich über dieſe oder jene Tugenden, über unbekanntere Pflichten, und über beſondre moraliſche Fragen und Aufgaben in der Abſicht geſchrieben, unſern Begriffen davon mehr Licht und einen gröſſern Umfang zu geben, ſind ſelten, und noch ſeltner ſind diejenigen, die ohne eigentliche Reden oder Ermahnungen zu ſeyn, eben ſo ſehr für das Herz als für den Verſtand geſchrieben ſind. Wie viel würde nicht die Tugend gewinnen, wenn mehr Schriftſteller ſo angelegentlich für das Herz als für die Aufheiterung des Verſtandes arbeiteten, da es die Quelle aller löblichen oder ſtrafbaren Handlungen iſt! Ich befürchte nicht, daß man es Stolz nennen werde, wenn ich ſage, daß ich mich auch bey dieſen Schriften immer dieſer Pflicht zu errinnern geſucht habe: Sie ſind glücklich, wenn man ſie ohne Misvergnügen lieſet und mit einiger Aufmerkſamkeit erwägen will. Denn ich hoffe mit eben der Zuverſicht, mit welcher ich es nach der Schuldigkeit meines Berufes wünſche, daß alle moraliſchen Betrachtungen, die nicht ohne Luſt und auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen werden, allezeit wohlthätige Einflüſſe auf das Herz derjenigen haben, welche Schriften dieſer Art einer ſolchen Belohnung würdigen.

Innhalt.

I. Von den Vortheilen eines guten und den ſchlimmen Folgen eines böſen Gewiſſens. S 1
II. Ueber die Großmuth. 23
III. Von der falſchen Großmuth. 47
IV. Von dem Unterſchiede einer wahren Hochachtung ſeiner ſelbſt und der Eitelkeit. 95
V. Schreiben einer ſterbenden Mutter an ihre Tochter. 83
VI. Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeiſterey. 101
VII. Fortſetzung dieſer Vergleichung. 115
VIII. Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion ſo viel Aufſehen machen. 127
IX. Gedanken über die Freymüthigkeit. 139
X. Betrachtung über die Verſchiedenheit der Vergnügungen in den verſchiednen menſchlichen Altern, als einen wahrſcheinlichen Beweis von der Unſterblichkeit des Menſchen. 151
XI. Von der moraliſchen Nachahmung. 169
XII. Von der argwöhniſchen Furcht. 191
XIII. Von der Feigherzigkeit der Rachgierigen und Unverſöhnlichen. 205

XIV. Von

XIV. Von den Pflichten gegen die Vorfahren. S. 213
XV. Betrachtung über die Charaktere Alexanders des Großen und des Darius Codomannus. 237
XVI. Von der Gewalt der Zeit und Umſtände über die Leidenſchaften. 263
XVII. Von den Hinderniſſen einer richtigen Beurtheilung heidniſcher Tugenden. 281
XVIII. Gedanken von der Gefälligkeit. 313
XIX. Von den Klagen über die ſchlechten Zeiten. 343
XX. Betrachtung über die Tugenden des Temperamentes. 381
XXI. Betrachtung über die Fehler des Temperamentes. 401
XXII. Vom Verſtande. 423
XXIII. Von der Sittlichkeit der Lehre, daß es höhere Geiſter gebe. 433

I.

Von den Vortheilen
eines guten und
den ſchlimmen Folgen
eines
böſen Gewiſſens.

Von den Vortheilen eines guten und den ſchlimmen Folgen eines böſen Gewiſſens.

Wie eiferſüchtig ſollte nicht der Menſch über die Unſchuld ſeines Herzens ſeyn, und wie ſorgfältig, ſein Leben unſträflich zu erhalten, und mit Vorſatz von keiner einzigen Vorſchrift der Rechtſchaffenheit abzuweichen! Man hat vortreffliche Werke über die Mittel, zur Zufriedenheit und Ruhe des Gemüths zu gelangen; aber alle Lehren, die ſie vortragen, vereinigen ſich in der kurzen Regel: **Beſtrebe dich nach dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens.** Der beſte Auszug kann nicht vollſtändiger ſeyn, als dieſe Vorſchrift. Je unumſchränkter ſie alle unſre Handlungen

gen regieret, einen deſto gewiſſern und feſtern Grund legen wir zur wahren Zufriedenheit. Der Tugendhafte mag von den äußerſten Widerwärtigkeiten und Trübſalen umringt und beängſtigt werden; er kann im Sturme ruhig bleiben, weil er ſich in ſeine Tugend einhüllen kann; ſeine Freunde mögen ihn verlaſſen, das Zeugniß eines guten Gewiſſens iſt der beſtändigſte und troſtreichſte Gefährte ſeines Lebens. Ein Engel mag in der gütigſten Geſtalt vom Himmel ſteigen, und einen Verbrecher aufrichten, der die Strafbarkeit und die Schande ſeiner Ausſchweifungen empfindet: er mag ſeinen Schmerz mit einer noch ſo großen Holdſeeligkeit lindern und befriedigen; er mag ihm fröliche Ausſichten in der Zukunft zeigen; er wird ihm nicht die Hälfte ſeines Vergnügens gewähren, welches unverändert und unbeſiegt in einer Seele wohnt, die ſich keine vorſetzlichen Abweichungen von der Tugend zu verweiſen hat. Was hat eine ſolche Seele voll Ordnung und Harmonie in ihren Grundſätzen und Handlungen zu fürchten? Wo iſt die Unruhe, die ihre Heiterkeit verfinſtern könnte? Nur die Tugend iſt der ſicherſte Weg zum einzigen Troſte wider alle Martern der Läſterung, und das einzige gewiſſe Mittel, allen Vorwürfen ihren Gift zu nehmen. Das ſchönſte, was Plato geſagt hat, iſt die Antwort, die er gab, als ihm geſagt wurde, daß ſeine Feinde ſehr nachtheilig von ihm ſprächen: **Das hat nichts zu bedeuten; ich will ſchon ſo leben, daß ihnen niemand glauben ſoll.** Bloß dieſe Aufführung war es, welche dem **Sokrates** eine ſo ruhige Freudigkeit gab, als er auf den Tod angeklagt wurde. Er hörte ihre heftigſten Vorwürfe und Anklagen unerſchrocken an: **Anitus** und **Melitus** können ein Urtheil wider mich auswirken, das mich verdammt; aber ſie können mir nichts ſchaden.

Wie unruhig hingegen macht ein anklagendes Gewiſſen! wie löſcht es nicht, wenn es Gewalt hat, alle Heiterkeit in der Seele aus! wie quälen ſeine Vorwürfe! wie verhaßt iſt ihm die verfloßne Zeit ſeines Lebens! wie fürchtet er ſich vor der Zukunft! In der Einſamkeit muß er vor ſich ſelbſt erröthen, und wie nahe ſind ihm Unruhe und Verwirrung, wenn er in Geſellſchaften erſcheint! Dieſe Wahrheiten haben eine Klarheit, die von allen empfunden wird. Und dennoch iſt eine beſtändige Wiederholung derſelben nothwendig. Sie haben das Schickſal faſt aller moraliſchen Wahrheiten. Niemand zweifelt an ihnen, weil niemand der Empfindung ihrer Gewißheit widerſtehen kann, ob er ſie gleich in ſeiner Aufführung vergißt, und ſo verfährt, als wenn ſie völlig ungegründet wären. Eben ſo geht es der Wahrheit, daß niemand elender ſey, als ein Märtyrer des Laſters, weil er ſeinen Peiniger in ſeinem eignen Buſen hat. Man lebt ſo laſterhaft, als ob von einem beleidigten Gewiſſen nichts zu befürchten wäre, ſo oft auch die Erfahrung ein ſo unglückliches Vorurtheil widerlegt, und man liebt die Tugend ſo wenig, als ob ein günſtiges Urtheil über unſre Handlungen gar keine Zufriedenheit wirken könnte, welches darum nicht ſo oft widerlegt wird, weil ſich wenig Menſchen bemühen, ein gutes Gewiſſen zu haben.

Dieſe Vorſtellungen ſind in mir wieder erneuert worden, als unlängſt in einer Geſellſchaft guter Freunde, unter andern nützlichen und angenehmen Geſprächen, die Unterredung auch auf dieſe Materie gekommen war. Damals ſah ich an einem lebendigen Beyſpiele, wie viel Unruhe nur die Erinnrung ſelbſt eines ausgeſöhnten Gewiſſens, an eine Handlung die der Tugend zuwider iſt, verurſachen kann. Was für Aufruhr und Lärm muß das Gewiſſen nicht in denen anrichten, die es täglich verwunden, und ſich immer neuer laſterhaften Thaten bewußt werden!

Kleanth hat ſo viele gute Eigenſchaften, daß ihn alle lieb gewinnen, die ihn kennen lernen. Sein Herz iſt edel, und nicht fähig, an einer vorſetzlichen Laſterthat Gefallen zu haben. Die Wiſſenſchaften und der Umgang mit Freunden, in deren Wahl ſein guter Geſchmack ſich vornehmlich geäußert hat, haben ſeine Geſinnungen weit von der Niederträchtigkeit entfernet. Unterdeß haben ihn dieſe Vollkommenheiten nicht vor dem Fehler bewahren können, dem eine allzugroße Sinnlichkeit leicht unterliegen kann. Er ward mit einem Frauenzimmer bekannt, deren Eigenſchaften einnehmend waren. Ihre Verdienſte gewannen ſeine Hochachtung; dieſe verwandelte ſich in Zärtlichkeit, und dieſe in Liebe. Auf ihrer Seite gieng es eben ſo. Es iſt mehr als zu bekannt, daß die Liebe zwiſchen ſolchen Perſonen ſelten platoniſch bleibt. Sie iſt nicht ſo zurückhaltend als dieſe; ſie iſt feuriger und ungeſtümer, und daher kam es, daß Kleanth und ſeine Geliebte weiter giengen, als es die Geſetze der Tugend erlaubten. Sie ward unglücklich, und ihr Unglück deſto härter, weil der Eigenſinn und Zorn ſeiner Aeltern und Anverwandten nicht verſtattete, ihre Ehre von einem völligen Schiffbruche zu retten, und dem Verluſte ihres Glückes durch eine rechtmäßige Fortſetzung der Liebe zuvorzukommen. Sein Herz war zu zärtlich, als daß er nicht hätte dadurch aufs äußerſte gerührt werden ſollen. Es überlegte ſeine Handlung vernünftig, und war ſo gerecht, daß er ſie mit einem gewiſſen Grauen betrachtete, welches leichtſinnigen und flüchtigen Geiſtern lächerlich vorkommt, von männlichen und geſetzten Gemüthern aber für philoſophiſch angeſehen wird. Er verdammte ſeine Liebe, welche die Tugend beleidigt hatte, daraus entſtund eine ſehr edle Reue. Er war gegen ſeine Geliebte, die er zu einem Fehltritte, welches ihrer Ehre ſo nachtheilig iſt, verleitet hatte, ſo großmüthig, als es die Zeit und Umſtände litten, und da er ſich nicht mit ihr verbinden konnte, weil er gehorchen mußte, beſaß er bey aller Härte ſeiner Aeltern gegen ihn, Muth und Standhaftigkeit genug, ſich zu keiner Heirath zwingen zu laſſen. Sein Fehler diente dazu, daß er alles, was er that, vorſichtiger und behutſamer that. Sein Gewiſſen wurde zwar dadurch befriedigt; aber es war doch ſo empfindlich, daß es ihm allezeit ſchmerzlich fiel, wenn die alte Wunde berühret wurde. Dieſes merkte ich deutlich an Kleanthen. Man redte von den Unruhen eines beleidigten Gewiſſens, von den verſchiednen Arten, daſſelbe aufzubringen, und von den Schwierigkeiten, hinlängliche Mittel ausfündig zu machen, daſſelbe wieder zu beſänftigen. Man weis, wie die Unterredungen von ohngefähr auf die oder jene

Sache fallen; und dieß Geſpräche vom Gewiſſen war eben ſo wenig, als viele andre Geſpräche von einem Vorſatze entſtanden. Kleanth, welchen ich hier zum erſtenmale ſah, hatte als ein ſehr vernünftiger Edelmann meine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Itzt glaubte ich einige Unruhe an ihm zu beobachten. Seine Geberden wurden ängſtlich. Er mochte glauben, daß die Unterredung mehr als einen bloßen Zufall zur Urſache hätte. Er forſchte mit ſehr begierigen Blicken, ob man die Augen dabey auf ihn richtete, er ſchlug ſie zuweilen nieder. Seine Stellungen waren nicht mehr frey und ungezwungen, ſondern furchtſam. Ich ſagte meine Anmerkungen darüber einem meiner guten Freunde, und fragte ihn, warum doch Kleanthen dieß Geſpräch wohl verdrießlich ſeyn müßte, und er zündete mir ein Licht hierinnen an. Er ſuchte auch gleich das Geſpräch auf etwas anders zu bringen, und ich hatte ſo viel Mitleiden und ſo viel Liebe für ihn, daß ich ihm darinnen glücklich Beyſtand leiſtete. Die Unterredung ward verändert, und zugleich ſeine Geſtalt, welche zuſehends viel munterer und ungezwungener ward. Ich wünſchte mir ſelbſt Glück, daß ich etwas beygetragen hatte, ihn von ſeiner Angſt zu befreyen. Ich müßte ihn hochachten, daß er bey dieſem Geſpräche unruhig geworden war, wenn auch die Unruhe von ſeiner Ehrbegierde entſtanden wäre. Dieſe Unruhe iſt ein ſichres Kennzeichen, daß ihm die Tugend, die er beleidigt hat, ſchätzbar, und ſein Vergehn verhaßt iſt. Ich ſchätze ſolche Gemüther immer höher, als die, welche ſich in ihrem Gewiſſen eben keine Vorwürfe machen, aber ſich auch ihrer

Tugend wegen, die ſie ohne Bewußtſeyn und nur aus Gewohnheit ausüben, nicht beſonders loben können. Jene genießen eine ſüßere Zufriedenheit, wenn derjenige anders mehr Vergnügen empfindet, welcher in einer Gefahr geweſen iſt, ſich aber doch glücklich aus derſelben gerettet hat, als derjenige, welcher in ihren Dienſten niemals einige Kämpfe auszuhalten gehabt hat. Darum darf ſich aber niemand mit Vorſatz in eine muthwillige Gefahr ſtürtzen. Mit dieſen Gedanken verließ ich die Geſellſchaft. Als ich denſelben zu Hauſe weiter nachhieng, ſo beſann ich mich auf einen Traum, welchen ich in einem ſehr alten deutſchen Manuſcripte von dem Gewiſſen geleſen hatte. Er gefiel mir, und ich beſchloß, ihn nach meiner Art auszuarbeiten. Ich habe ihn nach meinem Gefallen verändert, und Zuſätze dazu gemacht, und hier und da auch eingeſchränkt. Hier iſt er.

Du ſiehſt doch, ſagte mein Schutzgeiſt, jene unüberſteiglichen Gebürge ihre Häupter in die Wolken erheben, und in einem hellern Lichte ſchimmern, als der Glanz iſt, der im Aufgange der Sonne deine niedrigen Hügel auf der Erde vergüldet. Sie ſind die Pyrenäen, welche das Reich der **Glückſeeligkeit** von dieſen neblichten Gegenden abſondern. Die unzählbaren Völker, die du hier in einer ſolchen Bewegung ſiehſt, kommen aus jenem ungeheuern und mit Wolken bedeckten Walde hervor, wo die **Unwiſſenheit** ihren Sitz hat. Nicht weit vom Ausgange, ſiehſt du einige Grotten, die von einem ſehr ſchwachen Lampenlichte erleuchtet werden, jede mit einem Bollwerke und mit unterſchiednen Haufen Erde umgeben, welche Schanzen vorſtellen ſollen. Dieſe befeſtigten Grotten, die zum Theile regelmäßig gebaut zu ſeyn ſcheinen, ſind die Wohnungen der **philoſophiſchen Secten.** Jede überredet ſich, die **Weisheit** zu ſeyn, und nennt ihre Wohnung den Tempel der **Weisheit,** wo man lernen ſoll, nicht allein, was man im Reiche der **Glückſeeligkeit** zu erwarten habe, ſondern auch, welch ein Weg dahin führe. Nichts rühmen ſie mehr, als die Feſtigkeit ihrer Grotten. Allein ſie haben nie die Anfälle der **Akademie** aushalten können, einer ſehr ſtreitbaren Republik, die mit ihnen allen in einem immerwährenden Kriege lebt. Jedoch ſo geſchwind ſie im Niederreißen iſt, ſo geſchwind bauen dieſe wieder auf. Sie geben ſich viele Mühe, ſich unter den vorüberziehenden Völkern einen großen Anhang zu machen: Allein ſie können nur eine kleine Anzahl überreden, ihre dunkeln und vieldeutigen Orakelſprüche anzuhören. Diejenigen, die hineingehen, werden in ein Labyrinth verführt, aus welchem ſie keinen Ausgang ſehen. Die meiſten eilen vorbey, und theilen ſich in verſchiedne große Haufen, von denen jeder einen eignen Weg nach dem Reiche der **Glückſeeligkeit** ſucht. Man kann aber nur auf einem Wege dahin gelangen, welcher der **Weg der Prüfung** genannt wird. Derjenige, welcher hier der Wegweiſer iſt, heißt das **Geſetz.** Ich ſah hierauf hin, und ward eine lange majeſtätiſche Perſon gewahr. Sie war ernſthaft und geſetzt; in der Ferne ſchien es, als ob in ihren Mienen etwas herrſchſüchtiges und tyranniſches wäre, wenn man aber näher hinzukam, entdeckte man eine viel freundlichere und angenehmere Geſtalt, die immer länger gefällt, je vertrauter man mit ihm wird, Man befürchtete einen Tyrannen, und man findet einen ſichern und wohlthätigen Führer. Die meiſten, die aus dem Walde hervorkamen, hörten und verſtanden ſeine Stimme, einige entſchloſſen ſich ihm zu folgen, und führten ihren Entſchluß aus, zitterten aber beſtändig, bis er ſie wirklich bey der Hand ergriffen, und der **Vernunft** zum Unterrichte übergeben hatte, die einem jeden, der dem Geſetze folgte, ſeine Vorſchriften erklärte und ſie von den Vortheilen ihres Gehorſames unterrichtete. Andre näherten ſich ihm auch; aber weil ſie einmal oder zweymal fielen, ehe ſie ihn erreichen konnten, kehrten ſie ganz wieder zurück. Die wenigſten von dieſem großen Haufen folgten der Stimme des **Geſetzes**, weil ihnen der Führer nicht angenehm genug vorkam, ihr Weg auch von fernen nicht ſo ſo ſchön, ſondern rauher und ſteinigter, als die Seitenwege zu ſeyn ſchien. Auf dieſen zeigten ſich viele Wegweiſer, welche mit einer zuverſichtlichen Dreiſtigkeit allen miteinander verſprachen, ſie ſicher in die Hauptſtadt im Reiche der **Glückſeeligkeit** zu bringen. Sie hatten jeder ein andres Anſehen, obgleich einer dem andern gewiſſermaßen ähnlich war. Mein Schutzgeiſt ſagte mir, daß es die **Gemüthsneigungen** wären. Einige tanzten und hüpften muthwillig hin und her, und ſtellten ſich außerordentlich munter und vergnügt an, als wenn ſie ſchon in der Stadt wären. Andere waren rumräthig und verwegen; ſie verſprachen denen, die ihnen folgen würden, mit prächtigen Worten, ſie über eine

Anhöhe vor der Stadt geſchwind in ſie ſelbſt zu bringen. Andere ſahen mit begierigen Augen immer auf die Erde, ſuchten allerley glänzende Steinchen, die umher zerſtreut lagen, und verhießen allen, welche ſich ihnen überlaſſen wollten, ſie einen ſolchen Weg zu führen, wo ſie keinen Mangel leiden, und Mittel finden würden, wodurch ſie unter den Thoren der Stadt ſich den Eingang erleichtern könnten. Die Jünglinge folgten den erſten; die erſten Perſonen, welche ſchon in das männliche Alter getreten waren, den andern, und die Greiſe den letztern Wegweiſern. Es kam zwar die **Unterſuchung**. eine ehrwürdige Matrone von einem ſehr tiefſinnigen Gange, welche zwey Häupter hatte, mit denen ſie auf alles um ſich her Achtung gab, und both dieſem Volke, jedem ein Fernglas an, damit ſie ſowohl die Wege, auf welche ſie ſich begeben wollten, als auch ihre falſchen und verrätheriſchen Wegweiſer genauer anſehen könnten: Allein die allermeiſten ſchlugen ihr Anerbiethen aus. Nahmen es auch gleich einige an, ſo ward es ihnen doch plötzlich von der **Leichtſinnigkeit**, die in ihren Kleidern, Mienen und Gebehrden ſorglos und frech war, wieder aus der Hand geriſſen oder geſchmeichelt. Der Hauſe folgte den einmal angenommenen Wegweiſern und die hinterſten den erſten nach. Keiner irrte für ſich allein, ſondern es zog immer einer den andern ins Verderben. Sie waren nicht weit gekommen, als viele kleine Zwerge in den Weg traten, und ſie auf alle mögliche Art fortzugehen verhindern wollten. Von einigen wurden dieſe gewaltſamer Weiſe fortgeſtoßen, von andern durch Schmeicheleien und

Liebkoſungen beſänftigt, daß ſie ihnen aus dem Wege giengen. Etliche wenige Wanderer wurden durch ſie ſtutzig gemacht: Denn da ſie dieſelben genau anſahen, wurden ſie immer gröſſer, ſo gar, daß ſich einige in Rieſengeſtalt zeigten. Zwey oder drey von denen, ſo ſtillzuſtehen angefangen hatten, kehrten ganz wieder um, die andern wichen mit ihren Führern auf die Seite aus, und ſuchten ihnen zu entgehen. Mein Schutzgeiſt, welchen ich um ihre Namen fragte, berichtete mich, ſie hießen **Gewiſſenszweifel.** Sie konnten den großen Haufen nicht aufhalten, welcher immer auf dem einmal erwählten Wege ſorglos fortlief. Die **Unterſuchung,** welche ihnen immer noch nachgeflogen war, und ihnen ihr Fernglas zu wiederholten malen vergebens angeboten hatte, verließ ſie auf einmal. Plötzlich zeigte ſich **das böſe Gewiſſen.** Seine Kleidung war ſchwarz, die Gebehrden traurig und das Geſicht finſter und zerſtreut. In der rechten Hand hielt es eine weiße Tafel, auf welcher es mit großen ſchwarzen Buchſtaben, die Fehltritte aufgeſchrieben, die ein jeder gethan hatte. Es zeigte dieſe Tafel einen jeden, und machte ihnen bittre Vorwürfe darüber, daß ſie gegen die Vermahnungen der **Unterſuchung,** welche ihnen ihr Fernglas ſo oft und allezeit vergebens angebothen hatte, unempfindlich geweſen waren. Es ſagte ihnen, daß dieſer Weg, auf welchem ſie in die Stadt der **Glückſeeligkeit** zu kommen vermeinten, ſie in einen tiefen Abgrund führte. Je weiter ſie auf dieſem verführeriſchen Wege fortgingen, deſto erſchrecklicher wurde nicht nur die Stimme des **böſen Gewiſſens,** ſondern auch alle Gegenſtände um ſie herum. Sie gingen in einer großen Finſterniß; an vielen Orten war der Boden ſo ſchlüpfrig, daß ſie einmal über das andere ſtrauchelten: an andern aber war der Weg ſo rauh und ſteinigt, daß ſie keinen Schritt thun konnten, ohne ſich zu verwunden. Die ſchöne Stadt war verſchwunden, wohin ſie alle wollten; im Gegentheil ſahen ſie ſich zwiſchen großen und tiefen Klüften, worein ſie alle Augenblicke zu verſinken fürchteten. Das **Misvergnügen** und die **Reue** geſellten ſich nunmehr zu ihnen. Das **Misvergnügen** war eine ſehr abgezehrte Perſon; ihre Haare waren zerriſſen und flogen unordentlich um ihr Haupt her; die Lippen waren verzerrt, und ein jeder Geſichtszug zeugte von ihrer Quaal; ſie hatte eine Geißel in der Hand, mit welcher ſie auf dieſe unglückſeeligen Leute grauſam zuſchlug. Die **Reue** war ihr ähnlich. Ihre Wangen wurden bald blaß, bald roth; ihre Augen ſahen von dem vielen Weinen, wie Feuer; ſie ſah niemals in die Höhe, ſondern nur manchmal auf den Weg zurück, den dieſe Verführten gegangen waren. Sie ſchlug mit ungeſtümen Händen an die Bruſt eines jeden von dieſen Verführten. Das Unglück dieſer Menſchen ward immer gröſſer, je weiter ſie kamen. Denn ſie wurden von den **Gewiſſensunruhen** angegriffen, welche an Geſtalt wilden Raubvögeln glichen, und ſehr begierig auf ihr Fleiſch zu ſeyn ſchienen, und die Luft mit einem unordentlichen Geheule erfüllten, das von den vielen Felſen bey den Klüften unzählige mal zurück ſchallte. Hoch über ihnen ſchwebte die **Hofnung**, welche, ſo viel ich in der

Dunkelheit erkennen konnte, grün gekleidet war, und rief dem Volke, allein mit einer ſehr matten Stimme zu, ſie könnten noch, wenn ihnen ihre Wohlfart lieb wäre, auf den richtigen Weg zurück kommen. Allein, ſowohl die grauſame Stimme des **böſen Gewiſſens**, als auch das widerſchallende Geheul der **Gewiſſensunruhen** machte, daß wenige von den bebenden Völkern etwas vernehmen konnten. Die **Leichtſinnigkeit**, welche ihnen das Fernglas der Unterſuchung aus den Händen geriſſen hatte, ſchlug ein lautes Gelächter auf, und die Wegweiſer thaten ein gleiches. Die **Ruchloſigkeit**, welche bey ihrer Blindheit das frechſte Weibsbild war, verſtopfte den meiſten die Ohren, daß ſie von den Ermahnungen der **Hofnung** gar nichts verſtehen konnten. Endlich ſah ich aus dem größten Abgrunde zwey Ungeheuer herausſteigen, welche noch mehr Furcht über die ganze Gegend ausbreiteten. Das eine war die **Verzweiflung**, eine Furie, an welcher man die allergewaltſamſten Bewegungen wahrnahm. In der linken Hand hielt ſie einen Becher mit dem ſtärkſten Gifte, den ich an ſeinen ſchrecklichen Wirkungen bey denen erkannte, die davon tranken. Und in ihrer rechten hatte ſie ein bloßes Schwerdt. Sogleich entfloh vor ihrem Anblicke die **Hofnung**, und entfernte ſich aus dieſen finſtern Gegenden. Die **Unglückſeeligkeit** kam hinter der **Verzweiflung**, und trat an den Abgrund. Sie war mit einer erſtaunlichen Anzahl von Plagegeiſtern umringt, von welchen jeder mit einem beſondern Marterzeuge bewafnet war. Ihre Geſtalt war ſo ſcheuslich und fürchterlich, daß ich vor großer Furcht mein Geſicht davon wegwendete. Die **Verzweiflung** und die **Unglückſeeligkeit** ſchienen zum Verderben dieſer Haufen einen Bund mit einander gemacht zu haben. Die **Verzweiflung** ergrif mit einer ungeſtümen Wuth diejenigen, die am nächſten bey den Klüften ſtunden, und warf ſie in die Arme der **Unglückſeeligkeit**, welche ſie grimmig in den Abgrund ſtürzte, aus welchem den Augenblick ein großes Geſchrey erſchallte, als ihre Körper zerſchmetterten. Die **Sicherheit** wurde zu denen geſchickt, welche von dem Abgrunde entfernter waren. Sie trug in der rechten Hand einen Mohnſtab, und in der linken ein Glas mit Mandragora. Sie war zu dem Schaden dieſer verführten Völker den Befehlen der **Unglückſeeligkeit** nur allzugetreu. Die meiſten tranken von ihrem Safte. Sie taumelten, oder entſchliefen, wodurch ihre Ohren völlig vor den Vorwürfen des **böſen Gewiſſens** verſchloſſen wurden. Die **Sicherheit** feſſelte ſie alsdenn mit ſchweren Ketten, ſchleppte ſie an den Abgrund hin, wo ſie von der **Unglückſeeligkeit** gleich den übrigen hinab geſtoßen wurden. Nachdem der Abgrund alle dieſe Perſonen verſchlungen, wendete ſich die **Unglückſeeligkeit** nach den Gegenden, welche weiter entfernet waren, denen, welche ſich daſelbſt aufhielten, ein gleich ſchreckliches Schickſal widerfahren zu laſſen. Ein großer Haufe ſchien ſie mit getroſten Muthe zu erwarten, ob man gleich zuweilen auf ihren Geſichtern Zeichen der Unruhe und des Schreckens ſah. **Das böſe Gewiſſen** verdammte dieſe Verſtockten, und entfernte ſich. Sehr wenige ſahen das traurige Schickſal ihrer Gefährten mit einer ihnen nützlichen Aufmerkſamkeit an. Die Stimme des **böſen Gewiſſens** ward ihnen erſchrecklich; ſie hörten noch einige Worte der **Hoffnung**, und ſuchten ſich aus dieſem unglückſeeligen Orte zu retten. Allein ihre Kräfte waren ſehr ſchwach: indem ihre Füße durch den weiten und rauhen Weg, den ſie zurück gelegt hatten, ſehr ermüdet und verwundet worden waren. Das **böſe Gewiſſen**, das **Misvergnügen** und die **Reue** folgten ihnen nach. Die **Hoffnung** ermunterte und ſtärkte ſie zwar, ſie waren aber doch vor den Anfällen der **Gewiſſensunruhen** nicht ſicher. Je näher ſie aber zu dem Wege der **Prüfung** kamen, deſto ſtärker wurden ſie auch, die **Unglückſeeligkeit**, welche ihnen beſtändig noch nachſetzte, herzhaft zurück zu treiben. Die **Beſſerung**, eine Perſon, die Anfangs wenig Reizungen zu haben ſchien, je näher ſie aber dem Lichte kam, Stunde vor Stunde ſchöner ward, bewahrte ſie vor Fehltritten, und hielt ſie immer aufrecht. Die Gefahr, die ihnen zeither gedroht hatte, ward immer geringer, und nachdem die **Unglückſeeligkeit** noch zweymal einen vergeblichen Anfall gewagt hatte, floh ſie mit einem fürchterlichen Geheule nach ihren Klüften zurück. Das ſchlimmſte war, daß ſie immer noch viel von den **Gewiſſensunruhen** auszuſtehen hatten, und als auch dieſe wichen, ſo ließ ſich doch das **böſe Gewiſſen** nicht ganz zufrieden ſtellen. Der **Troſt**, welcher ſehr jung und mitleidig ausſah, riß zwar dem **böſen Gewiſſen** die weiße Tafel, auf welcher ihre Fehltritte aufgeſchrieben ſtunden, aus den Händen, dennoch hörte es nicht auf, ſie zuweilen mit bittern Vorwürfen zu quälen. Wenn dieſes einmal geſchah, ſo überzog der **Kummer**, welcher ſein Haupt auf die linke Schulter fallen ließ, und beſtändig ſeufzte, ihr Angeſicht mit einem ſchwarzen Flore, und man ſah die häufigſten Thränen über ihre Wangen herunter fallen. Der **Troſt** richtete ſie immer wieder auf, und trocknete ihr Antlitz ab. Allein wie ruhig und freudig ſahen nicht diejenigen aus, welche ſich gleich anfangs auf dieſen dem Anſehen nach ungebähnten und rauhen Weg begeben hatten. Er hatte ſich in einen breiten anmuthigen Luſtweg verwandelt, welcher auf beyden Seiten mit balſamiſchen Blumen bewachſen war, welche mit ihren erquickenden Ausdünſtungen die Wandrer erquickten. Sie hatten das Sehrohr der **Unterſuchung** angenommen, und betrachteten alles mit der möglichſten Behutſamkeit. Sie ließen ſich auch von den Lockſtimmen der **Gemüthsneigungen** nicht verführen, und wenn ſie von den **Gewiſſenszweifeln** angegriffen wurden, ſo verjagten ſie dieſelben nicht mit Gewalt, ſondern riefen die **Unterſuchung** und die **Vernunft** herbey, welche alles um ſie her helle machten, worauf dieſe unruhigen Geiſter alle entflohen, weil ſie das Licht ſcheuten. Nunmehr giengen alle Wandrer in Geſellſchaft der **Tugenden** über die anmuthigſten Wieſen, wo ein ewiger Frühling lächelte. Sie mußten hier und da noch kleine Felſen und Anhöhen überſteigen, welches ihnen aber immer leichter ward, je weiter ſie kamen. Endlich gelangten ſie vor die erwünſchte Stadt, wo ein immerwährendes Glück auf ſie wartete. Ehe ſie noch durch die Thore dieſer

ſer Stadt eingiengen, wurden ſie von der **Unterſuchung** in den Tempel des **guten Gewiſſens** gebracht. Dieſes Gebäude war ungemein feſt, der Erdboden umher war nicht lockre Erde, oder ſandigt, ſondern ein harter Felſen, alſo daß er von den wildeſten Stürmen nichts zu befürchten hatte. Ich zählte über hundert Pfeiler, welche ihn an allen Seiten hielten. Hier wurden alle Ankömmlinge geprüft, wie würdig ſie waren, in die Stadt gelaſſen zu werden, und in welche Wohnung ein jeder kommen ſollte, die nach dem Werthe ihrer Aufführung auch an Schönheit und Pracht von einander unterſchieden waren. Diejenigen, welche gleich anfangs ſich von dem **Geſetze** hatten führen laſſen, traten unerſchrocken hinein; die andern erzitterten. Das **böſe Gewiſſen**, welches ihnen zwar ſtets nachgefolget, aber doch immer noch von der **Hofnung** und dem **Troſte** war beſänftigt worden, ward auf einmal wieder unruhig. Es erneuerte ſeine Vorwürfe, und ihre Furcht war außerordentlich, als man ihnen befahl, in der Halle des Tempels zu verziehen, und nicht mit den übrigen in das innre Heiligthum zu kommen. Diejenigen, welche hinein kamen, mußten inwendig vor den Altar treten, und vor den aufgerichteten Bildniſſen der **Gerechtigkeit** und **Gnade** ihre Knie beugen. Das **gute Gewiſſen**, eine Tochter des **Geſetzes** und der **Vernunſt**, ſaß auf einem erhabnen Throne, als auf einem Richterſtuhle; und war mit einem ſchneeweißen Gewande beſtändig bekleidet. Die **Tugenden**, welche die Gewiſſenhaften begleitet hatten, ließen ſich auf goldenen Seſſeln an ihren Seiten nieder.

Nunmehr befahl das **gute Gewiſſen** der **Unterſuchung**, die Anweſenden zu prüfen. Man brachte die Bücher dar, in welchen die Rechte enthalten waren, nach welchen ſie gerichtet werden ſollten. Vornehmlich wurde laut verkündigt, daß hier beſonders auf die Abſichten des Herzens würde geſehen werden. Einige hörten dieſes alles mit einem getroſten Muthe an; andere verſteckten das Geſicht, und erröthеten bald, bald erblaßten ſie wiederum. Die erſtern wurden bewährt erfunden; allein als ſich die **Unterſuchung** zu den letztern nahte, ſo erkannte ſie nach einer genauen Prüfung, und machte es im ganzen Tempel kund, daß ſie Heuchler wären. Sie wurden von den Tugenden beſchuldigt, daß ſie immer die letzten auf dem Wege geweſen, und bey der Dämmerung, und in der Nacht in die Gegenden des Laſters geſchlichen wären. Ob ihnen gleich ernſtlich befohlen ward, ihre Verſtellung zu bekennen, ſo behaupteten ſie doch mit der unverſchämteſten Stirne, ſie wären tugendhaft und ohne Tadel. Die heitre Luft ſchwärzte ſich in dem Tempel; welches ein deutliches Kennzeichen ihrer Verſtellung war. Die Larven wurden ihnen von ihren Geſichtern geriſſen, da ſich denn ihre Abſcheulichkeit in völliger Blöße zeigte. Man fand in den Geſetzbüchern, daß ſie den **Strafen**, welche als Furien theils mit glüenden Zangen, theils zackigten Geißeln, theils andern Marterzeuge bewehrt waren, übergeben, in das nahe gelegene Land der Züchtigung gebracht, und wenn ſie allda ihre Bosheit nicht erkennten, in die nicht weit davon entfernten Gegenden der Unglückſeeligkeit geſtoßen werden ſollten, welches ſo gleich bewerkſtelligt wurde. Gleich wurde Weyhrauch angezündet, damit das Heiligthum, welches von dieſen Frevlern entweihet worden war, wieder geheiligt würde. Sodann empfingen die Gewiſſenhaften ihr Urtheil, welches in dem öffentlichen Lobe, welches das **gute Gewiſſen** ihren Handlungen gab, und in der freudigen Verheißung beſtund, daß ſie bald in die frohen Wohnungen der **Glückſeeligkeit** gebracht werden ſollten. Hierauf trat die **Zufriedenheit**, welche mit himmelblauer Kleidung angethan war, und zeither hinter dem Throne des **guten Gewiſſens** geſtanden, hervor, und ſetzte den Tugendhaften goldne Kronen auf, welche aber die irrdiſchen weit an Pracht und Schönheit übertrafen, und ſtellte jedweden nach ſeinen Vollkommenheiten und Verdienſten an die Seiten der **Tugenden**, ihrer Gefährtinnen. Die **Unterſuchung** brachte nunmehr auch diejenigen, welche ſich in der Halle des Tempels voll Furcht und Kummer befanden, in das Heiligthum, und ſtellte ſie vor den Altar. Das **böſe Gewiſſen**, welches mit hineindrang, fing an, ſie zu verklagen, als man von ihren Wangen die aufrichtigſten Thränen herabfließen ſah. Die **Unterſuchung** befahl ihnen, ihre Vergehungen und Fehltritte zu bekennen, und allen Tugenden eine feyerliche Abbitte zu thun. Mit bebenden Knien erfüllten ſie dieſen Befehl, und als ſie voll Schaam und Kummer zu einer jeden umher gingen, erhielten ſie zum Kennzeichen der aufrichtigſten Verſöhnung auch von jeder einen Kuß. Die **Beſſerung** trat auf, und erzählte dem guten Gewiſſen, wie ſie ſich durch die **Hoffnung** und die **Reue** von den Wegen des Verderbens, auf die Wege der Tugend zurück rufen laſſen, und wie ſie nachdem auch mit der größten Vorſichtigkeit darauf gewandelt hätten. Die **Tugenden** bekräftigten ſolches mit ihrem Zeugniſſe. Allein das **böſe Gewiſſen** ſchwieg noch nicht, und forderte eine Genugthuung, als plötzlich die **Gnade**, welche von der **Religion**, die mit ihren Sternengewande den ganzen Tempel erleuchtete, herbey gerufen worden war, unter einem göttlichen Glanze erſchien, mit mitleidigem Antlitze dieſe Bekümmerten losſprach, und ihnen eine gleiche Verheißung, wie den **Gewiſſenhaften**, ertheilte. Es wurden ihnen von der **Zufriedenheit** gleichfalls Kronen, obgleich nicht von einem ſo großen Werthe, aufgeſetzt. Dem **böſen Gewiſſen** befahl die **Gnade**, ſich zu entfernen, und den Heuchlern nachzufolgen. Als ſolches geſchehen war, begab ſich die ganze Menge in einem langen Zuge mit der ſchönſten Ordnung nach den offnen Thoren der Stadt zu, wo die **Glückſeeligkeit** wohnte. Sie näherte ſich ihnen in der größten Pracht als eine Göttinn entgegen, und drückte mit der feurigſten Entzückung einen jeden an die Bruſt. Jeder empfand das ſüßeſte Vergnügen; die Luft ertönte von der anmuthigſten Muſik; die Einwohner jauchzten über den lauten Schall ihres Jubelgeſchreyes, als ich gleich, da ich vor Verlangen brannte, den fernern Verlauf dieſer großen Begebenheit zu erfahren, unvermuthet erwachte, und den Entſchluß faßte, immer dem **Geſetze** mit einem willigen und unſchuldigen Herzen zu gehorchen.

II.

Ueber die Großmuth.

Ueber die Großmuth.

Die Großmuth hat das Schickſal aller Tugenden, zu welchen eine vorzügliche Hoheit der Seele gehört, daß ſie genug Bewunderer, und unter tauſend Bewundern nur ſelten einen Nachahmer findet. Wie oft hat ſie nicht auf der Bühne die leichtſinnigſten Gemüther zur Aufmerkſamkeit, und von der Aufmerkſamkeit zum Erſtaunen gebracht! Sie hat den Augen Zähren abgezwungen, welche zu dieſen rührenden Beweiſen der Menſchlichkeit nicht geſchaffen zu ſeyn ſchienen. Die Stimmen der Menſchen vereinigen ſich, großmüthige Wohlthäter zu erheben, deren einzige Beſchäftigung dieſe iſt, daß ſie das Elend rechtſchaffner Männer vertilgen. Wir erſtaunen über großmüthige Feinde, welche Beleidigungen mit Wohlthaten vergelten. Dennoch iſt die Anzahl derjenigen ſehr klein, welche durch ſolche Beyſpiele edelmüthiger Handlungen angereizt werden, den Eigennutz zu verleugnen, und über ſich ſelbſt zu erröthen, wenn ſich Triebe des Haſſes, oder der Rachbegierde, dieſer Leidenſchaften, welche dem beleidigten Herzen ſo angenehm ſind, in ihnen regen wollen. Man wird die Urſachen bald einſehen, warum ſo wenig Menſchen großmüthig ſind, wenn man nur mit der Natur der Großmuth näher bekannt wird.

Die Menſchen, welche ſich ihren Leidenſchaften noch überlaſſen, ſind ſo edel nicht, daß ſie ihr Glück und Vergnügen, in dem Glücke und Vergnügen andrer Menſchen ſuchen ſollten. Sie kennen kein andres Geſetz, als das Geſetz, ſich ſelbſt glücklich zu machen, und die Neigung, dieſe Pflicht auszuüben, verliert darum viel von ihrem natürlichen Adel. Es ſcheint oft, als wenn ſie ihren Nebenmenſchen liebten: allein ihre Menſchenliebe iſt nur eine verſteckte Eigenliebe. Sie würden alle andre Menſchen neben ſich haſſen, wenn ſie nur dieſer Haß mehr, als die Menſchenliebe vergnügen könnte. Sie üben die geſellſchaftlichen Pflichten ſo lange aus, ſo lange die Begierde, ſich ſelbſt zu vergnügen, durch die Ausübung derſelben befriedigt wird. Dieſe Pflichten verlieren aber das Anſehen der Pflichten bey ihnen, ſo bald ſie mit Unluſt für ſie begleitet zu ſeyn, oder auch nur das Vergnügen andrer Menſchen mehr zu befördern ſcheinen, als das Ihrige. Bloß ihr eignes Vergnügen iſt die Abſicht ihres Umganges mit andern. Sie thun andern gutes, ſich ſelbſt Wohlthaten zu erweiſen, und ihre Freundſchaft gegen andre iſt wirklich nur eine Freundſchaft gegen ihre eigne Perſon. So bald ihren Leidenſchaften ein ſcheinbares Vergnügen aus dem Mißvergnügen andrer Menſchen zuwachſen kann, ſo bald müſſen alle Empfindungen der Menſchenliebe weichen. Wucher, Neid, Argliſt, Verleumdung, und die feindſeeligſten Beleidigungen, durch welche vernünftige Geſchöpfe noch unter die Thiere hinunter geſetzt werden, ſcheinen ihnen alsdenn ſo viele Tugenden zu ſeyn. Alle Laſter, die das Glück der menſchlichen Geſellſchaft ſtören, kommen daher, daß ſich die Menſchen ſelbſt für Beherrſcher, und die andern Menſchen für Sklaven anſehen, deren Glück und Unglück bloß auf das eigenſinnige Vergnügen ihrer Beherrſcher ankömmt. Dieſe unedle Selbſtliebe iſt die Urſache, warum ſo wenig Menſchen den Namen der Großmüthigen verdienen können.

Die Großmuth iſt ein hoher Grad von uneigennütziger Menſchenliebe, welche in dem Vergnügen andrer Menſchen ein ſo groſſes Vergnügen findet, daß ſie nicht allein alle Vortheile verachtet, die ſie nicht erhalten kann, ohne eine fremde Glückſeeligkeit zu vermindern, ſondern auch bereit iſt, andrer Beſtes mit einer willigen Aufopferung eigner groſſen Vortheile, und ſelbſt mit einer muthigen und freudigen Uebernahme beſchwerlicher Uebel zu befördern. Alle Handlungen eines Großmüthigen haben alſo das Glück ſeiner Nebenmenſchen zum Endzwecke. Er iſt darum nicht ohne Selbſtliebe; er verabſäumt den perſönlichen Nutzen nicht, den er ohne die Beleidigung ſeiner Mitgeſchöpfe erlangen kann; allein die allgemeine Wohlgewogenheit hat ſo viel Gewalt über ihn, als die Selbſtliebe; ihre Empfindungen ſtreiten ſo wenig mit einander, als die tägliche Bewegung der Erde mit ihrem jährlichen Umlaufe, oder mit der Bewegung um ihren eignen Mittelpunkt ſtreitet. Der Großmüthige übt die Pflichten, die er ſeiner Erhaltung, und ſeinem Vergnügen ſchuldig iſt, vornehmlich auch darum aus, weil er dadurch in den Stand geſetzt wird, andre glücklich zu machen. Jedes Vergnügen gefält ihm, durch welches die Tugend nicht beleidigt wird; allein es erhält in ſeinen Augen einen weit größern Werth, wenn er daſſelbe mit andern theilen kann.

Er hütet ſich mit einer edlen Behutſamkeit einen einzigen Menſchen zu betrüben, und wird er auch genöthigt, einem Menſchen einigen Verdruß zu verurſachen: ſo geſchieht es doch nur aus der Abſicht, demſelben durch einen kleinen Verdruß ein wahres und dauerhaftes Vergnügen zu verſchaffen. Er geht ſo weit, daß er ſelbſt ein Mißvergnügen nicht ſcheuet, und es zu ſeinem Vergnügen zu machen weis, ſo bald daſſelbe ein Mittel ſeyn kann, andre Menſchen zu erfreuen. Wie unumſchränkt muß man nicht ſeine Leidenſchaften beherrſchen können, wenn man ſo geſinnt ſeyn will! Und ein Großmüthiger muß ſo geſinnt ſeyn.

Soll die Großmuth der Welt ſo nützlich werden, als ſie werden kann: ſo muß man mit dieſer großen Eigenſchaft des Herzens einen ſtarken und erleuchteten Verſtand verbinden. Wie ein durchdringender Verſtand ohne ein edles und großmüthiges Herz oft die größte Verwirrung und Unordnung in der Welt anrichtet: So kann ein rechtſchaffener Mann, wenn er einfältig und unwiſſend iſt, der Welt zuweilen eben ſo ſchädlich werden, als er ihr vortheilhaft ſeyn könnte, wenn die Ausbrüche ſeines großmüthigen Herzens durch Wiſſenſchaft und Einſicht auf würdige Gegenſtände gelenkt würden. Ein Großmüthiger braucht nicht diejenige Schulgelehrſamkeit zu beſitzen, durch welche kleine Geiſter, deren größter Verſtand ihr gutes Gedächtniß iſt, deſto mehr aufgebläht werden, je weniger ſie von nöthigen Wahrheiten verſtehen. Er hat nicht nöthig, dasjenige zu wiſſen, was vor ihm tauſend Menſchen gedacht, und oft ungereimt und närriſch gedacht haben. Für ihn iſt diejenige Wiſſenſchaft die beſte, welche für die menſchliche Geſellſchaft die brauchbarſte iſt. Er muß ſeinen Geiſt mit Wahrheiten, welche die Bewegungsgründe zu edlen Thaten ſind, erfüllet, die Irrthümer, die den Willen verderben, vertrieben, und ſich von allen Vorurtheilen, die den Leidenſchaften ſchmeicheln, losgeriſſen haben. Wie könnte er ſonſt das allgemeine Glück der Menſchen zur vornehmſten Abſicht ſeiner Handlungen machen? Wie könnte er die Sorge dafür ſo vielen Lüſten, welche mit ihr ſtreiten, vorziehen? Es gehört eine nicht gemeine Stärke der Vernunft dazu, ſein Herz ſo weit zu bringen, daß es die Unluſt für keine Unluſt hält, welcher er ſich doch ſo oft preis geben muß, um durch dieſelbe die Zufriedenheit ſeiner Nebenmenſchen zu befördern. Muß er ſich nicht oft viele Bequemlichkeiten entziehen, um ſie andern zu verſchaffen, und muß nicht ſein Verſtand, das Mißvergnügen, das aus ihrem Verluſte entſpringt, als ein Vergnügen zu betrachten wiſſen? Wie ſchwer würde es ihm ſonſt werden, ſich ſolche Bequemlichkeiten zu verſagen! Und wie erhaben muß der nicht denken können, welcher die Nichtigkeit der Freude, die aus den Lobſprüchen des unverſtändigen Pöbels entſteht, der Wolluſt, die ihm die Rache verſchaft, und den kleinen Werth einer jeden Freude, welche der Menſchenliebe hinderlich iſt, einſehen ſoll!

Wie traurig würde ein Groſmüthiger werden, wenn niemand vorhanden wäre, deſſen Glück die Abſicht ſeiner Handlungen ſeyn könnte. In ſeiner betrübten Einſamkeit würde zum wenigſten ſeine

Einbildung eine Welt entſtehen laſſen, und dieſe Welt mit Menſchen bevölkern, die er mit Glücke und Vergnügen überhäufte. Bey dem Mangel der Macht würde er doch, dem Willen nach, dem Urheber der Welt ſich zu nähern ſuchen, welcher ſein Daſeyn auch andre Weſen auf eine ihnen vortheilhafte Weiſe empfinden läßt. Viele Großmüthige ſind ſchon in ähnlichen Umſtänden geweſen. Das widrige Glück darf der Großmuth nur die Mittel nehmen, durch welche ſie ſich hervorthun kann, ſo wird ſie trauriger werden, als wenn gar keine Welt außer ihr vorhanden wäre.

Kleondas iſt großmüthig; allein das Glück hindert ihn, ſeine Großmuth zu beweiſen. Er iſt weder angeſehen, noch reich. Dieſer Mangel der Glücksgüter iſt ihm nur darum ſchrecklich, weil er ihn verhindert, die Thränen der Unglücklichen zu ſtillen, und traurige Augen heiter zu machen. In ſeinem Elend fühlt er das Elend aller Nothleidenden. Er wünſcht ſich die Wohlthaten des Glücks, in der That aber nicht für ſich, ſondern für andre, denen ſie fehlen. Er beneidet faſt die Reichen, bey welchen die Geſchenke des Glückes todte Schätze ſind, und erzürnt ſich über ſie, daß ſie ihre Güter nicht zu allgemeiner Freude der Menſchen anwenden. Dieſer Neid, und dieſer Zorn ſind Wirkungen ſeiner Großmuth. **Attalus** würde in ſeinen Gedanken nicht ſo reich ſeyn, als er, und er würde ſich ſo angeſehen, als ein König dünken, ſo dürftig und verachtet er immer iſt, wenn nur außer ihm niemand, der den Zorn des Glückes nicht verdient, verachtet, dürftig und bekümmert wäre. Großmüthiger **Kleondas**, wie oft haſt du dich an die Stelle derjenigen gewünſcht, welche bey dem Beſitze von Tonnen Goldes über ihr Armuth klagen, wenn das traurige Geſicht, und die Bitte eines Armen eine Wohlthat von ihnen verlangen! Wie viele bedrängte Wittwen; wie viele arme Waiſen haſt du in deinen Gedanken ſchon aus ihrem Elende geriſſen! Wie viele liebenswürdige Frauenzimmer, welche man kaum des Anblickes würdiget, weil keine Reichthümer um ſie her glänzen, und Liebhaber herzulocken, haſt du in deiner Einbildung mit einer anſehnlichen Mitgift an liebenswürdige Männer ausgeſtattet! Wie oft haſt du dich in Gedanken auf die Richterſtühle geſetzt, die Unſchuld wider den Stolz der Ungerechten zu beſchützen! Wie viele Verdienſte haſt du auf eben dieſe Art belohnet! Wie viele rechtſchaffene Freunde haſt du deines Glückes, das nur in deiner Einbildung geweſen, genießen laſſen! Man wird vielleicht wiſſen wollen, ob Kleondas ſeine Großmuth nicht auf eine noch thätigere Art bewieſen habe. Er hat ſeine Großmuth ſchon durch die Hülfe andrer Menſchen gezeigt. Es war ihr unerträglich, in Umſtänden zu bleiben, wo ſie nicht thätig genug ſeyn konnte. Er ſuchte ſich alſo die Freundſchaft einiger Leute zu erwerben, welche die Mittel zur Beförderung der allgemeinen Glückſeeligkeit beſaßen. Dieſes konnte ihm ſo gar ſchwer nicht werden, weil er von ihnen niemals eine Wohlthat für ſich begehrte. Er verbarg ihnen ſeine eignen Widerwärtigkeiten, er hofte mehr als einen Nothleidenden glücklich zu machen, wenn er ſeine Laſt in der Stille trüge, und glaubte, daß ein

Menſch, der über das Elend andrer Unglücklichen klagte, lieber noch gehört würde, als wenn er über ſich ſelbſt klagte. Er fand alſo Freunde, und war ihnen nicht nur wegen ſeiner guten Eigenſchaften, ſondern auch darum ſchon liebenswürdig, weil ſie glaubten, daß ihnen ihre Freundſchaft gegen den großmüthigen **Kleondas** keine Unkoſten machen würde. Seine Uneigennützigkeit hat ihm ihr völliges Vertrauen zuwege gebracht, und darauf hat er ihnen ſeine Großmuth nach und nach mitgetheilt. Sie haben durch ihn ihre Güter zum allgemeinen Beſten brauchen gelernt; er hat ſie gegen das Elend andrer Menſchen mitleidig und empfindlich gemacht. Er will, ſo lange er ſich ſelbſt noch genug iſt, keine Wohlthaten von ihnen annehmen, damit ſie andern deſto mehr Gutes thun können. Viele Menſchen, welchen von ihren widrigen Schickſalen alles Vergnügen entriſſen worden, haben daſſelbe durch ihn wieder erlangt, ohne daß ſie wiſſen, wem ſie es zu danken haben. Seine Freunde erndten die Lobſprüche und Dankſagungen ein, die er durch ihre Wohlthaten verdient hat. Er weis dieſes, und legt es nunmehr dem Schickſale nicht zur Laſt, daß es ihn nicht ſo groß und reich, als ſeine Freunde, machte. Er iſt mit ſeiner Einrichtung zufrieden, da es ihm die Gelegenheit verſchaft hat, durch ſeine Freunde dem menſchlichen Geſchlechte wohl zu thun. Dieſes macht ihm den Mangel der Glücksgüter erträglich, welcher ihm erſt ſo erſchrecklich vorkam. Er hat überlegt, daß er vielleicht nicht ſo edel und großmüthig denken und handeln würde, wenn ihm das Glück von ſeiner Geburt an Reichthum und

Ehre verliehen hätte; daß alsdann ſeine itzige Großmuth Verſchwendung oder Ehrgeiz ſeyn möchte, oder vielleicht beydes noch werden könnte, wenn ihn itzt noch das Glück reich und groß machte. Erhabene Gedanken! Die Abbildung ſeiner liebenswürdigen Gemüthsart ſoll uns lehren, wie man in Umſtänden, wo die Ausübung der Großmuth faſt unmöglich zu ſeyn ſcheinet, dennoch Zeugniſſe von ihr ablegen könne.

Wenn die Großmuth Gegenſtände vor ſich hat, auf welche ſie wirken kann; wenn ihre edlen Ausbrüche vom widrigen Glücke nicht verhindert werden: So wird ſie ſich mit allen Pflichten vereinigen, die ein rechtſchaffner Mann der menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig iſt. Die menſchlichen Tugenden erhalten von der Großmuth den größten Adel, deſſen ſie fähig ſind. Man kann ein ehrlicher Bürger ſeyn; man kann viel zum gemeinen Beſten beytragen; man kann ſich durch ſeine Freygebigkeit, durch ſeine Freundſchaft, durch ſein Erbarmen viele Menſchen verbindlich machen; man kann ſo gar ſeinen Feinden vergeben, ohne eben außerordentliche Lobſprüche dafür zu verdienen; wenn die Quelle dieſer Handlungen nicht die Großmuth, ſondern bloß die Eigenliebe iſt. Die Welt glaubt, daß diejenigen, welche bloß aus Liebe zu ſich ſelbſt tugendhaft ſind, genug belohnt werden, wenn ſie ihre Abſicht, durch ihre Tugenden ihr eignes Glück zu befördern, nicht verfehlen. Lobſprüche iſt ihnen die Welt nicht ſchuldig, weil das Glück andrer Menſchen nicht die Abſicht ihrer Handlungen, ſondern nur ein Mittel zu ihrem eignen Vergnügen geweſen iſt. Sie würden eben ſo unbillig handeln, wenn ſie für dergleichen Dienſte, welche ſie der menſchlichen Geſellſchaft leiſten, die Bewunderungen der Welt verlangten: So unbillig ein Reicher handeln würde, der ſich zu ſeiner Bequemlichkeit einen Pallaſt aufführen ließe, und den Arbeitern ihren verdienten Lohn, weil er ihnen wirklich viele Vortheile verſchaffen kann, als eine Wohlthat anrechnen wollte. Durch die Großmuth allein erhalten alle Tugenden diejenigen Reizungen, womit ſie allen Menſchen gefallen müſſen. Wir wollen dieſes von einigen beweiſen.

Die Tapferkeit der Helden, iſt immer ein Gegenſtand der menſchlichen Bewunderung geweſen. Sie verdient aber dieſelbe nicht, wenn ſie nicht mit der Großmuth vereiniget iſt. Sie kann ſo gar verächtlich und der Gegenſtand eines allgemeinen Abſcheues werden, ſo bald ſie in eine Tollkühnheit, oder in einen unbändigen Ehrgeiz ausartet, und nur auf Feldern, wo tauſend Unglückliche, und tauſend zerſtümmelte Leichen Zeugniſſe ihres Menſchenhaſſes ſind, ihr gröſtes Vergnügen findet. Allein wie göttlich iſt nicht die Tapferkeit, wenn ſie ſich von der Großmuth regieren läßt! Sich den Gefahren entgegen ſtellen, welche man für ſeine Perſon vermeiden könnte, um andre aus denſelben heraus zu reißen, ſein Leben nicht ſchonen, um das Leben andern Menſchen zu retten; das Blut der Freunde, und der Feinde ſparen, wenn jenen kein Nachtheil daraus zuwächſt; in ſeinen Siegen aufhören, wo die Gefahr der Ueberwinder aufhört, und wo ſich das völlige Elend der Beſiegten anfangen würde, wenn man ſeine Siege fortſetzte; den ſchmeichelnden

Ruhm eines Eroberers verachten, und durch den Frieden Ueberwinder und Ueberwundene glücklich machen; dieſes heißt auf eine großmüthige Art ein Held ſeyn.

Alexander hat ſeinen Ruhm, den er noch bey wahren Kennern der Verdienſte hat, weder ſeiner Macht, noch ſeinen Siegen zu danken. Sein Name würde wegen ſeines Ehrgeitzes, welcher keine Gränzen kannte, und die Vereinigung ſeines Muthes mit der Billigkeit und Weisheit verhinderte, nicht ſehr groß ſeyn, wenn er nicht zuweilen eine ſtarke natürliche Fähigkeit zur Großmuth geäußert hätte. Bey Richtern großer Thaten verſchwindet das Andenken ſeiner Siege vor dem Erſtaunen über ſein Verfahren mit dem überwundnen Porus, da er demſelben ſeinen edlen Trotz bey ſeiner Niederlage vergab, ihn zur Belohnung dieſes Trotzes wieder in ſein Reich einſetzte, und die Grenzen deſſelben noch erweiterte. Dieſes Schattenbild von einer Großmuth; denn ich bin zu furchtſam, dieß Verfahren eine wirklich großmüthige Handlung zu nennen, weil er ſo vieler andern unedelmüthigen Handlungen ſchuldig iſt, macht, daß wir ihn ſelbſt zu entſchuldigen ſuchen, wenn uns die Grauſamkeiten einfallen, die er gegen ſeine vertrauteſten Freunde im Zorne und bey dem Trunke ausgeübt hat.

Die Liebe gegen die Feinde wird durch ihre Vereinigung mit der Großmuth ſo ehrwürdig, daß viele Weltweiſen glauben, den Begriff der Großmuth erſchöpft zu haben, wenn ſie dieſelbe durch die Liebe gegen die Feinde erklären. Die Neigung, ſich vor ſeinen Feinden zu beſchützen, ſie zu unterdrücken, um von ihnen nicht unterdrückt zu werden, und ſich durch das Vergnügen der Rache eine Genugthuung dafür zu verſchaffen, daß unſer Glück durch ihre Beleidigungen gekränket worden iſt, dieſe Neigung iſt den Menſchen natürlich. Wie göttlich muß der Geiſt nicht ſeyn, der dieſe Neigung ſo einſchränken kann, daß er bey ihren Ausbrüchen für ſein eigenes Glück und für das Glück ſeines Feindes eine gleiche Sorge trägt; daß er, wenn er auch ſeinen Beleidiger ganz niederſchlagen könnte, denſelben doch aufrecht erhält, und ſich ſelbſt das Vergnügen einer gerechten Rache verſagt! Die Geſchichte hat uns einige rührende Beyſpiele einer ſo außerordentlichen Großmuth aufbehalten.

Wer muß nicht den **Piſiſtratus** der Athenienſer bewundern, und zweifelhaft bleiben, ob er wirklich auch den Namen eines Tyrannen ſeines Vaterlandes verdiene, weil er ſich der höchſten Gewalt über ein freyes Volk bemächtigte, als er vielleicht ſah, daß andre ſich der Oberherrſchaft bemächtigen würden, ohne ſo viel Recht zu haben, als er, der von der Familie eines großmüthigen Codrus abſtammte? Alle ſeine Handlungen verkündigten das menſchenfreundlichſte Gemüth. Er war freygebig ohne Verſchwendung und wohlthätig ohne Pralerey. **Solon** ſelbſt mußte ihm das Zeugniß geben, daß er der beſte Bürger ſeyn würde, wenn er weniger Ehrgeiz hätte. Er beherrſchte die Athenienſer nur, um ſie glücklich zu machen, und er ſchien in dem Beſitze der höchſten Gewalt keine Leidenſchaften zu haben. Man hätte glauben ſollen, daß er ſelbſt nur wider Ein Geſetz des Solons hätte ſündigen wollen, damit die übrigen alle vollzogen werden möchten. Er wurde vertrieben, erhielt ſeine verlohrne Macht wieder, und rächte ſich an keinem. Alle Beleidigungen ſeiner Ehre, ſeiner Freundſchaft, oder ſeiner Familie, vergalt er mit Wohlthaten, ohne ſich zu erniedrigen. Einige trunkne Jünglinge beleidigten ſeine Gemahlinn; ſie erwachen vom Rauſche, erinnern ſich ihres Verbrechens, und kommen um Verzeihung zu bitten. **Piſiſtratus** räth ihnen nur, künftig beſcheidner zu ſeyn, und verſichert ſie, ob ihm gleich das Gegentheil bewuſt iſt, daß ſeine Gemahlinn nicht außer Hauſes geweſen ſey. Ein Thraſymedes wird von einer heftigen Liebe gegen ſeine Tochter eingenommen. Er hat ſich bey einem öffentlichen Aufzuge ſo wenig in ſeiner Gewalt, daß er ſie küßt. Seine entrüſtete Gemahlinn verlangt, daß ſeine Kühnheit mit ſeinem Tode beſtraft werden ſoll. **Piſiſtratus** antwortet ruhig: **Wenn wir diejenigen tödten wollen, die uns lieben, wie wollen wir denen begegnen, die uns haſſen?** Er hat einen Freund **Thraſippus**, welcher ihn bey einem Gaſtmale einmal über das andre beſchimpft. Er hingegen hat ſeinen Zorn ſo in ſeiner Gewalt, iſt ſo gelaſſen, als ein Diener ſeyn möchte, wenn er von einem Tyrannen beleidigt wird. Da er die Geſellſchaft verlaſſen will, beſorgt **Piſiſtratus**, daß er vielleicht aus Furcht vor ihm weggehen möge, und ſucht ihn mit den Merkmalen der gröſten Vertraulichkeit zurückzuhalten. Die Folge davon iſt eine noch gröſſere Beleidigung. Thraſippus kömmt den Tag drauf zu ſich ſelbſt, und würde ſich umgebracht haben, wenn ihn nicht **Piſiſtratus** davon zurück gehalten und die feyerliche Verſicherung gegeben hätte, daß er eben ſo ſehr ſein Freund ſeyn wollte, als er vorher geweſen wäre. Gewiß der großmüthigſte Tyrann, wenn er ein Tyrann geweſen iſt; wenn ihn nicht ſeine natürliche Großmuth bewogen hat, die Schande eines verhaßten Mannes nicht zu achten, damit er ſeinem Vaterlande deſto gröſſere Vortheile verſchaffen möchte.

Großmüthige Geſinnungen geben den Menſchen eine Würde, die ihnen kein Stand geben kann. Sie ſetzen ſich über den höchſten Stand hinaus, wenn ſie auch im Staube der verächtlichſten Niedrigkeit leben ſollten. Durch ihre Wolken glänzen ſie oft am herrlichſten. Sclaven ſelbſt; wie verachtet waren die Sclaven in der Vorwelt! werden durch großmüthige Thaten ſo unſterblich, als Helden. **Adrumetum**, eine Stadt in Lybien, wurde von den Römern belagert. Als es auf das Aeußerſte mit derſelben gekommen war, entflohen zween Sclaven aus der Stadt zu den Belagerern. So bald die Stadt mit Sturm eingenommen worden, eilten die Sclaven in das Haus, aus welchem ſie entflohen waren, aus dieſem jagten ſie eine Frau, deren Leibeigne ſie geweſen, dem Anſehen nach mit großer Unbarmherzigkeit heraus, und trieben ſie vor ſich her. Sie ſchienen die Grauſamkeit an ihr zu rächen, mit welcher ſie ihnen vor der Belagerung der Stadt begegnet hatte. Man fragte ſie, was ſie mit derſelben anfangen wollten. Tödten wollen wir ſie, gaben die Leibeignen zur Antwort; ſie iſt allzugrauſam mit uns umgegangen. Allein die ſcheinbare Wut dieſer Sclaven gegen ihre Gebieterinn war nur ein Mittel, ſie außer der

Stadt vor der Raſerey der Eroberer in Sicherheit zu bringen. Sie wollten alſo lieber für Mörder ihrer Gebietherinn angeſehen werden; als die Erhaltung ihres Lebens auf das ungewiſſe Erbarmen wütender Soldaten ankommen laſſen. Kaum aber hatten die Römer, welche auf die Beute begierig waren, ihre Wut befriedigt, und wieder römiſche Sitten angenommen, als dieſe edelmüthige Sclaven ihre Gebietherinn in die Stadt zurücke brachten, und ſich wieder zu ihren Leibeignen übergaben, ohne an ihr vormaliges unbarmherziges Verfahren mit ihnen zu denken, und ohne zu unterſuchen, ob dieſelbe nicht ihre Grauſamkeit gegen ſie fortſetzen könnte. Ihre Gebietherinn wurde von ihrer großmüthigen Treue ſo beſchämt, und zugleich ſo gerührt, daß ſie dieſe edle Leibeignen ſo gleich in ihre völlige Freyheit ſetzte. Die Reizungen der großmüthigen Liebe gegen Feinde haben ſo viel Einnehmendes für mich, daß ich mich nicht enthalten kann, der Welt das Gemälde von einem großmüthigen Feinde zu zeigen.

Kteſiphon hat wegen des Glückes, welches eine Belohnung ſeiner Verdienſte iſt, viele Feinde. Erſt beneideten ſie ihn nur, und darauf verwandelte ſich ihr Neid in eine tödliche Feindſchaft. Sie können ihm ſein Glücke nicht nehmen; ſie ſuchen alſo nur, ihm daſſelbe zu verbittern. Sie beſtreben ſich, ſeine Verdienſte durch ihre Schmähungen zweifelhaft zu machen. Ein vergebliches Beſtreben, da **Kteſiphons** ganze Rache dieſe iſt, daß er ſich alle mögliche Mühe giebt, diejenigen Tugenden öffentlich auszuüben, welche den Laſtern, die ihm Schuld gegeben worden, entgegen geſetzt ſind. Er könnte noch auf eine andre Art den Beſchuldigungen ſeiner Verläumder alle Glaubwürdigkeit entziehen. Seine Feinde ſind boshaft und verwegen genug, ihn ſolcher Laſter zu beſchuldigen, welche ſie ſelbſt ausüben, um dieſelben den Augen der Welt, die noch keine Kenntniß von ihnen hat, deſto ſichrer zu entziehen. **Kteſiphon** hat unleugbare Beweiſe von den Laſtern ſeiner Feinde; er iſt aber zu großmüthig, ſie vor der Welt zu ſchanden zu machen. Andre rechtſchaffne Männer nehmen ſich ſeiner Unſchuld an. Sie wollen die Laſter ſeiner Feinde der Welt anzeigen, um ihren Läſterungen alle Wahrſcheinlichkeit zu benehmen, weil die Welt oft ſo ungerecht iſt, daß ſie das Böſe, welches verdienſtvollen Perſonen nachgeſagt wird, mit einer boshaften Freude anhört. **Kteſiphon** kömmt in eine Geſellſchaft, wo man von ſeinen Feinden eine Abbildung macht, die ihnen nicht zur Ehre gereicht. Er ſoll ein Zeuge von der Wahrheit des Gemäldes ſeyn. Er hört es, und verſagt ſeinen Freunden ſein Zeugniß. Er ſucht die Schande ſeiner Feinde vor den Augen dieſer rechtſchaffnen Männer unſichtbar zu machen. Er ſucht an denſelben gute Eigenſchaften auf, und beſtrebt ſich diejenigen, welche er an ihnen findet, in ein völliges Licht zu ſetzen. Er erwiedert alſo die Schmähungen ſeiner Feinde mit Lobſprüchen. Seine Freunde erſtaunen über ſeine Großmuth, und erzählen ſie ſeinen Feinden, vielleicht, denken ſie, werden dieſe Läſtrer über ihre Läſterungen erröthen. Allein ſie hören noch nicht auf, ſeine Feinde zu ſeyn. Sie lauern auf alle Gelegenheiten, wo ſie ihm ſchaden können. Er könnte ihre

Feindſchaft durch ſeine Gewalt gar bald entkräften. Allein er will durch Großmuth über ſie ſiegen. Er erzeigt ihnen Wohlthaten. Ihre Wut wird aber nur vergrößert, indem ſie ihn ſo ſehr haſſen, daß ſie ihm nichts verdanken wollen. **Kteſiphon** fährt fort, ihnen wichtige Dienſte zu leiſten, ſo undankbar ſie auch ſind. Er verbirgt dieſe Dienſte vor der Welt, damit ſeine Feinde vor ihr nicht beſchämt werden ſollen. Dieſer letzte Beweis von ſeiner Großmuth bricht ihren halsſtarrigen Haß. Ueber jenen erſtaunen ſie, und vor dieſen fangen ſie an zu zittern. Sie werfen die Waffen weg, die ſie wider ihn ergriffen, und eilen, ſich mit ihm zu verſöhnen. Sie brechen in tauſend Lobſprüche auf ſeine Großmuth aus. Er aber ſucht den Ruhm, daß ſein Verfahren großmüthig geweſen, beſcheiden von ſich abzulehnen. Er nennt ihre Ausſöhnung mit ihm freywillig und eine Wirkung ihrer Billigkeit, da ſie doch eine nothwendige Folge ſeiner Großmuth iſt. Er macht ihnen aus ihrer Verſöhnung mit ihm ein Verdienſt, und rechnet ſie ihnen, als eine Wohlthat an, die ſie ihm erweiſen. Da ſie ſeine Großmuth in der Welt ausbreiten wollen, nöthigt er ſie durch großmüthige Bitten, davon zu ſchweigen und bloß ſeine Freunde zu ſeyn. Kann wohl die großmüthige Liebe gegen ſeine Feinde höher getrieben werden?

Niemand verſteht die Kunſt, Wohlthaten zu erzeigen, beſſer, als ein Großmüthiger. Es iſt ſchwer, den Namen eines großmüthigen Wohlthäters zu verdienen. Ein großmüthiger giebt ſeine Wohlthaten mit einer ſo guten Art, daß ſie bey denen, welchen ſie erwieſen werden, nur Vergnügen, und nicht den geringſten Verdruß wirken. Seine Wohlthaten ſind nicht ſolche Wohlthaten, welche zuweilen empfindlicher kränken, als die feindſeligſten Beleidigungen. Er verſchwendet dieſelben nicht, er theilt ſie mit einer klugen und vorſichtigen Wahl aus, und macht einen billigen Unterſchied unter denen, welchen er Gutes thut, weil ein Menſch vor dem andern mehr oder weniger erfreut zu werden verdient. Gleichwohl ſtellt er nicht allezeit eine ängſtliche Unterſuchung an, ob derjenige, welcher ihm Gelegenheit verſchaft, ſeine Mildthätigkeit auszuüben, ihrer auch ganz würdig iſt. Er kehrt ſich an den Undank nicht, womit von einem oder dem andern ſeine Wohlthaten vergolten werden. Er wünſcht nicht, dieſelben von den Undankbaren zurücknehmen zu können. Sind es doch Menſchen geweſen, die ſeine Wohlthaten genoſſen haben! Er gleicht der Heuchlerinn nicht, die einen Bettler, dem ſie ein Allmoſen giebt, erſt lange beten und ſingen läßt, und ihn, wenn er mit dem Singen ein wenig eilt, einen unverſchämten und ruchloſen Sünder ſchilt, der keiner Wohlthat werth iſt. Ein Wohlthäter, welcher erhaben denkt, giebt und verliert ſeine Wohlthaten mit einem groſſen Geiſte. Seine edle Meynung, daß eine Wohlthat eine Wohlthat zu ſeyn aufhöre, ſo bald man ſie entweder von der Welt, oder von dem, welchen ſie erwieſen wird, dafür angeſehen haben will, verhindert ihn daran. Er zwingt demjenigen, dem er Gutes thut, niemals Dankſagungen ab. Denn er weis, daß die Dankbarkeit erſt dann dem

Menſchen Ehre macht, wenn es in ſeinem freyen Willen ſtand, undankbar zu ſeyn. Er zaudert nicht mit ſeinen Wohlthaten, weil es Nothleidenden oft eine größre Wohlthat iſt, wenn man ihnen ihre Bitte, die man ihnen nicht gewähren kann, alsbald abſchlägt, als wenn ſie wegen der Erfüllung derſelben lange zweifelhaft gelaſſen werden. Die Bitten der Menſchen um unſre Hülfe ſchmeicheln zwar unſrer Eigenliebe; allein ein Großmüthiger verſagt ſich dieſes Vergnügen. Seine Wohlthaten verlöhren in ſeinen Augen ihren ganzen Werth, wenn ſie ihm durch die Bitten der Bedrängten abgenöthigt würden. Er thut den Menſchen Gutes, wenn es ihm frey ſteht, ihnen auch nicht wohl zu thun. Er kömmt alſo ihren Bitten mit ſeiner Freygebigkeit noch zuvor. Aus dieſer edlen Urſache breitet er die Hülfe nicht aus, die er den Nothleidenden erzeigt. Sein Ruhm verliert durch ſeine beſcheidne Verſchwiegenheit nichts. Seine Großmuth wird dennoch bekannt, und gefällt darum deſto mehr, weil ſie nicht zu gefallen ſucht. Wie liebenswürdig wird nicht ein Wohlthäter, wenn die Großmuth die Quelle ſeiner Freygebigkeit iſt!

Die Großmuth kann die Zärtlichkeit zwoer Perſonen, welche durch das Band der Ehe miteinander verbunden ſind, ungemein verſchönern. Wenn ich mich über die glückſeeligen Folgen der Großmuth in der Ehe ausbreiten wollte, zu wie vielen entzückenden Gemälden hätte ich nicht Gelegenheit? Es kommen unzählige Fälle in dieſem Stande vor, wo ſich die Großmuth in ihrer ganzen Hoheit äußern kann. Ein Beyſpiel ſoll dieſe Wahrheit beweiſen.

Sylvia iſt die liebenswürdigſte Ehegattinn von der Welt. Es fiel ihrem aufrichtigen Herzen vor ihrer Verbindung mit ihrem Gatten nicht ein, daß die Schwüre der meiſten Liebhaber von einer ewigen Zärtlichkeit und Treue, Ceremonien ſind, die nur zur Trauung gehören. Sie ſetzte alſo in die Schwüre ihres Geliebten kein Mißtrauen. Er glaubte in einigen Wochen nach der Hochzeit, ſchon ſo bekannt mit ihren Reizungen zu ſeyn, daß er Recht überley zu haben meynte, ſie nicht mehr, als ſeine Geliebte, ſondern bloß, als die Aufſeherinn über ſein Geſinde, anzuſehen. **Sylvia** merkte bald, daß er nur ihr Mann und nicht mehr ihr Liebhaber war. Sie liebt ihn ſo zärtlich, daß ſie glaubt, die Schuld ſeiner Kaltſinnigkeit müſſe wohl an ihr liegen. Allein nach langen Unterſuchungen findet ſie, daß ſie unſchuldig iſt. Was ſoll ſie thun? Soll ſie Kaltſinn mit Kaltſinn, Untreue mit Untreue vergelten? Dieſes würden ihr die Frauen gerathen haben, die eigentlich nicht ihren Mann, ſondern in ihm ihre kleine eitle Perſon, lieben und verehren. **Sylvia** hatte Gelegenheit genug, ungetreu zu werden. Es giebt gefällige Liebhaber genug, die gewiß nicht unhöflich geweſen ſeyn würden, wenn ſie ihnen die Rache gegen ihren Ungetreuen hätte überlaſſen wollen. Allein ſie iſt in der Erfüllung ihrer Pflichten großmüthig. Sie hütet ſich, ihn durch ihre Klagen und Vorwürfe noch kaltſinniger zu machen: Denn Klagen und Verweiſe ſind nicht die beſten Beweiſe von der Zärtlichkeit bey einem Ungetreuen. Sie verdoppelt ihre Zärtlichkeit zur bequemen Zeit gegen ihn, und mindert nicht ohne großen Zwang das Feuer derſelben, wenn ſie merkt, daß ihm ſelbſt ihre Liebe zur Laſt werden könnte. Ihr Ungetreuer geht auch in ſeinem Kaltſinne nicht ſo weit, daß er unhöflich würde. Er erweißt ihr in Geſellſchaften viele Liebkoſungen; doch nur in der Abſicht, die Verführerinn, in die er itzt entzückt iſt, weil ſie ſeine Frau nicht iſt, eiferſüchtig auf ſeine Ehegattinn zu machen. Sylvia nimmt ſeine Liebkoſungen ſo an, als ob ſie aufrichtig wären, und ſtellt ſich ſo gar, als ob ſie die Abſicht ſeiner Schmeicheleyen nicht erriethe. Seine Untreue gegen ſie wird in der Welt bekannt. Man redet öffentlich davon: Sie aber nimmt ſeine Parthey, vertheidigt ihn, und giebt eine nur allzugewiſſe Wahrheit für ein ungewiſſes fliegendes Gerüchte aus. Ihr Ungetreuer wird durch die Untreue derjenigen, die der Wunſch und die Freude ſeiner laſterhaften Liebe war, beſtraft. Er überraſcht hierauf ſeine Sylvia in einer Geſellſchaft, ohne daß ſie und die Anweſenden ſeine Gegenwart wiſſen. Er hört hier, wie heftig ſie ſich ſeiner annimmt, und wie ſehr ſie ſich ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie rühmt. Dieſe Großmuth öffnet ihm die Augen, daß er einſehen lernt, wie viel Reizungen ſeiner getreuen Gattinn ihm noch unbekannt ſind. Seine erſte Liebe erwacht und wird ſtärker, als ſie je geweſen war; er iſt dabey ſo furchtſam, als ein Liebhaber, der die erſte Liebeserklärung wagt. Sylvia iſt über ſeine erneuerte Zärtlichkeit außer ſich. Sie ſieht, daß er ihr ſeine Untreue geſtehen, und ſie um Vergebung bitten will. Sie umarmt ihn, und es iſt ihr genug, daß ſie ſein Herz zu ſeiner Pflicht zurück gerufen und nicht auf ewig verlohren hat. Sie verwehrt ihm durch tauſend entzückende Schmeichelehen, und liebkoſende Kunſtgriffe ihrer Zärtlichkeit das Bekenntniß ſeiner Reue. Er ſchwört ihr von neuem eine ewige Treue, und er hat ſeitdem ſeine Schwüre nicht wieder gebrochen. Wie wenig Frauenzimmer würden Sylvien ähnlich werden, wenn ihre Großmuth eine gleiche Probe aushalten ſollte! Doch ich muß ihnen Recht wiederfahren laſſen. Ich weis nicht, was ich ihnen antworten ſollte, wenn ſie mich fragten, ob viele Männer edel genug ſeyn würden, von einer ſolchen Großmuth gerührt zu werden.

Ich glaube nicht, daß meine Leſer durch mehr Abbildungen der verſchiedenen Geſtalten von der Großmuth würden ermüdet werden. Was für ein weites Feld ſtünde mir offen, wenn ich mich noch in Betrachtungen der großmüthigen Dankbarkeit einlaſſen, und zu den Gemälden eines großmüthigen Freundes, eines großmüthigen Liebhabers, und eines großmüthigen Geſellſchafters nur die vornehmſten Züge zeichnen wollte! Allein die Beſchreibungen der verſchiednen Großmüthigen, die ich in meine erſte Betrachtung der Großmuth eingeflochten habe, werden ihnen Anlaß genug geben, dieſe Tugend zu bewundern. Dieſe werden ſie gewiß überführen, daß die Großmuth alle menſchlichen Tugenden durch ihre Vereinigung mit ihnen noch liebenswürdiger mache, als ſie ihrer Natur nach ſchon ſind.

* * *

III. Von

III.

Von der falſchen Großmuth.

Von der
falſchen Großmuth.

So gleichgültig auch den Menſchen der Beſitz der größten Tugenden iſt, weil ſie mit ihren unordentlichen Neigungen nicht beſtehen können, ſo ſind doch ihre Leidenſchaften, und ſelbſt ihre Laſter ſo ehrgeizig, daß ſie ihren Namen führen wollen, und mit ihrem Anſehen ihre eigne Häßlichkeit zu verbergen wünſchen. Die Tugenden haben das Schickſal hoher Würden. Der Pöbel ſieht den Glanz, der ſie umgiebt, und die äußerlichen Vortheile, wodurch ſie ſichtbar werden; er wird geblendet; er wünſcht angeſehen, mächtig und reich zu ſeyn, aber zugleich will er auch Pöbel bleiben. Er bemüht ſich, zu dieſen Würden zu gelangen, und ſehr oft hat er das Glück, angeſehen, mächtig und reich zu werden, und bleibt, was er war, Pöbel. Eben ſo können die menſchlichen Seelen, ſo weit ſie ſich auch erniedrigen, nicht alle Empfindungen der Größe unterdrücken, zu welcher ſie durch die urſprüngliche Einrichtung ihrer Natur beſtimmt ſind. Sie fühlen, daß ihre wahre Größe in den Tugenden beſteht, und ſelbſt die Verbrechen ſind nicht mächtig genug, dieſes Gefühl eines Adels, der ihnen natürlich ſeyn ſollte, ganz aus ihren Herzen zu verbannen. Sie ſuchen ſich alſo eine Tugend aus, die keine offenbare Feindinn ihrer geliebten Leidenſchaften iſt, und verrichten einige Handlungen, die mit ihr verwechſelt werden können. Sie betriegen die Welt, und wie leicht kann nicht die Welt betrogen werden? Sie ſammeln Lobſprüche ein; ſie wünſchen ſie zu verdienen, ſie ſchmeicheln ſich damit, und ſie gewinnen allzuviel dabey, als daß ſie ſich endlich nicht ſelbſt betriegen ſollten. So bald ſie alſo nur eine Tugend zu beſitzen glauben, ſo verſchwinden alle ihre Ausſchweifungen und Thorheiten aus ihren Augen. Es geht ihnen, wie einigen geſchminkten Frauenzimmern; ſie hielten ſich im Anfange für häßlich, und darum ſchminkten ſie ſich; man lobt ihre ſchwarzen Augenbranen; oder die Lebhaftigkeit ihrer Wangen; ſo todt auch ihre erkünſtelte Farbe iſt; denn welchem Frauenzimmer wird nicht geſchmeichelt? Ein Schmeichler ſagt ihnen, daß ſie ſchön ſind; zuerſt gefallen ſie andern, zum wenigſten dem Vorgeben nach; und ſo gleich gefallen ſie ſich ſelbſt; ſie glauben ſchön zu ſeyn, und vergeſſen, daß ſie ſich gefärbt haben.

Da die Großmuth unter den Tugenden der Geſelligkeit die vollkommenſte und größte iſt, ſo darf man ſich nicht verwundern; daß ſich ſo viele ihres Namens bemächtigen, ohne deſſelben würdig zu ſeyn. Es ſind nur die gemeinſten und niedrigſten Gemüther gegen die Ehre, für großmüthig gehalten zu werden, unempfindlich. Es ſtreben alſo diejenigen, die nicht aller Empfindungen der Ehre beraubt ſind, nach dem Ruhme der Großmuth. Man darf darüber nicht erſtaunen, da ſie ſo viele andre Tugenden in ſich begreift, da ſie die Menſchen ſo weit erhebt, und da ſich die menſchliche Eitelkeit allzu gern ſehr weit erhoben ſieht.

Man würde vielmehr erſtaunen müſſen, wenn in denen, die ſich nicht ſelbſt zur tiefſten Niederträchtigkeit verdammt haben, kein Verlangen nach einer ſolchen Ehre entſtehen ſollte.

Es iſt ſchwer, in der That großmüthig zu ſeyn; aber es iſt ſo gar ſchwer nicht, für großmüthig gehalten zu werden. Diejenigen, welche nichts mehr ſuchen, als wie ſie dieſen Namen an ſich reißen wollen, dürfen ihren Leidenſchaften nicht entſagen; ſie dürfen ſie nur verbergen. Sie können ſo gar in dem Unglücke andrer Menſchen ihr Vergnügen finden; eine Grauſamkeit, die offenbar wider die Großmuth ſtreitet; ſie können ſich dennoch der Ehre dieſer Tugend bemächtigen, wenn ſie ihr grauſames Vergnügen nur im Stillen und Verborgnen genießen. Ein falſches Mitleid, ein ſchwacher Schimmer der Freygebigkeit und Dienſtfertigkeit, ſelbſt der Betrug, ſelbſt eine Ungerechtigkeit, die ſo vorſichtig iſt, daß ſie nur einem ſchadet, und zehn andern vortheilhaft iſt, können Betrügern zu dem Namen des Großmüthigen verhelfen. Der eine erweiſt ihnen dieſe Ehre, weil er einfältig, und bey ſeiner Einfalt gutherzig iſt; der andre, weil er dabey gewinnt; ein dritter, weil er ein Schmeichler iſt. Die menſchliche Eitelkeit, die nach Lobſprüchen ſtrebt; welche ſie nicht verdienen will, weis alle Leidenſchaften und Schwachheiten andrer Menſchen zu ihrem Vortheile zu gebrauchen. Wer kann alle Gehülfen nennen, die ſie in ihren Sold nimmt?

Wenn ſich die Menſchen einmal in den Ruf der Großmuth geſetzt haben, ſo können faſt die unedelſten Leidenſchaften und die niedrigſten Laſter unter dieſem Namen ſicher und unerkennbar ſeyn. Eine ſo ſchöne Maske verführt oft auch diejenigen, welche doch in den Betriegereyen und Verſtellungen des menſchlichen Herzens nicht unerfahren ſind. Dieſer iſt großmüthig; wie vollkommen muß er nicht ſeyn! Welcher Ausſchweifungen iſt derjenige nicht fähig, der ſo viel Gewalt über ſich hat, daß er die Vortheile andrer Menſchen ſeinen eignen vorzieht! So urtheilt man von denen, die für großmüthig gehalten werden, und wenn man ſich einmal davon hat bereden laſſen, ſo iſt man geneigt, von ihren unedelſten Ausſchweifungen eine vortheilhafte Auslegung zu machen.

Das ſind ſehr wichtige Urſachen, die einen jeden rechtſchafnen Mann bewegen müſſen, den Menſchen die Mühe zu erleichtern, die man hat, die wahre und falſche Großmuth von einander zu unterſcheiden. Man müßte alle Empfindungen ſeiner natürlichen und angebohrnen Würde verleugnen, wenn man ohne Widerwillen oft unwürdige Böſewichter in dem ruhigen und ungeſtörten Beſitze der Belohnungen ſehen könnte, welche ſo manche unbekannte Tugenden entbehren müſſen. Wie manche Heuchler, welche die niedrigſte Seele haben, welche oft die Religion ſelbſt misbrauchen, die Bosheit zu verbergen, ſind in dem Ruhme großmüthiger Wohlthäter! und vielleicht iſt keine Eigennützigkeit ſo unedel, als die ihrige. Wodurch haben ſie die Ehre der Großmuth an ſich geriſſen? Etwa durch einige kleine Allmoſen, die ſie müßigen Leuten ertheilen, unterdeſſen daß ſie diejenigen, die nicht unverſchämt genug ſind, ihnen einige Wohlthaten abzupreſſen, und dafür demüthige Schmeichler zu werden, vor ihren Augen in der traurigſten Dürftigkeit keinen andern Troſt haben laſſen, als einige heimliche Seufzer, die nicht gehört werden. Sollen ſolche Heuchler den Namen der Großmüthigen ruhig behalten, wenn ſo viele Nothleidende auch dieſe Belohnung entbehren, die die traurigſten Umſtände muthig ertragen, die ihre Noth den Augen der Menſchen entziehen, um nur ihnen nicht beſchwerlich zu ſeyn, und welche dadurch ſelbſt die Wohlthäter der Fühlloſen und Unbarmherzigen werden?

Es giebt eine gewiſſe natürliche und angebohrne Weichlichkeit und Empfindlichkeit der Seele, welche ſehr leicht mit der Großmuth verwechſelt wird. Diejenigen, welche die Natur ſo empfindlich und zärtlich gebildet hat, werden von dem geringſten Scheine des Elendes gerührt. Sie haben mit den wahren Großmüthigen viele Handlungen gemein. Sie weinen, wenn ſie andre Thränen vergießen ſehen. Sie eilen den Unglücklichen zu Hülfe, ſo bald ſie vor ihren Augen erſcheinen, und ſie thun alles, was ihnen möglich iſt, ihr Elend entweder wegzuſchaffen, oder zu vermindern. Ihre Wohlthaten ſind vielleicht nicht einmal ehrgeizig; ſie verlangen die Erkenntlichkeit der Nothleidenden nicht; ſie laſſen ſich ihren Beyſtand nicht abdringen; ſie kommen ſelbſt den Bitten der Unglücklichen zuvor; ſie vergeſſen die Dienſte, die ſie andern leiſten. Aber alle dieſe Handlungen verdienen die Lobſprüche nicht, die ſie von der Dankbarkeit der Unglücklichen erhalten.

halten. Ihre ganze Tugend iſt nichts als ein glückliches Temperament. Sie dienen dem Unglücklichen nicht, weil ſie ihn lieben, und ſein Glück wünſchen, ſondern weil ſie ihn ſehen. Man entziehe den Elenden ihren Augen, und er wird ohne Hülfe verſchmachten. Ihre Wohlthaten ſind nicht ehrgeizig, aber ſie ſind deſto öfter niederträchtig. Eine unglückliche Tugend macht keinen andern Eindruck in ſie, als ein unglückliches Laſter. Sie wiſſen nicht, daß es zuweilen eine Tugend iſt, gegen gewiſſe Menſchen grauſam zu ſcheinen, und daß man oft großmüthiger iſt, wenn man ihnen ſeine Wohlthaten entzieht, als wenn man ein Mitleid an ſie verſchwendet, deſſen ſie unwürdig ſind. Es können mit einer ſo weichlichen Gemüthsart die größten Ungerechtigkeiten beſtehen; ſo bald ſich der Eigennutz und Stolz mit ihr vereinigt, ſo können ſie ſo gar andre unglücklich machen, wenn ſie nur die Elenden nicht ſehen. Sie haſſen nicht das Elend ſelbſt; ſondern nur die Gegenwart des Unglückes, und darum können ihnen die großmüthigſten Handlungen nicht als Verdienſte zugerechnet werden. Es ſind körperliche Bewegungen, denen ſie nicht widerſtehen können.

Die Großmuth ſolcher Weichlichen könnte nicht leichter zu Schanden werden, als wenn ſie ſelbſt in traurige Umſtände verſetzt würden. Die wahre Großmuth behauptet in allen Umſtänden ihren Adel. Sie opfert ſich in frölichen und in betrübten Begebenheiten, die ſie betreffen, dem Glücke andrer Menſchen auf. Noch in dem Armen liebt ſie die Ruhe und das Vergnügen ihrer Nebenmenſchen, ſie erträgt ihr Unglück muthig; ſie ſchweigt; es ſind nur geheime ſittſame Seufzer, wodurch ſich ihr Kummer verräth, und wenn ihr Elend zu groß iſt, als daß ſie es ohne andre tragen kann, ſo behält ſie noch immer die gröſite Laſt für ſich. Aber wenn dieſe Weichherzigen, deren Groſsmuth bloß natürliche Empfindungen ſind, unglücklich würden, wo würde ihre Groſsmuth bleiben? Sie würden die Ungeſtümſten unter den Elenden ſeyn, ihre Klagen würden alle Welt betäuben, und man würde offenbar ſehen, daß es nur ihre eigne Ruhe iſt, die ſie itzt zuweilen in dem Glücke andrer Menſchen befördern.

Dieſe natürliche Weichlichkeit nähert ſich der wahren Groſsmuth noch mehr, wenn ſich eine gewiſſe natürliche Schwermuth der Seele damit vereinigt. Sie finden in den Thränen ihr Vergnügen. Sie lieben die Dunkelheit, worein ihr Gemüth gebracht wird, wenn ſie andre traurig ſehen. Sie trauern alſo, wenn andre trauern; man hört aber auch gern wieder auf zu weinen, und darum helfen ſie. Ihre Groſsmuth iſt eine feine Wolluſt, die einige Schmerzen leidet, um ein deſto empfindlicheres Vergnügen zu genieſſen. Sie verſchmachten, ſo zu ſagen, mit andern, und fühlen ihr Elend, um ſich ſelbſt wieder zu erquicken, wenn ſie andre erquicken.

Es iſt gewiß, daß dieſe Weichlichkeit, dieſe wollüſtige Schwermuth, die tauſend Unglücklichen ſo vortheilhaft wird, nicht weit von der Groſsmuth entfernet iſt, und wenn etwas, das ſie in der That nicht iſt, ihren Namen mit einiger Würde führen kann, ſo iſt es dieſe angebohrne Gutherzigkeit.

Diejenigen, welche dieſe Eigenſchaft beſitzen, haben ſie von der Natur nicht umſonſt empfangen. Allein ſie ſollen nur ihr nicht alles zu verdanken haben. Sie ſollen nicht darum allein das Glück der Menſchen befördern, weil es ihnen angenehm ſeyn muß, das Unglück nicht anzuſehen, ſondern weil es eine Pflicht iſt, die ein rechtſchaffner Mann erfüllen müßte, wenn er auch kein Vergnügen davon zu hoffen hätte. Wenn ſie das nicht thun, ſo iſt dieſe Großmuth nichts mehr, als eine gute Geſundheit, die ſie von der Natur erhalten, ohne daß ſie durch eine weiſe Diät daran Antheil nehmen.

Die falſche Großmuth, welche der wahren nur von fern nachahmt, verräth ſich allezeit dadurch, daß ſie nicht zu allen den edlen Handlungen fähig iſt, die derjenige gewiß unternimmt, welcher in dem Glücke andrer Menſchen ſein edelſtes Vergnügen ſucht. Dieſe Handlungen, die ſie ausübt, müſſen allezeit einigen von ihren herrſchenden Leidenſchaften ſchmeicheln. Sie ſucht ſich einige Gegenſtände aus, von denen ſie entweder den meiſten Ruhm, oder das größte Vergnügen hoft, und verſäumt andere, die ihrer eben ſo nöthig hätten. Die wahre Großmuth ahmt der Vorſehung nach; ſie ſorgt für alle, und wenn ſie einigen einen Vorzug vor andern giebt, ſo ſind es nur diejenigen, die ihrer Fürſorge und Hülfe entweder am meiſten werth ſind, oder am meiſten bedürfen.

Theon wird von der ganzen Stadt als ein großmüthiger Mann gerühmt. Man ſagt von ihm daß er alle ſeine Leidenſchaften in ſeiner Gewalt habe. Er hat Feinde; ſie haben ihn auf eine grauſame Weiſe verfolgt; ſie haben ſeinen Namen mit bittern Verleumdungen zu entehren geſucht. Allein alle Beleidigungen, ſo groß ſie auch geweſen ſind, haben ihn nicht zum Zorn reizen können. Er erhebt die löblichen Eigenſchaften ſeiner Feinde in allen Geſellſchaften, er entſchuldigt ſie, er klagt ſich zuweilen ſelbſt an. Ich kann ſie beleidigt haben, ſagt er, man iſt nicht immer vorſichtig genug, und ich bin ohne Zweifel der Schuldige. Er bietet ihnen die Verſöhnung an, und beſchämt ſie nicht, wenn einige durch ſeine Mäßigung gewonnen werden. Seine Tugend geht ſo weit, daß er ihnen die wichtigſten Dienſte zu leiſten ſucht, und ſich eben darum ſelbſt viele Bequemlichkeiten verſagt. Kann ein Menſch großmüthiger verfahren? Ich würde mich ſelbſt haben verführen laſſen, ihm einen ſo vortrefflichen Namen zu geben. Allein ich habe Nothleidende, die ihm nicht feindlich begegnet hatten, mit traurigen und weinenden Augen von ihm weggehen ſehen. Er hat Freunde, die ihn lieben, ſie ſind in dürftigen Umſtänden, und er lebt im Ueberfluſſe. Wenn ich mit ihnen rede, und ſeine Großmuth rühme, ſo ſchweigen ſie und ſeufzen. Ein Mann, der mit ſeinen Feinden großmüthig umgeht, überwindet endlich durch ſeine Geduld und erweicht die unempfindlichſten Herzen. Wie kömmt es, daß **Theon** ſo unglücklich iſt, und mit aller ſeiner Großmuth ſeine meiſten Feinde mehr wider ſich aufbringt, als beſänftigt? Ich kenne einige von ihnen, ſie ſind nicht ſo unmenſchlich, daß eine ſo große Tugend, als die Liebe gegen die Feinde iſt, keinen Eindruck bey ihnen machen ſollte. Sie haſſen ihn nur mehr, je mehr er zu zeigen ſucht, daß er ihnen ihre Beleidigungen vergiebt. So bald man nur ſeinen ausſchweifenden und zugleich doch feinen Ehrgeiz kennt, ſo wird ſich dieſes Räthſel leicht auflöſen laſſen. Seine Großmuth iſt eine übertriebene Eitelkeit. Er hat die Macht, ſich zu rächen, aber eben darum rächt er ſich nicht; es iſt ihm genug, daß die Welt weis, daß er ſich rächen könnte. Er weis, daß ſeine Feinde ehrgeizig ſind; er weis, daß ſie ſeine Unempfindlichkeit für Verachtung anſehen. Seine Großmuth hat kein hochmüthiges Anſehen; er rühmt ſich ihrer nicht, und er genießt das boßhafte Vergnügen, ſeine Feinde weit unter ſich erniedrigt zu ſehen. Es iſt zuweilen auch eine Rache, ſeinem Feinde zu vergeben. Seine Feinde ſehen es ein, daß er ihre Eigenliebe durch ſeine Großmuth demüthigen will. Das iſt auch die Urſache, warum ſie immer unverſöhnlicher werden, und er iſt ſo verderbt, daß er ſich darüber freut. Kann er grauſamer ſeyn, als wenn er ſeinen Feinden alle Hochachtung der Welt rauben kann? Man redet mit Abſcheu von ihnen, wenn man ihm die größten Lobſprüche giebt. Verdient wohl **Theon** den Namen eines Großmüthigen.

Oront iſt in einem eben ſo großen Rufe der Großmuth, als **Theon.** Kein Dürftiger ſeufzt über ihn, und ſelbſt ſeine Feinde preiſen ihn. Seine Aufführung gegen ſeine Feinde erwirbt ihm vornehmlich dieſe Ehre. Er iſt gegen alle dienſtfertig und gefällig. Man bemerkt auch nicht, daß ſeine Tugend ein verkleideter Eigennutz oder Hochmuth wäre. Er ſcheint es nicht zu wiſſen, wie edel er iſt, und er würde in dieſer Unwiſſenheit bleiben, wenn ihn nicht tauſend Lobſprüche mit Gewalt daraus zu reiſſen ſuchten. Er hört es endlich zuweilen, daß er großmüthig iſt, und vergißt es wieder. Er wird beleidigt; man taſtet ſeinen Namen auf eine Art an, die den Beſten in eine kleine Hitze bringen würde. Er aber bezeigt ſich ſo gegen ſeine Beleidiger, als wenn ſie ihm Lobſprüche gegeben, oder wichtige Dienſte geleiſtet hätten. Seine Feinde werden ſo ſehr davon gerührt, daß ſie ihm alle ihre Zärtlichkeit ſchenken, und ſich grämen, daß ſie einen ſo guten liebenswürdigen Mann beleidigt haben. Ohne Zweifel wird **Oront** ein Beyſpiel eines wahren Großmüthigen ſeyn. Er iſt es aber nicht; er iſt nur zu fühllos und leichtſinnig, wenn er beleidigt wird. Er entrüſtet ſich darüber nicht, weil er die Beleidigungen nicht empfindet. Er hat ein kaltes Temperament; ſein Blut dürfte hitziger ſeyn, und er würde ſeine Feinde mit eben dem Blicke tödten, mit dem er ſie itzt anlächelt. Die wahre Großmuth iſt nicht ſo ſtoiſch; ſie empfindet die Beleidigungen, und ſie fühlt ſie vielleicht in ihrer größten Stärke; ſie würde vielleicht ſchrecklich ſeyn, wenn ſie ſich ihrem erſten Gefühle überlaſſen wollte. Aber ſie herrſcht über ihre feurigſten Leidenſchaften, und verwandelt die heftigſten Empfindungen in Sanftmuth und Wohlthaten. Sie weis es, wenn jemand ihr Feind iſt, aber eben darum vergiebt ſie ihm, weil er ſo unglücklich iſt und ihr Feind ſeyn kann. Oft iſt es Beleidigern vortheilhaft, wenn man ihnen zeigt, daß man ihre Ungerechtigkeit kenne, und alsdenn vergiebt zwar die Großmuth, aber ſie zeigt zugleich, daß ſie die Ungerechtigkeit empfinde, und ſie achtet den Verluſt des Ruhmes nicht, den ſie erhalten könnte, wenn ſie ihre Empfindungen verbörge. **Oront** liebt diejenigen, die ihn beleidigt haben, nicht mehr, wenn ſie ſeine Freunde werden, als er ſie vorher liebte. Die wahre Großmuth vermehrt alsdann ihren Eifer. Sie weis, wie ſehr diejenigen ſich kränken, welche zu ſich ſelbſt kommen, und ihre ungerechten Beleidigungen bereuen, und ſie haben alsdann der Hülfe dieſer göttlichen Tugend, und ihres Troſtes mehr nöthig, als vorher.

Die wahre Großmuth äußert ſich nicht eher, als bis ſie ihren übrigen Pflichten ein Genüge gethan hat. Sie erzeigt nicht eher Wohlthaten, als ſie kann. Sie kann aber nicht eher, als wenn alle andere Pflichten erfüllt ſind, zu denen ſie eine unvermeidliche Nothwendigkeit verbindet. Sie iſt erſt gerecht und billig, ehe ſie das thut, was auf eine freywillige ungezwungne Entſchließung ankömmt. Die falſche Großmuth geht mit ihren andern Pflichten nicht ſo heilig um. Wenn ſie nur der wahren Großmuth in einigen Handlungen nachahmen, und dadurch das öffentliche Gerücht hintergehen kann, ſo glaubt ſie gerechtfertigt genug zu ſeyn, wenn ſie zehn andre eben ſo wichtige Pflichten, als die Großmuth iſt, verſäumt und beleidigt. Wie manche machen ſich kein Gewiſſen, andre zu bevortheilen, wenn ſie nur zu ihrer Beruhigung ſagen können, daß ſie einigen ihre Noth erleichtert haben! Sie betriegen dieſe, um jenen wohl zu thun. Wenn man mit einer ſolchen Tugend zufrieden

frieden ſeyn will, ſo hat man nicht Urſache zu klagen, daß es in der Welt an großmüthigen Menſchen fehle.

Kann ich wohl der Meynung des Volks ſeyn, das **Doranten** wegen ſeiner Wohlthaten, die er den Armen erzeigt, für den großmüthigſten Mann hält? Es iſt wahr, alle Nothleidenden haben eine ſichre Zuflucht zu ihm, er hilft, und hilft gern. Es iſt wahr, ſeine Wohlthaten verbergen ſich nicht, aber es ſcheint auch nicht, daß ſie geſehen werden wollen. Man findet immer einen zwiefachen Troſt bey ihm, erſt in den Wohlthaten, und dann in der Art, wie er ſie erzeigt. Es ſchickt ſich für die Armen ſehr wohl, daß ſie ihn erheben; aber für mich nicht, der ich unpartheyiſch ſeyn kann. Warum bezahlt **Dorant** ſeine Gläubiger nicht? Will er ſie dadurch in den Stand ſetzen, daß er ihnen auch Wohlthaten erzeigen könne? Nein, **Dorant** iſt nicht großmüthig. Man erwirbt freylich in der Welt keinen ſo großen Ruhm, wenn man ſeine Schulden bezahlt, als wenn man Wohlthaten über Wohlthaten austheilt. Die Unverſtändigen haben mehr Hochachtung für denjenigen, der großmüthig zu ſeyn ſcheint, als für den, der gerecht iſt. **Dorant** iſt ungerecht; wie kann er großmüthig ſeyn?

Die falſche Großmuth wird ſich gemeiniglich durch das Geräuſch verrathen, das ſie macht. Sie kann nicht verborgen ſeyn; oft wird ſie den Ruhm mit Gewalt, oft mit Liſt an ſich reiſſen. Die wahre Großmuth iſt eine Feindinn alles Geräuſches. Die Wohlthaten, die ihr am meiſten Vergnügen erwecken, ſind diejenigen, die am verborgenſten ſind. Sie macht die Menſchen glücklich, und die Menſchen ſchreiben es ihren Verdienſten zu, daß ſie glücklich ſind. Ihre Unwiſſenheit iſt keine Undankbarkeit; es iſt ein unſchuldiger Irrthum. Sie ahmt auch in dieſem Stücke der Vorſehung nach, welche man die **Großmuth Gottes** nennen kann.

Wie viele Künſte weis **Areſt** nicht, ſich der Ehre der Großmuth zu bemächtigen! Er erweißt keinem Menſchen eine Wohlthat, die ihm nicht viele Lobſprüche erwuchert, ohne daß er ſie auf eine unverſchämte Art verlanget. Aber er iſt reich, und die Reichen ſind gemeiniglich des Wucherns gewohnt. Man ſagt ihm wegen einiger Wohlthaten, die er den Dürftigen von ſeinem Ueberfluſſe zufließen läßt, einige Lobeserhebungen. Er ſtellt ſich an, als ob er nichts davon wüßte, er leugnet es, als ob ſeine Wohlthaten nicht durch ihn ſelbſt ſtadtkundig geworden wären. Man vergröſſert ſeine Wohlthaten, er ſchweigt auf eine ſo geheimnißvolle Art dazu, daß man glauben ſollte, ſie wären ihm nur halb bekannt. Er kömmt dadurch in den Ruf eines Wohlthätigen und großmüthigen Verſchwenders, und niemand geht doch mit ſeinen Gefälligkeiten ſparſamer um, als er: Der Betrüger! Wie unbemerkt, iſt nicht gegen ihn **Philokles**. Man ſieht freylich keine Haufen dürftiger Müßiggänger, die ihn auf allen Gaſſen Gott anpreiſen, der ſie nicht hört. Er erkauft freylich keine Betſchweſtern und Heuchlerinnen, die in den Häuſern herumſchleichen, und mit feiler Zunge ſeine Freygebigkeit ausbreiten würden. Er macht denen keine Geſchenke, die genug haben; er achtet es nicht, wenn ſie von ihm glauben, daß er die Religion nicht genug ehre, weil er ſie nicht bereichert. Aber er erkundigt ſich, wo verlaßne Wittwen ſind, und hilft ihnen, ohne daß er ſie die Hand ſehen läſſt, die ſie aus dem Elende reißt. Er verſchaft denen, die den Müßiggang haſſen, reichliche Arbeit, und mit ihnen der Republik fleißige Bürger. Er hat tauſenden geholfen, und ſie dankten ihm nicht, weil ſie nicht wußten, daß ſie ihm ihr Glück zu danken hätten. Das iſt großmüthig, und dennoch bleibt Philokles unbekannt!

Dieſe Betrachtungen können uns lehren, wie ſchwer es iſt, den Ruhm einer wahren Großmuth zu verdienen. Wenn wir uns nur auf unſre natürlichen Kräfte verlaſſen, ſo wird der edelſte Geiſt nicht wachſam genug über ſich ſelbſt ſeyn können, wenn ſeine Großmuth nicht in Weichlichkeit, in Leichtſinnigkeit, oder in einen feinen Stolz ausarten ſoll. Es iſt einer weiſen Vernunft nicht ganz unmöglich, großmüthige Empfindungen in uns zu erwecken, wenn ſie ein natürlich gutes Herz antrift, aber die Religion muß ihr zu Hülfe kommen, und unſre Tugenden zu der Höhe bringen, wohin der Menſch ohne ihren Beyſtand nicht kommen kann. Alle ihre Geſetze und Lehren ſind beſtimmt, die Großmuth allgemeiner zu machen. Die ganze Religion iſt Liebe und Menſchenfreundſchaft. Die ganze Erde mag gegen einen Großmüthigen undankbar ſeyn; ein einziger Blick, den ihn die Religion in die Zukunft thun läßt, giebt ſeiner

Tugend ein neues Leben. Was ſieht er da nicht für Belohnungen, wenn alle Belohnungen, die uns die Vernunft verſprechen kann, ungewiß und zweifelhaft ſind! Wie unedel müſſen nicht die Gemüther ſeyn, welche von der Würde der Religion überzeugt ſeyn wollen, welche die Beförderung der Glückſeeligkeit andrer Menſchen ſo nachläßig treiben, und oft alle Bosheit des Herzens brauchen, ſie unglücklich und traurig zu machen! Wie unedel müſſen ſie ſeyn, da ſie doch einen **großmüthigen Gott** zum Beyſpiele haben.

IIII.

Von dem Unterſchiede einer wahren Hochachtung ſeiner ſelbſt und der Eitelkeit.

Von
dem Unterſchiede
einer wahren Hochachtung
ſeiner ſelbſt und der Eitelkeit.

So unnöthig es zu ſeyn ſcheint, die Menſchen zur Hochachtung ihrer ſelbſt aufzumuntern, weil ihre Eigenliebe ſie nur allzuleicht verführt, beſſer von ſich zu denken, als ſie denken ſollten: So nöthig iſt es, die Grenzen zu beſtimmen, in welchen die Achtung unſrer ſelbſt nicht allein erlaubt, ſondern auch Schuldigkeit und Tugend iſt. Eben dieſe Eitelkeit, die ſich bey dem Mangel wahrer Verdienſte gleich dem ſtolzen Froſche der Fabel aufbläht, und gröſſer ſcheinen will, als ſie iſt, macht es nothwendig. Wer kann ihre mannichfaltigen Geſtalten alle beſchreiben. Bald fliegt die Eitelkeit, und dann iſt ſie unbeſcheiden, brüſtet ſich mit ihren kleinen und großen, mit ihren wirklichen und mit ihren eingebildeten Vorzügen, und fodert alle Welt zur Ehrfurcht gegen ſich ſo gebieteriſch auf, als ſie rachſüchtig und unverſöhnlich iſt, wenn ſie ihrer Meinung nach nicht genug angebetet wird. Bald aber kriecht ſie, und dann ſcheint ſie nichts von ſich ſelbſt zu wiſſen, verbirgt ſich hinter die Larve der Beſcheidenheit und ſtellt ſich oft an, als ob ſie ſich verachte. Je offenbarer und gröſſer nun entweder die Fehler eines eitlen Menſchen ſind, oder je mehr er Verſtand, gute Erziehung, Kenntniß der Welt, und wahre Vorzüge nebſt ſeinem Stolze beſitzt, deſtomehr wird er kriechen, in dem einen Falle, daß er die Verachtung andrer Menſchen gegen ſich verringern, und ihnen zum wenigſten ſeiner Offenherzigkeit wegen liebenswürdig zu ſeyn ſcheinen möge; im andern Falle aber, daß er die Augen der Welt um ſoviel gewiſſer an ſich ziehe, je ſorgfältiger er ſich vor ihnen zu verbergen ſucht, und daß er ſie reize, ſeiner geringen Meinung von ſich mit deſto gröſſern Lobſprüchen zu widerſprechen. Was ſoll man mit jenem anfangen? Verachten ſoll man ihn nicht; denn er bekennt ſeinen Fehler, und kömmt unſerm verdammenden Urtheile zuvor. Er iſt vielleicht ſo dreiſt, und verurtheilt ſich ſtrenger, als ein Fremder gethan haben würde; alſo muß man ihm ja vergeben. Der andre iſt ungerecht gegen ſich: Deſto gerechter müſſen wir urtheilen. Er verbittet unſer Lob, unter dem Vorwande, daß er deſſelben unwürdig ſey; deſto freygebiger müſſen wir werden. Er ſagt uns, daß unſre Lobeserhebungen ſeiner Verdienſte, bloße Wohlthaten von uns ſind. Er iſt ſo dankbar, wie es ſcheint, daß er ſie nicht zu verdienen meint: Wer glaubt nicht, daß man eine ſolche Dankbarkeit mit neuen und noch gröſſern Wohlthaten belohnen müſſe?

Ein Gelehrter übergiebt der Welt ein Werk, das ſeinem Geiſte ſowohl als ſeiner Wiſſenſchaft Ehre macht. Das Publicum ſieht ſeine Erwartung übertroffen. Das Werk iſt voll neuer Gedanken; man findet überall eben ſo viel Scharfſinnigkeit als Witz darinnen. Was nicht im Grunde neu iſt, gewinnet unter ſeinen Händen eine neue Geſtalt, und ſeine Schreibart iſt mit allen den Schönheiten geſchmückt, die man nur von einem Meiſter hoffen kann. Gleichwohl kündigt er ſeine Arbeit, als eine ganz unvollkommne und unreife Schrift an; er erklärt ſich für einen Anfänger; wenn man ihm glauben will, ſo ſchreibt er nur für die Einfältigen, er will nur lernen, und ſetzt ſeine Arbeit, ob ſie gleich allen andern den Preis wegnimmt, weit unter die Schriften derjenigen, die mit ihm einerley Feld bearbeitet haben. Man weis, daß er über die Schriften andrer Gelehrten richtige Urtheile fällt, wenn er wirklich ſeine Arbeit und andre ihr ähnliche Arbeiten mit einander verglichen hat: Warum ſieht er den ihm vortheilhaften Unterſchied nicht? Und wenn er ihn ſieht, warum verkleinert er ihn? Glaubt er im Ernſte, daß ſeine Schrift noch unausgebildet und unreif iſt, warum beſchwert er denn die Welt damit? Was kann ihr mit unreifen Früchten gedient ſeyn? Er hält ſich ſelbſt noch für einen Schüler: Warum verläßt er denn die Hörſäle ſeiner Lehrer? Warum öffnet er den Mund eher, als er reden kann? Wenn alles wahr iſt, was er ſagt, oder wenn er auch nur ſelbſt davon überzeugt iſt: So muß er billig dergleichen Vorwürfe erwarten. Wer kann aber von ihm glauben, daß er ſich ſelbſt ohne Noth Vorwürfe und Beſchimpfungen zuziehen wolle. Warum verkleinert er ſich denn? Will er das Urtheil, das er über ſich ſpricht, auch von andern geſprochen haben? Fehlt es ihm wirklich an der Empfindung ſeiner eignen Verdienſte? Vielleicht könnte man ſeine demüthige Sprache für Blödigkeit, für Mistrauen in ſich ſelbſt, für Beſcheidenheit halten, wenn man ſie nur in ſeinen erſten Schriften fände. Allein er kriecht ſo oft, als er ein neues Buch ſchreibt; wirklich kleine Geiſter haben ſeine Arbeit getadelt; er widerlegt ſie; er ſpottet ihrer; er triumphiret über ſie mit allem Gefühle ſeiner erhabnen Vorzüge, aber ſtets in dem Ton, als wenn er nicht im geringſten für ſich ſelbſt eingenommen ſey. Die Blödigkeit iſt zu künſtlich. Die ſo übertriebne Verkleinerung ſeiner Vollkommenheiten iſt weiter nichts als eine hochmüthige Furcht, daß man ihm nicht Ehre genug erweiſen werde. Er weis, daß die Lobeserhebungen, die ſich ein Menſch ſelbſt ertheilt, unerträglich anzuhören ſind, wenn ſie auch noch ſo gegründet ſeyn ſollten. Gleichwohl ſpricht er gern von ſich, alſo redet er böſes von ſeinen Verdienſten, und das um ſo viel lieber, weil er gewiß vorher ſieht, daß ihm das gerechte Publicum widerlegen wird.

Doch dieſe Art der Eitelkeit mag wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Demuth, leicht Nachſicht und Vergebung finden, wenn ſie mit wirklichen Verdienſten verbunden iſt, und ſich ſelbſt immer gleich bleibt. Allein wenn ein Gelehrter keine oder ſehr geringe Verdienſte hat, ſich bey ſeiner Dürftigkeit dennoch über andre in ſeinem Herzen hinausſetzt, und dieſen Stolz in der Sprache einer ſolchen falſchen Beſcheidenheit ausdrückt, die Nachläßigkeiten ſeiner Schreibart bekennt, und ſie mit der Gründlichkeit ſeiner Gedanken entſchuldigt, ſehr um Vergebung bittet, daß er ſich kurz ausdrücke, und zugleich der Welt ſagt, daß er ſcharfſinnig ſchreibe, einen Vorzug den er hat, und den die Welt gewiß ſehen wird, läugnet, und zehn Fehler geſteht, die er nicht hat, weil er die ihnen entgegengeſetzten kleinen Verdienſte beſitzt: Mit welch einer Verachtung iſt nicht eine ſo unverſchämte Beſcheidenheit zu ahnden? Wie einfältig iſt ſein Stolz nicht! Die Vorzüge, deren er ſich rühmt, wird man ihm abſprechen, weil er ſie nicht hat, und was die Fehler betrift, die er von ſich einräumt, wird man ihm auf ſein Wort glauben.

Die Gelehrten ſollten ſich allezeit errinnern, daß das Publicum keine Gnadenbezeugungen auszutheilen hat. Es iſt ihr Richter. Halten ſie es für gerecht, warum verlangen ſie Gnade, wenn ihre Sache gerecht iſt? Iſt ihnen aber der Richter verdächtig, warum wenden ſie ſich an ihn? Man kann ein beßres Urtheil erſchleichen als man verdient. Allein dieſer Richter hat das unveränderliche Recht, ſeine Ausſprüche zu reformiren, und es iſt bey ſeinem Gerichte ein Grundgeſetz, daß ein unverdientes Lob, Schande ſey.

Die Verachtung unſrer ſelbſt iſt ſo etwas unnatürliches, widerſtreitet unſrer Eigenliebe ſo ſehr, und wir lernen das Gute, das wir beſitzen, ſo leicht und ſo geſchwind kennen, daß unſre Verkleinerung wirklicher Vorzüge an uns aus keiner andern Quelle, als aus einem niedrigen Stolze herkommen kann, deſſen Unanſtändigkeit wir empfinden, ohne ihn ablegen zu wollen. Man hat Verſtand genug, einzuſehn, wie liebenswürdig Beſcheidenheit und Demuth ſind, und es fehlt uns doch der Muth, beſcheiden und demüthig zu werden. Man iſt zufrieden, wenn man im Rufe dieſer Tugend iſt, und nach und nach glückt es uns vielleicht, uns ſelbſt zu betriegen. Der Beſcheidne ſchweigt von ſeinen Verdienſten, dünkt ſich nicht beſſer und würdiger zu ſeyn, als er iſt, und giebt allen denen, die ihn übertreffen, den Rang, der ihnen gehört. Derjenige, der den Verdruß nicht haben will, für ſtolz gehalten zu werden und doch ſtolz bleibt, hofft den Ruhm der Beſcheidenheit zu erlangen, nicht wenn er von ſeinen Verdienſten ſchweigt, ſondern wenn er ſie verläugnet, nicht wenn er gerade ſo viel Hochachtung für ſich ſelbſt hat, als er haben ſoll und darf, ſondern wenn er ſich erniedrigt; nicht, wenn er den ihm gehörigen, ſondern wenn er einen tiefern Rang einnimmt. Er betrügt ſich aber. Keine Tugend kann ſo ähnlich nachgeahmet werden, daß das Original nicht von der Copie unendlich weit unterſchieden bleiben ſollte. Aller Vortheil, den die menſchliche Eitelkeit, ſich durch eine verſtellte Erniedrigung ſeiner ſelbſt zu erheben, gewonnen hat, iſt der, daß in gewiſſen Fällen Beſcheidne und Demüthige für eitel und hochmüthig angeſehen werden können.

Ein Lovelace bekennt ſeine ſchändliche Unternehmungen wider Clariſſens himmliſche Unſchuld; die Tugend ſelbſt kann ſie nicht mehr verdammen, als er ſich ſelbſt verurtheilt; er iſt ſeinem eignen Bekenntniße nach ein Böſewicht, ein Betrieger, ein Ränkeſchmieder; er beſchreibt ſeine Miſſethaten ſo ſchwarz, als ſie das Fräulein Howe kaum ſchildern kann; er haßt, er verabſcheut, er verachtet ſich ſelbſt. Er ſcheut ſich nicht, er giebt ſeinen Handlungen kein beſſers Anſehen, als ſie haben, und das könnte er doch; denn er hat überflüſig viel Verſtand, und Witz genug, ſich Tugenden auf eine ſo wahrſcheinliche Art anzudichten, daß nur Clariſſen und Howen an ihrem Daſeyn zweifeln würden. Allein er thuts nicht, und zwar aus Stolz nicht. Er hat bey der Menge aller ſeiner Laſter einige Vorzüge; ſie ſind aber in Vergleichung mit ſeinen Bosheiten ſo geringſchätzig und klein,daß ſie vor dieſen verſchwinden müſſen, wenn der Abſcheu gegen ihn nicht verringert wird. Was verringert ihn aber ſeinem Wahne nach mehr, als Aufrichtigkeit, als ein Gemüth, das offen iſt, und nicht heuchelt! Er verachtet ſich alſo bloß, um weniger verachtet zu werden. So weis die Eitelkeit ſich ſelbſt aus ihrem Schimpfe Ehre zu machen, und die Schandſäulen, die ſie verdient hat, in Tempel des Ruhms zu verwandeln, wenn ſie ſich dieſelben nur ſelbſt ſetzt. Ueberdieß verurtheilt er ſich, weil er glaubt, man brauche Verſtand, wenn man ihn entlarven will, und er will bey allen Gelegenheiten zeigen, daß er ihn im reichſten Maaße beſitze.

Die Eitelkeit iſt eine übertriebne und ausſchweifende, die Beſcheidenheit eine richtige und unpartheyiſche Hochachtung ſeiner ſelbſt. Jene eignet ſich zu viele Vorzüge, dieſe gerade ſo viel zu, als ſie hat. Bey der Eitelkeit können Verdienſte ſeyn; bey der Beſcheidenheit müſſen ſie ſeyn. Die Eitelkeit iſt entweder unverſchämt dreiſt, oder auf eine affectirte Art blöde und allezeit beleidigend. Die

Beſcheidenheit iſt entweder wirklich furchtſam und zwar furchtſam aus Ehrerbietung gegen andere, oder ſie iſt frey, ohne misfällig zu werden. Ein Menſch, der ſich auf eine beſcheidne Art hochachtet, wird ſeine Fehler nicht läugnen, wenn ſie ihm vorgehalten werden; er wird aber auch mehr thun, als ſie bloß bekennen; er wird ſie zu verbeſſern ſuchen. Und weil er dieſen edlen Vorſatz allezeit hat, ſo wird er ſie nicht bekannt machen, wenn nicht ihr Geſtändniß mit einem offenbar ſittlichen Nutzen verknüpft iſt.

Ein Menſch, der eine unpartheyiſche Hochachtung für ſich hat, weil er ſein ganzes Verhalten ſo einrichtet, daß ihn keine Urſache treibt, ſich ſelbſt zu verachten; und alſo auch ohne Zeugen, mit ſeinem Charakter zufrieden ſeyn darf, wird ſich freuen, wenn andre mit ihm zufrieden ſind; er wird mit einem rühmlichen Eifer ſich beſtreben, ſie noch zufriedner zu machen; er wird aber auch den Schein des Ehrgeizes fliehen, und mit Recht nie beſchuldigt werden können, daß er auf mehr Ehre Anſpruch mache, als er verdient. Er wird die Lobſprüche nicht ängſtlich aufſuchen; aber er wird ſie auch nicht auf eine Art ausſchlagen, welche den Verdacht erwecken kann, daß er größre erwarte, oder ſich ſelbſt ſchon größre gegeben habe. Ein Menſch, der ſich nicht ſelbſt verächtlich vorkommen will, muß zuförderſt gegen ſich gerecht geweſen ſeyn. Das iſt die Eitelkeit niemals. Es iſt ihr nichts daran gelegen, wie ſie zum Beſitze unſers Lobes kömmt, ſie ſucht es nicht zu verdienen, ſondern es uns abzuſtehlen. Dieſe ihre Abſicht uns um unſre Hochachtung zu betriegen, erhellt aus nichts ſo ſehr, als aus ihrer Fertigkeit Unvollkommenheiten zu bekennen, deren Geſtändniß nicht geſodert wird. Es ſind immer nur Fehler, die das Daſeyn größrer Eigenſchaften und Verdienſte vorauszuſetzen ſcheinen. So klagt mancher Eitle ſein ſchwaches Gedächtniß an, weil man ſich von ſeinem Verſtande und von ſeiner Stärke im Urtheilen große Begriffe machen ſoll. Ein andrer beſchuldigt ſich der Zerſtreuung, weil er für ſehr beſchäftigt gehalten ſeyn will. Die Nachläßigkeit, wird ein andrer ſagen, iſt mein Fehler; er wird ſich den Vorwurf machen, daß er ſich wenig Mühe um Ehrenſtellen und Würden gebe, weil man von ihm glauben ſoll, daß er über die Ehrſucht erhaben ſey. Es iſt wahr, ſagt der dritte; ich bin in meinem Anzuge zu ſorgloß, ich bekümmre mich zu wenig um Kleinigkeiten, und er giebt uns dieſen ſeinen Fehler preis, weil er ſich bey uns in die vortheilhafte Meinung zu ſetzen ſucht, daß er große wichtige Pflichten nicht verabſäume. So viel krumme Wege muß der Stolz ſchleichen, wenn er fühlt, daß er ſeines eignen Beyfalls unwürdig ſey. Ein Menſch hingegen, der gegründete Rechte hat, ſich ſelbſt hoch zu achten, iſt ſo ſclaviſcher und elender Bemühungen, in fremden Augen merkwürdig zu werden, überhoben. Denn hat er es ſo weit gebracht, daß er an ſeiner eignen Würde nicht zweifeln darf: So hat er nicht zu befürchten, daß andre daran zweifeln werden, oder es wird ihn nicht beunruhigen, wenn ſie ungerecht oder neidiſch genug ſeyn ſollten, ihm ihren Beyfall zu entziehen. Gemeiniglich aber wird er ſie zur Bewunderung ſeiner

ner Verdienſte zwingen, ohne es zu wiſſen, und ohne die Abſicht zu haben, ſie zu zwingen. Er wird uns unſer Lob nicht abtrotzen; denn er iſt mit dem gerechten Bewuſtſeyn ſeines Adels zufrieden; er wird es uns auch nicht abſchmeicheln; denn das würde ein heimliches Geſtändniß ſeyn, daß er deſſen unwürdig wäre. Aber wie wenige Menſchen haben Anſprüche auf eine Hochachtung ihrer ſelbſt, die unverwerflich und rechtmäßig iſt.

Die Tugend, ſagen alle Sittenlehrer, muß vornehmlich ihrer eignen Vortrefflichkeit und Schönheit wegen ausgeübt werden; nicht der Eindruck, den ſie auf Fremde macht, noch die Bewunderung, die ſie außer uns erweckt, noch die Vortheile, die ſie uns ſchafft, indem ſie unſer Leben vergnügter und glückſeeliger macht, ſondern ihre innerliche Würde, die ihr eigenthümlich gehört, die ihr bleibt, wenn niemand außer ihr iſt, der ſie bewundert, die ihr nicht genommen werden kann, wenn auch ihre wohlthätigen Einflüſſe auf das Vergnügen unſers Lebens gehindert werden; dieſe Würde, die ſie in allen Umſtänden und zu allen Zeiten vom Laſter unterſcheidet, ſoll einer von den ſtärkſten Antrieben ſeyn, ſie zu lieben, und was ſie gebietet, zu leiſten. Da die Tugend kein Weſen außer dem Menſchen iſt: So heißt das: Der Menſch muß ſeine Pflichten erfüllen, und den Endzwecken ſeiner Natur gemäß handeln; weil das Laſter verächtlich macht, das Bewuſtſeyn der Tugend aber ihm allein das Recht giebt, ſich hoch zu achten; weil er, wenn ihn auch die Ungerechtigkeit und Bosheit der Menſchen hinderte, das Vergnügen und die Früchte ſeines

Verhaltens einzuerndten, er doch ſtets den geheimen Troſt hat, recht und groß gehandelt zu haben; weil er, wenn niemand ſeine Verdienſte erkennen will, und ſogar, wenn niemand da wäre, der mit ihm zufrieden ſeyn, und ſeine Handlungen billigen könnte, das Recht beſitzt, ſelbſt mit ſich zufrieden zu ſeyn. Daher waren bey den Stoikern die beiden Worte tugendhaft und ehrwürdig von einerley Bedeutung.

Man darf ſich nicht einbilden, die Hochachtung eines Menſchen zu beſitzen, der uns ohne die Ueberzeugung lobt, daß wir ſeines Lobes werth ſind. Entweder er verſpottet uns, oder welches nicht weit davon unterſchieden iſt, er ſchmeichelt uns. So können auch wir uns gefallen, ohne große Verdienſte, oder Verdienſte genug zu haben; aber dieſes Wohlgefallen an uns, das ſich auf keine wahre Vorzüge gründet, iſt Schande in der Geſtalt der Schmeicheley. Die wahre Hochachtung ſeiner ſelbſt muß ſich auf die Erfüllung alles desjenigen gründen, wozu uns die Vortrefflichkeit unſrer Natur und ihrer Kräfte verbindet. Der Menſch hat ſeiner Natur wegen einen ſo hohen und vorzüglichen Rang unter den Geſchöpfen; ſeine Beſtimmung iſt ſo herrlich; er hat ſo mannichfaltige Kräfte; er iſt zu ſo großen Unternehmungen geſchickt; er hat zu ihrer Ausführung ſo unzählige Gelegenheiten. Warum ſollte er ſich nicht über ſeinen Rang unter den übrigen Geſchöpfen freuen dürfen, wenn er ſich ſelbſt nicht durch unedle Handlungen davon herabſtößt? Wenn er ſeiner Beſtimmung gemäß handelt, was ſollte ihn nöthigen, das Gegentheil davon zu denken?

ken? Stimmen ſeine Unternehmungen mit den Abſichten überein, zu deren Erfüllung ihm ſeine Kräfte verliehen ſind: Warum ſollte er dieſes vor ſich ſelbſt verläugnen?

Aber es gehört außerordentlich viel dazu, wenn man ſich nicht ſchmeicheln; ſondern hochachten will. Man muß den Schöpfer ſeiner Natur kennen; denn ohne die Kenntniß deſſelben kann man ſeine völlige Beſtimmung nicht überſehen; man muß die großen Abſichten wiſſen, zu deren Erfüllung der Menſch überhaupt da iſt; man muß ſich ſelbſt, ſeine beſondern Neigungen, und das Maaß ſeiner Kräfte erforſcht haben. Man muß die Verbindungen einſehen, die uns unſre äußern Umſtände, und der ganze Zuſammenhang, worinnen man mit andern ſteht, auflegen. Aber man hat darum, weil man alles dieſes weis, noch kein Recht, ſich hochzuachten. Nur der würdige Gebrauch dieſer Einſichten; nur die völlige und ununterbrochne Anwendung ſeiner edlen Kräfte; nur die Erfüllung ſeiner verſchiednen Verhältniße giebt gegründete Anſprüche auf die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Man muß, wie ſich die Religion davon ausdrückt, das Zeugniß eines guten Gewiſſens vor Gott und Menſchen haben.

Die erlaubte und tugendhafte Hochachtung ſeiner ſelbſt gründet ſich alſo bloß auf ſittliche Vollkommenheiten, die der Wahl und dem Willen des Menſchen Ehre machen. Ein glückliches Temperament, vorzügliche Naturgaben, Genie, ein großer Verſtand, viel Witz, eine feurige und fruchtbare Einbildungskraft, und äußerliche vortheilhafte Umſtände müſſen keinen Einfluß darein haben. Der

Menſch, der richtige Begriffe von ſeinem Werthe hat, weis, daß er alle dieſe Eigenſchaften beſitzen, und doch in ſeinen eignen Augen Verachtung verdienen kann. Nur in der pflichtmäßigen Anwendung aller dieſer Vollkommenheiten beſteht die Würde, deren Beſitz ihn mit ſich ſelbſt zufrieden macht. Nach der Beſchaffenheit derſelben beſtimmt er ſeine Größe! Die Eitelkeit hingegen gründet ihr Urtheil von ſich ſelbſt allein oder doch größtentheils auf Vollkommenheiten, die nicht von ihrer Entſchlieſſung abhangen. Ja bloße äußerliche vortheilhafte Umſtände allein werden einen kleinen kriechenden Geiſt aufſchwellen. Ein Zufall erhebt einen, der von der wahren Würde der Menſchheit nichts weis, zu einem außerordentlichen Glücke. In ſeiner Niedrigkeit ſchien er ſo wenig auf ſich ſelbſt zu halten, als er von andern geachtet wurde. Er fängt an bemerkt zu werden, und in fremden Augen groß zu ſcheinen. Man ſucht die Urſachen ſeines Glückes auf; endlich beſchließt man, ſie in ſeinen Verdienſten zu finden. Man ſchmeichelt ihm damit, und er glaubts. Der Pigmäe wächſt, bis er ſich in ſeinen Augen ein Rieſe von Verdienſt und Tugend zu ſeyn einbildet. Aber wen erhebt er. Iſt nicht eigentlich die Bewunderung ſeiner Bewunderer das Götzenbild, das er anbetet? Kann man mit Wahrheit ſagen, daß er ſich hochachte, und mit ſeinem Selbſt zufrieden ſey? Zwiſchen dem Urtheile des Pöbels und dem ſeinigen iſt bloß der Unterſchied, daß jener, wofern das Glück ſeinen Abgott verläßt, von ſeiner Bewunderung zurückkömmt, und einſieht oder einzuſehen glaubt, daß ſie ungegründet geweſen ſey, da hingegen der Bewunderte noch einige Zeit in dem Traume von ſeiner Würde bleiben, und ſich ſchmeicheln kann, daß große Verdienſte mit ihm geſtürzt worden ſind. Endlich aber muß er doch aufwachen, und wie tief wird er alsdann in ſeinen eignen Augen herabſinken! Derjenige hingegen, deſſen Hochachtung für ſich auf einen wahren moraliſchen Werth gebaut iſt, hat alles dieſes nicht zu befürchten. Das Glück macht ihn nicht gröſſer, es giebt ihm nur die Gelegenheit groß zu erſcheinen. Wird er unglücklich, und iſt ſein Fall nicht ſeine Schuld, ſo wird er in ſeinen Augen nicht fallen, ſondern, wie der Dichter ſagt, ſich in ſeine Tugend verhüllen.

Weil die Eitelkeit ihr Urtheil über ſich ſelbſt immer nur nach fremden Urtheilen einrichtet, ſo wird ſie auch allein nach ſolchen Vorzügen trachten, die keine gegründete und dauerhafte Ehre geben. Die Hochachtung, welche die Menſchen für einander haben, fällt die meiſte Zeit auf eingebildete oder kleine Vollkommenheiten. Ein Menſch, der mit fremden Bewunderern vorlieb nimmt, wird ſich gut kleiden; er wird mit Anſtand ſprechen; er wird ſein Aeußerliches in ſeiner Gewalt haben; er wird modiſch ſeyn; er wird für artig gehalten ſeyn wollen; und ſich keine Mühe geben, tugendhaft zu werden, und ſeinem Stande, ſeiner Geburt, ſeinem Glücke, ſeinem Berufe, und ſeiner Natur Ehre machen. Ein Menſch, der nicht eher glaubt, ſich gefallen zu dürfen, als wenn er ſich großer ſittlicher Vollkommenheiten bewuſt iſt, wird kleine äuſſerliche Vorzüge nicht verachten; niemals aber dieſelben mit dem Verluſte großer Verdienſte ſuchen.

Die Eitelkeit, weil ſie ein allzugroßes Vertrauen zu ſich ſelbſt iſt, kennt entweder ihre Kräfte nicht, oder richtet ihre Unternehmungen nicht nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten ein. Entweder ſie übernimmt zuviel, und iſt verwägen, und, wenn der Ausgang die Verwägenheit beſtraft, unverſchämt: oder ſie thut zu wenig, und nur ſo viel, als ſie gewiß weis, das ihr nicht misglücken kann, weil man aus dem Glücke, womit ſie das Wenige ausgeführet hat, ſchließen ſoll, daß ihr größre Unternehmungen nicht ſchwer ſeyn könnten, wenn ſie ſich nur zu denſelben entſchließen wollte. Ein Menſch hingegen, der nach einer gründlichen Hochachtung ſeiner ſelbſt ſtrebt, prüft ſeine Fähigkeiten und Kräfte. Er befürchtet nicht von andern, ſondern von ſich ſelbſt beſchämt zu werden, wenn er ſich an Unternehmungen wagt, die für ſeine Stärke zu groß ſind. Aus eben der edlen Furcht unternimmt er nie zu wenig, und was er einmal thun will, thut er ganz. Stimmt der Ausgang nicht mit ſeinen Bemühungen überein: So iſt er zufrieden, weil er weder zaghaft, noch verwägen geweſen iſt.

Alſo hat man nicht zu befürchten, daß man den Menſchen zum Stolze verleiten werde, wenn man ihn ermuntert, nach einer wahren Hochachtung ſeiner ſelbſt zu ſtreben. Sie iſt falſch und ein bloßer Betrug, womit wir uns ſchmeicheln; ein Betrug, der uns vor uns ſelbſt um ſo viel tiefer erniedrigen muß, je länger wir uns davon haben hinreißen laſſen, wofern ſie kein unpartheyiſches Urtheil über unſre moraliſchen Vorzüge iſt. Soll ſie aber das ſeyn: So wird ſie niemals in eine völlige Zufriedenheit mit unſern Handlungen ausarten. Wir werden vielmehr, wenn wir uns auch nicht verachten dürfen, uns eben ſo oft misfallen, als wir uns über uns freuen werden. Denn bey allem Beſtreben unſrer Natur und den Abſichten ihres Daſeyns gemäß zu handeln, und uns nicht zu den niedrigern Geſchöpfen herabzuſetzen, werden wir uns doch zu unzähligen tadelhaften Handlungen fortgeriſſen ſehen, ohne daß wir ſie auf eine andre, als unſre eigne Rechnung ſetzen können. Alſo wird derjenige, der ein Recht zu ſeiner eignen Hochachtung haben will, allezeit demüthig bleiben müſſen.

V.

Schreiben einer ſterbenden Mutter an ihre Tochter.

Schreiben
einer ſterbenden Mutter
an ihre Tochter.

Meine liebſte Tochter,

Du erwarteſt dieſen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beyde ſo viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo ſie allein deine Mutter und Verſorgerinn ſeyn wird. Die auszehrende Krankheit, die ich ſchon ſo lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eignes Vermuthen ſo plötzlich überhand genommen, daß ich wohl den letzten Brief an dich ſchreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, deſſen Zärtlichkeit du nicht gekannt haſt, und der für mich und dich nur allzufrüh ſtarb. Du weißt es, meine liebſte Tochter, wie ſehr ich dich allezeit geliebt habe. Du biſt das einzige Pfand einer kurzen aber glückſeeligen Ehe; du haſt immer in mir die Liebe zum Leben erhalten, deſſen Verluſt nach der Trennung von dem geliebteſten Manne nichts ſchreckliches für mich gehabt hätte. Unterdeſſen erwarte ich ſie mit einem ruhigen Geiſte. Ich habe Zeit gehabt, mich zu dem letzten entſcheidenden Augenblicke vorzubereiten, und ich halte nur die Stunden meines Lebens für verloren, die nicht durch den feyerlichen Gedanken: Ich werde ſterben, geheiligt worden ſind. Ach, wie belohnt er mich nunmehr, daß ich an ihn oft gedacht habe. Ich hoffe mit der demüthigſten Zuverſicht, Gnade zu finden, und dieſe Hoffnung macht mich ſo freudig, daß ich im Ausgange des Lebens nichts fürchte, als den letzten Schauer der Natur. Frühe an ſeinen Tod denken, meine Wilhelmine, welch eine Glückſeeligkeit! Meine Gelaſſenheit wird durch die Hoffnung vermehrt, die mir deine Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schickſal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter ſchreiben kann. Ich weis, daß du weinen wirſt; denn ich weine ſelbſt. Wie köſtlich ſind mir deine Thränen! Sie ſind die größte Belohnung meiner Zärtlichkeit, und der Wehmuth, womit ich die Welt verlaſſe. Ach meine Tochter, ich werde wehmüthig, wenn ich denke, daß ich dich verlaſſen muß, und ich brauche Muth und Standhaftigkeit, dieſes zu ſchreiben! Du wirſt weinen, und ich wollte, daß du niemals traurig ſeyn dürfteſt. Wie bekümmert bin ich nicht, wenn ich an deine Thränen denke, denn ich weis, daß du die Zärtlichkeit von deinem Vater geerbt haſt! Doch ich will ſuchen ſo ſtandhaft und ſtark zu ſeyn, als mir nur möglich iſt, damit ich noch einen recht langen Brief an dich ſchreiben kann. Ich nehme deine Zähren als eine Verſicherung ins Grab, daß du dich in allen Umſtänden deines Lebens an dasjenige errinnern wirſt, was dir deine ſterbende Mutter ſchrieb. Meine vornehmſte Sorge iſt allezeit geweſen, daß Unſchuld und Religion deine vornehmſten Reizungen ſeyn möchten. Ich empfand, daß ſie allein glückſeelig machen, und ich weis, daß du es ſeyn wirſt, wenn du nur ferner ihren Vorſchriften getreu bleibſt. Ja, ich kann zufrieden ſterben.

Du biſt unterrichtet worden, wie liebenswürdig die Religion iſt, und wie ſehr ſie verdient, die Beherrſcherinn deines Herzens zu ſeyn. Ohne ſie iſt alle Tugend entweder Schwärmerey, oder Verſtellung, oder Eitelkeit, und wenn ſie noch ſo edel wäre, würde ſie wohl ohne die Hoffnung künftiger Belohnungen ruhig und glücklich machen? Fürchte Gott, ſo biſt du unſchuldig und glücklich. Suche dieſem Grundſatze beſtändig zu gehorchen, und du wirſt die Wahrheit deſſelben in allen Zeitpunkten und Veränderungen des Lebens erfahren. Du müſſeſt kein Buch lieber, und mit unzerſtreuterer Seele leſen, als die Offenbarung, und am meiſten ſeine deutliche Stellen. Das geſegnete heiligſte Buch, das mir itzt einen Troſt nach dem andern giebt! Du biſt durch den würdigen Geiſtlichen deines Geburtsorts von ſeiner Göttlichkeit vollkommen überzeugt worden. Auf dieſe Ueberzeugung glaube, was es dich lehrt. Viele unſers Geſchlechts wagen ſich zu grübeln; aber unerlaubte Kühnheit macht leichtſinnig, und der Leichtſinn gemeiniglich laſterhaft. Die **Marquiſinn Chatelet** war eine Philoſophinn; viele ſagen eine mittelmäßige. Das weis ich, daß ich ſie beneiden würde, wenn ſie eine **Rowe** geweſen wäre; ich weis auch, daß ich mich lieber hätte von einem **Young**, als von einem **Voltaire** unterweiſen laſſen.

Du biſt ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu ſagen hat, du biſt ein junges Frauenzimmer. Was uns bey der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes

Glück geben kann, iſt allein die Unſchuld und Tugend, und wenn wir dieſe verlieren, iſt alles für uns verloren. Selbſt unſre Reizungen, die uns, zu unſerm Unglücke, gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend ſelbſt, werden ohne ſie ein Gegenſtand der Verachtung. Die meiſten Perſonen des männlichen Geſchlechtes haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; ſie verzeihen ſich alles, und uns verzeihen ſie nichts. Sie verdammen ſich ſelbſt nicht, wenn ſie wirklich Ausſchweifungen begehen, uns verdammen ſie ſchon, wenn ſie nur muthmaßen, daß wir ſie begehen könnten. Es ſcheint, daß unſer Geſchlecht ſelbſt dadurch noch glücklicher ſey, als das männliche, weil viele von uns zum wenigſten durch die Furcht vor der äußerlichen Schande von Vergehungen zurückgehalten werden, wenn die Perſonen des andern Geſchlechtes ſich, ohne die geringſte Scheu vor einer Schande, ihren Ausſchweifungen überlaſſen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverſchämtheit! So ſchnell ſie ſind, uns zu verurtheilen, ſo wenig überlegen ſie, daß es oft nur ihren Nachſtellungen zuzuſchreiben iſt, wenn eine Perſon unſers Geſchlechtes ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn ſie uns am meiſten zu verehren ſcheinen, ſind ſie unſre größten Feinde. Was haben ſie nicht alles erfunden, um uns ſo weit zu bringen, daß ſie uns haſſen und verabſcheuen können? Lobſprüche, Liebkoſungen, Schmeicheleyen, Klagen, Seufzer; kurz die Künſte des Laſters ſind nicht zu zählen, die es braucht, um uns unſern größten Reichthum zu entwenden. Sie ſollten ſich ſelbſt alle Mühe geben, uns bey der Tugend zu erhalten, weil uns die Natur für ſie erſchaffen hat; aber ſo treiben ſie ihre feindſeeligen Anfälle auf uns ſo weit, daß ſie uns ſelbſt die Unſchuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen laſſen wollen. Widerſtehe dem Laſter, ſie werden dich einer übertriebnen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und andrer dir unbekannten Fehler beſchuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geſchlechtes, und die Umſtände, worein uns die Tyranney der Männer geſetzet hat. Wir ſind von Natur eitel, oder zum wenigſten ſehr zur Eitelkeit geneigt; unſre Eigenliebe merkt bald, daß wir oft mit unſerm Geſichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unſrer Geburt an zum Lobe beſtimmt ſind, ohne daß wir nöthig haben, daſſelbe zu verdienen, und darüber vergiſſt man leicht, daß man vorzüglich durch die Tugend liebenswürdig ſeyn ſoll. Man lenket unſern Verſtand noch in unſrer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichſte Erziehung erhält uns in der Unwiſſenheit, und die wenigſten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hätteſt, wenn er dir durch den Tod nicht ſo früh entriſſen worden wäre. Wenn eine Perſon von dem Geſchlechte, vor dem du dich ſo ſehr zu fürchten haſt, Verdienſte erlangt, ſo iſt das Wunder ſo groß nicht. Es iſt ſo ſchwer nicht, Verdienſte zu haben, wenn man Verſtand haben darf. Das iſt aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer das Bücher lieſet, durch die es ſeinen Geiſt heiter machen, ſein

Herz beſſern und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, wird leicht in den Augen des großen Haufens lächerlich. Darum meine Tochter, habe ich dich, als du noch bey mir wareſt, ſo oft ermahnt, deinen Zuſchauer, Aufſeher, und andere ſolche Schriften keinen Menſchen ſehen zu laſſen, und dich niemals zu verrathen, daß du ſie läſeſt. Das andre Geſchlecht hat Freunde, oder kann Freunde ſuchen, und was kann uns in der Treue gegen die Tugend unveränderlicher machen, als die wahre Freundſchaft? Wo ſoll aber ein Frauenzimmer Freunde ſuchen? Unter dem männlichen Geſchlechte? Ich habe dir es oft geſagt, mein Kind, daß es die Welt für ein Verbrechen gegen unſre Tugend anſieht, wenn wir einen Freund haben, der nicht unſer declarirter Liebhaber oder Bräutigam iſt. Du darfſt von deinem Geſchlechte vielweniger hoffen, daß du Freundinnen darunter finden werdeſt. Die gemeine Erziehung gewöhnt die meiſten gar frühzeitig zur Eiferſucht gegen einander; man lehrt ſie, daß ſie andre Frauenzimmer übertreffen, wenn ſie ſchöner ſind, oder einen beſſern Putz haben, als ſie. Die Freundſchaft kann alſo unmöglich mit der Eitelkeit beſtehen.

Du biſt ſchön, meine Tochter, und du haſt von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich ſeyn würden, wenn du in den Jahren, wo ſich die erſte Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehört hätteſt. Ich ſage dir, was dir Schmeichler und Leichtſinnige unzähligemal ſagen werden, damit es keinen Eindruck bey dir mache, wenn ſie es ſagen. Wenn du nur meine Augen, und meine erſterbenden

den Lippen noch einmal ſehen ſollteſt! Man lobte ſie auch einmal. Wie würde dich der Anblick wider alle Schmeicheleyen waffnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es iſt traurig, meine liebe Tochter, was ich ſage, es iſt ſehr traurig; vielleicht wirſt du in deinem Leben keinen Menſchen mehr ſo von der Schönheit reden hören; aber itzt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt und verlaſſen ſoll. Du kannſt dich freuen, daß du ſchön biſt, ſo lange du tugendhaft bleibſt; denn die Schönheit iſt ein Geſchenk des Himmels; aber wenn du irgendwo bey einer Perſon deines Geſchlechts eine größre Tugend bemerkſt, als die deinige iſt, ſo glaube, daß ſie mehr Annehmlichkeiten beſitzt, als du. Sie iſt ſchöner, weil ſie tugendhafter iſt.

Du wirſt, wenn du meinen Tod beweint haſt, künftig unter deinen Anverwandten und in Geſellſchaften erſcheinen müſſen, und alsdenn werden ſich die Gefahren hervorwagen, die ſich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirſt Frauenzimmer ſehen, die ihren einzigen Ruhm darinnen ſuchen, daß ſie von einer Menge falſcher Liebhaber umringt werden. Dieſe Betrüger werden dir vielleicht auch ſagen, daß du liebenswürdig biſt, weil dein Geſicht jung iſt; ſie werden dir ſchmeicheln und dich eitel machen wollen, weil ſie eitel ſind; ſie werden dich verſichern, daß ſie dich lieben; aber es iſt ihre Abſicht nur, einen Triumph ihrer Eitelkeit aus dir zu machen, wenn du ihren verrätheriſchen Schwüren glaubſt. Sie werden ſuchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts iſt gefährlicher für die Tugend, oder welches einerley iſt, für die Glückſeeligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit ihren Reizungen ab, und eine Perſon, die dieſes eingebildete Vergnügen nicht verlieren will, verliert gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle Jahre durch dauert, ſondern muß auch tauſend niedrige Künſte gebrauchen, das eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung auf einmal auf. Das ſchlimmſte, was alle tugendhafte Perſonen unſers Geſchlechtes abhalten ſollte, Eroberinnen werden zu wollen, iſt, daß es zu unſrer Zeit nicht genug iſt, ſchön oder artig zu ſeyn, wenn man ja die eitle Freude verlangt, von einem Schwarme leichtſinniger Schmeichler bewundert zu werden. Die Welt hat ſo verderbte Augen, daß ſie von der Schönheit nicht gerührt werden, wenn ſie nicht durch ein gewiſſes freches Anſehen belebt wird, das man mit einem ehrlichen Namen Freyheit nennt. Es iſt ſo weit gekommen, daß man ſich zum wenigſten ſchämt, tugendhaft zu ſeyn, wenn man auch noch durch die Natur, oder die Erziehung zurückgehalten wird, ſich dem Laſter ohne Bedenken aufzuopfern. Wollteſt du ein Mittel zwiſchen der Tugend und dem Laſter treffen, Schmeichler und Bewunderer haben, ohne deiner Unſchuld abtrünnig zu werden, ſo würde ſelbſt deine Eitelkeit nichts dabey gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß ſie ihre Abſichten nicht erreichen, verlaſſen, und doch allezeit die Welt bereden, daß ſie dich verließen, weil ſie ihres Glückes überdrüßig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die Welt ungewiß wird, ob man noch jung iſt, oder alt wird. Nunmehr iſt der Triumph deiner Eitelkeit vorbey; dein Herz hat ſich an ein ſo flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurück, und der Verdruß, daß es nicht befriedigt werden kann, beſtraft nunmehr die ungelehrige Eitelkeit. Allein, wie ſollſt du den Ungeſtümen entgehen, welche oft ſo unverſchämt ſind, daß ſie ſich die Strenge, womit ein Frauenzimmer über ſeine Pflichten wacht, nicht abſchrecken laſſen? Du darfſt dich dafür nicht fürchten, du darfſt ihnen auch nicht einmal misfallen wollen. Du darfſt ſie nicht einmal mit Verachtung beſtrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären ſchon zu viel Ehre für ſie; denn du müßteſt ſie wahrgenommen und ihre Beleidigungen empfunden haben. Du biſt ſicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willſt, und die Eitelkeit ſolcher eigennützigen und ſchändlichen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthiget, als wenn man alle die Anſtalten nicht merkt, die ſie wider unſer Herz machen. Das erſtemal ſchreckt ſie freylich ein ſolches Bezeigen nicht; ſie halten es für eine angenommene Zerſtreuung und für eine heimliche Aufmunterung; ſie bilden ſich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht ſehen möge, damit ſie dieſelben wiederholen und verdoppeln ſollen. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweymal widerlegt wird, ſo hören ſie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht trifſt du einige an, die ſo gar unverſchämt ſind, daß ſie dich offenbar zu beleidigen ſich unterfangen. Aber wiſſe, meine Tochter, daß die Tugend gewiſſe Blicke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das frechſte

Laſter zittert. Du haſt, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdenn Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen erſten Jahren an zur Tugend zu erziehen geſucht, ſo, daß dir nunmehr ſolche Blicke im Nothfalle natürlich ſeyn müſſen.

Alles das ſage ich nicht, meine liebſte Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beyzubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich, ich will es nur vorſichtig machen. Nach der Religion und ihrer treuen Begleiterinn, der Tugend, können wir durch nichts glückſeeliger werden, als durch eine vernünftige und edle Liebe, und ein Frauenzimmer würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn es ſich dazu gar keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tugendhaften Liebe den Genuß ſo vieler Glückſeeligkeiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter halten würde, wenn ich dir mein Schickſal nicht auch wünſchte. Ich habe die Zärtlichkeit deines Vaters nur eine kurze Zeit genoſſen; aber ich hätte das Andenken davon mit dem Beſitze aller Reichthümer nicht vertauſcht. Ich habe ſtets geglaubt, daß die Mütter, welche ihre Töchter zu ſehr vor der Liebe warnen, ſehr unverſtändig handeln; doch vielleicht ſind die meiſten zu entſchuldigen, weil ſie in ihrer Liebe unglücklich geweſen ſind. Aber, meine Tochter, ſo groß das Glück iſt, auf eine edle und zärtliche Art geliebt zu werden, mit einem getreuen und großmüthigen Gefährten des Lebens vereinigt zu ſeyn, der dich liebt, weil er dich hochachtet, der dir ſein Herz widmet, nicht ſowohl darum, weil du einige bald verblühte Reizungen beſitzeſt, ſondern weil du tugendhaft und unſchulbig biſt; ſo ſelten iſt dieſes Glück auch. Das kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth unter dem männlichen Geſchlechte ſo ſeltne Tugenden ſind. Man liebt und heirathet in der Welt, nicht um die Freuden zu erlangen, welche aus einer gemeinſchaftlichen Freundſchaft, Gutherzigkeit, Dienſtfertigkeit, Großmuth und Zärtlichkeit herfließen; man ſchlieſt Ehen, um noch reicher oder vornehmer zu werden, als man iſt. Aber das ſind die Güter nicht, die du in einer glücklichen Ehe ſuchen ſollſt. Die wahre Glückſeeligkeit liebt die Stille, und fliehet das Geräuſch. Die Tugend hat alles, was ſie ſich wünſchen darf, wenn ſie ſich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden ſich Perſonen finden, welche ſich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, biſt du in der größten Gefahr. Laß dein Herz ja von keinem äußerlichen Scheine verführt werden, und ſage es dir immer vor, daß du nicht glücklich ſeyn kannſt, wenn du nichts mehr als eine reiche oder wohlgekleidete Sclavinn wirſt. Wenn du in ſolchen Umſtänden einen Rath verlangſt, ſo verlange ihn niemals von deinen Augen, ſondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht ſchwer werden. Gieb dein Herz demjenigen, welchen du wegen ſeiner eigenthümlichen Vollkommenheiten vor andern am höchſten ſchätzeſt, und das wird allezeit derjenige ſeyn, der dir die ſicherſten und zuverläßigſten Proben giebt, daß er an dir deine eigenthümlichen Verdienſte am meiſten hochachtet und liebt. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen hat, wird es auch gewiß zu erhalten wiſſen, und eine wahre Zärtlichkeit iſt ſo unerſchöpflich an Freuden, daß ihre Menge, Veränderungen und Mannichfaltigkeit den Ueberdruß gewiß entfernen wird, welcher ſo viele unglücklichen Ehen begleitet.

Aber wenn du einſt in dieſen Stand trittſt, ſo haſt du neue und ungewohnte Pflichten zu erfüllen. Ein vernünftiger Gehorſam wird deine erſte Pflicht ſeyn. Die Natur hat uns dazu beſtimmt, und das göttliche Geſetz erklärt nur dieſe Beſtimmung. Wenn ſie gewollt hätte, daß wir herrſchen ſollten, ſo hätte ſie uns nicht die Vorzüge des Leibes und des Geiſtes verſagt, die ſie dem männlichen Geſchlechte verliehen hat. Eine Frau, welche ſich unabhängig machen will, und nach der Herrſchaft ſtrebt, lehnt ſich wider die Ordnung der Natur auf, und verwundet ihr Gewiſſen. Wie viele würden nicht das angenehmſte Leben führen, wenn ſie nicht herrſchen wollten, und wie viele ſelbſt ihre Wünſche befriedigt ſehen, wenn ſie ihre Befriedigung nicht mit einem herrſchſüchtigen Tone verlangten! So ſanft und nachgebend auch ein Mann ſeyn mag, ſo wird er doch zur Vertheidigung ſeiner Rechte aufwachen, wenn er nicht ganz niederträchtig iſt. Eine Frau, die mit Gefälligkeit und Liebe ſeinem rechtmäßigen Verlangen gehorchet, darf die Gefahr nicht fürchten, unvernünftigen Befehlen gehorchen zu müſſen. Wenn ſie beßre Einſichten hat, ohne ſie mit Eitelkeit und Stolz zu zeigen, ſo kann ſie gewiß ſeyn, daß ein zärtlicher Mann ihnen willig folgen werde. Gefälligkeit, Geduld und Nachſicht, haben eine außerordentliche Gewalt. Und wie natürlich werden dieſe Tugenden werden, wenn du einen rechtſchaffnen

Mann liebſt! Der Gehorſam wird dir leicht, er wird dir ſelbſt eine Freude werden; überlaſſe dich nur den Empfindungen einer zärtlichen Liebe. Deine Liebe ſey zärtlich, aber niemals eiferſüchtig. Keine Leidenſchaft iſt der Ruhe, und ſelbſt der Liebe gefährlicher, als die Eiferſucht. Der rechtſchaffne Mann wird dich immer lieben; aber vielleicht wird eine gewohntere Vertraulichkeit den Eifer mindern, den die Neuheit deiner ſelbſt und vielleicht eine noch unbefriedigte Sinnlichkeit entzündete und lebhaft erhielt. Er wird Sorgen haben; du wirſt ſie ihm tragen helfen und erleichtern; Fehler; du wirſt ſie verbergen, und vielleicht, ohne ſie ihm aufzurücken, verbeſſern; ein Vermögen; du wirſt es durch deine Häuslichkeit und die Sorge, keinen überflüßigen Putz zu haben, erhalten und vermehren; Leiden; du wirſt ſie ihm verſüßen.

Sollte dir nun der Himmel das Glück aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtſchaffnen Mannes zu ſeyn, ſo haſt du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine ſo glückſeelige Mutter zu werden, als ich bin. Das kannſt du aber nicht werden, ohne die Pflichten auszuüben, die ich, ſo viel mir möglich geweſen iſt, allezeit zu erfüllen geſucht habe. Wenn man Freude an ſeinen Kindern ſehen will, ſo muß man ihre Mutter, und nicht ihre Tyranninn ſeyn. Das iſt nicht genug, wenn ſie wiſſen, daß du ſie unter deinem Herzen getragen haſt; du mußt noch mehr thun und ſie überreden, daß du ſie liebſt, ohne ihnen zu ſchmeicheln. Dieſe Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Anſehen, das du über ſie behaupteſt, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, ſondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem

Beſten anſehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machſt, indem du ſie unterrichteſt, ſo wird das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erweckt, ihnen ſehr bald die Lehren ſelbſt anmuthig machen. Du wirſt ſie ohne Ungeduld und ohne die Lebhaftigkeit des Temperamentes beſtrafen, die ſich in die Verweiſe und Beſtrafungen ſo vieler Aeltern miſchen, und ſie dadurch ſo ſchädlich machen, daß ſie, anſtatt einen Fehler auszurotten, durch das böſe Beyſpiel, das ſie geben, zehn andre noch größre Fehler in ihren Kindern hervorbringen. Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Aeltern haben, macht, daß ſich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die ſich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe iſt, in dem Innerſten ihrer Herzen ſo lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig ſind. Wenn ſie es wiſſen und empfinden, daß ſie geliebt werden, ſo ſcheuen ſie ſich, Fehler zu begehen, weil ſie ſich fürchten, liebreiche Aeltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Geſichte verlieren, und das wird ihr eignes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn man es ihnen ſagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden ſeyn kann. Das ſind nicht die gewöhnlichſten Grundſätze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch war, hat mich nach denſelben erzogen, und er ertheilte mir vor ſeinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert ſtürbe. Wie freue ich mich, meine liebſte Tochter, daß der Nutzen dieſer Vorſchriften durch die Erfahrung an dir bis hieher beſtätigt worden iſt! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht verſagen, deinem Gehorſame und deiner Liebe zu mir dieſes letzte Lob zu geben. Dieſer fröliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigſten nicht ſo ſchwer und ſchrecklich, als es mir ſonſt geweſen ſeyn würde.

Du wirſt tauſend Thränen vergießen, meine zärtliche Tochter, und ach! wie viel hat ſich mein Herz nicht Gewalt anthun müſſen, alles dieſes zu ſchreiben! Mein Leben iſt nach dem Abſterben des zärtlichſten Mannes nichts als ein langwieriger Tod geweſen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetrocknet hat, hat mir nicht einmal den Genuß der unſchuldigen Ergetzlichkeiten dieſes Lebens zugelaſſen. Ich habe kein andres Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und ſeitdem du in dem Hauſe unſrer großmüthigen Freundinn biſt, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen, und vergehen, du wirſt alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion ſelbſt in den Augen der Welt deine verlornen Reizungen erſetzen, wenn du dieſe beyden Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter herüber gebracht haſt. Die meiſten deines Geſchlechtes bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe ſchmeicheln; ſich anzukleiden und umzukleiden, Beſuche zu geben, und anzunehmen, Moden zu erfinden und erfundne zu beurtheilen, oder nachzuahmen; das ſind alle ihre Beſchäfftigungen. Zwölf Jahre ſpielten ſie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreyßig Jahre ſpielten ſie mit ſich ſelbſt. So lange die Jugend währt, können ſie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil ſie alle dieſe Beſchäfftigungen nur vornehmen, um geſehen zu werden. Wenn aber dieſe Zeit vorbey iſt, wenn man ſie nicht mehr ſieht, oder nicht mehr ſehen will, wenn man ſie verlacht, daß ſie ſich lange am Putztiſche verweilen, und die Geſellſchaften noch aufmerkſam auf ſich machen wollen, ſo verändert ihre Eitelkeit den Gegenſtand, und will nunmehr aus Verdruß, daß ſie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das iſt aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann. Du haſt mich geliebt, meine theure Wilhelmine, und deine Liebe giebt mir die gewiſſe Hoffnung, daß meine Lehren beſtändig in deinem Gedächtniſſe bleiben werden. Ich darf dich nicht bitten, zu mir zu eilen. Vielleicht giebt mir der Himmel den Troſt, daß du mit deinen Händen meine brechenden Augen zudrücken kannſt. Ich habe an deine theure Tante einen Brief beygelegt, worinnen ich ſie erſuche, mit dir zu kommen, wenn es ihre Umſtände zulaſſen. Wie ſehr liebe ich ſie, und mit welcher Zärtlichkeit will ich ihr meine Dankbarkeit für die Liebe bezeigen, die ſie dir erweißt. Ich beklage mich über die Vorſehung nicht, daß ſie mir kein längeres Leben giebt; aber ich werde ihr noch ein Glück mehr zu danken haben, wenn er mir mein Leben noch ſo lange friſtet, bis ich dich, meine liebſte Tochter, und unſre großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle faſt daran; allein wenn ich auch eher ſterbe, ſo ſterbe ich doch mit der Zuverſicht, daß meine Tochter nicht unglücklich ſeyn kann, weil die Vorſehung den Gehorſam und die Liebe der Kinder allezeit belohnt hat. Ich ſeegne dich vielleicht zum letztenmale und bin auch im Tode

deine zärtliche Mutter.

S.

VI. Ver-

VI.

Vergleichung des Aberglaubens

und der Freygeiſterey.

Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeiſterey.

Eine von den geheimen Künſten der Freygeiſter, alle Religion zu untergraben, iſt dieſe, daß ſie den Schaden, welchen der Aberglaube zu allen Zeiten in dem gemeinen Weſen angerichtet hat, ſo oft ſie nur können, auf das ſchrecklichſte abzubilden, und ſelbſt noch gröſſer zu machen ſuchen, als er in der That iſt. Sie erzählen uns die großen Männer, welche ihr Leben laſſen müſſen, weil ſie ſich wider die Vorurtheile des Pöbels aufgelehnt haben, ſie reden von den Strömen von Blut, welche der Geiſt der Verfolgung in allen Religionen vergoſſen hat, und ſie machen ein furchtbares Verzeichniß von den Ländern, die durch ihn verwüſtet worden ſind. Wie manche Scepter hat der Aberglaube nicht zerbrochen; wie viele Thronen hat er nicht umgeſtürzt; wie viele rechtmäßige, großmüthige und gütige Monarchen hat er nicht der Wut eines von Pfaffen aufgewiegelten Pöbels preisgegeben, weil ſie vielleicht ſelbſt herrſchen und ihre Länder von dem unerſättlichen Geize derſelben nicht ausſaugen laſſen wollen! Wenn iſt Eine Tugend vor ihm ſicher geweſen? War nicht die Vernunft in allen den unglückſeeligen Jahrhunderten, wo die Finſterniß des Aberglaubens herrſchte, ein Verbrechen, das das Schwerdt oder den Scheiterhauſen verdiente? Mit welchem Entſetzen lieſet man nicht in der römiſchen Geſchichte, daß die Römer bey dem Einbruche der Gallier, um den Zorn der Götter zu beſänftigen, einen Gallier und eine Gallierinn lebendig eingraben ließen? Die ganze Urſache dazu war ein ſibylliniſches Orakel, daß die Gallier einmal Rom einnehmen ſollten. Und dieſes geſchah bey einem Volke, das ſonſt bey vielen Gelegenheiten den Vorzug der Menſchlichkeit und Güte vor andern Völkern zu behaupten ſuchte. Sokrates mußte den Giftbecher trinken, aus keiner andern Urſache, als weil er über das Lächerliche in der Religion der Athenienſer geſpottet haben ſollte. Was für grauſame Kriege zwiſchen den Athanaſianern und Euſebianern; zwiſchen den Bilderſtürmern und Bilderanbetern; zwiſchen denen, welche den Kelch für die Layen verlangten, und denen, welche ihn den Layen verſagten! Wo iſt eine Secte, welche die andre nicht verfolgt hat? Man darf in den Schriften der Feinde der Religion nur wenig geleſen haben, ſo wird man wiſſen, daß dieſes Vorwürfe ſind, welche feinere Freydenker nur dem Aberglauben und einem blinden Eifer deſſelben zu machen ſcheinen, mit welchen ſie aber überhaupt alle Religionen verdächtig zu machen ſuchen. Sie begehen den Fehler, den Aberglauben und einen blinden Eifer für eine Religion mit der Religion ſelbſt zu vermengen, und begehen ihn mit Fleiß, damit es nicht das Anſehen haben ſoll, als wenn ſie die Religion offenbar angriffen. Sie haben aber zugleich auch die Abſicht, die Unverſtändigen zu verführen, daß ſie auch beydes mit einander vermengen, und mit dem Aberglauben zugleich die Religion haſſen ſollen.

Damit ſie dieſe Abſicht deſto leichter erreichen mögen, ſo machen ſie ſehr einnehmende und reizende Abbildungen von einer Republik, in welcher eine allgemeine Freyheit zu denken herrſchte, wo einem jeden erlaubt wäre, zu glauben, was er wollte, und zu lehren, was er wollte. Man behauptet, daß eine ſolche Republik von alle dem Unheile befreyt ſeyn würde, welches der Aberglaube und der unvernünftige Eifer für dieſe oder jene Religion nach ſich zieht. Sie ſind beyde ſolche Ungeheuer, daß man ſich für einen offenbaren Feind des menſchlichen Geſchlechtes erklärte, wenn man ſie vertheidigen wollte. Allein die Freygeiſterey iſt ein eben ſo groſſes Ungeheuer, und man iſt ein eben ſo groſſer Feind der Menſchen, wenn man behauptet, daß man in einer Republik voll Freygeiſter glücklicher ſeyn würde, als in einer Republik voll Abergläubiſchen.

Unter den Freygeiſtern aber verſtehe ich nicht ſolche vernünftige Zweifler, welche entweder die gewiſſen Wahrheiten der natürlichen Religion oder Sittenlehre annehmen; oder, wenn ſie einige verwerfen, mit Redlichkeit irren; welche ſich weigern, das Chriſtenthum für göttlich zu erkennen, weil ſie im Ernſte glauben, daß es unläugbare Wahrheiten der Vernunft beſtreite; welche wünſchen vom Gegentheile überwieſen zu werden, oder Bereitwilligkeit genug beſitzen, den Beweiſen ihrer Göttlichkeit Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſobald ſie nur ihre Richtigkeit einſehen. Je näher ſolche der Wahrheit, und je ſeltner ſie ſind, deſto gerechter iſt es, ſie von den **Tindaln, Collins, Bollingbroken**, und noch mehr von ihren Nachbetern zu unterſcheiden, die aus Liebe zum Laſter erſt Feinde der Religion werden, und dann Gründe aufſuchen, ihre Feindſchaft gegen ſie zu rechtfertigen, die ſich unter den Schutz der Spötterey flüchten, weil ihnen die Vernunft ihre Hülfe verſagt; und ſich Mühe geben, ihren Verſtand zu verführen, weil ſie ſchon ihr Herz verführet und verderbt haben.

Wenn dieſe Freydenker einen Abergläubiſchen mit demjenigen, welchem ſie eine uneingeſchränkte Freyheit zu denken und zu lehren verſtatten, vergleichen, um dieſem vor jenem den Vorzug zu geben, ſo häufen ſie bey ihm alle Eigenſchaften zuſammen, die nicht nothwendig allezeit mit dem Charakter eines Abergläubiſchen verbunden ſind, und entwerfen dagegen ein Bild eines Freygeiſtes, bey dem die Ungebundenheit des Verſtandes das Herz noch nicht völlig verderbt hat. Alsdann haben ſie recht; dann es iſt ſicherer, bey einem Spinoza unter einem Dache zu wohnen, als mit einem abergläubiſchen Braminen, der zugleich grauſam iſt, in einer Stadt zu ſeyn. Allein eine ſolche Vergleichung iſt unbillig; man gebe einem Abergläubiſchen ein mitleidiges Herz, eine natürliche Güte und Großmuth; nunmehr wird die Frage ſeyn, ob der Abergläubiſche den Spinoza nicht übertreffen wird. Wenn man billig iſt, ſo muß man Pöbel mit Pöbel vergleichen. Man nehme eine Republik voll Menſchen, wie ſie von Natur ſind, und laſſe ſie abergläubiſch ſeyn; man nehme noch eine Republik von Menſchen, wie ſie von Natur ſind, und laſſe ſie Freygeiſter ſeyn. Welche Republik wird man mehr zu haſſen Urſache haben? Ich glaube die letztere. Die Vernunft und die Erfahrung beſtätigen, was ich ſage.

Was iſt der Aberglaube? Man hat in dem allgemeinen Weſen des Aberglaubens zweyerley zu unterſcheiden; Irrthümer des Verſtandes von der Gottheit, und von dem Dienſte, der ihr gebührt; einen feurigen Eifer, aus Gewiſſen nach dieſen Irrthümern ſein Verhalten einzurichten. Alle irrige Religionen, wenn ſie über das Herz ihrer Bekenner herrſchen, ſind Aberglaube. Man kann abergläubiſch ſeyn, ſelbſt wenn man die Wahrheit bekennt und zur Richtſchnur ſeiner Handlungen macht; wenn man ſie um keiner oder um falſcher Gründe willen annimmt; wenn der Irrthum nicht in der Wahrheit ſelbſt, ſondern in ihren Beweiſen iſt. Will man alſo unterſuchen, wie ſchädlich der Aberglaube ſey, ſo muß die Beſchaffenheit der gottesdienſtlichen Irrthümer, die ſein Weſen ſind, erwogen werden. Ein Römer, der ſeinen Eid hält, weil er glaubt, daß die Treue eine Gottheit iſt, weil ſie eine Bildſeule oder einen Altar hat, iſt abergläubiſch, der Mahometaner, weil er ein Paradies voll ſinnlicher Wollüſte annimmt, und der Chriſt, wenn er ſich unter den Engeln ſchöne geflügelte Knaben vorſtellt, oder wenn er darum kein Heide wird, weil er ſich hundert Jahre zurück auf keine aus ſeiner Familie beſinnen kann, der ein Heide geweſen wäre. Ein Abergläubiſcher **kann** aus Gewiſſen gefährliche **praktiſche** Irrthümer annehmen und zur Regel ſeiner Thaten machen; aus Religion **kann** er Menſchen opfern; **kann** er verfolgen; **kann** er Krieg führen; **kann** er eine knechtiſche und ängſtliche Furcht vor Gott haben; allein das alles gehört nicht zum Weſen des Aberglaubens überhaupt.

haupt. Denn es kann Abergläubiſche geben, welche das Gegentheil von allen dieſen Irrthümern annehmen.

Der Aberglaube, welcher an ſich betrachtet, nichts als eine übelverſtandne Gottesfurcht iſt, die durch keine richtige und weiſe Vernunft regiert wird, kann alſo mit den bürgerlichen Pflichten, er kann mit den vornehmſten und größten geſellſchaftlichen Tugenden beſtehen; ja gemeiniglich macht er die Menſchen oft noch eifriger in der Ausübung derſelben, als wenn ſie überhaupt ohne alle Gottesfurcht wären. Der abergläubiſche Aegypter, der von den Geſtirnen bis auf das Crocodill, bis auf das verächtlichſte Ungeziefer, bis auf das Unkraut herunter alles göttlich verehrte, war großmüthig, getreu, und friedliebend. Der abergläubiſche Römer, deſſen Handlungen durch den Flug der Vögel, durch dieſe oder jene Beſchaffenheit des Eingeweides der Opferthiere regiert wurde, hörte deswegen nicht auf, tapfer, keuſch, mäßig, gütig und gerecht zu ſeyn. Er entſetzte ſich, wenn ein Feldherr den Rath der Wahrſager und Zeichendeuter nicht achtete, wenn er ſagte, man ſollte die heiligen Hüner ſaufen laſſen, wenn ſie nicht freſſen wollten; unterdeſſen gehorchte er doch den Befehlen eben dieſes Feldherrn, den Feind anzugreifen. Der Freygeiſt räumt dieſes ſelbſt ein, wenn er alle Religion, ſie mag vom Aberglauben gereinigt ſeyn, oder nicht, für eine Erfindung der Politik erklärt, dem gemeinen Volke einen Zaum anzulegen.

So ſchändlich alſo der Aberglaube ſeyn kann, ſo iſt er doch beſſer, als die Freygeiſterey, in ſo weit ein geringers Uebel beſſer iſt, als ein gröſſers. Die Freygei ſterey iſt das Gegentheil vom Aberglauben; ſie iſt ein Mangel der Gottesfurcht, und folglich zernichtet ſie alle Tugenden, welche zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes, und der Ruhe in den Geſellſchaften unentbehrlich ſind. Es ſind freylich nicht alle Freygeiſter offenbare Gotteslengner; allein die meiſten werden gewiß wünſchen, daß ſie es ſeyn könnten, und wenn einige nicht ſo weit gehen, ſo kann man doch behaupten, daß ſie entweder keine Empfindung einer wahren Furcht vor einem höchſten Weſen haben, oder ſie zum wenigſten bey ſich unterdrück'en. Denn hätten ſie dieſe Empfindung, ſo würden ſie entweder abergläubiſch, oder gar bald Freunde der wahren Religion werden, die ſie ſo heftig beſtreiten; eines von beyden würde gewiß erfolgen. So bald man einem jeden Menſchen die uneingeſchränkte Freyheit giebt, zu glauben, was er will, ſo werden ſeine Leidenſchaften ſeine Vernunft ſeyn. Ein jeder Freygeiſt insbeſondere wird nicht alle Laſter und Ausſchweifungen zuſammen begehen; denn es harmoniren nicht alle Laſter, mit einer jeden beſondern herrſchenden Leidenſchaft. Ein jeder wird nach ſeiner beſondern Neigung eine Tugend aus dem Verzeichniſſe der Pflichten ausſtreichen. Allein alle Freygeiſter zuſammen genommen, werden auch alle Laſter zuſammen begehen. Der wollüſtige Freygeiſt würde die Freude haben wollen, das Weib eines andern zu ſchänden; der Eigennützige würde es für erlaubt halten, einen andern zu plündern, und der ehrgeizige Freygeiſt würde es für eine glorreiche That anſehen, wenn er einen andern aus ſeiner Würde herausſtoßen, und ſich in dieſelbe hineindrängen könnte.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſehr oft durch den Aberglauben das entſetzlichſte Unheil in den bürgerlichen Geſellſchaften geſtiftet worden iſt. Der Geiſt der Verfolgung iſt gemeiniglich ein unzertrennlicher Gefährte des Aberglaubens. Er läßt keine Verſchiedenheit der Meynungen zu, und ein Abergläubiſcher will gemeiniglich denjenigen, der es nicht iſt, zwingen, abergläubiſch zu werden. Daher entſpringen die grauſamen Verfolgungen, welche die Ruhe und das äußerliche Glück ganzer Länder erſchüttern und zu Grunde richten. Allein ſind denn die Freygeiſter ſanftmüthiger? Sind ſie von dem Geiſte der Verfolgung ganz frey? Es hat noch keine Republiken voll Freygeiſter gegeben; ihre Anzahl iſt noch nicht ſo ſehr angewachſen, daß ſie hätten Armeen ins Feld ſtellen können, und diejenigen, die es ſeyn wollen, ſind allzueigennützig, als daß ſie es gerne ſehen ſollten, wenn es alle Menſchen wären. Die Abſichten, warum ſie ſich von aller Gottesfurcht frey machen, es mag nun eine vernünftige oder übelverſtandne Gottesfurcht ſeyn, würden eben dadurch zernichtet werden, wenn alle Menſchen Freygeiſter werden ſollten. Ob man alſo gleich die Erfahrung nicht hat, daß ſie, als declarirte Freydenker, Könige vom Throne geſtürzt haben, oder Kerker für diejenigen erbaut haben, die es nicht ſeyn wollen, ſo haben ſie es doch an andern Beweiſen nicht fehlen laſſen, daß ſie den Geiſt der Verfolgung eben ſo wohl beſitzen, als die Abergläubiſchen. Es iſt wahr, daß die Gründe des Abergläubiſchen, durch die er andre zu ſeinen Meynungen bringen will, die meiſte Zeit Feuer, Schwerdt und Gefängniſſe geweſen ſind. Dieſe Gründe giebt ihm der Geiſt der Verfolgung. Die Freydenker haben andre

Gründe, Spöttereyen, Schimpfworte, Läſterungen, die ſie ohne Unterſchied wider alle ausſtoſſen, die eine Religion bekennen, oder, wie ſie ſich in ihrer gelindeſten Sprache ausdrücken, abergläubiſch ſind. Allein giebt ihnen denn die Liebe, die Sanftmuth und der Geiſt des Friedens dieſe Gründe? Und ſind ſie nicht ein Beweis, daß ſie nur ſchimpfen und ſpotten, weil ſie nicht verbrennen und rädern können?

Der blinde Eifer und der Geiſt der Verfolgung ſchläft unter den Abergläubiſchen ſo lange, als andre, die eine Geſellſchaft mit ihnen ausmachen, entweder auch abergläubiſch ſind, oder den Aberglauben nicht öffentlich misbilligen und verſpotten. Er wütet aber deſto ſchrecklicher, wenn er einmal aufgebracht worden iſt. Seine Wut wird immer heftiger, wenn ſich noch andre Leidenſchaften, als die Begierde, dasjenige, was er für göttlich hält, zu vertheidigen, in ſeinen Eifer miſchen, wenn ein beleidigter Hochmuth, oder Eigennutz gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. Er überläßt ſich alsdann allen Ausſchweifungen dieſer Leidenſchaften ohne Scheu, weil er ſich beredet, nicht für ſich, ſondern für ſeine Religion und für ſein Gewiſſen zu ſtreiten. Die Gelindigkeit, die Mäßigung und Sanftmuth ſcheinen ihm in ſolchen Umſtänden Verbrechen zu ſeyn. Sobald er nicht mehr gereizt wird, und ſobald der Feind ſeiner Religion vertilgt iſt; denn ſoweit treibt er ſeine Wut, ſo wird er wieder ruhig, weil er, wie er glaubt, bloß für die Vertheidigung ſeiner Religion gewütet hat. Allein in einer Republik voll Freygeiſter würde niemals Ruhe und Friede ſeyn. Denn ein jeder ſtreitet für ſich ſelbſt und für die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften, und die Leidenſchaften werden niemals befriedigt, wenn ſie ihre völlige Freyheit haben. Der Aberglaube iſt ein wildes Thier, das in Hölen eingeſperret iſt; es verſchonet ſeine Wärter, und zerreißt nur diejenigen, die in ſeine Höle brechen, und es darinnen reizen. Der Freygeiſt iſt das wilde grimmige Thier in ſeiner Freyheit, das alles anfällt und zerreißt, was ihm begegnet.

Sokrates, ſagt man, wurde ein Opfer des Aberglaubens. Ich glaube, daß er ein Opfer der Freygeiſterey war. Seine Ankläger waren laſterhafte Böſewichter; er beſtrafte ſie. Sie beſchuldigten ihn, daß er der Götter ſpottete, weil er ihrer ſpottete. Sie waren ſo wenig abergläubiſch als er, und lachten im Herzen über die Religion der Athenienſer mehr als er; allein, es war ihr Vortheil, ſich anzuſtellen, als ob ſie Religion hätten, weil ſie ſich gern von dem befreyt wiſſen wollten, der ſie nicht ruhig nach den Grundſätzen der Freygeiſterey leben ließ.

In der römiſchen Republik waren in der That die Zeiten die glücklichſten, wo der Aberglaube noch über alle, ſowohl über die Großen als über den Pöbel, herrſchte. Es kamen Zeiten, wo der gemeine Haufe abergläubiſch blieb, diejenigen aber, welche über das Volk die Herrſchaft hatten, heimliche Freygeiſter wurden, ihre falſche Religion verlachten, und der Götter ſpotteten. Sie erklären ſich aber nicht öffentlich wider den Götzendienſt ſelbſt, weil er ihnen dienen konnte, ihre hochmüthigen oder eigennützigen Abſichten unter dem Vorwande der Religion beſſer auszuführen. Wenn der Aberglaube eines Volkes zu einer gewiſſen Höhe gekommen, und mit Thorheiten über Thorheiten vermehrt worden iſt, ſo fangen die Klügſten

ſten darunter an, die Ungereimheit deſſelben einzuſehen, und da die andern zu viel glauben, ſo glauben ſie nichts. So entſtehen die erſten Freygeiſter. Als es in Rom auch ſo gieng, ſo fiengen ſich die unglücklichen Zeiten dieſer Republik an, und das iſt das gewöhnliche Schickſal aller abergläubiſchen Völker geweſen. Die meiſten Prieſter des Aberglaubens, die ihn am ſorgfältigſten unter dem groſſen Haufen zu beſtärken ſuchten, waren weit davon entfernt, abergläubiſch zu ſeyn; ſie waren Freygeiſter; allein es war ihr Vortheil nicht, daß andre eben ſo wenig glaubten als ſie.

In welchen Zeiten ſind die Folgen des Aberglaubens ſchrecklicher geweſen, als in den finſtern Jahrhunderten, da die ganze Erde unter der Tyranney der römiſchen Biſchöffe ſeufzte? Man müßte die Geſchichte dieſer Biſchöffe nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß ſie aus Hochachtung für ihre Crucifixe, ihre Agnusdei, ihre heiligen Gebeine und andre Reliquien ſo viele Länder des Eides der Treue gegen ihre rechtmäßigen Beherrſcher erlaſſen, ſo viele Monarchen von ihren Thronen geſtürzt, ſo viele Ketzergefängniſſe erbaut, ſo viele Scheiterhauſen angezündet haben. Sie waren nicht abergläubiſch. Diejenigen, welche den meiſten Schaden angerichtet haben, hielten unſtreitig die ganze chriſtliche Religion für eine Fabel; allein dieſe Fabel, wofür ſie ſie zum wenigſten ihrer Aufführung nach hielten, hatte ihnen ſeit undenklichen Zeiten ſo viel eingebracht, daß ſie höchſt unzufrieden damit geweſen ſeyn würden, wenn ſie von der ganzen Welt dafür gehalten worden wäre. Der Aberglaube des Pöbels war freylich an dem großen Unheile ſchuld, das ſie ſtifteten; denn ſie hätten es ohne ihn nicht ſtiften können: Allein es war doch nur das gemisbrauchte Werkzeug der Freygeiſterey. Wie mancher fette Mönch glaubt von ſeinem Fegfeuer und allen abergläubiſchen Lehren und Gebräuchen ſeiner Kirche nichts, und ſpottet wohl gar mit andern Mönchen über die ganze Religion? Wenn er nun einer reichen Betſchweſter hundert Meſſen für ihre Seele zu leſen verſpricht, damit ſie ſein Kloſter zum Erben in ihrem Teſtamente einſetzen ſoll, thut er das als ein Abergläubiſcher, oder als ein Freygeiſt?

Aus allen dieſen Anmerkungen folgt ganz ungezwungen, daß ein Land, wo ein allgemeiner Aberglaube ſich der Gemüther bemächtigt hat, unglücklich und bedauernswürdig iſt, weil es keinen Irrthum des Gewiſſens geben kann, der nicht einige ſchädliche Einflüſſe auf die allgemeine Wohlfahrt haben ſollte, daß aber ein Land, wo alle Einwohner Freygeiſter wären, noch weit unglücklicher und bedauernswürdiger ſeyn müßte. Allein wie glücklich wäre nicht eine Republik, deren Mitglieder alle den Vorſchriften der Religion folgten, die uns lehrt, daß die Liebe und Sanftmuth die größten Zierden der Menſchen ſind; daß wir einer mit den Schwachheiten des andern Mitleiden haben, die falſchen Meynungen nicht mit Feuer und Schwerdt, ſondern durch vernünftige Gründe, und die Irrenden nicht mit Zwang und gewaffneter Hand, ſondern durch Leutſeeligkeit und Großmuth zur Wahrheit zurück bringen ſollen! Die Religion iſt da; allein wo iſt die nach ihren Vorſchriften eingerichtete Republik?

⁂

VII. Fort-

VII.

Fortſetzung der Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeiſterey.

Fortſetzung der Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeiſterey.

Wenn man ſowohl die Natur des Aberglaubens, als die Natur der Freygeiſterey unterſucht, ſo iſt gewiß, daß eine Republik voll Freygeiſter weit unglücklicher ſeyn würde, als eine Republik, die aus eitel Abergläubiſchen beſtünde. Es iſt dieſes in der erſten Vergleichung zur Gnüge erwieſen worden. Allein die Freygeiſterey macht den Freygeiſt ſelbſt, wenn er nach ſeinem Syſteme lebt, noch ſchändlicher und elender, als der Aberglaube den Abergläubiſchen. Man wird die Wahrheit dieſer Anmerkung in einem hellen Lichte erblicken, wenn man den Zuſtand eines jeden Freygeiſtes ins beſondre mit demjenigen Zuſtande vergleicht, worinnen ſich ein Abergläubiſcher befindet. Der Freygeiſt iſt auf allen Seiten unglücklich und elend, man mag nun den Zuſtand betrachten, worinnen er ſich itzt wirklich befindet, oder den Zuſtand, worein er kommen kann. Der Abergläubiſche iſt auch unglücklich; allein er hat mehr zu hoffen als der Freygeiſt, und er kann ſelbſt bey ſeinem Aberglauben mehr wahre Glückſeligkeit genießen, als dieſer bey ſeiner Freygeiſterey.

Es iſt nicht nöthig, weitläuftig zu beweiſen, daß die Glückſeligkeit, welche nicht bloß die Sinnen und Leidenſchaften auf eine kurze Zeit vergnügen, ſondern das Herz wirklich beruhigen ſoll, ſich auf die Tugend und das Zeugnis des Gewiſſens gründe, daß man dem Guten, ſo viel als uns nach unſerer Einſicht möglich geweſen iſt, nachgeſtrebt habe. Die Freygeiſterey hebt alle Tugend, und alſo alle wahre und dauerhafte Glückſeeligkeit auf. Was ſoll den Freygeiſt zur Tugend antreiben? Das Gewiſſen, welches er, wenn die Gottheit auch nicht ganz und gar aus ſeinem Syſteme verwieſen iſt, für ein Vorurtheil der Erziehung hält und halten muß, ſobald er glaubt, daß ſie über die Handlungen der Menſchen keine Aufſicht habe, ſondern ſie ihrer eignen Regierung überlaſſe? Der moraliſche Inſtinkt, wenn es wirklich ein natürliches Gefühle des Rechts und Unrechts giebt? Es mag unſre Natur ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie dieſen Unterſcheid empfinde, oder empfinden könne. Allein aus der Erfahrung iſt gewiß, daß es ſchwach ſey, und bey weiten nicht ſo unüberwindlich, als der Inſtinkt, der die Thiere zu den Wirkungen unwiderſtehlich antreibt, die ihr Endzweck erfodert. Die Tugend ſoll eine freye Handlung ſeyn; die moraliſche Empfindung muß alſo nur dazu reizen; ſie kann nicht zwingen, und die Leidenſchaften müſſen ſie überwältigen können. Was wird denn ein ſchwacher Inſtinkt wider die Leidenſchaften eines Freygeiſtes ausrichten können? Aber vielleicht wird der erkannte weſentliche Unterſchied der Dinge mehe Gewalt über ihn haben? Der Freygeiſt hat Verſtand und kann einſehen, daß ein natürlicher Unterſchied zwiſchen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, zwiſchen Barmherzigkeit und Grauſamkeit, zwiſchen der allgemeinen Liebe und zwiſchen dem Menſchenhaſſe ſey. Allein, wodurch werden die Handlungen der Menſchen weſentlich unterſchieden? Ohne Zweifel durch ihre nothwendigen Folgen. Wer kann aber nun beweiſen, daß alle Tugenden in dieſem Leben für den, der ſie ausübt, unausbleiblich gute Folgen haben? Viele äußern ſich erſt in einem künftigen Leben. Ein Freygeiſt kann kein künftiges Leben glauben, oder er muß ſeine Freygeiſterey verläugnen. Er hat alſo nichts zu ſuchen, als die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften. Wie oft verbietet dieſe nicht die Tugend! Folglich wird er keine Laſter für wirklich ſchädliche Handlungen halten, als diejenigen, die ſein Leben verkürzen; eine jede andre That wird in ſeinem Syſteme Tugend. Aber der Ehrgeiz, weil doch nicht alle Menſchen Freygeiſter ſind, wird viel Gewalt über ihn haben? Das kann ſeyn; können aber Handlungen des Ehrgeizes das Vergnügen gewähren, das Handlungen des Gewiſſens geben? Laßt den Freygeiſt einige Handlungen ausüben, die den Schein der Tugend haben, und andern ſo nützlich ſeyn können, als wenn es wirkliche Tugenden wären. Denn niemals kann ein Freygeiſt alle Laſter zuſammen begehen, weil immer eines wider das andre ſtreitet. Allein weil er ſie nicht als Pflichten ausübt, die ihm die Vernunft und das Gewiſſen vorſchreibt, ſondern weil es Handlungen ſind, die ihm der Eigennutz ſeiner Leidenſchaften räth, ſo iſt er auch des Vergnügens unfähig, welches daraus entſpringt, daß man ſie als Pflichten der Vernunft und des Gewiſſens verrichtet hat. Werden dem Freygeiſte ſeine Augen geöffnet, ſo müſſen ihm eben diejenigen Thaten, die bey einem andern Verdienſte ſeyn würden, als Verbrechen vorkommen. Er iſt eine häßliche Geſtalt, die wenn ſie auch in die ſchönſte Kleidung geſteckt wird, immer häßlich bleibt. Ja die Häßlichkeit wird durch die Schönheit der Kleidung nur ſichtbarer, und ein häßliches Geſicht, wenn es geſunde Augen hat, muß ſich vor dem Spiegel in einem ſchönen Kleide noch ungeſtalter, als ohne daſſelbe vorkommen.

Ein Abergläubiſcher hat hierinnen einen groſſen Vorzug vor einem Freygeiſte. Seine Schwachheit iſt eine übelverſtandne Gottesfurcht. Es iſt wahr, ſie kann nicht mit allen Tugenden, aber doch mit einigen beſtehen. Er genießt alſo keine vollkommne Glückſeeligkeit; es iſt aber doch eine unvollkommene Glückſeeligkeit beſſer, als keine. Der Freygeiſt liegt in einem täglichen Fieber; ſein Zuſtand hat niemals das Anſehen der Geſundheit. Das Fieber des Aberglaubens iſt abwechſelnd; es iſt ihm in den Zwiſchenräumen, in welchen er davon befreyt iſt, ſo wohl, als wenn er geſund wäre, und man kann ihn auch zu ſolchen Zeiten ſehr ſchwer von einem Geſunden unterſcheiden.

Allein vielleicht iſt ein Freygeiſt unter andern Freygeiſtern des äußerlichen Vergnügens der Ergetzlichkeiten und Wollüſte der Sinnen mächtiger, als ein Abergläubiſcher unter Abergläubiſchen, weil er ſich nach ſeinen Grundſätzen zu einem unumſchränkten Gebrauche derſelben für berechtigt hält? Nichts weniger, als dieſes. Eine Geſellſchaft von Freygeiſtern würde ſich ſelbſt zerſtören, und ſie würden ſich genöthiget ſehen, entweder unter die Herrſchaft des Aberglaubens oder der Religion zurückzukehren, und zwar ſelbſt deswegen, damit ſie der Vergnügungen der Sinne mächtig werden könnten. Laßt den Freygeiſt, der ſeine Wolluſt im Weine findet, einen Freygeiſt zum Bedienten haben, deſſen Wolluſt der Wein auch iſt. Dieſer wird gewiß das Glas, welches er für ſeinen Herrn einſchenken ſoll, ſelbſt austrinken, oder, wenn ſich der Herr ſelbſt einſchenkt, ihm das Glas aus den Händen zu reißen ſuchen. Alsdann werden es vielleicht beyde nicht genießen, und unterdeſſen daß ſie ſtreiten, wer der Mächtigſte iſt, wird das Glas verſchüttet, oder von dem dritten weggenommen werden. Denn was hat der Diener für eine Verbindlichkeit, die Luſt, die ſein Herr genießen will, nicht ſelbſt zu genießen! Dieſes Schickſal werden alle andern Ergetzlichkeiten haben. Iſt es alſo nicht eine lächerliche Thorheit der Freygeiſter, daß ſie ihre Grundſätze ausbreiten, und untergraben ſie nicht eben dadurch die Vortheile, die ſie durch die Freygeiſterey zu erlangen denken? Ein Freygeiſt thut ſich den größten Schaden, wenn er ſich dafür ausgiebt. Sie ſollten ſelbſt aus Eigennutz geheimer ſeyn. Allein eine Thorheit iſt der andern werth. Es iſt nicht nöthig, die Vergleichung hierinnen fortzuſetzen, und zu zeigen, daß ein Abergläubiſcher dieſe Gefahr nicht zu beſorgen hat.

Ein Freygeiſt iſt unglücklicher, als ein Abergläubiſcher, weil die Freygeiſterey unheilbarer iſt, als der Aberglaube. Mit dieſem darf nur eine Veränderung vorgehen; mit jener muß eine gänzliche Verwandlung vorgenommen werden. Es iſt leichter, die Religion da zu verbeſſern, wo ſie ſchon iſt, als ſie erſt dahin zu bringen, wo gar keine iſt, wie es leichter iſt, einem kranken Gliede die Geſundheit wiederzugeben, als ein erſtorbnes Glied von neuen zu beleben. Sowohl der Zuſtand, worinnen ſich die Vernunft eines Freygeiſtes befindet, als der Zuſtand ſeines Herzens, hindert die Cur mehr, als die Beſchaffenheit des Verſtandes und Herzens bey einem Abergläubiſchen. Ich rede alſo von der Freygeiſterey, welche ſich über den Verſtand und über das Herz eines Menſchen ausgebreitet, und beyde Kräfte der Seelen verderbt hat. Denn ſo groß und ſo ſeltſam iſt zuweilen die Eitelkeit vieler Menſchen, daß ſie mehr lächerlich zu ſeyn ſcheinen wollen, als ſie in der That ſind. Wenn es in gewiſſen Geſellſchaften, in denen ſie etwas zu gelten ſuchen, eine gröſſre Ehre wäre, andächtig zu ſeyn, ſo würden ſie da, wo ſie die Gottloſigkeit affectiren, eben ſo ſehr andächtig zu ſcheinen ſich Mühe geben.

Ein Freygeiſt traut ſich eine ſolche Größe des Verſtandes zu, welche ihn über allen Unterricht hinwegſetzen könne. Er iſt dadurch unfähig, Lehren anzunehmen. Er empört ſich gegen alles, was den Stolz ſeines Geiſtes demüthigen will. Es iſt aber unmöglich, ihn ohne Unterricht zu beſſern. Seine Einbildung macht ihn leichtſinnig. Er erfindet ſich tauſend Ausflüchte und Spitzfündigkeiten, um den Gründen auszuweichen. Er gleicht den Feinden, die niemals vor einem ordentlichen Kriegsheere Stand halten, ſondern ſobald ſie ſehen, daß ſie überwunden werden möchten, ihr Heil in der Flucht ſuchen. Es iſt alſo unmöglich, dem Kriege mit ihnen ein Ende zu machen.

Mit dem Verſtande des Abergläubiſchen iſt es ganz anders beſchaffen. Der Freygeiſt traut ſeinem Verſtande zu viel; der Abergläubiſche traut ihm gemeiniglich zu wenig zu. Jener glaubt die Wahrheit nicht, weil er ſie nicht glauben will; er ſieht es wohl zuweilen und empfindet es, daß ſie die Wahrheit iſt; aber er verbirgt ſich und flieht vor derſelben. Dieſer aber glaubt der Wahrheit nicht, weil er aufrichtig glaubt, daß es die Wahrheit nicht iſt; er wird ſie glauben, ſo bald er ſie dafür hält. Sein Widerſtand iſt alſo nicht eigentlich ein Widerſtand wider die Wahrheit, ſondern wider den Irrthum. Er irrt, weil er den Irrthum als eine Wahrheit entweder geerbt, oder durch die Erziehung, und einen falſchen Unterricht angenommen hat. Der Freygeiſt irrt am hellen Tage, der Abergläubiſche in der Nacht. Er fürchtet ſich vor dem Lichte; der Freygeiſt haßt es. Es iſt aber leichter die Furcht zu vertreiben, als den Haß auszurotten. Der Verſtand des Abergläubiſchen liegt in allzuviel Feſſeln; der Verſtand des Freygeiſtes hat ſich von allen Feſſeln losgeriſſen. Iſt es nicht leichter, einem Gefangnen etliche Feſſeln zu zerbrechen, als einen entlaufnen Flüchtling, der alle Banden zerbrochen hat, wieder aufzufangen und ihm neue anzulegen? Hier iſt die Mühe zwiefach.

Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, welche gemeiniglich von dem Aberglauben unzertrennlich iſt, ſetzt der Heilung dieſer Krankheit faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Ein Abergläubiſcher läßt ſich ſchwer von den einmal angenommenen Meinungen abbringen. Allein man kann doch einen Blödſichtigen nach und nach zum Lichte gewöhnen, wenn er nur nicht auf einmal in die Sonne geſtellt wird. Es kömmt ſehr viel auf die Beſchaffenheit ſeines Herzens an, die bey einem Abergläubiſchen glücklich ſeyn kann.

Er iſt ein Feind, der ſeinen Poſten behaupten will, es koſte, was es wolle. Allein er kann eben deswegen von der Stärke ſeines mächtigern Feindes überwunden werden, weil er Stand hält.

Es iſt unläugbar, daß das Herz eines Freygeiſtes, wenn er nach ſeinen Grundſätzen handelt, weit verderbter ſeyn muß, als das Herz eines Abergläubiſchen. Ein Freygeiſt kann keinen Menſchen lieben; ein Abergläubiſcher kann zum wenigſten die lieben, die ſich in den Meynungen von ihm nicht unterſcheiden. Ein Freygeiſt kennt keine Pflichten, weil er keine Furcht vor einem höhern Weſen hat. Er ſpottet über alle Verbindlichkeit, oder er muß darüber ſpotten, wenn er ſeinen Grundſätzen folgen will. Ein Abergläubiſcher glaubt Pflichten, weil er ein höhers Weſen über ſich erkennt. Er irrt, daß er oft Dinge für Pflichten hält, die es nicht ſind. Er iſt der Unterwürfigkeit gewohnt, und ſeine übelverſtandne Gottesfurcht legt ihm oft Laſten auf, die faſt ſchwerer ſind, als die Verbindlichkeiten, die ihm die wahre Furcht Gottes auflegen würde. Wenn er alſo Ausſchweifungen begeht, ſo rühren ſie nicht aus der laſterhaften Fertigkeit her, aus welcher ſie der Freygeiſt begeht. Es iſt wahr, ein Abergläubiſcher kann mich erwürgen, und das iſt für mich ſo ſchlimm, als wenn mich der Freygeiſt erwürgt. Allein in Anſehung ihrer iſt bey dieſer Handlung zwiſchen beyden ein ſehr großer Unterſchied. Der Abergläubiſche erwürgt mich aus einem falſchen Eifer für die Ehre Gottes. Er glaubt, daß ihn dieſer zu ſeinem Rächer geſetzt habe. Der Freygeiſt erwürgt mich aus Luſt, weil er vielleicht ſeinen Ehrgeitz oder eine andre ſchändliche Leidenſchaft befriedigen will. Ein

Abergläubiſcher wirft mich in ein finſtres Gefängniß, weil ich ſeinen Glauben nicht annehme oft aus einem unverſtändigen Eifer für die Ehre der Gottheit, oft auch, weil er meiner Seele eine wirkliche Wohlthat zu erweiſen glaubt, weil er ſich als meinen Vormund anſieht, der das Recht hat, ſeine Unmündigen zu dem zu zwingen, was ihnen gut iſt. Das iſt mir ſo verdrießlich, als wenn es der Freygeiſt thut. Denn eine aufgedrungene Wohlthat iſt eine Grauſamkeit. Allein er thut es immer mit der Geſinnung eines Arztes, der mich von einer Krankheit befreyen will. Daß es eine eingebildete Krankheit iſt, das weiß er nicht. Der Freygeiſt, der eben das thut, geht vielleicht darum ſo grauſam mit mir um, weil er mein Vermögen an ſich reißen, oder meine Frau entehren will. Iſt nun nicht ein großer Unterſchied zwiſchen der That eines Arztes, geſetzt daß er ſeine Kunſt nicht recht verſteht, und zwiſchen der That eines Diebes oder Eheſchänders? Es iſt alſo leichter, einen Abergläubiſchen recht tugendhaft zu machen, als einen Freygeiſt, und folglich iſt dieſer weit unglücklicher, als jener.

Die Erfahrung bekräftigt alles dieſes. Der Aberglaube war es gewiß nicht, welcher ſich der Ausbreitung der wahren Religion am meiſten widerſetzte. Ihre ſiegreiche Gewalt überwand wohl eine unzählige Menge abergläubiſcher Menſchen, aber ſehr wenige von den Philoſophen, welche das Daſeyn einer Gottheit entweder offenbar läugneten, oder doch ſolche Lehren von derſelben vortrugen, welche im Grunde die Gottheit zernichteten. Die wahre Religion hatte die heftigſten Stürme von dem Aberglauben auszuhalten; das iſt wahr. Allein ich habe es ſchon geſagt;

der Krieg wurde mit den Waffen der Freygeiſterey geführt. Die meiſten von denen, welche die römiſchen Kaiſer zu ſo heftigen und grauſamen Verfolgungen anreizten, glaubten gewiß die dreyßigtauſend Götter nicht, die ſie beſchützten. Und wer waren diejenigen, welche den Aberglauben, als er nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten unterſtützt werden konnte, ausputzten, und der alten Götterlehre einen neuen Verſtand andichteten? Philoſophen, welche ſo wenig vom Jupiter als von Chriſto glaubten. Porphyrius, Jamblichius, Symmachus und andre hatten gewiß zu viel Vernunft, als daß ſie die Fabeln der Pfaffen geglaubt hätten. Allein ſie ſuchen ihren Ruhm darinnen, den ſinkenden Irrthum zu ſtützen, und die Wahrheit in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie waren beynahe alle Freygeiſter.

Man kann dieſe Vergleichung für keine Schutzrede des Aberglaubens halten, weil ich ſowohl den Aberglauben als die Freygeiſterey für ſehr ſchädliche Ungeheuer halte. Ich habe bloß zeigen wollen, daß ein Ungeheuer größer als das andre iſt, und die Welt unter dem Joche der Freygeiſterey noch unglückſeeliger, als unter dem Joche des Aberglaubens ſeyn würde.

VIII.

Gedanken
über die Frage:
Warum die Schriften
wider die Religion
ſo viel Aufſehen machen?

Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion ſo viel Aufſehen machen?

Wenn man eine Menge freygeiſteriſcher Schriften mit Aufmerkſamkeit und mit unpartheyiſchen Augen geleſen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt iſt, ſo ſollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufſehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, ſie mag ſo elend ſeyn, als ſie will, bleibt niemals oder nur ſehr ſelten in der Dunkelheit, worinnen ſie begraben ſeyn ſollte. Die allgemeine Urſache davon iſt freylich die natürliche Abneigung des menſchlichen Herzens wider die ſtrenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch ſie iſt nicht die einzige, und man kann noch einige andre Urſachen angeben, die eben ſo viel als jene zu dem Aufſehen beytragen, das freygeiſteriſche Schriften machen. Dieſe ſind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwägenheit, und die Seltenheit ſolcher Bücher.

Der menſchliche Verſtand, der nicht allezeit ſo ſtolz iſt, daß er ſich nicht in tauſend Dingen beherrſchen laſſen, und ein freywilliger und mehr als demüthiger Sclave werden ſollte, verlangt nur in Meynungen, welche die Religion angehen, eine Freyheit ohne Einſchränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion iſt, ſo viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meynung noch mehr als neu ſeyn, wenn ſie Beyfall finden ſoll. Sie veraltet mit der Zeit, ſie ſey auch noch ſo ungewöhnlich, und wenn ſie falſch iſt, verliert ſie ihr Anſehen ſehr bald und wird vergeſſen. Man mag ſie wieder hervorſuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; ſie bleibt alt, und hier iſt der menſchliche Verſtand allzu ehrgeizig, als daß er ſich mehr als einmal hintergehen laſſen ſollte. Nur in denjenigen, was die Religion angeht, vergißt er ſeinen Ehrgeiz, und ſeine Rechte. Einerley Einwürfe, einerley Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft ſind ſie nicht widerlegt und beſchämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verſchiedenheit der Sprachen iſt allein hinreichend, ihnen das Anſehen der Neuheit zu erhalten. Ein engliſcher Freygeiſt ſagt etwas wider die Religion, das iſt neu; ein deutſcher Freygeiſt ſagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das iſt auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unſer Verſtand iſt, ſo weis ich nicht, was unſern Stolz demüthigen ſoll.

Es iſt wahr, der Betrug hat vielerley Geſtalten angenommen; aber es iſt doch allezeit eben der Betrug geweſen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten geſucht, daß ſie einerley Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menſchlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern geſucht haben. Einige wünſchen ſich einen Betrug, der eine tiefſinnige Mine, und das Anſehen der Scharfſinnigkeit, Vernunft und Gelehrſamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu unterſuchen ſcheint. Daher ſehen einige Schriften wider die Religion ſo metaphyſiſch und mathematiſch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und ſpottenden Angeſichte, der ihnen den ſchlüpfrigen Weg, den ſie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen beſtreuen ſoll. Daher kommen die Spöttereyen über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche ſie ihre Einwürfe als Räthſel einkleiden, damit ſie dieſelben in Randgloſſen und in einem beſondern Schlüſſel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüſſel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung ſolche vortreffliche Werke aufweiſen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Prieſtern des Molochs vergleichen, welche der Grauſamkeit, womit ſie junge unſchuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Muſik ein fröliches Anſehen zu geben ſuchten. Noch andre lieben einen ſcheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und ſo gar Frömmigkeit zu predigen ſcheint, und ſie doch von dem Gehorſame gegen die Offenbarung befreyt. Ein andächtiger Freygeiſt, das iſt etwas, das gar zu neu und ſeltſam iſt. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freygeiſte lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen dieſe mehr? Eine neue Maske; nur ſchade, das es eine Maske iſt. In ſo viel neue Geſtalten haben die ausländiſchen Freygeiſter ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden geſucht! Die deutſchen Deiſten geben ſich ſo viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion ſo ſchön vor, daß ein **Tindal** oder **Collin** durch einen **Edelmann** und andre ſolche deutſche Freygeiſter vielleicht am leichteſten hätten bekehrt werden können.

Das Anſehen der Verwägenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, iſt auch eine Urſache, warum ſie bey denen ſo viel Eindrück machen, die entweder im Herzen ſchon mit der Religion unzufrieden ſind, und ſich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigſten von der Religion noch keine recht feſte und gewiſſe Ueberzeugung haben. Die Verwägenheit erwirbt ſich allemal eine gewiſſe Ehrfurcht, wenn ſie auch tadelhaft iſt, und ſo gar wenn ſie beſtraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die ſo viele und ſtarke Beweiſe der Wahrheit für ſich haben, das iſt dem menſchlichen Stolze ein angenehmes Schauſpiel. Er glaubt eine gewiſſe Größe des Geiſtes darinnen zu bemerken, die er bey der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorſame gegen die Offenbarung ſcheint einige Furcht verbunden zu ſeyn; ein Freygeiſt hingegen ſcheint nichts zu fürchten. Man bildet ſich aber ein, daß der gröſſer ſey, der nichts fürchtet, als der, der etwas fürchtet. Doch man betrügt ſich ſehr, wenn man nur die Verwägenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell ſo viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan ſeines Fürſten? Es iſt zwiſchen einem Leichtgläubigen, und zwiſchen einem Ungläubigen kein andrer Unterſchied, als dieſer, daß die Raſerey des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben ſo lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geiſtes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Raſenden zu bewundern.

Unterdeſſen iſt es dieſe falſche Ehre, welche ſowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meiſten Menſchen würden ſich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widerſetzen, und wenn ſie auch falſch ſeyn ſollte. Wenn es aber andre thun, ſo ſehen ſie ſolches als einen Muth an, und dieſe Zaghaften wollen ſich ihnen dadurch nähern, daß ſie ihn zu bewundern und mit ihrem Beyfalle zu belohnen wiſſen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als ſie ſind, das iſt die allzugroße Sorgſalt derjenigen, welche ſich der Wahrheit annehmen. Es würden tauſend Schriften wider die Religion nicht ſo viel Aufſehen verurſachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn ſie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend iſt nicht, daß ich ein Beyſpiel anführe, der Beweis, daß der Menſch eine Maſchine ſey, und wie viele haben ſich nicht gefunden, die denſelben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele

Deiſten werden erſt verwägen, weil ſie für verwägen und kühn gehalten werden.

In der That ſind die Verfaſſer der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie viele giebt es nicht, deren ganze Verwägenheit der Hunger iſt! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnſucht bezahlt, ſo wären ſie vielleicht bey aller ihrer Unwiſſenheit ſo kühn, und ſchrieben für die Religion, wenn ſie nur wüßten, daß ſie eben-ſo viel dabey gewinnen würden. Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß die Freygeiſter in verdrießlichen Umſtänden die feigſten Geſchöpfe ſind. Sie ſind die außerordentlichen Leute nicht, die ſie ſich zu ſeyn einbilden, und weit gefehlt, daß ſie ſich von dem großen Haufen abſonderten, weil ſie eine Religion nicht annehmen, die ſo ſehr beſtätigt iſt, daß ſie ſich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es iſt wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derſelben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß ſo viel Muth und Verwägenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und dieſe Verleugnung durch einige Zweifel und ſcheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menſchen her. Die Freygeiſter haben eine große Menge von Laſterhaften und Niederträchtigen zu Geſellſchaftern, die eben ſo muthig ſeyn würden, als ſie, wenn ſie bey ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit ſo ſehr liebten. Ein jeder Freygeiſt will nicht auch Autor ſeyn.

Doch man kann ſo freygebig ſeyn, und den Freygeiſtern den Ruhm der Verwägenheit laſſen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger ſuchen wird. So viel lehrt uns ihre Geſchichte, daß die Verwägenheit ihrer Meynungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derſelben hatten weit größre Abſichten. Sie wollten alle Religion umſtoßen, und ſuchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen dieſe Verwägnen ſind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheiſten haben ſich in Deiſten verwandelt. Der Unglaube ſuchte den Verluſt des Muthes durch die Liſt zu erſetzen. Es ſchien, als wollte er ſich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und dieſe falſch und ungegründet wäre. Er beredete ſich, daß der Umſturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umſturz der natürlichen Religion nach ſich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bey dieſem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel ſowohl wider die Geſchichte des Glaubens, als wider die daraufgebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er ſich auf eine andre Seite, gieng bey der chriſtlichen Religion, als einer unüberwindlichen Veſtung vorbey, und fiel die jüdiſche Religion und das Anſehen des erſten göttlichen Geſetzgebers an. Die Freygeiſter ſcheinen einzuſehen, daß auf dieſer Seite auch nichts auszurichten ſeyn werde, und aus Verdruß darüber wenden ſie die Waffen wider ſich ſelbſt, und mögen nun keine

Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil ſie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das iſt die Geſchichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt ſie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind ſieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er iſt, wenn man ihn am Tage und in der Nähe betrachten kann. Dieſes Schickſal haben die meiſten Schriften wider die Religion. Sie ſind ſelten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit ſollte eben ein Beweis von ihrem ſchlechten Gehalte ſeyn. Allein diejenigen, welche die freygeiſteriſchen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenſchaften aufſuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten ſich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht ſchuldig wiſſen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zuſammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betriegt man ſich, wenn man ſich betriegen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entſteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weiſe Urſachen, ſie zu unterdrücken. Denn wenn ſie gleich weder ſo gründlich noch ſo ſchön ſind, daß ſie bey unpartheyiſchen Gemüthern einen Eindruck machen werden, ſo ſind ſie doch gefährlich genug, unter dem unverſtändigen und leichtſinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Weſens zu ſtören. Eine gründliche Widerlegung iſt nicht allemal hinlänglich, dieſen Schaden zu verhindern. Denn ſie iſt ohne Nutzen, wenn ſie nicht geleſen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung ſolcher Schriften iſt das kürzeſte und ſicherſte Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will itzt nicht ſagen, daß es der Obrigkeit anſtändig iſt, gegen alles, was die Seulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur ſagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Rechte einer Tyranney über die Gewiſſen beſchuldigen kann. Es iſt nicht erlaubt, der Freyheit zu denken mit dem weltlichen Arme Geſetze vorzuſchreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos ſeyn. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann ſie von ihren Unterthanen verlangen, daß ſie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, andre, die noch nicht irren, damit anſtecken, und das Laſter einführen. Allein indem einem gröſſern Uebel geſteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Abſichten derſelben bey der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man ſie unterſagt, weil man ſie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Mine wider die Religion anzunehmen; ſich vom böſen Gewiſſen der Geiſtlichen etwas ins Ohr zu ſagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die ſich von der Herrſchſucht der Cleriſey verleiten laſſen, die edle Freyheit zu denken zu verbieten, die Achſeln zu zücken; das Anſehen zu gewinnen, als wenn ſich wider das Chriſtenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dörfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je ſeltner alſo die Schrift eines Freygeiſtes iſt, und je dunkler die Finſterniß, in der ſie ſchleicht, deſto gefährlicher wird ſie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es ſelten iſt, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbſtſtändiges wird, weil ſich auch wohl Herzhafte davor entſetzen.

IX.

Gedanken
über die
Freymüthigkeit.

Gedanken über die Freymüthigkeit.

Da Umgang und Freundſchaft beſtimmet ſind, Vergnügen und Heiterkeit über das menſchliche Leben auszubreiten; ſo kann nichts ſo unanſtändig und unerträglich ſeyn, als die verdrießliche und finſtre Gemüthsart einiger Menſchen, welche überall etwas finden, das ihren Tadel erwecket, und ſie mit allen denen unzufrieden macht, deren Geſellſchaft ſie ſich doch nicht ganz entziehen können. Die Quelle dieſer Unzufriedenheit iſt entweder eine natürliche und angebohrne Schwermuth des Geiſtes, oder ein unverzeihlicher Stolz. Einige ſind mit den Menſchen unzufrieden, weil überhaupt alle Zufriedenheit aus ihrem Herzen verwieſen iſt; man iſt ihnen zur Laſt, weil ſie ſich ſelbſt eine Laſt ſind. Andre macht die Einbildung mürriſch, die ſie von ſich ſelbſt haben; ſie ſind mit andern unzufrieden, weil ſie mit ihrer eignen Perſon allzu ſehr zufrieden ſind. Sie ſcheinen ſich in ihren Augen viel zu vollkommen zu ſeyn, als daß ſie mit den Unvollkommenheiten andrer Menſchen Mitleiden haben, und ſie mit Geduld und Gefälligkeit ſchonen ſollten. Dieſe Götzen ſehen von der Höhe, worauf ſie ihre Einbildung geſtellt hat, mit Verachtung auf die übrigen Menſchen herunter; nichts iſt vor der Verfolgung ihres unbarmherzigen Tadels ſicher. Sie

etwe=

erwecken überall Verdruß und Unwillen, und alle Freuden des Umganges flüchten vor ihnen aus allen Geſellſchaften, in welchen ſie ſich ſehen laſſen. Ein Menſch, der aus einer unglücklichen Neigung zur Melancholie mit andern immer unzufrieden iſt, verdient Mitleiden, und die Pflichten der Menſchlichkeiten verlangen es, daß man die Finſterniſſe ſeines Gemüthes durch Nachſicht und Gefälligkeit zu zerſtreuen, und ſeinen Geiſt durch die Freude aufzuklären ſuche. Die hochmüthige Unzufriedenheit verdienet keine Vergebung, weil ſie andern keine Vergebung ertheilt; und es iſt eine faſt überflüßige Großmuth, wenn wir der Verachtung derjenigen, die keinen andern Grund haben, uns zu verachten, als ihren Stolz, nicht mit einer edlen Kühnheit begegnen, und ſie die Ungerechtigkeit ihres Stolzes empfinden laſſen, ohne ihnen ähnlich zu werden. Da wir weder die unentbehrlichen Bedürfniſſe des Lebens, noch die Bequemlichkeit welche wir wünſchen, noch das Vergnügen, das wir lieben, ohne eine enge Verbindung mit andern haben können; ſo iſt nichts nothwendiger, als daß wir andere ertragen, weil wir es ſelbſt ſo nöthig haben, ertragen zu werden.

So unentbehrlich aber dieſe Gefälligkeit und Nachſicht gegen andere einem jeden Menſchen iſt, der ſich überzeuget hat, daß niemand ganz vollkommen ſey, außer in einer betrügeriſchen Einbildung: So darf ſie darum nicht ſo weit gehen, daß man die Verbeſſerung der Unvollkommenheiten, die man an andern wahrnimmt, nicht wünſchen, und dieſen Wunſch niemals äußern dürfte. Man braucht nicht ſclaviſch und kriechend zu werden, um nicht verdrüßlich und mürriſch zu ſeyn. Sich in alle Falten andrer Menſchen zu beugen; ſich alle ihre Thorheiten und Fehler gefallen zu laſſen, das iſt nicht nöthig, wenn man den Ruhm der Gefälligkeit erlangen will, und niemals die Zufriedenheit der Menſchen ſtören wollen, das iſt nicht geſellſchaftliche Nachſicht, ſondern Niederträchtigkeit. Nicht jeder Tadel tödtet das Vergnügen des Umganges und der Freundſchaft, weil es der hochmüthige Tadel zerſtöret. Wenn die Gefälligkeit einem guten Geſellſchafter und einem wahren Freunde unentbehrlich iſt; ſo iſt es die Freymüthigkeit nicht weniger. Dieſe Tugend iſt, wenn ich ſie ſo nennen darf, das Salz des Umganges und der Freundſchaft. Die Gefälligkeit erzeugt die nöthige Zufriedenheit eines Menſchen mit dem andern; daraus entſteht das Vergnügen, das ſich aus einem Herzen in die andern ergießt, und dieſes Vergnügen wird durch die Freymüthigkeit immer friſch und anziehend erhalten.

Man hat alſo nicht zu befürchten, daß man mit der Freymüthigkeit unerträglich ſeyn werde, weil man es mit dem Hochmuthe iſt. Die Nothwendigkeit dieſer Tugend wird ſo gar von denen erkannt, welche ihren Vortheil nicht dabey finden würden, weil ſie ihn in dem Betruge ſuchen. Die Schmeicheley, dieſes Laſter, welches offenbar wider die Freymüthigkeit ſtreitet, muß die Maske derſelben annehmen, wenn ſie gefährlich werden will. Ein Schmeichler, welcher andre durch verrätherätheriſche Liebkoſungen zu täuſchen ſucht, würde wider ſeine Abſicht handeln, wenn er ihnen wirklich unangenehme Wahrheiten ſagen, und ſie auf ihrer empfindlichen Seite angreifen wollte. Allein auf der andern Seite würde ein beſtändiges ununterbrochnes Lob den Betrüger verrathen; er will für einen Freund gehalten ſeyn, und er weis, daß ein Freund müſſe tadeln können. Was ſoll er alſo thun? Diejenigen Fehler, die vornehmlich eine Verbeſſerung brauchten, angreifen und ſie in ihrer Blöße zeigen? das würde ſeine Abſichten zerſtören, die er nicht erreichen kann, wenn man von wichtigen Fehlern frey iſt. Er fällt alſo über kleine Schwachheiten her, damit er diejenigen, welche er betriegen will, in den ſchlimmern Schwachheiten und Leidenſchaften beſtärke, und doch den Schein eines aufrichtigen und freymüthigen Freundes habe. Er wird ſich anſtellen, als ob es ihm noch ſo viel Ueberwindung gekoſtet habe, ſeinem Freunde ſolche unangenehme Dinge zu ſagen. Wie hoch rechnet er ihm dieſes an! Kann eine Freundſchaft redlicher ſeyn, als dieſe, die ſo offenherzig iſt, und ſich ſelbſt die Furcht, die Gewogenheit des Getadelten zu verlieren, nicht von einem aufrichtigen Tadel zurück halten läßt? Er wird ihm Fehler andichten, und ſie mit der größten Strenge beſtrafen, weil er weis, daß Vorwürfe nicht verdrießen, die man nicht verdient. Der Betrüger! Wie ſehr iſt man zu bedauern, wenn man in die Hände eines ſo gefährlichen Schmeichlers fällt! Wie leicht iſt man von ſeiner Eigenliebe verführt, die Kunſt eines heimlichen Feindes, mit einem verdrießlichen und aufgebrachten Geſichte zu ſchmeicheln, und mit der Mine ein Cenſors zu liebkoſen, für Freymüthigkeit zu halten!

Wie kann man alſo einen Freymüthigen von einem Schmeichler unterſcheiden, welcher die Geſtalt eines Freymüthigen hat, ohne ſein Herz zu haben? Das iſt etwas ſehr ſchweres, weil Unpartheylichkeit gegen ſich ſelbſt dazu nöthig iſt. Es iſt zwar möglich; aber bey einer ſolchen Unterſuchung darf die Eigenliebe nicht gegenwärtig ſeyn. Die Freymüthigkeit eines Schmeichlers zu entlarven, dazu gehöret eine Kenntniß ſeiner liebſten Fehler, die wir ſo hoch ſchätzen, daß die geringſte Verachtung derſelben uns eben ſo ſehr aufbringt, als wenn wir ſelbſt verachtet worden wären. So unverſchämt iſt nicht leicht ein Menſch, daß er ſich bereden ſollte, in keinem einzigen Stücke einigen Tadel zu verdienen. Er wird ihm gern einige Fehler aufopfern; zumal wenn es ſolche ſind, die ihm die Hochachtung eben nicht rauben, die er zu haben wünſcht; über Verweiſe, welche man ihm darüber giebt, wird er nicht unwillig werden, wofern nur ſeine Schoosſchwachheiten geſchonet werden. Die Freymüthigkeit des Schmeichlers hütet ſich, dieſe Geſchwüre zu berühren; die wahre Freymüthigkeit hingegen ſchont den Menſchen gerade da nicht, wo er geſchont ſeyn will. Sie achtet ſeinen Unwillen nicht, wenn ſie überzeugt iſt, daß die unangenehmen Wahrheiten, die ſie ſagt, entweder ihm, oder zum wenigſten andern einen ſichern Nutzen ſchaffen. Ein unbetrügliches Merkmaal, wodurch man die wahre Freymüthigkeit von der falſchen und erkünſtelten unterſcheiden, und einer Buhlerinn entfliehen kann, die ihren Liebhabern oft Vorwürfe macht, nicht in der Abſicht, ſie abzuweiſen, ſondern ſie noch mehr zu feſſeln!

Man hat demnach ſehr viel Vorſicht nöthig, dieſe edle Herzhaftigkeit, unangenehme und widrige Wahrheiten zu ſagen, mit keinem andern Begriffe oder Charakter zu verwechſeln. Das Gebiete der wahren Tugend, das Gebiete einer guten Natur, und ſelbſt die Gegenden der Laſter ſtoßen oft ſo genau zuſammen, daß ſich ihre Grenzen in einander zu verlieren ſcheinen, und daß es oft nur auf einen ſehr kleinen Schritt ankömmt, in eine fremde Gegend zu gerathen, da man ſich wohl immer noch einbildet, in dem Gebiete der Tugend zu ſeyn. Wie viel ähnliches hat nicht oft eine gewiſſe natürliche Ehrlichkeit und Offenherzigkeit mit der Freymüthigkeit! **Amint** iſt von Natur zum Betruge, und ſelbſt zu einer weiſen Verſtellung ungeſchickt. Er iſt der Schmeicheley, aber er iſt auch der Gefälligkeit und Nachſicht gegen andre unfähig. Dieſes liegt zum Theil in ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit, zum Theil darinnen, daß er keine gute Erziehung gehabt hat. So bald in ſeiner Seele ein Gedanke erzeugt wird, ſo bald iſt er auch auf ſeinen Lippen. Iſt er in einer Geſellſchaft, ſo ſagt er alles, was er von ihr denkt, Gutes und Böſes. Er hat die Abſicht nicht, zu loben, wenn er lobt, und eben ſo wenig hat er die Abſicht, zu tadeln, wenn er tadelt; er ſagt nur, was er denkt. Sein guter natürlicher Verſtand irrt ſellten. Allein wie man ihm für ſein Lob keinen Dank ſchuldig iſt, ſo darf man ihn auch um ſeines Tadels willen keinen Unwillen empfinden laſſen, weil er damit weder zu beſſern noch zu beleidigen denkt. Was er ſpricht, ſpricht er, weil es ihm unmöglich iſt, mit ſeinen Gedanken an ſich zu halten. Könnte man ſich nicht leicht in ſeinem Charakter irren, und ihn ſeiner Freymüthigkeit wegen erheben? Nein, Amint iſt nicht freymüthig; er iſt bloß ein guter aufrichtiger Mann, der alles von Herzen wegredet, ohne eine Abſicht damit zu verbinden. Lehrt ihn, daß man mit ſeinen Urtheilen und Geſprächen zu nützen ſuchen, lehrt ihn, daß man nicht ohne Vorſicht loben, und niemals ohne die Abſicht, zu beſſern, tadeln, daß man ſeine angebohrne Offenherzigkeit nicht verſchwenden müſſe, lehrt ihn Weisheit, ſo wird er freymüthig werden.

Oft könnte man auch die Scherzhaftigkeit, oft auch einen beißenden Witz für Freymüthigkeit halten. Man wird im Umgange Leute finden, die ſich beſtändig auf fremde Unkoſten beluſtigen. Sie haben eine Fertigkeit zu ſpotten, die ſie niemals verläßt. Sind ſie in Geſellſchaft ſo ſuchen ſie an den Anweſenden ſogleich alle Lächerlichkeiten auf, um ſie ihrem Witze Preis zu geben. Bey einigen iſt es eine Bosheit. Sie können ihren beſten Freund einem Einfalle aufopfern. Sie wollen das Schrecken der Geſellſchaft ſeyn; man ſoll ſie allezeit mit Furcht und Zittern anreden, und es für Gnade halten, wenn man ihnen unbemerkt bleibt. Andere wollen nur Verſtand haben, und ſie wiſſen nicht, daß das nur ein ſchlechter Verſtand ſey, der allein das Fehlerhafte und niemals das Gute bemerkt. Man bemerkt zwar an ihnen eine Herzhaftigkeit, unangenehme Wahrheiten zu ſagen; allein ſie iſt nicht edel, weil ſie nicht aus Menſchenliebe entſpringt, weil die Eitelkeit oder die Bosheit die Quelle davon iſt, weil ſie in den Geſellſchaften nur auf ihre eigne Zufriedenheit denken, ohne darauf zu achten, ob die übrigen unzufrieden werden, das iſt, weil ſie unhöflich ſind.

Die wahre Freymüthigkeit bemerkt auch die Fehler und Unvollkommenheiten der Menſchen. Allein die Empfindungen, welche dieſe Erkenntniß in dem Freymüthigen erzeugt, ſind niemals Empfindungen der Eitelkeit, ſondern der Menſchenliebe. Die Menſchen werden nicht ſowohl dadurch beleidigt, daß man ihre Fehler bemerkt, auch nicht allezeit dadurch, daß man ſie und andre darauf aufmerkſam macht; aber das bringt ſie auf, wenn ſie ſehen, daß man ſeinen Ruhm auf ihre Schande bauen, und ſich darum für weiſer und tugendhafter halten will, weil ſie weniger weiſe und tugendhaft ſind, als der andre. Der Freymüthige wird ſich auf alle mögliche Weiſe in acht nehmen, andern eine Meynung beyzubringen, die ſeiner Neigung, dem menſchlichen Geſchlechte durch ſeine Einſicht in die Unvollkommenheiten ſeiner Nebenmenſchen nützlich zu werden, unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legen würde. Er mag ihnen auf eine ernſthafte, oder auf eine ſcherzhafte Weiſe unangenehme Wahrheiten ſagen, ſo wird er es allezeit auf eine Art thun, die ſie überführt, daß es nicht ſeine Abſicht ſey, ſie zu erniedrigen und ſich zu erheben, und daß eine unangenehme Wahrheit von ihm weit liebenswürdiger ſey, als von andern die feinſte Lobeserhebung und Schmeicheley. Er wird die Wahrheit und Tugend allzu ſehr lieben, daß er nicht zuweilen einige Menſchen verachten, ſie ſeine Verachtung empfinden, und ſo tief zu erniedrigen ſuchen ſollte, als er nur kann; aber es werden allezeit nur ſolche ſeyn, von denen er überzeugt iſt, daß ſie zu ſehr verdorben ſind, als daß ſie jemals der Hochachtung eines vernünftigen und tugendhaften Mannes fähig werden könnten. Seine Freymüthigkeit wird ſich dann in aller ihrer Stärke zeigen, wenn ſolche Leute bey ihren Laſtern noch ſo viel Macht, oder ſo viel Verſtand beſitzen, daß ſie dadurch der Tugend und dem allgemeinen Beſten deſto gefährlicher würden. Außer dieſem Falle wird ſich der Freymüthige das Geſetz machen, niemals die Pflichten der Beſcheidenheit und der Menſchenliebe zu beleidigen.

Man ſieht daraus, daß die wahre Freymüthigkeit die größten Eigenſchaften ſowohl des Verſtandes, als des Herzens voraus ſetze. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß dieſes ein ſo ſeltner Charakter iſt. Wie viel Kenntniß ſeiner ſelbſt, wie viel Einſicht in die Schwachheiten und Fehler andrer Menſchen, wie viel Kunſt, ihre wahren Quellen zu erforſchen, wie viel Geſchicklichkeit, ihre Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen, ohne ſie zu reizen und aufzuwiegeln, wie viel Demuth und Beſcheidenheit bey einem großen Verſtande, wie viel Artigkeit und Lebensart, wie viel Geiſt und Witz, und was noch mehr iſt, wie viel Tugend gehört zu einem ſolchen Freymüthigen! Aber wie liebenswürdig iſt er auch nicht, und wie viel Ehrfurcht würde ein Menſch, der ſich beſtrebte, in dieſem Charakter zu erſcheinen, nicht allein bey dem vernünftigen und tugendhaften Theile der Welt, ſondern überhaupt von allen Menſchen erhalten!

X.

Betrachtung über die Verſchiedenheit der Vergnügungen in den verſchiednen menſchlichen Altern, als einen wahrſcheinlichen Beweis von der Unſterblichkeit des Menſchen.

Betrachtung

über die

Verſchiedenheit der Vergnügungen in den verſchiednen menſchlichen Altern, als einen wahrſcheinlichen Beweis von der Unſterblichkeit des Menſchen.

Die Ausſicht in die abwechſelnden Vergnügungen, welche dem Menſchen in den verſchiednen Auftritten ſeines Lebens begegnen, hat nicht allein viel Anmuth, ſondern iſt für einen nachdenkenden Geiſt auch ſehr lehrreich. Sie iſt für denjenigen angenehm, der dieſe Scenen erſt noch betreten ſoll; weil ein Vergnügen, das man erſt in der Ferne geſehen hat, ehe man zu dem wirklichen Genuſſe deſſelben gelangt iſt, dadurch verdoppelt wird, daß man durch die Hoffnung dem wirklichen Genuſſe ſo zu ſagen zuvorkömmt. Eben ſo angenehm muß es für einen Menſchen ſeyn, der nun von dem Schauplatze abtreten will, wenn er ohne Verdruß und Reue auf die ſchon genoſſnen Freuden zurückſehen kann. Das heißt ſie von ihrer Flucht zurückholen, und noch einmal genießen. So kann der Menſch mit der Freude wuchern; bloß dadurch, daß er ſie betrachtet, wenn er ſie auch nicht genießt; es ſey nun, daß ſie ihm noch bevorſtehe, oder daß er ſie ſchon geſchmecket habe. Doch eine ſolche

Betrachtung thut noch mehr, als daß ſie die Seele freudig macht. Sie erfüllt ſie mit Vorſtellungen ihrer eignen Größe; ſie überführt ſie, wenn ſie über die Abwechslung der Vergnügungen in den verſchiednen menſchlichen Altern nachdenkt, daß ſie weit über die Thiere erhaben ſey, die, wenn ſie einen wirklichen Unterſchied zwiſchen Schmerzen und Vergnügen machen, doch nur mit ihren Empfindungen auf einzelne Arten deſſelben eingeſchränkt ſind; ſie berauſcht ſie mit der ſüßen Hoffnung, daß, wie ſie von den Spielwerken der Kindheit zu den lebhaften Ergetzlichkeiten der Jugend, von dieſen zu den ernſthaften Freuden des Mannes übergieng, ſie von dem Frieden und der Ruhe, die in dem Gemüthe eines Greiſes herrſcht, zu einer Glückſeeligkeit fortgehen werde, die ihren erweiterten Begierden gemäß iſt.

Was iſt die Seele in dem erſten Anfange ihres Daſeyns, wo alle ihre Kräfte noch ganz eingewickelt ſind? Eine Seele, die es noch nicht weis, daß ſie eine Seele iſt, und die nur wenig Zeichen von ſich giebt, daß ſie empfinden und mannichfaltige Vorſtellungen in ſich erzeugen kann. Wie ermüdet muß ſie ſeyn, wenn ſie ſich unter die Geſchöpfe durchgearbeitet hat! Wer kann die großen Veränderungen beſchreiben, die in einem Menſchen vorgehen müſſen, wenn er das erſtemal ſeine Augen aufſchlägt? Wie nahe muß ſein Zuſtand dem Zuſtande eines Blinden kommen, der plötzlich und auf einmal ſeines Geſichts mächtig wird, und ſich einbilden muß, daß alle Gegenſtände, die er nun durch die Hülfe ſeiner Augen empfindet, auf ſeinen Augen aufliegen? Unterdeſſen muß doch dieſer Zuſtand viel angenehmer und beſſer ſeyn, als der Zuſtand eines noch unausgebildeten Embryons. Was ſagt das Lächeln in dem Geſichte eines Kindes, deſſen Körper durch keine ſchmerzhaften Empfindungen beunruhigt wird? Dieſes Lächeln, dieſe faſt unmerkliche Freude über ſein Daſeyn; bleibt ſie nicht immer in ſeinen Minen, ſo lange es geſund iſt? Man muß erſtaunen, wie bald ſich die kleinſten Kinder in ihr Daſeyn finden lernen. Was für eine anmuthige Verwunderung bey einem jeden neuen Gegenſtande in allen ihren Blicken! Alle ihre Bewegungen verrathen eine gleich angeborne Kraft, Ordnung, Uebereinſtimmung und Verhältniſſe in den Dingen zu empfinden, und ſich darüber zu freuen. So fremd auch die Seele in der neuen Gegend war, in welcher ſie auftrat: So bald ſagt ſie doch zu ſich ſelbſt, daß ſie in dieſe Gegend gehöre, und ſelbſt noch beſſer ſey, als dieſe Gegend. Ein aufmerkſamer Zuſchauer ſieht wohl, wie ſie arbeitet, mehr zu thun, als zu empfinden. Er ſieht ſie denken, wenn ſie auch ſich ſelber noch nicht verſtändlich werden kann; er bemerkt wohl, wie ſich die Knoſpe beſtrebt, ſich auseinander zu falten, und ſich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Wenn man den Zuſtand des Menſchen in ſeiner erſten Kindheit mit dem erſten Zuſtande eines Thieres vergleicht, wie viel vollkommner ſcheint dieſer vor jenem zu ſeyn! Ein Thier iſt nach wenig Tagen dasjenige ganz, was es ſeine ganze Dauer über ſeyn ſoll. Die Maſchinen der Thiere ſind zuweilen einer gröſſern Vollkommenheit fähig; ihre Seelen aber ſind, ſo zu ſagen, auf einmal ganz fertig, und können nur ſehr wenig mehr ausgebildet werden. Der Unterſchied zwiſchen einem Thiere in ſeiner Kindheit und einem Thiere in ſeinem vollkommnen Alter iſt nicht groß und merkwürdig. Aber man ſtelle ſich vor, daß die Menſchen mit der Vollkommenheit und Thätigkeit da zu ſeyn anfangen, die ſie etwa im männlichen Alter haben; man nehme an, daß ſie zum erſtenmale ein Kind ſähen: Würden ſie wohl aus den Veränderungen, die ſie an demſelben bemerken, begreifen können, daß daſſelbe in wenig Jahren eben ſo vollkommen ſeyn würde, als ſie ſind? So fein und unmerklich ſind die Veränderungen, die uns aus Kindern zu Knaben und nach und nach aus Knaben und Jünglingen zu Männern machen.

Was die Freude, welche der Menſch in dieſem Zeitpunkte ſeines Lebens genießt, anbelangt: Wie einfach iſt ſie nicht! Man findet wenig Mannichfaltigkeit und Abwechslung darinnen, und ſie ſcheint beynahe immer einen gleichen Grad der Stärke zu haben. Gleichwohl iſt zum wenigſten ein Sinn, das Geſicht nämlich, bey Kindern ſehr bald eben ſo ausgebildet, als bey Erwachſnen; der Sinn, welcher in einem reifern Alter die Quelle unzählbarer Freuden, von verſchiednem Grade, von gröſſrer und geringerer Stärke und Heftigkeit iſt. Die Welt malt ſich in dem Auge eines Erwachſnen nicht anders ab, als in dem Auge eines Kindes. Warum wirket aber eben daſſelbe Bild, das ſich in unſern Augen abzeichnet, in verſchiednen Altern verſchiedene Veränderungen? In dem Geſichte eines Kindes findet man immer einerley Heiterkeit, und über alles, was ſchön iſt, und durch ſinnliche Reizungen gefällt, immer einerley Vergnügen. Der Schall einer Klapper und harmonirende Töne einer Flöte machen bey ihnen einen gleichen Eindruck, gleichwohl iſt es unſtreitig, daß in ihren Ohren von dem Schalle der Klapper andre Bewegungen hervorgebracht werden, als von den Tönen der Flöte. Woher kömmt alſo dieſes Einerley? Kömmt es nicht daher, daß ſich ihre Seele noch allzuſehr darüber verwundert, daß ſie da iſt, daß ſie alſo nicht Zeit hat, ſich über Dinge, die außer ihr ſind, auszubreiten, und ihre Verſchiedenheit deutlich zu bemerken und zu unterſuchen? Sie muß erſt zu einem ſichern Bewußtſeyn ihrer ſelbſt zu kommen ſuchen; ſonſt würde ſie nicht in einer ſolchen Unthätigkeit bleiben. Eine ſolche Vorſtellung von der Kindheit iſt zum wenigſten wahrſcheinlich, weil die Seele in aller Verwunderung eine Zeitlang unthätig bleibt. Wer noch niemals eine ſchöne Gegend geſehen hat, wo Wieſen, Thäler, Bäche, Gebüſche und Berge mit einander abwechſeln: Bleibt der nicht bey dem erſten Anblicke derſelben eben ſo verwundernd ſtehen, als ein Kind, und iſt wohl zwiſchen ſeiner Verwunderung und der Verwunderung eines Kindes ein andrer Unterſchied, als daß ſie lebhafter iſt, und ſich geſchwinder in Beſtrebungen verwandelt, die neuen Gegenſtände genauer kennen zu lernen? Die Freude, welche das Geſicht eines Kindes mit einer unſchuldigen Anmuth erfüllt, iſt gerade für ſeinen noch unreifen Körper groß genug. Wäre ſie lebendiger: ſo würde ſie eine tödtliche Zerrüttung in demſelben verurſachen. Eine ſtürmiſche Luſt ſchickt ſich ſo wenig für ein Kind, als für einen Greis. Das

Kind iſt noch nicht zu ſeiner Stärke gekommen, und dieſer hat ſie wieder verloren.

Doch was würde der Menſch für ein nichtsbedeutendes Geſchöpf ſeyn; wären nicht andre weit geringere Geſchöpfe glückſeeliger, als er, wenn er nicht aus der Kindheit zu einem vollkommnern Zuſtande forteilte? Aber er wird aus einem Kinde ein Knabe. Wie viel beſſer iſt nicht ſchon dieſer Zuſtand? Schon iſt ſich die Seele ihrer Kraft bewußt; ſchon empfindet ſie den Unterſchied zwiſchen ſich und ihrem gröbern Theile, dem Leibe; ſchon ſind ihre Freuden nicht allein lebhafter, ſondern auch mannichfaltiger, und ihres Daſeyns mehr gewohnt; ſchon geht ſie aus ſich ſelbſt heraus, und macht ſich mehr mit den Dingen bekannt, die um ſie herum ſind. Aber es ſind nur die erſten, nur furchtſame Verſuche ihrer Flügel; ſie wagt ſich nicht weiter, als ſie ſieht, und nicht einmal ſo weit. Sie übt ihre Kraft nur an Spielwerken; ſie fürchtet ſich vor allem, was groß iſt. Eine Blume, ein farbigtes Band, eine Puppe, was für Glückſeeligkeit für ſie! Unterdeſſen hat die Freude, die ſie darüber empfindet, ſchon ſtärkere Ausdrücke; ſie iſt mit mannichfaltigern Bewegungen des Leibes begleitet, deſſen Muſkeln und Nerven vollkommner und feſter geworden ſind. Da ihr der Gebrauch ihrer Sinne noch etwas ganz neues iſt: So überläßt ſie ſich den Eindrücken derſelben ohne Nachdenken. Unterdeſſen wachen die Leidenſchaften auf; die Begierden entwickeln ſich mehr und mehr, und die Seele wird immer geſchäftiger. Die Einbildungskraft eröffnet ſich allmählig, und ſchon zeigt ſich in der Ferne, wie in einer Morgendämmerung die Vernunft. Die Sinnen werden allgemach mehr verhärtet; die Kleinigkeiten, auf welche die in beſſern Schönheiten unerfahrne Seele einen ſo großen Werth legte, werden ihr, da ſie mit einem jeden Tage mehr und mehr wächſt, zum Ekel; ſie wagt einen weitern Flug, und kömmt immer, mit neuen Kenntniſſen bereichert, zurück. Nun iſt es ſchon leichter, die Wege auszuſpüren, die ſie vom Alter des Knabens an, bis zur Jugend zurücklegt.

Iſt nun der Menſch ein Jüngling geworden: So iſt er ſchon ein ſehr wichtiger Theil der Schöpfung, als welcher er ein beſſeres Anſehen giebt, als ſie von einem Kinde oder Knaben hatte. Er gleichet einem blühenden Baume. Iſt er reich an ſchönen Blüthen; was für eine Erndte verſpricht er nicht! Dieſe Jahre ſind diejenigen, wo vornehmlich die Einbildungskraft ihre Herrſchaft ausübt. Welch ein entzückender Anblick iſt die Seele eines Jünglings, der die unſchuldigen Zeitverkürzungen ſeiner Knabenjahre zwar in viel lebhaftere Freuden, als jene ſind, aber doch in keine verbrecheriſchen Vergnügungen verwandelt hat. Dieſe Ausſicht iſt für die Vernunft eben ſo anmuthig, als für das Auge eine blumenreiche Wieſe iſt, welche die Natur in der Abſicht gemacht zu haben ſcheint, daß ſie eine unvollkommne Abbildung der Jugend ſeyn ſollte. Die unſchuldigen Freuden dieſer Jahre ſind dem großen Endzwecke, zu welchem wir beſtimmt ſind, ſchon weit anſtändiger.

In dieſer Zeit tritt der Menſch, ſo zu ſagen, die Würde der Menſchheit erſt an. Seine edlern Neigungen kommen mehr zur Reife. Vorher ſuchte er Spielgenoſſen; nun ſuchet er Freunde. Er ſtrebt nach Ehre; aber itzt nur nach der Ehre, zu gefallen. Nach und nach fängt er an die bloß ſinnlichen Vergnügungen, welche unter den Ergetzlichkeiten die niedrigſten ſind, mit Verachtung anzuſehen; er erhebt ſich zu erhabnern Beluſtigungen, die mehr für das Herz gemacht ſind. Unterdeſſen ſind ſie immer noch mit jenen vermiſcht; es ſind nur die Blumen, die er in dieſer Gegend abpflücket; die Früchte aber läßt er ſtehen. Weil ſein Geiſt noch flüchtig und unbeſtändig iſt, ſich immer in den Gegenſtänden, die außer ihm ſind, verirret und zerſtreut, und alſo ſelten wieder in ſich zurückkehrt: So behält alle ſeine Freude, ſo edel der Grund davon auch ſeyn mag, etwas Rauſchendes und Wildes. Ja ſein Vergnügen iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, noch zu viel Empfindung und zu wenig Bewußtſeyn.

Je mehr aber die Seele Einſichten ſammelt, und brauchen lernt; je mehr man in die Natur der Dinge eindringt; deſto mehr erweitert die Vernunft ihre Herrſchaft. Man fängt an, mehr zu denken, als zu empfinden; die luſtigen Ausſichten und Bilder der Einbildungskraft verlieren ſich; die Seele erwacht, wie von einem ſüßen Traume; die Begeiſterung hört auf. Wie dem Jünglinge die Beſchäfftigungen mit den Spielwerken und Puppen des Knaben zu klein vorkamen: So erſcheinen

ſcheinen nun in eben der Geſtalt dem Manne die Beluſtigungen der Jugend. Der Jüngling war fröhlich; der Mann will mehr ſeyn; er will glücklich werden. Nun öffnet ſich eine ganz neue Scene des menſchlichen Lebens, die auch wirklich weit merkwürdiger iſt, als alle vorhergehende Auftritte deſſelben. Der Mann unterſcheidet ſich vom Jünglinge durch ſeinen Ernſt, welcher auch ſeinem Vergnügen ein ganz andres Anſehen giebt. Nunmehr ſucht man daſſelbe in Geſchäfften, die von einem großen Einfluſſe in das ganze menſchliche Geſchlecht ſind. Der Menſch wird brauchbarer für das gegenwärtige Leben. Man wird ein Bürger; man erwählt eine gewiſſe beſtimmte Lebensart; die Art zu denken, und alle Handlungen erhalten mehr Ordnung und Regelmäßigkeit; man ſcheint mehr für andere zu arbeiten, und man arbeitet doch für ſich am meiſten. Wenn die Fähigkeiten der Seele theils durch die Erziehung, theils durch die Art von Freuden ſelbſt, die man genoſſen hat, gehörig bearbeitet worden ſind: So beſteht nun unſer Vergnügen darinnen, wenn wir ſehen, daß ſich die Wirkungen derſelben weit ausbreiten. Man übernimmt die Regierung einer Familie; man verwaltet Aemter und Würden; man ſieht, daß in der Welt viel von uns abhängt. Wie groß wird die Seele in ihren Augen! Glücklich iſt ſie, wenn ſich mit der Empfindung dieſer neuen Größe Beſcheidenheit, Demuth, und das Verlangen, noch beſſer zu werden, vereinigt! Nunmehr ſieht man mit einer Art von Mitleid auf die vorigen Zeiten zurück, die man durchwandelt hat; und der Geiſt wundert ſich darüber, daß er nicht immer ſo viel zu bedeuten gehabt hat, als itzt. Man iſt unermüdet, dieſes Anſehen zu behaupten; man erſchöpft ſeine Kräfte darüber; man freut ſich über nichts ſo ſehr, als wenn man um ſich herum alles in eine gemeinnützige Bewegung ſetzen kann. Doch wie viele Unruhen ſind nicht mit dieſem Zeitpunkte des Lebens verbunden? Die Seele gleicht darinnen einer See, die zwar nicht ſtürmt, aber doch immer in Bewegung iſt und Wellen wirft. Doch endlich kommen die Tage, wo ſie von ihrer Geſchäfftigkeit nachläßt, weil die Kräfte des Leibes durch die ununterbrochnen Anſtrengungen ſchlaffer werden. Man wird es gewohnt, und doch nicht überdrüßig, ein Bürger, ein Vater, ein Mann von Stande und Anſehen zu ſeyn. Aber die Empfindlichkeit des Vergnügens darüber, hat nicht mehr die erſte Lebhaftigkeit. Die Augen gehen uns auch über dasjenige auf, was uns ſonſt ſo groß zu ſeyn ſchien, und in der That auch gröſſer war, als die Beſchäfftigungen der Knabenjahre und der Jugend. Die Ergetzlichkeiten der Sinne haben für die Seele wenig Reizungen mehr, nicht allein weil ſie abgenützt ſind, ſondern auch weil der Menſch die höhern Vergnügungen des Gemüthes geſchmeckt hat. Reichthümer, Würden, und was ſich ſonſt die vergrößerten Begierden des Mannes wünſchten, machen keinen Eindruck mehr auf die Seele. Was im Alter den Geiſt aufheitert, das ſind die Einſichten, die man erlangt hat, und deren man allein nicht überdrüßig geworden iſt; das ſind die löblichen Handlungen von einer innerlichen Güte, die man ſich gethan zu haben errinnert; das iſt die Hoffnung, in der Zukunft noch beſſer und vollkommner zu werden. Welch ein Geſchöpf kann elender ſeyn, als ein Greis, deſſen Verſtand von Wiſſenſchaft und Erfahrung leer, und nun unfähig iſt, beydes zu erhalten; dem jedesmal eine Schamröthe ins Geſicht ſteigen muß, ſo oft er auf die Handlungen ſeines vorigen Lebens zurückſieht; der alſo Urſache hat, wegen des Zukünftigen zu verzweifeln! Da nun die Seele eines Menſchen immer wachſen kann: So muß ſie wohl nicht von demjenigen, der ſie gemacht hat, beſtimmt ſeyn, abzunehmen. Der natürlichſte Charakter, den ein Menſch am Ende ſeines Lebens haben ſollte, iſt der erſte. Und wenn er denſelben hat, wenn er ein weiſer und ein rechtſchaffner Mann geworden iſt: Wie herrlich iſt ſein Zuſtand alsdann. Dann iſt der Menſch auf der Erde unſtreitig am größten, wenn er gleich dem äußerlichen Anſehen nach ganz einzugehen ſcheint. Welch eine Ruhe, welch ein Friede beherrſcht ſeine Seele! Es iſt wahr, daß man ein hohes Alter die zweyte Kindheit nennt. Allein wenn es gewiß iſt, daß ein Greis das ſeyn ſollte, was er unter ſehr bequemen Bedingungen ſeyn könnte: So würde, wenn dieſe Bedingungen nur erfüllt würden, von ſehr wenig Alten geſagt werden können, daß ſie wieder Kinder zu werden anfiengen. Es muß für höhere Geiſter in der ſichtbaren Natur kein herrlicherer Anblick ſeyn, als ein Greis, der ſo iſt, wie er ſeyn ſoll, und ſolche Greiſe hat es doch zu allen Zeiten noch einige gegeben. Seine Leidenſchaften ruhen, ohne ganz entkräftet zu ſeyn; die Vernunft geht mit ihren Vorſtellungen und Wünſchen weit über das Gegenwärtige und Endliche hinaus; das empfindet die Seele, und freut ſich nicht über ihre gegenwärtige, ſondern über die ihr noch bevorſtehende Größe; doch es iſt mehr als Freude, es iſt Hoffnung und Zufriedenheit. In einem ſolchen Zuſtande iſt der Menſch auf der Erde Gott am ähnlichſten.

Da nun alſo die Vergnügungen der Menſchen mit einem jeden Alter wachſen und vollkommner werden, und unſtreitig nach dem Tode noch vollkommner werden können: Iſt es nicht der wahrſcheinlichſte Schluß von der Welt, daß der Menſch zu noch erhabnern und vollkommnern Freuden beſtimmt ſey? Warum ſollte die Gottheit eine Seele eben zu der Zeit zernichten, wo ſie ihr erſt ähnlich wird? Und es können nicht einmal alle Seelen, alle die Stufen der Vollkommenheit durchgehen, die ſie in dieſem Leben erlangen könnten. Die Seelen der Menſchen können, je weiſer und edler ſie werden, ſich der Gottheit immer mehr nähern, ohne ſie iemals einzuholen und ihr vollkommen zu gleichen. Die Gottheit ſoll ein ſo gütiges Weſen ſeyn, das eine um ſo viel größre Neigung gegen erſchaffne Weſen hat, je vollkommner ſie ſind: Und ſie ſollte einen Gefallen an der Schöpfung ſo unnützer und nichtsbedeutender Creaturen finden, als diejenigen Menſchen ſeyn müßten, die in der Kindheit und Jugend ſterben, wenn ſie nicht zu noch herrlichern Scenen des Daſeyns beſtimmt wären? Oder ſie ſollte ſo neidiſch ſeyn, daß ſie uns nur zu einem gewiſſen Grade des Vergnügens kommen ließe? Was würde das für eine Gottheit ſeyn, da ein Menſch für deſto vollkommner gehalten wird, je mehr er Menſchen, und je mehr er einen jeden Menſchen insbeſondre glücklich und fröhlich macht? Alſo würde die Gottheit nicht einmal ſo gütig ſeyn, als das Geſchöpf, das ſie zu einer Zeit zernichten wollte, wo es mehr Vollkommenheit und Vergnügen von ihrer Hand erwartete! Dieſes iſt gleichwohl das Bild, welches diejenigen von der Gottheit machen, die nicht gern für öffentliche Thoren gehalten werden; und darum das Daſeyn aller Dinge zwar nicht einem blinden Ungefähr, ſondern einem gütigen und verſtändigen Weſen zuſchreiben wollen; dabey aber ſich eine Ehre daraus machen, ſich und andern die Unſterblichkeit ſtreitig zu machen. Nein; eine Gottheit kann nicht haben wollen, daß ein vernünftiges Weſen an ſeine Zernichtung mit Gleichgültigkeit denken ſoll. Und geſetzt, daß Menſchen ſolche Weſen wären, die ihrer innern Einrichtung nach nicht länger dauern könnten, als ſie leben; der aber, der uns gemacht hat, wollte vermöge ſeiner Güte, daß wir ſo lange glücklich ſeyn ſollen, als wir da ſind: So müßte es zum wenigſten ſein Wille geweſen ſeyn, daß wir uns die Unſterblichkeit verſprechen möchten. Ein unausbleibliches Ende ſeines Vergnügens ſehen, das heißt ſich alles Vergnügen rauben.

Wahrhaftig, in dem einzigen Gedanken: **Auch nach meinem Tode werde ich noch ſeyn**; liegt mehr wahre Luſt, als in allen Vergnügungen, die durch die verſchiednen Auftritte des Lebens zerſtreut ſind. Und das iſt eben der Gedanke, mit welchem ſich die größten Geiſter des Alterthums, ein Sokrates, ein Plato, ein Cicero, ein Cato am allerliebſten beſchäfftigten. Iſt wohl jemals unter denen, die an ihrem künftigen Daſeyn gezweifelt haben, eine ſo große Seele geweſen, als dieſe Männer beſaßen? Wie verächtlich muß doch ein Geiſt ſeyn, der über ſeine eigne Exiſtenz ſo wenig eiferſüchtig iſt!

Alſo iſt, wenn vernünftige Vermuthungen von einer unendlichen Wahrſcheinlichkeit die Stelle gewiſſer und demonſtrativiſcher Erweiſe vertreten können, ein jedes Alter des menſchlichen Lebens wegen ſeines ſtufenmäßigen Wachsthumes in der Vollkommenheit eine Weiſſagung eines noch vollkommneren Zuſtandes nach dem Tode, und eine jede wahre Freude in jedem verſchiednen Auftritte deſſelben verkündigt mir ein beßres und erhabeners Vergnügen. Was ſoll man alſo von denen denken, welche ihren Geiſt ſo gern in ein gewiſſes Alter einſchränken wollten? Wie viel Mitleiden verdienen doch diejenigen, welche, da ſie Männer werden könnten, lieber Kinder bleiben wollen. Sie beharren in der Liebe zu den Ergetzungen eines gewiſſen Alters, da doch die Fähigkeit, ſie recht zu genießen, lange vorüber iſt.

Es iſt eine Thorheit, ſich eine einzige von den unſchuldigen Freuden, welche uns in dem gegenwärtigen Leben begegnen, zu verweigern, wenn man ſie ohne den Verluſt einer höhern Glückſeeligkeit genießen kann. Es iſt aber eine viel größre Thorheit, die Erweiterung unſrer Fähigkeiten über den Genuß irgend eines noch ſo unſchuldigen Vergnügens, das aber in die Grenzen dieſer Zeit eingeſchloſſen bleibt, zu verſäumen. Nur diejenigen Ergetzlichkeiten, von denen wir einen Theil in die Zukunft hinüber nehmen können, ſind unſrer vollkommen würdig. Bloß aus dieſem Geſichtspunkte verdient die Offenbarung der Chriſten alle Hochachtung eines vernünftigen Mannes, weil man in ihren göttlichen Büchern dieſe Wahrheiten in dem ſchönſten Lichte findet. Sie hat gar nicht die Abſicht eine billige Selbſtliebe niederzuſchlagen. Sie ſieht die Menſchen nicht als ſo nichtswürdige Geſchöpfe an, unter welche ſie einige elende Köpfe gern verſtoßen wollten. Indem ſie uns eine freyere und angenehmere Ausſicht in die Zukunft verſtattet, als uns die heiterſte Vernunft nicht eröffnet hat; indem ſie uns zeigt, daß dort für uns ein unerſchöpflicher Reichthum von Glückſeeligkeit verwahrt liege: Wie ſehr rechtfertigt ſie dadurch eine Selbſtliebe, die nicht übertrieben iſt! Wollten wir auch annehmen, daß die Verfaſſer des Buches, das uns mit ſolcher Deutlichkeit und zugleich mit ſo vieler Pracht von dem großen Endzwecke unterrichtet, zu welchem wir geſchaffen

ſind,

ſind, nicht als von einer höhern Eingebung begeiſtert, ſondern als bloße Menſchen redeten: So müßte man ſehr unverſchämt ſeyn, wenn man nicht einräumen wollte, daß ihre Gedanken und Ausſprüche zum wenigſten würdig wären, von Gott gedacht und geſagt zu werden. Was kann göttlicher ſeyn, als wenn der erhabenſte Sänger unter den Menſchen, David, bey dem Anblicke ſeines künftigen Daſeyns voll Entzückung ausruft: **Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und des Herrn Werk verkündigen!**

XI.

Von der moraliſchen Nachahmung.

Von der
moraliſchen Nachahmung.

Die Sittenlehrer haben zwar den Menſchen viele Wege zur Tugend vorgezeichnet; ſie ſind aber faſt alle und zu allen Zeiten der Meynung geweſen, daß es keinen nähern und ſichrern Weg dazu gäbe, als den Unterricht durch Beyſpiele. Die größten Männer des Alterthums ſtellten nicht allein ſich, ſondern auch andern die Verdienſte und würdigen Handlungen ihrer Vorfahren als Muſter vor Augen, nach denen ſie ihre Thaten bilden müßten. So dachten ſie beſonders bey der Erziehung ihrer Kinder. Der alte **Cato**, die Zierde der römiſchen Republik zu einer Zeit, da Rom ſo weit ſchon von ſeiner erſten Tugend abgewichen war, glaubte, daß er ſeinem Sohne keine beßre Erziehung geben könnte, als wenn er ihn in ſeinen frühſten Jahren mit den größten Männern ſeines Vaterlandes bekannt machte, und ihn durch dieſe Kenntniß zu einer ruhmvollen Nachahmung ihrer Thaten anfeuerte. In dieſer Abſicht ſchrieb er ſelbſt eine Geſchichte für ihn, welche vielleicht der natürlichen Tugend wichtige Dienſte leiſten würde, wenn die Zeit ſie der Nachwelt aufbehalten hätte. **Horaz** verſichert, daß ihm ſein Vater die Liebe zur Tugend und den Haß gegen Ausſchweifungen auf eben dieſe Art eingeflößt habe. Die Dichter haben aus der Urſache beſtändig eine Ehre darinnen geſucht, die Tugenden ihrer Mitbürger durch ihre Geſänge zu verewigen, und Sittenlehrer ihrer Nachwelt zu werden, ein Lob, welches die über die Ehre andrer Nationen ſo ſehr neidiſchen Römer beſonders den **Barden** unſrer älteſten Vorfahren ertheilen mußten.

Der Unterricht durch Beyſpiele hat unſtreitig vor andern Anweiſungen zur Tugend, als der einzigen wahren Ehre des Menſchen, viele Vortheile voraus. Er beweißt nicht allein, in was für Hochachtung einen Menſchen die Erfüllung ſeiner Pflichten ſetzt, ſondern lehrt auch die Möglichkeit ihrer Ausübung. Er hebt die gewöhnlichen Vorurtheile von der Vergeblichkeit der Tugend; er ertheilt häufige Vorſchläge, ihre Uebung zu erleichtern; er lehrt den Scheinwiderſpruch verſchiedner Pflichten verhüten; er verſchaft mannichfaltige Reizungen zum eifrigen Beſtreben nach ihrer gewiſſenhaften Erfüllung. Was entdeckt die unzählbaren glücklichen Folgen derſelben deutlicher, als die Kenntniß und Betrachtung derjenigen, welche vor uns tugendhaft geweſen ſind! Der bloße Anblick rechtſchaffener Handlungen erweckt Bewunderung, erfüllet mit Empfindungen eines innigen Wohlgefallens und Vergnügens, und bemächtigt ſich oft auch bey den Laſterhafteſten ihres Beyfalls, erzwingt von ihnen eine ehrerbietige Hochachtung, und zum wenigſten den Wunſch, eben ſo beſchaffen zu ſeyn! Wie leicht kann oft ein ſolcher Wunſch wahr werden? Ein Menſch müßte in die äußerſte Tiefe des ſittlichen Verderbens hinabgeſunken ſeyn, wenn die Kenntniß

niß eines feurigen Eifers für das allgemeine Beſte, einer unverletzlichen Gerechtigkeit, einer beſcheidnen Mäßigung im Glück, einer außerordentlichen Gegenwart und Standhaftigkeit des Geiſtes in Gefahren, einer großmüthigen Uneigennützigkeit, einer wohlthätigen Menſchenliebe, einer unverbrüchlichen Treue und Verſchwiegenheit bey andern nicht einmal einen unvorſetzlichen Entſchluß, ihnen gleich zu werden, in ſeiner Seele erzeugen ſollte. Eben ſo werden Laſter, die er bey andern wahrnimmt, wenn er zugleich ihre ſchändlichen und entſetzlichen Folgen kennen lernt, ſeinen Abſcheu erwecken, und wenn er ihrer auch ſchuldig iſt, ihn zum wenigſten zu einer geheimen Misbilligung und Beſtrafung ſeiner Gleichheit mit ihnen zwingen. Man hat alſo recht gethan, daß man die Geſchichte dem menſchlichen Geſchlechte, als eine Quelle guter Rathſchläge, und als eine zuverläßige Lehrerinn edler und erhabner Sitten angeprieſen hat.

Die Erfahrung beſtätigt dieſe Lobreden. Die menſchliche Geſellſchaft hat der Nachahmung großer Beyſpiele viele löbliche Thaten zu danken. Sie hat Mitglieder genug, die ſie entehren; der größte Hauſe irrt auf dem gebahnten Wege der Schande; es würde aber doch der Elenden, die ſich dem Laſter Preis geben, oder doch ein Leben, das bloß der Tugend geheiligt ſeyn ſollte, in einem unedlen Müſſiggange verſchwenden, eine ungleich größre Anzahl ſeyn, wenn nicht ſo viele von dem Geiſte der Nachahmung würdiger Beyſpiele ergriffen und in die Höhe erhoben würden. **Carl**, der neunte, ein König, welchem ſonſt die franzöſiſchen Muſen wenig zu danken haben, belohnte die Verdienſte des berühmten **Amiots** mit der Würde eines Großallmoſeniers von Frankreich; eine Großmuth, die unter die Pflichten der Könige gehört. Allein was würde er gethan haben, wenn ihm nicht die Dankbarkeit Carls, des fünften, gegen ſeinen Hofmeiſter, den er zum Pabſte gemacht hatte, von ſeinen Hofleuten ohne die Abſicht, den Gelehrten ſeines Reiches einen Dienſt zu erzeigen, ſo ſehr vorgerühmt worden wäre? Noch viele andre Könige würden die Augen des Erdkreiſes nicht auf ſich gezogen haben, wenn ſie nicht den glücklichen Einfall gehabt hätten, **Juliane** und **Antonine** ihrer Zeiten zu werden. Der Welt liegt daran, daß die Groſſen Menſchenfreunde, tapfer, wenn es die Beſchützung des Vaterlandes fodert, gerecht auch gegen Feinde, großmüthig und ihrer ſelbſt mächtig nach erhaltnen Siegen ſind. Allein daran liegt ihr dem Anſcheine nach nicht ſo viel, ob ſie dieſe Verdienſte beſitzen, bloß weil ſie von ihrem innerlichen Werthe überzeugt ſind, oder weil ſie geleſen haben, daß die **Scivionen**, die **Bayarde**, und die **Türennen** dergleichen Verdienſte beſaßen. Es wäre freylich beſſer, wenn die Menſchen mehr aus Gewiſſen, als durch bloße Nachahmung tugendhaft wären; allein wenn ſie doch einmal Copien ſeyn ſollen: ſo muß man der Welt Glück wünſchen, wenn ſie gute Copien von vortrefflichen Originalen ſind.

Freylich wird ein Philoſoph, der nicht an der äußerlichen Schaale der Dinge hängt, und über den Einfluß hinaus ſieht, den gewiſſen Hand-

lungen

ſungen in den Nutzen und die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft haben, ſich von Tugenden keine hohen Begriffe machen, welche bloß die Begierde, berühmten Beyſpielen ähnlich zu werden, erzeugt hat. Er, der keine Handlung für tugendhaft hält, welche nicht aus einer wahrhaften Ueberzeugung von ihrem innerlichen Werthe entſpringen iſt, wird wegen **Amiots** Belohnung wohl nicht **Carls, des neunten,** Lobredner werden. Wenn man ihn zum Richter darüber machen will: ſo wird er fragen, ob der König überzeugt war, daß **Carl, der fünfte,** bey der Erhebung ſeines vormaligen Lehrers auf den römiſchen Stuhl wirklich edel und groß gehandelt habe? War er gegen ſeinen **Amiot** darum eben ſo großmüthig, als der Kaiſer, weil er nicht allein begriff, daß der Unterricht eines Königes eine königliche Vergeltung verdiente, ſondern auch einſah, daß er durch die Belohnung eines verdienſtvollen Gelehrten viele andre aufmuntern würde, Künſte und Wiſſenſchaften immer mehr anzubauen und dadurch ſeine Staaten glücklicher und blühender zu machen? Dergleichen Urſachen würden **Carls, des neunten,** Nacheifrung ruhmwürdig gemacht haben. Allein ſie hatten keinen Einfluß in ſeine Großmuth gegen den **Amiot.** Man rühmt den Kaiſer gegen einen König von Frankreich, der eben ſo viel von ſich hält, als ein Kaiſer. Man iſt es von ihm nicht gewohnt, daß er den Gelehrten viele Gnadenbezeigungen erweiſt. Itzt, da man Carln, den fünften, vor ihm lobt, erklärt er ſich auf einmal, daß er wohl

eben ſo viel thun wolle, wenn ſich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbieten werde. Die Würde eines Großallmoſeniers wird offen; er erinnert ſich ſeiner Zuſage, des Kaiſers Nebenbuhler zu ſeyn, und **Amiot** wird dazu beſtimmt. Wer ſieht nicht, daß alles dieſes weiter nichts als Eiferſucht über die Lobſprüche war, die man **Carln, dem fünften** ertheilt hatte. Nicht die Kenntniß des innerlichen Werthes, ſondern bloß die Ehre dieſer Großmuth nöthigte ihm eine Handlung ab, die man ſonſt nicht unter ſeine rühmliche Thaten zählen würde. **Amiot** hatte mehr Schrecken, als Vergnügen davon, und wenn der König nicht bis zur Raſerey eigenſinnig geweſen wäre: ſo würde der Kaiſer, bey allem dem Neide, welchen ſein Lob bey dieſem Könige erweckt hatte, unnachgeahmt geblieben ſeyn. Denn die Königinn Mutter hatte ihre Urſachen, warum **Amiot** dieſe Würde nicht erhalten ſollte. Sie ließ ihn zu ſich kommen, und empfieng ihn mit dieſen fürchterlichen Dräuungen: **Ich habe die Guiſen und Chatillone, den Connetable und die Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde gebeugt; und nun will ich an dich, du kleiner Pfaffe!** **Amiot**, der ſehr gern dem Zorne der Königinn und der Gnade ihres Sohnes ausweichen wollte, verbarg ſich. Er erſchien einige Tage nach einander nicht bey der Tafel. Der König errieth die Urſache ſeines Auſſenbleibens. Was! fieng er an, **weil ich ihn zum Großallmoſenier gemacht habe, darum wird er un-**

ſichtbar? Er gerieth ſogleich, wie es in ſolchen Fällen ſeine Gewohnheit war, in eine ſo große Wut, daß die Königinn, damit ſie ihn nur beſänftigen möchte, den kleinen Pfaffen wider ihren Willen aufſuchen und ihm alle Sicherheit, die er zum Beſitze dieſer Würde verlangen konnte, geben ließ. Vielleicht war ſchon **Carls, des fünften,** That ſo edel nicht, als ſie das Lob der Hofleute machte. Wie viel mußte nicht einem Erorberer daran gelegen ſeyn, an dem geiſtlichen Gebieter Italiens und der Welt ſeine Creatur zu haben! Und von wem konnte er das eher hoffen, als von ſeinem ehmaligen Hofmeiſter? Doch wenn man auch ſeine Dankbarkeit nicht für verdächtig halten will: ſo iſt doch ſo viel unſtreitig, daß ſein Nebenbuhler weder die Wiſſenſchaften ehren, noch dem **Amiot** eine Wohlthat erzeigen, ſondern nur ein ähnliches Lob erbeuten wollte.

So gewiß iſt es, daß ein unpartheyiſcher Richter der Menſchen, unter denen es ſo viele künſtliche Betrüger giebt, gegründete Rechte hat, gegen die Tugenden, welche bloß dem Geiſte der Nachahmung zu danken ſind, mistrauiſch zu ſeyn. Wie nicht ſelten bey denen, die durch ihre Beyſpiele andre zur Nacheifrung auffordern, der Ehrgeiz der einzige Antrieb zu gewiſſen Handlungen iſt, die dem Scheine und dem Nutzen nach Verdienſte ſind, und von aller Welt dafür erklärt werden: ſo iſt eben dieſe Leidenſchaft die meiſte Zeit die große Triebfeder, die die Menſchen bewegt, würdige Charaktere nachzuahmen. Das ſind unter den Tugendhaften falſche Münzer. Man bewundert groſe Beyſpiele; man faßt den Entſchluß, auf dem Wege einherzugehn, der andre zum Ruhme und Glücke geführt hat; man entſchließt ſich aber, nicht weil man begierig iſt, wirklich ſo groß und ſo rechtſchaffen, wie die zu werden, die man bewundert, ſondern bloß wegen der äußerlichen Ehre, die ihnen ihre Verdienſte erworben haben. Iſt der erſte, welcher auf einem löblichen Wege andern vorgeht, vielleicht wirklich tugendhaft! ſo iſt der andre nur ehrgeizig und lobſüchtig. Der Pöbel würde weniger Ehrfurcht gegen die Gemälde der Heiligen haben, wenn der Maler die Stralen um ihre Häupter weggelaſſen hätte.

Die Handlungen der Groſen ſind dieſem gerechten Mistrauen gegen ihren innerlichen Werth am meiſten ausgeſetzt. Warum ſind ſie in ihrem Verhalten ſich ſelbſt ſo ſehr ungleich? Warum verurtheilt der Richter, der auf ſeinem Richterſtuhle auch gegen die kleinſten Verſehen unerbittlich iſt, nicht ſeine eignen Ungerechtigkeiten in ſeiner Privataufführung? Warum iſt ein andrer in ſeinem Hauſe ein Tyrann, mürriſch und kalt gegen eine liebenswürdige Gehülſinn ſeines Lebens, ohne Nachſicht und ein Menſchenfeind gegen ſeine Bedienten, da er doch vor den Augen der Welt die Leutſeeligkeit und die Liebe ſelbſt zu ſeyn ſcheint? Gehört die Tugend allein ins Publicum? Und warum iſt noch ein andrer dienſtfertig gegen alle, die ihn um ſeine Hülfe bitten, und großmüthig gegen alle Nothleidende und

Arme, da er doch ſeine Gläubiger nicht bezahlt? Kömmt das nicht einzig und allein daher, daß die Großen ſelten andre Verdienſte kennen, als ſolche, welche viel Geräuſch und Aufſehn machen? Sie ſind nur im Angeſichte der Welt tugendhaft, weil ſie die Tugend nicht eigentlich auszuüben, ſondern nur nachzuahmen gelernt haben. Sie ſind, wie die ſteinernen Bildſeulen der Alten. Der Kopf und der Rumpf waren nicht aus einem Stücke. Der Kopf des Momus ſchickte ſich eben ſo gut, als das Haupt des Jupiters darauf. Mancher Finanzenaufſeher bewahrt die ihm anvertrauten Schätze des Staats mit der gröſten Gewiſſenhaftigkeit; denn man rühmt in der Geſchichte diejenigen, welche der Republik oder ihren Königen treu waren; aber er betrügt ohne Gewiſſen und Schamröthe ſo viele Wittwen und andre niedrige Privatperſonen, als er kann.

O wie viel Mitleiden empfindet ein wahrer Philoſoph, wenn er auf die Großen herabſieht! Sie fallen ſchon in ihrer frühſten Jugend in die Hände der Schmeichler. Man ſchont ihren Verſtand, den ſie ſelbſt ſchon genug ſchonen würden, wenn man ihm auch in der Jugend einige Geſchäffte gäbe. Sie müßten denken lernen, wenn man ſie mit den Geheimniſſen einer geſunden Sittenlehre bekannt machen, und durch Gründe überzeugen wollte, daß ein Menſch ſeiner Natur ganz unwürdig iſt, wenn er keine Verdienſte beſitzt. Man erwecket das Gewiſſen nicht in ihnen; man lehrt ſie nicht, daß ſie bey aller ihrer Größe von Gott abhängig und verpflichtet ſind, ſeinen Geſetzen eben ſo demüthig zu gehorchen, als die Niedrigſten, oder man ſchwächt dieſen Unterricht durch Schmeicheleyen, an die ſie früh gewohnt werden. Man zeigt ihnen den innerlichen Werth der Tugend nicht; nicht die Schönheit, womit ſie glänzen würde, wenn ſie auch von keinem Menſchen oder Engel bemerkt werden ſollte; nicht ihre Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten Gottes; nicht ihre Hoheit, noch den weitläuftigen Umfang ihres Nutzens. Man ſagt ihnen nur, daß ſie Ehre mache, oder wenn man deutlicher reden will, daß ſie von denen gelobt werde, die nicht mit Gewißheit beurtheilen können, aus was für einer Quelle ſie entſprungen iſt. Den Beweis davon führt man durch die Vorſtellung großer Beyſpiele. So lernen ſie die Welt betrügen, um von ihr mit Lobſprüchen, die eben ſo gründlich ſind, als ihre Tugenden, wieder betrogen zu werden. **Fancymen** hat einige Sammlungen ſinnreicher Einfälle ſo oft durchgeleſen, daß er zuweilen etwas ſagt, das einem natürlichen guten Einfalle ähnlich ſieht. Iſt er darum wirklich ſinnreich? So verrichtet zuweilen ein Menſch eine Handlung, die man gern bewundern würde, wenn man nicht wüßte, daß ſie ein Einfall wäre, den er nicht ſelbſt gedacht, ſondern aus dem Unterrichte ſeines Sprachmeiſters auswendig behalten hat.

Was für Gegenſtände der Nacheiferung fallen weg, wenn man die Geſchichte mit dem reifen Urtheile lieſet, womit ſie geleſen werden muß! Wie lange iſt der Name des **Auguſtus** ein Lobſpruch oder vielmehr eine Ironie auf alle die Fürſten geweſen, denen die Dichter haben ſchmeicheln wollen! Man hat tauſendmal geſagt, daß ein Regent nicht, wie **Alexander**, ſondern, wie **Auguſt**, ſeyn müſſe; allein man muß den **Sveton** nicht geleſen haben, wenn man nicht weiß, daß es noch zweifelhaft iſt, ob die Griechen unter dem **Alexander**, oder die Römer unter dem **Auguſtus** unglücklicher geweſen ſind. So viel iſt unſtreitig, daß die Lobreden des römiſchen Volkes auf ihn eine ſclaviſche und die Oden des Horaz auf dieſen Bezwinger der Republik eine poetiſche Lüge geweſen ſind.

Wenn man **Cicerons** Rede für das maniliſche Geſetz und **Lucans** pharſaliſchen Krieg lieſet: wer ſollte nicht begierig werden, den Weg zu betreten, auf welchem **Pompejus** zu einem ſo allgemeinen Ruhme gelangt iſt? Aber was macht nicht eben dieſer Cicero in ſeinen vertrauten Briefen an den **Atticus**, wo er aufrichtig und ſo ſpricht, wie er denkt, dieſer ſo getreue Anhänger des **Pompejus** für einen Charakter von ihm? Er hat keine edlen und erhabnen, ſondern ganz niedrige und gemeine Eigenſchaften, ſagt er. Dieſes Urtheil wird durch eine ſtrenge und unpartheyiſche Prüfung ſeiner Thaten beſtätigt. Seine Geſchicklichkeit, den römiſchen Senat und das Volk alſo zu lenken, daß er, wenn andre Feldherren ſchwere langwierige Kriege beynahe ganz geendigt hatten, ſie zurückrief; ſie der Ehre ihrer erſten Siege beraubte, ihm aber einen ſchon überwundnen Feind, der vielleicht zur völligen Niederlage nur noch einen Streich empfangen durfte, und den darauf folgenden Triumph in die Hände ſpielte, dieſe Kunſt, andre um die an ſich ſelbſt ſchon elende Belohnung ihres Muthes zu betrügen, war ſein größtes Verdienſt. Wie wenig iſt doch auf öffentliche und allgemeine Lobſprüche zu trauen! Die Nachwelt kann den Betrug nur allzuleicht entdecken, wenn ſie will, und wenn es auch durch einen oder den andern geheimen Brief geſchehen ſollte, der bis auf ihre Zeiten erhalten wird. Wer wird einen Held nachahmen wollen, der in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre den Beynamen des Großen erhielt, ſo viele Nationen beſiegte, faſt über drey Theile des Erdkreiſes triumphirte, und dennoch **nichts Großes und Erhabnes, ſondern lauter niedrige und gemeine Eigenſchaften beſaß?**

Die Liebe gegen das Vaterland und der Eifer für die Freyheit der Republik wurden unter den Römern nicht allein für nothwendige, ſondern auch für außerordentliche und heroiſche Tugenden gehalten. Dieſe Geſinnungen wurden von allen Geſchichtſchreibern und Rednern bewundert. Sie erzeugten tauſend Thaten, die wir noch in unſern Zeiten für groß erklären. Sie wurden durch die Nachahmung fortgepflanzt. Selbſt in denen Zeiten, in welchen Rom durch ſeine eigne Gröſſe ſchon zu fallen anfieng, und einen Monarchen nöthig hatte, wenn es in ſeinem Falle aufgehalten werden ſollte, wollten **Cato, Cicero, Bibulus, Metellus,** und andre Römer kein andres Verdienſt kennen, als den republikaniſchen Eifer für die alte Einrichtung des römiſchen Staates, welche doch auf keine Weiſe mehr beybehalten werden konnte. Es iſt etwas leichtes, dieſen **Patriotiſmus** verdächtig zu machen. Man könnte mit ſtarken Gründen behaupten, daß er bey dem **Cato** nichts als ein philoſophiſches Vorurtheil und ein Eigenſinn war, den er theils von ſeiner Familie geerbt, theils in der finſtern Schule der Stoiker erlernt hatte. **Cicerons** Beyſpiel allein beweiſt, daß dieſer Eifer für die Republik nicht aus der vernünftigen Einſicht entſtand, daß das Beſte des römiſchen Volkes eine republikaniſche Einrichtung erfoderte. Denn eine reife Ueberlegung aller Umſtände, worinnen ſich Rom zu dieſen Zeiten befand, würde dieſe Eifrer gelehrt haben, daß es vortheilhafter für ihre Mitbürger wäre, Einen Herrn, als viele Beherrſcher zu haben. Niemand konnte dieſes beſſer beurtheilen, als **Cicero**, und wie republikaniſch geſinnt war er nicht! Mit welchen Entzückungen pries er nicht einen **Brutus**, einen **Fabius Maximus**, einen **Scipio**, einen **Lälius**! Und wenn er **Cäſars** geheime Unternehmungen betrachtete, Roms **Alexander** zu werden: Was für bittre Wehklagen ſchüttete er nicht in den Schoos ſeines **Atticus** aus! **Die Republik iſt in den elendeſten Umſtänden! Alles geht unglücklich! Die Republik iſt verlohren!** Pompejus, **der ſich dem** Cäſar **nicht eifrig genug widerſetzte, beſaß nichts Großes und Erhabnes.** Alles dieſes ſind Ausrufungen, die uns alle Augenblicke in ſeinen vertrauten Briefen aufſtoßen. Ohne dieſen Eifer war niemand in ſeinen Augen rechtſchaffen. War aber dieſer **Patriotiſmus**

Tugend? Aller dieſer Eifer war bloß die Eitelkeit eines Redners, welcher vorher ſah, daß bey einer monarchiſchen Verfaſſung des Staates ſeine Beredſamkeit unnütze werden würde. Dieſes erhellt unwiderſprechlich daraus, daß er bereit war, ſeinen Eifer für die Republik, worein er faſt alle Rechtſchaffenheit ſetzte, aufzuopfern, wenn ihm **Cäſar** das **Augurat** hätte geben wollen, eine Würde, welche ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, weil ein **Augur** ſich in alle öffentliche Angelegenheiten miſchen konnte. **Das iſt das einzige,** ſagt er zum **Atticus**; **ich muß meine Schwachheit geſtehn; wodurch mich diejenigen, ſo itzt über die Republik herrſchen, gewinnen könnten.** Die Stoiker mochten ſagen, was ſie wollten, in einer Religion, wo die Tugend für kein Geſchenk des Himmels gehalten wurde, mußte man die Ehre mehr, als die Tugend lieben. Erhellt daraus nicht, wie ſchwer es iſt, in der alten Geſchichte wirklich große Thaten zu finden, die man ohne alle Gefahr als Beyſpiele anpreiſen könnte? Man mag ſeine Augen vor dieſer Wahrheit verſchlieſſen, wie man will, ſo wird man dennoch immer zu dem Geſtändniſſe gezwungen werden, daß alle die Griechen, und alle die Römer, die man uns als Muſter großer Tugenden vorſtellt, die meiſte Zeit ſehr kleine Thaten auf eine große und praleriſche Art verrichtet haben.

Da die Geſchichtſchreiber gemeiniglich nur diejenigen Handlungen ihrer Helden beſchreiben, welche viel Geräuſch gemacht haben und weit geſehn worden ſind: ſo iſt leicht zu begreifen, daß man von allen den Tugenden, die in der Stille geſchehn müſſen, und ihren Werth verlieren, wenn derjenige, der ſie ausübt, ſie auch ſelbſt bekannt macht, wenig Beyſpiele finden wird. Und doch können eben dieſe ihrer Natur nach verborgnen Tugenden die erhabenſten, und der größte Schmuck der Menſchheit ſeyn. Diejenigen, welche durch Beyſpiele die Menſchen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zuſehn, daß ſie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung Eitelkeit und Stolz einflößen. Die Standhaftigkeit eines Märtyrers, der den Tod nicht aufſucht, aber auch nicht vor ihm erzittert, wenn er ergriffen wird, zu den grauſamſten Qualen geführet zu werden, iſt unſtreitig dem feigen Tode des **Cato** weit vorzuziehen. Allein warum wird unſer Herz mehr erhoben, wenn wir die Thaten der Römer leſen, als wenn wir unſre Augen einmal auf eine Märtyrergeſchichte werfen? Geſchieht es nicht darum, weil hier alles die natürliche Eitelkeit des Menſchen demüthigt, in der römiſchen Geſchichte aber alles ſeine hochmüthige Einbildung erhitzt? Hier ſchimmert und blendet alles; alles ſcheint groß und edel zu ſeyn. Gleichwohl ſind die meiſten von dieſen prächtigen Thaten falſche und betrügliche Dünſte, die nur in der Nacht aufſteigen und leuchten, ſo bald aber, als der Tag anbricht, verſchwinden. Wer wird aber wohl einem Wandrer rathen, lieber in der Nacht bey dem verführenden Lichte dieſer Dünſte, als am hellen Tage zu reiſen? Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß in einer finſtern Nacht ein kleiner Stral das Auge beynahe mehr erfreut, als am Tage die ganze Sonne.

Beyſpiele ſind Handlungen in einzelnen beſonders beſtimmten Fällen. Ihre Nachahmung erfodert alſo eine außerordentliche Vorſicht, und eine reife Ueberlegung. Wenn man mit einer rühmlichen Handlung, die ein andrer vor uns verrichtet hat, ein gleiches Lob verdienen will, ſo muß man ſich nothwendig in eben dem Falle befinden. Allein wenn kömmt ein Menſch gerade in eben die Umſtände, in denen ein andrer vor uns geweſen iſt. Eine jede Verſchiedenheit der Umſtände erfodert eine Verſchiedenheit in der Handlung, welche der Gegenſtand der Nachahmung wird, und je gröſſer die Unähnlichkeit iſt, deſto gröſſer muß die Verſchiedenheit der Handlung ſelbſt ſeyn. Man kann ganz beſondre und eigne Verbindlichkeiten in einem gewiſſen Falle haben, die ein andrer nicht hatte, dem man gern in ſeinem Verhalten ähnlich ſeyn wollte, und, wenn ein wirklicher oder ſcheinbarer Widerſpruch der Pflichten entſteht, ſo kann das bey uns ein Fehler ſeyn, was bey andern eine Tugend war. Dieſe Anmerkung verdient beſonders bey öffentlichen und geſellſchaftlichen Thaten die ſorgfältigſte Betrachtung. Was in Sparta bey der beſondern Einrichtung dieſer Republik eine Tugend war, konnte in Athen beſtraft zu werden verdienen.

Allein wozu dienen dieſe Anmerkungen? Sollen ſie dem Menſchen eine Aufmuntrung zu löblichen Handlungen rauben, der auf einem Wege, welchen er ungern betritt, beſtändig einen neuen Sporn braucht? Wenn ſie eine ſo niederträchtige Abſicht hätten: ſo würde man alle menſchliche Tugenden verdammen, und der Falſchheit anklagen müſſen. Allein ihre Abſicht iſt ſo rein und erhaben, als die Tugend ſelbſt. Sie ſollen nur diejenigen, welche entweder andre oder ſich ſelbſt durch Beyſpiele unterrichten wollen, vorſichtig machen, damit ſie nicht auf die Abwege gerathen, worauf die Begierde, alles nachzuahmen, was gut zu ſeyn ſcheint, leicht verführen kann. Alle Beyſpiele gleichen den Führern, die uns in einem Lande, wo wir unbekannt und Fremdlinge ſind, den richtigen Weg zeigen ſollen. Wäre es nicht die größte Unbeſonnenheit, wenn ſich ein Reiſender, der viel oder alles verlieren kann, wenn er von der ſichern Straße abweicht, dem erſten dem beſten Geleitsmann überließe, und, ohne ſich um ſeine Treue bekümmert zu haben, ihm auf ſeine ehrliche Mine ſeinen Reichthum und ſelbſt ſein Leben anvertraute? Man muß ſeinen Führer kennen lernen, damit man ſich nicht in die Gewalt eines Räubers und Verräthers überliefre. Folglich muß man ſich mit den Pflichten und der Beſtimmung der menſchlichen Natur bekannt gemacht haben; wiſſen, daß man von einem höchſten Weſen abhange; begreifen, was man in allen Vorfällen des Lebens Gott, dem gemeinen Weſen, ſeinen Nebengeſchöpfen und ſich ſelbſt ſchuldig ſey. Vornehmlich müſſen wir die wahren Bewegungsgründe kennen, aus denen alle unſre Handlungen entſpringen müſſen, wenn ſie nicht nur gut ſcheinen und glänzen, ſondern wirklich gut ſeyn ſollen. Wir müſſen unſre Fähigkeiten, die Kräfte unſers Geiſtes, die Zeiten, und äußerlichen Umſtände, in denen wir uns befinden, geprüft und erwogen haben, damit wir einige Beyſpiele bloß zu bewundern, andre aber nachzuahmen wiſſen. Wenn die Seele mit dieſer Wiſſenſchaft ausgerüſtet iſt: wie glücklich wird ſie nachahmen! Sie wird ſich von keinem falſchen Lichte blenden laſſen, niemals in ihrer Nacheifrung romanhaft, niemals lächerlich, niemals eine Heuchlerinn oder eine Betrügerinn werden. Man darf ſich nicht bereden, daß ein Menſch, der alles dieſes wiſſe, keine Beyſpiele mehr brauche. Beyſpiele wirken allezeit kräftiger auf den Willen, als Regeln, aber niemals kräftiger, als wenn die Regeln vorhergegangen ſind. Die Neigung zum Laſter ſitzt allzutief in unſerm Herzen, als daß jemals ein Antrieb zum Guten überflüßig ſeyn könnte. Und wenn edle Beyſpiele weiter keinen Nutzen hätten; wenn wir an ihnen die Schönheit der Tugend nicht ſo zu ſagen mit Augen ſähen, die wir vorher bloß durch Nachdenken erkannt hatten: ſo überführten ſie uns zum wenigſten, daß wir nicht ohne Geſellſchaft tugendhaft wären.

Ein Menſch, der ohne feſte und beſtimmte Grundſätze einer geſunden Sittenlehre dieſe oder jene große und edle Thaten nachahmt, gleicht dem Poeten, der, weil er ſich mit den Geſetzen der Dichtkunſt nicht bekannt gemacht hat, den **Homer** in Satiren und den **Horaz** oder **Juvenal** in Epopeen nachahmt. Er wird ſehr oft den wahren Schmuck mit einem ſchimmernden Flittergolde, und die Spielwerke eines Anagramma mit kühnen und erhabnen Gedanken verwechſeln. Verhält es ſich in dem Stücke mit der moraliſchen Nachahmung wohl anders, als mit der poetiſchen?

Laſſet uns alſo, wenn wir nachahmen wollen, gleich einem **Glover** oder **Pope** in ihren Gedichten, nur die ſchöne Natur zum Ziele unſrer Nacheifrung wählen. Laſſet uns, wenn wir eine große Handlung bewundern, unterſuchen, ob wir nach unſern beſondern Umſtänden eine gleiche oder eine noch ſtärkere Verbindlichkeit dazu empfinden, oder ob wir nicht verpflichtet ſind, weil wir entweder noch richtigere Einſichten, oder noch ſtärkere Anreizungen haben, ſie zu übertreffen. Laſſet uns beobachten und erforſchen, wenn wir nicht in einem ganz gleichen Falle ſind, wie groß, wegen der Verſchiedenheit des Falles die Verſchiedenheit unſers Verhaltens ſeyn müſſe, und niemals laſſet uns mit einer bloß äußern Uebereinſtimmung unſrer Aufführung mit löblichen Beyſpielen zufrieden ſeyn, vornehmlich dann, wann bloß ihr Aeußerliches Ruhm verdient.

Philochreſt iſt von der Begierde entzündet, edle und große Beyſpiele, er mag ſie nun unter den Lebenden oder in der Geſellſchaft der Todten finden, nicht allein zu bewundern, ſondern ihnen auch nachzueifern. Sein Herz ſchwillt ihm vor Freude auf, wenn er irgendwo eine Tugend zu erblicken glaubt. Er iſt begierig, ihr nachzueilen. Gleichwohl hat er ſich ſtets ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er den Gegenſtand ſeiner Nacheifrung erſt recht kennen will, um nicht zu fehlen. Er prüft die Handlung, die ſich ihm unter dem Scheine der Tugend vorſtellt, und wägt ihren Werth vernünftig ab. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch vielleicht ihre Abſicht oder ihren Bewegungsgrund verdammen müßte, und entſchließt ſich, die That, die an ſich ſelbſt betrachtet alle Hochachtung verdient, wenn ſich ihm die Gelegenheit dazu anbietet, zwar auch auszuüben, ſie aber durch die edelſten Bewegungsgründe und Abſichten noch mehr zu erhöhen. Weil er überzeugt iſt, daß kein Menſch alle Tugenden beſitzt: ſo hat er auch keinen Held, den er einzig und allein in allen ſeinen guten und fehlerhaften Handlungen ähnlich werden möchte. Er iſt ein **Zeuxis**, welcher, da er eine vollkommne Schönheit malen will, ſich nicht einbildet, in einem Körper alle Reizungen beyſammen zu finden, ſondern die vortreflichſten Züge einzelner Schönen ſammlet, und daraus ſeine vollkommne Schönheit bildet. Wie viel verliert nicht das menſchliche Geſchlecht, daß **Philochreſt** nur eine Idee, und nicht viel wirklicher als der Weiſe des Stoikers iſt! Sein Beyſpiel würde die Stelle aller Regeln der moraliſchen Nachahmung vertreten.

XII. Von

XII.

Von der
argwöhniſchen Furcht.

Von der
argwöhniſchen Furcht.

Unter den mannichfaltigen Wohlthaten, welche die menſchliche Natur ihrem gütigen Urheber zu danken hat, iſt die Furcht, dieſe vorläufige, oder wenn ich mich ſo ſtark ausdrücken darf, dieſe weiſſagende Empfindung herrannahender Uebel, nicht eine von den geringſten. Da wir gröſtentheils durch unſere eigene Schuld unzähligen Gefahren ausgeſetzt ſind, ſo würden wir uns unaufgehalten hineinſtürzen, wenn wir nicht ſo oft von ihr errinnert würden, an dem Rande unſres Unglückes noch ſtille zu ſtehen, und zurückzueilen, wenn wir die Augen geöffnet und den Abgrund erblickt haben. Wie unterdeſſen die Hoffnung, wenn ſie nicht gehörig regiert wird und vernünftig iſt, einen Menſchen zum Thoren machen kann: ſo kömmt auch aller Nutzen, den man von der Furcht zu erwarten hat, auf ihre richtige Beſtimmung an. Damit ſich der Menſch nicht vor allem fürchte, was zukünftig iſt, und ſich nicht oft ſelbſt vor ſeinem Glücke entſetze, das ihn aufheitern und durch Hoffnung und Zuverſicht freudig machen ſollte: ſo muß er ſeine Furcht vernünftig zu machen ſuchen, und wahre Uebel ſorgfältig von eingebildeten und ſcheinbaren Uebeln unterſcheiden lernen. Alsdann wird ſie Behutſamkeit und Vorſicht, und erhöht nicht allein ſeine Glückſeligkeit, ſondern gereicht ihm auch zur Ehre, da hingegen ein

Menſch nicht genug zu beklagen iſt, welcher ihr eine tyranniſche Herrſchaft über ſein Gemüth verſtattet, und in einem ſolchen ſclaviſchen Zuſtande nicht einmal zu dem Gefühle gegenwärtiger Freuden fähig iſt. Doch ſie macht ihn nicht allein unglücklich, verſchließt ihm nicht allein den Weg zu vielen Verdienſten, die man nicht ohne eine gewiſſe weiſe Freudigkeit und Kühnheit erlangen kann, ſondern macht ihn oft noch laſterhafter, als elend. Der Argwohn, dieſe Furcht, daß man überall von Feinden, von Betrügern, von Laſterhaften umgeben ſey, iſt zuweilen ein Unglück, noch öfter ein Laſter, allezeit aber ein Beweis, wie ſchädlich eine Furcht ſey, die nicht durch Vernunft und Weisheit in ihre gehörige Grenzen eingeſchloſſen wird.

Man findet wenig Argwöhniſche, welche Mitleiden und Nachſicht verdienen, und die allermeiſten ſind entweder lächerlich, oder werth, dem gerechten Abſcheue des menſchlichen Geſchlechtes Preis gegeben zu werden. Eine gewiſſe Art des Mistrauens iſt nicht ſowohl ein verirrter oder ausgearteter moraliſcher Trieb der Seele, als vielmehr eine Krankheit des Leibes, deren Cur den Aerzten überlaſſen werden muß. Ihre Quelle iſt in der Milzſucht, in dem dicken Blute, und in der Schwäche des Nervengebäudes zu ſuchen. Die Erfahrung lehrt, daß viele Menſchen, wenn ſie ein hohes Alter erreicht haben, mistrauiſch und argwöhniſch gegen andere zu ſeyn anfangen, da ſie doch dieſer Unvollkommenheit in denen Jahren, wo ihr Körper mit ſeinen Sinnen ſtärker war, nicht beſchuldigt werden konnten. Alsdann hat dieſelbe aller Wahrſcheinlichkeit nach ihren Grund in der Zerrüttung ihrer Leibeskräfte. Der Sittenlehrer hat ſolchen Argwöhniſchen wenig Geſetze vorzuſchreiben. Weil man aber nicht allezeit ſiech iſt, und eine jede lang anhaltende Krankheit dem Menſchen immer einige erträgliche Stunden läßt: ſo kann ein Moraliſt von dergleichen Kranken mit Recht verlangen, daß ſie zum wenigſten in ihren geſündern Stunden mehr Vertrauen gegen ihre Nebenmenſchen zeigen, und ſich entſchließen ſollen, weil doch nicht alle Welt verbunden iſt, mit ihnen krank zu ſeyn, ſich unter ihrem Paroxyſmus der menſchlichen Geſellſchaft lieber zu entziehen, als ſie mit ihrem Verdachte zu quälen.

Aber wie ſehr ſind diejenigen zu beklagen, welche bey dem beſten Herzen, und bey einer Gemüthsart, die von Natur nicht mistrauiſch iſt, ungeachtet ſie bey ihrem Eintritte in die Welt alle Pflichten der Menſchenliebe, der Leutſeeligkeit und Gefälligkeit gegen andre zu erfüllen ſuchten, dennoch immer das Unglück gehabt haben, ſo wenig Gegengefälligkeit unter den Menſchen anzutreffen, und ſo oft in die grauſamen Hände der Laſterhaften zu fallen, daß ſie endlich an der Tugend und Rechtſchaffenheit ihrer meiſten Mitbürger zu zweifeln, und die Hoffnung, Menſchen von edlern Charakteren anzutreffen, ganz aufzugeben, recht genöthigt worden ſind! Es iſt wahr, daß man niemals, man mag ſo oft hintergangen worden ſeyn, als man will, ein gegründetes Recht erhält, die Beleidigungen, die man von einzelnen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft erduldet hat, als Beleidigungen zu betrachten, die uns von der ganzen Welt zugefügt werden. Allein, da doch wirklich der größte Theil der Welt aus Betrug und Bosheit zuſammengeſetzt iſt: ſo iſt die Schwachheit, welcher auch der Tugendhafteſte unterwürfig werden kann, ſehr natürlich, daß man allezeit betrogen zu werden befürchtet, wenn man oft betrogen worden iſt. Dergleichen Argwöhniſche müſſen entſchuldigt werden, daß ſie die Fehler ihrer Mitbürger für Bosheiten halten; denn die Laſterhaften haben ſchon lange die Kunſt erfinden wollen, ihre größten Bosheiten in kleine nichtsbedeutende Verſehen und Verirrungen der menſchlichen Natur zu verwandeln. Auch verdienen ſolche Unglückliche Nachſicht und Vergebung, wenn ſie nicht allein gleichgültige Handlungen andrer für Fehler anſehen, ſondern auch in ihre gründlichſten Tugenden ein Mistrauen ſetzen, weil ſie aus einer traurigen Erfahrung wiſſen, daß gemeiniglich der größte Böſewicht derjenige iſt, welcher allen Schein des edelſten Charakters anzunehmen weiß. Sie verdienen Mitleiden und keine Vorwürfe. Denn wenn ſie wirklich edel und erhaben zu denken gewohnt ſind: ſo werden ſie in ihrer finſterſten Melancholie bloß ſo zurückhaltend ſeyn, als wenn ſie von allen befürchteten, daß ſie laſterhaft und Betrüger ſeyn könnten; niemals aber werden ſie vergeſſen, dem menſchlichen Geſchlechte, dem ſie ſo wenig Gutes zutrauen, Wohlthaten zu erzeigen. Sie werden allein unglücklich ſeyn, und niemanden neben ſich unglücklich machen wollen, ſo unfähig ſie auch ſeyn mögen, ihren Nebenmenſchen die kleinern Freuden des Lebens zu verſchaffen, die man von ihnen gewiß erhalten könnte, wenn ſie das Laſter nicht zu furchtſam, zu ſcheu und zu ungeſellig gemacht hätte. Aber alsdann werden ſie aufhören, bloß unſers Mitleidens werth zu ſeyn, wenn ſie ſich wegen ihres Unglückes durch einen allgemeinen Menſchenhaß ſchadlos zu halten ſuchen, und ſo eitel werden, als ſie mistrauiſch und argwöhniſch ſind.

Ein Argwöhniſcher von der Art, welche mit Vorwürfen verſchont werden muß, iſt ſelten fähig, ſelbſt mit dem, an deſſen Tugend er ſchon nicht mehr zweifelt, eine vertrauliche Freundſchaft aufzurichten. Der allergeringſte Schein eines Fehlers macht ſeine Seele wider ihn aufrühriſch, und kann das ſchwache Gebäude der Zuverſicht, die er etwa gefaßt hat, in einem Augenblicke wieder niederreißen. Eine Wunde, die allein Jahre braucht, wenn ſie nur verharſchen ſoll, wie leicht kann dieſe wieder gereizt und erhitzt werden! Aber gelingt es endlich einem Rechtſchaffnen durch lange Geduld und Ueberwindung ſeiner Eigenliebe, welche ſich ſonſt der Ungeduld leicht überläßt, wenn ſie nicht ſehr bald erhört wird; gelingt es ihm durch einen ununterbrochnen Eifer der Zärtlichkeit, den nichts müde macht, das ganze Vertrauen eines ſolchen Argwöhniſchen zu verdienen: wie glücklich muß er nicht durch ein Herz werden, das ſich hinter ſo vielen Außenwerken vor Feinden und Freunden verſchanzt hielt! Ein edelgeſinnter Freund, der zwar die Welt für das hält, was ſie iſt, niemals aber viele und traurige Erfahrungen ſelbſt davon erhalten hat, kann einer in einem recht hohen Grade feurigen Freundſchaft nicht ſo fähig ſeyn, als er, und ſich ſeinem Freunde nicht mit einem ſo vollen Herzen überlaſſen, als er. Denn er kennt die Würde und Schätzbarkeit der Freundſchaft bloß entweder aus den angenehmen Empfindungen, die ſie in ihm hervorbringt, oder aus andern eben ſo würdigen Wohlthaten, die er ihr zu danken hat. Der Argwöhniſche hingegen, der es nicht ſeyn würde, wenn ſeine Rechtſchaffenheit nicht ſo viel von Laſterhaften gelitten hätte, die ſich bald in ſeine Freunde, bald in Wohlthäter gegen ihn verſtellten, ſchätzt das Glück der Freundſchaft auch nach den bittern und ſchrecklichen Eindrücken, die man fühlt, wenn man lange Verfolgung, Verrätherey und Haß erduldet hat. Jedoch Argwöhniſche von dieſer Art ſind nicht darum hauptſächlich zu beklagen, weil die Zahl der Rechtſchaffnen klein iſt, ſondern weil, die Welt mag ſo ſchlimm beſchaffen ſeyn, als ſie will, wenige von ihnen in die traurigen Umſtände gerathen, daß ſie überall gehaßt und verachtet werden ſollten.

Zuweilen geſchieht es, daß ein Menſch, der ſeinen Werth zwar fühlt, dabey aber nicht die nöthige Kühnheit beſitzt, ihn kennbar zu machen, argwöhniſch gegen andere Menſchen wird, und ſich die kränkende Vorſtellung macht, daß ſie Verdienſte nicht zu ſchätzen und hervorzuziehen wiſſen. Sein Argwohn iſt freylich nicht ganz ungegründet; allein ein Theil der Furcht kann auch auf ihn fallen. Es giebt blöde Verdienſte; die Welt ſchätzt ſie, wenn ſie jemand aus ihrer Dunkelheit hervorruft; meiſtentheils aber iſt ſie gegen Tugendhafte unempfindlich, welche ſich nicht auf eine Art, die ihnen anſtändig iſt, zu zeigen wiſſen. Dergleichen Argwöhniſche

niſche ſollten die Blödigkeit und Sittſamkeit von einander unterſcheiden lernen. Sie könnten geſchäfftiger, dreiſter und unerſchrockner ſeyn, als ſie ſind, ohne ſich einer eiteln Pralerey dadurch ſchuldig zu machen. Unterdeſſen verdienen auch ſie, nicht allein Vergebung zu erhalten, ſondern auch aufgemuntert zu werden. Dergleichen furchtſame Gemüther fallen leicht, wenn ſie von ihrem Argwohne gegen ihre Nebenmenſchen zurückkommen, auf ein ungerechtes Mistrauen gegen ſich ſelbſt, ziehen ihre Kräfte in Zweifel, werden verdroſſen, und hören nach und nach auf, Verdienſte zu beſitzen.

Wenn **Lucians Timon** ſeinen **Jupiter** läſtert, und allen Menſchen Tugend und Rechtſchaffenheit abſpricht; wenn er ſich vornimmt, mistrauiſch und argwöhniſch gegen alle Welt zu werden, alle für Feinde und Betrüger zu halten, den Tag als unglücklich anzuſehen, wo er einen Menſchen nur erblicken wird, und ſo gar die Worte, Freund, Gaſt, Vertrauter, Mitleiden und Barmherzigkeit, für ein nichtiges Geſchwätze zu achten: ſo entſpringt zwar ſeine argwöhniſche Furcht aus ſeinem Unglücke, und er ſcheint deswegen einiges Mitleides werth zu ſeyn. Allein ſein Unglück entſprang aus ſeinem Unverſtande. Seine Einfalt in der Wahl ſeiner Freunde ſtürzte ihn. Er ſah nicht, daß er ſeine Wohlthaten an hungrige Raben und Wölfe verſchwendete. Er hielt die geizigen Geyer, welche die Leber dieſes Prometheus zerfraßen, für ſeine beſten Freunde, und weil er ohne Ueberlegung alle diejenigen für rechtſchaffen und für ſeine Freunde angeſehen hatte, welche ſich gegen ihn dafür ausgegeben, ſo ward er auch ohne Ueberlegung, und ohne ſich ſeiner Blödſinnigkeit und Uebereilung zu ſchämen, mistrauiſch: Wie diejenigen, die in einem hohen Grade abergläubiſch ſind, wenn ihr Herz nicht richtig iſt, leicht auf den Unglauben verfallen: ſo geht es auch mit den Leichtgläubigen in der Geſellſchaft. Weil ſie den Menſchen zu viel Güte zutrauten: ſo muthmaßen ſie wieder zu viel Bosheit bey ihnen, wenn ſie durch unangenehme Erfahrungen aus ihrem Irrthume gebracht werden. Eine ſolche argwöhniſche Furcht verdient zum mindſten getadelt zu werden, wenn auch der Abſcheu noch eine allzuharte Strafe für ſie iſt.

Aber wie lächerlich iſt nicht **Creons** Argwohn gegen die Menſchen! Er hat ſie alle im Verdachte, daß ſie ſeine Ehre zu ſchmälern ſuchen. Die Eitelkeit iſt ſeine herrſchende Leidenſchaft, und er iſt ſtolz, ohne vorzügliche Verdienſte zu beſitzen. Er fühlt ſeine eigne Unwürdigkeit allzuſehr, als daß er ſich nicht vor dem Urtheile der Welt fürchten ſollte. Er fürchtet ſich nicht ohne Grund; denn weil er weiter nichts als eitel und nicht einmal auf eine ſonderbare Art boshaft iſt, ſo wird er unter einem großen Haufen alltäglicher Leute vergeſſen. Gleichwohl will er wichtig ſeyn, und hat doch weder Luſt noch Kraft, es durch wahre Vorzüge zu werden. Er erdichtet ſich alſo an allen Menſchen Feinde eines Ruhms, den er nicht beſitzt. Er zeigt überall eine mistrauiſche Mine, in der Meynung, die Welt zu bereden, daß er Eigenſchaften und Tugenden beſitze, welche die Welt zu beneiden oder zu verfolgen pflegt. Befindet er ſich in einer Geſellſchaft, und dieſe giebt nicht zu erkennen, daß ſie mehr auf ihn, als auf andre merke: ſo nennt er das Verachtung. Sieht er einige vertraut mit einander ſprechen: ſo bildet er ſich ein, daß ſie ihn entweder verleumden, oder geheimnißvolle und feindſeelige Anſchläge wider ihn faſſen. Er wird ſich auch über die Bosheit der Welt beklagen, damit man glauben ſoll, daß ſie beſonders gegen ihn ſo viel Bosheit ausübe. Und niemand denkt daran, ihn zu beleidigen. Er entgeht ſo vielen Netzen, die ihm niemand legt, widerlegt ſo viele falſche Nachreden von ihm, die ihn nur in ſeiner Einbildung verkleinern, zerſtört ſo viele Anſchläge von Feinden, die er nicht hat, daß er nicht begreifen kann, wie ſich doch alle Welt wider ihn verſchworen haben kann. Da andre ihr mistrauiſches Weſen elend und unglücklich macht: ſo iſt ſeine argwöhniſche Furcht eine Nahrung ſeiner thörichten Zufriedenheit. Man ſollte ihn ſo demüthig machen, als er ſeyn müßte, ſo würde er den Augenblick aufhören, mistrauiſch zu ſeyn. Er verdient ſeines Argwohnes wegen nicht beklagt zu werden; denn er befindet ſich ſehr wohl dabey; man würde ihm allzu hart begegnen, wenn man ihn verabſcheute; denn ſeine argwöhniſche Furcht wird der allgemeinen Glückſeeligkeit eben nicht ſehr und nicht mit dem Vorſatze, ihr zu ſchaden, nachtheilig; er verdient bloß belacht zu werden, weil er ein irrender Ritter iſt, der Windmühlen für Rieſen anſieht.

So ſehen die Erträglichſten unter den Argwöhniſchen aus. Die meiſte Zeit iſt eine argwöhniſche Furcht ein übles Anzeichen von dem moraliſchen Charakter eines Menſchen. Wenn einer alle Menſchen im Verdacht hat, als wenn ſie in ein Bündniß wider ihn getreten wären, und alle ihre Liſt verſuchen wollten, ihn zu verderben: ſo kann man ſehr oft, ohne zu fehlen, dieſe Furcht als einen Beweis ſeiner innerlichen Ueberzeugung anſehen, daß er die Verſchwörung der Welt wider ſich verdient habe. Ein **Dionyſius von Syracuſa** hatte nicht ohne eine Urſache, die ihm zur Schande gereicht, den Argwohn, daß ihm alle ſeine Unterthanen nach dem Leben trachteten. Denn er war ihr Tyrann, und er fühlte, daß ſeine unmenſchliche Grauſamkeit keiner beſſern Schickſale werth wäre. **Herodes**, der mehr ſeiner Gewaltthätigkeiten, als ſeiner wichtigen Thaten wegen der Große heißt, verlangt vor ſeinem Tode, daß man die vornehmſten von ſeinen Unterthanen verſammeln, und ſie, ſo bald er geſtorben ſeyn würde, umbringen ſollte. Denn er hatte den Argwohn gegen ſie, daß ſie ſeinen Tod nicht betrauern würden. Und auf dieſen Argwohn würde er nicht gefallen ſeyn, wenn er nicht der Henker ſeines Volkes geweſen wäre.

Gemeiniglich behaupten die unehrlichſten Betrüger ſowohl mit den ſtärkſten Gründen, als auch mit der feurigſten Begierde, recht zu haben, daß es wenig Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit in der Welt gebe. Theils kennen ſie die Welt am beſten; die Laſterhaften lernen einander eher und geſchwinder kennen, als die Tugendhaften; theils ſchließen ſie von ſich ſelbſt auf andre; theils aber wollen ſie ihre Geſellſchaft vergröſſert ſehen, damit ſie ſich um ſo viel weniger abſcheulich vorkommen mögen, je mehr ſie Gefährten auf dem Wege der Bosheit und des Betruges ſehen. Denn alsdann bereden ſie ſich gern, daß ſie tugendhaft und ehrlich geweſen ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht mitten in einem Haufen von Schelmen befunden hätten. Verdienen ſolche Argwöhniſche nicht den ganzen Abſcheu dererjenigen, welche noch einige Liebe gegen die Rechtſchaffenheit, den höchſten Schmuck der menſchlichen Natur, empfinden?

Warum quält **Cincius** das liebenswürdigſte Weib mit ſeiner ungerechten Eiferſucht? Sie lebt ſo eingezogen; ſie iſt ſo ſehr wegen ihrer Sittſamkeit berühmt; ſie hat ihm ſchon zwanzig Jahre hinter einander die unverwerflichſten Beweiſe ihrer Treue, ihrer Geduld bey ſeinen Verfolgungen, und ſelbſt einer pflichtmäßigen Liebe gegeben. Warum bewacht er alle ihre Schritte, wie ein Argus? Er läßt ſie in keine Geſellſchaften, und wenn ſie darinnen ſeyn muß, ſo iſt ihm ein jeder Blick von ihr verdächtig, und ſie weiß vor Furcht, ihn in ſeinem Argwohne zu beſtärken, nicht, wo ſie ihre Augen laſſen ſoll. Aus einem gleichgültigen Complimente, das ihr gemacht wird, ſchließt er ein Liebesverſtändniß. Warum kann ihn die Tugend ſelbſt nicht überführen, daß man ſich auf ſie verlaſſen könne? Iſt vielleicht ſeine Liebe gegen ſie ſo ausſchweifend? Eine ſolche Aufführung kann nicht einmal eine wütende Liebe ſeyn. Denn er iſt allezeit kaltſinnig gegen ſie, und verachtet ſie am meiſten, wenn er ihrentwegen am ſicherſten zu ſeyn glaubt. Warum iſt **Cincius** ein ſo argwöhniſcher Ehemann, oder vielmehr ein **Dionyſius** ſeines Weibes? Er erinnert ſich ſeiner ſchändlichen Jugendthaten, und der verbrecheriſchen Freude, die er vordem empfand, wenn er eine Familie verunehren und eine Frau ihrem Manne ungetreu machen konnte. Itzt befürchtet er, daß es einen ihm ähnlichen Böſewicht geben möchte, der ihn nach dem Rechte der Wiedervergeltung für ſeine jugendlichen Verbrechen ſtrafen könnte.

Man erkennt ohne Mühe den ſchädlichen Einfluß, den eine jede argwöhniſche Furcht in die Glückſeeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft hat. Sind die Argwöhniſchen ſelbſt Boshafte und Betrüger, welche überall ihres Gleichen zu ſehen befürchten: ſo kann man leicht denken, daß ſie ihrem Argwohne gemäß handeln werden. Je weiter nun ein Argwöhniſcher vermöge ſeiner Geburt, ſeines Standes und ſeines Anſehen in die Welt eingreift: deſto mehr Schaden und Verwüſtung wird er über ſie ausbreiten. Doch eine argwöhniſche Furcht mag, mit den ſchlimmern Arten derſelben verglichen, ſo unſchuldig ſeyn, als ſie will: ſo wird ſie den, der an dieſer Krankheit niederliegt, zum allerwenigſten ungeſellig machen. Wer ſoll ſich einen Menſchen nahen, der ſein Mistrauen zu einem Bollwerke macht, daß einem jeden den Zugang verwehrt? Er wird gewiß eine mehr als heroiſche Ueberwindung ſeiner ſelbſt nöthig haben, wenn ſeine Fähigkeiten, mit welchen er dem menſchlichen Geſchlechte die erſprießlichſten Dienſte hätte leiſten können, nicht für die Welt vergrabne Schätze bleiben ſollen.

* * *

XIII.

Von der Feigherzigkeit der Rachgierigen und Unverſöhnlichen.

Von der

Feigherzigkeit

der

Rachgierigen und Unverſöhnlichen.

So gewiß ausſchweifende Leidenſchaften die größte Schande des Menſchen ſind, der ſeine Ehre in der Herrſchaft der Vernunft über ſich ſelbſt ſuchen ſollte: ſo ſinnreich iſt er doch, ihnen den Anſtrich der Tugend zu geben, weil er ſich vor der Arbeit, ſie zu überwältigen, ſcheut. Was verräth eine kriechende und ſclaviſche Seele mehr, als ein unbiegſamer Zorn, und eine ſo ausgelaſſene Begierde, eingebildete oder auch wahre Beleidigungen zu rächen, welche ſo weit geht, daß ſie nicht einmal durch die Beſſerung und Reue der Beleidiger überwunden werden kann? Gleichwohl ſcheint es aus dem Vergnügen, mit welchem ſich die Menſchen der Rachbegierde überlaſſen, geſetzt daß auch ihr eigner Untergang die Folge derſelben ſeyn ſollte, als wenn ſich unſer ganzes Geſchlecht gemeinſchaftlich verabredet hätte, dieſe Unverſöhnlichkeit für Tapferkeit und Standhaftigkeit, die Geduld aber, die Sanftmuth, und eine großmüthige Nachſicht gegen Beleidiger für Feigheit und Niederträchtigkeit zu halten. Ein muthwilliger Irrthum, der deſto ſchädlichere Folgen hat, je gemeiner und ausgebreiteter er iſt!

Man muß einräumen, daß nicht ein jedes Bezeigen, welches den Schein der Sanftmuth und der Geduld hat, ein zuverläßiges Merkmaal einer männlichen und ſtandhaften Seele abgebe. Gleichgültig und empfindlich bey allen Beleidigungen ſeiner Feinde bleiben, ſich unter alle Gewaltthätigkeiten beugen, mit welchen uns unverſchämte und tyranniſche Menſchen angreifen, und denen, die ſich das grauſame Vergnügen machen, uns unglücklich zu ſehen, niemals durch einen muthigen Widerſtand zeigen, daß, ohne ſtolz und eitel zu ſeyn, man den Werth ſeiner ſelbſt und ſeiner Wohlfahrt zu ſchätzen wiſſe, das beweiſt unſtreitig nicht allein den Mangel des zu einer edlen Gegenwehr nöthigen Verſtandes, ſondern auch eine mehr als unmännliche, eine kriechende und niederträchtige Weichlichkeit des Willens, und beſchimpft den Menſchen ſo ſehr, als das Unvermögen, ſich in ſeinen ungeſtümern Leidenſchaften zu mäßigen. Da der Zorn, als ein Naturtrieb betrachtet, der in der urſprünglichen Einrichtung des Menſchen ſeinen Grund hat, ihm in der Abſicht eingepflanzt iſt, daß ihm die Sorge für ſeine Selbſterhaltung leichter ſeyn ſoll: ſo muß nothwendig ein Menſch, der gar nicht zürnen, oder, welches der Folgen wegen einerley damit iſt, niemals ſeine Empfindlichkeit äußern kann, eben ſo wenig taugen, als einer, der ſeinem Zorne keine Grenzen ſetzt. Ein ſtillſtehender fauler Sumpf, der die Luft mit unreinen und ungeſunden Dünſten anfüllt, iſt nicht weniger verderblich, als ein reißender Regenbach, der die Arbeit und die Hoffnung des Landmanns zernichtet.

Man muß alſo Geduld und Sanftmuth von Kleinmüthigkeit und niedriger Furcht unterſcheiden. Dieſes aber kann nicht geſchehen, ohne anzunehmen, daß ein ſanftmüthiger und verſöhnlicher Charakter Muth und Unerſchrockenheit vorausſetze. Wer weiß nicht, wie ungeſtüm die Leidenſchaft des Zorns iſt; wie ſchnell ſie ſich der ganzen Seele zu bemächtigen pflegt; wie geſchwind ſie alle Gelaſſenheit und ruhige Ueberlegung aus einem aufgewiegelten Gemüthe verweiſt? In dem Aufſtande, den ein wirkliches oder eingebildetes Unrecht in der Seele erregt, vergröſſern ſich die unwichtigſten Gefahren; oft fodert ein gleichgültiger oder verächtlicher Blick die ganze Stärke des Geiſtes zur ſchnellen Gegenwehr auf, und ſuchet Weisheit und Vernunft zu übertäuben. Eine Beleidigung, die vielmals auf der Seite unſers eingebildeten Feindes unvorſetzlich iſt, oder, wo ſie auch vorſetzlich iſt, keinen ſonderlichen Einfluß in unſre wahre Glückſeeligkeit haben kann, ſcheint dem in Unordnung gebrachten Verſtande auf den Umſturz unſrer ganzen Wohlfarth loszuarbeiten. In einem ſolchen Aufruhre ruhig zu bleiben wiſſen; die Gröſſe oder die Verächtlichkeit der Gefahren, worinnen ſich unſre Ehre und Wohlfahrt befindet, in einer vernünftigen Stille erwägen, und, da man ſich gemeiniglich im Zorne beredet, daß man die ſchädlichen Folgen erlittener Beleidigungen nicht anders, als durch Gegenbeleidigungen zernichten könne, ſich von dem Gegentheile überreden und glauben, daß man ihnen ſichrer oder rühmlicher durch Nachſicht, Gelaſſenheit und Großmuth begegnen werde: wie viel Muth wird dazu erfodert? Und wie unerſchrocken muß der Großmüthige ſeyn, der zu eben der Zeit, da er die Beleidigungen ſeiner Feinde überſicht, und verzeihen kann, die Vorurtheile des Pöbels verachtet, welcher allezeit bereit iſt, den für feigherzig zu erklären, der ſich das Vergnügen der Rache verſagt! Wie unerſchrocken muß der ſeyn, den das geheime Zeugniß ſeines Herzens von ſeiner Unerſchrockenheit wider alle ungerechte Urtheile beruhigen kann! Erwägt man überdieß, daß, obgleich die Beſſerung des Feindes die Belohnung der Geduld und Verſöhnlichkeit ſeyn ſollte, ihn dennoch Beweiſe der Sanftmuth und Menſchenliebe nicht allezeit entwaffnen können, weil er eine ſolche Aufführung entweder für Kleinmuth und Furcht, oder für Verachtung anſehen kann; daß ſich der Großmüthige auf dieſen Fall gefaßt halten, und noch größre Gefahren nicht allein vorherſehen, ſondern auch Mittel wiſſen muß, ſich davor zu bewahren, ohne den Ruhm der Sanftmuth aufzuopfern: ſo wird man nicht zweifeln dürfen, daß der Verſöhnliche mehr Muth, eine größre Stärke und Unerſchrockenheit der Seele beſitzen müſſe, als der Rachgierige.

Kenner der wahren Ehre haben niemals von großen Feldherren verlangt, daß ſie ſich wie gemeine Soldaten ſchlagen ſollten. Als Scipio Neucarthago in Spanien mit Sturm erobern wollte, und nach ausgetheilten Sturmleitern ſein ganzes Heer anrücken ließ: ſo ließ er ſich von den Schilden der jüngſten und ſtärkſten Soldaten aus der römiſchen Armee bedecken. Er wußte, daß eben nicht alle wahre Tapferkeit einen feindlichen Kopf aus dem Treffen zurückbringen müßte. Seine Vorſicht fand indeſſen keinen durchgängigen Beyfall, und viele unterſtanden ſich, dieſelbe für Zaghaſtigkeit zu erklären. Doch er verachtete ſolche Urtheile zu ſehr, als daß er ernſthaft darauf hätte antworten ſollen. **Meine Mutter**, ſagte er einmal darüber, mit einem Tone, als wenn er nie einen Degen in der Hand gehabt hätte, **gebahr mich, daß ich befehlen, nicht aber, daß ich mich ſchlagen ſollte.** Der Großmüthige hat das Recht auf eine ähnliche Art zu antworten, wenn man ſeiner Verſöhnlichkeit wegen an ſeinem Muthe zweifeln will. Die berühmteſten Helden haben die Zweykämpfe ausgeſchlagen, zu denen ſie von erbitterten und verzweifelnden Feinden aufgefodert wurden. Sie haben ihnen, ohne zu befürchten, daß ihre Welt oder die Nachwelt an ihrem Muthe zweifeln würde, antworten laſſen, daß, wenn ſie ja ihres Lebens ſo überdrüßig wären, ſie tauſend Wege finden würden, deſſelben los zu werden, und ſich allenfalls nur aufhängen dürften. So antworteten ſie, weil ſie, ihren Muth außer allen Verdacht zu ſetzen, entweder ſchon alles gethan hatten, was ſie deswegen thun mußten, oder Mittel wußten, durch welche die Ehre ihrer Unerſchrockenheit ſichrer und rühmlicher erwieſen werden konnte, als durch den Zweykampf, deſſen glücklicher Ausgang ſo ſehr vom Zufalle abhängt. Der Großmüthige verzeiht, und duldet, ſo lange ſolches ohne den völligen Verluſt ſeiner eignen oder allgemeinen Wohlfahrt geſchehen kann, die Beleidigungen ſeiner Feinde, weil er das Geheimniß weiß, glücklich zu bleiben, und doch ſeine Widerſacher nicht unglücklich zu machen.

Der Nachgierige und Unverſöhnliche ſchändet nicht allein durch die kindiſchen Begriffe, die er von der Ehre und Glückſeeligkeit hat, die Würde der

Menſchheit, ſondern es muß auch ſeine Seele allezeit von einer feigherzigen Furcht gemartert werden, ſie mag nun einen innerlichen Abſcheu gegen alle Verſöhnung erzeugen, oder in eine thätliche Rache und Verzweiflung ausarten. Denn wenn ihn nicht die Gefahr, worein ſeine eingebildete Ehre und Glückſeligkeit durch die Beleidigungen ſeiner Feinde gebracht zu werden ſcheint, kleinmüthig machte; wenn er Muth genug beſäße, zu glauben, daß er auch ohne ihr Unglück glücklich ſeyn könnte, und wenn er nicht in ihrem Untergange ganz allein ſeine Sicherheit zu finden hoffte, welches allezeit die einzige Hoffnung der Feigherzigen geweſen iſt: würde er ein ſo heftiges Verlangen nach Rache äußern, nach dem Unglücke ſeiner Beleidiger ſo begierig ſeyn können, da es ſo menſchlich iſt, ſich über den Wohlſtand ſeiner Mitgeſchöpfe zu freuen? Und wie wenig muß ſich der Menſch zutrauen, deſſen Rachbegierde ſo weit geht, daß ſie nicht einmal durch eine angeborne Verſöhnung zu beſänftigen iſt! Wie viel muß er befürchten! Gewiß der erſte Schritt zur Wuth iſt die Zaghaftigkeit.

Wenn man dieſes erwägt, ſo wird man nicht zweifeln, ob der Aufſeher Recht habe, wenn er ſpricht: **Ein Feiger hat oft gefochten; ein Feiger hat oft geſiegt; ein Feiger aber hat niemals verziehen.**

* * *

XIV.

Von den Pflichten gegen die Vorfahren.

Von den
Pflichten gegen die Vorfahren.

Die Sittenlehrer, welche das ſo rühmliche Amt, das menſchliche Geſchlecht in den Pflichten der Geſelligkeit und Menſchlichkeit zu unterrichten, übernehmen, werden ſich nie ſo verdient um daſſelbe machen, als es ihre Schuldigkeit iſt, wenn ſie den Menſchen auſſer der Nothwendigkeit und wahren Beſchaffenheit der geſellſchaftlichen Pflichten, nicht auch ihre Weitläuftigkeit und Gröſſe zeigen. Eine Tugend kann wahr und gründlich ſeyn; aber ſie wird niemals groß genannt zu werden verdienen, wenn ſie nicht ausgebreitet, ſondern eingeſchränkter iſt, als ſie ſeyn ſollte. Was für edle Tugenden ſind nicht die Nachahmung löblicher Beyſpiele, die Dankbarkeit gegen diejenigen, welche ſich die Erweiterung und Erhöhung der allgemeinen Glückſeligkeit angelegen ſeyn laſſen; die Bewunderung fremder Verdienſte; die Hochachtung und der pflichtmäßige Gebrauch derſelben; die Aufmerkſamkeit auf andre; die Liebe zum Vaterlande; die Fortſetzung gemeinnütziger Unternehmungen, die von andern nicht allein und völlig ausgeführt werden können, und die allgemeine Menſchenliebe! Aber werden ſie wohl erhaben und groß genug ſeyn, wenn ſich die zu dieſen verſchiedenen Tugenden unentbehrlichen Geſinnungen, und das Verhalten, das ihnen gemäß iſt, nur auf die Zeiten, in welchen wir leben, oder auf die Gegenden, in denen wir uns aufhalten, beziehen, und ſich nicht über das ganze menſchliche Geſchlecht, über die Vorwelt und Nachwelt ausbreiten! Zur Erfüllung aller geſellſchaftlichen Beſtimmung des Menſchen gehört offenbar mehr, und die Pflichten gegen die Menſchen unſrer Zeiten und Gegenden machen nur einen kleinen und nicht einmal den wichtigſten Theil derſelben aus, wenn man erwägt, daß der Menſch nicht allein mit ſeinen Zeitgenoſſen und den Einwohnern ſeines Landes verknüpft ſey, ſondern auch mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, in ſo fern es ſich durch alle Zeiten erſtreckt, mit allen ſeinen Vorfahren nicht weniger, als mit ſeinen Nachkommen, in Verbindungen ſtehe, welche eben ſo wichtig und unauflöslich, als den meiſten unbekannt ſind. Sollten ſich auf dieſe Verbindungen nicht wichtige Obliegenheiten gründen? Sind aber gewiſſe Pflichten darauf gegründet: So entſteht die Frage, was es für Schuldigkeiten ſind? Man wird von den gemeinen Sittenlehrern, welche nur betretne Wege gehen, und Auszüge aus Auszügen machen, die Beantwortung dieſer Frage vergeblich verlangen. Sind ſie weit gekommen, ſo haben ſie vielleicht erinnert, daß eine rechtſchafne Tugend auch in die Schickſale der Nachkommen einen wohlthätigen Einfluß haben müßte, und laſterhafte Handlungen um ſoviel ſorgfältiger zu vermeiden wären, je länger ihre Wirkungen, zum Schaden der Nachwelt, fortdauerten. Faſt niemals aber werden ſie der Tugenden gedenken, zu denen uns unſre Vorfahren verbinden, oder die Laſter ſchändlich abmahlen, welche wider die Vorwelt begangen werden können.

Gleichwohl giebt es Pflichten, deren Beobachtung wir unſern Vorfahren ſchuldig ſind, und ſie ſind weſentlich. Es iſt ſchändlich und eine offenbare Beleidigung der Geſelligkeit, wenn Menſchen ihre Zeitgenoſſen und Mitbürger keiner Aufmerkſamkeit würdigen, ſo wenig ſie der Aufmerkſamkeit der andern werth zu ſeyn ſuchen; gleich den Erdſchwämmen, die in dunklen Wäldern ungeſehn aufwachſen und unbemerkt verfaulen. Bey dem Anblicke großer Verdienſte unter ſeiner Nation und eines unermüdeten patriotiſchen Eifers, das Beſte ſeines Volks und ſeiner Zeiten zu befördern, ungerührt bleiben; Welch eine Armuth an edlen Empfindungen ſetzt eine ſolche Unerkenntlichkeit voraus! Gleich den Maſtthieren, welche ſich mit den Eicheln mäſten, ohne auf die Zweige, an denen ſie reiften, in die Höhe zu ſehen, den Nutzen genieſſen, den andre ſtiften, ohne an ſeine Stifter zu denken, oder ſie in ihren liebreichen Bemühungen zu unterſtützen und ihnen nachzueifern: Welch ein kriechender kleiner Eigennutz! Groſſe Männer ſeiner Zeit, die man nicht nachahmen will, beneiden, ihre Tugenden verdächtig machen, ſich mit Aufſuchung ihrer Flecken beſchäftigen: Welch eine niederträchtige Eiferſucht! Niemand wird läugnen, daß ſolche Laſter gegen ſeine Mitbürger Beleidigungen der Geſelligkeit ſind, welche den ganzen Abſcheu unſrer Seele verdienen, gleichwie die ihnen entgegen geſetzten Tugenden allen denen, die einiges Gefühle deſſen, was ſchön und gut iſt, haben, nie zuviel empfohlen und angeprieſen werden können. Warum empfinden aber die meiſten nicht ſo viel Abſcheu vor jenen, wenn ſie gegen längſt verſtorbne und weit von unſern Zeiten entfernte Menſchen begangen werden? Warum glauben ſie, oder bezeigen ſich ſo; als wenn ſies glaubten, daß die Gleichgültigkeit gegen das Gute der Vorwelt weniger ein Laſter ſey, als der Kaltſinn, oder gar die Verachtung des Guten unſrer Zeiten? Kömmt es nicht daher, daß die meiſten die Größe eines Laſters bloß nach der Nähe ſeines ſchädlichen Einflußes auf ſich beurtheilen und den Werth der Tugend nur nach dem Werthe ihres unmittelbaren Nutzens für ſie beſtimmen? Aber ſo urtheilet auch nur der Haufe.

Wie groß iſt nicht der Zuſammenhang unſrer Zeiten ſelbſt mit den entfernteſten Jahrhunderten und derer, die unmittelbar vor uns, mit uns, und nach uns geboren werden, mit unſern älteſten Vorfahren! Wer kann nur die Vortheile zählen, welche vormalige Menſchen ihren Nachkommen dadurch verſchaffen, daß ſie ihnen ſo viele Beyſpiele zur Beluſtigung, die aus dem Anſchauen einer jeden Vollkommenheit nothwendig entſpringt, zur Nachahmung, ohne welche noch niemand groß geworden iſt, und zur Aufmunterung, die auch die feurigſten Geiſter brauchen, hinterlaſſen haben! Wie ſehr muß der Wachsthum und Lauf der Klugheit und Tugend befördert werden, wenn man ſie in ihren höchſtmannichfaltigen Geſtalten und in den allerverſchiedenſten Umſtänden und Einkleidungen von Gebräuchen und Gewohnheiten kennen, das Weſentliche und Nothwendige von den Zufälligkeiten unterſcheiden und dieſe zu jenen gebrauchen und anwenden lernt. Was genießen wir wohl für Bequemlichkeiten, für Erleichterungen in allen Künſten, für Erfindungen und Früchte der Wiſſenſchaften und andre öffentliche und allgemeine Vortheile, welche wir nicht dem Fleiße und der Geſchäftigkeit der Vorfahren ganz oder zum Theile zu danken haben? Wer wird wohl einen Augenblick daran zweifeln, wenn bedacht wird, daß Begebenheiten kein Traum ſind, ſondern ſo zuſammen hängen, daß allezeit das Folgende in dem Vorhergegangenen gegründet ſey? Und wer weiß nicht, wie viele Verſuche zu misglücken pflegen, ehe etwas Gutes zu Stande gebracht wird? Wir würden aber tauſend heilſame Verfaſſungen und Einrichtungen der gemeinen Weſen entbehren, wenn unſre Vorfahren ſich vor dem Verdruße geſcheut hätten, welcher aus misrathnen Verſuchen und verunglückten Anſtalten zu entſtehen pflegt. Wie viel Gutes haben ſie unternommen, ob ſie gleich vorher ſahen, daß ſie ſelbſt die Früchte ihrer Unternehmungen nicht einſammeln und genießen könnten! Was würden wir nicht entbehren, wenn ſie ſich an die Menſchen hätten kehren wollen, welche die Datteln eſſen, ohne an die Greiſe zu denken, die die Bäume pflanzten? Sollten uns nun die unzählbaren Vortheile, die wir den Vorfahren zu verdanken haben, zu keinen Pflichten gegen ſie verbinden, und ſollte es gleichgültig ſeyn können, ob wir ſo oder anders gegen ſie geſinnt ſind? Oder halten wir es für einerley, wie ſich unſre Nachkommen gegen uns verhalten? Man wird ſich nicht einen Augenblick bedenken, wie man auf ſolche Fragen

gen antworten müſſe. Es iſt freylich wahr, daß uns das Gute, was wir von unſern Zeitgenoſſen genießen, gröſſer zu ſeyn ſcheint, als dasjenige, deſſen Quelle weit aus unſern Augen entfernt iſt; Das kömmt daher, daß wir von jenem eine mehr anſchauende Erkenntniß haben, als von dieſem. Aber eben ſo ſieht der Unerfahrne die Sonne für gröſſer an, als die Fixſterne. Der Sternſeher hingegen läßt ſich von der verſchiednen Entfernung der Sonne und der Geſtirne nicht betriegen; er zweifelt nicht einen Augenblick, daß dieſe gröſſer ſeyn können, als jene iſt; er bedenkt ſich nicht einmal, ſolches von ſeinen neblichten Sternen zu glauben, die er mit aller ſeiner Aufmerkſamkeit nicht mehr von einander unterſcheiden kann, und iſt überzeugt, daß unſer Weltſyſtem nicht beſtehen würde, wenn es einen Augenblick nur aus ſeinem Zuſammenhange mit den entfernten Weltgebäuden herausgeriſſen würde. So ſollte uns in Anſehung unſrer Vorfahren die Kenntniß der Geſchichte das ſeyn, was dem Sternſeher ſein gewafnetes Auge und ſeine Wiſſenſchaft der Größen iſt.

Je mehr Herrſchaft die natürliche Tugend über die verſchiednen Völker des Erdreichs erhalten hat, je gröſſer und allgemeiner iſt auch unter ihnen die Achtung, Erkenntlichkeit, Aufmerkſamkeit, Bewunderung und Ehrfurcht gegen ihre Vorfahren geweſen. Alles, was nur der menſchliche Witz Groſſes und Prächtiges erfinden kann, die Poeſie, die Beredſamkeit, die Baukunſt, die Malerey, und ſelbſt der Gottesdienſt wurde zur Verherrlichung vorzüglicher Verdienſte, groſſer Eigenſchaften, heilſamer Unternehmungen und aller Tugenden in allen

Ständen angewendet. Man wird dieſe Achtung gegen die Vorwelt unter allen alten berühmten Völkern von Aegypten an bis in die äußerſten Winkel des Occidents und Nordes antreffen. Welch ein großes, mächtiges, blühendes, weiſes und verdienſtvolles Volk war nicht die ägyptiſche Nation! Ihre vornehmſte Tugend aber war die Erkenntlichkeit; ſie erhielt dadurch den ſtolzen Namen der Dankbaren und ſie verdiente ihn. Die Dankbarkeit der Aegypter erſtreckte ſich aber nicht allein auf die Wohlthäter ihrer Zeit; ſie war eben ſo groß und lebhaft gegen ihre Vorfahren. Sie kann mit Recht eher der Ausſchweifung, als der Gleichgültigkeit hierinnen beſchuldiget werden. Die Verdienſte ihrer Zeit prieß ſie, und die Tugenden der Vorwelt vergötterte ſie. Was für Anſtalten und Geſetze hatten ſie nicht; das Andenken noch ſo verjährter Verdienſte immer neu, und ſo zu ſagen, gegenwärtig zu erhalten! Wie ſorgfältig war ſie, nicht zu verhindern, daß ſich ein Laſterhafter und Unwürdiger eines Nachruhms bemächtigte, der ihm nicht gehörte! Nichts war gewiſſer und zuverläſſiger als der Ruhm verdienter Vorfahren. Denn das Lob nach dem Tode konnte unter ihnen nicht bezahlt werden, wie in den neuern Zeiten, da ein jeder Böſewicht von Geburt, Macht, und Stand, feile Lobredner in Menge findet, unterdeß daß wahre Verdienſte entweder ganz vergeſſen, oder doch nicht von den Laſtern gehörig unterſchieden werden, wodurch denn in der Folge die ganze Geſchichte in eine leere unfruchtbare Anzeige nur der öffentlichſten und ſichtbarſten Begebenheiten und Weltveränderungen verwandelt wird. Wider ſo groſſe und der Tugend ſo nachtheilige Mißbräuche hatten die Aegypter mit dem Gerichte über die Todten geſorgt. Ehe eine Leiche begraben werden durfte, wurde ſie vor dieſes Gericht gebracht, bey welchem, außer vierzig Richtern, die Freunde des Verſtorbnen zugegen waren. Hier ſtand es einem jeden frey, den Verſtorbnen anzuklagen; Fanden ſich Ankläger und Beweiſe ihrer Klagen: So thaten die verſammelten Richter den Ausſpruch, daß dem Verſtorbnen außer dem gewöhnlichen Lobe auch die öffentliche Beerdigung verſagt ſeyn ſollte. Ungerechte Ankläger wurden nachdrücklich beſtraft. Erſchienen keine Kläger, oder wurde der Ungrund ihrer Beſchuldigungen erwieſen: So hörte das Wehklagen der Anverwandten auf; nunmehr fieng ſich das Lob des Verſtorbnen an; man ſchwieg von ſeiner Herkunft; denn alle Aegypter glaubten, der Geburt nach gleich edel zu ſeyn. Man redete von ſeiner Erziehung, von ſeiner Aufführung in der Jugend und im männlichen Alter, von ſeiner Treue und Arbeitſamkeit im Privatſtande ſowohl, als in öffentlichen Aemtern, von ſeiner Frömmigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und andern Verdienſten, und alle Anweſenden ſtimmten in ſein Lob ein. Selbſt die Könige entgiengen dieſem Gerichte nicht. So lange ſie lebten, wurden ſie als Götter verehrt, und ertragen, wenn ſie laſterhaft waren, der Tod aber machte ſie den andern Menſchen wieder gleich. Sie wurden, wie andre, angeklagt, und wenn ſie ſchuldig erfunden wurden, verurtheilt und von der Ehre einer feyerlichen Beerdigung ausgeſchloſſen. Es ſind auch nur einige nicht beerdigt worden. Die meiſten fanden ſo viele Liebe und Bewunderung noch nach ihrem Tode, daß ein jeder ſo viel Kummer über ihren Tod empfand, als über den Tod ſeines Vaters oder ſeiner Kinder. So viel Eindruck machte nicht allein bey dem ganzen Volke ſondern ſelbſt bey den Königen, die Belohnung der Rechtſchaffnen und die Beſtrafung der Laſterhafften nach dem Tode, die bey ihnen nicht, wie bey den Griechen, fabelhaft war, und in der Einbildung beſtand. Die ſechszehnhundertjährige Dauer ihres blühenden Reiches beweißt auch, daß ſie nicht ohne Grund die Dankbarkeit nicht allein gegen ihre Zeitgenoſſen, ſondern vornehmlich auch gegen die Vorfahren für eine von den vornehmſten Stützen der allgemeinen bürgerlichen Wohlfahrt, für die ſtärkſte Aufmunterung zu Verdienſten, und für die nachdrücklichſte Abhaltung von Laſtern hielten. Wohlthaten ſind das feſteſte Band der öffentlichen Eintracht. Wer aber Wohlthaten dankbar erkennen kann, wird auch Luſt haben Wohlthaten zu erzeigen, und das Vergnügen Gutes zu thun, macht nur da keinen ſonderlichen Eindruck, wo die Undankbarkeit nicht verbannt iſt. Auf die Achtung der Aegypter gegen ihre Vorfahren gründete ſich ein Geſetz des Königes Aſychis, daß keiner unter einer andern Bedingung Geld von andern erborgen ſollte, als wenn er ſeinem Gläubiger den Leichnam ſeines Vaters oder älterer Vorfahren zum Pfande gäbe. Dieſes Geſetz hatte die Abſicht, die mannichfaltigen Betrügereyen und Ränke abzuhalten, die aus einer uneingeſchränkten Freyheit, Schulden zu machen, entſtehen, und Fleiß, Geſchäftigkeit und Arbeitſamkeit unter dem ganzen Volke auszubreiten. Würde wohl dieſes Geſetz von Würkungen geweſen ſeyn, wenn es nicht ſowohl für ein großes Verbrechen, als für eine ſchwere Schmach gehalten worden wäre, ſich muthwillig und mit Schuld in Umſtände zu ſetzen, wo man ſich genöthiget ſähe, der ſeinen Vorfahren ſchuldigen Achtung entgegen zu handeln, ſo koſtbare Pfänder von ihnen, als ihre Leichname waren, zu verſetzen, oder ſie nicht, ſo bald als möglich, wieder einzulöſen, wenn man ja durch unverſchuldete Zufälle gezwungen worden wäre, ſie zu verpfänden? Die unter ihnen gewöhnliche Einbalſamirung der Leichen war ein Hülfsmittel, ihre Erkenntlichkeit gegen die Vorfahren zu erhalten und, ſo zu ſagen, unſterblich zu machen. Der Rechtſchaffne wurde gleichſam mit einem jeden Anblicke ſeines Leichnams von ſeinen Nachkommen aufs neue belohnt, und eben der Anblick erleichterte die Erinnerung an ihre Tugenden.

Eben dieſe Achtung und Ehrfurcht gegen die Vorfahren bemerkt man auch unter den alten Perſern. Man hatte öffentliche Verzeichniſſe von allen außerordentlichen Begebenheiten; von merkwürdigen Unternehmungen, und von allen denen, welche dem gemeinen Weſen beſondre und ausnehmende Dienſte erwieſen hatten. Man zeichnete ſie ſorgfältig darinnen auf, aus Furcht, daß ſie zur Schande des Beherrſchers und zum Unglücke des Staates unbelohnt bleiben und vergeſſen werden möchten.

Die Könige lieſſen ſich dieſe Verzeichniſſe in allen den Stunden vorleſen, wo ſie von dringenden Geſchäften frey waren und ſelbſt in ihren ſchlafloſen Nächten. Wir finden in der Geſchichte der göttlichen Offenbarung an der Belohnung des Mardochai ein merkwürdiges Beyſpiel. Dieſe Verzeichniſſe wurden ſorgfältig aufgehoben, und dienten der Nachkommenſchaft zur Regel, und vornehmlich den jungen Prinzen zum Unterrichte.

Die Griechen waren von den Königen und Colonien aus Aegypten gebildet worden. Dieſe hatten ſich unter ihnen niedergelaſſen, und ihre vortreffliche Policey unter ſie verpflanzt. Sie hatten auch den Geiſt der Erkenntlichkeit und Achtung gegen eine verdienſtvolle Vorwelt mit in ihre neue Wohnungen herüber gebracht. Die Thaten groſſer Vorfahren waren unter den Griechen ſo unvergeßlich, als unter den Aegyptern. Sie hielten es ſchon vor eine große Ehre, von berühmten Männern abzuſtammen. Die gröſte Ehre aber gab eine würdige Nachahmung derſelben, und eine brennende Begierde, ihren unvergeßlichen Handlungen nachzueifern. Faſt alle Lobeserhebungen Pindars auf die Sieger in den Olympiſchen Wettſpielen ſind Lobgeſänge auf die Tugenden ihrer Vorfahren und Vergleichungen der Ueberwinder, die er beſang, mit den großen Voraltern, von denen ſie entweder herſtammten, oder die ſie zum Ziele ihrer Nacheiferung erwählt hatten. Die Griechen würden keine Phocione und Ariſtiden gehabt haben, wenn nicht die Namen eines Minos, eines Cecrops, Theſeus, und Codrus, eines Creſphontes, eines

Euryſthenes, eines Patroklus unvergeßliche Namen, und ſtets auf aller Lippen geweſen wären. Die Achtung der Römer gegen ihre Vorfahren iſt ſo bekannt, daß eine Abbildung derſelben unnöthig iſt. Und wer weiß nicht, daß unter den wilden und rauhen Galliern, Britten, Deutſchen und Gothen, die Erhaltung des Gedächtniſſes ihrer alten Helden die vornehmſte Beſchäftigung ihrer Druiden, Barden und Prieſter ausmachte, und die Tugenden derſelben der vornehmſte Innhalt der Lieder waren, die ſie im Kriege und bey ihren feſtlichen Luſtbarkeiten ſangen.

Man würde ſich betrügen, wenn man ſich beredete, die Unſterblichkeit, nach welcher die großen Geiſter unter den Römern ſo feurig und unaufgehalten ſtrebten, daß ſie auch keine Gefahr, und nicht einmal die Aufopferung ihres Glückes, ihrer Bequemlichkeiten und Wollüſte, und ſelbſt ihres Lebens ſcheuten, wäre nur ein eitler Traum, und ein bloßer Abgott der Phantaſie geweſen, den ſie angebetet hätten, ohne einen wirklichen Genuß ihrer Bezauberung zu erhalten. Iſt der Beyfall unſrer Zeit, die Ueberzeugung, daß uns andre als Stifter oder Beförderer ihrer Glückſeeligkeit anſehen, ein wirkliches Vergnügen, und keine chimäriſche und eingebildete Belohnung der Tugend: So muß die Gewißheit, daß die Nachwelt unſre Handlungen billigen, und vielleicht mit einem noch größern Beyfalle ehren werde, als die gegenwärtige Zeit, nicht weniger ein wirkliches Vergnügen, und eine um ſo viel edlere Wolluſt gutgearteter Seelen ſeyn, als alle ſinnliche Freude, je edler und ſchöner ihre Wirkungen ſind. Dieſe Gewißheit von dem künftigen Beyfalle der Nachkommen hatten die Römer eben ſo ſehr, als wenn ſie zu den Zeiten derſelben wirklich gelebt hätten. Das Gegenwärtige verſicherte ſie von dem Zukünftigen. Aus dem, was ihre Zeitgenoſſen gegen ihre patriotiſchen Vorältern thaten, aus der Ehrfurcht, mit welcher ſie genannt, geprieſen, zu Exempeln vorgeſtellt, und nachgeahmt würden, konnten ſie ſchlieſſen, was die Nachwelt für ſie thun würde, wenn ſie ſich um ſie eben ſo verdient machten, als ſich ihre Vorfahren um ſie verdient gemacht hatten. Noch kannten ſie kein Beyſpiel einer undankbaren Nachwelt; alſo war für ſie die ungezweifelte Gewißheit, des verdienten Nachruhms nicht beraubt zu werden, eben ſo viel, als wenn ſie wirklich ſchon mit demſelben belohnt worden wären; zum wenigſten iſt das Vergnügen, das aus beyden entſpringt, nur dem Grade nach von einander unterſchieden. Die völlige Gewißheit, die ein König hat, daß ihm ſeine Unterthanen gehorchen wenn er will, und dieſe Gewißheit kann er haben, wenn er weiß, daß ſie allen ſeinen Vorfahren und auch ihm ſchon oft gehorſam geweſen ſind, giebt eben ſowohl ein wahres Vergnügen, als der wirkliche Anblick ihres Gehorſams.

Die alten Völker, die von keinem höhern Lichte erleuchtet waren, haben freylich die Achtung und Ehrfurcht gegen ihre tugendhafte Vorwelt übertrieben, indem dieſelbe nebſt der Begierde nach dem Beyfall der Nachkommenſchaft faſt die Haupttriebfeder ihrer beſſern und vortrefflichern Handlungen geweſen iſt. Nur allein die Offenbarung beſtimmt die wahren Grenzen und die nöthige Subordination der Tugenden unter einander. Es iſt wahr, daß, ſeitdem die Religion auf der Erde allgemeiner ausgebreitet worden iſt, die Menſchen viel erhabnere und göttlichere Bewegurſachen zu guten und löblichen Handlungen haben. Doch iſt nicht weniger unleugbar, daß ein Menſch um ſo viel tugendhafter und rechtſchafner iſt, je einen ſtärkern Trieb er zur Tugend und zu edlen Unternehmungen empfindet. Dieſer Trieb aber wird um ſo viel ſtärker und gewaltiger, je mehr ihn edle Bewegurſachen in der Ordnung, wie ſie auf einander folgen müſſen, zu vortrefflichen Handlungen, und beſonders zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt antreiben. Ein Menſch alſo, welcher außer dem Gefühle, daß er als Geſchöpf, als Unterthan, und als ein Begnadigter gehorchen müſſe, auſſer der innern Schönheit und Güte der Tugend, außer der Vorſtellung künftiger Belohnungen ihrer Liebe und Ausübung, und außer der Beſorgniß unausbleiblicher Beſtrafung der Laſter, auch noch von der Achtung, Erfurcht und Liebe gegen ſeine Vorfahren getrieben wird, allezeit geſetzmäßig und löblich zu handeln, ein ſolcher Tugendhafter wird bey gleicher Fähigkeit mit andern, die den letztern Antrieb nicht haben, weit mehr Gutes ausrichten, als dieſe, und unſtreitig zum Beſitze und Ruhme größrer Verdienſte gelangen. Es gehört gewiß unter die Mängel unſrer Zeiten, daß die Verabſäumung der Pflichten, welche die Menſchen ihren Vorfahren ſchuldig ſind, nicht mehr für die moraliſche Unvollkommenheit gehalten wird, die ſie iſt; daß diejenigen, denen die Vorſehung die Aufſicht auch über die Sitten der Nation anvertrauet hat, nicht mehr öffentliche Anſtalten machen, das Andenken verdienſtvoller Menſchen zu erhalten und auszubreiten; daß dem Mißbrauche des öffentlichen Lobes und Tadels kein Einhalt geſchieht, und oft auſſerordentliche Verdienſte ſo ungeahndet gemishandelt, als nichtswürdige Charaktere mit falſchen Farben ausgeſchmückt und zum Nachtheile des Eifers im Guten jenen vorgezogen werden dürfen. Warum ſollten pflichtmäßige Richter über die Sitten eines Volkes; warum ſollten Belohnungen groſſer Verdienſte in allen Ständen mit einem zuverläßigen öffentlichen Nachruhme und Beſtrafungen ausſchweifender Laſter mit einer verdienten öffentlichen Schande in unſern Zeiten nicht ſowohl möglich ſeyn, als im Alterthume, wenn diejenigen nur wollen, die die höchſte Macht im Staate verwalten.

Wenn die Pflichten, die wir unter der ſchuldigen Achtung gegen die Vorfahren begreifen, bekannter wären, und mehr ausgeübt würden: So würden wir eben ſo groſſe Geſchichtſchreiber der neuern Zeiten und in einer gröſſern Anzahl, als die Alten haben. Wenn die groſſen Geiſter, die uns mit ſo manchen vortrefflichen Geſchichten aus den Welten der Einbildungskraft beluſtigen, ihre Fähigkeiten anwenden wollten, das Andenken wirklicher Verdienſte, wirklicher Patrioten, wirklicher Calliſten, wirklicher Harriſone, und Belforde aus den vorigen und itzigen Zeiten fortzupflanzen, hingegen wirkliche Loveláce des männlichen und weiblichen Geſchlechtes, von allen Charaktern, Aemtern und Ständen, in Purpur, und in der Seide, mit der verdienten Schande zu überſchütten. Was für Vortheile würden ſie nicht der Tugend und dem menſchlichen Geſchlechte leiſten, da die Kunſt die Natur nie erreicht, wirkliche Verdienſte unendlich mehr reizen als die beſten Charaktere, wenn ſie erdichtet ſind, und die Beſtrafung eines Verbrechers auf dem Richtplatze gewiß mehr Eindruck macht, als die grauſamſte Schattenhinrichtung eines Miſſethäters auf der Schaubühne? Der Ruhm, daß ſie Geſchichtſchreiber nach der Art der Alten wären, würde dem Ruhme, daß ſie Schöpfer und Erfinder ſind, gewiß das Gleichgewicht halten.

Ich glaube nun zum Beweiſe, daß es Pflichten gegen die Vorfahren gebe, die unbekannter ſind und weniger beobachtet werden, als ſie bekannt ſeyn und in acht genommen werden ſollten, genug geſagt zu haben. Wie viel aber müßte ich noch ſagen, wenn ich die Beſchaffenheit, die Anzahl, und den Umfang dieſer Pflichten abbilden wollte! Eine jede von denſelben iſt ſo edel, daß ſie einer umſtändlichen Beſchreibung würdig iſt. Welch eine ausführliche Vorſtellung verdient nicht die Pflicht, die Vorwelt, ihre Beſchaffenheit, ihre Tugenden, ihre Laſter, ihr Wachsthum in beyden, die erſten Erfinder der Künſte und Wiſſenſchaften, die öffentlichen Verfaſſungen der Vorfahren, ihre weiſen Einrichtungen, und guten Anſtalten zur Wohlfahrt des gemeinen Weſens, ihre Sorgen für die Nachkommen und alles Gute, was an ihnen merkwürdig war, ſeiner Erkundigung und Aufmerkſamkeit zu würdigen; die Pflicht, ſie nach ſeinen beſten Einſichten und nach den Graden ihrer Verdienſte

dienſte und Vorzüge hochzuſchätzen, dieſe Ehrfurcht durch thätige Bemühungen für die Ausbreitung und Fortpflanzung ihrer guten Eigenſchaften und Unternehmungen an den Tag zu legen und ihre Tugenden nicht durch eine ehrgeizige und neidiſche Zweifelſucht verdächtig zu machen; die Pflicht der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen ſie, die ungeachtet des Anſcheins, daß ſie ohne Einfluß auf die Vorfahren ſind, allezeit nothwendig bleiben; die Pflicht ihnen ähnlich zu werden, wenn ſie Lob verdienen; die Schuldigkeit, Empfindungen des Mitleids gegen ſie zu haben, wenn man findet, daß ſie unverſchuldeten Widerwärtigkeiten und Bedrängniſſen ausgeſetzt geweſen ſind; die Pflicht, das Gute, das ſie geſtiftet haben, nicht untergehen zu laſſen, ſondern fortzuſetzen, auszubeſſern und zu erweitern; die Pflicht, unnütze Neuerungen zu vermeiden, welche alte löbliche Einrichtungen und Anſtalten in Vergeſſenheit bringen, und alle Gebräuche und Verfaſſungen nicht unüberlegter Weiſe abzuſchaffen! Was für Pflichten! welch eine lehrreiche Beſchäftigung, ſie zu unterſuchen, aus einander zu ſetzen, und einer jeden ihre gehörigen Gränzen vorzuzeichnen! Allein dieſe Arbeit iſt für eine Betrachtung zu weitläuftig, die nur die unentbehrlichſten Gedanken darüber vortragen ſoll! Ich will indeſſen nur die Grundlinien von dem Bilde eines Mannes zeichnen, der dieſe Pflichten in ihrem Umfange zu erfüllen ſucht. Er ſoll **Evariſt** heiſſen.

Evariſt hat in Anſehung ſeiner vernünftigen Nebengeſchöpfe auf der Erde überhaupt den erhabnen Grundſatz, daß es die ſtrafbarſte Unbilligkeit und verwerflichſte Eigenliebe ſey, nur auf ſich allein, und nicht auf ſeine Nebenmenſchen zu denken, und ſeine ſo weſentlichen Verbindungen mit ihnen, und den Genuß ſo vieler Vortheile von ihnen völlig zu vergeſſen. Dieſer Grundſatz iſt die Quelle ſeiner Geſinnungen und ſeines Verhaltens nicht allein gegen ſeine Zeitgenoſſen und ſeine Nachkommen, ſondern ſelbſt gegen ſeine Vorfahren. Er betrachtet das ganze menſchliche Geſchlecht, und alle ſeine ehemaligen, gegenwärtigen und künftigen Mitglieder, als eine Famillie, ſich aber als einen aus dieſer weitläuftigen und zahlreichen Familie. Er beſtimmet ſeine Pflichten gegen ſie, theils nach der Nähe der Verwandſchaft mit einem jeden, theils nach ihren gröſſern oder geringern Vorzügen. Er würdigt freylich die Vorfahren ſeiner Nation und diejenigen, die ihm der Zeit nach näher ſind, einer gröſſern Aufmerkſamkeit, einer lebhaftern Bewunderung, wenn ſie dieſelbe verdienen, und einer emſigern Bemühung, ihre Verdienſte zu erhalten, und zu brauchen, als die entferntern und ältern; er ſucht aber ſo wenig fremd in der ganzen Familie zu bleiben, als nur immer ohne Beleidigung der Pflichten geſchehen kann, die wichtiger in ihrer Natur, fruchtbarer in ihren Folgen, und dringender wegen ſeines Berufs ſind. Wie er an ſeinen Zeitgenoſſen alles, was gut iſt, ſchätzt, ſo weit er es kennen kann, ohne ihnen zu ſchmeicheln, ſo bewundert er die Vorfahren auch, ohne ſeine Zeiten zu verachten, oder ein übertriebener und ausſchweifender Lobredner alles deſſen, was alt, auswärtig und entfernt iſt, zu werden. Da er ohne Noth, gerechte Veranlaſſung und reife Prüfung die Tugend ſeiner lebenden Mitbürger oder auswärtiger Völker nicht in Zweifel zieht, ſo unterſucht er auch die Verdienſte und Beſchaffenheiten der Vorfahren, bloß um kein blinder Verehrer oder Tadler derſelben zu ſeyn, ohne Vorſatz ſie zweifelhaft und verdächtig zu machen, und ohne Abſicht, ſie ihres verdienten Ruhmes zu berauben. Er glaubt aber nicht, genug gethan zu haben, daß er ſie ſchätzt, liebt, hochachtet und bewundert. Er breitet ihre Verdienſte aus, wo er kann, glaubt ſich ſelbſt zu ehren, wenn er ihren großen Beyſpielen ähnlich wird, macht ihre Abſichten und Endzwecke, wenn ſie edel und erhaben ſind, zu den ſeinigen, jedoch ohne alle Abſicht wider ihren Ruhm, ſondern vielmehr mit dem Vorſatze, eben dadurch ihren Ruhm fortzupflanzen. Wäre er ein König, er würde durch die Nachahmung der **Auguſte**, der **Trajane**, **Veſpaſiane**, **Conſtantins** und **Carls** des Großen die Welt an die Thaten dieſer unvergeßlichen Monarchen errinnern, ohne ſie an ihre Schwachheiten oder Laſter zu errinnern. Wäre es ein Staatsmann, er würde durch ſeine Nachahmung der **Mäcenen**, des **Burrhus**, der **Colberte**, die Welt von der Achtung und Verehrung überzeugen, welche ſo großen Beförderern der menſchlichen Glückſeeligkeit gebührt. Wäre er ein Gelehrter; er würde zu erkennen geben, daß er die Erfinder und Verbeſſerer vor ihm für die Rieſen hielte, auf deren Schultern er nun weiter ſehen könnte. Wer wird nicht bey dem Anblicke dieſes Gemäldes wünſchen, daß es zur Belohnung derer, die unſern und den folgenden Zeiten Ehre zu machen und ihr Beſtes zu erhöhen ſuchen, unter den Nachkommen viele ſolche **Evariſte** geben möchte? Allein was für ein Recht haben wir, die Erfüllung dieſes Wunſches zu hoffen, wenn wir uns nicht bemühen, nach unſern Fähigkeiten und Umſtänden ſelbſt ſolche Evariſte zu werden?

Ein Menſch von einiger Empfindung ſollte ſich um ſo vielmehr Mühe geben, dieſe Pflichten zu erfüllen, je häufiger die Neigungen dazu ſind, und je gröſſer ihr Einfluß in die Verſchönerung unſrer Art zu denken und zu handeln iſt. Die Ausübung derſelben iſt ohne Kenntniß der Geſchichte nicht möglich. Wem kann aber unbekannt ſeyn, welch ein mannichfaltiges Vergnügen mit aller Einſicht in die Geſchichte verknüpft iſt, wie angenehm alle Kräfte unſrer Seele durch dieſelben beſchäftigt, geſchärft, und erweitert werden, was für eine faſt unendliche Beluſtigung aus dem Anblicke der Ordnung und Vollkommenheit, des Mannichfaltigen, des Uebereinſtimmigen und Aehnlichen natürlicher Weiſe entſpringt, und alles dieſes muß in dem Zuſammenhange der Begebenheiten, Schickſale und Thaten unſrer Vorfahren angetroffen werden. Eben dadurch erhält die Anweiſung zur Tugend durch Beyſpiele einen merkwürdigen Vorzug vor allen andern Unterweiſungen.

Wirket aller Umgang mit weiſen und rechtſchaffnen Menſchen nicht allein ein unausbleibliches Vergnügen; beſſert er uns auch und erhöhet er unſre Liebe zum Guten: Welch einen Nutzen können wir nicht aus einer nähern und vertrautern Bekanntſchaft mit edelgeſinnten und verdienſtvollen Vorfahren erwarten! Zu einem wirklichen Umgange mit den tugendhaften Menſchen unſrer Zeiten haben wir nicht allezeit Gelegenheit. Wer lernt ſie alle kennen? Wer kann ſie immer ſorgfältig genug prüfen? Der wirkliche Umgang mit ihnen wird alſo allezeit ſehr eingeſchränkt bleiben; folglich wird auch der Nutzen, den wir von ihnen haben können, eingeſchränkt ſeyn müſſen. Der Umgang mit unſern Vorfahren iſt viel weitläuftiger, und wie ſehr iſt es uns nicht durch getreue unpartheyiſche und zuverläßige Geſchichtſchreiber erleichtert worden! Wie vielerley Arten von Verdienſten können wir bey ihnen nicht kennen lernen, da zumal gewiſſe Tugenden und Verdienſte einen gewiſſen Umfang der Zeit erfordern, ehe ſie zu unſrer Wiſſenſchaft gelangen können. Die wahre Größe vieler Menſchen kann nicht eher eingeſehen und genutzt werden, bis wir ihr ganzes Leben auf einmal zu überſchauen im Stande ſind. Wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir alſo nicht entbehren müſſen, wenn unſre Kenntniß guter und nachahmlicher Charaktere bloß auf unſere Zeitgenoſſen eingeſchränkt werden ſollte? Die Bekanntſchaft mit unſern Vorfahren eröffnet unſern Augen das weiteſte Feld von Tugenden, deſſen Anblick wir uns nur wünſchen mögen. Wird unſre Klugheit erhöht, je mehr die Kenntniß der menſchlichen Gemüther, ihrer Charaktere, ihrer abwechſelnden Geſtalten, und der mannichfaltigen Wirkungen ihrer Leidenſchaften bey uns zunimmt: Welche Vortheile wird ſie nicht von der Kenntniß unſrer Vorfahren erhalten, da ſie uns ſo mannichfaltige, natürliche, außerordentliche, abwechſelnde, gute und auch ſchlimme Geſtalten, Handlungen, Gemüthsarten, Stellungen und Faſſungen der Menſchen zeigt? Wächſt die Tugend durch die Nachahmung des Guten, die aber ohne eine zahlreiche Menge löblicher Beyſpiele unmöglich iſt; erweckt der bloße Anblick derſelben ein inniges Wohlgefallen daran, bemächtigen ſie ſich nicht ſelten ſo gar der Bewunderung und des Beyfalles laſterhafter Menſchen: So müſte man aller Geſchichte ganz unkundig ſeyn, wenn man nicht den großen Vorzug, den die Kenntniß der Vorfahren vor den Lebendigen hat, nicht einſehen und zugeben wollte. Was für eine Wiſſenſchaft von Beyſpielen rühmlicher Gemüthsverfaſſungen, der Uneigennützigkeit, der Großmuth, der Liebe zur Gerechtigkeit, der Standhaftigkeit, des Eifers für das gemeine Beſte, der Mäßigung im Glücke und Unglücke und andrer Tugenden erhalten wir nicht in dem Umgange mit der Vorwelt! Gelehrt iſt derjenige, der ſie kennt; weiſe und groß, der ſie nachahmet.

◆

XV.

Betrachtung
über die
Charaktere
Alexanders des Großen
und des
Darius Codomannus.

* * *

Betrachtung
über die
Charaktere
Alexanders des Großen,
und des
Darius Codomannus.

Wenn die Geſchichte eine freye und unpartheyiſche Richterinn der menſchlichen Handlungen iſt; wenn ſie ohne Anſehen der Perſonen die Verdienſte in ihrem vollen Lichte zeigt, und die Laſter, ſie mögen ſo groß und glücklich ſeyn, als ſie wollen, dem allgemeinen Abſchen und Spotte preis giebt: So iſt der Nutzen nicht zu beſchreiben, den ſie dem menſchlichen Geſchlechte verſchaft; indem ſie eine Schule der Sitten und der Tugend wird, welche den Großen und den Niedrigen ohne Unterſchied offen ſteht. Allein der Schade, den ſie anrichtet, iſt weit größer, wenn ſie ſich die Augen verbinden läßt, wenn ſie die Laſterhaften nach den großen Veränderungen, die ſie in der Welt verurſachen, nach ihrem Glücke und äußerlichen Glanze beurtheilet; Ausſchweifungen zum Range der Verdienſte erhebt, und Verbrechen krönet. Es iſt wahr, Geſchichtſchreiber ſollten alles entlarven, was mit einem falſchen Schimmer pranget. Allein wo ſind diejenigen, welche allezeit mehr, als gemeine Menſchen, ſind; welche ſich über alle Vorurtheile erheben, und, aller äußerlichen Hüllen ungeachtet, durch den Betrug bis zur Wahrheit durchdringen? Es iſt kein Vorurtheil, deſſen Unrichtigkeit ſo deutlich in die Augen fällt, als dieſes, daß da ganz außerordentliche Eigenſchaften und Verdienſte ſeyn müſſen, wo ein außerordentliches Glück iſt; und gleichwohl laſſen ſie ſich von keinem leichter hinreißen, als von dieſem. Gemeiniglich leiten ſie das Glück derjenigen, deren Geſchichte ſie beſchreiben, aus ihren großen Tugenden her, und eben der, den ſie uns, als den größten Helden, abbilden, den ſie zum Muſter der Könige und Fürſten machen, weil er in außerordentlichen Unternehmungen glücklich geweſen iſt, würde ohne dieß Glück ihnen keines Andenkens werth zu ſeyn ſcheinen, oder ſie würden ihn vielleicht gar dem Haſſe und Abſcheu der Menſchen übergeben: Und das iſt es eben, was die Geſchichte ſo gefährlich macht. Ein einziges vergöttertes Laſter verführt mehr, als tauſend Verdienſte Nutzen ſchaffen, wenn jenes in einem ſtärkern Glanze ſchimmert, als dieſe. Um dieſer Urſache willen kann ein Geſchichtſchreiber nicht ſorgfältig genug ſeyn, glückliche Verbrechen in aller ihrer Schande zu zeigen. Indem die Menſchen das Glück bewundern, vergeſſen ſie das Laſter zu verabſcheuen; die Ehrfurcht vor dem Glücke gebiert nach und nach eine Ehrfurcht vor dem ungeahndeten Verbrecher, und die Begierde, eben ſo glücklich zu ſeyn, verleitet ſie, ſich in gleiche Ausſchweifungen zu ſtürzen. Der Ruhm Achills, deſſen ganzes

Verdienſt eine wilde Tapferkeit, eine unerſättliche Ehrſucht, und eine mehr denn barbariſche Grauſamkeit waren, bildeten den Alexander, und es hat in den nachfolgenden Zeiten keine Geißel der Erde, keinen Tyrannen gegeben, der nicht dieſen macedoniſchen König zu ſeinem Muſter erwählt gehabt hätte. Hektor wurde neben dem Achill vergeſſen, ob er gleich größre Eigenſchaften beſaß, als ſein Feind, und wenn ihn Homer groß macht, ſo ſcheint es beynahe aus keiner andern Abſicht geſchehen zu ſeyn, als den Achill noch gröſſer zu machen. Die Geſchichtſchreiber ſind mit dem Alexander und dem Darius Codomannus, den er vom Throne ſtürzte, nicht beſſer umgegangen. Wie klein ſieht in ihren Beſchreibungen Darius gegen den macedoniſchen König aus! Die Größe, die ſie ihm noch übrig laſſen, greifen ſie bloß darum nicht an, weil ſie ihren Eroberer weniger vergöttern könnten, wenn an ſeinem Feinde gar nichts merkwürdig geweſen wäre. Ein ſo unpartheyiſcher Richter ſonſt Plutarch iſt, und ſo richtig bey dem dämmernden Lichte, das ihm leuchtete, er von den Thaten der Menſchen und von allen großen Begebenheiten urtheilt, ſo partheyiſch iſt er in dem Lobe ſeines Alexanders, weil er ſich einmal vorgenommen hatte, unter den Griechen einen Cäſar, und noch einen gröſſern Held, als Cäſar war, zu finden. Es findet ſich beynahe keine That deſſelben, die er nicht aus den beſten Urſachen herleitete. Was würde er von dem Darius ſagen, wenn er eben die Thaten unternommen hätte, welche Alexander verrichtete, man muß nur annehmen, daß er ſie nicht mit dem Glücke verrichtet hätte? Obgleich Diodor, Juſtin, Arrian, Curtius und die übrigen Geſchichtſchreiber dieſes Eroberers ſo weit nicht gehen, als Plutarch, ſo ſind ſie von dieſer Partheylichkeit doch nicht ganz frey. Das Glück Alexanders und das Unglück des Darius waren zu groß, als daß ſie beyden Gerechtigkeit genug hätten widerfahren laſſen ſollen.

Die Urſache, warum Alexander weit gröſſer zu ſeyn ſcheint, als Darius, iſt keine andre, als die, daß er das Glück hatte, der Herrſchaft der Perſer ein Ende zu machen. Allein ein Ueberwundner hat darum noch keinen unedlern Charakter, als der Sieger, weil er der überwundne Theil iſt. Wenn man die Thaten und Siege Alexanders in der Nähe betrachtet: So erſtaunt man bey weiten nicht ſo ſehr darüber, als wenn ſich uns dieſelben in der Entfernung vorſtellen. Man nimmt ihm darum ſeine Tapferkeit, ſeine tiefe Einſicht in die Wiſſenſchaft, Krieg zu führen, ſeine Kühnheit, ſeine Verſchlagenheit nicht, wenn man alle die Eigenſchaften nicht als die nächſten und vornehmſten Urſachen von dem Umſturze des perſiſchen Reichs anſieht; oder wenn man behauptet, daß Darius in andern Umſtänden, als ein großer Held, erſcheinen würde. Der Fall dieſer großen Monarchie würde erfolgt ſeyn, wenn Alexander auch weniger Tapferkeit und Kühnheit beſeſſen hätte. Es wäre nur ein Darius nöthig geweſen, die Griechen wider die Perſer anzuführen. Faſt alle Urſachen dieſer großen Veränderung waren vor dem Alexander da. Perſien, ſo weitläuftig ſeine Herrſchaft war, war nicht mehr das mächtige Reich, das unter dem Cyrus faſt alle Völker in Schrecken geſetzt hatte. Es war itzt ein Körper, der zwar aufgedunſtet, aber deswegen nicht ſtark von Nerven und Muſceln war. Seitdem der Ueberfluß, die Pracht, die Verſchwendung, und alle die Laſter, welche Gefährten eines gemißbrauchten Ueberfluſſes ſind, unter den Perſern zu herrſchen angefangen hatten; ſeitdem waren auch ihre alte Tapferkeit, ihre Unerſchrockenheit in Gefahren, und ihre Härte entflohen. Ihre Könige verließen ſich darauf, daß ſie mit ihren unermeßlichen Schätzen allezeit Miethvölker von den Griechen bekommen konnten. Dadurch lernten die Griechen ihre innerliche Verfaſſung, die Stärke und Schwäche dieſes Reichs kennen. Die Perſer ſelbſt blieben im Kriege ungeübt; ihre Könige hatten keine Heerführer, die ihre Unterthanen geweſen wären. Man mußte ſich der ungewiſſen Treue auswärtiger Feldherren überlaſſen; und da man dieſes auch nicht thun wollte, ſondern allezeit ein gewiſſes Mißtrauen, in ſie ſetzte: So waren die Folgen hievon die, daß entweder ihre weiſen Rathſchläge nicht angehört, oder daß ſie wirklich Verräther wurden, weil man den Argwohn wider ſie hatte, daß ſie es werden könnten. Hierzu kam noch ein andres eben ſo groſſes Uebel, die beſtändige Uneinigkeit unter den Feldherren von ſo verſchiedenen Nationen. Sie ſtimmten ſelten miteinander zuſammen; und entweder Stolz, oder der Eigennutz, oder der Neid waren die Leidenſchaften, welche die Zwietracht unter ſie ausſtreuten. Die meiſten waren groſſe perſiſche Fürſten, welche die Würde der Statthalterſchaft über die weitläuftigſten Provinzen verwalteten und ganze Armeen unter ſich hatten. Mußte nicht der Fürſt, wenn er ſich von ihren Rathſchlägen und Meynungen nicht hinreißen laſſen wollte, tauſend Empörungen beſorgen? Man hatte unter den vorigen Regierungen ſchon viele traurige Beyſpiele davon geſehen. Der Monarch war alſo immer gezwungen, auf eine gute und unbemerkte Art nachzugeben, damit er ſich nicht ſeiner höchſten Gewalt beraubt ſehen müßte. Darius war zumal ſo unglücklich, daß er, den einzigen Memnon, einen Griechen, ausgenommen, keine Heerführer von Verdienſten hatte.

Die Perſer waren ſeit des Xerxes Zeiten ſchon der Flucht gewohnt. Sie hatten mit den gewaltigſten Heeren, und mit den zahlreichſten Flotten die kleine Macht der Griechen nicht einmal erſchüttern können. Kurz vor dem Darius hatte Ageſilaus gewieſen, daß die mächtigſte Monarchie, wenn ſie ſich wegen ihrer Größe nicht gehörig lenken und regieren kann, von einem kleinen, aber wohl regierten und geübten Heere, wenn zumal alles andre gut eingerichtet iſt, zerrüttet und umgeſtürzt werden könne. Er war ſchon bis in die Mitte dieſes Reichs eingedrungen, und vielleicht wäre damals der Fall deſſelben erfolgt, wenn ihn nicht die Zwietracht der Griechen, die ihren wahren Vortheil nicht kannten, mitten in ſeinen Siegen aufgehalten, und genöthigt hätte, ſeinem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Einen neuen Beweis von der Schwäche dieſes ungeheuern Körpers gab der glückliche Zurückzug der zehntauſend Griechen, welche unter dem jüngern Cyrus wider den langhändigen Artaxerxes gedient hatten. In einem ſolchen Verfalle war das perſiſche Reich ſchon vor dem Darius Codomannus, und die innerlichen Unruhen, die vor ſeiner Regierung unmittelbar vorhergiengen, hatten demſelben noch mehr Kräfte genommen. Es iſt wahr, daß dawider die ſchrecklichen Heere zu ſtreiten ſchienen, die vom Darius ſelbſt ins Feld geſtellt wurden, und deren Anzahl beynahe unglaublich iſt. Wenn ein Feldherr viele hunderttauſende auf einmal wider den Feind führen kann, ſo ſcheint er freylich, dem erſten Anblicke nach, nicht ſchwach zu ſeyn. Allein hört man auch, daß ein Perſer glaubt, er werde tapfrer ſtreiten, wenn er beynahe ſeine ganze Familie mit ins Feld nimmt; wenn man von den erſtaunlichen Summen dieſer Heere alle Weiber, alle Kinder, und den übrigen Troß abzieht, der zu weiter nichts dient, als die Kriegsbedürfniſſe zu verzehren, den Zug des Heeres beſchwerlich zu machen, und ſeine Bewegungen zu hindern: So wird uns ein ſolches Heer nicht mehr fürchterlich vorkommen. Man ſage einem ſtolzen Lacedemonier, daß bloß die Pfeile deſſelben die Sonne im Mittage verfinſtern würden. Deſto beſſer für uns, wird er antworten; ſo können wir im Schatten ſtreiten. Indeß konnte dieſem Uebel nicht abgeholfen werden; es würde kein Perſer die Waffen ergriffen haben, wenn ein Monarch derſelben alle unnützen Perſonen von dem Heere hätte verweiſen wollen. Ja wenn er ihren Muth anfeuren wollte, ſo mußte er ſelbſt mit allem ſeinen königlichen Pompe im Felde erſcheinen, und ſein Lager mußte das Anſehen ſeines Pallaſtes haben. Man erwäge dabey, daß die meiſten von dieſen Völkern im Kriege nicht geübt waren; daß ſie aus ſo vielerley Nationen beſtunden, die alle ihre beſondern Waffen und ihre eigne Art zu ſtreiten hatten, daß alſo keine vor[illegible]liche Ordnung in dem Heere gehalten werden k[illegible]. Man ſetze den Alexander in alle dieſe Umſtände, und ſehe, ob er ein ſo großer und furchtbarer Held ſeyn würde. Das perſiſche Reich würde unter ihm ebenfalls eingeſunken ſeyn. Vielleicht hätte er es einige Zeit länger erhalten, weil er mehr mit ſeinen eignen, als mit fremden Augen geſehen haben würde; vielleicht aber wäre dieſes Reich unter ihm auch noch eher eingeſtürzt, wenn er ſich ſeiner ungeſtümen und ſehr oft unüberlegten Hitze völlig und unaufgehalten überlaſſen hätte.

In was für blühenden Umſtänden fand er nicht ſein Macedonien, da er ſeine Regierung antrat! Sein Vater Philippus hatte ganz Griechenland, theils durch die feinſten Staatsliſten, theils durch offenbare Gewalt, unter den Gehorſam ſeines Zepters gebracht. Kaum war hier und da noch der Schatten einiger Freyheit übrig. Ueberall wurde der macedoniſche Name gefürchtet. Wenn in den Ländern ſeines Reiches keine ſolche Pracht und Verſchwendung herrſchte, als in Perſien, ſo litten doch ſeine Unterthanen keinen Mangel. Macedonien war ein Körper, der, wenn er nicht ſo aufgedunſtet war, wie Perſien, deſto ſtärkere Nerven und Sehnen hatte. Alles war in der beſten und vortrefflichſten Ordnung. Die macedoniſchen Soldaten hatten von langen Zeiten her den Ruhm einer Tapferkeit, die keine Gefahren ſcheuete, und unüberwindlich war. Sie waren zu einer ſtrengen Kriegszucht gewöhnt, allezeit den Befehlen ihrer Führer ohne Murren und Widerſpruch gehorſam, oft gebraucht

braucht und erfahren, und kein ſo zuſammengeraftes Volk, wie meiſtentheils die perſiſchen Heere waren. Niemals hat wohl ein Monarch ſo viele alte und verſuchte Feldherren unter einem Heere beyſammen gehabt, als Alexander. Er hatte nicht etwan bloß einen Parmenio, Craterus und Clitus, ſondern deren ſehr viele. Darius hatte nur einen Memnon, und dem konnte er, der Umſtände wegen, worinn er ſich befand, nicht allezeit folgen; er verlohr denſelben auch ſehr bald; ſonſt hätte die Eroberung Perſiens noch ſehr zweifelhaft ſeyn ſollen, ungeachtet der macedoniſche Eroberer vor den Perſern ſo viele und ſo anſehnliche Vortheile voraus hatte. Es war auch Alexanders Einfall nicht, die perſiſche Macht zu demüthigen, und wo es möglich wäre, dieſes den Griechen ſo verhaßte Reich ganz unter ihre Bothmaßigkeit zu bringen. Schon vorlängſt war ſein Vater darauf umgegangen; ſchon hatte er die dazu nöthigen Schätze geſammlet; ſchon war der Haß, welcher den Griechen wider die Perſer angebohren war, aufgeweckt, und der Krieg wider ſie beſchloſſen worden; alle Zurüſtungen dazu waren gemacht, als Philippus ſtarb, und ſeinem Sohne eine Unternehmung auszuführen überließ, die er, allem Anſehen nach, eben ſo glücklich und ohne Zweifel zum gröſſern Vortheile für Griechenland ausgeführt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Alle dieſe hiſtoriſchen Umſtände ſind bekannt; ich führe deswegen keinen Diodor, Arrian, Plutarch und Juſtin an: Wie kömmt es aber, daß ſo viele gegen das Glück ungerecht ſind, und ihm den Theil, den es an dem Ruhme Alexanders hat, nicht zueignen? Was konnte bey den ſchon beſchriebnen

Umſtänden Perſiens für den Haß der vereinigten Griechen, für ſo viele verſuchte Feldherren, für ſo alte erfahrne Streiter, für die Eintracht unter ihnen und den ſo fürchterlichen Phalanx der Macedonier unüberwindlich ſeyn? Kann das Glück wohl mit Recht zum Charakter eines Menſchen gezogen werden?

Was die perſönliche Tapferkeit des Alexanders und des Darius anbelangt, ſo kann man den Muth und die Unerſchrockenheit des letztern nicht in Zweifel ziehen. Die Tapferkeit war es, die ihn erhoben hatte. Erſt war er, ungeachtet königliches Blut in ſeinen Adern floß, nur ein Aſtanda, welcher das Amt hatte, die Befehle des Monarchen an die Statthalter der Provinzen zu überbringen. In dem Kriege wider die Caduſier aber ließ er einen außerordentlichen Muth ſehen, indem er unter allen Perſern allein ſo unerſchrocken war, daß er einen Zweykampf, zu welchem ein Caduſier die Perſer aufforderte, eingieng, ob er gleich eben ſo viel Recht hatte, als ein anderer, verzagt zu ſeyn. Der Sieg, den er davon trug, machte ihn bald zu einem großen Feldherrn. Dieſe Tapferkeit hat er auch in dem Kriege mit dem Alexander mehr als einmal ſehen laſſen, und wenn die Feigheit ſein Charakter geweſen wäre, ſo würde er nicht ſo groß in ſeinem Tode geweſen ſeyn. Wenn aber Vorſicht und die Sorge, ſein Leben für ſeine Unterthanen zu ſchonen, von denen man angebetet wird, Feigheit ſeyn ſoll: So iſt gewiß, daß Alexander den Vorzug der Tapferkeit vor dem Darius verdient. Dieſer ſchonte ſeine Perſon niemals; er warf ſich in die größte Gefahren, und trotzte ſie; ſein Schwerdt flammte, wo der Streit am blutigſten war, und er iſt auch ſeinem Untergange in mehr als einer Schlacht ſehr nahe geweſen. Aber verdient eine unbeſonnene Tapferkeit nicht vielmehr den Namen einer Tollkühnheit? Ein König iſt im Kriege verbunden, ſein Leben für ſein Heer zu ſchonen. Es iſt wahr, daß Kriegsvölker ungemein angefeuret werden, lieber zu ſterben, als ohne den Sieg in das Lager zurück zu kommen, wenn ſie ihren König ſelbſt an den gefährlichſten Orten des Streits erblicken. Allein ſie werden ſchon Muth genug haben, Sieger zu werden, wenn ſie die Unerſchrockenheit ihres Monarchen ſehen; wenn er ſie einmal überzeugt hat, daß er ſich nur für ſie ſchont, und das Leben nur dann verachtet, wann er ſich für ihre Wohlfahrt aufopfern muß. Mehr werden ſie niemals von ihm fodern. Wenn Clitus in der Schlacht bey dem Fluſſe Granikus das Leben Alexanders nicht von ſeinem Untergange gerettet hätte, was würde das Schickſal des macedoniſchen Heeres geweſen ſeyn? So viele tapfre Völker, die von der Herrſchſucht ihres Monarchen keinen Nutzen hatten, würden entweder ein Opfer der perſiſchen Schwerdter geworden ſeyn, oder in dem verſpotteten Granikus ihr Grab gefunden haben. Und das wäre der ganze Nutzen von der Tapferkeit ihres Königes geweſen. Darius mußte ſich doch vor dem fürchterlichen Arme Alexanders nicht entſetzen, da er ihn zum Zweykampfe auffoderte. Allein darinnen hätte der große Held alle Vortheile, die er von dem tapferſten Heere erwarten konnte, verlieren können; er wußte, daß Darius ſchon einmal in einem einzelnen Kampfe Sieger geweſen war.

Ja, nach Plutarchs Berichte, ſoll er in der Schlacht bey Jſſus dem Alexander ſchon ſeinen Muth haben fühlen laſſen, und ihn am Schenkel verwundet haben.

Ich will eben ſo wenig dem Alexander die Ehre ſtreitig machen, daß er eine vorzügliche Einſicht in die Wiſſenſchaft, Krieg zu führen, und die ſicherſten Mittel zur Ausführung ſeiner Unternehmungen zu ergreifen, vor dem Darius voraus gehabt habe. Sie war ohne Widerrede gröſſer, und das iſt vielleicht auch das einzige, wodurch er weit über den Darius erhaben war. Es ließe ſich zwar ſehr viel zur Rechtfertigung, oder Entſchuldigung der perſiſchen Monarchen ſagen, doch es iſt ſchon ſchlimm, daß Darius entſchuldigt werden muß. Allein auch das kann kein Kenner der Geſchichte leugnen, daß Alexander ſehr oft mehr ſeiner ungeſtümen Hitze, als ſeiner Ueberlegung gefolget iſt. Er hätte, der Klugheit gemäß, öfter von den weiſen Rathſchlägen des Parmenio ſeine Unternehmungen regieren laſſen ſollen. Das Glück war ihnen günſtig, und darum bewundert man ſie. Ein Lobredner findet auch Vorſicht und Ueberlegung darinnen; allein wie viel anders würden die Urtheile ausfallen, wenn der Erfolg unglücklich geweſen wäre? Und das hätte er zuweilen nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ſeyn müſſen. Der Uebergang über den Granikus bleibt allezeit eine Verwägenheit, die von den unglücklichſten Folgen hätte ſeyn können. Es würde, antwortete er zwar dem Parmenio auf ſeine weiſen Vorſtellungen, eine Schande ſeyn, wenn wir über den Helleſpont gegangen wären, und uns von dem Granikus, einem Regenbache, aufhalten ließen. Das war ein Einfall, der gründlich geweſen wäre, wenn jenſeits dieſes reißenden Regenbaches, der eben aufgeſchwollen war, keine perſiſche Armee, und was noch mehr war, kein Memnon mit verſuchten griechiſchen Miethvölkern geſtanden hätte. Unterdeſſen mag Alexander in dieſem Stücke gröſſer ſeyn, als Darius; das beſtimmt von keinem dieſer beyden den wahren Werth.

Dieſen Werth von ihnen muß man nach ihrem ſittlichen Charakter beurtheilen, wenn man nicht irren will. Man weiß, ohne daß ich es beweiſen darf, daß ein Ehrgeiz ohne alle Grenzen die Triebfeder faſt aller Handlungen des Alexanders geweſen ſey. Ich will darum eine gewiſſe natürliche Güte ſeines Herzens nicht in Zweifel ziehen; allein was iſt dieſe gegen eine herrſchende laſterhafte Leidenſchaft, die die gröſten und wichtigſten Handlungen unſers Lebens lenket? Vielleicht wäre dieſe natürliche Güte ſeines Herzens ganz von ſeinem Ehrgeize erſtickt worden, wenn er nicht eine ſo vortreffliche Erziehung genoſſen hätte, wenn kein Ariſtoteles ſein Lehrer geweſen wäre. Vielleicht wäre er ein eben ſo phalariſcher verhaßter Tyrann, als Dionyſius von Sicilien, wenn er nicht gleich in ſeiner Kindheit und Jugend die beſten Eindrücke der Weisheit empfangen hätte. Aber was iſt denn ein König, der ohne Entſetzen und ohne Thränen über viele tauſend Leichen der beſten und getreuſten Unterthanen den Weg zur Ehre geht? Ein Held, wenn man den Schmeicheleyen der Geſchichtſchreiber glaubt. Alſo hätte Nero ſeine Unterthanen nur nicht ſelbſt, ſondern durch die Barbaren erwürgen laſſen dürfen, ſo würde er dem Abſcheu der Völker entgangen ſeyn, und bey der Nachwelt, als ein Held, leben. Man bewundert Alexanders Thränen, die er über die Siege des Philippus, ſeines Vaters, darum vergoß, weil er ſo viel gewönne, daß er ſeinen Waffen nichts übrig ließe. Man findet eine beſondre Größe und Hoheit der Seele darinn. Hätte er geweint, weil ſein Vater ſo viele Städte eroberte und ſo viele Menſchen dadurch unglücklich machte: So würden dieſe Thränen der Menſchlichkeit entweder vergeſſen worden ſeyn, oder man würde ſie als Kennzeichen eines ſchwachen und niedrigen Geiſtes angeſehen haben. In der Antwort, die er dem Darius gab, daß die Welt nur von einer Sonne erleuchtet werde, und alſo auch nur von einem Monarchen beherrſcht werden müſſe, ſehe ich eine ſchwache Seele, die nichts von den ſeegnenden Einflüſſen der Sonne weiß, und nicht verſteht, was regieren heißt. Es iſt wahr, daß er ſeine Macedonier an den Vortheilen ſeines Sieges Antheil nehmen ließ, und ſie reichlich belohnte. Aber was iſt das Großes? Es iſt wohl kein ſonderbares Lob, wenn man ſagt, daß einer noch ſchlimmer und unmenſchlicher hätte ſeyn können, als er war. Er hätte auch noch ſeine Macedonier, die ſich ſeinem Ehrgeize ganz aufopferten; die ſich mit Freuden in alle Gefahren ſtürzten, eine Leidenſchaft ihres Königes zu befriedigen, die ſie verabſcheut haben würden, wenn ſie nicht ſo gute und getreue Unterthanen geweſen wären; die in ihrem Vaterlande, auf ihren Feldern, in den Armen ihrer Weiber, ruhig und ohne Gefahren hätten ihre Jahre leben können, ſolche Unterthanen hätte er auch nicht belohnen, und ihnen ſo viele Wunden, verſtümmelte

Gliedmaßen, und einen ungeſunden Körper nicht vergelten ſollen. Was würde denn Alexander geweſen ſeyn? Daß die Macedonier nicht Urſache hatten, dieſes Bezeigen, als eine beſondere Wohlthat ihres Königes, zu preiſen, das beweiſet ſeine Aufführung gegen ſie, nachdem er ſich durch ihre Tapferkeit, die durch nichts ermüdete, das perſiſche Reich unterwürfig gemacht hatte. Er fing an, ſie geringer zu ſchätzen, als ſie verdienten, und ihnen die Perſer bey ſehr vielen Gelegenheiten vorzuziehen; er fing an, ſich in der Kleidung und überhaupt in ſeiner ganzen Lebensart mehr nach den Sitten und Gebräuchen der Perſer, als nach der Weiſe und nach den Gewohnheiten der Macedonier, zu richten. Das war in der That eine offenbare Verachtung derſelben, und eine ſehr niedrige Undankbarkeit gegen ſie. Sie hatten recht, in Klagen darüber auszubrechen. Ich weiß, wie man den Alexander deswegen vertheidigt. Er ſuchte die Liebe ſeiner neuen Unterthanen zu gewinnen; er mußte ſich ſo bezeigen, damit er ſein neu erobertes Reich befeſtigte. Er wollte ſie und die Perſer zu Einem Volke machen. Was heißt das aber anders, als daß er ſeine alten Unterthanen verachtete, um die neuen nicht zu verlieren, die er der Tapferkeit der erſten zu danken hatte? Wenn Alexander ſo urtheilte, ſo verrieth er eine große Schwäche des Geiſtes. Konnte er glauben, daß die Perſer, die einen angebohrnen Haß gegen die Griechen hatten, die von ihm überwunden worden waren, und ſich alſo für beleidigt halten mußten, darum, weil er ſich perſiſch kleidete, und ihre Sitten annahm, eben ſo getreue Unterthanen werden würden,

den, als die Macedonier waren, von deren Treue und Liebe zu ihm er eine ſo vieljährige Erfahrung und ſo viele erſtaunliche Proben hatte? Und konnten ſo tapfre Völker, die ein ſo mächtiges Reich überwunden hatten, daſſelbe nicht auch erhalten, da es einmal überwunden war? Die Sehnſucht, die Liebe ſeiner neuen Unterthanen zu erlangen und ſeine Herrſchaft zu beſtätigen, war alſo die wahre Urſache nicht, warum er ſich nach den Sitten der Perſer zu richten anfing. Seine Macedonier waren freymüthig; ſie waren noch zu freygeſinnt und zu edelmüthig, als daß ſie einen Menſchen hätten vergöttern ſollen; ſie bewunderten ihren König, wenn er wirklich groß war, aber ſie ſchmeichelten nicht. Die Perſer waren das Gegentheil; ſie waren die niederträchtigſten Sclaven ihrer Könige; ſie erſtaunten auch vor der nichtswürdigſten That deſſelben, und Alexander wollte angebetet ſeyn. Es war natürlich, daß er die Perſer mehr zu lieben anfieng, als er jemals ſeine Macedonier geliebt hatte.

Man erhebt den Alexander, als einen überaus großmüthigen und edelgeſinnten Fürſten; man beweiſet ſolches mit ſeinem Bezeigen gegen die Mutter, die Gemahlinn des Darius und die Töchter deſſelben, und mit ſeiner Aufführung gegen den Porus. Man muß meiner Einſicht nach nicht weit ſehen, wenn man in allen dieſen Handlungen eine wahre Größe entdeckt. Wie ſollte er ſich gegen die Gemahlinn des Darius anders haben bezeigen können? Hat er, weil man ſich doch über ſeine Güte und Leutſeligkeit gegen dieſe Gefangnen ſo ſehr verwundert, ſie vielleicht mit allem perſiſchen Frauenzimmer vom

Range den wilden Leidenſchaften ſeiner Völker oder ſeinen eignen Preis geben ſollen? Führete er mit den Weibern oder mit den Männern Krieg? Vielleicht war der Charakter der Statira ſo einnehmend, und machte bey dem erſten Anblicke ihrer Perſon gleich einen ſolchen Eindruck bey ihm, daß er ihr ſeine Ehrfurcht und die Wirkungen ſeiner Güte nicht verweigern konnte. Und wenn ſoll ſich das natürliche Mitleiden äußern, wenn es bey dem Anblicke der größten Widerwärtigkeiten, die einen Menſchen treffen können, nicht erweckt werden ſoll? Wie unglücklich waren dieſe Gefangnen nicht! Und ſollte dem Alexander gar nicht eingefallen ſeyn, daß er ſie ſo unglücklich gemacht hatte. Jedoch, die Leutſeeligkeit, die er gegen ſie blicken ließ, konnte ein bloßes Blendwerk für die Perſer ſeyn, die er durch eine Gnade, die ihm ſo wenig Ueberwindung koſtete, gewinnen wollte, deſto williger ſeine Sclaven zu werden. Ich würde ihn bewundern, wenn er ſie dem Darius, da ihn derſelbe auf eine ſo rührende Art darum bat, wieder zugeſchickt hätte, dann hätte er eine großmüthige Handlung verrichtet, da itzt ſeine Güte weiter nichts, als Klugheit und eine Sorgfalt für ſeine Sicherheit war. Denn es blieb doch immer möglich, daß er wider den Darius unglücklich ſeyn, und von ihm überwunden werden konnte. Hatte er die Siſygambis, die Statira und ſo viele andre perſiſche Fürſtinnen in ſeiner Gewalt, ſo konnte er niemals ſo viel verlieren, daß ſein Gewinn nicht allezeit ſeinen Verluſt hätte überſteigen ſollen.

Aber war es nicht großmüthig, daß er dem überwundnen Porus ſeine eroberten Reiche wiedergab?

Und was hatte Alexander für ein Recht, ihn zu überwinden, und ſeine Länder zu erobern? Der Krieg wider dieſen König war, wie ſeine meiſten Handlungen, die größte Ungerechtigkeit. Porus hatte ihn durch nichts anders beleidigt, als daß er nicht ſein Sclav, ſondern ein freyer König war. Er konnte mit Recht von ſeinem Ueberwinder verlangen, daß er ihm als einem Konige begegnen ſollte. Alexander gab ihm ſeine Länder wieder; ſie hatten ihn vorher zugehört; alſo war es keine Großmuth; er ſchenkte ihm neue Länder dazu, die er andern eben ſo freyen Fürſten oder Völkern geraubt hatte. Das iſt der Heuchler unter dem gemeinen Haufen, der den Wittwen und Wayſen Wohlthaten erzeigt, die er erſt ausgeplündert und in den elenden Zuſtand verſetzt hat, daß ſie ſeine Wohlthaten nöthig haben und annehmen müſſen. Eine außerordentliche Großmuth!

Wenn Alexander in der That großmüthig geweſen wäre, ſo würde er weniger rachbegierig gegen diejenigen geweſen ſeyn, die ſich ſeinen Waffen widerſetzten. Wie grauſam gieng er mit allen den Städten um, die es wagten, ihre Freyheit, oder die Rechte ihres Monarchen, dem ſie Treue geſchworen hatten, wider ihn zu vertheidigen. Man konnte ſeine Gnade nicht anders verdienen, als wenn man den Nacken ſclaviſch unter ſein Joch beugte. Sein Verfahren mit dem Bätis, der mit einem außerordentlichen Muthe, als ein großer Feldherr die Stadt Gaza zween Monathe lang wider ihn vertheidiget hatte, und den er, zur Belohnung ſeiner Treue gegen ſeinen rechtmäßigen Fürſten, um die eroberte Stadt ſchleifen ließ, um dem Achilles ganz zu gleichen,

chen, dieſes Verfahren allein ſollte ihm den Namen des Großen rauben. Er ahmte dem Achilles nach, welcher den todten Leichnam des Hektor dreymal um Troja herumſchleifte. Das heißt, er verdiente eben ſowohl, als Achilles, verabſcheut zu werden.

Bis hieher haben wir Alexandern noch auf ſeinen beſten Seiten betrachtet. Bis zum Feldzuge nach Aegypten hatte ſein Charakter noch einigen blendenden Glanz, der das Böſe deſſelben noch einigermaßen verdeckte. Aber nachdem er mit Gewalt für einen Sohn Jupiters gehalten ſeyn wollte, und ſein Glück alle ſeine Sinne umnebelt hatte, wurde ſeine Schande ſo ſichtbar, daß ſie ſo gar ſeinen Macedoniern, die von ihm bezaubert waren, deutlich in die Augen leuchtete. Die Niederträchtigkeit, womit er ſich den elendeſten Schmeichlern Preis gab, ſeine wilden Ausſchweifungen in den Wollüſten, in der Trunkenheit, im Zorne, machen, daß man ihn von der Zeit an nicht anders, als einen Unſinnigen betrachten muß, wofern man ihn noch einigermaßen entſchuldigen will.

Ich finde an dem Alexander nichts, das ich bewundere, als ſeinen Muth, ſeine Einſicht in die Wiſſenſchaft Krieg zu führen, ſeine Gegenwart des Geiſtes bey allen Vorfällen, ſeine außerordentliche Liebe zu den Wiſſenſchaften und den Gelehrten, und die Hochachtung gegen ſeine Mutter, die Olympias, die er aber dadurch nicht äußerte, daß er ihren Rathſchlägen beynahe niemals folgte, ungeachtet ſie durch ihr weiſes Verhalten in Macedonien nicht wenig dazu beytrug, daß er in Perſien ſo glücklich war. Allein ſo vortrefflich alle dieſe Eigenſchaften ſeyn mögen, ſo können ſie doch keinem Fürſten den Namen eines

Großen geben, wenn ſein Herz nicht groß, und keiner edlen und königlichen Empfindungen fähig iſt. Ein Fürſt mit den erzählten Eigenſchaften, wird niemals die Luſt der Völker werden; ſie werden nur machen, daß er den Weg zur Verabſcheuung eher findet, und ſchneller zurücklegt. Ohne ſie würde er, als ein mittelmäßiger Fürſt, vergeſſen worden ſeyn. Mit ihnen lebt er; aber ſo, daß ein jeder edler Geiſt lieber ewig vergeſſen, als auf eine ſolche Weiſe unſterblich zu ſeyn wünſchen wird.

Wenn alle dieſe Anmerkungen ihre Richtigkeit haben, wie ich nicht glaube, daß jemand daran zweifeln kann, ſo wird man, in Anſehung des ſittlichen Charakters, den Darius weit über den Alexander hinweg ſetzen müſſen. Seine Handlungen, die wir kennen, machen ihn liebenswürdig, und erwecken unſer Mitleid gegen ihn wegen der Schickſale, die er nicht verdiente. Jedoch eben dieſe Schickſale ſind es, die uns die Größe und Hoheit ſeiner Seele zeigen. Ein Ehrgeiz, der die anſtändigen Grenzen überſchritt, war ſein Charakter nicht; allein man kann ihm auch keine niedrigen und einem großen Fürſten unanſtändige Geſinnungen Schuld geben. Es iſt wahr, daß der Ton, in dem er in ſeinem erſten Schreiben an Alexandern redet, ſtolz und übermüthig zu ſeyn ſcheint; zumal da er ſchon ein Treffen wider ihn verloren hatte. Allein man wird ihm dieſes weniger zur Laſt legen, wenn man weiß, daß überhaupt die gewöhnliche Schreibart der perſiſchen Könige aufgeblaſen war; der Schwulſt war ihr Canzleyſtyl; wenn man ferner erwägt, daß Darius feindſeelig angegriffen worden war, ohne einigen Anlaß dazu gegeken zu haben, und daß man an dem perſiſchen Hofe von der Größe und Macht Macedoniens keine richtigen Begriffe hatte. Gerechtigkeit, Leutſeeligkeit, Güte, Empfindlichkeit gegen alles, was auch nur den Schein dieſer Eigenſchaft hatte, die größte Liebe gegen ſeine Unterthanen, und die ernſtliche Begierde, ſie glücklich zu machen, und eine außerordentliche Standhaftigkeit im Unglücke machen ſeinen ganzen Charakter aus. So beſchreiben ihn alle Geſchichtſchreiber, und ſo zeichnen ihn alle ſeine Thaten. Alexander beſchuldigt ihn zwar in einem Antwortſchreiben, daß er ſich ſeiner auf eine meuchelmörderiſche Weiſe zu entledigen geſucht habe. Dieſes wäre freylich keine edle Handlung, indem ſie ſich auch nach dem ſtrengſten Rechte des Krieges nicht entſchuldigen läßt. Allein es laſſen ſich wider die hiſtoriſche Gewißheit der Beſchuldigung ſtarke Zweifel erregen. Und wenn es auch gewiß wäre, daß Alexandern auf eine meuchelmörderiſche Weiſe nachgeſtellt worden wäre; können denn dieſes nicht die Miniſter des Darius ohne ſein Vorwiſſen veranſtaltet haben? Zum wenigſten iſt die ganze Aufführung des Darius nach dem Verluſte der Schlacht bey Iſſus die ſtärkſte Widerlegung dieſer Beſchuldigung. Wie wurde er nicht gerühret, als er das gütigere Bezeigen ſeines Ueberwinders gegen ſeine Gemahlinn vernahm? Er achtete ſeinen Feind hoch, aber dieſes that Alexander nicht; und er verdiente darum auch die Hochachtung eines ſo edelmüthigen Feindes nicht. Ungeachtet die billigſten Vorſchläge zum Frieden, die er ihm that, auf eine übermüthige Art verworfen wurden; ungeachtet ſein Feind ausdrücklich foderte, daß er ſein

Sclav werden ſollte: So fühlte er doch keine Empfindungen der Rache gegen ihn. Wahrhaftig! Unſchuldig angegriffen, ſeiner Länder, ſeiner Gemahlinn, die man auf das zärtlichſte liebet, ſeiner Mutter, ſeiner Tochter, und alles deſſen, was uns theuer iſt, unrechtmäßiger Weiſe beraubt, und wenn man ſeinem Feinde die deutlichſten Merkmaale einer edlen Hochachtung gegeben hat, verachtet, und auf eine ſehr ſchnöde Weiſe verachtet werden; und dennoch einen ſolchen Feind, wegen einiger guten Eigenſchaften, die man an ihm zu entdecken glaubt, noch hochſchätzen; wegen der Leutſeeligkeit, die gegen Unſchuldige eine unverletzliche Pflicht iſt, und eben nicht aus den reinſten und erhabenſten Abſichten bewieſen wird, die erhabenſten Empfindungen der Dankbarkeit gegen ihn haben; ja ſich faſt mit Freuden von ihm überwunden ſehen; und dieſe Geſinnungen noch in ſeinem Tode äußern; wahrhaftig das allein macht einen Fürſten gröſſer, als die Eroberung von mehr, als einer Welt. Das alles that Darius. Was verdiente Alexander, wenn er nicht bey der Nachricht von ſeinem Tode, es ſey nun aufrichtig, oder verſtellter Weiſe geſchehen, Thränen vergoſſen hätte? Man kann die Beſchreibung dieſes Todes nicht ohne die äußerſten Empfindungen des Mitleides leſen, und wenn ich mir den Darius auf einem Wagen von allen ſeinen Unterthanen, die er ſo ſehr geliebt hatte, verlaſſen, voll tödtlicher Wunden, die ihm Beſſus und die übrigen Verräther gegeben hatten, mit dem Tode ringend, und begierig, noch mit einem Trunke Waſſer ſeinen verſchmachteten Geiſt zu erquicken, damit er noch einmal ſeine ganze Hoheit zeigen könne; wenn ich mir ihn in dieſen Umſtänden vorſtelle: So haſſe ich den Alexander mehr, als den Beſſus, und glaube, daß er faſt eben das Schickſal verdiene, womit die Verrätherey dieſes Nichtswürdigen vergolten wurde. Ich glaube, daß es meine Pflicht iſt, ſo zu denken, weil ich ein Menſch bin. Wie lehrreich iſt dieſes Schauſpiel für große Monarchen! Wie erhaben aber ſind die Worte, in welchen der ſterbende Darius ſeine Geſinnungen gegen Alexandern äußerte! Dieß, ſagte er, als ihm ein macedoniſcher Soldat auf ſein Erfordern einen Becher Waſſers darreichte; dieß iſt der letzte und härteſte Streich meines Unglücks, daß ich eine ſolche Wohlthat genießen, und doch nicht im Stande ſeyn ſoll, ſie einigermaßen zu vergelten. Doch Alexander, deſſen Gütigkeit gegen meine Mutter, gegen meine Gemahlinn und gegen meine Kinder Gott belohnen mag, wird ohne Zweifel deine Freundlichkeit gegen mich nicht unvergolten laſſen. Wenn du ihm alſo dieſe Begebenheit berichteſt, ſo ſage ihm, daß ich ihm meine rechte Hand zum Zeichen gebe, daß ich ſeine Gütigkeit erkenne. Hierauf reichte er dem Macedonier ſeine Hand dar, und gab ſeinen Geiſt auf.

Seine Liebe zu ſeinen Unterthanen und ſeine Begierde, die Glückſeeligkeit aller ſeiner Länder zu befördern, iſt etwas Außerordentliches. Er hat ſie in den größten Gefahren geäußert. Als er nach dem Verluſte des Treffens bey Iſſus genöthigt war, die Flucht zu ergreifen, ſo war ſeine Perſon und ſein Leben außer aller Gefahr, wenn er dem Rathe derer gemäß, die um ihn waren, eine Brücke hinter ſich abwerfen ließ. Allein da, wenn dieß geſchah, der Untergang eines großen Theils ſeines flüchtigen Heeres gewiß war, ſo erklärte er ſich auf eine großmüthige Art, daß er ſich auf dieſe Weiſe nicht retten, und lieber ſterben, als ſein Leben mit dem Verluſte ſo vieler Unterthanen erhalten wollte. Wo finden wir von Alexandern eine einzige ſo großmüthige Handlung? Vielleicht könnte ſein Verhalten gegen ſeinen Arzt, Philippus, welcher bey ihm beſchuldiget worden war, daß er ihm Gift geben wollte, damit verglichen werden, wenn nicht alle Umſtände dieſer That zeigten, daß er allzuviele und allzuſtarke Beweiſe von der Treue deſſelben gehabt, als daß man ſein Vertrauen auf ihn eine wahre Großmuth nennen könnte. Wenn Darius gegen einige Ausländer Ungerechtigkeiten begangen hat, ſo ſind ſie der großen Liebe gegen ſeine eignen Unterthanen zuzuſchreiben. Er hätte ſeinem Tode vielleicht noch entfliehen können, wenn er einiges Mißtrauen in ihre Treue ſetzen wollen. Wie groß war die Erklärung, daß er zu ſeinem Tode bereit ſey, wenn ihn ſeine Unterthanen für unwerth hielten, länger über ſie zu herrſchen. Nachdem ich ſo viel von ſeiner Liebe zu dem allgemeinen Beſten geſagt habe, würde ich wenig ſagen, wenn ich von ſeiner Zärtlichkeit ſeiner Gemahlinn und ſeiner Familie redte.

Ich hätte dieſen Charakter noch weit liebenswürdiger vorſtellen können, wenn ich ihn in ſeinen meiſten Handlungen und in allen kleinen Umſtänden derſelben hätte zeigen wollen. Allein ich will ſein Lobredner nicht ſeyn, und ſolches denen überlaſſen, welche ſelbſt zu edel ſind, als daß ſie ſich wirklich große und edle Empfindungen eines andern entgehen laſſen ſollten. Die Leſer mögen ſelbſt den Ausſpruch thun, wer größer geweſen ſey, Alexander oder Darius.

* * *

XVI.

Von der
Gewalt der Zeit
und der Umſtände
über die
Leidenſchaften.

Von der
Gewalt der Zeit und der Umſtände über die Leidenſchaften.

Die Secte der Stoiker, die in allen ihren Lehrſätzen übertrieben war, verwarf nicht allein alle Nachſicht gegen die Leidenſchaften, ſondern wollte dieſelben ganz aus den menſchlichen Seelen ausgerottet haben. In der Meynung, daß ſie die Quelle der meiſten ſittlichen Unordnungen in der Welt wären, unterſuchten ſie nicht, warum ſie ſolches wären, ſondern ſchloſſen, daß ſie keinen Nutzen hätten, und von uns als Feinde angeſehen werden müßten, ohne deren Untergang wir nicht ſicher ſeyn könnten. Allein ſie haben Vertheidiger gefunden, und ſie ſind uns zu natürlich, als daß ſie ohne Beſchützer bleiben ſollten. Sie ſind die Lebensgeiſter unſrer moraliſchen Natur. Ohne ſie würde die Seele müßig, und von allzuträger und unwirkſamer Beſchaffenheit ſeyn. Sie ſetzen den Menſchen in Bewegung und machen ihn zu einem geſchäftigen Einwohner der Welt. Und wenn nur ihr Trieb gemäßigt iſt; wenn ſie eingeſchränkt bleiben; wenn ihnen keine wilde Herrſchaft über die Seele verſtattet wird: So iſt auch ihr Einfluß in die menſchliche Glückſeligkeit groß und unausbleiblich. Die Menge geſunder Säfte macht den Körper ſtark, wenn ſie nach den verſchiednen Verhältniſſen ſeiner Theile gegen einander gehörig vertheilt ſind. So hängt auch die Stärke der Seele von den Leidenſchaften ab; allein ſie müſſen wohl geordnet, und ſich nicht ſelbſt überlaſſen ſeyn. Dieſe Ordnung aber fehlet; die Begierden ſind in ihrem natürlichen Zuſtande unſre Tyrannen; bald ruhen ſie in unſrer Seele, bald wüten ſie. Wo ſie ſtark ſeyn ſollen, wirken ſie langſam; wo ſie ſchwach oder gar nicht wirken müßten, gerathen ſie gemeiniglich in eine Wallung, die ſich mit dem Untergange unſrer Ruhe und Zufriedenheit endigt. Daher haben es die Sittenlehrer eine ihrer vornehmſten Beſchäftigung ſeyn laſſen, auf Mittel zu denken, durch welche die Begierden gezwungen werden könnten, nur ſo zu wirken, wie es die menſchliche Glückſeeligkeit erfodert. Einige haben die Vernunft zur Beherrſcherinn derſelben machen wollen. Allein ſie hat ſelten oder niemals Stärke genug, dieſe ſo ſehr zur Unruhe geneigten Unterthanen zu regieren. Sie hat Rebellen zu beherrſchen, die nur allzuoft das Glück haben, ſie ihrer Herrſchaft zu berauben. Andre Moraliſten, welche durch die Erfahrung überzeugt wurden, daß die Vernunft zur Regierung unſrer Begierden zu ſchwach wäre, haben verſucht, ob ſie ſie dadurch in Ordnung bringen könnten, daß ſie Leidenſchaften wider Leidenſchaften wafneten. Sie haben der Begierde nach dem Vergnügen, die Begierde nach Ehre, und beyden den Geiz entgegen ſtellen wollen. Allein auch dadurch iſt nichts wider ſie ausgerichtet, ſondern der Aufſtand der Leidenſchaften nur allgemeiner und gefährlicher geworden. Und dennoch erhält immer eine Begierde das Uebergewicht und bleibt die herrſchende Leidenſchaft der Seele. Endlich haben andre Philoſophen die Hülfe, die ſie wider die Unordnung der Affecten nicht bey der Vernunft, und noch vielweniger bey den Leidenſchaften ſelbſt finden können, bey der Zeit und bey den verſchiednen äußerlichen Umſtänden des Menſchen geſucht. Man hat ihnen eine Gewalt zugeſchrieben, die ihnen die Erfahrung abſpricht. Alle Begierden, ſagt man, haben ihre Zeit; Neue Umſtände, neue Leidenſchaften.

Wer weiß nicht, daß man nach dieſem Grundſatze der Jugend die Wolluſt, den männlichen Jahren die Ehrbegierde, und dem Alter ein finſtres mürriſches Weſen nebſt dem Geize zugetheilet hat?

Allein die Erfahrung beſtätigt dieſe Vertheilung der Leidenſchaften unter die verſchiednen Zeitalter des Menſchen nicht. Sie wird uns vielmehr durch unzählige Beyſpiele überführen, daß, wenn ſich eine Leidenſchaft der menſchlichen Seele vor allen andern ſo bemächtigt, daß ſie den Namen der herrſchenden verdient, ſie nicht allein in den frühſten Jahren ſich über die andern empor gezwungen habe, ſondern auch ihre Herrſchaft, wo ſie nicht durch die Vernunft, oder die noch höhere Gewalt der Religion eingeſchränkt und regiert wird, in allen Zeitpunkten des menſchlichen Lebens behaupte, ob ſie gleich nach den verſchiednen Zeiten und Umſtänden in vielerley Geſtalten erſcheinen, und bald lebhafter, bald ſchwächer und geruhiger in ihren Wirkungen ſeyn wird. Man darf nur dem Laufe der menſchlichen Leidenſchaften mit einiger Aufmerkſamkeit zugeſehen haben, oder ſich ſelbſt unterſuchen und kennen lernen: So wird man daran nicht zweifeln können. Domitian verſchließt ſich im Anfange ſeiner Regierung in ſeine Zimmer, und ſeine ganze Freude in ſeiner Einſamkeit iſt die, daß er mit einem ſpitzigen Griffel die Fliegen an der Wand ſpießen kann. Der Kenner des menſchlichen Herzens erblickt in dem Fliegenmörder, der außer ſich iſt, wenn ihm kein Wurf mislingt, den Tyrannen. Seine Leidenſchaft iſt Schadenfreude; die Wirkungen ſind verſchieden, verdienen in dem einen Falle verlacht, und in dem andern verabſcheut zu werden, machen den Fliegenmörder verächtlich, und den Tyrannen zum Ungeheuer, das werth iſt, von der Erde vertilgt zu werden, aber die Leidenſchaft iſt immer dieſelbe. Als Kaiſer verurtheilte er niemanden, ohne ihm vorher Hoffnung zur Gnade gemacht zu haben. Das gewiſſeſte Merkmal eines ſchrecklichen Ausganges war die Sanftmuth, die er im Anfange ſeines richterlichen Ausſpruches äußerte. Er befiehlt dem Senate, daß Urtheil über einige zu ſprechen, die man des Verbrechens der beleidigten Majeſtät beſchuldigt hat. Er erklärt ſich, daß er aus dem Urtheile der Richter abnehmen wolle, wie lieb er ihnen ſey. Der Senat wird dadurch bewogen, ſie zu der Todesſtrafe zu verdammen, die in den Rechten der Vorfahren auf dieſes Verbrechen geſetzt war. **Domitian** kömmt in den Senat, ſtellt ſich an, als ob er ſich vor einem ſolchen Urtheile entſetze, und die Strenge deſſelben gelindert wiſſen wolle. Und was ſagt er? Erlaubt mir, verſammlete Väter des Raths, die Bitte, wiewohl ich mir von eurer Neigung gegen mich die Erfüllung derſelben kaum verſprechen darf; laßt mich euch bitten, daß die Verurtheilten ſich ihren Tod ſelbſt wählen dürfen. Man erwartet bey dem Eingange ſeiner Rede ihre Losſprechung; man hoft, er werde ihnen das Leben laſſen, und er läßt ihnen nur die Wahl des Todes. Er will zu einer andern Zeit einen von ſeinen vertrauteſten Freunden hinrichten laſſen; er ſchmeichelt ihm niemals mehr, als vor dem Tage ſeines Unterganges; aber immer iſt bey ihm die größte Güte, der gewiſſeſte Vorbote einer unmenſchlichen Grauſamkeit. Wer kann glauben, daß dieſe ſchreckliche Leidenſchaft ſich ſeiner Seele erſt auf dem Throne bemächtigt habe? Wenn wir die Geſchichte ſeiner Kindheit und Jugend hätten: So ſähen wir ihn vielleicht mit einer tückiſchen Freude die Vögel erdrücken, die er erſt auf ſeine Hand gelockt hat, oder ſeinen Spielgenoſſen mitten unter den Umarmungen derſelben ein Bein unterſchlagen und ſie zu Boden werfen. Der Sultan, der zur Eroberung der Inſel Rhodus Millionen Menſchen aufopferte, weil er keinen Wein lieber, als den rhodiſchen trank, würde als ein gemeiner Janitſchar einen Aufruhr erregt, die Abſetzung des Veziers und Sultans verlangt, und das Serail geſtürmt haben, um den Caffee wohlfeiler trinken zu können.

Wie ſehr iſt, ſagt man, Sejan durch ſeine glücklichen Umſtände verderbt worden! Man konnte, da er ſich noch in ſeiner Niedrigkeit befand, auch nicht, einen Schatten von den Leidenſchaften an ihm bemerken, die ihn itzt beherrſchen. Was für ein übermüthiger Stolz in ſeinem Betragen! Mit welchem Trotze begegnet er nicht allen, die nur eine Stuffe niedriger ſind, als er! Wie gern ſieht er einen Schwarm gebückter Clienten zu ſeinen Füßen herum kriechen! Er erweiſet niemanden auch nicht die geringſte Gefälligkeit, wenn ſie ihm nicht durch die niederträchtigſten Lobeserhebungen abgeſchmeichelt wird. Wie hart und grauſam empfängt er nicht diejenigen, ſo etwas bey ihm zu ſuchen haben! Er iſt kein Herr, ſondern ein Tyrann ſeiner Bedienten. Die geringſte Nachläßigkeit wird ihnen zum gröbſten Verbrechen angerechnet. Es iſt ein wahres Leiden, wenn man Wohlthaten von ihm annehmen muß, und ſeine gröſte Höflichkeit iſt Verachtung. Wer hätte das von ihm erwarten ſollen? Er war vor ſeinem Glücke ſo gefällig; ſo begierig, ſich alle Menſchen zu verbinden, ſo leutſeelig, ſo voll Ehrfurcht gegen die, die über ihn waren, ſo demüthig ſelbſt gegen die, die geringer und niedriger waren, als er. Wem hätte es einfallen können, daß ſich in einem Geſichte, welches in einer jeden Mine Ergebenheit gegen die ganze Welt war, ſo hochmüthige Runzeln aufziehen könnten? Aber neue Umſtände, neue Leidenſchaften. Neue Leidenſchaften? Nein, Sejan iſt noch immer derſelbe; er erniedrigte ſich nur, damit er andre kriechen ſehen könnte. Er iſt noch eben daſſelbe Inſect. Er kroch in allen Vorzimmern der Groſſen und um alle Bedienten herum, um ſich einſpinnen zu können. Man betrachte ihn nur genau; es iſt noch immer eine Raupe; ſie hat nur Flügel.

Die Menſchen pflegen gemeiniglich ihre Ausſchweifungen denen Umſtänden zuzuſchreiben, in denen ſie ſich befinden, da doch die Urſache derſelben in ihnen ſelbſt, nämlich in ihren herrſchenden Leidenſchaften liegt. Sie können an keinem gefährlichern Irrthume krank liegen, als dieſer iſt. Aufidiens herrſchende Leidenſchaft iſt die Eitelkeit, durch die Pracht in ſeiner Kleidung ſichtbar zu werden. Er verſchwendet alle Reichthümer, die ſeine Vorfahren mit ſo großer Mühe vielleicht in einer zwar anſtändigen aber doch nicht koſtbaren, vielleicht auch in einer gemeinen und ſchlechten Kleidung aufgeſammelt haben, damit er nur ſeine thörigte Begierde befriedigen könne. Der Schneider kömmt nicht aus ſeinem Zimmer; die geringſte Aenderung in der Mode nöthigt ihn zur Verfertigung eines neuen Kleides. Und eins iſt immer prächtiger, immer reicher, und theurer, als das andere. Und wenn man ihn nicht genau kennte; So ſollte man ihm wohl die Ehre anthun, und glauben, daß er eine rechte ſpartaniſche Kleiderordnung einführen würde, wenn er nur im Lande etwas zu gebiethen hätte; für einen ſo abgeſagten Feind aller ausſchweifenden Pracht erklärt er ſich. Ich, ſagt er, habe keine Freude an der Pracht, die itzt ſo eingeriſſen iſt; muß man nicht gekränkt werden, wenn man ſich der edlen Einfalt ſeiner Vorfahren in ihrer Tracht erinnert? Wie gern trüge ich mich nicht ſo koſtbar! Aber wer kann die Zeiten ändern? Man muß ſich von ihrem Strome fortreißen laſſen. Kann ich mich ſittſamer tragen, ohne verachtet zu werden? Er kennt, oder will vielmehr ſeine Leidenſchaft nicht kennen. Aber verſetzt ihn nur aus der Stadt, wo die Pracht ſo eingeriſſen iſt, wo er nicht wider den Strom ſchwimmen kann, aufs Land; laßt ihn einmal nicht mehr ſo vornehm ſeyn; die Leidenſchaft wird bleiben. Der Bauer wird feiner Tuch tragen, als er tragen ſoll; er wird den gnädigen Junker ſeiner Treſſen wegen beneiden, und, um ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, ſeinen bunten Latz mit ſilbernen Knöpfen beſetzen laſſen.

„Meine Leidenſchaft iſts nicht, Aufwand zu „machen; ich bin kein Freund von der Verſchwendung„. Kein Freund von der Verſchwendung? Aber warum überſteigt denn, wenn ſie die kleine Frage, der Leidenſchaft wegen, die ſie nicht haben, erlauben wollen, ihre Ausgabe die Einnahme ſo weit? „Wie will mans anders machen? man lebt am Hofe, „der Aufwand iſt unvermeidlich„. So? Doch, Herr Rath, Herr Secretär, Herr Kammerdiener, Herr Laquay von Herrn Laquay, wie lange iſt es her, daß ſie banquerot werden und die halbe Stadt betrügen müſſen, um dem Hofe Ehre zu machen?

Seneca hatte eine Närrinn ſeines Weibes, als ein Erbübel in ſeinem Hauſe zu unterhalten; denn er ſelbſt brauchte, wie er ſagte, keine; wenn er lachen wollte, lachte er über ſich ſelbſt. **Harpaſte**, ſo hieß ſie, ward blind, und was dabey merkwürdig war, ſie glaubte nicht, daß ſie blind wäre. Sie fragte ihren Führer beſtändig, ob ſie nicht ausziehen wollten; das Haus wäre ſehr finſter. Sind diejenigen, welche die thörigten Handlungen, die ſie vornehmen, in den Umſtänden außer ſich ſuchen, ſie vielleicht der Zeit zuſchreiben, worinnen ſie leben, und gar nicht auf die Leidenſchaften fallen, von denen ſie ſo tyranniſch beherrſcht werden, ſind ſie weiſer, als dieſe blinde Närrinn des Seneca? und vielleicht war **Harpaſte** noch klüger. Denn ſie wollte doch ausziehen, und das Haus verlaſſen, das ſo finſter war. Aber die Menſchen mögen weder die Zeiten, noch die Umſtände ändern, denen ſie doch die Thorheiten zuſchreiben, die ſie eigentlich in ihren Leidenſchaften aufſuchen ſollten.

Man ſagt, **Aemil** ſey durch die Zeit ganz verändert worden; ſeine Begierde nach Ehre, nach Lobſprüchen und Schmeicheleyen habe ſich in eine großmüthige Verachtung derſelben verwandelt. Ehe er zum Beſitze der Würden gelangte, die ihn itzt alles genießen laſſen, was nur der menſchlichen Eitelkeit ſchmeicheln kann, war er die Eitelkeit ſelbſt. Er verabſäumte nicht die geringſte Gelegenheit, wo er ſich der menſchlichen Hochachtung bemächtigen konnte; er miſchte ſich in alle Angelegenheiten, bey denen er ſich in einiges Anſehen zu ſetzen hoffte. Ein Lob mochte noch ſo nichtsbedeutend ſeyn, er ſchlug es niemals aus. Der Durſt nach Ehre, der ſo unerſättlich zu ſeyn ſchien, iſt geſtillt. Wie ruhig iſt ſeine herrſchende Leidenſchaft geworden! Die Zeit hat ihm die Augen geöffnet. Seine itzige Größe macht ihn nicht übermüthig. Er iſt das Widerſpiel vom **Sejan.** Er überhäuft nun andere mit den Ehrenbezeugungen, die er mit einem ſo brennenden und ungeduldigen Verlangen ſuchte. Man mag ihm noch ſo viel Hochachtung beweiſen; man mag ihm noch ſo ehrerbietig begegnen; man bemerkt doch die geheime Freude nicht an ihm, die die Eitelkeit ſo wenig verbergen kann. Ehedem erweckte ein unehrbiethiges Wort gegen ihn, ein Blick, der ſich nicht tief genug vor ihm demüthigte, ſeinen ganzen Zorn, und er hatte doch kein Recht, die Ehrfurcht zu fodern, die ihm itzt jedermann zu erweiſen ſchuldig iſt; itzt aber kann er ſelbſt Beſchimpfungen ertragen. Er verſchwieg die Wahrheit, wenn er glaubte, daß ſie misfallen und ihm Verachtung zuziehen könnte. Scheint ihn in ſeinen veränderten Umſtänden die Eitelkeit nicht ganz verlaſſen zu haben! Hat er nicht mit der Zeit die Nichtigkeit aller menſchlichen Ehre einſehen lernen? Wie wenig kennt man den Menſchen, wenn man ſich beredet, **Aemils** Eitelkeit ſey durch die Zeit geſchwächt und unterdrückt worden! Er iſt nicht mehr ſo ſehr, als ſonſt, nach Lobſprüchen begierig. Warum? Er glaubt der Hochachtung, der Ehrfurcht, und der Anbetung der Welt ganz verſichert zu ſeyn; kleine, gemeine Lobſprüche verachtet er, weil er ſich beredet, daß ſeine Verdienſte dadurch beſchimpft werden. Er iſt nicht mehr ſo geſchäftig, miſcht ſich nicht mehr in ſo viele Angelegenheiten, als vorher? Deſto aufmerkſamer iſt er auf die Gelegenheiten, wo ſeine Handlungen viel Aufſehen, und ein Geräuſche machen, das weit gehört werden kann. Er achtet Beſchimpfungen nicht? Er glaubt über ſie erhoben zu ſeyn. Er läßt diejenigen, die unter ihm ſind, ſeine Größe auf keine beleidigende Art empfinden, und vergißt in ihrer Geſellſchaft beynahe, wer er iſt? Der eitle **Aemil!** Man muß ihn ſehen, wenn er mit Perſonen umgeht, die ihm an Ehre gleich, oder gar noch höher ſind, als er. Wie hoch trägt er da ſeine Stirne! Wie finſter wird ſein Auge, wenn er von ihnen nicht Ehre genug empfangen zu haben glaubt! Er ſagt die Wahrheit, ohne Scheu, ohne Furcht, mit ſeiner Offenherzigkeit zu beleidigen. Und warum? Er iſt eitler, als jemals; Er achtet itzt die Menſchen zu wenig, als daß er ſich ſo, wie ehedem zwingen ſollte.

Hat der Menſch einmal einer Leidenſchaft die Oberherrſchaft über ſich verſtattet: So wird ſie ihn in keinen Umſtänden verlaſſen. Sie wird in dieſen langſamer, in andern ſchneller und gewaltſamer wirken; ihre Herrſchaft wird ſich in einigen weiter erſtrecken, als in andern; in dieſen wird ſie kaum zu bemerken ſeyn, in jenen wird ſie die Augen der ganzen Welt auf ſich ziehen. Ihre Ausſprüche werden verſchieden ſeyn, und ihre Wirkungen einander zu widerſprechen ſcheinen. Allein der Menſch wird von eben der Leidenſchaft immer regiert werden. **Carl der** fünfte wird, da er alle ſeine Kronen niederlegt, von eben der Leidenſchaft getrieben, die ihn in ſeiner Jugend anfeuerte, immer neue Eroberungen zu machen. Er wird auf dem Thron und in ſeiner Einſamkeit von einem Affecte beherrſcht. Er wollte die Aufmerkſamkeit der Welt, die er ſchon zu verlieren anfieng, und durch keine neuen Siege und Eroberungen mehr unterhalten konnte, wieder erwecken und auf ſich ziehen; darum dankte er ab. **Cäſars** herrſchende Leidenſchaft war ein Stolz, der in der Republik niemanden über ſich leiden konnte. Wäre er zu einem Klopffechter gebohren worden: So würde er der erſte und berühmteſte Klopffechter haben ſeyn wollen.

Zeit und Umſtände haben freylich einen groſſen und merkwürdigen Einfluß in unſre Leidenſchaften; aber ſie allein können dieſelben niemals beſſern, oder ganz aus einer Seele wegſchaffen, welche ſie ihrer Tyranney unterworfen haben. Sie werden denſelben entweder nur Raum geben, ſich zu zeigen, oder werden ſie nur auf einige Zeit in ihren Wirkungen einſchränken. Eine herrſchende Leidenſchaft muß eben nicht ſtets auf einerley Gegenſtände gerichtet ſeyn. Zeit und Umſtände können ihre Richtung ändern. Die Begierden gewinnen ſelbſt durch die Abwechslung neue Kräfte, und ſetzen ſich eben dadurch, daß ſie ſich in ihren Richtungen verändern, deſto feſter in unſern Seelen. Daher kommen die unzähligen Geſtalten, die ein einziger Affect annehmen kann; Geſtalten, die ſo ſehr verſchieden ſind, daß man ſehr aufmerkſam ſeyn muß, wofern man ſich von ſo vielen, und oft auf eine unglaubliche Weiſe abgeänderten Verkleidungen einer einzigen Begierde nicht hintergehen laſſen will. Verliert man ihre Spur nur einmal aus den Augen: So iſt man leicht zu bereden, daß ſie verſchwunden ſey, und ſie iſt doch immer da. So irrt man ſich in der Einbildung, daß nur ſelten die Jugend herrſchende Leidenſchaften habe. Weil der herrſchende Affect derſelben ſelten einen gewiſſen beſtimmten Gegenſtand lange verfolgt, ſondern vielmehr von einem auf den andern forthüpft, ſo ſcheint es freylich unachtſamen Augen, als ob ſich bey ihr noch keine Begierde vor der andern entwickelt hätte. Dieſe Entwicklung erfolgt auch bey einigen langſamer, bey andern ſchneller; aber ſie geht doch in der Jugend ſchon vor ſich. Aſiens Bezwinger war im Knaben ſchon Alexander. Die Thränen, welche der noch kleine macedoniſche Erbprinz über die Eroberungen ſeines Vaters vergoß, enthielten ſchon den Wunſch ſeines männlichen Alters, daß er noch andre Welten, als dieſe, zu bezwingen haben möchte. Von Gemüthern, die ſich von kriechenden und niederträchtigen

Leidenſchaften bewegen und treiben laſſen, erwartet man in glücklichern Umſtänden vergebens edlere und beſſere Begierden. Ein Pferd von einer unedlern Art, erhält durch ein vergüldetes Geſchirr kein ſchöneres Anſehen; die Häßlichkeit deſſelben fällt nur mehr ins Auge. Eben ſo können wilde, feurige und ſtolze Leidenſchaften durch unglückliche Umſtände eingeſchränkt, aber niemals durch ſie gebrochen und unterdrückt werden. Viele Begierden ſcheinen zwar vom Alter überwunden zu ſeyn. Allein man muß ſich vom Anſcheine nicht verführen laſſen. Weil ſie vom Körper nicht mehr unterſtützt werden können, und das ſchleichende matte Blut ſich nicht mehr von ihnen anfeuern läßt: So ziehen ſie ſich in die Seele zurück, und gehen um ſo viel tyranniſcher mit ihr um, je weniger ſie durch die gewohnten, nunmehr aber verſchloßnen Wege des Körpers herausbrechen können. Der Greis, deſſen Cabinet voll Schildereyen entblößter Frauenzimmer und Liebesgötter hängt, dem noch eine jede ſchlüpfrige Ode im Horaz gefällt, der im **Bayle** alle Stellen unterſtreicht, die man, ohne roth zu werden, nicht leſen kann, mag noch ſo ein ehrwürdiges Haar haben, vielleicht auch wider die Ueppigkeit der itzigen Zeiten eifern, und eingezogener, als ein Einſiedler leben; Er wird doch niemanden betrügen. Die geheimen und ſchwachen Freuden des Alters verrathen den herrſchenden Affect der Jugend und der männlichen Jahre. Die Wolluſt iſt immer ſein Tyrann geweſen, und iſt es noch.

Aber nicht allein aus Geſprächen, Zeitvertreiben, und Ergetzlichkeiten der Alten, ſondern ſelbſt aus ihrem Verdruſſe, aus der Art und dem Gegenſtande deſſelben kann die Begierde erkannt werden, welche ſich immer auf dem Throne behauptet, und durch keine Zeit und keine Umſtände zu verändern iſt. Oft kehrt eine Leidenſchaft, die nicht mehr außerhalb der Seele wirken, und die Gegenſtände nicht mehr genießen kann, durch deren Beſitz und Genuß ſie ſich befriedigt wiſſen will, ihre Stärke wider ſich ſelbſt; der Menſch glaubt ſeine alten Begierden zu haſſen, und ſelbſt dieſer Haß iſt Liebe, und ein Beweis, daß er noch immer von ihnen beherrſcht wird.

Arinde war in ihrer Jugend ſchön. Aber niemand hat ſich auch im Spiegel mehr gefallen, als ſie. Denn ſie declamirt in ihrem ſechzigſten Jahre wider die Schönheit, und ſie iſt doch nicht häßlich, ob ſie gleich alt iſt. Die neuen Moden überhaupt, und die häufigen und ſchnellen Abwechslungen und Veränderungen derſelben ſind ihr unausſtehlich; ſie kann den Leichtſinn des heutigen Frauenzimmers nicht begreifen. Denn ſie war vor dreyßig Jahren diejenige, welche der Stadt die Moden gab, ſie mit einer unumſchränkten Gewalt unterſagte, und einführte. In Geſellſchaft ſpricht ſie nur viel und ſehr laut, weil ſie noch keinen Zahn verloren hat, und ihre Zähne ſehr weiß ſind; ſonſt iſt ſie ſo ſittſam, ſo zurückhaltend, und ſchlägt die Augen ſo züchtig nieder; denn vor dreyßig Jahren waren ſie voll Feuer, des Beyfalls, und wie man ſagt, ihrer Eroberungen gewiß. Sie beklagt die jungen unverſtändigen Frauenzimmer, die ihre Ehre und ihr Vergnügen in einem Schwarme von Verehrern ſuchen; ſie haßt die

Mannsperſonen; ſie ſind ihr unerträglich. Denn die Zeit ihrer Herrſchaft iſt vorbey, und die ſo unerträglichen Mannsperſonen haben ſie verlaſſen. Dieſe Declamationen gegen die Schönheit, die Verachtung der Moden, ihre niedergeſchlagenen Augen, ihr Haß gegen unſer Geſchlecht ſind die Coquetterie des Alters.

Du haſt dich ſo bald überreden laſſen, ſchreibt **Seneca** an ſeinen **Lucil**, daß ein gewiſſer ein rechtſchaffner Mann ſey, und die Herrſchaft über ſeine Begierden auf einmal erobert habe. Allein man kann nicht ſo geſchwind ein rechtſchaffner Mann, auch nicht ſo bald dafür bekannt werden. Er iſt gewiß noch weit davon entfernt. Wenn er wüſte, was zu einem rechtſchaffnen Manne gehörte, ſo würde er ſich nicht einbilden, daß er es ſchon wäre. Aber er hält nichts auf Laſter; er verachtet diejenigen, welche ſich ihren Begierden Preis geben? Das thun auch die Laſterhaften; diejenigen am meiſten, die ihre Leidenſchaften am wenigſten bezähmen können. Das iſt eben die größte Strafe der Laſter und Leidenſchaften, daß ſie ſich ſelbſt misfallen. Aber er haßt diejenigen, die ihr Glück und ihre Macht misbrauchen? Auch dieſer Haß iſt kein Beweis, daß er ſich ſeines Glückes recht gebrauchen werde. Die Begierden verſtecken ſich bey den meiſten Menſchen, weil ſie ſchwach ſind. Selbſt giftige Schlangen können ohne Gefahr angegriffen werden, wenn ſie vom Froſte ſtarr ſind. Es fehlt ihnen nicht an Gifte; ſie können ihren Gift nur nicht gehen laſſen. Sie werden verwunden, ſo bald ſie erwärmt werden. Viele ſind grauſam, hochmüthig, wollüſtig;

man ſucht dieſe Leidenſchaften nicht bey ihnen, weil ſie von ihren Umſtänden zurückgehalten und eingeſchränkt werden. Ihre Umſtände ändern ſich, und aus dem, was ſie nunmehr thun, ſieht man, was ſie vorher thun wollten.

Die Zeit alſo entdeckt entweder verborgne Leidenſchaften, oder vermehrt ſie, oder nützt ſie ab, und macht ſie ſtumpf. Das iſt aller Einfluß, den ſie auf unſre Begierden hat. Günſtige Umſtände breiten ihre Wirkungen weiter aus; widrige und unglückliche Umſtände zuſammen hindern den Ausbruch derſelben, und mindern ihre Heftigkeit. Beyde, Zeit und Umſtände, zuſammen ändern wohl ihre Richtung; aber ſie rotten ſie nicht aus. Beyde machen ſie nicht beſſer, öfter aber noch ſchlimmer und ſchädlicher. So gemein alſo die Vorurtheile ſind, daß die Jugend ausbrauſen müſſe; daß die Leidenſchaften in die Länge nicht dauren, und die Zeit klüger mache: So thöricht ſind ſie. Aber wenn wir den Sieg über die Leidenſchaften und eine ſo ordentliche Herrſchaft über ſie, die unſre Glückſeeligkeit beſchleunigt und erhöht, ſelten von der Vernunft, und niemals von Zeit und Umſtänden erwarten dürfen: Was kann ſie ſonſt beſſern und in Ordnung bringen? = = **Die Religion.**

XVII.

Von den
Hinderniſſen
einer
richtigen Beurtheilung
der heidniſchen Tugenden.

Von den Hinderniſſen einer richtigen Beurtheilung der heidniſchen Tugenden.

Wenn die Tugenden natürlicher Menſchen mit dem offenbaren Vorſatze beurtheilt und unterſucht werden, ihnen alle ihre Ehre ſtreitig zu machen, und ſie von ihrer Höhe unter dem Pöbel unberühmter, gemeiner, oder gar laſterhafter Handlungen hinabzuſtoßen: So iſt das nicht nur ein feindlicher Angriff auf die Würde der ganzen menſchlichen Natur, ſondern ſelbſt eine frevelhafte und undankbare Beleidigung ihres Schöpfers. Alle Rechtſchaffnen, die eine wahre Ehre darinnen finden, daß ſie Menſchen ſind, können ein ſolches Unternehmen nicht ungeahndet laſſen, ſondern müſſen es verabſcheuen. Und was kann ein Menſch, der ſeinen Ruhm in der Beſchimpfung ſeines eignen Weſens ſucht, anders erwarten, als Verachtung und Haß? Wer kann denjenigen mit Achtung anſehen, der ſich an der häßlichen Beſchäftigung vergnügt, das Gute ſo lange zu mishandeln, bis es die Geſtalt des Laſters gewinnt? Man kann Menſchenliebe beſitzen; man kann tugendhaft ſeyn, und doch vielleicht ein

Mistrauen in die ſcheinbarſten Handlungen ſeiner Nebenmenſchen ſetzen. Denn man kann zu ſeinem Schaden von ſolchen, denen man das beſte Herz zugetraut hatte, betrogen worden ſeyn; viel Unglück kann uns finſter und furchtſam gemacht haben, und wir können ſelbſt durch unſer Temperament argwöhniſcher werden, als wir vielleicht bey einem flüchtigern und leichtern Blute ſeyn würden. Aber wo jemand ſein Geſchäfte daraus macht, alle Tugenden um ſich herum zu erniedrigen, ſollten ſie auch nur in ſeinen eignen Augen erniedrigt werden: So iſt das entweder eine kriechende Eitelkeit, die wegen des Mangels eigenthümlicher Verdienſte nicht zugeben will, daß andre über ihr erhoben zu ſeyn ſcheinen ſollen, oder es iſt gar eine nichtswürdige Verzweiflung über ſeine eigne Laſterhaftigkeit. Wer das thut, muß alle Hoffnung zu ſeiner eignen Beſſerung aufgegeben haben, und eben deswegen ſeine Laſter unter den Ruinen fremder Tugenden begraben wollen. Denn das iſt immer der einzige Troſt verunglückter Seelen. Wer könnte ſich ſonſt die Mühe geben, zu beweiſen, daß man unter Geſchöpfe gehöre, die gar keiner Achtung würdig ſind? Man treibe zur Ehre unſerer Natur noch ſo viele gründliche Tugenden auf, es werden noch immer Unvollkommenheiten genug übrig bleiben, die man beweinen oder haſſen muß.

Allein ſo wenig man den Menſchen ihre wirklichen Verdienſte ſtreitig machen ſoll: So wenig iſt man verbunden, ſie höher zu ſchätzen, als ſie geſchätzt zu werden verdienen. Es iſt unſrer Wohlfart daran gelegen, ſie in ihrer wahren Geſtalt kennen zu lernen, geſetzt, daß ihr Anblick auch noch ſo häßlich wäre. Es iſt freylich verdrießlich, aus einem angenehmen Irrthume gebracht zu werden; aber es iſt nöthig. Wie es Thiere giebt, die uns unvermerkt, und, indem ſie uns ſchmeicheln, verwunden, die Geſchwulſt verräth das Gift und die Wunde, ohne daß man weis, woher ſie kömmt: So giebt es auch feine liebkoſende Laſter, die uns verderben, ohne daß wir einmal die Urſache unſrer Verſchlimmerung muthmaßen. So ſehr gefährliche Feinde muß man zu entdecken ſuchen.

Beſonders kömmt uns das Recht einer ſtrengen und unpartheyiſchen Unterſuchung über diejenigen Tugenden zu, deren Andenken durch die Geſchichte erhalten und fortgepflanzt wird. Ein Menſch, der nur einmal lebt; und nach ſeinem Tode vergeſſen wird, hat mit ſeinem moraliſchen Charakter auch nur ſo lange, als er lebt, einen ſichtbaren Einfluß in das Beſte der Welt. Dieſer Einfluß aber wird gröſſer, dauerhafter, ausgebreiteter, und, ſo zu ſagen, ewig, wenn die Geſchichte einem Menſchen die Unſterblichkeit giebt. Man weiß, daß ſie nur das Andenken merkwürdiger Charakter erhält, ſie mögen ſolches geweſen ſeyn, wodurch ſie wollen. Folglich muß einem jeden, den die Geſchichte verführen, oder erbauen kann, an der Unterſuchung gelegen ſeyn, ob die merkwürdigen Verdienſte, die ſie der Vergeſſenheit entreißen will, wirklich Verdienſte ſind. Dieſes iſt um ſo viel nöthiger, je geneigter wir ſind, alles, was glänzt, zu bewundern, und alles, was Aufſehen macht, nachzuahmen. Die Geſchichte ſoll eine Schule der Sitten ſeyn. Alſo muß dafür geſorgt werden, daß ſie eine Schule guter und nicht bloß ſcheinbarer Sitten werde. Nicht das Anſehen, ſondern die Wahrheit muß die Menſchen zur Liebe oder zum Haſſe, zur Bewunderung, oder Verabſcheuung einer Sache beſtimmen.

Die Tugenden der Heiden haben ſehr ungleiche Urtheile erfahren. Man kann ihre Geſchichtſchreiber nicht leſen, ohne von dem Glanze, worinnen ſie die Verdienſte ihrer Helden, ihrer Patrioten, und andrer merkwürdigen Beyſpiele ihres Volkes ſtralen laſſen, geblendet und zu einer angenehmen Verwunderung über ſie fortgeriſſen zu werden. Sie haben auch Anbeter erhalten, die, ungeachtet ſie für Philoſophen angeſehen ſeyn wollen, doch von einer vernünftigen Hochachtung derſelben ſo weit entfernet ſind, daß ſie vielmehr in ihrer Bewunderung Schwärmer und Enthuſiaſten zu ſeyn ſcheinen. Sie ſprechen vielleicht nicht von der Quelle aller Vollkommenheiten mit einem ſolchen Feuer, als ſie von ihrem Socrates, Cato, Scipio und Antonin reden. Unter dieſen haben ſich einige gefunden, die ſo gar die Zeiten des Heidenthums über die Zeiten der geoffenbarten Religion erheben. Gelehrten kann nicht leicht ein Radicati unbekannt ſeyn, welcher den göttlichen Stifter des Chriſtenthums gern unter ſeinen Lycurg erniedrigt hätte, wenn viel Feindſeeligkeit und einiger Witz die Stelle gründlicher Beweiſe vertreten könnten.

Andre ſind eben ſo weit in ihren Urtheilen über die Tugenden der Heiden auf die andre Seite ausgeſchweift. Einige unrichtig angewandte Lehren der Offenbarung haben ſie bewogen, die heidniſche

Welt zu tief zu erniedrigen, und den rühmlichen Handlungen ihrer unerleuchteten Bürger alle moraliſche Güte abzuſprechen. Sie thun ſolches vielleicht nicht aus Haß gegen die menſchliche Natur, und wiſſen ſonſt den erhabnen Vorzug derſelben vor geringern Geſchöpfen ſelbſt zu ſchätzen. Die Tugenden der Heiden würden vor dieſen ſo unerbittlichen Richtern gewiß auch einige Gnade finden, und nicht als Laſter verurtheilet werden, wo ſie nur überzeugt wären, daß ſolches ohne Beleidigung höherer und göttlicher Wahrheiten geſchehen könnte. Sie halten ihre Urtheile über die Verdienſte der Heiden nicht für ungerecht, weil ſie ſich überredet haben, daß ohne ſie die Rechte der Religion nicht ungekränkt bleiben können. Wenn ich von Verdienſten der Heiden ſpreche, ſo will ich damit bloß anzeigen, was ihre löblichen Handlungen in Abſicht auf andre Menſchen ſind.

Nichts kann ſchwerer ſeyn, wo es nicht ganz unmöglich iſt, als ein richtiges und zuverläßiges Urtheil über den wahren Werth der heidniſchen Tugenden, da man nicht einmal mit einem entſcheidenden Anſehen über die Verdienſte derjenigen urtheilen darf, die uns gegenwärtig ſind, und von uns ſelbſt, ohne daß wir uns auf andre zu verlaſſen brauchen, beobachtet werden können. Hingegen iſt es ſo ſchwer nicht, die Urſachen anzugeben, warum die ſchon über die Verdienſte der Heiden gefällten Urtheile ſo weit von einander abweichen; warum ſie von einigen zu hoch erhoben, von andern zu tief erniedriget werden. So viel kann man überhaupt ſagen, daß dieſe einander ſo ſehr widerſprechende Richter die

Vollkommenheiten der Zeiten nicht aus Einem Geſichtspunkte anſehen, ſondern ſchon in ihren Grundſätzen von dem, was Tugend und Laſter iſt, uneinig ſeyn müſſen. Hätten ſie einerley feſt beſtimmte Begriffe von der Tugend; unterſuchten ſie hernach, ob ſie bey den Handlungen der Heiden, die dem erſten Anſcheine nach Bewunderung verdienen, die Merkmale fänden, die Tugend und Laſter von einander unterſcheiden: Wie könnten ſie in ihren Meynungen darüber ſo weit von einander abweichen, wenn man vorausſetzt, daß ſie einander an Unpartheylichkeit und in der Geſchicklichkeit, richtig zu ſchließen, gleich ſind? Aber wenn einer von dieſen uneinigen Richtern zur Tugend zu viel, und der andre zu wenig verlangt; der eine alle Handlungen als Laſter verdammt, welche nicht eben den Grad moraliſcher Güte haben, den er zur Tugend erfodert; der andre aber ſchon diejenigen Handlungen dafür erklärt, die einige innerliche Vortrefflichkeit, und unſtreitige Vorzüge vor dem Laſter voraus haben: Wie können ſie in ihren Urtheilen über den ſtreitigen Werth der heidniſchen Verdienſte übereinſtimmen?

Wie viel Abwege giebt es nicht in dieſer Gegend des Nachdenkens! Und wie nahe liegen die meiſten davon unſerm Herzen! Es giebt Affecten in uns, die uns eben ſo ſehr zu Ausſchweifungen in dem Lobe einer Sache verführen, als uns andre Affecten zum Tadel derſelben antreiben, und es iſt eben ſo leicht, ein allzuhitziger Verehrer der heidniſchen Tugenden, als ein allzuſtrenger Richter derſelben zu werden. Wie oft bewundern wir uns ſelbſt in andern, und ſind gegen ſie mit unſern Lobeserhebungen verſchwenderiſch,

deriſch, weil wir hoffen, daß ein Theil ihres Lobes auf uns zurückfallen werde! Giebt es einige, die zu viel Miſtrauen in die moraliſchen Kräfte unſrer Natur ſetzen: So giebt es deſto mehr Menſchen, die ſich allzuſtolze Begriffe von der Stärke derſelben machen. Sie bereden ſich, daß es nur auf den Willen des Menſchen ankomme, tugendhaft zu werden, und ſie glauben, daß ſehr viele Heiden dieſen Willen gehabt haben. Sie empfinden wohl die Unentbehrlichkeit der Tugend; ſie ſehen wohl, daß edle Thaten die menſchliche Natur erheben; gleichwohl vermiſſen ſie dieſe Verdienſte an ihren Zeitgenoſſen, und an ſich ſelbſt, und Luſt haben ſie auch nicht, ihre hohen Begriffe von der Stärke und Würde der menſchlichen Natur durch ihre eignen Beyſpiele wahr zu machen. Nun ſollte ſie wohl die Betrachtung ihrer Zeiten und ihre eigne Erfahrung bewegen, demüthiger in ihren Gedanken von den Kräften des Menſchen zu werden. Allein man weiß Ausflüchte, dieſer Aufopferung ſo geliebter Vorurtheile, welche dem Hochmuthe unſrer Herzen ſo ſehr ſchmeicheln, auszuweichen. Man findet unter den Heiden die Heldentugenden, deren Ausübung unſern Kräften nicht allein möglich, ſondern auch leicht ſeyn ſoll. Man freut ſich, ſie gefunden zu haben, und ſeine Vorurtheile gerechtfertigt zu ſehen, bewundert die Heiden, und glaubt, daß die Hoheit und Ehre der menſchlichen Natur in Sicherheit ſey. Die Kenntniß ſeiner ſelbſt mag immer dieſen großen Ideen widerſprechen. Die Eigenliebe weiß Mittel, ſich zu beruhigen. Man beredet ſich in geheim, daß, wenn man nicht ſo edel und bewundernswürdig ſey, als die geliebten und bewunderten Heiden, die Schuld davon bloß den veränderten Umſtänden der Welt zugeſchrieben werden müſſe. Wenn man nur unter den alten Spartanern oder Römern lebte; ſo ſollte man Wunder ſehen, und man würde doch nur andre Laſter ſehen.

Die Klagen aller Nationen in allen Jahrhunderten über die verſchlimmerten Zeiten und Menſchen beſtätigen die Richtigkeit dieſer Anmerkung. Der Deutſche ſagt: Die alten Deutſchen waren beſſer, und ſeine Vorfahren ſagten eben das. Die Römer zu den Zeiten des Auguſtus ſagten: Die alten Römer waren beſſer, und ſeine Vorfahren ſagten eben das. Eben ſo verweiſen uns die Griechen in ihren ältern Zeiten, und wenn wir die größre Tugend auch bey dieſen aufſuchen, ſo heißen uns auch dieſe noch weiter zurückgehen. Wo ſollen wir denn endlich die ſo ſehr tugendhaften, ſo ſehr der Bewunderung würdigen Zeiten ſuchen? Entweder unſre Natur beſitzt wirklich die ſtarken Neigungen zur Tugend nicht; hat nicht die Hoheit und Würde, die man ihr ſo gern andichtet: Oder man muß uns doch einige Zeiten aufweiſen können, deren Verdienſte eine ſtrenge Prüfung auszuhalten fähig ſind. Die Natur unſrer Seelen, ſagt man, wird immer ſchwächer, je älter ſie wird, eben ſo wie die menſchlichen Körper immer weicher, zärtlicher, und unfähiger werden, die Veränderungen und Abwechslungen der mannichfaltigen Witterungen zu ertragen. Alſo müſſen doch die Seelen einmal ſo ſtark geweſen ſeyn, als die Körper gewiß einmal geweſen ſind. Und wenn waren ſie denn ſo ſtark? Wenn waren ſie denn edler, redlicher, großmüthiger, als ſie itzt ſind? Man iſt ungerecht in ſeinen Klagen über die gegenwärtigen Zeiten, wenn man uns keine beſſern zeigen kann. Man gewinnt nichts, wenn man die Verſchlimmerung derſelben in der Macht ſucht, die das Beyſpiel der Laſterhaften über die ſonſt guten Neigungen der Menſchen hat. Man findet keine ſo großen Tugenden mehr, als vordem, weil man in die Gewohnheit gekommen iſt, ſchlimmer zu ſeyn. Aber die menſchliche Natur war ja eher, als Beyſpiel und Gewohnheit, und muß nicht ein beßrer Zuſtand vorhergehen, ehe ihre Verſchlimmerung erfolgen kann? Das goldne Weltalter der Poeten, da Treue, Gerechtigkeit, und Unſchuld der herrſchende Charakter der Menſchen geweſen ſeyn ſoll, wird für einen Traum gehalten: Was ſoll man von den beſſern Zeiten der Geſchichtſchreiber und Philoſophen denken? Andre Zeiten, andre Menſchen, andre Laſter; das wird vielleicht der richtigſte Unterſcheid zwiſchen allen Jahrhunderten ſeyn.

In den Republiken muß man die Tugend ſuchen, ſagt Montesquiou. Aber in welchen Republiken? Und was für Tugend? Man ſoll nur die älteſten und erſten Zeiten der Römer ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen. Was für eine unveränderliche Treue dieſer alten Republikaner gegen die Geſetze! Was für eine Zufriedenheit mit dem kleinen Erbtheile, das ein jeder Bürger beſaß; für eine Uneigennützigkeit, für ein Eifer in den Dienſten des Vaterlandes! Welch eine Mäßigung der Leidenſchaften! Wie weit waren ſie von der Verſchwendung, der Weichlichkeit, der Ueppigkeit der nachfolgenden Zeiten entfernt, und wie gewohnt der Arbeit! Wie wenig achteten ſie der Wolluſt! Und wie ſicher war die Ehre der Familien vor allen niederträchtigen Angriffen! Alle Glieder dieſer bürgerlichen Geſellſchaften waren ganz genau mit einander vereinigt; denn ſie wurden durch die Bande der Tugend zuſammen gehalten. Es wäre zur Ehre unſrer Natur zu wünſchen, daß dieſer Beweis ſo gründlich wäre, als er beredt und ſchön vorgetragen und ausgeſchmückt werden kann. Ich will nicht, wie viele gethan haben, die erſten Stifter der Republik Rom mit einer Räuberbande vergleichen, welche die Nothwendigkeit treibt, gewiſſe Geſetze zu ihrer Erhaltung anzuordnen, und aus eben dem Zwange, ihnen gehorſam zu ſeyn. Ich will die Tugenden der alten Römer und die Verſchwiegenheit, welche Banditen unter einander beobachten, die Treue derſelben in ihren Zuſagen gegen einander, die oft durch Foltern und Todesſtrafen nicht erſchüttert werden kann, die ſtrenge Beobachtung der von ihnen einmal angenommenen Ordnung, ihren Eifer, einander beyzuſtehen, und alle Gefahren mit einander zu theilen, ihre Wachſamkeit und ſelbſt ihre Genügſamkeit nicht in eine Claſſe zuſammen ſetzen. Damit will ich nur zeigen, daß der erſte Anſchein unſer Urtheil nicht regieren müſſe; Denn eine eingebildete und falſche Ehre iſt Schande. Die Tugenden, die man in den ältern Zeiten der Republiken findet, verdienen eine eigne und umſtändliche Betrachtung. Hier will ich nur, um uns in unſern Urtheilen über den Werth ihrer Handlungen zur Furchtſamkeit und Beſcheidenheit zu ermuntern, die allgemeine Anmerkung machen, daß man mit dem Namen der Tugend zu freygebig iſt, wenn man ihn ſolchen Thaten giebt, die nichts als natürliche Folgen der Nothwendigkeit und des Mangels ſind, oder ſich auf bloße Vorzüge des Körpers gründen. Verdient denn derjenige tugendhaft genannt zu werden, der ſich mehr angreift, und ſtärker arbeitet, als ein ſchwacher und entkräfteter Körper thun kann, weil er das Beſchwerliche und die Mühe der Arbeit weniger fühlt, als dieſer?

Zu was für offenbaren Widerſprüchen wird nicht Seneca durch ſeine ſtolze Meynung von unſern moraliſchen Kräften verleitet. Wer wünſcht nicht, den Weiſen unter den Menſchen zu finden, deſſen Bild die ſtoiſche Philoſophie mit ſolchen hochmüthigen und ſtralenden Farben entwarf, und dieſer Philoſoph mit allem Schimmer, und allen Blendwerken eines erfindſamen Witzes noch blendender machte? Wo war er? Seneca ſelbſt fand ihn nirgends, und gleichwohl behauptete er die Möglichkeit eines ſolchen Weiſen, der der Gegenſtand aller menſchlichen Bewunderung und Eiferſucht zu ſeyn verdiente. Es kam, ſeiner Meynung nach, nur darauf an, daß man die Vernunft liebte, wenn man zu dem Beſitze der hohen Glückſeeligkeit und Ehre gelangen wollte, die der ſtoiſche Weiſe beſitzen ſollte. Liebe nur die Vernunft, ſagte er zu ſeinem Lucilius; die Vernunft wird dich in den Beſitz des höchſten Gutes ſetzen, das allein in der Rechtſchaffenheit zu finden iſt. Wenn man ihm glaubt, ſo ſoll die Liebe zur Vernunft alles, alle Leidenſchaften, alle böſe Gewohnheiten und Beyſpiele, alle Zufälle, die unſern Lauf auf dem Wege der Rechtſchaffenheit aufhalten könnten, überwinden. Wer kann nunmehr von eben dieſem Philoſophen auf ſo ſtarke Lobeserhebungen unſrer Natur die traurige Anmerkung erwarten, daß die Klage über die Verſchlimmerung der Zeiten ſo alt ſey, als die Zeiten ſelbſt ſind? Unſre Vorfahren, ſagte er, haben die Klage geführt, wir führen ſie, unſre Kinder und Enkel werden ſie führen, daß die Sitten verderbt ſind; daß die Ungerechtigkeit überall herrſche; daß die Menſchen alle Tage ſchlimmer werden. Liebte denn Seneca ſelbſt nicht die Vernunft? Warum war er nicht ſelbſt der Weiſe, den er auf eine ſolche Höhe ſtellte, wenn ihn die Vernunft dazu machen konnte? Warum mußte er erſt den Muth der Menſchen durch die Vorſtellung, daß ſie eine vollkommne Tugend erreichen könnten, anfeuern, und ihn hernach durch das demüthige Bekenntniß von ſich ſelbſt wieder niederſchlagen, daß man in ihm keinen Arzt, ſondern bloß einen Kranken ſuchen müßte? Aber ſo nahe grenzen Stolz und Beſchämung an einander.

Dieſe Vorurtheile von der Stärke unſrer natürlichen Kräfte herrſchen noch in unſern Tagen unter denen, welche lieber ſelbſt weiſe ſeyn, als ſich von einem höhern Lichte erleuchten laſſen wollen. Was iſt der ehrliche, der rechtſchaffne, der beſte Mann des Grafen von Shaffsbury anders, als der ſtoiſche Weiſe? Man braucht nicht zu unterſuchen, ob das Bild eines Menſchen, der die Tugend bloß ihrer innerlichen Reizungen und Schönheiten wegen liebt, ſchöner und liebenswürdiger ſey, als das Bild jenes vollkommnen Weiſen. Man laſſe nur die Frage beantworten, wo dieſer rechtſchafne Mann ſey, der nie mit dem Laſter in einen ſchimpflichen Bund tritt, weil die Tugend liebenswürdig iſt. Wer ſieht nicht, daß man ſo ſtrenge Grundſätze aufopfern müſſe, wenn man in der heidniſchen Welt Tugend finden will? Es iſt Thorheit, wenn man ſich beredet, daß die menſchlichen Seelen ehedem geſünder geweſen ſind, als itzt, Empfindung und Erfahrung ſtreiten dawider. Alſo iſt es auch weiter nichts, als eine ungegründete Folge dieſes ſo ungegründeten Vorurtheils, daß die Tugenden der Heiden ſo rein, ſo edel, und ſo groß ſind, als ſie nach den Abbildungen der Geſchichtſchreiber zu ſeyn ſcheinen.

Unter allen Weltweiſen des Alterthums verdient nicht leicht einer mehr Hochachtung und Liebe, als **Sokrates**, und keiner hat auch die Ueberwindung ſeiner Leidenſchaften weiter getrieben, als er. Seine Liebe zur Tugend war aufrichtig, und ſein Eifer, ſie auszubreiten, war unermüdet. Wer kannte die Menſchen ſeiner Zeit beſſer, als er? Er ſah die Unentbehrlichkeit einer wahren, aufrichtigen und reinen Tugend ein, und fand ſie doch nirgends. Die Philoſophen eigneten ihrem Unterrichte, die Kraft zu, hohe und edle Geſinnungen in die Herzen der Menſchen zu pflanzen, ungeachtet ſie das Gegentheil davon an ſich ſelbſt erfuhren. Nur allein **Sokrates** war aufrichtig genug, das Gegentheil zu bekennen. Er zweifelt nicht allein an der ſo hochberühmten Kraft des philoſophiſchen Unterrichtes, ſondern er geſtand auch, daß die Tugend weder durch die Natur, noch durch Unterricht und Fleiß erhalten werden könnte; daß ſie ein Geſchenk der Gottheit wäre, und den Menſchen eben ſo, als die Gabe der Weißagung und der Wiſſenſchaft zukünftiger

Dinge ertheilt würde. Gott war es bey ihm, der einem Volke tugendhafte und rechtſchaffne Männer erweckte, oder wegnahm, wenn es ſich entweder über andre erheben und ſteigen, oder fallen und zu Grunde gehen ſollte. Was für eine Großmuth; die Unfruchtbarkeit ſeines eignen Unterrichtes zu geſtehen! Und ein Buch, das von Gott iſt, wird in unſern Zeiten eben deswegen feindſeelig verſpottet, weil es unſern Stolz demüthigt, und uns richtigere Begriffe von unſern Naturkräften beybringen will? Was ſind die Menſchen, und zwar eben diejenigen, die ſich ihrer Vernunft am meiſten rühmen! Sokrates konnte leicht auf dieſe Gedanken gerathen; denn er ſah die vermeynten Tugendhaften ſeiner Zeit mit unpartheyiſchen Augen an; er war der Quelle näher als wir, und konnte, weil er ihr nahe genug war, ihre Handlungen nach ihren wahren Bewegurſachen und Antrieben beurtheilen, und in dieſer Nähe mochten ſie ihm freylich nicht ſo groß und würdig zu ſeyn ſcheinen, als ſie uns vorkommen.

Und gewiß, wenn wir nur unpartheyiſch von der übertriebnen Hochachtung gegen die Tugenden der Heiden urtheilen wollen: So müſſen wir einen guten Theil davon der Entfernung zuſchreiben, in welcher ihre Thaten unſern Augen erſcheinen. Wir haben gegen alles, was ein gewiſſes Alter aufzeigen kann, ein günſtiges Vorurtheil und eine Ehrfurcht, die ſich leicht in unſre Urtheile miſcht. Unſer ſonſt ſo wachſames Mistrauen gegen unſre Nebenmenſchen ſchläft ein, wenn wir in verfloßne Zeiten zurückſehen. Die Handlungen der Alten gleichen großen gothiſchen unregelmäßigen Gebäuden, die in der

Ferne ihre Unförmlichkeiten zu verlieren, und bloß groß und ehrwürdig zu ſeyn ſcheinen. Man erſtaunt über ſie, frolocket über den Geſchmack und die Kunſt des Baumeiſters, bewundert ſeinen groſſen Entwurf, und je näher man ihnen kömmt, je mehr verringert ſich das Erſtaunen; man entdeckt nach und nach alle Unregelmäßigkeiten; man ſieht, daß man kleiner und enger Abſichten wegen erſtaunliche Steinhaufen ohne Ordnung, Schönheit und Endzweck aufgeführt hat, und ruft endlich aus: Der Baumeiſter war ein Barbar! Man ſagt, die Vernunft ſey das Auge der Seele. Zum wenigſten hat ſie in ihren Urtheilen viel Aehnliches mit den Augen des Leibes. Sie ſieht in der Nähe und Weite gleich ſchnell, aber nicht gleich ſcharf und richtig. Wenn wir nicht ſo ſtrenge in unſern Urtheilen über entfernte Zeiten ſind: So kömmt das vielleicht daher, daß wir glauben, der Betrug in Anſehung ihrer könne uns nicht ſo viel ſchaden, als der Irrthum über unſre Zeiten. Die Gelindigkeit, mit der wir ſie richten, würden wir vielleicht Thorheit und Unbeſonnenheit nennen, wenn wir ſie gegen unſre Zeitverwandten hätten; gegen die Alten aber nennen wir ſie Gerechtigkeit.

Dieſe Neigung gegen dasjenige, was alt und entfernt iſt, wirkt um ſo viel ſtärker auf uns, je leichter wir uns bey dem äuſſerlichen guten Anſehen einer Sache zu beruhigen pflegen. Der Schein iſt ein Betrüger, der uns verdächtig iſt. Eine Handlung ſcheint edel, ſcheint großmüthig, ſcheint aus einem rechtſchaffnen Herzen entſprungen zu ſeyn. So gleich glauben wir, wenn uns kein eigner beſondrer Vortheil zur Aufmerkſamkeit nöthigt, daß ſie wirklich edel, großmüthig und aus einem rechtſchaffnen Herzen entſprungen ſey. Rochefaucault würde dieſe Leichtgläubigkeit aus unſrer Eigenliebe herleiten. Er würde ſie für einen geheimen Wunſch bey uns erklären, daß unſre Nachwelt ſich eben ſo wenig genau um unſre Handlungen bekümmern mögte, als wir die Thaten unſrer Vorwelt genau zu kennen bemüht ſind. Aber wir wollen nicht ſo feindſeelig mit uns ſelbſt umgehen; wir wollen uns mehr ſchonen, und dieſe Leichtgläubigkeit lieber aus einer natürlichen Trägheit unſers Verſtandes bey allen mühſamen Unterſuchungen entſpringen laſſen. Die Beurtheilung des Werthes, den die Tugenden der Heiden haben, iſt mit vielen Schwierigkeiten umgeben, und hat, dem erſten Anſcheine nach, für den Leichtſinn des Menſchen zu wenig Angenehmes, das ſeine Mühe belohnen könnte. Sie iſt vielmehr mit der Gefahr, unſre erſten vortheilhaften Meynungen von ihnen widerlegt zu ſehen, verbunden. Es iſt nur für ſehr wenige Menſchen ein wahres Vergnügen, richtig zu denken, wenn richtige Urtheile unangenehm ſeyn können.

Ich bin nicht der Meynung, daß es gar keine heidniſchen Tugenden gebe. Ich glaube, daß viele einen wahren moraliſchen Werth haben. Diejenigen, welche das Gegentheil behaupten, übereilen ſich in der Verachtung derſelben ſo ſehr, als andere in der Bewunderung über ſie ausſchweifen mögen. Wenn dieſe zu hohe Begriffe von der Stärke unſrer moraliſchen Natur haben: So überlaſſen ſich jene, aus verſchiednen Urſachen, allzukleinen und verächtlichen Gedanken von unſern Kräften. Entweder ſie nehmen von ihren eignen Tugenden, die keine Prüfung aushalten, Anlaß zu ihren verächtlichen Urtheilen, oder es werden dieſelben aus Begriffen von der Tugend erzeugt, nach welchen die Handlungen der Heiden vielleicht von der Gottheit ſelbſt nicht beurtheilt werden.

Es giebt Menſchen, die aus Ehrgeiz, Eigennutz und andern ähnlichen Leidenſchaften Handlungen verrichten, die ſie in den Ruf der Rechtſchaffenheit und einer vorzüglichen Tugend bringen können. Erziehung, Temperament und Nachahmung können ſo viel Gewalt über ſie haben, daß ſie ſich vor groben Laſtern bewahren, und geſchickt ſind, die Welt und endlich ſich ſelbſt zu betrügen. Der Ruhm, der ihre vermeynten Tugenden begleitet, kann ſie anfeuern, mehr Ruhm zu verdienen, und endlich können ſie ſich einbilden, daß ſie wirklich tugendhaft und edelmüthig ſind, da ſie doch nur ruhmſüchtig und eigennützig ſind. Lernen nun ſolche Menſchen, wenn ihnen etwa das Lob der Welt ekelhaft wird, oder ihr Gewiſſen ſie zu einer ſtrengern Unterſuchung ihrer eignen Thaten genöthigt hat, ſich ſelbſt beſſer kennen; fangen ſie an, auch andre zu unterſuchen, die mit ihnen in einem gleichen Rufe der Tugend ſind; finden ſie bey dieſen auch, daß ihre Handlungen nicht mehr innerlichen Gehalt haben, als die ihrigen; vermögen dergleichen Einſichten gleichwohl nicht ſo viel über ſie, daß ſie nach einer gründlichern

Tugend mit Ernſt trachten ſollten: So ſuchen ſie gemeiniglich ihre Trägheit durch die völlige Ohnmacht und Untüchtigkeit der menſchlichen Natur zu aller Tugend zu rechtfertigen. Sie ſind geneigt, zu behaupten, daß alle guten Handlungen der Menſchen, und alſo auch die heidniſchen, entweder eitel, oder eigennützig, oder natürliche Folgen des Temperaments ſind; daß alle ihre Urſachen keinen wahren Adel beſitzen, und alſo nicht einmal die Ehre verdienen, für unreine und unvollkommne Tugenden gehalten zu werden, ſondern daß ſie vielmehr als wirkliche Laſter verurtheilt werden müſſen. Diejenigen, die ſo denken, ſind dem gefährlichen Irrthume ſehr nahe, daß alle Tugend ein leerer Name, und zwiſchen ihr und dem Laſter, zwiſchen dem Guten und Böſen kein weſentlicher Unterſchied ſey; daß vielmehr die Begriffe davon bloß vom Clima, von dem natürlichen Charakter der Völker, von der Gewohnheit, von dem Temperamente und von den verſchiedenen Regierungsformen abhangen und beſtimmt werden. Ein Grundſatz, der itzt, zur Schande unſrer weiſen Zeiten, neue Vertheidiger findet!

Es iſt übereilt geſchloſſen, daß, weil viele Tugenden keine ſtrenge Prüfung aushalten, gar keine darinne beſtehen können, daß, weil man keine Handlungen unter den Menſchen findet, die ganz edel ſind, ſie darum alle ganz unedel ſeyn müſſen, oder daß bey den guten Thaten, die man prüft, gar keine guten Bewegurſachen und Abſichten ſtatt haben, weil man entweder bey den meiſten, oder gar bey allen auch niedrige Abſichten und Antriebe, und vielleicht in größrer Anzahl findet.

Allein es kann auch darum den heidniſchen Tugenden alle moraliſche Güte von einigen abgeſprochen werden, weil ſie dieſelben nach den Begriffen der Offenbarung von der Tugend, und nach ihren Lehren von dem Verderben unſrer Natur beurtheilen. Eine Tugend, die ganz rein, und von allen niedrigen und unedlen Trieben unbefleckt iſt, ſo daß ſie das Wohlgefallen der Gottheit verdient; eine Tugend, die der Ruhm vor Gott genannt wird; oder auch nur die Tugend, die ein aufrichtiges und ſtets fortdauerndes Beſtreben iſt, der Gottheit, und allen ihren Geſetzen zu gehorchen, weil man von ihr abhängt, und einſieht, daß man ihr Unterwürfigkeit und Gehorſam ſchuldig ſey; eine ſolche Tugend, die ſich auf ein richtiges Erkenntniß der Gottheit gründet, wird man freylich unter den Heiden nicht finden, und ſie wird in ihrer Vollkommenheit nicht einmal unter den Chriſten gefunden. Wird hingegen unter dem Verderben, das die menſchliche Natur ganz durchdrungen hat, bloß das Unvermögen verſtanden, dasjenige Gute zu thun, was ihm auf die Gnade der Gottheit gegründete und unwiderſprechliche Anſprüche giebt, nicht aber ein ſo tiefer Fall, der ihn ganz unfähig macht, Handlungen vorzunehmen, welche ſich von eigentlichen Laſtern auf einige weſentliche Art unterſcheiden, ob ſie gleich näher an das moraliſche Uebel grenzen, als vollkommen reine Tugenden: So wird man für gewiſſe berühmte Thaten der Heiden allemal Hochachtung haben dürfen. Man würde ungerecht ſeyn, wenn man ſie mit dem Laſter ſelbſt auf einer Wage abwägen wollte. Die Offenbarung würde, wo eine jede

Handlung der Heiden ſo ſchlecht und verächtlich wäre, als die andern, mit ſich ſelbſt ſtreiten, wenn ſie ſagt, daß auch die Heiden des Geſetzes Werke thäten; und aus der Urſache ſich ſelbſt ein Geſetz wären, nach dem ſie gerichtet werden ſollten. Es iſt alſo unſtreitig ein übereilter Schluß, daß derjenige, der nicht das Gute thut, das er thun ſoll, darum gar nichts Gutes thun könne. Doch dieſe Anmerkung verdient eine Betrachtung, die zu umſtändlich ausfallen würde, als daß ſie hier Raum genug finden könnte.

Doch geſetzt, daß derjenige, der die heidniſchen Tugenden beurtheilt, alle Hinderniſſe überwände, die ihm ſein Verſtand, ſeine falſchen Grundſätze, ſeine Vorurtheile, und ſeine Leidenſchaften in den Weg legen können: So wird er doch auch denn niemals im Stande ſeyn, einen völlig beſtimmten und entſcheidenden Ausſpruch über ſie zu thun: Die Frage, ob die Zeiten tugendhaft geweſen ſind, und in welchem Grade ſie edel und rechtſchaffen gehandelt haben, iſt hiſtoriſch. Alles kömmt auf eine richtige und unpartheyiſche Unterſuchung der alten Geſchichte an. Die Tugenden der Zeiten und ihr Werth ſind ſchon berechnet. Die Frage iſt: Haben die Geſchichtſchreiber richtig gerechnet, haben ſie nicht viel ausgelaſſen; haben ſie nicht viel angeſetzt, das von der Summe der heidniſchen Tugenden wieder abgezogen werden muß? Eine ſchwere Unterſuchung! Die vortheilhaften Zeugniſſe der Heiden müſſen geprüft werden. Wie viele Bedenklichkeiten äußern ſich in Anſehung ihrer nicht gleich bey dem erſten Blicke, den man auf ſie thut!

Herodotus, Thucydides, Arrianus, Dio Caſſius, Livius, Plutarchus, und beſonders Valerius Maximus erzählen uns große und ruhmvolle Handlungen der Heiden. Sie eignen vielen die beſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften zu, und entwerfen Charaktere von ihnen, die man bewundern muß. Wenige von dieſen Geſchichtſchreibern erzählen, was ſie geſehen haben. Sie müſſen ſich ſelbſt auf ältere Nachrichten und Zeugniſſe verlaſſen. Ich will ihre Liebe zur Wahrheit, ihre Unpartheylichkeit und Aufrichtigkeit noch nicht in Zweifel ziehen. Aber was iſt billiger, als die Frage: Ob ſie ſelbſt wahre und richtige Begriffe von allen, rechtſchaffnen, und liebenswürdigen Handlungen hatten; Ob ſie wußten, was die eigentliche Würde des Menſchen ausmacht, und deswegen, weil ſie richtige und geſunde Grundſätze hatten, im Stande waren, zuverläßig über diejenigen zu urtheilen, deren Andenken ſie auf die Nachwelt fortzupflanzen ſuchten? Oder verbanden ſie vielmehr mit den Namen der Tugenden, deren Gedächtniß ſie verewigen wollten, unſtäte, irrige, oder halb mit Wahrheit, halb mit Irrthum vermiſchte Begriffe? Von einem Zeugen, der etwas geſehen haben will, muß der Richter vor allen Dingen wiſſen, ob er Augen hat, und wenn er ſehende Augen hat, ob ſie nicht vielleicht krank und blöde ſind? Gelbſüchtigen Augen ſcheint alles, was ihnen vorkömmt, gelb zu ſeyn. Wie viele Laſter ſind von den heidniſchen Geſchichtſchreibern vergöttert worden? Cäſar ſchied ſich von ſeiner Gemahlinn, weil ſie beſchuldigt wurde, daß Clodius unerlaubte Gunſtbezeugungen von ihr bey einem

Feſte erhalten hätte, zu welchem, nach den römiſchen Geſetzen, bloß Perſonen des weiblichen Geſchlechtes zugelaſſen wurden. Dieſer kühne Nebenbuhler konnte ſeines Verbrechens überführt werden; er wurde aber losgeſprochen; denn der beleidigte Gemahl wollte, ob er gleich konnte, nicht wider ihn zeugen. Nunmehr war die Ehre der Angeklagten gerettet, und dennoch ſchied er ſich von ihr. Cäſars Gemahlinn, ſagte er zur Rechtfertigung ſeiner Eheſcheidung, muß nicht einmal im Verdachte ſeyn können, daß ſie wider ihre Ehre handle. Dieſer Ausſpruch wird von den Alten für edel und großmüthig erklärt. Aber was müſſen diejenigen für Begriffe von Tugend haben, die ſo urtheilen? Wenn ſeine Gemahlinn des Verbrechens, das ihr zur Laſt gelegt wurde, ſchuldig war, warum gab er zu, daß Clodius losgeſprochen wurde? War aber der Verdacht wider ſie ohne Grund, warum verſtieß er ſie? Alexandern und Cäſarn wurde ihre Tapferkeit zur Tugend angerechnet: Calitina hingegen verflucht, und der Räuber gekreuzigt. Was für Kenner der Tugend, die den Erfolg dazu machen! Cato wurde ſeines Selbſtmordes wegen angebetet, ſo wenig ſtoiſch er auch dabey war, und ſo wenig er auch Standhaftigkeit und Muth in einer ſo kritiſchen Stunde äußerte. Warum preiſen uns denn die Geſchichtſchreiber nicht auch die Fechter an, die ſich fürs Geld hinrichteten? Gewiß man ſollte mehr Xenophonte, mehr Polybios, mehr Plutarche, mehr Tacitos haben, und man würde gleichwohl in ſeinen Urtheilen allezeit ſehr furchtſam und zurückhaltend ſeyn müſſen.

Doch man könnte ihnen ihre Irrthümer in der Moral überſehen, wenn man nur von ihrer Redlichkeit, ihrer Liebe zur Wahrheit und Unpartheylichkeit Verſicherung genug hätte. Allein die meiſten geben zu einem gerechten Mistrauen in ihre Aufrichtigkeit, Treue und Gerechtigkeit nur allzuviel Anlaß. Die wenigſten haben den Endzweck gehabt, eine Geſchichte der Wahrheit, und, wo ſie Stof dazu fänden, eine Geſchichte der Tugend zu ſchreiben; ſie wollten nur ihr Volk ehren, und was lag ihnen daran, wenn ſie, dieſe Abſicht zu erhalten, auch einen Roman ſchreiben mußten? Sie ſind Lobredner ihrer Nation. Man ſieht, daß ſie ſich ängſtlich bemühen, ihr Volk über alle andere Völker zu erheben, beſonders aber über die, welche ſie für Nebenbuhler ihrer Macht und Größe hielten. Was für ein Stolz herrſcht nicht in den Geſchichten der Griechen, wenn ſie von ihren Sitten, Geſetzen, großen Bürgern und Helden reden, und wie viel Verachtung äußern ſie gegen die Perſer! Man war alles, unwiſſend, ohne Sitten, ohne Tugend, mit einem Worte, ein Barbar, wenn man einige Meilen weit über den Hellespont zu Hauſe gehörte. Die Römer giengen mit den Völkern; die noch nicht unter ihrer Herrſchaft ſtunden, nicht beſſer um. Nur ſie, wenn man dem Livius glauben will, hatten wirklich große, tugendhafte, und der Bewunderung würdige Männer unter ſich. Macht endlich auch dieſer partheyiſche Geſchichtſchreiber von Fremden und Ausländern einige vortheilhafte Abbildungen: So verräth er doch deutlich, daß es bloß in der Abſicht geſchehe, einheimiſche Tugenden eben dadurch in einem gröſſern Lichte zu zeigen, als fremde. Er giebt zum Exempel dem Hannibal alle diejenigen groſsen und ſonderbaren Eigenſchaften, die er beſitzen mußte, wofern Scipio noch gröſſer, als er erſcheinen ſollte. Er beſchreibt ihn als einen fürchterlichen Feldherrn; er lobt ſeinen Muth, ſeine Gegenwart des Geiſtes in Gefahren und Schlachten, ſeine Verſchlagenheit; denn je furchtbarer, tapfrer, erfahrener, und verſchlagner er abgebildet wurde, deſto mehr Ehre war es für den Römer, daß er einen ſolchen Feind überwunden hatte. Wenn er aber die moraliſche Seite ſeiner Helden abzeichnet: So iſt Hannibal ganz laſterhaft, und Scipio ganz vollkommen. Der Carthaginenſer beſitzt eine unmenſchliche Grauſamkeit, eine mehr als puniſche Treuloſigkeit, keine Wahrheit, keine Tugend. Nichts iſt ihm heilig; keine Götter ſchrecken ihn; keine Religion bindet ihn; kein Eid iſt ihm ehrwürdig. Scipio hingegen iſt die Mäßigung, die Leutſeeligkeit, die Menſchlichkeit ſelbſt. Soll ich die Treue eines Geſchichtſchreibers, der es unſtreitig für eine gröſsre Ehre hielt, ein Römer, als ein Menſch und Weltbürger zu ſeyn, nicht im Verdachte haben? Soll ich auf ſeine Anklage Hannibaln verdammen, da ich deutlich ſehen kann, daß er auf der ſchlimmſten Seite vorgeſtellt iſt? Und kann ich wohl auf die Ausſage eines ſo partheiiſchen Geſchichtſchreibers über die Tugend des Römers ein gewiſſes und entſcheidendes Urtheil fällen? Gewiß, der Wunſch iſt nicht ungerecht, daß die Zeit einen carthaginenſiſchen Livius erhalten haben mögte. Vielleicht würde er auch im Eingange ſeiner Geſchichte ſagen, daß keine Republik tugendhafter und edelmüthiger, und an guten Beyſpielen reicher geweſen, als die Seinige; keine ſpäter mit Geiz und Ueppigkeit beſteckt worden ſey, als die Seinige; keine länger Armuth und Sparſamkeit in Ehren gehalten habe, als die Seinige. Vielleicht würde er ſeinen Hannibal eben ſo weit über den Scipio erheben, als er itzt unter denſelben erniedrigt iſt. Unterdeſſen würde uns doch eine ruhige Vergleichung ſo weit von einander abweichender Nachrichten weit mehr in den Stand ſetzen, ſicherer von dem Werthe ihrer Tugenden zu urtheilen, als geſchehen kann, wenn man bloß einſeitige Nachrichten vor ſich hat. Die carthaginenſiſche Treuloſigkeit war zum Sprichwort unter den Römern geworden. Die römiſche Treue war vielleicht vor dem erſten puniſchen Kriege unter den Carthaginenſern nicht berühmter. Man hat nur noch die Manifeſte der Ueberwinder, man hat aber die Manifeſte der Ueberwundnen nicht.

Livius ſelbſt macht uns die heroiſchen Tugenden ſeiner alten Römer verächtlich. Je weniger die Römer beſaßen, ſagt er, deſto kleiner und mäßiger waren ihre Begierden. Das, was er für einen Lobſpruch der Römer hält, iſt wirklich ein Tadel derſelben. Gemäßigte Begierden bey einem großen Ueberfluſſe würden ihnen zu mehr Ehre gereichen. Der Reichthum hat den Geiz und der Ueberfluß die Wollüſte erzeugt. Was für ſchwache Tugenden, die von Corinths

Reichthümern überwunden und vertrieben wurden! Es iſt ſehr leicht, wenig Böſes zu thun, wenn es an Macht und Gelegenheit fehlt viel Unheil zu ſtiften. Man muß anmerken, daß die größten Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer in Zeiten lebten, wo die erſte Rauhigkeit dieſer Völker von den mehr ausgebreiteten Wiſſenſchaften vertrieben, ihr Verſtand erleuchteter, und mit den geſündern Grundſätzen einer vernünftigen Moral bekannter war, als der Geiſt ihrer Vorfahren. Die Griechen wurden weiſer, als ſich der Geſchmack aus Aegypten zu ihnen wandte, und die Römer waren am vernünftigſten, als ſie von Athen unterrichtet wurden. Würden wohl in ſolchen hellern Zeiten die Geſchichtſchreiber ihrem Volke gefallen haben, wenn ſie den Thaten ihrer Vorfahren ihre natürliche Rauhigkeit gelaſſen, und ſie nicht mit den Reichthümern ihres Geiſtes ausgeſchmückt und verſchönert hätten? Und ſie wollten doch vornehmlich ihren Zeiten und Nachkommen gefallen. Man müßte ganz ein Fremdling in ihnen ſeyn, wenn man nicht wahrnehmen könnte, daß ſie ihre großen Männer und ihre Helden feiner denken und reden ließen, als ſie in ihren rauhen noch ganz unausgebildeten Zeiten reden konnten. Sie liehen ihnen ihre Art zu denken, weil ſie vorausſetzten, daß große Leute, wie ſie, dächten, eben ſo wie die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ihren Ludwig den vierzehenten Einfall über Einfall ſagen laſſen, weil ſie ſich einbildeten, daß ihr König eben ſo witzig ſeyn müßte, als Benſerade oder Boileau, weil er ihnen Gnadengelder gab. Eben ſo liehen die neuern Griechen und Römer ihren Vorfahren ihre Philoſophie, und ihre Beredſamkeit. Wer kann das leugnen? Aber muß nicht das den Verdacht erwecken, daß ſie die ruhmvollen Charaktere ihrer großen Männer auch nicht allezeit vor ſich fanden, ſondern ſie vielmehr ihnen anſtudierten, und ſie aus Grundſätzen handeln ließen, aus denen ſie nicht handeln konnten, weil dieſe einem Verſtande unbekannt ſeyn mußten, den noch keine Wiſſenſchaften aufgeklärt und aus ſeinen natürlichen Finſterniſſen gezogen hatten? Kann ſich ein Livius unterſtehen, der Nachwelt die langen und künſtlichen Reden, die er auf ſeinem Studierzimmer, ſich ſelbſt und ſeinen Zeitgenoſſen zu Gefallen ausgearbeitet hat, für wirkliche Reden ſeiner Helden aufzudringen: Wer kann uns Bürge ſeyn, daß er in ihren Charakteren nichts geändert, und ihre Handlungen nicht in vortheilhaftern Ausſichten gezeichnet habe, als die waren, worinnen ſie urſprünglich erſchienen? Konnten die Geſchichtſchreiber ihren Geſchichten nur die Eigenſchaften ertheilen, die ſie in den Ruf großer und glücklicher Geiſter bringen konnten: So hatten ſie nicht zu befürchten, daß ihnen jemand den Ruhm der Treue, Aufrichtigkeit, und Unpartheylichkeit ſtreitig machen würde. Wer ſollte es thun? Ja ſie würden ſich den Zorn und die Verachtung ihrer Zeitgenoſſen, die ſo ſehr von der Hoheit und Größe ihrer Vorfahren berauſcht waren, zugezogen haben, wofern ſie nach dem Ruhme einer ſtrengen Unpartheylichkeit geſtrebt hätten. Alle Nationen haben ſo gar

Lügen zur Ehre ihrer Vorfahren mit Beyfall und Bewunderung angenommen. Die Griechen und Römer verziehen ihren Schriftſtellern den Gebrauch der Unwahrheit, theils wegen des Vergnügens, das eine ſchöne und unerwartete Verkleidung derſelben erweckt, theils wegen der Ehre, die allezeit von ihren Vorfahren auf ſie zurück zu fallen ſchien. Sie verbargen unter den Verdienſten der Vorwelt ihre eigene Armuth, eben ſo, wie ſich ein unnützer Landjunker die Ehre ſeiner Ahnen zueignet, und, wenn er nicht gelobt werden kann, dadurch dem Tadel zu entgehen glaubt, daß ſeine Vorfahren gelobt werden können.

Was man am meiſten zu beklagen Urſache hat, iſt die Unvollſtändigkeit der Nachrichten von den Tugenden der Zeiten. Die Geſchichtſchreiber, die wir haben, ſind gemeiniglich bloß Geſchichtſchreiber der öffentlichen Handlungen ihrer Helden. Sie bekümmern ſich wenig um die Tugend in der Hütte, und um edle Handlungen im Privatleben. Ihre Tugendhaften ſind Menſchen, die ihrer Würden und Aemter wegen vor andern in die Augen fallen. Es ſind Mutii, Valerii, Catonen, Reguli, Scauri, Curii, Camilli, Marcelli, Scipionen, die ſie als Muſter der Nachahmung abbilden. Und alle die Tugenden, die ſie rühmen, betreffen die meiſte Zeit nur die Verwaltung öffentlicher Geſchäfte und Angelegenheiten. Man muß alſo aus öffentlichen und einzelnen Thaten zu viel ſchließen. Man weiß ja, daß ein Menſch, der einmal, und zumal vor der Welt, tugendhaft handelt, darum nicht allezeit, auch nicht überall, und in geheim tugendhaft ſeyn müſſe. Wer weiß nicht, wie vieler Auslegungen öffentliche Handlungen fähig ſind? Furius Camillus belagert die Stadt der Falisker. Derjenige, der ihre Kinder unterrichten muſste, liefert ſie durch eine niederträchtige Treuloſigkeit und Verrätherey in die Gewalt des römiſchen Feldherrn. Die Falisker waren überwunden, wenn er ſich der Gewalt gebrauchte, die ihm der Treuloſe gegeben hatte. Camillus aber will nicht durch Verrätherey überwinden, läſst den Verräther feſſeln, und ſchickt ihn mit den Kindern in die belagerte Stadt zurück. Der Römer wird als der großmüthigſte und gerechteſte Mann geprieſen. Die That kann wirklich aus einer edlen Quelle entſpringen; Camillus kann das Lob der Gerechtigkeit und Großmuth verdienen. Die Römer haben ſich mehr durch ſolche Thaten berühmt gemacht. Aber ſind ungerechte Kriege nicht ſo ſchwarz, als Verräthereyen? Der Krieg gegen die Falisker war ungerecht. Konnte Camillus nicht aus Ehrgeiz, weil er für einen Held gehalten ſeyn wollte, eben ſo handeln? Hätten wir aber von dem Privatleben eben dieſer großen Männer, von ihrer Aufführung in ihren Familien, gegen ihre Frauen, und gegen ihre Sclaven mehr Nachrichten: So würde, wenn ihre Tugenden wirklich Ehrfurcht verdienen, unſre Ehrfurcht gegen dieſelben deſto gröſſer und gegründeter ſeyn. Wenn von dem Werthe der heidniſchen Tugenden die Rede iſt: So müſſen wir ihn nicht nach einzelnen Handlungen, ſondern nach ganzen Charakteren beſtimmen. Denn wer kann aus einem ſchönen Geſichtszuge ſchließen, daß das ganze Geſicht ſchön ſey?

Alle dieſe Anmerkungen ſollen keine Kriegesankündigung wider die Tugenden der Heiden ſeyn. Sie würden wider meine Abſicht, als eine Vorbereitung zu einem verdammenden Urtheile über ſie ausgeleget werden. Sie ſollen nur zeigen, daß ſie eben ſo leicht zu viel bewundert, als zu ſehr niedergeſchlagen werden können. Sie ſollen uns nicht aufſätzig gegen ſie, ſondern mistrauiſch gegen uns ſelbſt machen. Uebereilte Urtheile von ihrem Werthe können von ſchlimmern Folgen ſeyn, als man denkt, wenn ſie zumal von denen gefällt werden, in deren Aufrichtigkeit und Einſicht niemand ein Mistrauen zu ſetzen pflegt.

XVIII.

Gedanken
von
der Gefälligkeit.

Gedanken von der Gefälligkeit.

Die meiſten Menſchen lieben die Tugenden wegen des Nutzens, den ſie haben, und ſie ſind darüber nicht zu tadeln, wenn ſie nur ihre wahren Vortheile kennen, und ſich ſelbſt durch keine falſchen Vorſtellungen hintergehen. Denn man beſitzt erſt von dem weiten Umfange und eigentlichen Werthe ihrer Vollkommenheiten eine genaue Kenntniß, wenn man ihre glücklichen Folgen überſieht. Und dieſe vollkommne Kenntniß iſt zu einer wahren feurigen Liebe der Tugend unentbehrlich. Diejenigen alſo, welche die Gefälligkeit darum hochhalten, weil ſie nützlich iſt, verdienen ſo wenig Vorwürfe, ſo wenig ſie die verdienen, welche den Reichthum lieben, weil ſie mit ſeiner Hülfe auf eine bequeme Art ſowohl ihre eigne Glückſeeligkeit, als auch die Wohlfarth ihrer Nebenmenſchen befördern können. Die Gefälligkeit iſt eine moraliſche Vollkommenheit, ohne welche andre geſellſchaftlichen Tugenden kaum beſtehen, ſich äußern, und liebenswürdig ſeyn können. Wenn der Ausſpruch eines alten Weltweiſen wahr iſt, daß die Eintracht und die Freundſchaft die Urſachen des fortdauernden Daſeyns der Welt ſind: So iſt gewiß, daß ſie es nicht ſeyn können, wenn ſie nicht gefällig ſind. Eine Freygebigkeit ohne Gefälligkeit verdienet ein kleines Lob, und ſo verhält es ſich mit allen andern Tugenden, welche zur Glückſeeligkeit der Menſchen unter einander nöthig ſind. Die Gefälligkeit iſt die Seele des Umgangs, und das Vergnügen aller Geſellſchaften lebt mit ihr und ſtirbt mit ihr. Wie verdienen nicht die Vortheile einer ſolchen Tugend auf verſchiednen Seiten gezeigt zu werden!

Man kann die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenſchaft der menſchlichen Seele, oder als eine äußerliche Handlung betrachten. Sieht man dieſe Tugend als eine Neigung an; ſo iſt ſie eine Begierde, ſich durch ſein äußerliches Verhalten andern Menſchen angenehm zu machen. Betrachtet man die Gefälligkeit als eine Handlung, ſo iſt ſie das äußerliche Bezeigen, durch welches man andern angenehm wird. Man kann nicht beſtimmen, worinnen dieſes äußerliche Bezeigen beſtehe, weil es gar zu viele Arten giebt, angenehm zu ſeyn. Unterdeß iſt dieſe Erklärung des Wortes nach dem Gebrauche im gemeinen Leben richtig. Selbſt die unächte und einem tugendhaften Manne unanſtändige Gefälligkeit, kann dieſe Erklärung beſtätigen. **Clorindo** iſt ein junger Herr; er iſt wohlgewachſen, und dieſes iſt ſchon eine liebenswürdige Eigenſchaft für viele von dem ſchönen Geſchlechte. Er kann mit einem lächelnden Geſichte lange Zeit reden, ohne zu merken, daß er nichts geſagt hat; er nicket mit einer hinreißenden Höflichkeit; er weiß das Schnupftuch, das einer Dame entfallen iſt, mit ſo vieler Welt aufzuheben, daß man entzückt wird; er giebt einer jeden in allem Recht, und wenn er auch die deutlichſten Unwahrheiten ſagen ſollte. Was iſt **Clorindo** nicht für ein gefälliger und artiger Herr, ſagt **Lucinde!** Wie er zu gefallen weiß! Und warum gefällt er doch **Lucinden**? Weil ihr ſein Aeußerliches angenehm iſt. Er hat ſie tauſendmal verſichert, daß alles, was ſie ſaget, einnehmend und vortrefflich iſt: Sie ſagt aber viel, und ſelten etwas, das aufrichtige Lobſprüche verdient. Es iſt keine Spitze, kein Schminkpfläſterchen, kein Geſchmeide an **Lucinden**, das er nicht zwanzigmal bewundert; das er nicht für beſſer und artiger, als den Schmuck andrer Damen ausgegeben hätte. Er ſchmeichelt mit einem Worte in allen ſeinen Geberden und mit jeder Sylbe, die er ſpricht, **Lucindens** Eitelkeit. **Lucinde** würde ihm ohne Zweifel den Ruhm der Gefälligkeit nicht ertheilen, wenn ſie wüßte, daß er eben die Schmeicheleyen, die er ihr vorſagt, andern Frauenzimmern auch vorſagte. Denn auf dieſe Art erhält ſie keinen Vorzug vor andern. Man ſieht, daß **Clorindo** die wahre Gefälligkeit nicht beſitzt, weil er den Ruhm einer ſo ſeltnen Eigenſchaft auch von andern eben ſo leicht erhalten kann, ohne Tugenden nöthig zu haben.

Filidor iſt ein eingebildeter Junker vom Lande, der keine andern Verdienſte, als einige geerbte Rittergüter hat. Es iſt andem, wenn das Gute allezeit wahr iſt, was man von ſich ſelbſt ſaget, ſo hat kein Menſch ſo viele rühmliche Eigenſchaften als er: Denn er redet allezeit das Beſte von ſich ſelbſt. Ohne Zweifel rühmen ihn andre nicht, weil ſie nicht ſo viel Schmeichelhaftes von ihm ſagen könnten, als er ſelbſt von ſich ſagt. Alle diejenigen, die keine Federbüſche tragen, ſind in ſeinen Augen verächtliche Geſchöpfe, und genießen nur das Daſeyn, damit ſie ſeine gehorſamen Diener heißen können, wie er ſich darum nur gebohren zu ſeyn einbildet, damit er der Bürger und vornehmlich ſeiner Bauern gnädiger und wohlgebohrner Herr ſeyn möge. Man begreift, daß ihn dieſer unedle Stolz nicht angenehm macht. Gleichwohl erhält er bey vielen Vornehmen den Ruhm eines gefälligen Herrn. Aber wodurch macht er ſich ihnen angenehm? Er iſt in einer Geſellſchaft Damen, welche nicht allein von Bürgern, ſondern auch von andern Abweſenden, die ihr höherer Stand vor ihrer Zunge ſchützen ſollten, ſo viel Böſes reden, als ſie wünſchen, daß man Gutes von ihnen ſagen möge. Man kann alſo leicht denken, daß ſie ſehr viel Böſes von ihnen vorbringen müſſen. **Filidor** weiß das Geheimniß, ſo viel Bosheit zu haben, als ſie, und ihnen die Schmeicheleyen zu ſagen, die ſie wünſchen. Alle andre Leute ſind nicht ſo reich, ſo vornehm und ritterlich, wie dieſe ausgeſuchte Geſellſchaft. Sie kennen doch, ſaget die Frau von Landbuſch, ſie kennen doch den Herrn, der nicht weit von ihnen ein Gut beſitzt, das er wohl ſeiner Schulden wegen bald verkaufen wird? Was er nicht für eine armſeelige Kutſche hat; und für einen armſeeligen Jäger; was für eine armſeelige Livree! Sie haben Recht, gnädige Frau, antwortet **Filidor**; es geht ſehr bürgerlich auf ſeinem Hofe zu. Sehen ſie einmal unſre Kutſchen an! Meine zum wenigſten koſtet mir mit den Pferden und Dienern tauſend Thaler: Aber was ſind das auch für Pferde! Pferde aus Paris! Ma foi aus Paris! Aber ſie kennen doch den Herrn = = = Den Herrn? fängt eine andre an. Der Sohn hat, glaube ich, eine Bürgerliche geheyrathet. Geheyrathet ſage ich.

Ich, fängt **Filidor** wieder an, ich habe ihm ſeitdem oft geſagt, daß er kein rechtſchaffner Edelmann mehr iſt: Allein er hat kein Herz mehr, nachdem er ſich mit Bürgern eingelaſſen hat. Dieſe Geſellſchaft nun rühmet den gnädigen Herrn **Filidor** als einen gefälligen und artigen Herrn überall; weil er in ſeinem äußerlichen Bezeigen ihren Leidenſchaften ſchmeichelt. Freylich erhält er den Ruhm der Gefälligkeit bey andern nicht, welche mit ihren Verdienſten, ihrer Geburt und ihrem Range Ehre machen, ihn aber ſeines unedlen Stolzes wegen ſeiner angebohrnen Vorzüge unwerth achten, und ſeiner ſpotten. Warum gefällt **Aquila** dem **Diomed**, dieſem finſtern Grübler in den Alterthümern, in Lesarten und Fehlern? Weil er, wenn er bey ihm iſt, von Steinen, Marmorn, Aufſchriften, Säulen, Amphitheatern, römiſchen Gezelten und andern ſolchen Wichtigkeiten redet; denn ſie ſind die Leidenſchaft des **Diomedes**. Aus dieſen Beyſpielen iſt gewiß, daß das Verhalten derjenigen, welche den Namen der Gefälligen erhalten, denen allezeit angenehm geweſen ſeyn müſſe, die ihnen ein ſo großes Lob geben.

Dieſe Beyſpiele aber ſollen uns die Mühe erleichtern, die wahre Gefälligkeit von den unächten Gattungen derſelben zu unterſcheiden. Eine Gefälligkeit, welche die Tugend beleidigt, den Laſtern und den ſchändlichen Eigenſchaften der Menſchen liebkoſet, verdienet dieſen edlen Namen nicht. Man vermengt die Gefälligkeit und Schmeicheley nur gar zu oft mit einander. Ein Schmeichler, welcher die niedrigſten Thaten ſeiner gnädigen Gönner für ruhmwürdige Handlungen ausgiebt, welcher Tugenden

um

an ihnen erhebt, die er ihnen andichtet; deſſen Lobſprüche für ſo viel Beſchimpfungen ſollten gehalten werden; kurz, welcher ſich nicht ſchämet, ein kriechender Lügner gegen diejenigen zu ſeyn, die ihn vor dem Hunger und Durſte ſchützen, entſchuldigt ſeine unedlen Handlungen damit, daß er ſagt, man müſſe ſich den Menſchen gefällig zu machen ſuchen. Man kann freylich bey den Laſterhaften nicht leichter den Ruhm eines Gefälligen erhalten, als wenn man ihnen im Umgange durch gleiche Laſter, Fehler und Vorurtheile ähnlich wird, oder wenn man ihre unrühmlichen Thaten oder Schwachheiten erhebt, und gut heißt. Auf dieſe Weiſe erhalten **Clorindo**, **Filidor**, **Aquila** und tauſend andre den Ruhm der Gefälligen. Allein ſie gewinnen und beſitzen ihn mit Unrecht. Nur diejenigen verdienen ihn, welche ſich den verſchiednen Gattungen der Menſchen angenehm machen können, ohne niederträchtig zu werden. Es iſt ſchwer, auf dieſe Weiſe gefällig zu ſeyn: allein es iſt möglich. Das Beyſpiel des **Alcibiades** erläutert dieſe Möglichkeit. **Alcibiades** hatte alle Eigenſchaften von der Natur erhalten, welche nöthig ſind, ſich den Ruhm der Gefälligkeit zu erwerben. Er wußte ſich, wie **Plutarch** und **Cornelius** anmerken, in alle Leidenſchaften und Verrichtungen der Menſchen zu finden. Er konnte ſich mit den Verſchwendern ſo gut, als mit den Geizigen, mit den Hochmüthigen, wie mit den Beſcheidnen, mit den Verſchlagnen, wie mit den Einfältigen betragen. In Lacedämon lebte er hart und ſtrenge; war ſparſam und mäßig, und übertraf darinnen die Lacedämonier ſelbſt; dadurch machte er ſich bey ihnen gefällig. Bey den Thraciern trank er und überließ ſich andern körperlichen Wollüſten, und übertraf ſie noch darinnen: Dadurch machte er ſich den Thraciern gefällig. In Perſien gieng er oft auf die Jagd, lebte prächtig und frölich: Denn dieſes war die perſiſche Lebensart: Und dadurch machte er ſich bey den Perſern gefällig. Auf dieſe Art ward Alcibiades überall gelitten und angenehm. Er hielt nur ſeine Gefälligkeit nicht in den Schranken der Tugend; er gieng in allem zu weit. Ein gefälliger Menſch muß nach den verſchiednen Characteren, mit welchen er umgeht, ſich in verſchiednen Geſtalten zu zeigen wiſſen, ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidigt und verunehrt. Er nimmt in vergnügten und frölichen Geſellſchaften keine ernſthaften und finſtern Minen an: Er iſt mit Vergnügten vergnügt, mit Ernſthaften ernſthaft; er zeigt vor denen, die auf Ehre halten, daß er gegen die wahre Ehre nicht unempfindlich iſt, ohne die Demüthigen durch Eitelkeit und Unbeſcheidenheit zu beleidigen. Ein Gefälliger ſcheint die vielfältigen und verſchiednen Neigungen alle zu haben, ohne von einer beſonders beherrſcht zu werden. Er ſucht allen Menſchen, ſo weit ſie tugendhaft, oder Menſchen ſind, ähnlich zu ſeyn; ihre tugendhaften und menſchlichen Neigungen mögen ſich nun auf ſo verſchiedne Arten äußern, als ſie wollen. Man wird dieſes noch mehr begreifen, wenn man den Urſprung der Gefälligkeit betrachtet.

Die Gefälligkeit entſteht aus der Menſchenliebe, aus dem edlen Triebe, alle, denen er ſich nähern kann, ſo glücklich und vergnügt zu machen, als nur ein Menſch den andern machen kann. Vergebens wird einer ſich bemühen, angenehm zu werden, wenn ſeine Handlungen nicht durch dieſe göttliche Neigung belebt werden. Ein wahrer Menſchenfreund, welcher nicht ſo grauſam geartet iſt, daß er ſein Vergnügen in dem Misvergnügen andrer finden ſollte, ſondern glücklich iſt, wenn andre glücklich ſind, wird durch alle ſeine Handlungen etwas zur Glückſeligkeit und Freude ſeiner Nebenmenſchen beyzutragen ſuchen. Er läßt ſich nicht von den Leidenſchaften, welche dem Charakter der Geſelligkeit am meiſten widerſtreiten, von dem Neide oder Geize beherrſchen, die nicht allein andere, ſondern auch den, welchen ſie beſitzen, misvergnügt machen. Wer hat iemals einem, welcher Thränen vergießt, weil ein andrer heiter iſt, oder dem, welcher in der größten Armuth lebt, und andre in Dürftigkeit bringt, damit er reich ſterben kann, den Ruhm eines Gefälligen ertheilt? Eben ſo ſtreitet der Hochmuth, dieſe tyranniſche Sehnſucht nach einer gröſſern Ehre, als man verdienet, wider die Menſchenliebe. Kein Hochmüthiger läßt den Verdienſten eines andern Gerechtigkeit widerfahren. Er raubte lieber allen andern Menſchen ihre Ehre, um ſich mit ihrem Raube zu brüſten. Wie kann ein Hochmüthiger angenehm werden, da alle Menſchen eine zärtliche Liebe gegen ihre Ehre haben? Und muß er nicht misfallen, wenn er andre neben ſich verachtet? Man kann daraus erkennen, warum alle Tugenden, welche Zeugen der Gerechtigkeit eines Menſchen ſind, ſo ſehr einnehmen. Man ſieht aus der Erfahrung, daß die ſcheinbarſten Tugenden misfallen und verhaßt werden, ſobald ſie aus Eigennutz, und nicht aus Menſchenliebe entſpringen, daß ſie hingegen angenehm und liebenswürdig ſind, ſobald man urtheilen kann, daß ſie andern Menſchen zum Beſten ausgeübt werden. So entſpringt denn die Gefälligkeit, oder die Neigung angenehm zu werden, aus der Menſchenliebe. Allein dieſe Neigung kann man nicht anders, als durch die äußerliche Aufführung erkennen. Zu dieſem äußerlichen Verhalten gehören alle diejenigen Geberden, Minen, Stellungen, Verbeugungen und Bewegungen, welche man leutſeelig, artig, höflich und verbindlich nennet. Finſtre und mürriſche Köpfe, deren Geſicht immer voll Falten und Runzeln iſt, werden den Namen der Gefälligen nie erhalten, ſo große Tugenden ſie auch beſitzen mögen. Daher kömmt es, daß die Greiſe, welche immer ſeufzen und klagen, immer die vorigen Zeiten erheben, und die itzigen tadeln, der Jugend ſtets zur Laſt ſind, weil in der That ihr Herz gegen andre Menſchen eine bittre und feindſeelige Gemüthsart zu verrathen ſcheint.

Theodotus iſt ein deutliches Beyſpiel davon. Dieſer mürriſche Greis hat alle Eigenſchaften, welche das Alter unangenehm machen. Vorzeiten, da er noch jung war, war alles beſſer. Vorzeiten war Geld im Ueberfluſſe vorhanden geweſen: Denn er hatte in ſeiner Jugend viel verſchwendet, das er nicht erworben hatte. Vorzeiten war das Frauenzimmer auszuſtehen geweſen: Denn vorzeiten war er nicht alt, ſondern ein reicher und allerliebſter junger Herr, welcher alle Stutzer zum wenigſten in der Pracht der Kleider übertraf. Itzt, da ihm weder eine Beutelperücke, noch eine gallonirte Weſte ein jugendliches Anſehen geben können, wenn ihn die Begierde galant zu ſeyn anfällt, vermeidet und verlachet ihn das Frauenzimmer, welchem er deſto lächerlicher wird, je coquetter er ſeyn will. Man wird mir ausländiſche Ausdrücke vergeben, da ich an Thorheiten gedenke, die auf keinem deutſchen Boden entſprungen ſind. Es iſt alſo kein Wunder, daß **Theodotus** ſeufzet: Vorzeiten war das Frauenzimmer nicht ſo ſtrenge, wie itzt. Nunmehr ſind ihm alle Ergetzlichkeiten, die er nicht genießen kann, Eitelkeiten und Thorheiten. Die Freude, welche die Jugend genießt, iſt der Vergänglichkeit unterworfen. Sie werden es, ſaget er, ſchon erfahren, wenn ſie ſo lange, als ich, in der Welt gelebt haben werden. Es iſt leicht zu begreifen, warum **Theodotus** der Welt misfällig iſt, warum er für einen Menſchenfeind gehalten wird? Es iſt aber auch leicht zu begreifen, warum diejenigen Alten gefällig ſind, welche das Vergnügen der Jugend nicht mit misgünſtigen Augen anſehen, weil ſie alt, und zu dem Genuſſe deſſelben zu ſtumpf ſind; die Alten, welche ſich Mühe geben, andre aufgeräumt und munter zu machen; welche ein Vergnügen bezeigen, daß andre die Ergetzlichkeiten genießen, die ihnen das Alter verbeut, und welche die itzigen Zeiten für eben ſo gut als die vorigen halten.

Ich habe geſagt, daß die Kennzeichen der Höflichkeit zu dem gefälligen Weſen gehörten. Man muß ſich hüten, die Gefälligkeit nicht mit der Höflichkeit zu vermengen. Die Gefälligkeit kann nicht ohne die Höflichkeit, die Höflichkeit aber wohl ohne Gefälligkeit ſeyn. Der höflichſte Mann kann misfallen, ſo genau und ſo aufrichtig er auch das Ceremoniel

moniel der Worte, der Verbeugungen und Geberden beobachtet. Es gehöret zur Gefälligkeit einige Natur: Diejenigen ſind zu bedauern, welche ſo ohne ihre Schuld verunſtaltet worden ſind, daß ihnen das leutſeelige Weſen nicht natürlich zu ſeyn ſcheint, wenn ſie ſich gleich nicht verſtellen. Gewiſſe Leute haben das Unglück, daß alles an ihnen bis auf die kleinſte Mine und ſelbſt auf ihren Ton in der Sprache lächerlich und unangenehm iſt. Was man an andern bewundert, wird an ihnen getadelt. Wenn andre, wegen einer That, die doch nicht die edelſte und größte That iſt, einen allgemeinen Beyfall erhalten, ſo müſſen ſie eine ganze Menge edler und großer Thaten verrichtet haben, ehe ſie nur erträglich werden. Wie viele müſſen ſie alſo nicht ausüben, wenn ſie ſollen bewundert werden? Andere hingegen empfangen die vortrefflichen Gaben von der Natur, zu gefallen. Sie brauchen nur wenig Unterricht und Umgang mit der Welt, die gefälligſten Perſonen zu werden. Man erſtaunet, daß ſie es in der Art zu leben, in der Leutſeeligkeit und Gefälligkeit in kurzer Zeit weiter bringen, als andre in ganzen Jahren thun können. Ihre Sprache iſt leutſeelig; ihre Geberden ſind angenehm; ihr Geſicht iſt lächelnd, ohne Stolz, ohne Verachtung der andern, ohne Runzeln. Alles, was von ihnen kömmt, vergnügt; man erhebt alle ihre Worte, die geringſte Mine iſt artig, und auch das voll Anmuth, was ſie von ohngefähr thun. Man iſt ſchon für ihre Verdienſte eingenommen, ſo bald man ſie ſieht: Man ſollte viel verwetten, ihre Seele müſſe eben ſo angenehm und liebenswürdig, als ihr äußerliches Anſehen ſeyn.

Es

Es iſt andem, man kann ſich in dieſen angenehmen Vermuthungen von vielen ſolchen Leuten betrügen. Allein man betrügt ſich gern. Dieſe gefälligen Menſchen, welche ihr einnehmendes Weſen bloß der Natur zu danken haben, ſind zum wenigſten liebenswürdige Menſchengeſichter. Es geht in dieſem Falle, wie mit der Liebe gegen ein Frauenzimmer, welches bloß durch ihre natürliche Reizungen gefällt.

Celimene hat die größten Reizungen erhalten, die nur nöthig ſind, junge Herren aufzumuntern, daß ſie die Aeltern über ihren Aufwand lieber verdrüßlich und mürriſch werden, als ſich in der Pracht von einander übertreffen laſſen. Sie iſt das ſchönſte Menſchengeſicht des weiblichen Geſchlechts, das man noch bewundert hat. Man iſt in der Verſuchung zu denken, daß die Natur nicht Zeit genug gehabt hat, ihre Seele ſchön zu machen, als ſie den Körper ſo reizend bildete. Ihr Verſtand iſt ſo einfältig, ſo angenehm ihre Geſtalt iſt. Witz und Geiſt iſt bey ihr ganz vergeſſen worden. Gleichwohl gefället alles, was ſie ſaget. Ihre Reden würden in dem Munde eines andern Frauenzimmers ungereimt ſeyn, und es brauchte noch lange nicht durch Häßlichkeit zu beleidigen. Allein bey Celimenen klopfet man über alles in die Hände. Sie darf nur die Lippen bewegen, ſo werden alle, die um ſie herum ſind, aufmerkſam. Wenn ſie ſchweigt, ſo werden die Anweſenden traurig, weil Celimene ſo etwas ſchönes, als ſie ſagen wollte, unterdrückt hat, da ſie es doch aus keiner andern Urſache nicht geſagt hat, als weil es ihr ſelbſt zu einfältig vorgekommen iſt. Die Menſchen müßten bey dem Aeſop in die Schule gehn, wenn ſie wie der Fuchs in der Fabel ſagen könnten, daß **Celimene** ein ſchönes Bild ohne Gehirn und Leben ſey.

Wie es mit der Liebe gegen **Celimenen** beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich mit der Gewogenheit gegen diejenigen, welche gefallen, ohne wegen ihrer Verdienſte liebenswürdig zu ſeyn. Wie dieſe mit einem ſchönen und liebenswürdigen Frauenzimmer verglichen werden können, ſo kann man auch diejenigen, welche misfallen, obgleich ihr tugendhaftes Herz und ihre edeln Thaten die größte Hochachtung verdienen, mit **Clarinden** vergleichen, welche bey allem ihrem Verſtande und Witze, und bey allen andern Verdienſten neben **Celimenen** vergeſſen zu werden pflegt, weil nur wenig Menſchen wahre Verdienſte zu ſchätzen wiſſen. Sie hat das Unglück, häßlich zu ſeyn. Ihre Bewegungen und Geberden ſind unangenehm. Wenn ſie lachet, ſo erſchrickt, und wenn ſie gleichgültig ausſieht, ſo erzittert man. Ihr Verſtand iſt freylich groß; ihr Witz iſt fein und reich; ſie hat die Gabe, die ſinnreichſten Scherze zu ſagen: Allein es ſagt ſie kein ſchöner Mund. Sie gefällt nicht. Wären alle Frauenzimmer wie die Morgenländerinnen geſchleyert, daß man ihr Geſicht nicht ſehen könnte, ſo würde ſie den größten Schönheiten die Herzen ſtreitig machen. Eben ſo ſind diejenigen Menſchen, welchen der Ruhm der Gefälligkeit verweigert wird, obgleich ihre Verdienſte mehr als dieſen Ruhm verdienen. Die Menſchen ſind unbillig, daß ſie mehr mit den Augen als mit dem Verſtande urtheilen. Allein da einmal dieſe Schwachheit allgemein iſt, ſo muß jeder ohne unnatürlich zu werden, in ſeinem Aeußerlichen ſo viel Anmuth zu haben ſuchen, als er kann, und ſich durch keine Vernachläſſigung deſſelben nicht ſelbſt zu verunſtalten.

Die Gefälligkeit verſchönert alles. Alle Handlungen des Menſchen, alle Ergetzlichkeiten und zugelaßnen Wollüſte, und die Tugenden ſelbſt, werden durch dieſe Tugend reizender. Ein reicher und vornehmer Mann bittet mich zu ſich, und dieſes thut er aus Freundſchaft; alles iſt prächtig und vornehm bey ihm; alles, was man aufträgt, iſt koſtbar; die Speiſen ſind ungemein ausgeſucht und gut zugerichtet; ſeine Weine ſind die beſten; man kann ſich, ohne ein gezwungnes Ceremoniel zu beobachten, aller anſtändigen Freyheit und Bequemlichkeit bedienen; er giebt gern: Denn er iſt weder neidiſch noch geizig. Allein die Art, mit welcher er alles thut, iſt nicht gefällig: Man geht wohl zufrieden, aber nicht vergnügt und frölich von ihm. Ein andrer Freund bittet uns zu ſich; nichts iſt bey ihm außerordentlich: Allein man iſt bey ihm entzückt. Man weiß es, daß uns beyde zärtlich lieben: Woher kömmt alſo der Unterſchied? Die Art, die Geberden und Minen des andern ſind gefällig. Man kann es an der Freundſchaft und Freygebigkeit vornehmlich bemerken, wie angenehm alles durch die Gefälligkeit wird. Die Freundſchaft iſt durch ihre eignen Vorzüge ſchon angenehm: Sie wird aber noch mehr entzücken, wenn ſie gefällig iſt. Nicht alle Freunde ſind gefällig. Dieſe Anmerkung, ſo richtig ſie auch iſt, wird vielen wunderbar zu ſeyn ſcheinen. Allein ſie wird täglich durch die Erfahrung beſtätiget. Ein Freund kann das redlichſte Herz von der Welt beſitzen: Er kann ſeinem Freunde nicht nur das gröſte Glück gönnen; ſondern auch ſich alle Mühe geben, ihm daſſelbe zu verſchaffen: Er kann alle Sorgen und Beſchwerlichkeiten mit ihm theilen, ſein Vergnügen gröſſer machen, wenn er mit ihm vergnügt iſt, ſein Unglück erleichtern, wenn er mit ihm traurig iſt, und ihm allen Troſt giebt, den ein Freund nur geben kann. Allein er kann uns misfällig werden, ohne uns misvergnügt zu machen, wenn ſeine äußerliche Aufführung nicht einnehmend genug iſt, wenn er durch einen Fehler der Erziehung, oder durch einen Mangel der Bekanntſchaft mit der großen Welt nicht zu leben weiß. Die Art, durch die er uns ſeine Freundſchaft zu erkennen giebt, kann misfallen. Er kann beleidigen, ohne beleidigen zu wollen: Seine Zärtlichkeit kann zu wild und ungeſtüm, und nicht fein genug ſeyn. Wie viele beleidigen nicht ſchon dadurch die Gefälligkeit, daß ſie glauben, der äußerliche Wohlſtand gegen Freunde müſſe eben ſo genau nicht beobachtet werden! Indem ſie meinen, keine Weitläuftigkeiten und Umſtände mit ihren Freunden zu machen, werden ſie unartig. Sie bilden ſich ein, bey Freunden müſſe man ſich ſeiner Bequemlichkeit bedienen können, und das Ceremoniel halte ſie in einer allzugroßen Entfernung von ihnen. Dieſe Meynung verführt ſie, die Geſetze der guten Sitten aus der Acht zu laſſen, ihrem Freunde verdrüßlich zu werden, und ihm oft ſo nahe zu kommen, daß ſie ihm, ſo zu ſagen, auf den Leib fallen.

Es iſt faſt nicht nöthig, an mehr Tugenden zu zeigen, wie angenehm ſie durch die Gefälligkeit werden, da die Freundſchaft, die ſo reizend an ſich ſelbſt iſt, noch angenehmer durch die Gefälligkeit wird.

Nur an der Freygebigkeit will ich zeigen, wie viel reizender ſie iſt, wenn ſie von dieſer Tugend geſchmückt wird. Es iſt ein großes Verdienſt, ſeine Reichthümer nicht zu vergraben, oder ſie durch einen gerechten Wucher nicht bloß zu vergröſſern, ſondern den Dürftigen mit dem Ueberfluſſe, den uns das Glücke ertheilet hat, beyzuſpringen, und ſie zum Dienſte des gemeinen Weſens fähiger und geſchickter zu machen. Dieſes Verdienſt wird um ſo viel gröſſer, wenn die Abſichten bey der Freygebigkeit uneigennützig, rein, und Zeugniſſe einer wahren Menſchenliebe des Wohlthäters ſind. Denn die Freygebigkeit, welche aus dem Eigennutze, oder aus einem unedeln Ehrgeize entſteht, verdient Verachtung, und die Wohlthaten, welche nur abgedrungen zu ſeyn ſcheinen, ſind kaum des Dankes würdig. Sie ſind gleichſam mit der Ehre, die ſich der Wohlthäter ſelbſt giebt, mit der Hartnäckigkeit, mit welcher er ſie austheilt, und mit dem Verdruſſe, den er dem verurſacht, der ſich durch das Glücke genöthigt ſieht, ſeine Wohlthaten anzunehmen, theuer genug bezahlt. Wenn aber auch dieſe Fehler bey der Freygebigkeit nicht angetroffen werden; wenn einen Wohlthäter entweder das Mitleid, oder bloß die Begierde, ſeine Reichthümer wohl anzuwenden, zu derſelben bewegen, ſo kann ſie doch nach der verſchiednen Art, auf welche ſie ſich äußert, angenehmer und gefälliger werden.

Aront hat das edelſte und großmüthigſte Herz, welches nur zur Freygebigkeit erfodert wird. Er beſitzt ſeine Reichthümer nicht, ſie immer zu überzählen. Er weiß es, daß ſie ihm gegeben worden ſind, die Menſchen durch ihre Hülfe glücklich zu machen.

chen. Er hält ſich ein ordentliches Verzeichniß der Nothleidenden und Dürftigen in der Stadt, in welcher er lebet. Er bekümmert ſich, wie ſie in die Dürftigkeit gerathen ſind. Er erkundigt ſich nach ihrer Aufführung, nach ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, damit er ſeine Wohlthaten nicht an Laſterhafte verſchwenden möge, welche dieſelbe vielleicht zu Mitteln, boshafte und ſchädliche Abſichten zu erreichen, gebrauchen könnten. Er richtet ſich alſo in ſeinen Wohlthaten, nach den unterſchiednen Verdienſten der Dürftigen. Er theilet ſeine Wohlthaten aus, ohne den geringſten Eigennutz zu errathen: Denn ſein Herz iſt ſo wenig eigennützig und gewinnſüchtig, daß er vielmehr durch alle ſeine Handlungen das Gegentheil zu beweiſen ſucht. Er breitet ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt mit einem unanſtändigen Geſchreye aus, weil er nur das Vergnügen Gutes gethan zu haben, nicht aber die Lobeserhebungen des großen Haufens ſucht. Der Werth ſeiner Wohlthaten wird durch keinen Ehrgeiz verringert. Allein da die Natur ſelbſt ſeine Geſtalt und ſein Geſicht ſehr ernſthaft und ſtrenge gebildet, und daſſelbe nicht durch eine natürliche Freundlichkeit aufgeheitert hat: So ſind auch ſeine Minen und Geberden immer mehr finſter, als heiter, mehr ernſthaft, als leutſeelig. Man kann nicht ſagen, daß ſein Anſehen verdrieslich ſey: Allein es fehlt ihm die Freundlichkeit. Er ermahnet diejenigen, denen er hilft, mit einem trockenen Geſichte, die Wohlthaten, die er ihnen ertheilt, zum Nutzen und Vergnügen ihrer Mitbürger anzuwenden. Er verlangt keine Dankſagungen: Allein er macht auch nicht viel

Ceremonien, wenn man ſich dankbegierig und erkenntlich zeiget. Die Redlichen, welche ohne ihr Verſchulden von dem widrigen Glücke verfolgt werden, wagen ſich mit einem völligen Vertrauen zu ihm, ohne furchtſam zu ſcheinen. Diejenigen aber, deren Gewiſſen nicht ganz rein und unſchuldig iſt, nähern ſich ihm mit einer zaghaften Blödigkeit, und empfangen mit eben dieſer Furcht ſeine Wohlthaten. **Aront** erzeigt ihnen zwar nach der ihm angebohrnen Menſchenliebe willig Gutes: Allein er hält es auch für ſeine Pflicht, ihnen die Wahrheit mit Nachdruck und Ernſt zu ſagen, ſie ihrer vergangnen Fehltritte wegen hart zu beſtrafen, und ſie zu einer beſſern Aufführung zu ermahnen. **Aront** wird ſeiner Wohlthätigkeit wegen erhoben: Man bewundert ihn: Allein ſeine Wohlthaten ſind nicht ſo gefällig und angenehm, als **Leanders** Wohlthaten.

Leander iſt mit den großen Eigenſchaften geſchmückt, welche dem **Aront** die Bewunderung der Menſchen erwerben: Er beſitzt aber über dieſelben, noch die Gabe zu gefallen. Seine Wohlthaten ſind daher weit angenehmer. Er läßt ſich nicht allein nicht lange bitten; denn **Aront** thut dieſes auch nicht; ſondern **Leander** kömmt den Bitten der Dürftigen noch zuvor. Man ſoll ſeine Wohlthaten nicht als Wohlthaten, ſondern als Belohnungen unſrer Tugend anſehen, die er bloß aus Pflicht austheile. Sein Geſicht iſt immer aufgeheitert, und niemals hat ſich noch ſeine Stirne in finſtre Runzeln gezogen, wenn er Dürftige erblicket hat. Er bedauert allezeit mit einer gefälligen Traurigkeit die Schickſale, welchen redliche Männer ſo oft ausgeſetzt ſeyn müſſen. Er thut vielen Menſchen Gutes, ohne ſie erfahren zu laſſen, daß es von ihm kömmt. Er fragt nicht immer, ob die Nothleidenden ſeine Wohlthaten verdienen. Er genießt oft das Vergnügen, daß er tugendhafte Frauenzimmer, die weniger Glücksgüter, als edle Eigenſchaften beſitzen, von ſeinem Ueberfluſſe nach ihrem Stande gekleidet ſieht, ohne daß ſie ihren Gönner kennen; daß er durch die dritte und vierte Perſon erfährt, wie zärtlich ſie oft weinen, daß ſie ihren Wohlthäter nicht wiſſen, und ihm ihre Dankbegierde nicht entdecken können. Er iſt viel zu freundlich und leutſelig, daß er diejenigen, welche durch ſeine Hülfe das Glücke trotzen können, zu Dankſagungen kommen laſſen ſollte. Sie gehen in dieſer Abſicht zu ihm, und ſie gehen von ihm ganz entzückt, und zugleich ganz beſchämt wieder weg, daß ſie ihm nicht danken konnten. Diejenigen, welche das Glücke geſtraft hat, weil ſie die Tugenden beleidigt haben, welche ſeine Wohlthaten noch erſt durch ihre Aufführung verdienen werden, läßt er nicht erſt empfinden, ehe er ihnen Wohlthaten erzeigt, wie unwürdig ſie derſelben ſind. Er macht ihnen keine bittern Vorwürfe. Seine Errinnerungen ſind ſanft und fließen aus der Liebe. Er ſtellt ſich, als ob er die Vergehungen nicht alle glaube, die ihnen vielleicht von ihren Feinden nachgeſagt würden: Er glaubt, daß ihre Abſichten bey ihren Vergehungen gut und löblich geweſen: Er bittet ſie aber, ihre Feinde durch ihre weiſe Aufführung zu ſchanden zu machen, und ihn in der guten Meynung von ihnen zu beſtärken. Er entſchuldigt ſich auf eine höfliche und verbindliche Weiſe über die

die Freyheit, die er ſich nimmt, mit ihnen ſo vertraut und offenherzig zu reden. Bey allen Wohlthaten die er austheilet, wird man immer eine gewiſſe einnehmende Traurigkeit an ihm wahrnehmen, daß er nicht mehr thun kann, da er doch gemeiniglich ſo viel thut, als die verdienen, denen er hilft. Wie unterſchieden iſt nicht **Leanders** Freygebigkeit, von **Aronts** Begierde, Gutes zu thun! Beyde verdienen, bewundert zu werden: **Leanders** Wohlthätigkeit iſt nur weit einnehmender und gefälliger. Gegen den **Aront** empfindet man ſeiner Wohlthaten wegen nur Ehrfurcht und Hochachtung: Gegen **Leandern** aber empfindet man nicht nur eine ehrerbietige Hochachtung und Dankbegierde, ſondern auch eine zärtliche Liebe, die man durch alle ſeine Handlungen äußert; nicht, weil man gegen **Aronten** nicht auch dazu geneigt wäre, ſondern weil man es vor gar zu großer Ehrfurcht nicht wagt, dieſelbe öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht werden einige mit einem unwilligen Geſichte ſagen, daß ich mich allzulange bey den Charaktern **Aronts** und **Leanders** aufgehalten habe. Ich beruhige mich aber bey ihrem Unwillen damit, daß ſie entweder nicht freygebig, oder auf keine gefällige und angenehme Art freygebig ſind. Denn es giebt viele, welche auf eine ſo misfällige Art Gutes thun, daß bey ihnen eine jede Wohlthat entweder ſchon eine Beleidigung iſt, oder noch zu einer Beleidigung werden wird. Sie ſind nicht wie **Leander** und **Aront**, welche eine Wohlthat ſogleich auch vergeſſen haben, ſobald ſie aus ihren Händen iſt. Sie danken ſich ſelbſt für ihre Mildthätigkeiten, wenn ſie dieſelbe gegen andern nach der Reihe herrechnen, und ihre Größe auf allen Seiten zeigen. Derjenige, dem ſie geholfen haben, weiß ſehr oft nicht, wie er ſeine Wohlthäter wegen ihrer Freygebigkeit mehr ehren und erheben ſoll, als ſie ſelbſt thun. Er muß ſchweigen, da ſeine Wohlthäter reden. Er würde ein undankbares Gemüth verrathen, wenn er ſo ſtolz ſeyn und ſich einbilden wollte, er kennte den Werth der Wohlthaten ſeiner Gönner ſo gut, als ſie ſelbſt. Doch ich ſehe, daß ich immer noch von der Freygebigkeit rede, wie ſie gefällig und misfällig wird.

Die Gefälligkeit kann ſich am meiſten im Umgange mit der Welt und in Geſellſchaften in aller ihrer Schönheit zeigen. Durch ſie wird der Umgang erſt vergnügt und lebhaft. Ein geſitteter und wohlgezogner Mann hat in demſelben tauſend Gelegenheiten gefällig zu werden. Aus der Gefälligkeit entſteht die Kunſt zu leben, dieſe ſo berühmte und ſeltne Wiſſenſchaft. Wie vielen Stoff hätte ich nicht zu den reichſten Abhandlungen, wenn ich den Nutzen der Gefälligkeit bey allen Tugenden, welche zum Umfange der geſelligen Pflichten erfodert werden, vorſtellen ſollte? Wie weitläuftig müßte ich nicht werden? Es iſt kein Wunder, daß die Kunſt, zu leben, ſo ſchwer auszuüben iſt, da bey dem, welcher gefällig werden will, ſo viele gute Eigenſchaften zuſammen kommen müſſen, welche kaum einzeln und zerſtreut unter den Menſchen angetroffen werden. Diejenigen, welche zu leben wiſſen wollen, müſſen Herr über ihre Minen, Geberden, und Leidenſchaften ſeyn; es muß ihnen nichts entwiſchen, was andre beleidigen kann; ſie müſſen keinen Anlaß geben, mit Recht ſich über ihr Verfahren zu beſchweren. Sie müſſen ein wenig Narrheit vertragen können, ohne ihre Freundlichkeit zu verändern; ſie müſſen ihren Verdruß über die Thorheiten der Menſchen, mit welchen ſie umgehen, geſchickt zu verbergen wiſſen. Die Geſprächigkeit iſt eine von den vornehmſten Tugenden eines guten Geſellſchafters. Allein wie leicht kann ein geſprächiger Menſch nicht misfallen, wenn er auch kein Plaudrer iſt! Die Redner in Geſellſchaften, welche durch ihr ewiges Geſchwätz andre zum Stillſchweigen zwingen, welche dadurch unerträglich werden, daß ſie immer mit ihrem Witze ſchimmern wollen, welche eine gewiſſe Art von Tyranney ausüben, da ſie keinen zum Geſpräche laſſen, ohne im geringſten zu argwöhnen, daß man ſie mit Verdruß anhöre, dieſe eingebildeten witzigen Köpfe beweiſen, wie nöthig die Gefälligkeit zur Geſprächigkeit ſey. Es ſind nur wenige Geſellſchafter **Elviren** ähnlich, welche **Bellegarde** beſchreibt. „Niemand, ſagt er, redet in Geſell„ſchaften weniger als **Elvire**, wenn man ſie nicht „dazu nöthigt: Niemand redet ſo richtig und mit „ſo vieler Anmuth, als ſie, wenn man ſie anredet. „Sie ſpielt weder die Rolle einer Geheimnißvollen, „noch einer, die ſich gute Worte geben läßt. Sie „ſagt ihre Meynung über alles, was geredet wird, „es mag ſo gering ſeyn, als es will; allein ſie dringt „ſich auch nicht mit einem großen Eifer dazu, „ihre Wiſſenſchaft auszulegen, wenn von ſchwe„ren Dingen die Rede iſt. Sie richtet ſich mit ei„ner wunderbaren Geſchicklechkeit, nach den Men„ſchen, mit welchen ſie umgeht. So erhaben auch „ihr Verſtand iſt, ſo ſcheint es doch nach ihrem

„Verhalten, daß er nicht gröſſer, als die Einſicht „der andern ſey. Diejenigen, die Elviren beſu„chen, gehen ganz zufrieden von ihr hinweg, und „zwar mit ſich ſelbſt zufrieden, weil ſie ihnen Gele„genheit verſchafft hat, ihre kleinen Gaben und Ge„ſchicklichkeiten ſehen zu laſſen.„ Ich will noch einige Züge zu **Elvirens** Charakter hinzufügen. Sie widerſpricht mit keiner ungeſtümen Hitze: ſie tadelt nicht alles, was ihr nicht gefällt, ſie erhebt auch nicht alles in Geſellſchaften, was ihren Beyfall hat. Sie will nicht, daß ihre Meynung recht ſeyn ſoll, ſie mag recht ſeyn oder nicht. Sie verfällt nicht in den Fehler, Nein zu ſagen, wo andre Ja ſprechen. Sie läßt es leicht auf den Ausſpruch der andern ankommen, und dieſe Bereitwilligkeit, nachzugeben, und nicht hartnäckig eine Sache zu bejahen, die viele verneinen, bewundert alle Welt an **Elviren.** Eine andre gute Eigenſchaft eines guten und angenehmen Geſellſchafters iſt die Munterkeit und Gabe zu ſcherzen. Allein alle Scherze verlieren ihre gröſſte Anmuth, wenn ſie nicht von der Gefälligkeit begleitet werden. Diejenigen, welche zu ſcherzen wiſſen, ohne die Hochachtung der Anweſenden zu verlieren; welche ſinnreich genug ſind, zu ſpotten, ohne anzüglich zu werden; welche ſatyriſch ſind, ohne zu beleidigen; und ſich frölich zu bezeigen, ohne lächerlich zu werden, ſind angenehme aber überaus ſeltne Geſchöpfe in Geſellſchaften. „Bey „gewiſſen Menſchen, ſagt **Bruyern**, iſt es eins, „zu reden und zu beleidigen: Sie ſind bitter und „anzüglich. Ihre Spöttereyen ſind Beſchimpfun„gen. Es würde ihnen zuträglich ſeyn, wenn ſie

„ſtumm oder einfältig wären. Die Lebhaftigkeit
„ihres Witzes ſchadet ihnen mehr, als andern ihre
„Narrheit. Sie ſind nicht damit zufrieden, daß
„ſie mit der größten Bitterkeit antworten: Sie
„greifen diejenigen auch, mit denen ſie in Geſell-
„ſchaft ſind, unbeſcheiden an. Alles muß über
„ihre Zunge. Weder Abweſende noch Gegenwär-
„tige ſind vor ihnen ſicher. Sie ſchlagen gleichſam
„von fornen und hinten aus. Dieſe Wilden laſ-
„ſen ſich nicht zahm machen. Man muß ſich ihrem
„Umgange entziehn, und vor ihnen fliehen, ohne
„einmal hinter ſich zu ſehen.„ Was fehlt dieſen Wütrichen in Geſellſchaften? Die Gabe angenehm zu werden, die Gefälligkeit. So nöthig ſie bey der Geſprächigkeit und bey der Begierde zu ſcherzen iſt, ſo unentbehrlich iſt ſie allen andern Eigenſchaften, welche angenehmen Geſellſchaftern unentbehrlich ſind.

In keiner Geſellſchaft, welche die Glückſeligkeit der Menſchen befördern ſoll, iſt die Tugend der Gefälligkeit unentbehrlicher, als im Eheſtande. Darum iſt dieſer Stand geſtiftet, daß die Eintracht und Freundſchaft dem Glücke zween verbundner Perſonen einen gröſſern Glanz, und den widrigen und unangenehmen Zufällen des Lebens eine Erleichterung geben ſollen. Das gröſte Glück muß in dieſem Stande keine Reizungen für einen Mann haben, wenn er daſſelbe nicht mit ſeiner vertrauteſten Freundinn theilen kann, und das geringſte Gut muß ihr ſo lieb als das gröſte Glück ſeyn können, wenn ſie es mit ihrem zärtlichſten Freunde theilt. In einer zärtlichen Ehe müſſen die Schwachen ſtark, die Kranken geſund, und die Dürftigen reich werden;

alle Tage, die ein zärtliches Ehepaar durchlebt, müſſen immerwährende Freuden aufheitern, wenn ſich eine abwechſelnde gegenſeitige Gefälligkeit unter den Perſonen findet, welche die Liebe vereinigt. Welch ein ſchöner Anblick iſt ein Mann, wenn ſein Herz, das von der Tugend und Zärtlichkeit ſeiner Geliebten verſichert und gerührt iſt, eine ruhige und milde Heiterkeit über ſein Geſicht ausbreitet! So wenig es vor der Ehe eine unanſtändige Unterthänigkeit verſprach, und eine Zuneigung zu erſchmeicheln ſuchte, welche er bloß einem freyen Entſchluſſe ihres Herzens verdanken wollte; ſo wenig iſt nun ſeine Mine ſtolz und gebietend; er beweißt, daß er im Hauſe zu befehlen habe, nur dadurch, daß er ſie der Beſchwerlichkeiten und Laſten überhebt, welche zärtlichere Kräfte nicht ertragen können, ohne ſich zu erſchöpfen. Er iſt, ſeitdem er ſie die Seinige nennt, in der Beobachtung des Wohlſtandes gegen ſie, nicht nachläßiger; er iſt inniger vertraut mit ihr, ohne weniger beſcheiden zu ſeyn; und eben ſo gewiſſenhaft als im Anfange ſeiner Liebe, ihre Sittſamkeit zu beleidigen. Wenn er glücklich iſt, ſo verkündigt jede Geberde, daß er ſeine Freude nicht halb fühlen würde, wenn ſie nicht ihre Freude wäre. Er gebietet jedem Kummer, ſich in dem Innerſten ſeines Herzens zu verbergen, daß ſie keine Falte auf ſeiner Stirne ſehen, und ſeine Traurigkeit mehr für Ernſthaftigkeit als für Schmerz halten möge. Wenn er ſie bekümmert ſieht, welche Geſchäftigkeit, ſie aufzuheitern! Welch ein Reichthum von Zärtlichkeiten, ſie zu beruhigen, und welch ein Ueberfluß voll Troſt, der aus ſeinem liebenden Herzen ſtrömt! Und bey ihr, welch ein ſüßes durchdringendes Lächeln in ihrem ſchönen oder anmuthigen Geſichte, dem die Liebe in jedem Zuge eine neue Schönheit oder Anmuth mittheilt! Sie weiß ſo rührend an ſeinen Buſen zu ſinken, wenn er ſie in ſeinen Arm nimmt! Jeder Blick ſtralt mit einer ſolchen Freude, daß er ſie die Seinige heißt! Ihre Lippen ergießen ſich ſo in Liebe, als wenn ſie der Liebhaber wäre! Sie iſt gegen ſeine Zärtlichkeit ſo erkenntlich, als wenn ſie von ihm beneidet werden müßte; und ſie iſt ſo eifrig in der Erfüllung der Pflichten, welche ſie das Bewußtſeyn ſchwächerer Kräfte lehrt, als wenn ſie ſeine Bitte, oder den Rath, den er ihr giebt, für einen Befehl halten müßte. Welche zärtliche Wehmuth umwölket jede ihrer Reizungen, wenn ſie die Bekümmerniſſe erräth, die er ihr zu verbergen ſucht? Welch ein Balſam ſinkt mit der Thräne, die aus ihrem Augen tröpfelt, auf ſein verwundetes Herz, und wie blühet jede Anmuth, die ſie hat, wieder auf, wenn ſie die Ruhe in ſein Geſicht zurückkommen ſieht? Was kann ihn, und was kann ſie elend oder troſtlos machen, als die Krankheit oder der Tod? Und wer kann beſchreiben, wie glücklich und beneidenswürdig ſie ſind? Derjenige, der zwo Perſonen findet, welche es für die erſte Pflicht halten, einander noch in der Ehe zu gefallen.

Wie unglückſeelig ſind die meiſten nicht, weil die Perſonen, die durch ihre Bande mehr zuſammengefeſſelt als vereiniget ſind, mit ihrem Jaworte aufhören, gefallen zu wollen. Der Liebhaber gab ſich erſt alle Mühe, ſeiner Gebieterinn angenehm zu werden; ſie war in allem, was ſie that, bewundernswürdig; es gab keine Schmeicheleyen, keine Liebkoſungen,

ſungen, keine Verſicherungen einer ewigen Treue und Zärtlichkeit, die er ihr nicht ſagte. Wie vielmal beſchwor er ſeine Zuſage ſie ewig glücklich zu machen? Wie konnte ſeine Geliebte, die ſich von ihm vergöttert ſah, glauben, daß ſie ſo bald wieder in eine Sterbliche verwandelt werden würde? Sie überließ ihm die Herrſchaft über ſich. Der Liebhaber ward ein Mann, und als ihr Mann, glaubte er, daß er nicht nöthig habe, ihr zu gefallen. Sie ſah ſeine Gleichgültigkeit im Anfange mit Verdruſſe; ſie ward deſſelben gewohnt; ſie glaubte, durch ſeinen Kaltſinn das Recht erlangt zu haben, ihm wieder zu misfallen. Nun iſt er ihr Tyrann und ſie ſeine Peinigerinn. Statt ihr beyderſeitiges Vergnügen zu befördern, ſuchen ſie einander unglückſeelig zu machen. Er findet itzt die Luſt nicht bey ihr, deren Verlangen ihn erſt aufgemuntert hatte, ihr zu gefallen; er will ſeinen Verdruß zerſtreuen, und ſchweift aus. Sie rächt ſich mit gleichen Ausſchweifungen, und beyde treiben ihre Rache ſo weit, daß ſie das öffentliche Gelächter werden. Wie elend ſind ſie, daß ſie einander nicht gefallen wollen!

Man wird aus dieſen Betrachtungen leicht erkennen, wie nöthig die Gefälligkeit zu unſrer Glückſeeligkeit ſey, obgleich dieſe ſo nöthige Tugend ſelten unter den Menſchen gefunden wird. Man wird fragen, woher es komme, daß ſo wenige gefällig ſind. Die meiſte Schuld fällt auf die gewöhnliche Erziehung der Kinder, wenn die Jünglinge durch ihre Ungebundenheit, die Männer durch ihren Stolz und die Alten durch ihr mürriſch Weſen misfallen. Diejenigen, welche das Glück niederdrückt, können ihren Kindern die Erziehung nicht geben, welche erfodert wird, ſie liebenswürdig zu machen, und die meiſten Vornehmen und Reichen ſind zu nachläßig, als daß ſie ſich bekümmern ſollten, die ihrigen ſo zu erziehen, daß ſie angenehm würden. Wie viele meynen nicht, daß ihre Kinder gefallen müſſen, weil ſie reich und vornehm ſind! Läßt man ſie nicht tauſendmal ſchließen, daß ſie mit großen Reichthümern Tugenden genug erben werden? So werden ſie von Jugend auf zu einem Stolze gewöhnt, der alle Menſchen wider ſie empört, ob man gleich durch ihren Stand und durch ihr Vermögen gezwungen ſeyn kann, ſie zu erdulden. Gewiſſe Menſchen erhalten ohnedieß von der Natur eine große Wildheit und Rauhigkeit: Wenn nun dieſe nicht immer unterdrückt und gezähmet wird, wie können ſie geliebt werden? Nichts hindert die Gefälligkeit mehr, als die Eigenliebe. Menſchen, welche ſich vergöttern, und nichts, als ihre eignen oft eingebildeten Vollkommenheiten bewundern, können andrer gute Eigenſchaften weder erkennen noch hochſchätzen. Entziehen ſie ihnen aber eine Hochachtung, auf die ſie gerechte Anſprüche haben, ſo müſſen ſie unerträglich werden, da ſich niemand ungeahndet verachten laſſen will. Wenige werden gewöhnt, ſich ſelbſt zu überwinden, ſich nach andern zu richten, und in ihre Neigungen und Leidenſchaften zu ſchicken! Ihre Leidenſchaften wollen herrſchen, und niemand will ein Sclav des andern werden. Nachläßigkeit wird mit Nachläßigkeit, Gleichgültigkeit mit Kälte, Verachtung mit Verachtung geahndet, und ſo werden ſie das Opfer eines um ſo viel gröſſern Haſſes, je weniger ſie ſich Mühe geben, gefällig zu werden.

XIX.

Von den Klagen
über
die ſchlechten Zeiten.

Von
den Klagen
über
die ſchlechten Zeiten.

So mannichfaltig die Wohlthaten der Vorſehung ſind, welche über das Leben des Menſchen Heiterkeit und Glück ausbreiten müßten, wenn ſie mit einem zufriednen und erkenntlichen Gemüthe genoſſen würden: So häufig ſind die Klagen über das Elend und die Verſchlimmerung der Zeiten. Es giebt freylich viele, welche die Zeiten nehmen, wie ſie ſind, ohne ſich mit einer mürriſchen Sorgfalt zu bekümmern, ob ſie von den vergangnen übertroffen werden, oder nicht; gleichwohl machen dieſe keine ſo große Anzahl aus, als die, welche ſich über ſie beſchweren. Wenn man ihnen glauben wollte: So müßte die ganze Natur nicht mehr diejenige ſeyn, die ſie geweſen iſt; alle Quellen der Freuden müßten ſich verſchloſſen haben; alles müßte einem nahen Untergange zueilen. Die Klagen über das Elend und die Verſchlimmerung der Zeiten ſind allgemein; allgemein in allen Jahrhunderten, und allgemein unter allen Völkern. Man ſucht in dem Umfange der Jahrhunderte vergeblich nur ein einziges Zeitalter, das von den Vorwürfen unzufriedner Menſchen verſchont worden wäre, ſo beglückt es auch in

Vergleichung mit andern Zeiten geweſen ſeyn mag. Man findet keine Nation, die nicht die Zeiten ihrer Vorfahren beneidete, und ſie den ihrigen vorzöge. Die Römer haben die alten Römer, die Engelländer die alten Britten, die Franzoſen die alten Gallier, der Deutſche die alten Deutſchen glücklich geprieſen, und ſich über ihre elenden Zeiten beklagt. Nach der allgemeinen Einrichtung der Welt pflegt immer ein Volk mehr Wohlthaten der Vorſehung zu genießen, als das andre. Wenn einige Reiche durch große Veränderungen fallen, ſo erheben ſich andre und blühen. Und dennoch wird man auch unter dem glücklichſten Volke über verſchlimmerte Zeiten mit ſo vieler Bitterkeit und Schwermuth ſeufzen hören, als unter den unglücklichſten.

Die Menſchen ſind ſo leicht nicht zu verſtehen, wenn ſie ſich über die Zeiten beſchweren; denn die meiſten wiſſen ſelbſt nicht deutlich, was ſie an denſelben auszuſetzen haben. Man ſieht wohl, daß ſie die Einrichtung der Welt und die Reihe der Begebenheiten und Veränderungen tadeln, in welche ſie eingeflochten ſind. Allein misfällt ihnen dieſe Einrichtung in ihrem ganzen Umfange, oder gefällt ſie ihnen nur in einzelnen Theilen nicht? Was hat ihr Misfallen für einen Grund? Haben ſie, um mit Unpartheylichkeit klagen zu können, ihr Urtheil ſo lange aufgeſchoben, bis ſie die Anordnungen der Vorſicht, die alles regiert, und den Antheil, den die Menſchen daran nehmen, überſehen haben? Und haben ſie einen richtigen Ueberſchlag von dem Guten und Böſen in allen den Veränderungen gemacht, die in einem gewiſſen Zeitalter erfolgen? Haben ſie die Summe des einen und die Summe des andern ſo ſorgfältig, als es billig iſt, berechnet und verglichen, um mit Zuverläßigkeit zu beſtimmen, welche Waagſchale vor der andern ſinke oder ſteige?

Man würde irren, wenn man behaupten wollte, daß alle Klagen über ſchlechte Zeiten ungerecht wären. Selten ſind ſie rühmlich, zumal wenn ſie mit einer Mutloſigkeit verknüpft ſind, die alle Hoffnung ihrer Verbeſſerung aufgiebt. Allein ſie können gerecht ſeyn, und ſogar alsdann nicht ungegründet, wenn die Völker, unter denen über die Verſchlimmerung der Zeiten geklagt wird, auch nicht die widerwärtigen Schickſale erfahren, welche bloß von den geheimen Anſtalten der Vorſehung abzuhangen, und entweder eine harte Prüfung dieſer oder jenen Nation oder ihre Beſtrafung zum Endzwecke zu haben ſcheinen. Ihr moraliſcher Charakter und die Beſchaffenheit ihrer bürgerlichen Verfaſſung können allein ſchon ſolche Veränderungen und Begebenheiten verurſachen, wodurch die Beſchwerden über das Elend der Zeiten billig und gerecht werden. Aber dann müſſen ſie dieſelben auf richtige Einſichten von dem Werthe einer Zeit vor der andern gegründet, und nicht die Vorurtheile ihrer Leidenſchaften gehört haben.

Doch wie viele giebt es wohl, die nicht eher über ihre Zeiten ſeufzen, bis ſie mit einer aufgeheiterten Vernunft ſorgfältig erwogen haben, was ein Zeitalter vor dem andern ſchätzbar macht? Wie müſſen denn die Zeiten beſchaffen ſeyn, die den Namen guter Zeiten verdienen ſollen? Eine Zeit, wo alle Bürger eines Volks ſo glücklich ſind, als es ihre Wünſche verlangen, iſt ein Traum, dem auch die kühnſte Phantaſie keinen Schatten von Wahrſcheinlichkeit geben kann. Es kömmt alſo darauf an, daß eine Zeit mehr Gutes als Böſes habe, und zwar mehr Gutes, als andre Zeiten, und weniger Böſes, als andre. Wenn man klagt, daß ſie ſich verſchlimmern, ſo muß es irgend einmal eine Zeit gegeben haben, mit der man ganz zufrieden ſeyn müßte, wenn man darinnen lebte. Die Römer werden als ein Beyſpiel eines der glücklichſten Völker angeführt. Sie ſtiegen, ſeit dem Urſprunge ihrer Republik, von einer Stufe der Ehre und der Macht empor; ſie unterwarfen ſich alle Reiche; ſie ſahen Könige zu Rom im Triumphe aufführen, und dieſer Sitz ihrer Herrſchaft prangte mit dem Raube faſt des ganzen Erdkreiſes. Allein wie ſchwer iſt es nicht zu entſcheiden, welche Zeit in ihrer Geſchichte für die glücklichſte Epoche ihres gemeinen Weſens gehalten werden müſſe? Man kann ohne eine weitläuftige Beleſenheit zu beſitzen, leicht erweiſen, daß die Römer beſtändig über die Verſchlimmerung ihrer Zeiten geklagt haben. Wenn hatten ſie nun in ihren Klagen das meiſte Recht oder Unrecht?

Soll das Lob oder der Tadel dieſer oder jener Zeiten mit dem Geſetze der Billigkeit übereinſtimmen, ſo müſſen gewiſſe allgemeine und unbetrügliche Regeln zur Beurtheilung derſelben feſtgeſetzt werden. Man darf aber dieſe Regeln nicht von demjenigen hernehmen, was insgemein Glück genannt wird, und entweder ganz, oder doch größtentheils von den bloß natürlichen Vorzügen, Umſtänden und Begebenheiten eines Landes, oder von den beſondern

Wegen und Anordnungen der Vorſehung abhängt, die die Menſchen nicht in ihrer Gewalt haben. Ein Isländer darf nicht über ſchlimme Zeiten klagen, weil er die natürlichen Vortheile entbehrt, die nur einem gemäßigten Erdſtriche eigenthümlich ſind, und er kann gegründete Urſachen haben, dieſelben glücklich zu preiſen, wenn ſich ein Einwohner von Frankreich vielleicht nicht ohne Grund über die Verſchlimmerung ſeines Jahrhundertes beſchwert. Alſo iſt auch von dem Ueberfluſſe, von der Gewalt, von der weitausgebreiteten Herrſchaft, von der Pracht und von aller äußerlichen Herrlichkeit eines Volkes kein ſicherer Schluß auf die wahre Glückſeeligkeit ſeiner Zeiten zu machen. Dieſe Vorzüge können mit dem eigentlichen Werthe derſelben beſtehen, und verherrlichen ſie oft als Folgen und Belohnungen ſeiner politiſchen, ſeiner bürgerlichen, ſeiner geſellſchaftlichen, und ſeiner häuslichen Tugenden. Aber alle dieſe Vorzüge können da ſeyn, und dennoch können ſeine Zeiten den Namen elender und verſchlimmerter Zeiten verdienen. Man muß bis zur erſten Quelle ſolcher Vortheile zurückgehen, wenn man wiſſen will, ob ſie etwas zur wirklichen Wohlfahrt der Zeiten beytragen. Sie ſind ſehr oft ein Vermögen, welches verzärtelte und kränkliche, oder verderbte und ausſchweifende Kinder durch den Tod geſunder und mäßiger Aeltern erhalten. Die reiche Erbſchaft verkürzt jenen das Leben, und ſtürzt dieſe noch tiefer in Unordnungen; beyde aber pflanzen ihre Güter auf keine Enkel fort, da der Mangel jene geſünder und ſtärker, dieſe hingegen enthaltſamer und eben dadurch ihr Leben glückſeeliger gemacht haben würde. So iſt es mit dem Leben eines ganzen Staates, wie mit dem Leben einzelner Glieder deſſelben beſchaffen. Man hat nicht nöthig, tiefſinnige Ueberlegungen anzuſtellen, ob die Zeit, wo ein römiſcher Feldherr mit Vergnügen bey einem Gerichte geröſteter Rüben ſatt wurde, beſſer ſeyn könne, als die Zeit, wo ein Lucullus fähig war, den Raub einer morgenländiſchen Provinz auf ein einziges Gaſtmal zu verſchwenden.

Große Einkünfte können mannichfaltige Bedürfniſſe befriedigen; aber die Erfahrung lehrt auch, daß Reichthum und Ueberfluß eine Menge neuer Nothwendigkeiten erzeugen. Wer nicht ſo viel Vermögen beſitzt, daß er wegen der unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Lebens unbekümmert ſeyn kann, der arbeitet in der Abſicht, ſich durch die gewöhnlichen und unausbleiblichen Belohnungen ſeiner Arbeit erhalten zu können. Kaum wird er von dieſer Sorge befreyt, ſo erzeugen ſeine unruhigen Begierden neue Wünſche; und die Gegenſtände dieſer Wünſche erſcheinen ihm unter der Geſtalt eines Glückes, das alle ſeine Unruhen und Sorgen endigen wird. Wenn er nur bequemer leben kann, das iſt alles, was er noch verlangt. So täuſcht er ſich, und fodert alle ſeine Kräfte zu neuen Arbeiten auf. Er erhält, was er wünſcht, durch die Vermehrung ſeiner Güter. Der erſte Genuß der Bequemlichkeiten und Ergetzungen, die er für das letzte Ziel aller ſeiner Hoffnungen hielt, macht ihn glücklich. Er wiederholt ihn, und die Wiederholung tödtet nicht allein ſein Vergnügen, ſondern verwandelt auch das, was bloß Annehmlichkeiten des Lebens ſeyn ſollten, in Bedürfniſſe, die ſeinen verwöhnten und erweiterten Begierden eben ſo unentbehrlich ſind, als einem Armen eine dürftige Koſt iſt. Sie eröffnen ihm neue Ausſichten von Glücke, die aber ſo weitläuftig ſind, daß die Bemühungen, noch glücklicher zu werden, über ſein Vermögen gehen, und ihn mehr entkräften, als weiter bringen. Alsdann kommen bey allem Reichthume, den er beſitzen mag, ſeine ſchlimme Zeiten, weil er von den Laſten neuer Bedürfniſſe niedergedrückt wird, welcher er ſich nicht entledigen kann. Das iſt das Schickſal eines jeden Menſchen, der ſeine völlige Beruhigung außer ſich und zwar in ſolchen Gegenſtänden ſucht, die für die Größe ſeiner Begierden zu eingeſchränkt ſind; er vermehrt mit ſeinem ſcheinbaren Glücke ſeine Sorgen. Mit ganzen Nationen iſt es nicht anders beſchaffen, weil der größte Theil derſelben aus Menſchen beſteht, die in ihren Wünſchen immer unruhiger werden, je begünſtigter ſie vom Glücke ſind. Die Zeiten ihrer dürftigen Umſtände können in ſich betrachtet eben ſo gut ſeyn, als diejenigen, in denen ſie an Reichthum, Hoheit und Macht andre Völker übertreffen. Denn die Berechnung ihres Glücks kömmt auf die Vergleichung ihrer verſchiednen Bedürfniſſe an. Wachſen mit dem Ueberfluſſe, mit dem Anſehn und der Herrſchaft eines Volkes ſeine Bedürfniſſe in einem gleichen Verhältniſſe, ſo läßt man ſich von dem äußerlichen Anſcheine hintergehen, wenn man ſich beredet, daß ſich die Zeiten deſſelben verbeſſern. Man kann daraus die Wahrheit begreifen, daß diejenigen, denen die Aufſicht über die gröſſern menſchlichen Geſellſchaften anvertraut iſt, die Wohlfahrt eines Volkes eben darum nicht erhöhen, weil ſie keine Einkünfte vermehren. Sie müſſen weit mehr thun. Denn ein Menſch hat nur die Mittel zum Glücke, wenn er reich und mächtig iſt; glücklich wird er nur durch moraliſche Vollkommenheiten. Mit einem ganzen Staate verhält es ſich eben ſo. Alle Regierungen denken auf Anſchläge, mehr Reichthümer in ihre Länder zu ziehen; ein jeder Anſchlag, der dieſen Endzweck hat, iſt willkommen; aber wie viele denken daran, eben die Einwohner, die man reicher machen will, auch beſſer zu machen?

Zu einem richtigen Urtheile über den wahren Werth gewiſſer Zeiten gehört alſo weit mehr, als die Kenntniß der äußerlich unanſehnlichen oder blühenden Umſtände eines Volkes. Ob ſie den Namen guter oder elender Zeiten verdienen, das muß vornehmlich aus den moraliſchen Eigenſchaften deſſelben entſchieden werden. Dieſe ſind wahre oder ſcheinbare Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten. Sie ſind in ihren Arten beynahe unzählbar, weil die innerlichen und äußerlichen Verhältniſſe einer Nation faſt unendlich von einander verſchieden ſind. Ein ſolcher Körper iſt geſund und ſtark, wenn alle ſeine Theile einander, wie ſie ſollen, unterſtützen; wenn ſie nicht von der Ordnung und Harmonie abweichen, zu der ſie von der Natur beſtimmt ſind; wenn jedes ſeinen beſondern Abſichten und Endzwecken gemäß wirkt: Zu einem ſolchen Zuſtande iſt er innerlich vollkommen. Die moraliſchen Eigenſchaften, ohne welche die wahre Wohlfahrt eines Volkes nicht erhalten werden kann, ſind mannichfaltig, man mag daſſelbe ſeinen verſchiednen Verhältniſſen nach gegen andre Völker, oder nach den Verhältniſſen ſeiner eignen Theile gegen einander betrachten! Je mehr häusliche, geſellſchaftliche und bürgerliche Tugenden unter einem Volke gefunden werden; je gerechter, großmüthiger, dienſtfertiger, getreuer, und unerſchrockner daſſelbe gegen andre Nationen verfährt; je edler und erhabner ſeine Beherrſcher denken; je lieber ſie ſich Väter als Helden nennen hören; je weiſer ihre Geſetze ſind, und je williger ſie zuerſt gehorchen, deſto beſſer und glücklicher ſind ſeine Zeiten in ſich ſelbſt, und um ſo viel beſſer vor andern Zeiten, je reicher ſie an ſolchen Vorzügen ſind. Das ſind ſchlimme elende Zeiten! Wie viele Einſichten und Kenntniſſe ſetzt ein ſolch Urtheil voraus! Es kann nicht gründlich ſeyn, wenn man nicht vorher unterſucht hat, wie erleuchtet oder verfinſtert die Zeiten in Abſicht auf die Religion ſind; welch einen ausgebreiteten oder eingeſchränkten Einfluß ſie in alle öffentlichen Unternehmungen und in alle Privathandlungen hat; wie groß die Summe des wahren Glückes oder Elendes jedes Bürgers iſt; von welchen Abſichten und bewegenden Urſachen ſich die verſchiednen Stände unter einem Volke regieren laſſen; welche Laſter vor andern begünſtigt werden und herrſchen; wie viel jeder von ſeinen eignen Vortheilen dem allgemeinen Beſten aufopfert; wie ſich der Staat gegen andre Staaten aufführet; ob er ſich durch Gerechtigkeit und Weisheit oder durch ungerechte oder vermeßne Unternehmungen zu behaupten und auszubreiten ſucht. Wie viele von denen, welche über elende Zeiten klagen, ſind wohl fähig, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen, zu denen ſo viel

Einſicht, Aufmerkſamkeit, Bedächtigkeit und Unpartheylichkeit gehört? Man mag vorſichtig ſeyn wollen, und dennoch kann der Verſtand ſehr leicht von der Empfindung hintergangen werden. Einmal darf man bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts nirgends vollkommne Zeiten erwarten. Das Schätzbare derſelben bleibt immer mit mannichfaltigen Uebeln vermiſcht. Nun bemerken aber alle Menſchen das Böſe genauer, als das Gute, weil wir an die Empfindung des Guten mehr gewöhnt werden, und nur ſelten über ſeine Eindrücke nachdenken. Wir kommen ſeinem Gefühle weder mit unſrer Einbildung, noch mit unſerm Gedächtniſſe zu Hülfe. Allein wie geſchäfftig ſind nicht eben dieſe Kräfte der Seele bey der Empfindung eines Uebels! Wenn unſer Leben nicht aus einer ununterbrochnen Reihe von Widerwärtigkeiten und Bekümmerniſſen beſteht, ſo iſt ein jedes Uebel, es ſey natürlich oder moraliſch, ein ungewöhnliches Leiden; jedes Uebel muß, wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt, die Nerven der Seele mehr erſchüttern, als die weit gewöhnlichere Empfindung des Guten. Man hält ſich durch Nachdenken bey demſelben auf; man wiederholt dadurch dieſe Erſchütterungen, und gemeiniglich ſtellt es die Einbildung gröſſer vor, als es iſt. Aber wird nicht eben dadurch unſer Urtheil partheyiſch? Begeht man nicht einen Fehler im Rechnen? Man weiß die Summe des Guten in den Zeiten nicht, weil man, ſo lange die Empfindung deſſelben dauerte, nicht darüber nachgedacht hat; man hält aber das genauſte Verzeichniß des Böſen; ſo iſt denn der Schluß ſehr leicht gemacht, daß die

Zeiten elend ſind. Allein wie ungerecht und übereilt iſt ein ſolcher Schluß nicht! Die Klagen über die Zeiten würden ſeltner und gemäßigter ſeyn, wenn die Menſchen eben ſo empfindlich gegen das Gute in denſelben wären, als ihr Gefühl in Abſicht auf die Uebel und Widerwärtigkeiten, denen ſie ſich ausgeſetzt ſehen, weichlich und zärtlich iſt.

Wenn klagen die Menſchen über die Zeiten? Am meiſten und bitterſten im Alter. Doch viele fangen ſchon in ihren männlichen Jahren an. Die Unzufriedenheit der Alten mit ihren Zeiten iſt ein unterſcheidendes Merkmal ihres Charakters, und ſo ſehr verdächtig geworden, daß man ſie lieber entſchuldigen und rechtfertigen, als die übertriebnen Vorwürfe aller Dichter und moraliſchen Schriftſteller wider ſie erneuern und vermehren möchte, da zumal eben dieſe Verweiſe ſehr oft zu weit getrieben ſind, und, indem ſie eine Ungerechtigkeit beſtrafen wollen, ſelbſt ungerecht werden. Das männliche Alter hat den Ruhm eines bedächtigern Urtheils. Gleichwohl hört man ſo viele Männer über die ſchlechten Zeiten klagen, und zwar ſolche, welche Gelegenheit genug zu haben ſcheinen, die Zeiten kennen zu lernen. Sollten denn auch ihre Klagen partheyiſch ſeyn? Ich will nicht läugnen, daß diejenigen, welche den Jahren des Greiſes näher ſind, als der Jugend, fähig genug ſeyn mögen, ein zuverläſſiges Urtheil von dem wahren Werthe der Zeiten zu fällen. Sie können Erfahrung haben, und auch noch Stärke des Geiſtes genug, ſich über mannichfaltige Urtheile zu erheben, denen vielleicht Greiſe unterworfen zu ſeyn pflegen. Allein wie weit können

nen ſie nicht von der Wahrheit abweichen, ſobald ſich in ihr Urtheil die Errinnerung an die Zeiten ihrer Kindheit und Jugend einmiſcht! Dieſe Jahre unſers mehr ſinnlichen als vernünftigen Lebens kennen eben keinen empfindlichen Kummer; man ſieht, man hört, und fühlt mehr, als man denkt; alle Tage ſind heiter; die Sinne haben noch ihre völlige Kraft, alles zu empfinden, was voll Anmuth und ſchön iſt, und der Eindruck iſt um ſo viel lebhafter, je neuer uns alles iſt. Der flüchtige Geiſt eilt von einer Freude des Gefühls zur andern, und die Natur ſcheint uns unerſchöpflich zu ſeyn; unter einem jeden Schritte, den man in den neuen Gegenden des Daſeyns thut, ſehen wir neue Annehmlichkeiten hervorblühen; man weiß von den Sorgen nichts, weil ſie nur Begleiterinnen ernſthafter und wichtiger Beſchäftigungen zu ſeyn pflegen; die Erfahrung fehlt, und man iſt mit den meiſten Menſchen zufrieden, weil man nur noch durch die ſanften Bande des Vergnügens mit ihnen verbunden iſt. Allein das menſchliche Leben erhält in den Jahren des Mannes eine ganz andre Geſtalt; der Mittag hat mehr Licht, und man freut ſich doch weit mehr über die aufgehende Sonne; man wird an gewiſſe beſtimmte Verrichtungen gebunden; man lebt nicht mehr für ſich allein; man gehört, jeder in ſeinem beſondern Stande, als ein Richter, Lehrer und Bürger, der ganzen Geſellſchaft und als ein Vater einer Familie, die das Vergnügen erwartet, das man ſchon genoſſen hat. So lange noch die Geſchäffte, die uns zu beſtändigen Pflichten werden, neu ſind, ſo lange fühlen wir die Mühſeligkeiten und Bekümmerniſſe nicht, die ſie begleiten; aber ſie häufen ſich mit jedem Schritte, der ſich dem Ausgange des Lebens nähert, und mit ihnen mannichfaltige ſowohl gegründete als eingebildete Unruhen. Alsdann deucht uns der Sommer nicht ſo ſchön als der Frühling zu ſeyn, obgleich die Früchte beſſer und unentbehrlicher ſind, als die Blumen. Man errinnert ſich, ohne ſich dieſes Andenkens deutlich bewußt zu ſeyn, der ruhigen, ſorgloſen, und frölichen Tage ſeiner Jugend, und nimmt daher Anlaß zu glauben, daß die Zeiten ſich verſchlimmert haben, da ſie doch nur in ihrem Werthe für uns verändert worden ſind. So leicht kann man in der Beurtheilung der Zeiten irren! So viel Vorſicht und Wachſamkeit über ſich ſelbſt, ſo viel Aufmerkſamkeit auf alles, was den Verſtand hintergehen kann, iſt nöthig, wenn unſer Urtheil von denſelben über allen Verdacht und Schein der Partheylichkeit und Ungerechtigkeit erhoben ſeyn ſoll.

Allein iſt es ſo ſchwer, von dieſen oder jenen Zeiten ohne eine Vergleichung derſelben mit andern ein ſichres und unpartheyiſches Urtheil zu fällen: Wie viel ſchwerer muß es denn nicht ſeyn, die ſo ſehr gewöhnliche Klage, daß ſich die Zeiten verſchlimmern, zu erweiſen? Man muß nicht allein diejenigen, denen der Vorwurf der Verſchlimmerung gemacht wird, ſondern auch diejenigen, die für beſſer erklärt werden, vollkommen kennen. Von der unſrigen können wir, wenn wir wollen, mehr Nachrichten haben, als von den vergangnen, die uns gemeiniglich nur durch die Geſchichte bekannt werden. Die Unterſuchung iſt weitläuftig, wenn ein Menſchenalter oder ein Jahrhundert mit dem andern verglichen werden ſoll. Wo iſt eine Geſchichte, die zu dem Endzwecke getreu und vollſtändig genug ſey? Der Geſchichtſchreiber iſt mit ſeinen Zeiten entweder zufrieden oder misvergnügt geweſen. Beweiſt er ſeine Zufriedenheit durch Abbildungen, die ihnen zur Ehre gereichen: Was iſt natürlicher, als die Frage, ob er nur das, was ſie in den Augen der Nachwelt erheben kann, geſagt, dasjenige aber, was ſie erniedrigen möchte, verſchwiegen habe, oder nicht. War er misvergnügt mit ihnen, und hatte er Grund zu ſeinem Misvergnügen: So muß unterſucht werden, ob ihn nicht ſeine Unzufriedenheit verleitet habe, ſeine Gemälde zu übertreiben. Alles, was weit aus unſern Augen wegliegt, können wir nicht ſo ganz ſehen, wie es iſt; es verſchwinden vor unſern Anblicke entweder Schönheiten oder Häßlichkeiten. Hierzu kömmt, daß die Kenntniß des Gegenwärtigen lebhafter iſt, als die Wiſſenſchaft des Entfernten, und dieſe Lebhaftigkeit kann zum Vortheile oder Nachtheile unſerer Zeiten einen Einfluß in unſre Ausſprüche haben, den ſie nicht haben ſollte. Damit will ich nicht behaupten, daß alle gründliche Vergleichung gegenwärtiger und vergangner Zeiten, zumal im Großen unmöglich ſey. Mir iſt genug, wenn dieſe Anmerkung zum Beweiſe dient, daß man ſehr Urſache habe, furchtſam und vorſichtig zu verfahren, wenn man verſchiedne Zeiten mit einander vergleichen, und einer den Vorzug vor der andern zueignen will.

Jedes Volk iſt mannichfaltigen Abwechslungen ſeiner innerlichen Umſtände und ſeiner Verhältniſſe gegen andre Nationen unterwerfen. Seine innerliche Einrichtung, ſeine bürgerlichen Verfaſſungen und die Art der Regierung können verändert werden. Es wird dürftig, es wird reich; es iſt ſchwach und wird von ſeinen Nachbarn bedrängt; es wird mächtig und breitet ſich aus. Alle dieſe Abwechslungen ſeiner Umſtände und Verhältniſſe bringen tauſend Veränderungen in der Beſchaffenheit ſeiner Zeiten hervor. Auf einigen Seiten können ſie gewinnen, auf andern verlieren; aber dieſe Veränderungen können von einer Art ſeyn, daß es ſchwer iſt, zu beſtimmen, ob die Zeiten ausgeartet ſind, oder ob ſie ſich verbeſſert haben. Die Dürftigkeit einer Nation bewahret dieſelbe vor vielen Laſtern, welche Reichthum und Ueberfluß zu begleiten pflegen. Sie iſt gezwungen, fleißig, mäßig und nüchtern zu ſeyn, wenn ſie ſich erhalten will; die Nothwendigkeit wird ihre Tugend. Unter einem ſolchen Volke ſind die meiſten Leidenſchaften gezwungen, unwirkſam zu bleiben, weil ſie weder Reizung noch Nachahmung haben, und das verleitet oft zu dem übereilten Schluſſe, daß ſie ihm fehlen. Gemeiniglich ſind das die Zeiten, die wegen der Ehrlichkeit, Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit berühmt ſind. Was könnten Verſtellung, Betrug und Verſchlagenheit in ſolchen Zeiten gewinnen? Allein eben dieſe Nation wird reich; die Handlung kommt empor; die Menſchen vermehren und die Gewerbe vervielfältigen ſich; man denkt nicht mehr allein auf ſeine Erhaltung; man verlangt nach Bequemlichkeit und Vergnügen; man lernt die Künſte des Witzes, des Geſchmackes, und der Wolluſt kennen, und zugleich wird man mit den Unordnungen bekannt, welche unausbleibliche Gefährten ihres Mißbrauches ſind. Mehr Einſichten und Erkenntniſſe ſollten nur klüger machen; aber wie viele brauchen ſie nicht zur Verſchlagenheit und Liſt? Wer kann gerade zu ſagen, ob ſich die Zeiten dieſer Nation verbeſſert oder verſchlimmert haben? Man findet unter derſelben gewiſſe Tugenden nicht mehr, die ihre Vorfahren zu haben ſchienen; allein man trift auch in ihren Zeiten mancherley Vorzüge an, die ihre Vorwelt entbehrte. Hat ein Volk, ſeiner äußerlichen Umſtände wegen wenig Leidenſchaften, ſo ſind ſie deſto ausſchweifender in denjenigen, die es hat. Die Unordnungen, die daraus entſtehen, ſind nicht ſo zahlreich, als die Unordnungen eines Volkes, das von mehr Leidenſchaften erhitzt wird; aber ſie ſind auch deſto gröſſer und in ihren Wirkungen ſchrecklicher. Eine Nation war vor Alters ehrlicher, unverſtellter, aufrichtiger und tapfrer; aber ſie war auch rauher in ihren Sitten, gewaltthätiger und grauſamer. Sie iſt nun weichlicher und verzärtelter; viele ſuchen durch Verſtellung und Betrug zu erlangen, was ſie durch Arbeit und Stärke nicht mehr erhalten können, weil ſie Müßiggang und Vergnügen entkräften; man ſeufzt über die Verſchlimmerung der Zeiten, und dieſe Klage iſt nicht ganz ungegründet; aber man vergißt, und dieß iſt eine offenbare Ungerechtigkeit, daß eben dieſe Nation klüger, geſitteter im Umgange, ruhiger und friedfertiger iſt; man vergißt, daß jede Wagſchaale mehr Gewicht bekommen hat. Ein Volk wußte in den Zeiten ſeiner Finſterniß von keiner Freygeiſterey;

die Wiſſenſchaften zerſtreuen dieſe Finſterniß und man erſchrickt, daß man nunmehr unter dieſem Volke über die heiligſten und ehrwürdigſten Wahrheiten ſpotten hört; aber erſchrickt man auch darüber, daß die Frömmigkeit ſeiner dunkeln Zeiten mehr Aberglaube als Religion war, und hat man zugleich erwogen, daß, wenn die Wahrheiten feindſeeligere Anfälle erfahren müſſen, ſie auch beſſer vertheidigt und gründlicher vorgetragen werden, und eben deswegen fruchtbarer bey denen ſind, auf welche ſie Eindruck machen?

Die Römer klagten unter ihren erſten unmenſchlichen und tyranniſchen Kaiſer über ihre elenden und unglückſeeligen Zeiten. Sie hatten Recht, aber nicht aus dem Grunde, den ſie anführten. Die Freyheit war verloren; es war keine Republik mehr; der Staat war eine Monarchie geworden. Das waren die Urſachen, durch welche ſie zu ihren Klagen berechtigt zu ſeyn glaubten. Allein das waren die Urſachen nicht, die ihre Zeiten elend machten. Würden ſie wohl gegründete Beſchwerden darüber haben führen können, wenn ihre erſten Kaiſer Trajane und Antoninen geweſen wären, und hätten die Zeiten ſolcher Kaiſer nicht den letzten Zeiten, und vielleicht allen Zeiten ihrer Republik unendlich vorgezogen werden müſſen?

Will man alſo Zeiten gegen Zeiten richtig vergleichen, und mit der nöthigen Gründlichkeit und Unpartheylichkeit beurtheilen, ob ſie ſich wirklich verſchlimmert haben oder nicht, ſo muß man die verſchiednen Summen ihrer moraliſchen Vollkommenheiten gehörig gegen einander zu berechnen wiſſen.

Zugleich muß erwogen werden, ob diejenigen, die in einem gewiſſen Zeitalter leben, wirklich mehr Gelegenheit und Mittel haben, als andre, moraliſch beſſer zu ſeyn. Hatten die Vorfahren eines Volkes mehr Erkenntniß und Wiſſenſchaft der Religion, die die erſte und vornehmſte Quelle aller irrdiſchen Glückſeeligkeit iſt; mehr Einſicht und Weisheit; mehr Eifer für das allgemeine Beſte; mehr Rechtſchaffenheit und Tugend; beßre Geſetze und Anſtalten: So ſind freylich die Klagen über die Verſchlimmerung ſeiner Zeiten gegründet: Aber welch ein Bekenntniß legen nicht diejenigen von ſich ſelbſt ab, welche ſolche Klagen führen! Wenn ſie weiter nichts thun, als ſeufzen, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn ſie der Welt ſagten: Wir ſind ſchlimmer geworden und wollen uns nicht beſſern. Will man dieſe Klagen führen dürfen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu erniedrigen, ſo muß der Eifer damit verknüpft ſeyn, alles zu thun, was nur möglich iſt, ihnen abzuhelfen.

Alle dieſe Betrachtungen leiten uns auf die natürliche Folge, daß die Klagen der meiſten Menſchen über die Verſchlimmerung der Zeiten ſtrafbar oder unbeſonnen ſind; ſtrafbar, weil ſie gemeiniglich aus einer ungerechten Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen das Gute ihrer Zeiten herrühren; unbeſonnen, weil ſie Wirkungen ihrer Unwiſſenheit und Uebereilung ſind. Zu einem gründlichen Urtheile über den wahren Werth gewiſſer Zeiten gehört viel Ueberlegung und eine weitläuftige Wiſſenſchaft. Wie ſchnell ſind aber die meiſten, die über verſchlimmerte Zeiten klagen, in den Vorwürfen, die ſie ihnen machen! Dieſe Unzufriednen reißen aus der

Kette der gegenwärtigen Einrichtungen und Begebenheiten einige Glieder heraus. Die beſondern Umſtände, die ſie auf eine ſo gewaltſame Art aus dem Ganzen wegnehmen, vergleichen ſie mit gewiſſen Umſtänden der vorigen Zeiten. Dieſe ſchicken ſich, nach ihrem partheyiſchen Urtheile, für ſie und für eine gewiſſe Anzahl Perſonen, denen ſie gewogen oder abgünſtig ſind, beſſer, als jene. Nunmehr ſind ſie mit ihrem Schluſſe fertig: Die Zeiten ſind ſchlimmer geworden. Die Unbilligkeit eines ſolchen Ausſpruches leuchtet in die Augen. Sollten ſie nicht ihre Urtheile mehr einſchränken und beſtimmen? Was ſind das für Schlüſſe! Die itzigen Zeiten müſſen den vergangnen in einigen Stücken den Vorzug laſſen; alſo ſind ſie in ihrem ganzen Umfange nicht ſo gut, als die verfloßnen? Die Ungereimtheit ſo allgemeiner Urtheile läßt ſich ohne viel Nachdenken fühlen, und dennoch erröthen die Menſchen nicht darüber!

Sie würden vielleicht mehr darüber erröthen, wenn ſie zur erſten Quelle ihrer ungerechten Klagen zurückgiengen. Man ſchämt ſich nicht zu ſagen, daß man nicht glücklich iſt; aber man ſchämt ſich zu bekennen, warum man es nicht iſt. Man ſagt es, daß man ſich für unglücklich hält, und man fürchtet ſich, es zu beweiſen. Die Empfindung unſers Unglücks zwingt uns das Bekenntniß deſſelben ab; der Unzufriedne beſchwert ſich überhaupt über ſein Schickſal; aber er will ſich über die wahren Urſachen ſeiner Unzufriedenheit nicht herauslaſſen. Man mag ſelbſt nicht daran denken, weil ſie uns in unſern eignen Augen erniedrigen;

man ſucht ſie alſo oder zeigt ſie da, wo ſie eigentlich nicht ſind. Man giebt den Zeiten die Schuld, die man ſich ſelbſt geben ſollte. Der Menſch verdient Vorwürfe und er macht ſie den Zeiten.

Ein Richter kann irren, ohne daß ſeine Leidenſchaften einen Einfluß in ſeine Ausſprüche haben. Alſo kann es einige geben, die von ihrem Verdruſſe über die gegenwärtigen Zeiten Urſachen anführen, die eine Art edel und groß zu denken verrathen und über den Eigennutz niedriger Neigungen erhaben ſind. Sie verdienen, daß man mit ihrem Irrthume Mitleiden habe und ſie ihres Irrthums überweiſe. Aber an dieſes Mitleid haben diejenigen keinen Anſpruch, die ihre Vorurtheile, auf denen ſie hartnäckig beharren, ihren Eigenſinn und ihre herrſchenden Leidenſchaften zu Geſetzen machen, nach denen ſie ihre Zeiten verurtheilen. Sie bauen ſich in ihrer Einbildung eine Welt, wo ihre Wünſche Befehle ſind, denen allezeit gehorcht wird; wo alles ihren Neigungen, ihren vorgefaßten Meynungen und Thorheiten, ihrem Stande, ihrer Lebensart; und ſelbſt ihren Laſtern ſchmeichelt. Sie nehmen aus allen Zeiten dasjenige zuſammen, was ihnen gefällt. So ſollten nach ihren Träumen die Zeiten beſchaffen ſeyn; ſie möchten ſich nun für andre Menſchen ſchicken oder nicht. Genug ſie gefielen ihnen. Zum Unglücke ſind dieſe Zeiten der Einbildung nicht; darum ſind diejenigen, in denen ſie leben, elende unglückliche Zeiten.

Gerylus kann ſich nicht zufrieden geben, daß die Zeiten von Tage zu Tage ſchlimmer werden. Er kann am beſten davon urtheilen. Denn er hat es nun über funfzig Jahr in der Welt mit angeſehen. Er hat noch immer mit den Zeiten auskommen können; allein itzt iſt es nicht auszuſtehen. Er empfindet nun die Vorzüge der Jugend durch die Abweſenheit derſelben. Die ganze Welt ſcheint ihm zugleich mit ihm veraltet zu ſeyn. Er nähert ſich dem Ausgange ſeines Lebens mit der größten Unruhe und Traurigkeit, weil er die Kunſt nicht verſteht, durch Hülfe einer edlen Errinnerung an die zurückgelegten vergnügten Zeiten zu vergeſſen, daß er alt geworden iſt, und ſich dadurch zu verjüngen, daß er ſeine Jugend nicht beneidet. Vordem hatte er ſeine Seele an kein andres Vergnügen, als an ſinnliche Freuden gewöhnt. So lange waren die Zeiten unverbeſſerlich, als die Begierde, ſeinen Sinnen keine Luſt zu verſagen, den in ihm verborgnen Geiz überwog. Aber nunmehr gehn die ſchlechten Zeiten an, da das Gefühl ſeiner Sinnen ſtumpf iſt. Seine herrſchende Leidenſchaft iſt die Begierde Schätze zu ſammeln, die er ſich als ſo viele Heiligthümer anzurühren nicht getraut. Die nahrloſen Zeiten ſind ſein Leibwort. Alle diejenigen, die nicht für lachende Erben ſammeln, ſind unnütze Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft. Und wie groß iſt nicht ihre Anzahl! Das Getraide gilt zweymal ſo viel, als vor zwanzig Jahren. Die Bedürfniſſe und Nothwendigkeiten des menſchlichen Lebens haben ſich vervielfältigt, und dennoch verſagen ſich diejenigen, die er vor ſich aufwachſen ſieht, keine von den Ergetzlichkeiten, die er ſich ſonſt erlaubte. Er hatte es noch thun können; denn da waren noch beßre Zeiten. Aber itzt zu verſchwenden, da der Preis aller Dinge ſteigt, das verdient beſeufzt zu werden.

Man ſieht es, daß die Welt nicht lange mehr ſtehen kann. Hätte er das erleben ſollen! Die elenden nahrloſen Zeiten! Es wird noch ſchlimmer werden! Er hört einen Landmann ſeufzen, daß er ſeine erbauten Früchte nicht um einen noch höhern Preis verkaufen könne. Das kann ein Gerylus nicht aushalten. Es iſt ganz aus. Da ſieht mans, wie ſich die Zeiten verſchlimmern. Es iſt alles ſo koſtbar und doch laſſen ſich die Menſchen nicht begnügen! Die Gewinnſucht iſt aufs höchſte geſtiegen. Wenn ſie nur einen ehrlichen Mann ganz ausziehen könnten! Der arme ehrliche Mann, der ſo liebreich iſt, daß er allen Wittwen und Waiſen auf ſichre Pfänder leiht und nicht mehr als Zehn pro Cent nimmt. Die ſchlimmen Zeiten!

Cleone ſeufzt. Ihre ſchönen Jahre ſind vorbey. Der Haufe von Bewunderern, welche ſie umringte, als ihr Geſicht noch die Reizungen der Jugend hatte, hat ſie verlaſſen. Niemand will mehr in ihren erweiterten Geſichtszügen, auf ihrer gefalteten Stirne, und in ihren ſterbenden Augen die Schönheiten ſehen, auf welche ſie vordem ſo ſtolz war. Seufzt ſie vielleicht über einen ſo unerſetzlichen Verluſt, als der Verluſt einer blühenden Jugend iſt? Seufzt ſie darüber, daß ſie niemand mehr vergöttern will? Darüber, daß ſie keine Huldigungen mehr anzunehmen, und, wie ſie vormals träumte, keine Liebhaber mehr zu quälen hat? Darüber, daß die Jahre nicht zurückgerufen werden können, in welchen ſie von einem zahlreichen Schwarme von Schmeichlern umflattert wurde, die ihr tauſend angenehme Unwahrheiten vorſagten? Was für

Fragen! **Cleone** ſeufzt, daß die Welt von Tage zu Tage ſchlimmer wird. Sie iſt weit davon entfernt, die Sprödigkeit ihrer Jugend für eine Wirkung ihrer Eitelkeit zu halten. Die ſchlechten Zeiten! Es iſt gar keine Strenge und Sittſamkeit mehr unter ihrem Geſchlechte anzutreffen. Gar keine Tugend mehr! Das wird ſie noch unter die Erde bringen. Wie ſie noch jung war, da waren noch gute Zeiten; da ſchämten ſich die Frauenzimmer noch! Die laſterhaften Zeiten! Das iſt ihre beſtändige Klage. Und warum iſt ſie denn mit den itzigen Zeiten ſo ſehr misvergnügt? Warum findet ſie dieſelben ſo verderbt und ausgeartet? **Silvia** iſt nur achtzehn Jahre, und hat einen Mann; ſie iſt funfzig und hat keinen. Könnte ein Menſch gerechtere Urſachen haben, über die Verſchlimmerung der Zeiten zu klagen, als **Cleone**?

Wie bitter ſind **Aphrons** Klagen über die Ungerechtigkeit ſeiner Zeiten gegen die Verdienſte! Es iſt wahr, daß er einige ſchätzbare Eigenſchaften beſitzt; er hat Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit, und man vergißt ihn, weil er einen allzugroſſen Werth auf ſich ſelbſt ſetzt. Soll er ſich an ſo undankbaren Zeiten rächen? Sie würden freylich in ſeinen Augen beſſer ſeyn, wenn man ihn ſo ſehr liebte, als er ſich ſelbſt liebt; wenn er in der Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen den erſten Rang hätte; wenn man ſich mit ihm allein beſchäfftigte; wenn man ſich ſelbſt vergäße, um nur ihn zu loben und zu bewundern. Wie würde er ſich der Zeiten annehmen und ihre Gerechtigkeit bewundern. Allein je eitler er wird, deſto gleichgültiger wird die Welt gegen dasjenige, was ſie an ihm ſchätzen würde, wenn er ſich ſelbſt weniger belohnte. Müſſen denn nicht in ſeinen Augen die Zeiten immer ſchlechter werden?

Urſin hat noch wenig vergnügte Stunden gehabt. Er iſt beſtändig mit ſchweren Dünſten umnebelt. Seine tiefe Schwermuth läßt ihn die Welt immer auf der Seite ſehen, wo ſie unvollkommen iſt. Er hat eine ordentliche Beſchäftigung daraus gemacht, täglich neue Urſachen zu ſeinen Klagen zu erfinden. Ohne Urſache will er nicht klagen; denn er iſt ein Philoſoph. Er bildet ſich ein, ein Kenner der menſchlichen Herzen zu ſeyn. Die Verſehen, die Fehler, die Laſter der Menſchen, zählt er, und ihre edle Handlungen läßt er aus der Acht. Wenn er ſie bemerkt, ſo ſind es doch nur glänzende Laſter. Er mißt den Menſchen allezeit die ſchlimmſten und ſchändlichſten Bewegungsgründe und Urſachen zu ihren Handlungen bey. Er hört kaum, daß jemand Thaten der Großmuth ausgeübt, ſogleich fragt er, ob ſeine Großmuth nicht ein verſteckter Ehrgeiz ſey; gewiß aber glaubt er es, ſo bald man ihm widerſpricht, und den andern vor ſeinem Verdachte retten will. Darf man ſich wundern, daß Urſin das größte Recht zu haben glaubt, über die böſen Zeiten zu klagen? Er flieht die Geſellſchaft aller Menſchen, ſeitdem er ſich eingebildet, daß ihm ſeine Geliebte ungetreu worden. Wie die Schwermüthigen alle Leidenſchaften, denen ſie ſich überlaſſen, übertreiben: So hatte er ſo lange die größte Freude empfunden, ſo lange er noch nicht an ihrer Treue zu zweifeln angefangen. Da war keine beſſere Einrichtung der Welt möglich, als dieſe. Kaum hat er einen Verdacht auf ſie geworfen; kaum hat ſein natürlicher Hang zur Schwermuth ſeinen Argwohn in eine Gewißheit verwandelt, ob ſeine Schöne gleich unſchuldig iſt: So iſt nunmehr an allen Menſchen nichts. Alles iſt ſeinen Neigungen zuwider, und folglich iſt alles ſchlecht. Sein einziger Troſt iſt der, daß die nachfolgenden Zeiten noch ärger werden müſſen. Doch vielleicht iſt noch Hoffnung da, daß die Zeiten nicht ſo ſchlimm ſind, als er vorgiebt. **Urſin** möchte in eine Einrichtung der Welt eingeflochten werden, in welche er wollte; er würde immer über die ſchlechten elenden Zeiten klagen, ſo lange man keine Mittel weiß, die Dünſte ſeines Gehirnes zu zerſtreuen, ſein ſchwarzes Blut zu verdünnen, und ſeinem argwöhniſchen und ſchwermüthigen Herzen eine gewiſſe heimliche Eigenliebe, die ſich über alles hinausgeſetzt, abzugewöhnen.

Die Zeiten haben ſich gewaltig verändert, ſagt **Theon** mit einer Mine, die ſein Mitleiden gegen die itzige Verfaſſung der Welt ausdrücken ſoll. Was iſt nicht für ein Unterſchied zwiſchen den gegenwärtigen und vorigen Zeiten! Was für groſſe Beyſpiele von allen Tugenden findet man in den verfloſſenen Jahrhunderten! Wie glücklich wären diejenigen nicht, welche die edlen Handlungen der Alten hätten anſehen, bewundern und nachahmen können! Wenn es doch möglich wäre, in die vorigen Zeiten verſetzt zu werden! Edle Seelen können die Triebe und Neigungen zu groſſen und erhabnen Tugenden nicht äuſſern! Sie werden nicht bemerkt. Die itzigen Zeiten ſind ihrer nicht werth! Ich beklage mich gegen das Schickſal, ſagt er mit einem unwilligen

Geſichte, daß es mich in den alten Zeiten nicht gebohren werden laſſen! Wenn man **Theons** Lobſprüche auf die vergangnen Jahrhunderte anhört: So ſollte man ſchwören, daß er in den alten römiſchen oder deutſchen Zeiten zum wenigſten ein **Fabricius**, oder ein **Hermann** werden müſſen; man ſollte ſchwören, es läge die Schuld nur an der gegenwärtigen Einrichtung der Welt, daß er es itzt nicht wird. Allein man braucht ihn nur näher zu kennen: So wird man gleich ſehen, daß die itzigen Zeiten nicht viel verlieren würden, wenn er auch gleich nicht in ihnen lebte; daß die vorigen wenig gewönnen und keinen ſonderlichen Vorzug vor den itzigen hätten, wenn er gebohren worden wäre, da ſie noch waren. Er iſt dem Geitzigen ähnlich, welcher im Parterre bey der Vorſtellung der großmüthigen Freygebigkeit eines andern gerührt wird, in die ungeſtümſten Lobſprüche auf ſie ausbricht, ſich wegen ſeines Geizes ſelbſt betrügt, und ſich unter der Zeit einbildet, eben ſo großmüthig und freygebig zu ſeyn; da er doch, ſo bald als er nach Hauſe kömmt, eine thränende Wittwe mit der größten Grauſamkeit aus ſeinem Hauſe ſtößt, weil ſie ihn um einen längern Aufſchub der Bezahlung ihrer Schuld mit dem beweglichſten Geſchrey bittet. Man könnte ihn noch mit denen gereiſten jungen Herrchen vergleichen; denn alle Narren haben mit einander ſowohl eine Aehnlichkeit, als die Klugen; man könnte ihn, ſage ich, mit denen vergleichen, welche die franzöſiſchen Marquiſinnen über alle deutſchen Schönen weit hinausſetzen, und alle deutſchen Schönheiten verachten, um uns von dieſer ihrer Kenntniß auf ihre eigne Vortrefflichkeit Schlüſſe machen zu laſſen. So erhebt Theon die vorigen Zeiten mit beſchwerlichen Geſchrey bloß darum ſo, damit man glauben ſoll, er verdiene wohl, in den vorigen beſſern Zeiten gebohren worden zu ſeyn. Iſt dieſer Hochmuth nicht eine lächerliche Quelle ſeiner Verachtung der itzigen Zeiten?

Es iſt in unſern Zeiten ſo weit gekommen, daß derjenige die ſtärkſte Vernunft zu beſitzen meynt, welcher ſo unverſchämt geworden, daß er das, was ehrwürdig und erhaben iſt, verachten kann, und weil er ſich von dem vernünftigen und heiligen Zwange der Tugend und Religion losgeriſſen, ein Recht zu haben glaubt, die Offenbarung, und alle Gottesgelehrten zu verſpotten. Die elenden Einwürfe ſolcher Freygeiſter, durch welche ſie das feſte Gebäude der heiligſten Lehren zu erſchüttern ſuchen, nennen ſie mächtige Schlüſſe der Vernunft. Sie wollen nichts glauben, als was demonſtrirt worden, gleich als wenn ſolches die Vernunft foderte. Man hört daher verſchiedene Klagen über den Misbrauch der Vernunft. Weiſe Lehrer beſeufzen ihn billig. Da aber einige wenige dieſe Klagen aus bloßer Bequemlichkeit nachahmen, und ſo weit gehen, daß ſie das ängſtlichſte Geſchrey über die gottloſen Zeiten anfangen, und ſie völlig verdammen: So muß man die Urſachen davon genau unterſuchen. Die Klagen werden billig, oder ungerecht, nachdem die Perſonen beſchaffen ſind, die dieſelben vorbringen. Rechtſchaffne Gottesgelehrten eifern mit Recht gegen diejenigen, welche ſich für vernünftig halten, weil ſie zu blödſinnig ſind, die klägliche Schwäche ihres Verſtandes zu ſehen; allein darum laſſen ſie es die Vernunft und die Zeiten nicht überhaupt entgelten. **Gervaſius** hält die itzigen Zeiten für die gottloſeſten, welche jemals geweſen ſind. Alles, ſagt er, will vernünftig ſeyn; alle Leute grübeln. Dieſe Klagen rühren daher, daß man ihm nicht alles, was er ſagt, darum glauben will, weil er es ſagt. Unſere Zeiten ſind, dem Himmel ſey Dank! ſo glücklich, daß viele in ſo wichtigen Dingen, als die ewige Glückſeeligkeit oder Unglückſeeligkeit ſind, mehr Beſcheid fodern, als er zu geben gelernt hat. Man glaubt, daß die Vernunft ein Geſchenk des Himmels ſey, welches man nicht ungebraucht müſſe liegen laſſen; daß man zwar glauben ſolle, aber auch von ſeinem Glauben ſolle Rechenſchaft geben können: Deſſen iſt **Gervaſius**, der ſich über die Zeiten mehr als gottſeelig erbittert, nicht gewohnt. Was in ſeinen Büchern ſteht, das weiß er, und noch mit Müh und Noth; allein in den Schriften, die er ſich angeſchafft hat, wird für eine gründliche und vernünftige Kenntniß der heiligen Lehre nicht eben überflüßig geſorgt. Gleichwohl fodert man mehr Unterricht in gewiſſen Stücken von ihm. Er kann ihn nicht geben. Wie ſoll er ſich helfen? Er ſchmäht auf die gottloſen Zeiten, in denen gar niemand mehr glauben will, und denkt ſich damit am beſten heraus zu helfen. Er ſchickte ſich zu einem leiblichen Saemanne beſſer, als zu einem geiſtlichen. Seine Einnahmen zu überrechnen, die rechte Zeit in Acht zu nehmen, wenn man die Saat beſtellen muß, ſeinen Schuldnern mit dem Verluſte ihrer Pfänder zu drohen; darauf verſteht er ſich freylich beſſer, als ſchwere Fragen von der Seeligkeit aufzulöſen, und über dunkle Lehren ein helles Licht auszubreiten. Iſt aber auch **Gervaſius** ein wahrer Gottesgelehrter? Was können rechtſchaffne Lehrer der Religion dafür, daß ſich zuweilen einer unter ſie einſchleicht, der ihrer nicht würdig iſt? Sie klagen, daß die Zeiten noch nicht ſo vernünftig ſind, als ſie ſeyn ſollten, da **Gervaſius** über den Ueberfluß der Vernunft ſeufzt, und darum die gegenwärtige Einrichtung der Welt für die ſchlimmſte ſchilt. So bald ein **Mosheim**, ein **Cruſius**, ein **Baumgarten**, und andere, die dieſen ähnlich ſind, klagen werden, daß die Zeiten gar zu vernünftig ſind: So will ich es glauben, daß **Gervaſius** mit Recht wider dieſelben ſo ungeſtüm eifert. Freygeiſtern darf man zum wenigſten zur Zeit noch keine überflüßige Weisheit Schuld geben.

Ich kenne einen **moraliſchen Adepten**, welcher den wunderbaren Schnupftaback nachgemacht hat, deſſen im **Aufſeher** gedacht wird. Er beſitzt die Kraft, daß die Seele, ſobald ſich ſeine Wirkungen in der Zirbeldrüſe äußern, ſich aus ihrem Körper entfernen, und ſich überall hinbegeben kann, wohin ſie nur will, ohne daß er unter ihrer Abweſenheit das geringſte leidet. Ich unterredete mich mit dieſem Philoſophen über die ſo ſehr gewöhnlichen Klagen wider die Verſchlimmerung der Zeiten. Ich kenne, ſagte er, dieſe Klagen durch die Verſuche, die ich mit meinem chymiſchen Pulver angeſtellt habe. Ich hörte einmal ein Frauenzimmer über die allzugroße Hoffart der itzigen Zeiten klagen. Die Zeiten, ſeufzte ſie, ſind gar zu eitel! Alles will Staat machen. Der Stolz iſt auf das Höchſte geſtiegen: Wie ſchlecht ſind nicht die Zeiten! Ich verließ ſogleich durch Hülfe meines Tabacks, meinen Körper, und

und ſchlich mich in die Wohnung ihrer Seele. Ich entdeckte daſelbſt die größte Neigung zu der Eitelkeit, über die ſie mit ſolcher Bitterkeit klagte. Die kleinen Hölen ihres Gehirns waren voll Bilder der prächtigen Kleidungen, über die ſie ſeufzte, desjenigen Geſchmeides, das ſie unſern Zeiten verwies, und der ſtolzen Kutſchen, die ſie ſich gerne anſchaffen wollte, wenn ſie ein größres Vermögen beſäße. Heute wollte ſie ſich in Atlas, und morgen in einen ſilbernen Stof kleiden, wenn ſie könnte. Ich gerieth in einen ganz kleinen abgelegnen Winkel ihres Gehirns, der von den andern kleinen Hölen, die mit Bildern von verſchiednen koſtbaren Zeugen, Bändern und Moden erfüllt waren, verdecket, und faſt unſichtbar wurde. Daſelbſt bemerkte ich die Verachtung, mit welcher ſie den Frauenzimmern begegnen wollte, wenn ſie einmal ſo begütert wäre, daß ſie alle andern an reichen Kleidungen übertreffen könnte. Ich ſahe hier zugleich die Zufriedenheit über die Zeiten, welche ſie bey einem gröſſern Vermögen bezeugen würde. Ich beruhigte mich ſogleich wegen der übergroßen Eitelkeit der Zeiten, als ich die Urſache entdeckte, warum dieſes Frauenzimmer die Hoffart der itzigen Welt beſeufzet, und die gegenwärtigen Zeiten für verderbt erklärt hatte.

Ich habe, **fuhr er fort**, auch vor Kurzem noch eine Reiſe in das Gehirn des Gelehrten gethan, welcher in den auserleſenſten lateiniſchen Scheltworten die itzigen Zeiten wegen des Verfalles der Gelehrſamkeit ſchmähte. In den vorderſten Hölen, in die ich gerieth, ſtieß ich auf eine ungeheure Menge von Wörtern aus der griechiſchen und römiſchen

Sprache, die in der größten Unordnung durch einander ſchwärmten. Hier und da ſtellten ſie ſich in Redensarten; Ausdrücke aus dem Cicero und Apulejus traten in eine Reihe, und ſchienen mir zu erſtaunen, daß ſie einander begegneten. Ob ſie einander an Geſtalt gleich im geringſten nicht ähnlich waren: So machten ſie doch bald Bekanntſchaft. Dieſe Ausdrücke bildeten ſich in Läſterungen auf die größten Weltweiſen, weil ſie bey der Ausführung der tiefſinnigſten und nützlichſten Wahrheiten nicht an dem Ausputze der Schreibart ängſtlich künſtelten; in Schmähungen gegen die beſten itzigen Dichter, und andre Schriftſteller, welche die Sprache ihres Vaterlandes zu den ſinnreichen Werken des Witzes und der Einbildungskraft für ſchön genug halten; und in eine allgemeine Verachtung des gegenwärtigen Jahrhundertes. Ich ſetzte meinen Weg in ſeinem Gehirne fort, und gerieth unter ein unordentlich zuſammen gelaufnes Geſindel von Lesarten, von widerſinniſchen Anmerkungen, und von ungereimten Auslegungen der Alten. Denn Sinn, die großen und edlen Gedanken, und die vortrefflichen Wahrheiten, die die Alten vorgetragen, fand ich nirgends. Dieſe Lesarten und Noten führten einen ſo heftigen Krieg mit einander, daß ich mich genöthigt ſah, weiter zu gehen. Hier ſah ich zerbrochne Tempel, Amphiteater und Bildſäulen; dort alte römiſche Gemäuer, die alle Augenblicke ganz über einander zu ſtürzen drohten; dort alle Arten alter Trachten, Münzen und andrer Alterthümer. Ich konnte mich mit genauer Noth aus dieſem Labyrinthe herausfinden, als ich in die Höle kam, wo alle Nerven aus dem gänzen Körper und vornehmlich von dem Geſichte zuſammen laufen. Hier war der Stolz, welcher die Augen finſter, die Stirne voll Runzeln und die ganze Geſtalt dieſes Gelehrten pedantiſch machte. Ich eilte aus dieſem Gehirne ganz erſtaunt und erſchrocken wieder heraus, und es war die höchſte Zeit, daß ich in meinen Körper zurück kam. Die Kraft meines Pulvers wirkte nur noch ſchwach, und hätte ich noch einige Augenblicke mit meiner Zurückkunft verweilet, ſo würde vielleicht meine Seele genöthigt geweſen ſeyn, in dem Gehirne dieſes Gelehrten zu bleiben. Wie unglücklich wäre ſie nicht geweſen! Durch die Größe dieſer Gefahr ward ich bewogen, mich ſeitdem in meinem Körper inne zu halten. Unterdeß freue ich mich, daß ich die wahre Urſache auf meiner Reiſe erfahren, warum dieſer neue Scioppius die itzigen Zeiten ſo ſehr ſchmäht.

Man wird aus den Abbildungen dieſer Perſonen zur Gnüge erkennen, wie unbillig die meiſten Menſchen in ihren Klagen über die itzigen verſchlimmerten Zeiten ſind. So mannichfaltig die Vorurtheile, die Leidenſchaften, die Wünſche, die Umſtände, und widrigen Begebenheiten der Menſchen ſind; ſo mannichfaltig, allein auch ſo ungerecht, ſind ihre Klagen über die gegenwärtige Einrichtung der Welt. Das Schickſal könnte die Welt nicht härter ſtrafen, als wenn ſie dieſe Einrichtung nach dem Eigenſinne eines jeden veränderte. Alsdann würden wir erſt die größte Urſache haben, mit den verſchlimmerten Zeiten misvergnügt zu ſeyn. Man ſieht deutlich, daß die meiſten ihre Zeiten eben nicht aus edelſten und größten Bewegungsgründen tadeln. Wie geringe iſt nicht die Anzahl derer, die in ihren Klagen darüber einen ſo großen Adel der Seele verrathen, als **Kreon**?

Kreon beſitzt eine Größe der Seele, die ihn zu einer beſondern Zierde dieſes Jahrhundertes gemacht hat. Sein Verſtand iſt durch eine edle Auferziehung aufgeheitert, und ſein Wille, und ſeine Leidenſchaften ſind nur zu dem, was die Seele von dem gemeinen Haufen unterſcheidet, angewöhnet worden. An ſeinen Aeltern und Vorfahren hat er immer Beyſpiele der größten Tugenden gehabt. Dieſes iſt wohl ohne Zweifel eine von den vornehmſten Urſachen ſeiner Hochachtung gegen die Alten. Er kennet die Geſchichte, und iſt mit allen erhabnen Geiſtern des Alterthums durch ſie ſehr vertraut geworden. Sein gutes Herz iſt Urſache, daß er ſich mit ſeinen Betrachtungen immer länger bey edlen Thaten, als bey berühmten Bubenſtücken, aufhält. Er ſelbſt bemühet ſich, unſterbliche Handlungen nachzuahmen. Dieſer **Kreon** ſeufzt über die verderbten Zeiten. Er ſucht die großen Geiſter, die ſich mit tugendhaften Thaten einen ewigen Nachruhm erworben haben, in den itzigen Zeiten, und findet ſie nicht. Sollte er aber nicht bedenken, daß es der Tugend ſehr oft an Geſchichtſchreibern fehlt? Er ſieht die Laſter des itzigen Jahrhundertes, deren Anzahl vielleicht nicht geringe iſt; er entſetzt ſich, als ein Menſchenfreund, vor der Schande, die ſie unſern Zeiten machen, und beklagt ſie. Er glaubt, daß er den vorigen Zeiten Recht widerfahren laſſen, und ſie für beſſer halten müſſe. Alle Tugenden und Vollkommenheiten ſind, ſeiner Meynung nach, in den verfloſſenen Jahrhunderten allgemeiner geweſen. **Kreon** würde Recht

haben,

haben, wenn er bey ſeiner Vergleichung der vorigen Zeiten mit den gegenwärtigen ein billiges Verhältniß zwiſchen beyden beobachtete. Die alten Zeiten heiſſen bey ihm alle diejenigen, in welchen er große und unſterbliche Männer gefunden hat. Es iſt ihm hier nicht zu viel, tauſend, und noch mehr Jahre in ſeinen Gedanken zuſammen zu ſetzen; da er hingegen zu den itzigen Zeiten nur ohngefähr ſo viele Jahre rechnet, als er gelebt hat. Es iſt alſo kein Wunder, daß es in ſeinen alten Zeiten mehr erhabne Männer gegeben hat, als itzt. Ueberdieſes rechnet er von ihrer Größe das nicht ab, was ihnen oft die Entfernung, oft die Schmeicheley der Geſchichtſchreiber zuſetzt. Wenn **Kreon** mit ſeinem aufgeheiterten Verſtande nur einen gewiſſen Zeitraum aus dem Haufen der vorigen Zeiten herausheben, und unpartheyiſch unterſuchen will, ob die damalige Beſchaffenheit der Welt beſſer geweſen iſt, als die gegenwärtige, ſo wird er auf einmal mit unſern Zeiten zufrieden werden müſſen. Er wird einſehen lernen, daß eine ſolche genaue Vergleichung unmöglich ſey; und daß folglich ſeine Klagen ſo lange ungerecht ſeyn müſſen. **Kreon** kann zu ſeiner Befriedigung noch folgende Anmerkung erwägen. Die Tugend iſt eine Schönheit, die nicht veraltet, und ſie wird alſo in allen Zeiten Bewunderer und Freunde finden.

Ein Geiſt, welcher gegen die Reizungen der Tugend und Religion nicht unempfindlich iſt, hat allezeit die größten Urſachen vor ſich, mit den Zeiten, in welchen er lebt, zufrieden zu ſeyn. Denn es ſteht in ſeiner Gewalt, die gegenwärtigen Beſchaffenheiten der Welt zu verbeſſern. Er hat immer Gelegenheit, ſeine Größe zu äußern, und die Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft zu erfüllen. Die Tugend und die Natur bieten ihm mit vereinigten Händen Gegenſtände genug zu einer edlen Freude an: Allein ſeine Zufriedenheit mit den Zeiten muß nicht aus der Quelle herkommen, aus welcher die Beruhigung der meiſten Menſchen wegen der Zeiten fließt. Sie klagen nicht über die Einrichtung der Welt. Sind vielleicht bey ihnen alle die Urſachen nicht vorhanden, von denen die Beſchwerden andrer Menſchen über die Zeiten ihren Urſprung haben? Haben ſie keine Vorurtheile, keine Leidenſchaften, keine unnöthigen Wünſche? Entſpringt ihre Zufriedenheit aus einer weiſen Einſicht in den wahren Werth unſrer Zeiten? Nein, ſo edel iſt ihre Zufriedenheit, leider! nicht. Sie haben größtentheils alle Vorurtheile, alle Leidenſchaften, und Wünſche dererjenigen, die über die Zeiten ſeufzen, immer in einer andern Miſchung; allein ſie ſind nur von den Anordnungen des Geſchicks noch nicht beleidigt und gekränkt worden. So lange ihre Neigung bey der gegenwärtigen Einrichtung ihre Rechnung findet, ſo lange bekümmern ſie ſich nicht um die Zeiten. Der Ehrgeizige, dem ſtets die Ehre nachfolgt, die er zur Begleitung zu haben wünſcht, glaubt, daß keine beßre Welt möglich iſt, als dieſe. Allein ſeht ihn aus der Höhe herabſtürzen, auf die er ſich geſetzt hat, ſogleich wird alle ſeine Zufriedenheit mit unſern Zeiten aus ſeyn. Alsdann verſteht das Glück, nach ſeinen Klagen, die Regierung der Welt nicht, und er würde es gewiß ſeiner Herrſchaft entſetzen, wenn ſeine Klagen eine allmächtige Gewalt hätten. Der Geizige ſammelt ſich in ſeinen Gedanken Schätze; das Schickſal giebt ſie ihm. Er wünſcht ſich Erbſchaften; er erbt. Er begehrt die Zurückkunft eines reichen Schiffes; das Schiff kömmt mit einem unſäglichen Reichthume an. Die vortrefflichen Zeiten! Er büßt aber an ſeinen erwucherten Gütern etwas ein; er verliert einige Erbſchaften durch Proceſſe; ein andres Schiff, welches nicht halb ſo reich beladen iſt, als das vorige, geht unter. Die elenden, ſchweren und nahrloſen Zeiten! Erhellet daraus nicht deutlich, daß die Zufriedenheit der meiſten Menſchen mit den Zeiten eine Vorbereitung auf die künftige Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Einrichtung der Welt iſt?

Möchten doch die Menſchen darum mit den itzigen Zeiten zufrieden ſeyn, weil ſie Gelegenheit genug haben, Menſchenfreunde, gute Bürger, gute Chriſten zu ſeyn! Solche edle Gedanken ſollten die Klagen über die verſchlimmerten Zeiten vertreiben! Die Menſchen ſollten auf die Tugenden der alten Zeiten darum eiferſüchtig werden, damit ihre Nachkommen wieder auf ſie eiferſüchtig würden. Wie rühmlich würde es ihnen nicht ſeyn, wenn ſie die Zeit, die ſie durch ihre ungerechten Klagen verderben, auf die Verbeſſerung der Welt wendeten, und edelgeſinnt genug wären, die Urſachen zu gerechten Klagen über ihre Verſchlim̄erung durch große Tugenden zu heben oder zu vermindern.

XX.

Betrachtung
über
die Tugenden
des
Temperamentes.

Betrachtung
über die
Tugenden des Temperamentes.

Wie viele Sittenlehrer die löblichen Handlungen der Menſchen ohne alle Gelindigkeit beurtheilen, ſie ohne Unterſchied, als laſterhaft verdammen, und alle moraliſche Güte derſelben läugnen: So betrachten andre ſie mit einer übertriebnen Gelindigkeit, machen ſich allzu vortheilhafte Vorſtellungen von der Würde der menſchlichen Natur, und werden dadurch verleitet, oft ſo gar die ſtrafbarſten Laſter, wenn ſie nur in einem erborgten falſchen Glanze ſchimmern, mit wahren Tugenden zu vermengen. Jene bilden die Menſchen ſo häßlich ab, daß man bey ihren Beſchreibungen zittern und ſich vor ſich ſelbſt entſetzen muß, wenn man daran denket, daß man zu einer ſolchen Geſellſchaft gehört. Dieſe hingegen erklären bey nahe alle diejenigen für tugendhaft, vor denen man noch ſicher auf der Straße gehen kann, und weil nicht alle Menſchen alle Unvollkommenheiten zuſammen beſitzen, und nicht alle die großen Laſter begehen, welche die äußerliche Ruhe der Geſellſchaften vernichten, ſo halten ſie die meiſten für ſo vollkommen, daß man eben nicht viel mehr von ihnen verlangen dürfe. Sie ſind zu gefällig, als daß ſie in die Quellen und Abſichten der menſchlichen Handlungen eindringen ſollten, und beruhigen ſich ohne fernere Unterſuchung bey der äußerlichen Geſtalt derſelben. Es iſt ſehr leicht vor ihrem Richterſtuhle

ſtuhle gelobt zu werden. Allein wen kann das Lob ſo gelinder Richter mit ſich ſelbſt zufrieden machen?

Die ſtrengen Sittenlehrer, welche keinen Unterſchied unter den menſchlichen Handlungen machen, ſie mögen unſtreitig laſterhaft ſeyn, oder ſich durch ein gefälliges Anſehen empfehlen, gehen zu weit, wenn ſie nicht von der Tugend eben die erhabnen Begriffe haben; welche uns die Offenbarung davon giebt. Nach dieſen Begriffen iſt freylich der Zuſtand der Menſchen, dem Zuſtande der Todten vollkommen ähnlich. Sie ſind völlig unfähig, den Grad von Tugend zu erreichen, der ihnen die Zufriedenheit eines unendlichen Weſens verdienen kann. Allein nach andern Regeln muß die moraliſche Güte unſrer Handlungen in Abſicht auf Gott; nach andern aber in Abſicht auf die Menſchen beurtheilt werden. Man kann zur Hochachtung der rühmlichen Thaten ſeiner Nebenmenſchen verbunden ſeyn, ſogar wenn Gott berechtigt iſt, ſie mit einem erhabnen Misfallen zu betrachten. Selbſt die gefalle Natur kann zu einiger Erkenntniß ſeiner Pflichten gegen ſich und gegen andre; ſie kann zu einiger Einſicht in die natürlichen Schönheiten der Tugend und ihre vortrefflichen Folgen gelangen; ſie kann ſo davon gerührt werden, daß ſie zuweilen Handlungen unternimmt, die mit ihren Einſichten übereinſtimmen. Welch eine Ungerechtigkeit wäre es, ſie mit offenbaren Laſtern in eine Reihe zu ſetzen, da es unſtreitig iſt, daß es der gerechteſte Richter nicht thun wird?

Sokrates wird alſo allezeit über einen **Diogenes** oder **Ariſtipp** erhoben bleiben, und es würde eine feindſeelige Verachtung der Tugend ſeyn, wenn man gegen einen **Antonin** und **Nerva** nicht mehr Hochachtung und Ehrfurcht, als gegen einen **Domitian** oder gegen einen **Alexander** haben wollte. Allein wenn man vorausſetzt, daß eine Handlung nicht eher den Namen der Tugend erhalten ſoll, als bis ſie aus keiner andern Urſache, als aus der Ueberzeugung ausgeübt worden iſt, daß ſie unſre Pflicht ſey, ſo muß die Anzahl der Tugenden ſehr klein werden. Man braucht, um dieſes zu beweiſen, ſich nicht auf die Anmerkung zu berufen, daß ſehr rühmliche Handlungen, wenn man dem äußerlichen Anſehen nach davon urtheilt, aus niedrigen, unedlen und laſterhaften Quellen entſpringen können. Sie verlieren ſchon ihren wahren und vorzüglichen Werth, wenn ſie bloße Tugenden des Temperamentes ſind.

Sehr viele Handlungen, die man für löbliche Handlungen erklärt, die auch einigen Ruhm verdienen, weil es gewiß iſt, daß ſie aus keinen ſtrafbaren Leidenſchaften entſpringen, ob ſie gleich denjenigen, welcher ſie ausübt, in den unverdienten Ruf bringen, daß er **Verdienſte** beſitze, ſind in der That bloße Wirkungen eines glücklichen Temperamentes, an welchem er keinen Antheil hat. Wie mancher überläßt ſich, ohne dem, was er thut, nachzudenken, ob es Pflicht iſt, oder nicht, dem Antriebe ſeines Blutes, oder dem Antriebe der natürlichen Neigungen ſeiner Seele! Er kann es keinem freywilligen Entſchluſſe, edel und anſtändig zu handeln, zuſchreiben, wenn die Wirkungen der ihm angebohrnen Eigenſchaften das Anſehen der Tugenden bekommen. Es iſt unnöthig, mit viel Gelehrſamkeit zu erklären, und viele tiefſinnige Unterſuchungen anzuſtellen, was

Temperament ſey. Es iſt aus der Erfahrung bekannt, daß es mannichfaltige Miſchungen in den Säften unſers Körpers, und in ſeinen übrigen Eigenſchaften giebt, die, nachdem ſie verſchieden ſind; wegen ſeiner innigen Verbindung mit ihr auch andre Eindrücke in ſie machen. Dieſer hat feinre Sinne und Empfindungen, ein andrer gröbere; bey dieſem iſt das Blut flüchtiger, verdünnter und hitziger, bey einem andern dicker, kälter, und in ſeinem Laufe träger. Dieſes kann für die Seele unmöglich gleichgültig ſeyn. Schon **Galen** hat dieſes eingeſehen, und deswegen in einem beſondern Werke beweiſen wollen, daß die Sitten von dem Temperamente des Körpers abhiengen. Nach dem Urtheile der alten Philoſophen iſt es ſo mannichfaltig, ſo viele Himmelsſtriche es giebt. Daher haben ſo gar einige behaupten wollen, daß deswegen unter den Scythen in hundert Jahren nur ein **Anacharſis** geweſen wäre, Athen aber ſo viele Weltweiſen erzeugt hätte. Allein ungeachtet das gegenwärtige Athen dieſe Meynung widerlegt, ſo iſt doch in dieſem Irrthume einige Wahrheit. Das Clima hat immer einigen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Körpers; der Seele aber kann es nicht einerley ſeyn, wie ihre Wohnung beſchaffen iſt. Ueberdieß giebt es auch in ihr ſelbſt viele mannichfaltige natürliche Miſchungen ihrer verſchiednen Kräfte, ihrer Neigungen und der daraus erzeugten Leidenſchaften. Der unterſcheidende Charakter des Verſtandes, der mehr oder weniger Witz, mehr kalte Vernunft, oder mehr lebhafte Einbildung, mit mehr oder weniger Erinnerung verknüpft, verurſachen einen andern ebenfalls natürlichen Charakter des Willens. Auch die weſentlichen Eigenſchaften dieſer Hauptkraft unſrer Seele ſind einer faſt unendlichen Verſchiedenheit fähig. Er hat mannichfaltige Triebe und Begierden. Einer hat mehr Neubegierde; ein andrer mehr Verlangen, angeſehen und geachtet zu ſeyn; einer mehr Menſchenliebe; ein andrer mehr Zärtlichkeit des Geſchmackes an dem, was ihm Vollkommenheit zu ſeyn ſcheint. Bey einigen ſind dieſe verſchiednen Neigungen des Willens lebhafter, bey andern ſtärker, noch bey andern weder ſo lebhaft noch ſo ſtark, aber deſto anhaltender in ihren Wirkungen. Hieraus entſpringt nun theils im Körper, theils in der Seele das Temperament. Die Wirkungen eines glücklichen Temperamentes können ſo ſchön ſeyn, daß es ſehr ſchwer fällt, ſie von der Tugend ſelbſt zu unterſcheiden. Ja ihre Schönheit kann uns zuweilen ſo ſehr blenden, daß man ſie noch mehr für Tugend hält, als die wahre Tugend ſelbſt, deren Anſehen ſie hat. Vielleicht ſcheint dieſes einigen unverſtändlich, andern aber mehr ſinnreich, als wahr zu ſeyn. Allein einige Beyſpiele können uns in den Stand ſetzen, richtig davon zu urtheilen.

Amint hat ſich mit ſeiner Großmuth die Liebe und Bewunderung der ganzen Stadt erworben. Alle Armen finden eine ſichre Hülfe bey ihm, und er wird mit Freuden der Wohlthäter eines jeden Nothleidenden. Seine Wohlthaten ſind deſto ſchätzbarer, weil er nicht lange Ueberlegungen anſtellt, ob er ſie Dankbaren erzeigt, oder nicht. Er zählt ſie den Dürftigen nicht zu, und unterſucht nicht, wie viel er giebt. Gleichwohl kann man ihn nicht beſchuldigen,

daß

daß ſeine Mildthätigkeit eine leichtſinnige Verſchwendung wäre; denn ſein übriger Aufwand iſt ordentlich und überlegt. Er wird ohne Bedenken das beſte Gericht einem Hungrigen überlaſſen, und ſich mit einer geringern Koſt befriedigen. Man bemerkt in allen ſeinen Handlungen eine gewiſſe Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, ſo daß man es nicht für Verſtellung halten kann, wenn er bey der Erzählung des Unglückes, das dieſer oder jener ausgeſtanden hat, Thränen vergießt. Er würde die Lobeserhebungen, die man ihm wegen ſeiner Großmuth macht, mit einer größern Freude anhören, oder man würde doch einige Spuren des Ehrgeizes in ſeinem Bezeigen wahrnehmen, wenn ſein Mitleid und Erbarmen bloß aus Eitelkeit und Begierde nach Ruhm entſtünde. Sollten alſo ſeine Handlungen nicht großmüthig ſeyn? Was kann dieſen Namen beſſer verdienen, als ſein Bezeigen? Der großmüthige **Amint**!

Doch indem man überall **Amints** Großmuth erhebt, erwähnt niemand des **Philemon**, der dieſe Lobſprüche mit beſſerm Rechte fodern könnte, wenn es nicht auch eine Großmuth wäre, im Verborgnen dieſe Tugend zu beſitzen. Von Natur iſt ſein Herz unempfindlicher und härter, als **Amints** Seele. Vielleicht würden ihm andre Menſchen ganz gleichgültig ſeyn, wenn er ſich nicht durch ſeine ernſthaften und weiſen Betrachtungen über ſich und ſeine Pflichten das zärtliche, empfindliche und mitleidige Herz gegeben hätte, das ihm von der Natur verſagt worden war. Er thut eben das, was **Amint** bloß aus Empfindung thut, aus einem freyen Entſchluſſe ſeines Geiſtes, als eine Pflicht, die er erfüllen muß, wo er nicht wider ſeinen urſprünglichen Adel handeln will. Er iſt überzeugt, daß ein Nothleidender auf ſeine Hülfe ein Recht hat, welches ihm heilig ſeyn muß, wenn ihm der Ruhm eines gerechten Mannes lieb iſt. Er hilft alſo, weil er dieſes weiß, eben ſo oft, als **Amint**, der aber, wie geſagt, bloß ſeines natürlichen Mitleides wegen hilft, oder auch wegen der unangenehmen Empfindung, die er von dem Unglücke eines andern hat, und der er nicht widerſtehen kann. **Philemon** mußte ſich erſt Gewalt anthun, großmüthig zu ſeyn, durch einen unermüdeten Fleiß aber wird ihm die Ueberwindung ſeiner Natur endlich leicht, da es hingegen **Amint** nicht ſeinem freyen Entſchluſſe, ſondern theils ſeinem zärtlichen Körper, theils der ihm angebohrnen Neigung gegen andre und der natürlichen Güte ſeines Herzens zuſchreiben muß. Seine Großmuth iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine mechaniſche Wirkung ſeiner Seele, und alſo in der That keine wahre Tugend, ob ſie gleich ſo viele Aehnlichkeiten mit derſelben hat. Woher kömmt es aber, daß man in **Philemons** Handlungen weniger Großmuth bemerket, als in **Amints** Aufführung, da doch jener die Tugend wirklich beſitzt, wovon dieſer nur den Schein hat? Das kömmt daher, weil **Amints** Großmuth nur eine Tugend des Temperamentes iſt; ſie iſt alſo zugleich ſehr körperlich, ungeachtet ſie ſich auch auf eine natürliche angebohrne Güte der Seele gründet; ſie breitet ſich folglich in ſeinem Geſichte, über ſeine Geberden, und in ſeiner ganzen Stellung aus; denn ſobald ein **Amint** mitleidig wird, hat er ſich und ſein Aeußerliches nicht mehr in ſeiner Gewalt, ſondern er muß mitleidig ſeyn. Dieſes macht nun einen ſtarken Eindruck bey den meiſten Menſchen, die, wenn ihnen nur das Aeußerliche gefällt, immer damit zufrieden zu ſeyn pflegen. **Philemons** Großmuth hingegen macht den Eindruck nicht; ſein Körper iſt nicht ſo weichlich, und folglich kann ſie ſich in ſeinen Augen, in den Minen ſeinen Geſichts, und in ſeinem Aeußerlichen nicht ſo lebhaft abdrücken. **Amints** Großmuth iſt ein Glück, das er der Natur zu danken hat, und kein Verdienſt. Die Tugenden des Temperaments ſind ſchätzbar; ſie verdienen Bewunderung, aber keine andere, als die eine gute Bildung, oder die Schönheit des Frauenzimmers verdient. So wenig als ein Frauenzimmer ein Recht hat, ſeine Reizungen als Verdienſte anzuſehen, worauf ſie ſtolz ſeyn kann, ſo wenig darf ein Menſch, welcher bloß aus Temperament tugendhaft iſt, deswegen die Lobſprüche andrer Menſchen verlangen, oder ſich darüber freuen, wenn er ſie erhält.

Die Tugenden des Temperamentes unterſcheiden ſich von den wahren Tugenden darinnen, daß ſie ſich nicht eher zeigen, als wenn ſie von äußerlichen Gegenſtänden erweckt werden. Die wahren Tugenden bedürfen dieſer fremden Hülfe nicht, ſondern wirken von ſich ſelbſt, und ſind immer in der Seele gegenwärtig. Ein **Amint** wird von dem Elende der Nothleidenden gerührt, aber nicht eher, als bis er ſie ſieht, oder zum höchſten bis er von ihnen hört. Er ſucht die Armen nicht, die Armen ſuchen ihn. Ein **Philemon** hingegen, der mitleidig iſt, weil er es für ſeine Pflicht hält, mitleidig zu ſeyn, thut ſich hier auf eine vorzügliche Art vor ihm hervor. Er ſucht die Nothleidenden, wenn er auch nicht von ihnen geſucht wird.

Indeß, daß **Amint** vielleicht glaubt, es gebe weiter keine Bedrängten, als die er geſehen hat, und ruhig iſt, weil er ihnen ihre Bekümmerniſſe erleichtert, hat **Philemon** ſchon vielmehr großmüthige Handlungen ausgeübt, weil er mit einem unermüdeten Eifer alle Gelegenheiten dazu ausſpürte, und noch iſt er nicht ruhig, daß er ſo oft geholfen hat, weil er glaubt, daß er noch öfter helfen könne. Wenn man ſich von der wahren Wohlthätigkeit die Begriffe macht, wie man ſie davon haben muß, ſo iſt es unleugbar, daß dieſe Tugend ſelten iſt, und eben dieſes trifft von den übrigen Tugenden ein. Wie wenig wird man wirklich edle und groſſe Handlungen unter den Menſchen antreffen, wenn man ſie nicht eher Tugenden nennen will, als bis ſie als Pflichten erkannt, und als Pflichten ausgeübt worden ſind!

Wenn **Clelien** dieſe Anmerkungen bekannt wären, ſo würde ſie mit mehr Beſcheidenheit von ſich ſelbſt, und mit mehr Gelindigkeit von andern ihres Geſchlechtes urtheilen. Sie würde die Unſchuld, welche dem Temperamente zu danken iſt, nicht mit der tugendhaften Unſchuld verwechſeln, ihre Einbildung von ſich ſelbſt mindern, und ihre Ausſprüche über andre mäßigen lernen. Es iſt wahr, ſie gehört nicht unter die Keuſchen, die es dem Alter zu danken haben, daß ſie keuſch ſind. Sie iſt jung, ſie beſitzt auch Reizungen, und ſehr viele haben ſie nicht anſehen und gleichgültig gegen ſie bleiben können. Sie hat Bewunderer, und was faſt unglaublich iſt, ſie ſucht keine Ehre darinnen, Sclaven zu haben. Sie iſt in der Gefahr der Lobſprüche und Schmeicheleyen geweſen, einer in der That groſſen Gefahr für die Unſchuld! Sie hat Liebeserklärungen, Schwüre und tauſend zärtliche Dinge gehört; ſie iſt allen andern Gefahren ausgeſetzt worden, wo es ſonſt der Unſchuld ſchwer wird, ſich zu behaupten. Ueberall iſt ſie vor allen Verführungen ſicher geblieben. Ihre Unſchuld und Tugend muß alſo wohl ſehr groß ſeyn. Sie glaubt es, und das beweiſt ſie durch die Verachtung derer, welche ſolche Gefahren nicht mit der Unerſchrockenheit verachten können, womit ſie über ſie ſpottet. Ihre Unſchuld iſt keinem Stolze zuzuſchreiben; der Stolz wäre zu ſchwach geweſen, ſie zu erhalten. Denn die Eitelkeit wird von keinem Feinde ſo leicht überwunden, als von der Liebe. Ihre Unſchuld ſcheint alſo eine wahre Tugend und ein beſonderes Verdienſt bey ihr zu ſeyn, und ſie verdient vielleicht deswegen noch mehr bewundert zu werden, als wegen ihrer Reizungen. Sie könnte es verdienen, wenn ihr Temperament nicht zu gegründete Zweifel dawider veranlaßte. Daß ſie ſich ſo gar wenig Gewalt anthun darf, gegen unſer Geſchlecht unempfindlich zu ſeyn, daß ſie niemals einige Regungen der Zärtlichkeit gefühlt, daß niemals ein heimlicher Wunſch der Natur ihr den Sieg über die Liebe ſchwer gemacht hat, das verdient zwar den Namen der Kälte und Fühlloſigkeit, aber nicht den Namen der Unſchuld, die eine eigentliche Tugend iſt. Was für andre Gefahren ſind, das ſind in der That für ſie keine Gefahren geweſen, und wo alſo keine Feinde ſind, da findet kein Sieg ſtatt. Die wahre Unſchuld hat zum wenigſten einigermaßen zu ſtreiten. Wenn ihr Blut feuriger und das Gefühl der Natur in ihr ſtärker wäre, was würde Clelia alsdann thun? Vielleicht erzitterte alsdann dieſe ſtolze Unſchuld.

Wenn man die Geſchichte der alten Einſiedler, der Anachoretten, der Styliten, der Coenobiten, und wie ſie alle heißen, lieſet, deren außerordentlich ſtrenge Kaſteyungen, Arbeiten, Geiſſelungen, und freywillige Martern lange für große Tugenden gehalten worden ſind, ſo würde man ſehr vielen Unrecht thun, wenn man ihre Handlungen, die ſo ſehr wider die Natur des Menſchen zu ſtreiten ſcheinen, alle einem ausſchweifenden Hochmuthe, und der eiteln Begierde, für beſondre Heiligen angeſehen zu werden, zuſchreiben wollte. Viele thaten es aus Nachahmung, viele aus Einfalt, viele, weil ſie ihr Gehirn mit einer gewiſſen finſtern Philoſophie in Unordnung gebracht hatten; die meiſten aber würden nicht auf dieſe Ausſchweifungen gefallen ſeyn, wenn ihr Temperament heitrer und ihr Blut weniger hypochondriſch geweſen wäre. Ihr Geiſt war von Natur trauriger und finſtrer, als die Seele andrer Menſchen, und folglich war auch ihr Körper zum Gefühle der ſinnlichen Freuden unfähiger, und gegen die Beſchwerlichkeiten einer harten Lebensart unempfindlicher.

Man wird, obgleich nicht ohne Mühe, die Tugenden des Temperamentes von den wahren Tugenden unterſcheiden, wenn man ſowohl auf die Art, wie ſie wirken, als auch auf die Umſtände, worinnen ſie ſich äußern, aufmerkſam iſt. Jene wirken ſtets auf eine gleiche Art, und obgleich die Umſtände verſchieden ſind, worein ſie kommen, ſo ſind doch ihre Wirkungen immer gleichförmig, weil ſie bloß von dem Eindrucke beſtimmt werden, welchen die äußerlichen Gegenſtände auf ſie machen. Denn die Klugheit, die Ueberlegung und Vorſicht, als die Seele wahrer Tugenden, fehlet ihnen. Ein Menſch, deſſen ganze Tugend ein glückliches Temperament iſt, hat ſich nicht in ſeiner Gewalt, wenn ſein Blut in Wallen kömmt, oder wenn die natürlichen guten Neigungen ſeiner Seele von den Dingen, die außer ihm ſind, in Bewegung geſetzt werden. Ihre Wirkungen können daher zuweilen ſchlimme Folgen haben, und faſt mehr Schaden anrichten, als die ihnen entgegen geſetzten Laſter kaum ſtiften würden. Was für eine große Tugend iſt nicht die Güte und Leutſeeligkeit, und was für herrliche Folgen können ſie nicht haben, wenn ſie von der Klugheit regiert werden! Allein welche ſchädliche Folgen haben ſie nicht auch gehabt, wenn ſie bey dem, der ſie beſaß, nichts als Eigenſchaften einer glücklichen Natur waren! Denn ſie äußerten ſich oftmals auch da, wo eine gewiſſe tugendhafte Strenge und Ernſthaftigkeit viel beſſere Wirkungen gethan hätte. Die wahre Tugend hingegen wirkt nicht allezeit auf eben dieſelbe Art; ihre Wirkungen ſind nach der Verſchiedenheit der Umſtände auch verſchieden und mannichfaltig; denn ſie werden allezeit von der Klugheit und einer reifen Ueberlegung regiert. Wenn **Amints** natürliche Mildthätigkeit immer Perſonen antrifft, die ſeiner Hülfe werth ſind, ſo iſt es ein Glück, und ſeine **automatiſche** Tugend wird eben ſo herrliche Folgen haben, als die wahre Mildthätigkeit; ja zuweilen, obgleich ſehr ſelten, wird ſie mehr Nutzen ſtiften, als jene, weil ſie eilfertiger und hitziger mit ihrem Beyſtande iſt. Allein öfter wird ſie mehr Uebel verurſachen, wenn ſie ſich über Perſonen ausbreitet, welche dieſelbe misbrauchen. **Amint** wird laſterhaften Armen eben die Hülfe erweiſen, die er tugendhaften Armen erzeigt, wenn nicht ihre Laſter einen eben ſo ſtarden Eindruck auf ihn machen, als ihre elenden Umſtände, und er wird ſie eben durch ſeinen Beyſtand noch in ein größres Unglück ſtürzen, als wenn er weniger empfindlich gegen ihre Noth geweſen wäre. Ja da die laſterhaften Unglücklichen bey ihrem Unglücke die Beſcheidenheit nicht haben, durch welche gemeiniglich die tugendhaften Nothleidenden ſo liebenswürdig werden; da ſie unverſchämter ſind, und dadurch ihre Noth gleichſam beredter machen; da hingegen die Tugendhaften, um unſern Augen nicht gar zu beſchwerlich zu fallen, ihr Unglück nur halb ſagen, und nur einzelne Thränen fallen laſſen, wenn jene einen ganzen Strom Thränen weinen, ſo wird **Amint** das Unglück eines Laſterhaften oft für noch gröſſer anſehen, als das Elend des Tugendhaften, jenem ſeine ganze Hülfe widerfahren laſſen, und ſich vielleicht dadurch außer den Stand ſetzen, auch dem Tugendhaften beyzuſpringen, und auf dieſe Weiſe wird er ſo wohl den, welcher ſeine Hülfe nicht verdient, als den, welcher ſie verdient und mit beſſern Rechte fodern konnte, unglücklicher machen, als ſie erſt waren. **Philemons** wahre Mildthätigkeit hat dieſe gefährlichen Folgen nicht zu befürchten. Er weiß wohl, daß man, nach dem Ausdrucke des **Chryſoſtomus**, ſeine Wohlthaten nicht den Sitten, ſondern den Menſchen erzeigt, allein er giebt auch dem Menſchen nicht mehr, als der bloße Menſch nöthig hat. Die Sitten und der Menſch zugleich bedürfen mehr, und deswegen richtet ſich die Größe ſeiner Hülfe noch mehr nach den Sitten, als nach dem Elende. Er wird zuweilen den Laſterhaften, der durch ſeine Schuld unglücklich iſt, fühlen laſſen, daß er keine Hülfe verdient, wenn er ihn dadurch zu beſſern glaubt. Er wird vielleicht

leicht dadurch in den Verdacht der Unbarmherzigkeit kommen. Allein wenn er den Unglücklichen in der That dadurch glücklicher machen kann, ſo wird er ſich lieber dieſem Verdachte ausſetzen, als zur Unzeit nach dem Ruhme der Großmuth ſtreben. Dieſe Klugheit wird machen, daß ſeine Wohlthaten ſelten verlohren gehen, wenn Amint ſeine Wohlthaten die meiſte Zeit auf unfruchtbare und ſteinigte Aecker ausſtreut, wo er keine Erndte halten kann.

Die Beſcheidenheit, die Mäßigung, die Bedachtſamkeit, die Gelindigkeit, die Liebe zum Frieden ſind außerordentliche Tugenden. Ihre herrlichen Folgen zeigen ſich im Reiche der Wahrheit, wenn Irrthümer beſtritten, oder Wahrheiten ausgebreitet werden ſollen, auf eine vorzügliche Weiſe. Es hindert den Lauf der Wahrheit nichts mehr, als eine ungemäßigte Hitze, ſie zu vertheidigen. Diejenigen, deren Irrthümer man beſtreitet, bringt eine ſolche Hitze auf, und ſie werden dadurch nur ſtandhafter und unbeweglicher in dem, was ſie einmal als wahr angenommen haben. Die Gelindigkeit, die Sanftmuth und Beſcheidenheit wird weit mehr bey ihnen ausrichten, als Eifer und Sturm. Allein wenn die erzählten Tugenden nur Tugenden des Temperamentes ſind, ſo ſind ſie ſehr oft der Wahrheit eben ſo hinderlich geweſen, als jene Fehler, die ihnen entgegen ſtehen. Die Friedfertigkeit und Beſcheidenheit, die bloß natürlich iſt, wird immer eine Quelle der Unentſchlüßigkeit und Furchtſamkeit. Der, ſo ſie beſitzt, geräth durch ſie in eine Gleichgültigkeit, die ihn bald auf dieſe bald auf jene Seite neigt. Wenn er zween Widerſacher ſieht, die beyde die Wahrheit zu behaupten vorgeben, ſo wird er, aus Liebe zum Frieden, wenn zumal etwa die Parthey des Irrthums ſtärker und mächtiger iſt, zum Nachtheile der Wahrheit mißtrauiſch werden. Läßt ihn ſeine Einſicht die Wahrheit auch finden, ſo wird ihn das Scheinbare in den Beweiſen und Einwürfen der Gegner vielleicht ſo ſehr blenden, daß er wieder zu zweifeln anfängt. Seine Ungewißheit wird dadurch zunehmen, daß er weiß, ſeine Einſicht könne von Tage zu Tage wachſen. Was ihm itzt mit ſo vielem Lichte als Wahrheit vorkomme, könne wohl mit der Zeit die Larve fallen laſſen, und als ein offenbarer Irrthum vor ſeinen Augen erſcheinen. Er wird dieſe Vorurtheile vermeiden wollen, und auf andere gerathen. Die Wahrheit wird dabey leiden, weil ſeine natürliche Friedfertigkeit keine Tugend iſt, die von einer weiſen Ueberlegung regiert wird.

Die natürliche Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit ſind eben dieſen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Wahrheit kann große Vortheile von ihnen erhalten; öfter aber ſind ſie ihr noch nachtheiliger, als zuträglich. Sie können den Irrthum für die Wahrheit anſehen, und alsdann werden alle Reizungen derſelben nichts über ſie gewinnen. Der Haß gegen Meynungen verwandelt ſich ſehr leicht in einen Haß gegen die Perſonen. Ein Menſch, deſſen Standhaftigkeit bloß eine Tugend des Temperamentes iſt, wird ſie nicht ſo mäßigen können, daß er allezeit gelaſſen bleiben ſollte. Er wird hitzig werden, er wird ſiegen wollen; er wird die Gründe der Gegenparthey nur unterſuchen, um ſie für falſch zu halten, und hingegen in ſeinen Beweiſen allezeit ſehr viel Gründlichkeit finden. Kein Spiegel iſt nach einem bayliſchen Ausdrucke ein größrer Schmeichler, als eine vorgefaßte Meynung.

Ein Menſch hingegen, deſſen Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit eine wahre Tugend iſt, die von Klugheit und Ueberlegung beſeelt wird, iſt niemals in der Gefahr, dieſe Fehler zu begehen. Er wird Friedfertigkeit und Sanftmuth immer mit Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit vereinigen. Er wird den Feinden der Wahrheit nicht eher Friedensbedingungen vorlegen, als wenn die Wahrheit dabey gewinnt; niemals aber wird er einen Frieden ihr zum Nachtheile ſchließen. Er wird nur ſtandhaft ſeyn, um derſelben ihre Rechte nicht zu vergeben, und mit einem unerſchrocknen Muthe alles erdulden, damit ſie von dem Irrthume nicht überwältiget werde. So deutlich unterſcheidet ſich die wahre Tugend von der Tugend des Temperamentes!

Die wahre Tugend hat noch viel andre Vorzüge vor derſelben. Sie dauert durch alle Alter hindurch, wenn ſie einmal in einem Herzen einen feſten Sitz gewonnen hat. Sie nimmt niemals ab; die Länge der Zeit beſtätigt ſie immer mehr, giebt ihr mehr Stärke, und verſchönert ſie. Allein wie vielen Abwechſelungen und Veränderungen ſind nicht die Tugenden des Temperamentes unterworfen! Sie haben das Schickſal der Schönheit, welche durch die Zeit und das Alter verwüſtet wird. Die Tugenden des Temperamentes ſind die Schönheit der Seele. Laßt die ſtolze Schöne, die von ihrem natürlichen Reize ſo ſehr eingenommen iſt, einige Jahre älter werden; die Roſen werden verblühn und abfallen. Das Blut, welches itzt ſo ſchnell und feurig floß, wird künftig einmal ſtocken; es war in der Jugend von einer dünnen, leichten, und feinen Beſchaffenheit; die Zeit wird es verdicken. Die angebohrnen Neigungen und Leidenſchaften der Seele leiden durch die Zeit eine eben ſo große Veränderung. An die Stelle der Neigungen, die ſo ſchön und reizend waren, kommen vielleicht ſehr häßliche Leidenſchaften, ſo wie in dem Geſichte, das itzt ſo viel Bewunderer hat, wenn die Zeit ſeine Annehmlichkeiten wegnimmt, Runzeln erſcheinen. Zu der Zeit, wenn die Tugend des Temperamentes verſchwunden iſt, wird die wahre Tugend erſt in ihrem vollen Lichte glänzen.

Dieſe Anmerkungen können einen großen Einfluß ſowohl in unſre Sitten, als in unſre Urtheile von uns und von andern Menſchen haben. Man iſt ſehr geneigt, eine natürliche Güte ſich als ein Verdienſt zuzuſchreiben, und man beruhigt ſich bey dem Beſitze der Tugend des Temperamentes, weil man ſich vor der Mühe, welche mit ernſthaftern Tugenden verbunden iſt, entſetzt. Oft fangen wir auch an, auf ſolche natürliche Vorzüge ſtolz zu werden, und andre neben uns zu verachten. Es geht mit dieſen natürlichen Reizungen der Seele, wie mit der Schönheit des Körpers, welche ſehr oft ihre Beſitzerinnen eitel, und eben dadurch ihrer unwürdig macht. Sind uns aber die Gedanken immer gegenwärtig, daß Tugenden des Temperamentes keine Verdienſte, ſondern ein bloßes Glück ſind, welches wir nicht ungebraucht beſitzen ſollen, ſo wird dadurch unſre Beſcheidenheit und Demuth ſehr viel gewinnen. Wir werden viele von unſern beſten Handlungen mit gleichgültigern Augen anſehen; wir werden aufhören, ſie für eigentliche Tugenden zu halten, und das wird uns zuerſt auf den Weg bringen, wo wir die wahren Verdienſte finden. Dieſes wird auch unſre Urtheile von andern vorſichtiger machen; wir werden ſehen, daß einige, die wir ihrer dem Scheine nach rühmlichen

Thaten wegen bis in den Himmel erhoben, ſeyn oder nur eine ſehr geringe Bewunderung verdienen, und es werden uns vielleicht wahre Tugenden bekannt werden, die vorher von uns nicht bemerkt wurden, weil wir von denſelben mehr nach dem äußerlichen Scheine, als nach ihren innerlichen Werthe urtheilten. Wir werden zwar das Urtheil der Sinne nicht verachten, aber wir werden uns von demſelben nicht mehr hintergehen laſſen.

Allein welche Bewunderung wird ein Menſch erlangen, wenn er die natürliche Güte ſeines Herzens, und die Tugenden ſeines Temperamentes nur als den Stoff anſieht, aus welchem er erſt wahre Tugenden und Verdienſte bilden muß! Denn zu dem Ende gab ihm die Natur die ihm angebohrenen ſchätzbaren Eigenſchaften. Ein Dichter, den der Himmel dazu ſchuf, dem er eine fruchtbare Einbildungskraft, einen lebhaften und feurigen Witz und andre große Fähigkeiten des Genies gab, wird dennoch von keiner Nachwelt geleſen werden, wenn er ſich bloß ſeinem Naturel überläßt, ohne es durch die Kunſt, durch den vertraulichen Umgang mit den Alten, und durch die Betrachtung der Natur auszubilden, und vollkommner zu machen; wenn er niemals etwas von dem verwirft, was er macht, ſondern alles billigt und für bewundernswerth anſieht. Eben ſo verdient der weder Lob noch Belohnung, der ſeine natürlichen Tugenden läßt, wie ſie ſind; aber dann verdient er bewundert und nachgeahmt zu werden, wenn er ſie durch Fleiß, Ueberlegung und Klugheit zur Reife bringt, und ihnen durch einen freyen überlegten Entſchluß und durch das Gewiſſen das Weſen eigentlicher Tugenden ertheilt.

XXI.

Betrachtung
über
die Fehler
des
Temperamentes.

Betrachtung
über die
Fehler des Temperamentes.

Ob es gleich eine gewiſſe Wahrheit iſt, an welcher niemand, als nur ein allzu gelinder Richter der menſchlichen Thaten zweifeln wird, daß die meiſten Ausſchweifungen und Laſter der Menſchen freye Handlungen ſind, zu denen ſie keine Nothwendigkeit treibt, welcher ſie nicht hätten widerſtehen können: So kann man doch auch nicht läugnen, daß ſie zu einigen Handlungen mehr hingeriſſen werden, als daß ſie ſich dazu entſchließen. Ueberhaupt muß ſich der Menſch mehr in ſeiner Gewalt haben, wenn er tugendhaft, als wenn er laſterhaft ſeyn will. Laſſet uns nur unpartheyiſch über uns denken, und nicht allein unſre Thaten, welche die Welt ſieht, ſondern auch unſre geheimen Handlungen, und vornehmlich diejenigen, welche die Finſterniß unſers Herzens verbirgt, mit dem vergleichen, was die Geſetze der Vernunft verlangen. Die Tugend gefällt in der ruhigen Stille der Betrachtung dem Verſtande: Gefällt ſie aber auch dem Herzen? Gefällt ſie unſrer Sinnlichkeit? Kann ſie die Leidenſchaften der Seele für ſich eben ſo leicht einnehmen, als die Laſter? Das traurigſte iſt, daß bey einem Menſchen einige von ihnen den Weg zum Herzen nicht allein leichter finden, als die Tugenden, ſondern daß ihnen ſogar darinnen von ſeiner Geburt an ein ordentlicher Sitz zubereitet iſt. Wir fallen in viele Ausſchweifungen mehr aus natürlicher Neigung, als aus Uebereilung. Unſre meiſten Laſter ſind nicht ſo alt, als wir ſelbſt; einige aber ſcheinen mit uns gebohren zu werden, und aufzuwachſen. Man ſollte glauben, daß diejenigen Weltweiſen blöde Augen haben müßten, welche unſre Seelen, wenn wir nur gebohren ſind, für unbeſchriebne Tafeln halten. Einige Fehler ſind ſchon ziemlich deutlich darauf gezeichnet, ob ſie gleich durch die Erziehung, durch die Vernunft und eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf uns, wo nicht völlig ausgelöſcht, doch wieder ſehr unkenntlich gemacht werden können. Alle Menſchen werden die Wahrheit dieſer Anmerkung allzuſehr fühlen, als daß man ſie erſt mit weitläuftigen Beweiſen davon zu überzeugen brauchte. Wenn uns alle andre Beweiſe, die man davon hat, fehlten: So iſt das Beweis genug, daß die Leidenſchaften eher in uns wirken, als die Vernunſt. Denn was ſind alle menſchlichen Laſter, als Unordnungen, welche die Leidenſchaften anrichten, die von keiner Vernunft regiert werden? Die Unordnungen ſind angerichtet, ehe die Vernunft zu herrſchen anfängt. Wie viele Jahre liegt ſie nicht, wie in einem tiefen Schlafe begraben; da hingegen die Leidenſchaften ſich bald nach der Geburt des Menſchen äußern, und mit einem jeden Tage ſeines Lebens wachſen, und ſtärker werden. Der Sitz, den die Vernunft einſt einnehmen ſoll, bleibt nicht leer; wenn ſie kömmt, ſo findet ſie denſelben von den unedlern Neigungen des Willens ſchon eingenommen. Hierinnen ſind alle

Menſchen einander ähnlich. Allein gleichwie ein Menſch von ſeiner Geburt an, ſowohl was die natürliche Einrichtung ſeiner Seele und der verſchiednen Kräfte derſelben, als auch die natürliche Einrichtung ſeines Körpers, den Bau deſſelben, und die Miſchung ſeiner mannichfaltigen Säfte betrifft, von andern unterſchieden iſt: So unterſcheidet er ſich auch in **den natürlichen Fehlern des Temperamentes** von andern. In dieſem Herzen keimt mit beſondern Glücke der Saame dieſes Laſters; in jenem der Saame eines andern. Denn die menſchliche Natur iſt zwar verderbt, aber nicht in einem ſo hohen Grade, daß alle Laſter gleich deutlich und kenntlich in ihnen abgezeichnet liegen ſollten. Einer iſt immer mehr zu dieſer Unordnung; ein anderer zu einer andern Abweichung von den Vorſchriften der Vernunft geneigt. Eigentlich iſt der Fehler des Temperamentes noch kein Laſter zu nennen, ſo wie eine Zeichnung noch kein vollkommnes Gemälde iſt. Aber leider! bilden es eine unordentliche Eigenliebe, eine verderbte Erziehung, die Nachläßigkeit und der Umgang mit andern ſchon völlig gebildeten Laſtern gar bald völlig aus. Wenn wir gewohnt wären, mehr, als gemeiniglich geſchieht, auf dasjenige, was in Kindern und Knaben vorgeht, auf die Bewegungen und Handlungen derſelben, welche den unachtſamen und allzuzärtlichen Aeltern vielleicht ſehr viel Freude verurſachen, aufmerkſam zu ſeyn, und darüber nachzudenken: So würden wir ſehr zuverläßig die Laſter der Männer und Greiſe daraus vorher ſagen können.

Die Kinder neigen ſich gemeiniglich zu denen Laſtern, welchen ihre Aeltern ergeben ſind. Oft läßt ſich dieſes erklären, ohne daß man zu den Gebrechen des Temperamentes ſeine Zuflucht zu nehmen braucht. Das erſte, was die Menſchen im Anfange ihres Daſeyns thun, iſt dieſes, daß ſie nachahmen. Ihr Herz bildet ſich nach den Herzen, die ſie immer vor ſich ſehen; und viele frühausgeübte Laſter ſind nicht angebohrene, ſondern nachgeahmte Laſter. Allein oft ſind die herrſchenden Fehler der Kinder von den Laſtern ihrer Aeltern weit unterſchieden, und ſo ſehr unterſchieden, daß ſie ihnen ganz entgegen ſind. Die Aeltern haben ſich vielleicht ſogar Mühe gegeben, ſie unter die Herrſchaft eben der Laſter zu bringen, die ſie lieben. Soſia hat bey ſeinen Kindern nichts verſäumet, ihnen eine eben ſo niederträchtige Liebe zum Gelde einzuflößen, als er zum Reichthume hat. Das erſte Wort, das er ſie gelehrt, war Geld. Die Spielwerke, die er ihnen gab, war Geld. Die erſten Grundſätze, die er in ihr Gemüth zu prägen ſuchte, giengen auf die Schätzbarkeit des Reichthums, auf das Glück, viel einzuſammeln, und wenig auszuſtreuen. Alle ſeine Bemühungen, ſeinen Sohn eben ſo niederträchtig zu machen, waren verlohren. Das Kind warf das Geld weg, das ihm zum Spiele gegeben wurde; der Knabe gab es für Dinge hin, die ſeinen albern Begierden ſchmeichelten, und der Jüngling ward ein Verſchwender. Man kann den Verſicherungen des Vaters glauben, daß ers an nichts habe fehlen laſſen, ſeinen Sohn vor der Verſchwendung zu verwahren, und er verſäumt gewiß noch nichts, dieſes

Laſter bey ihm auszurotten, um eins an deſſen Stelle zu ſetzen, das nicht beſſer iſt. Woher rühret dieſe Abneigung gegen ein Laſter, das von allen Seiten her in ſeine Seele dringen will; das ihn von ſeiner Kindheit an nicht verlaſſen hat; das ihm die natürliche Liebe zu ſeinem Vater und die Gewißheit, ihm damit zu gefallen, hätte beybringen können, wenn nicht die Zuneigung zu dem entgegengeſetzten Laſter in ſeinem natürlichen Temperamente zu ſuchen wäre? Worauf gründen ſich die herrſchenden Begierden, die einen Menſchen von den andern unterſcheiden, als auf die Verſchiedenheit der Temperamente?

Wenn man die Gebrechen des Temperamentes in ihrer Kindheit entdecken will: So darf man nur den Eigenſinn, der ſich faſt in allen Kindern äußert, in ſeinen Wirkungen beobachten, und auf die Beſchaffenheit der Gegenſtände merken, wobey er ſich am erſten beruhigt. Alle Leidenſchaften und Begierden der Menſchen ſind auf gewiſſe Dinge außer ihnen gerichtet; ohne die Gegenwart derſelben fehlt ihnen ihr Leben. Es iſt gut, wenn man die Kinder mit verſchiednen Gegenſtänden der Begierden bekannt macht, woferu man wiſſen will, welche unter ihnen einmal die herrſchende ſeyn wird, damit man ihre Herrſchſucht bey Zeiten demüthigen, ihr einen Herrn geben, und das Gleichgewicht unter den Neigungen erhalten könne. Es iſt freylich ſchwer, die Gebrechen des Temperamentes zu ändern, wenn die Menſchen erwachſen ſind. Man hat da immer einen Feind entweder nicht bemerkt, oder verachtet, da er noch klein war. Will man ihn bändigen, ſo muß in den erſten

Zeiten des Menſchen der Anfang dazu gemacht werden. In der zarteſten Kindheit muß man ihn aus der Höle hervorziehen, wo er, ohne bemerkt zu werden, auf künftige Eroberungen arbeitet. Es iſt mühſam, dasjenige wegzuſchneiden, was mit uns aufgeſchoſſen iſt. Wie viel weniger Mühe wird man haben, die natürlichen Flecken der Seele zu verlöſchen, und die Gebrechen des Temperamentes zu beſſern, wenn ſie noch nicht zu tief eingewurzelt ſind. Man wird denen Neigungen, von welchen man befürchtet, daß ſie ſich des Menſchen einſt allzu ſehr bemächtigen, und ihn zu unedlen Ausſchweifungen verleiten möchten, bey Zeiten andre Neigungen entgegen ſetzen, und ihnen gegen ſie aufhelfen können. Man kann die Natur zwar nicht ausrotten, aber man kann ſie lenken. Wenn es nicht möglich iſt, die natürlichen Fehler der Seele ganz zu vertilgen; So kann man doch verhindern, daß ſie nicht in Laſter ausbrechen, und zum wenigſten keine herrſchende Laſter werden, wenn man auch einmal von ihnen überraſcht wird. Ein Künſtler in feinen Steinen wirft den ganzen Stein, worinnen er arbeitet, nicht weg, weil er eine Ader darinnen findet, die wegen der Ungleichheit ihrer Farbe nicht mit ſeinem Entwurfe zu harmoniren ſcheint. Er bearbeitet ihn ſo lange und mit ſo vieler Aufmerkſamkeit, bis endlich unter ſeiner meiſterhaften Hand der Flecken ſelbſt zu einer Schönheit wird.

Allein ſo gewiß als es iſt, daß es Gebrechen des Temperamentes giebt, und man ſich alſo wohl inacht zu nehmen hat, daß man nicht auf der einen

Seite ausſchweife, und ſie leugne: So ſehr muß man ſich auch hüten, daß man nicht in die gegenſeitige Ausſchweifung falle; man muß ſie weder für allzu groß und furchtbar, noch für zahlreicher halten, als ſie ſind. Die meiſten herrſchenden Laſter der Menſchen haben freylich auch ihren Grund in der Einrichtung ihres Temperamentes. Bey einem andern Naturell würden ſie vielleicht von denſelben nicht ſo ſehr beherrſcht worden ſeyn. So viel kann man einräumen. Allein wenn man einen Schritt weiter thut: So wälzt man alle Schuld von dem Menſchen, der ein Herr ſeiner Entſchlüſſe und Handlungen ſeyn ſoll, ohne Grund ganz auf die Natur. Es iſt wahr, der Menſch iſt immer zu einer Ausſchweifung mehr, als zu andern, geneigt. Allein die Neigung iſt noch nicht die Ausſchweifung ſelbſt. Man hat Urſache, ſich zu betrüben, daß man von Natur einen überwiegenden Hang zu dieſem oder jenem Laſter hat; allein ſo lange man ihm keine Freyheit läßt: So iſt man noch nicht laſterhaft, wenn das Laſter vornehmlich in einem fertigen Gehorſam gegen die Befehle unordentlicher Neigungen beſteht. Keine Gebrechen der Natur ſind ſo groß, daß ſie nicht überwunden werden könnten. Die Fehler des Temperamentes ſind die Quellen; die Laſter ſind die großen Ströme, welche daraus entſpringen. Wenn ſind aber Quellen jemals eben ſo groß, als die Ströme, geweſen? Würden wohl Ströme daraus herfließen, wenn man die Quellen verſtopfte? Eben ſo ſind die Gebrechen des Temperamentes bey einem Menſchen nicht ſo zahlreich, als vielleicht ſeine Laſter und Ausſchweifungen ſind.

Ein Strom würde nicht ſo groß ſeyn, und keine Ueberſchwemmungen anrichten können, wenn ſich nicht unzählige kleine Bäche darein ſtürzten, die nicht aus einer Quelle mit ihm entſpringen, ſondern ihm auf ſeinem Wege begegnen, und ſich alſo mit ihm vereinigen.

Es iſt wahr, daß der Urſprung der meiſten herrſchenden Laſter der Erwachſenen in ihrer Kindheit und Jugend zu ſuchen ſey; allein darum muß man ſie nicht allezeit in beſondern überwiegenden natürlichen Neigungen dazu finden wollen. Wie viele Leidenſchaften, deren Joch nunmehr ſchwer abzuwerfen iſt, werden dem Temperamente zugeſchrieben, welche doch der ſorgloſen Erziehung, den verderbten Beyſpielen, und andern ſolchen Urſachen zugeſchrieben werden ſollten? Man hat die Kinder zu Ausſchweifungen gewöhnt, und das iſt freylich eben ſo viel, als wenn ſie ihnen natürlich wären. Dieſes iſt eben das Verderben, der erſte Grund zu den Thränen, welche Aeltern nur allzu oft zu ſpät über ihre Kinder vergießen müſſen, daß ſie ihren Kindern nicht eher eine Seele zutrauen, welche verderbt werden kann, als bis ſie ſchon verderbt iſt. Woher rührte ſonſt ihre Sorgloſigkeit, vor den Augen ihrer Kinder Schwachheiten, ich will nicht ſagen, ſtrafbare Ausſchweifungen zu begehen? Wenn ſie nun erwachſen, und in eben die Schwachheiten und Ausſchweifungen fallen, wem gehören ſie ihrem Urſprunge nach zu? Begehen ſie wohl Schwachheiten, zu denen ſie durch ihr Temperament einen beſondern Hang hatten? Nein! Es ſind die Schwachheiten und Ausſchweifungen der Aeltern, die ſie wegen der noch zarten Kindheit ihrer Söhne oder Töchter ihrem Anblicke nicht verbargen, weil ſie nicht glaubten, daß ſie auf ihre ſo unausgewickelten Seelen einen Eindruck machen würden. Ich ſtelle itzt nicht eigentlich eine Betrachtung über die Fehler der Kinderzucht an; ſonſt würde ich mich über die nur allzu traurige Erfahrung weitläuftig ausbreiten, daß man durch die Grundſätze, die man ihnen ſowohl in ihrer Kindheit, als in ihren Knabenjahren, beybringt, und die zuweilen ſo gar unſchuldig zu ſeyn ſcheinen, den Saamen zu künftigen Laſtern und Ausſchweifungen ausſtreut, und ſelbſt die natürlichen Anlagen des Temperamentes zu edlern Handlungen in Gebrechen verwandelt, darum, weil man dieſe Grundſätze nicht mit andern eben ſo nöthigen Grundſätzen verbindet, welche, alle mit einander vereinigt, die Triebfedern unſrer Handlungen ſeyn müſſen. Man würde alſo ſehr irren, wenn man bey allen Laſtern, die bey den Menſchen ſehr früh eingewurzelt ſind, allezeit natürliche Gebrechen des Temperamentes voraus ſetzen wollte. Zuweilen iſt es ſo gar möglich, daß ein Menſch niemals in die Ausſchweifungen fällt, zu denen ihn die Fehler deſſelben hätten verleiten können; theils weil ſie keine Gelegenheit gehabt haben, ſich zu äußern; theils weil ſie von dem andern Unkraute, welches man in die Seele ausſäete, überwachſen worden ſind.

Akants herrſchende Laſter ſind ein unerträglicher Eigenſinn, und ein gewiſſes hartnäckiges Verlangen, daß alles nach ſeinem Willen, nach ſeinen Entſchlüſſen und Begierden erfolgen ſoll. Was ihm nur im geringſten entgegen iſt, der geringſte

Schein eines Widerſtandes, er mag herrühren, woher er will, empört ſeine ganze Ungeduld. Alsdann iſt er mit dem Himmel, mit der Erde und mit ſich ſelbſt unzufrieden. Die beſten Vorſtellungen gewinnen nichts über ſeinen aufgebrachten Geiſt. Da er wirklich keine geringe Einſicht beſitzt, und ſeine Handlungen lange überlegt, ehe er ſie vornimmt; welche Ausſchweifungen, wenn ihm einige plötzliche Hinderniſſe aufſtoßen, und ihn den Weg nicht gehen laſſen, den er einmal, und wie er überzeugt iſt, durch die triftigſten Urſachen dazu bewogen, betreten hat! Er erhebt das unwilligſte und unbeſonnenſte Geſchrey wider die Regierung der Welt, und wünſchte ſich lieber die Macht, ſich an Himmel und Erde rächen zu können. Menſchen dürfen es nicht ſeyn, die ſeinen Eigenſinn wider ſich reizen und beleidigen; denn er wird auf alle nur erſinnliche Mittel denken, ſie ſeinen Unwillen fühlen zu laſſen, und ſie durch traurige Erfahrungen zu überzeugen, daß er ſich für klüger halte, als ſie. In einigen ſeltenen Minuten fühlt er ſelbſt, daß ſein Eigenſinn, und ſeine Hartnäckigkeit, alles ſeinem Willen unterthan zu ſehen, ſtrafbare Ausſchweifungen ſind. Er geſteht ſie, aber mit der Einſchränkung: **Ich kann meine Natur nicht ändern, mein Temperament iſt einmal nicht anders beſchaffen.** Es iſt wahr, ſein trotziger Eigenſinn, der ſich wider Menſchen, Schickſal und alles empört, iſt ein eingewurzelter alter Eigenſinn. — Der alte Akant, der fähig iſt, die unbeſcheidenſten Klagen wider den Himmel auszuſtoßen, wenn er nicht in allen Dingen nach ſeinem Eigendünkel handelt, heit, iſt noch das eigenſinnige Kind, welches ſich vordem aus dem Odem ſchrie, wenn ſein kleiner Wille nicht befriedigt wurde; das unzeitig bedauerte Kind, welches ſeine Aeltern ſo oft durch die fallende Sucht erſchreckte. Was ſind itzt in ſeinem männlichen Alter ſeine Klagen und Vorwürfe, die er bey den kleinſten unangenehmen Erfolgen der Vorſehung macht, anders, als eine Art einer fallenden Sucht? Itzt können den ſtolzen und eigenſinnigen Trotz dieſes Mannes die vernünftigſten und ſanftmüthigſten Vorſtellungen nicht brechen, weil damals ſein eigenſinniger und kindiſcher Trotz durch keine Ruthe gebrochen wurde. Der Grund ſeines itzigen Eigenſinnes iſt alſo in ſeiner erſten Kindheit zu ſuchen. Allein liegt er darum in dem Temperamente des **Akants**? Man wird ſtark daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß er ein einziger Sohn, ein lange gehoffter Sohn, und ein Sohn war, mit deſſen Tode eine ganze Familie verloſchen wäre? Welche Freude, und zugleich welch eine Sorgfalt bezeigten die Aeltern nicht gegen dieſen letzten Zweig ihres Geſchlechtes, durch den es, wie ſie hofften, dereinſt in neue Zweige ausſchlagen könnte! Das geringſte, was man ihm hätte verſagen können, wäre ſeinem koſtbaren Leben ſchädlich geweſen. Was man dem kleinen allerliebſten Sohne an den Augen abſehen konnte, daß es ihm gefiel, das erhielt er. Was war natürlicher, als die Folge, die ſein kleiner Geiſt daraus zog: **Alles, was ich will, das erhalte ich**? Und wie leichte iſt dieſer Gedanke mit einem andern verwechſelt: **Alles, was ich will, das muß ich erhalten?** Er bewies es, daß er ſo ſchloß, indem er entſetzlich zu ſchreyen anfieng, wenn ihm einmal etwas verſagt wurde. Er war ſo glücklich, daß man aus Furcht, er möchte einmal nicht wieder zu ſich ſelbſt kommen, wenn er zu heftig ſchrie, ihm alles verwilligte, was er verlangte. Daraus zog er den neuen Schluß: **Ich darf nur ſchreyen, wenn ich meinen Willen erfüllt ſehen will?** und ſeit der Zeit iſt **Akant** noch immer das eigenwillige Kind, das ſogleich anfängt zu ſchreyen, wenn etwas nicht nach ſeinem Wunſche geht. Ich denke, daß ſeine Kinder, die das Beyſpiel ihres eigenſinnigen Vaters täglich vor Augen ſehen, auch beſtändig ſchreyen ſollen. Wo iſt aber der Grund dieſes herrſchenden Laſters zu ſuchen? Gewiß nicht in einem beſondern Gebrechen des Temperamentes, ſondern in der verzärtelten und weibiſchen Erziehung des **Akants** in ſeiner Kindheit.

Die Lebhaftigkeit und die Munterkeit ſowohl in der Seele, als im Körper, zeugen von einem glücklichen Temperamente; allein daß dieſe guten Eigenſchaften deſſelben in Gebrechen ausarten können, wenn ſie in der noch ganz ungebildeten Kindheit verabſäumt werden, das beweiſen die Klagen **Chärephons** über ſeinen Sohn, der nunmehr bald zu den Jahren des Jünglings erwachſen iſt, wenn er ſich beſchwert, daß er allzuwild und feurig ſey, und die unordentliche Lebhaftigkeit durch keine Zucht überwältigt werden könne. Sein Geiſt erfindet, ſo jung als er iſt, in der größten Geſchwindigkeit Schelmereyen, die ein alter ausgelernter Schelm nicht ſo verſchlagen hätte erfinden können. Er iſt fähig, in aller Eil, wenn er eine Unwahrheit geſagt hat, ſie durch eine ganze Reihe anderer Unwahrheiten zu unterſtützen; und wenn er auf der Stelle ein ordentliches Syſtem von Lügen gebaut hat, ſo hängt es die meiſte Zeit ſo künſtlich zuſammen, daß man der ſchärfſten Aufmerkſamkeit nöthig hat, wenn man nicht von ihm hintergangen werden will. Er iſt allzuflüchtig, als daß er nur auf eine kurze Zeit an einen ernſthaften Gegenſtand geheftet werden könnte. Es wird außerordentlich viel Kunſt erfodern, wenn man itzt noch verhindern will, daß er nicht einſt ein vollkommner und großer Böſewicht werde. Der Vater hat Urſache zu klagen; denn in den leichtfertigen Streichen, die itzt keinen ſonderlichen Schaden anrichten, liegen die Bosheiten eines Mannes, welcher dem gemeinen Weſen ſehr gefährlich werden wird. Allein Chärephon nennt die Unordnungen ſeines Sohnes mit Unrecht Gebrechen des Temperamentes. Es iſt wahr, ſein Temperament iſt voll Feuer und Lebhaftigkeit. Allein woher kömmt es, daß dieſes Feuer, dieſe Munterkeit, auf Laſter gelenkt iſt? Woher kömmt es, als daher, daß man in der Kindheit alle Wirkungen deſſelben ohne Unterſchied billigte, ſie für unſchuldig hielt, und mit einer bewundernden Freude erhub? Hieß er nicht immer der kleine leichtfertige Chärephon? Es iſt mir aus einer langen Erfahrung kein Lobſpruch eines Kindes verhaßter, als wenn er von ſeinen Aeltern immer allen Leuten, als ein kleiner leichtfertiger Schelm angeprieſen wird; weil ich mit Grund befürchte, daß ein ungezähmter Muthwille eine Quelle größer und gefährlicher Laſter ſey. Die Lebhaftigkeit der Kindheit kann ſich freylich nicht ſelbſt regieren; das iſt eine Pflicht der Aeltern. Sie äußert ſich, ohne die Art, wie ſie wirkt, und ohne die Gegenſtände zu kennen, auf welche ſie wirkt. Sie iſt unordentlich, darum muß ſie zur Ordnung gewöhnt, auf edle Gegenſtände gerichtet, und bald erhöht, bald gemäßigt werden. Wenn man dieſes nicht thut, ſo hat man kein Recht über das Temperament zu klagen, wenn die Lebhaftigkeit deſſelben erſt in Muthwillen und Leichtfertigkeit, und daraus endlich in eine erfindſame und verſchlagne Bosheit ausartet.

Die Menſchen, die ſehr ſinnreich und geſchwind ſind, Entſchuldigungen und Ausflüchte für Ausſchweifungen zu erfinden, weil ſie Luſt haben, ſie wieder zu begehen, ſind gemeiniglich ſehr fertig, die freywilligſten Laſter, denen ſie ſich mit vieler Ueberlegung preis geben, ihrem Temperamente zuzuſchreiben. Um die Schuld derſelben zu verringern, wollen ſie uns bereden, daß es nicht freye Handlungen, ſondern natürliche Fehler ſind, von denen ſie wider ihren Willen überraſcht werden. So wird oft eine lang überlegte Rache, welche aber den niedrigen Namen der Rache nicht haben ſoll, mit einem hitzigen

Temperamente entſchuldigt. Man iſt von ſeinem Zorne übereilt worden; man hat nicht immer die Gewalt, ſich zu mäßigen, man konnte ſich nicht ſogleich wider ſeinen natürlichen Fehler waffnen, zumal da er gereizt wurde. Das ſagt man, ungeachtet man denjenigen, an welchem man ſich rächen will, mit einem ſehr kalten Blute verwundet, und das Schwerdt langſam und bedächtig aufhebt, womit man die Wunden ſchlägt. Auf eben dieſe Weiſe ſucht man Laſter zu entſchuldigen, die man ſo oft ausgeübt hat, daß man ihr Joch nicht ſo leicht wieder abwerfen kann; man ſoll unedle Gewohnheiten für Temperament halten. Allein man darf eben ſo ſcharfe Augen nicht haben, wenn man freywillige Laſter von ſchnellen Uebereilungen der Natur unterſcheiden will. Und geſetzt, die Ausſchweifungen eines Menſchen gründeten ſich auf gewiſſe Gebrechen des Temperamentes; ſo ſind ſie darum nicht weniger ſtrafbar, weil es die Pflicht eines Menſchen iſt, über ſeine Natur zu wachen, und, wenn ſie ſich der Herrſchaft ſeiner Vernunft entziehen will, ſie im Gehorſam zu erhalten.

Atys iſt ſo eitel, daß er verlangt, für einen Menſchen gehalten zu werden, dem die Natur eine beſondere Gabe der Luſtigkeit und des Scherzes gegeben habe. Allein, da er wirklich keine von den Eigenſchaften beſitzt, die ein Menſch beſitzen muß, der eine Geſellſchaft durch ſeine Scherze aufheitern will: So hofft er, für ſinnreich und munter angeſehen zu werden, wenn er verläumdet. Seine Zunge vergiftet die unſchuldigſten Handlungen, und bildet ſich ein, geſcherzt zu haben, wenn er geſchmäht hat. Da er ſich nach der Welt richtet, die allezeit geneigt iſt, Bosheit für Verſtand zu halten, und eine Ungerechtigkeit, die an den Verdienſten eines Menſchen ausgeübt wird, für eine feine Spötterey zu erklären: So hat er nicht zu befürchten, daß ſie ihm die Munterkeit läugnen wird. Allein wenn zuweilen die Tugenden wider ſeine Anfälle von einem rechtſchaffnen Manne beſchützt werden; wenn ihm ſeine Ungerechtigkeit unter die Augen geſtellt wird, und er ſich in der Gefahr ſieht, den Ruhm eines aufgeweckten Spötters zu verlieren, und den Namen eines niederträchtigen Verläumders zu erhalten: So ſucht er ſeiner Schande zu entgehen, indem er ſeiner lebhaften Gemüthsart die Schuld giebt. Es iſt mein Fehler, ſagt er, daß ich zuweilen mich vom Witze hinreißen laſſe, und allzu luſtig werde. Man muß ſich an mein Temperament halten, deſſen Lebhaftigkeit zu groß iſt, als daß ſie nicht die Grenzen zu Zeiten überſchreiten ſollte, die ich ihr ſetze. Der Betrüger, welcher ein Laſter, das aus einem eiteln und zugleich boshaften Herzen kömmt, für einen Fehler der Natur gehalten haben will!

Die Gebrechen des Temperamentes ſind alſo keine Rechtfertigungen der Laſter und Ausſchweifungen, welche daraus entſpringen. Denn es giebt Mittel, ihnen zu begegnen, und, wenn man ſie nicht völlig vertilgen kann, zum wenigſten die Gewalt über unſre Vernunft zu entreißen. Es iſt ſchwer; es wird eine unpartheyiſche Einſicht in unſer Herz dazu erfodert; man muß kühn genug ſeyn, freye Blicke hinein zu thun; und wenn man ſieht, daß man nicht vollkommen iſt, ſeine Ehre darinnen finden, daß man noch fähig iſt, über ſich roth zu werden. Ein Menſch, der die Fehler ſeines Temperamentes mit ſolchen Augen anſieht, hat ſie ſchon halb überwunden.

Es giebt verſchiedne Wege, ſich zum Herrn über ſeine unnatürlichen Unvollkommenheiten zu machen, und ſie zu zwingen, daß ſie entweder keinen, oder nur ſelten einen Einfluß in unſre Handlungen haben. Man gewinnt viel, wenn man mit einer edlen Sorgfalt vor den Gegenſtänden flieht, von denen man weiß, daß ſie unſre herrſchenden Neigungen reizen. Dergleichen Gegenſtände ſind die ungeſunden und vergifteten Gegenden, in die man ſich nicht wagen muß, wenn man nicht angeſteckt werden will. Die Leidenſchaften, die ſonſt ſo furchtbar waren, wenn ihnen immer Gelegenheit gegeben wurde, ſich zu äußern, gleichen alsdann müßigen Feinden, welche durch eine beſtändige Ruhe zum Streite untüchtig werden. Die größte Kunſt, zu ſiegen, beſteht oft nur darinnen, daß man ſeinen Feind in der Unthätigkeit erhält, und alle Gelegenheit zum Treffen vermeidet.

Wie es kein ſo glückliches Temperament giebt, das nicht einige Unvollkommenheiten haben ſollte: So iſt es auch bey keinem Menſchen ſo fehlerhaft, daß es nicht einige gute Seiten haben ſollte. Dieſe

Gegenden unſrer Seele müſſen von der Vernunft angebaut und gepflegt werden. Wie die fehlerhaften Neigungen unſers Herzens dadurch geſchwächt werden, daß man ihnen alle Gegenſtände entzieht, auf welche ſie wirken: So werden hingegen die guten Neigungen durch eine beſtändige Uebung beſtärkt. Das heißt im Frieden ſeine Unterthanen zum Kriege rüſten; man kann alsdann hoffen, glücklich zu ſeyn; man mag nun dereinſt mit auswärtigen oder einheimiſchen Feinden zu ſtreiten haben. Die Tugend macht den Menſchen allezeit liebenswürdig; keinen aber erhebt ſie mehr, als denjenigen, deſſen Temperament ſo unvollkommen, und deſſen Seele mit ſo vielen fehlerhaften Neigungen erfüllt war, daß er zum Laſterhaften gebohren zu ſeyn ſchien, durch ſeinen unermüdeten Fleiß aber ein **Sokrates** wurde.

XXII.

Vom Verſtande.

Vom Verſtande.

Die Vorſicht, welche alle Vollkommenheiten in der Welt mit der Kunſt des weiſeſten Baumeiſters ſo geordnet hat, daß eine durch die andre erhöht werden muß, hat durch die wunderbare Austheilung des Verſtandes unter die Menſchen ihre Weisheit ungemein verherrlichet. Allein die meiſten Menſchen ſind mit dieſer Austheilung unzufrieden. Einige, die auf ihren Verſtand ſtolz ſind, und ſehen müſſen, daß andre ſo viel haben, als ſie, wünſchen, daß alle andre Menſchen denſelben in einem geringern Maaße empfangen haben möchten. Andre, welche wohl einſehen, daß ſie am Verſtande vielen weichen müſſen, beſchuldigen ihr Schickſal einer Ungerechtigkeit. Und gleichwohl haben alle Menſchen ſo viel von dieſer Kraft empfangen, daß ſie mit demſelben zufrieden ſeyn könnten, wenn ſie ihn nur gehörig zu nutzen wüßten.

Die Bedeutung dieſes Wortes iſt durch die verſchiednen Begriffe vom Verſtande ſehr vervielfältiget worden. Jede von den unterſchiedenen Einſchränkungen und Richtungen des Verſtandes hat ſich den Namen zugeeignet, der ihnen allen gemein ſeyn ſollte. Ich will mich deutlicher darüber erklären. Der Verſtand überhaupt betrachtet iſt eine Fähigkeit, Wahrheiten zu erkennen, und ihnen unter einander den gehörigen Rang anzuweiſen. Da die Wahrheiten von verſchiedner Gattung ſind, ſo iſt die Fähigkeit ſie zu erkennen, vieler Einſchränkungen fähig. In Frankreich iſt eine Zeit geweſen, da niemand Verſtand hatte, der nicht von einigen Wahrheiten aus der Naturlehre zu reden wußte. Dieſer Verſtand blieb nicht immer Mode, und wurde bald von einem andern Verſtande vertrieben. Niemand hatte Verſtand, der nicht ein Sonnet, eine Elegie, oder ein Trauerſpiel beurtheilen oder verfertigen konnte. Nachdem es darinnen jemand hoch gebracht hatte, nachdem beſaß er wenig oder viel Verſtand. Unter den Deutſchen hat es ſeit einiger Zeit viele gegeben, nach deren Begriffen niemand Verſtand hat, der nicht von einigen ontologiſchen und metaphyſiſchen Wahrheiten plaudern kann. Es giebt Menſchen, welche das Vermögen, Wahrheiten zu erkennen, und zu ordnen, über alle andern Fähigkeiten, welche die Natur ihren vernünftigen Geſchöpfen verliehen hat, weit hinausſetzen. Niemand iſt in ihren Augen groß, und ihrer Aufmerkſamkeit werth, der nicht einen tiefen und weitläuftigen Verſtand hat. Wenn ihnen die Austheilung des Verſtandes unter die Menſchen aufgetragen worden wäre, ſo ſollten ſie mehr Verſtand bekommen haben, als ſie itzt beſitzen. Sie würden ſich freylich am beſten damit bedacht haben; denn ſie würden übel zufrieden ſeyn, wenn alle Menſchen ſo viel Verſtand hätten, als ſie: Sie würden ſich zum wenigſten den Verſtand eines **Newtons** oder **Leibnitzens** zugetheilet haben; es würden aber doch alle Menſchen Philoſophen von Profeßion ſeyn müſſen. Und eben dadurch, wodurch ſie ſich in ihren Gedanken beweiſen, daß ſie einen großen und erhabenen Verſtand beſitzen, beweiſen ſie, wie endlich und eingeſchränkt er iſt.

Man kann die Menſchen nach der Größe des Verſtandes, den ſie von der Natur erhalten haben, vornehmlich in drey Gattungen eintheilen. Den erſten Rang nehmen diejenigen großen Geiſter ein, von denen oft in ganzen Jahrhunderten nur einige wenige erſcheinen. Dieſes ſind die Männer von dem tiefen und weiten Verſtande, die beynahe nur von dem Unendlichen umgrenzt werden, denen die Quellen faſt aller Wahrheiten und Wiſſenſchaften bekannt ſind, und die mit ihren Blicken ſo weit dringen, daß viele Geheimniſſe der Natur ſich ihren Augen nicht entziehen können. Ihr Verſtand

übersteigt das Ziel erſchaffner Geiſter
Findt die Natur im Werk, und ſcheint des Weltbaus Meiſter.
Er wiegt die innre Kraſt, die ſich in Körpern regt,
Den einen ſinken macht, und den in Kreiß bewegt,
Und ſchlägt die Tafel auf von ewigen Geſetzen
Die die Natur gemacht.

Haller.

Ihr Verſtand erzeugt die Weisheit, die uns Gott und die Natur, die Vollkommenheit unſers Urſprunges, die Quellen unſers Elendes, und die Mittel, daſſelbe zu vertilgen, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Man ſollte glauben, daß dieſe großen Männer Geiſter aus einer andern Sphäre wären, die ſich zu uns erniedrigten, und in menſchlicher Geſtalt die Menſchen unterrichten wollten. Von dieſen großen Lehrern des menſchlichen Geſchlechtes, müſſen diejenigen, welche die andre Gattung ausmachen, lernen. Ich rechne zu dieſer Gattung die Menſchen von einem gewöhnlichen und gemeinen Verſtande. Allein dieſe Gattung beſteht aus unzähligen Ordnungen. Es kömmt auf den Fleiß der Menſchen an, in eine höhere oder tiefere Ordnung zu kommen. Einige Menſchen, welche von der Natur einen ganz gewöhnlichen Verſtand erhalten haben, wenden ſo viel Zeit und Mühe auf die Vergröſſerung und Erweiterung deſſelben, daß ſie blöden oder leichtſinnigen Augen mit den großen Geiſtern ſich zu vermengen ſcheinen, da ſcharfe Augen doch leicht entdecken, daß ſie nur mit denſelben grenzen. Das ſicherſte Merkmal, durch welches man ſie von den großen Geiſtern unterſcheiden kann, iſt wohl vornehmlich dieſes. Die Männer von dem großen Verſtande, von dem ich vorhin nur einige Züge gezeichnet habe, ſind in der Kenntniß, wo nicht aller, doch der meiſten Arten von Wahrheiten groß, und ſie haben die Wege, auf welchen man zu ihrer Entdeckung kommen kann, erfunden und andern angewieſen. Die Menſchen, welche den Verſtand, den ſie mit andern Menſchen gemein haben, doch ſo ſehr erweitern und vergröſſern, daß ſie faſt eben ſo groß, als jene zu ſeyn ſcheinen, ſchränken entweder denſelben nur auf eine Art von Wahrheiten ein, und bringen es in der Kenntniß derſelben hoch, oder gehen nur auf denen Wegen fort, die ihnen von jenen vorgezeichnet worden ſind. Die unterſte der Hauptgattungen, in welche ich die Menſchen in Anſehung des Verſtandes eingetheilt habe, nehmen diejenigen ein, welche zwar nicht von allem Verſtande entblößt ſind, doch aber ſo wenig beſitzen, daß ſie ſelbſt Leuten von gewöhnlichen und gemeinen Verſtande keinen zu haben ſcheinen.

Man muß merken, daß die Natur den wenigſten Menſchen den Verſtand in einem ſo kleinen Grade zugetheilt hat. Die meiſte Zeit iſt die Erziehung, oder die Lebensart ſchuld daran, daß er ſo ſehr eingeſchränkt und unſichtbar iſt. Oft wird der Verſtand der Menſchen durch die Aeltern verwahrloſet; oft wird er unter den niedrigen Beſchäfftigungen erſtickt, zu denen ſie bald von ihrer Neigung getrieben, bald von der Nothwendigkeit und Armuth genöthigt werden. Man ſollte nur den Verſuch machen, manchen verachteten Landmann von dem Pfluge wegnehmen, und ihn die Zeit und Mühe auf die Verbeſſerung und Erweiterung ſeines Verſtandes wenden laſſen, die ſo viele Gelehrten auf die Erkenntniß der Wahrheit wenden, ſo würde man erſtaunen, wenn er in einer weit kürzern Zeit, und mit geringerer Mühe ein größrer Philoſoph würde, als ſie in ihrem ganzen Leben werden können.

Die Natur hat uns nur das Vermögen verliehen, Verſtand zu bekommen, welches bald engere, bald weitere Schranken hat. Der Verſtand, welcher allein ihr Geſchenk iſt, gleichet den rohen und unbearbeiteten Edelgeſteinen, welche gereinigt und geſchliffen werden müſſen, ehe ſie mit ihrem Lichte blenden können. Kein Menſch iſt von der Pflicht ausgenommen, den Verſtand, den er von der Natur erhalten hat, zu bearbeiten und zu verbeſſern; ſie ſind aber darinnen nicht einig, wie weit die Grenzen dieſer Pflicht gehen ſollen.

Gewiſſe Leute wiſſen die Pflicht, daß man ſeinen Verſtand immer vollkommner zu machen ſuchen

chen müſſe. Allein ſie ſcheinen zu vergeſſen, daß dieſe Pflicht nicht die einzige iſt, die man auszuüben hat, wenn man den Charakter eines vernünftigen Geſchöpfes behaupten will. Sie glauben, alle Pflichten erfüllt zu haben, wenn ſie ihren Geiſt erweitern, und ihn immer mit einer neuen Kenntniß bereichern. Der ehrlichſte Mann, der ohne einen großen Verſtand zu beſitzen, oder ohne viele Mühe auf die Vergröſſerung deſſelben zu wenden, die edelſten Handlungen verrichtet, verdient ihre Aufmerkſamkeit nicht; hat er das Unglück, daß er in ihren Augen einfältig iſt, ſo lachen ſie gewiß über ihn. Allein ein Mann darf nur einen großen Verſtand haben, der ſich von den Seelen des Pöbels weit unterſcheidet; er mag ein laſterhafter Böſewicht ſeyn; ſo läuft er bey ihnen keine Gefahr, verachtet zu werden. Vor dem verſtändigen Manne werden ſie den ehrloſen und betrügeriſchen Mann nicht erkennen können. Sie ſelbſt verſäumen oft alle andre Pflichten, die ſo nöthig ſind, als die Pflicht verſtändig zu werden, indem ſie nur beſchäftigt ſind, viel zu wiſſen und zu begreifen. Wenn ſie auch nicht alle Geſetze, die ihnen die Vernunft gebietet, aus den Augen ſetzen, ſo bringen ſie doch die Pflicht, ihren Verſtand auszubreiten, nicht in das gehörige Verhältniß, das ſie mit andern Pflichten nothwendig haben muß. Man würde ihnen etwas unerhörtes und ſeltſames ſagen, wenn man ſie erinnerte, daß ein Menſch, der beſtändig nur denkt, ohne daß es andern etwas hilft, unter die Müßiggänger zu rechnen ſey.

Critias iſt allein mit der Verbeſſerung ſeines Verſtandes beſchäftigt. Er widmet alle ſeine Sorgen dieſer Pflicht. Er bemüht ſich, ſeinen Geiſt täglich mehr zu ſchärfen. Allein über dieſe Sorgen vergißt er die Sorgen für ſein Haus. Er denkt immer nur an Wahrheiten, und darüber vergißt er ſeine Frau und ſeine Kinder. Er freut ſich, wenn er eine Wahrheit deutlicher eingeſehen hat, und die Thränen ſeiner Frau, die die Unordnung in ſeinem Vermögen ſieht, bekümmern ihn nicht. Seine Umſtände verſchlimmern ſich von Tage zu Tage. Endlich wird die Unordnung ſo groß, daß er mit ſeinem ganzen Hauſe unglücklich wird. **Critias** tröſtet ſich; denn er hat doch ſeinen Verſtand verbeſſert, obgleich ſeine Umſtände verſchlimmert worden ſind. Man beklagt ihn bey ſeinem Unglücke nicht, ob man gleich geſteht, daß er viel Verſtand hat. Er befriedigt ſich darüber. Was haben aber ſeine Frau und Kinder verſchuldet, daß ſie ſeines Verſtandes halber Noth leiden müſſen?

Es giebt Narren, die ſich auf ihre Unwiſſenheit viel einbilden. Ihr mittelmäßiger Geiſt empfindet ſein Unvermögen, und ſeine geringe Fähigkeit, etwas zu begreifen. Sie wiſſen alſo, daß ſie wenig Verſtand haben, ſie ſind aber darum auf ihre Unwiſſenheit ſtolz, damit ſie andre bereden mögen, als wenn es nur auf ihren Willen angekommen wäre, mehr Verſtand zu haben, als ſie in der That beſitzen. Sie ſind lächerlich; allein ich weiß nicht ob diejenigen Thoren, welche alles wiſſen und begreifen möchten, nicht noch lächerlicher ſind. Das Unternehmen, alles einſehen zu wollen, kömmt von einem hochmüthigen Geiſte her, der ſeine Kräfte nicht kennet, und unendlich mehr Kräfte zu haben glaubt, als er beſitzt. **Sokrates** kannte die Grenzen des menſchlichen Verſtandes

ſtandes. So viel er auch wußte, ſo antwortete er doch denen die ihn fragten, welche Wiſſenſchaft er erlernet hätte, allezeit: **Die Wiſſenſchaft, daß ich nichts weiß.** Derjenige, welcher erkennt, daß ſein Verſtand eingeſchränkt ſey, beweißt durch dieſes Bekenntniß, daß er viel Verſtand habe.

Wenn man, als ein aufmerkſamer Zuſchauer, die Handlungen der Menſchen betrachtet, ſo wird man bey ihren meiſten Verrichtungen fragen können:

> Du aber, Pöbel ſag, und ſag es ohn Erröthen,
> Zu allem, was du thuſt, iſt eine Seel vonnöthen.
>
> Haller.

Dieſe Frage wird man darum an die Menſchen thun müſſen, weil ihr Verſtand ſelten diejenigen Wahrheiten erlernet, und ſich durch deren Kenntniß vollkommen machet, welche ihnen zu ihrem wahren Glücke unentbehrlich ſind. Ein Menſch hat ſeinen Pflichten, die er gegen ſeinen Verſtand auszuüben hat, eine Gnüge gethan, wenn er ſich vornehmlich zwo Gattungen von Wahrheiten eigen gemacht hat. Ein Menſch, wenn er einen eignen innerlichen Beruf zur Erweiterung aller Wiſſenſchaften hat, muß die Wahrheiten wiſſen, die einen ehrlichen und rechtſchaffnen Mann aus ihm bilden können, und alsdann von demjenigen eine richtige Kenntniß haben, was zu der Lebensart, die er erwählt, nothwendig erfordert wird. Ein Menſch, der alle Wiſſenſchaft beſitzt, und doch dieſe Wiſſenſchaften, die ich itzt erwähnt habe, nicht kennet, iſt als ein Menſch anzuſehen, der keinen Verſtand hat.

◆

XXIII.

Von der
Sittlichkeit der Lehre
daß es
höhere Geiſter gebe.

Von der
Sittlichkeit der Lehre
daß es
höhere Geiſter gebe.

Männer, welche an der Tugend einen Geſchmack gefunden, und in der Ausübung edler Handlungen eine Fertigkeit erlangt haben, können diejenigen, welche ihnen die Bewegungsgründe zu großen Thaten rauben wollen, nicht anders als ihre Feinde anſehen. Daher haben ſie gegen die Freygeiſter, und die unſeeligen Bemühungen derſelben, allezeit einen gerechten Abſcheu geäußert. Wir finden in der Religion die mächtigſten Bewegungsgründe zur Tugend; die Tugend allein iſt die Urſache aller wahren Freude, und dieſe Verwägenen ſuchen durch ihre Anfälle die Religion zu zernichten. Sie nennen die Wahrheiten von den noch zukünftigen Belohnungen der löblichen Handlungen des Menſchen, und der gewiſſen Beſtrafung der Laſter, Mährchen. Damit ſie ihrer frechen Unverſchämtheit ein prächtiges Kleid umhängen, und dadurch deſto gefährlicher machen mögen, ſo ſtellen ſie ſich an, als ob ſie ſelbſt die Parthey der Tugend dabey nähmen. Die Tugend, ſagen ſie, iſt ſo liebenswürdig durch ſich allein, daß man ſie bloß ihrentwegen ausüben muß. Dieſes alles begleiten ſie mit einigen unrechtverſtandenen Sentenzen aus dem Seneca und andern alten Schriftſtellern. Allein wahre Kenner der Tugend ſehen ihre

Argliſt bald ein. Die Freygeiſter denken, (aber ſo unverſchämt ſind die meiſten noch nicht, daß ſie ihre Gedanken laut ſagen ſollten,) daß die Tugend bald unter den Menſchen eingehen ſollte, wenn ſie ihnen nur erſt die Bewegungsgründe der Religion nehmen könnten. Je mehr und gröſſere Preiſe auf den Sieg eines Kämpfers geſetzt ſind, je eifriger wird er werden, den Sieg zu erkämpfen; allein wie ſehr würde nicht ſein Muth ermatten, wenn der Sieg allein die Belohnung ſeiner Beſtrebungen ſeyn ſollte, der Sieg, welcher oft mit ſo vielen Gefahren und Beſchwerlichkeiten verbunden iſt. **Addiſon** hat darüber eine vortreffliche Anmerkung gemacht. Geſetzt, ſagt er, daß die Freygeiſter die Wahrheit auf ihrer Seite hätten, die Religion aber ein Irrthum wäre, ſo würden doch die Menſchen bey dieſem Irrthum ſeeliger, als bey der Wahrheit ſeyn, weil dieſer Irrthum die Menſchen nicht allein zu löblichen Handlungen anſpornt, ſondern dieſelben auch belohnt, da uns hingegen eine ſolche Wahrheit nicht allein davon abhält, ſondern auch unglückſeelig macht. Welcher vernünftige Menſch aber wird ſich wünſchen, unglückſeelig oder auch nur misvergnügt zu ſeyn?

Unter den mannichfaltigen Bewegungsgründen, durch welche uns die Religion zur Ausübung unſerer Pflichten zu reizen ſucht, iſt die Gegenwart höherer und vollkommener Geiſter um uns. Vielen Freygeiſtern ſind diejenigen, welche ſolche höhere Geiſter glauben, rechte armſeelige bedaurenswerthe Köpfe. Die Meinungen davon belegen ſie mit ihrer zuverſichtlichen Mine ſogleich mit dem verächtlichen Namen der Geſpenſtermährchen. Sie nennen alles, was man von Engeln ſagt, Aberglauben; der Aberglaube nimmt ſeinen Urſprung aus der Unwiſſenheit; Niemand will gern vor unwiſſend gehalten ſeyn; folglich kann ihre Verwägenheit, die ſich immer ein triumphirendes Anſehen zu geben ſuchet, bey blödſinnigen Gemüthern allerdings Schaden thun; obgleich ſo viel gewiß iſt, daß ſie bey denen, welche nur eine mittelmäßige Vernunft brauchen, nichts damit ausrichten.

Die Freygeiſter, deren boshaftes Herz darum noch mehr Abſcheu verdient, weil ſie mehr Vernunft als ihre Brüder haben, ſehen dieſes wohl ein. Sie nehmen ſich daher in acht, nicht alle Meinungen von dem Daſeyn höherer Geiſter überhaupt, als ungereimt, zu verwerfen. Sie greifen nur die Lehren der Religion davon an, ohne das Daſeyn vollkommenerer Geiſter laut zu läugnen. Die Offenbarung ſagt uns, daß wir täglich in der Geſellſchaft der Engel ſind, daß ſie uns dienen und uns beſchützen. Dieſe Lehren ſuchen ſie als unvernünftig vorzuſtellen. Sie leugnen, daß höhere Geiſter, wenn wirklich einige ſeyn ſollten, mit dem Zuſammenhange der Dinge in unſerer Welt einige Verbindung haben, und ſuchen den Schutz, in den ſie uns nehmen ſollen, als eine allzugeringe und allzuverächtliche Verrichtung für weit erhabenere Geiſter, als wir ſind, vorzuſtellen. Was werden ſie ſich, ſagen dieſe Freydenker, um ſolche elende Geiſter, als die Menſchen ſind, viel bekümmern? Sollten ſie nicht viel etwas wichtigers thun können, als uns zu ſchützen? Kann man uns von dem Schutze der Engel andere Beyſpiele erzählen, als diejenigen, welche uns die Offenbarung erzählt? Wie viele Geſtalten hat nicht das menſchliche

Herz! Kein Geſchöpf iſt hochmüthiger und eitler, als ein Freygeiſt, und gleichwohl wird er oft die niederträchtigſte und demüthigſte Creatur, und derjenige, welcher ſich in ſeinem Herzen etwas großes zu ſeyn dünkt, ſtellt ſich gern als nichts vor, wenn er ſeinen Unglauben damit unterſtützen kann. Er ſetzt ſich in ſeinen Gedanken über die vernünftigſten und weiſeſten Männer, die die Offenbarung geglaubt haben, weit hinweg, und giebt ſich als das elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf aus, um nur eine Lehre der Religion mit ſeinen Zweifeln beſtreiten zu können.

Wir wollen aber nur als Vernünftige über die Lehre der Offenbarung von dem Schutze höherer Geiſter, unter welchen ſich die Menſchen befinden, urtheilen. Iſt es etwas unvernünftiges oder unmögliches, daß höhere Geiſter in dem Zuſammenhange der Dinge auf unſerer Welt eingeflochten ſeyn ſollen? Iſt es ihnen etwas unanſtändiges? Man kann ſolches aus Gründen der Vernunft nicht demonſtriren; iſt es aber darum unglaublich? Man muß freylich nicht auf die Thorheit gerathen, alle Wirkungen der Natur, deren Urſachen wir entweder aus Unfähigkeit oder aus Trägheit nicht ſogleich einſehen, dieſen höhern Geiſtern zuzuſchreiben. Es war einmal eine Zeit, wo die Menſchen die Engel überall zu Hülfe ruften. Alles beſetzten ſie mit Geiſtern. Engel drehten die Welten herum, und ohne Geiſter konnte keine Pflanze und keine Kräuter aufwachſen. Wenn zur Nachtzeit ein Uhu ſchrie, oder um eine gewöhnliche Stunde etwas im Hauſe ein Poltern verurſachte, ſo hatte es ein Geiſt gethan. Man lernte die Kräfte der Natur beſſer kennen; man verbannete die Geiſter, und endlich leugneten ſie die Freygeiſter gar. Denn Menſchen glauben zu fehlen, wenn ſie nicht aus einer Ausſchweifung in die andere fallen.

Was die Beſchützung der Menſchen, welche die Offenbarung den vollkommnern Geiſtern aufträgt, anbetrifft, ſo iſt dieſelbe, mit der Vernunft betrachtet, theils nicht unmöglich, theils keine unanſtändige Verrichtung für Geiſter, welche edler als wir ſind. Aus ihrer vollkommnern Natur können wir wahrſcheinlich vermuthen, daß ſie eine brennende Begierde haben müſſen, denen Gutes zu thun, die nicht ſo vollkommen ſind, als ſie. Je edler ein Menſch iſt, je begieriger wird er ſeyn, andern Menſchen zu dienen, wenn ſie gleich weniger Verdienſte haben, als er. Dieſe Begierde erwirbt ſich unter Menſchen den größten Beyfall; warum ſollte man ſie den Engeln abſprechen? Verliert ein König etwas von ſeiner Würde, wenn er ſeine Unterthanen ſchützt? Oder will man vielleicht dieſe Vergleichung tadeln, und ſagen, daß die höhern Geiſter und die Menſchen nicht in der Verbindung mit einander ſtehen, als Fürſten und Unterthanen, wird vielleicht der Stärkere eine Handlung begehen, die ſeiner Stärke unwürdig iſt, wenn er einem Schwächern beyſteht? Warum wollen uns die Freydenker über eine Lehre in Ungewißheit bringen, die einen tugendhaften Mann nicht allein muthig, ſondern auch vergnügt machen kann?

Welche vortreffliche Bewegungsgründe zum Eifer in der Ausübung löblicher Thaten giebt uns nicht die Betrachtung, daß dieſer ganze Erdkreiß mit den herrlichſten und vollkommenſten Geiſtern erfüllet ſey, die auf unſre Thaten merken. Man muß keine Em-

pfindun-

pfindungen einer edlen und tugendhaften Ehrliebe haben, wenn man dieſe Ueberlegung anſtellen, und doch in der Vollbringung löblicher Handlungen nachläßig ſeyn, und ſich nicht beſtreben will, ſich der Geſellſchaft ſo großer Geiſter werth zu machen. Mit welcher Freude opfert nicht ein junger Held ſein Leben den ſchrecklichſten Gefahren auf, wenn er neben einem alten erfahrnen Helden ſtreiten ſoll; und warum? Damit er den Beyfall desjenigen erſiegen möge, den er für vollkommner hält, als er iſt. Iſt es uns nicht natürlich, in Gegenwart derer, deren große Verdienſte uns mit Ehrfurcht erfüllen, ſelbſt entweder Verdienſte zu zeigen, oder Verdienſte zu erwerben: Was für ein Vergnügen muß einem rechtſchaffnen Manne daraus entſtehen, wenn er überlegt, daß ſeine Tugenden ſo vollkommenen Geiſtern, als Engel ſeyn müſſen, gefallen, und daß ſich vielleicht deſtomehr ſolche große Geſchöpfe um ihn verſammlen, je mehr er ſich durch wahre Verdienſte des Verſtandes und Herzens vor andern Menſchen hervor zu thun ſuchet. Nicht alle löbliche Handlungen rechtſchaffner Männer werden der Welt bekannt; denn ein rechtſchaffner Mann ſuchet nicht etwa nur die Gelegenheiten ſorgfältig auf, wo er vor den Augen aller Welt Gutes thun kann. Er zeiget ſich überall edel und groß. Viele löbliche Thaten ſind auch ſo beſchaffen, daß ſie viel von ihrem Werthe verlieren, wenn er ſie nicht gleichſam, wie Gott, und die vollkommenern Geiſter aus dem Verborgenen, ſondern öffentlich thun wollte. Er muß ſehr oft die Lobſprüche der Welt nicht ſuchen, ſondern ſich oft als den Urheber gewiſſer edler Thaten verbergen. Verliert er aber wohl etwas dabey, daß er keine Belohnung mehr für ſeine Tugenden verlangt, als die Wiſſenſchaft, daß er ſie ausgeübt hat? Im geringſten nicht. Wer weiß, wie viel tauſend vollkommnere Geiſter er zu Zeugen ſeiner verborgenen Tugenden hat! Wenn dieſe ihm ihren Beyfall geben, wie viel Urſachen hat er nicht, ſich zu freuen, daß er im Verborgenen edel und tugendhaft geweſen iſt! Der Beyfall eines einzigen höhern Geiſtes iſt mehr werth, als alle Lobſprüche der ganzen Welt. Denn in ihre Urtheile miſchet ſich weder eine Schwachheit des Verſtandes, noch eine ungerechte Partheylichkeit der Leidenſchaften. Ihr Lob, das ſie einer menſchlichen Handlung geben, iſt abgemeſſen und richtig. Kann man ſo ein Lob von den erleuchteſten Menſchen hoffen? Die Menſchen ſchweigen entweder zu unſern tugendhafteſten Bemühungen, oder ſie erheben ſie mit übertriebenen Lobſprüchen und Schmeicheleyen. Schmeicheleyen aber ſollten wir als Beleidigungen betrachten. Oft werden auch rechtſchaffene Männer mit allen ihren eifrigen Beſtrebungen durch ihre Verdienſte ihr Glück und das Wohl der Welt zu befördern, verachtet, oder ſelbſt von der Schmähſucht und Verläumdung verfolgt. Allein alle Schmähungen und Ungerechtigkeiten der Welt werden einem großen Geiſte gleichgültig ſeyn, ſo bald er überlegt, daß vernünftigere Geſchöpfe, höhere Geiſter, als wir, ſeine Vorzüge beſſer erkennen. Es iſt wahr, daß das Vergnügen, dieſen herrlichen Geiſtern bekannt zu ſeyn, nicht ſo groß iſt, als es ſeyn würde, wenn wir perſönlich mit ihnen umgehen könnten. Man kann hierüber zwo Anmerkungen machen. Warum beſtreben ſich die Menſchen mit ſolchem Eifer, einige Vorzüge zu erlangen, wodurch ſie Männern von großen Verdienſten in fremden Ländern zu gefallen ſuchen? Wie ſelten haben ſie Gelegenheit, perſönlich mit ihnen bekannt zu werden! Warum ſollte es uns alſo nicht ein Vergnügen ſeyn, welches der Tugend werth iſt, vollkommnern Geiſtern bekannt zu ſeyn? Die andre Anmerkung iſt dieſe: Die Offenbarung verſpricht den Menſchen, welche die Geſetze der Vernunft und der Religion mit einem gehörigen Eifer zu erfüllen geſucht haben, daß ſie künftig mit den vollkommenſten Geiſtern nicht allein perſönlich umgehen, ſondern ſogar ihnen gleich werden ſollen. Welch ein göttlicher Bewegungsgrund zu edlen Handlungen! Diejenigen, auf welche er noch keinen Eindruck gemacht hat, müſſen ihn noch nicht aufmerkſam genug überlegt haben, oder die niederträchtigſten Weſen ſeyn. Warum zweifeln die Freygeiſter an dieſen erhabnen Wahrheiten der Religion? Warum wollen ſie Lehren, welche einer vernünftigen Eigenliebe ſo angenehm ſeyn müſſen, für Irrthümer und Ungereimtheiten erklären, und uns ſo ſtarke Antriebe zur Tugend nehmen? Ich muß es wiederholen: Würden wir hintergangen, was haben ſie für eine Pflicht auf ſich, uns aus einem ſo glückſeeligen Betruge zu bringen? Sie müßten für Feinde des menſchlichen Geſchlechtes angeſehen werden, wenn ſie auch die Wahrheit auf ihrer Seite hätten; wie viel mehr müſſen ſie es ſeyn, da die Vernunft ſelbſt ihre Zweifel lächerlich macht?

Leipzig,
gedruckt bey Gottfried August Stopffel.

744e.

Der nordiſche Aufſeher

herausgegeben

von

Johann Andreas Cramer.

Erſter Band.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Benjamin Ackermann,
1760.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Erſtes Stück.

Neſtor Ironſide iſt unter denen, welche mit einer zärtlichen Liebe gegen die Tugend einen vorzüglichen Geſchmack an vortrefflichen Werken verbinden, ein ſo bekannter und hochgeachteter Name, daß ich des Glücks, einen ſolchen Vater zu haben, unwürdig ſeyn müßte, wenn ich nicht denſelben als eine ſtarke Empfehlung für mich anſehen wollte. Ich kann mir leicht vorſtellen, daß man ſich verwundern wird, nach ſo langer Zeit zu erfahren, daß er einen Sohn hinterlaſſen, und, was noch auſſerordentlicher und wunderbarer zu ſeyn ſcheint, daß dieſer Sohn ſo viele Jahre in der Dunkelheit gelebt hat, und endlich auſſer ſeinem Vaterlande in Dänemark

nemark auftritt. Allein man muß ſich erinnern, daß man Neſtor Ironſiden aus keinen andern Nachrichten kennt, als aus denjenigen, die er ſelbſt der Welt mittheilte, da er das wichtige Amt eines Aufſehers über die Sitten von Großbritannien übernahm. Die Alten haben zwar den Fehler, immer ſehr ausführlich von ſich ſelbſt zu reden, und denen, die Geduld genug übrig haben, ihnen zuzuhören, ihre ganze Geſchichte bis auf die geringſten Familienkleinigkeiten zu erzählen. Allein das war ſo wenig ſeine Schwachheit, daß er von ſeiner Perſon weiter nichts ſagte, als was nöthig war, ihn in einem ſolchen Lichte zu zeigen, daß niemand ſowohl an ſeiner Tüchtigkeit, als an ſeinem Berufe zu dem Amte zweifeln möchte, welches er mit einem ſo patriotiſchen Geiſte geführt hat. Aus Beſcheidenheit verſchwieg er viele ſonderbare und lehrreiche Umſtände ſeines Lebens. Er hatte Ahnen, die er zuverläſſiger erweiſen konnte, als Scaliger, und doch erwähnte er nichts von dem merkwürdigen Umſtande, daß er in gerader Linie von einem nordiſchen Geſchlechte abſtammte, welches mit dem Könige Knut nach Engelland gekommen war, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beygetragen hatte. Man braucht alſo nicht zu erſtaunen, daß er es nicht für nöthig fand, der Welt zu ſagen, daß er einen Sohn hätte, der damals nicht älter, als acht Jahre war. Vielleicht ſchwieg er auch, ungeachtet er ſeinen Arthur Ironſide ſehr väterlich liebte, deswegen von mir, daß er den muthwilligen Witz derjenigen nicht aufwecken möchte, die vielleicht aus Eiferſucht oder aus andern eigennützigen Urſachen darüber geſpottet haben würden, daß ihn die Wittwe eines deutſchen Negotianten noch in ſeinem funfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht hatte. Allein ich kann mich in dieſer Muthmaſſung irren. Genug er hat von mir geſchwiegen. Er hat nichts von den Hoffnungen geſagt, die er ſich von mir machte; er hat auch keine geheime prophetiſche Ahndung geäuſſert, daß er mich einmal zu ſeinem Nachfolger haben würde, und nach ſeinem Tode hat ſich keiner von den dienſtfertigen Gelehrten gefunden, die, in der Einbildung, die Schlüſſel zum Tempel der Unſterblichkeit zu haben, von verdienten und unverdienten Männern den Tag ihrer Geburt, den Tag ihrer Heyrath, die Anzahl ihrer Kinder, und ihren Sterbetag mit einer zierlichen Weitläuftigkeit bemerken, und das eine Lebensbeſchreibung heißen.

Die Zeit muß es lehren, ob ich der Welt eine angenehme Nachricht gegeben habe, daß Neſtor Ironſide nicht der letzte ſeines Geſchlechts geweſen ſey. Ich ſchmeichle mir, daß diejenigen, welche billig urtheilen, mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen werden, wenn ich mich freue, daß ich mein Daſeyn — einem ſolchen Vater zu danken habe. Ich weis ſehr wohl, daß die Verdienſte der Väter nicht die Verdienſte der Kinder ſind, und ich empfinde auch die Verbindlichkeit in ihrer ganzen Gröſſe, mich meines väterlichen Namens nicht unwürdig zu machen. Ich weis, was die Welt von einem Ironſide verlangen darf. Allein wenn ich auch dieſem Namen keinen neuen Glanz geben, und demjenigen, der ihn zuerſt erhoben hat, nur mit ungleichen Schritten nachfolgen ſollte: So ſoll er mir doch zu einer beſtändigen Aufmunterung dienen, ihm ſo ähnlich zu bleiben als es meine Fähigkeiten erlauden wollen, und ſo oft ich eine Tugend in ihrer Liebenswürdigkeit zeigen, oder ein Laſter angreifen, oder mich einem verderbten Geſchmacke widerſetzen will, ſo oft will ich mir ſelbſt zurufen: Gedenke an Neſtor Ironſiden!

Ich ſollte nun vielleicht etwas von meinen eigenen Begebenheiten ſagen, und meinen Leſern erzählen, durch was für ein Schickſal ich von dem engliſchen Boden auf den nordiſchen verpflanzt worden bin; ich ſollte auch meine Gemüthsart beſchreiben, und mich, die Neubegierde zu reizen, als einen ſehr ſonderbaren Mann abbilden. Allein ich will bey meinem erſten Auftritte lieber von meinem Vorhaben, als von meiner Perſon reden. So viel kann ich zum voraus ſagen, daß ich kein Jakobit bin, und Engelland noch vor der letzten Rebellion der Hochländer verlaſſen habe. Ich habe aber in meinem Vaterlande zu viel verloren, als daß ich mich aus einem Reiche, dem ich von meinen väterlichen Vorfahren her, ſo nahe als jenem angehöre, dahin zurückwünſchen ſollte, da ich hier zwar nicht meine erſte Glückſeligkeit, aber doch die Ruhe des Gemüths und die Heiterkeit der Seele wiedergefunden habe, die unentbehrlich iſt, wenn man der Welt auf irgend eine Art nützlich ſeyn will. Ich kann freylich nicht ohne Bewegung an ein Land denken, wo mein Herz zuerſt von den groſſen Grundſätzen der beſten Religion begeiſtert; wo es zur Liebe gegen dje Tugenden, die ſie verlangt, entzündet; wo mein Geſchmack durch die unvergänglichen Werke eines Addiſon, Pope, Young und andrer groſſen Geiſter gebildet worden iſt; wo nach meiner Zurückkunft von meinen Reiſen die Zeit meiner reifern Jugend in dem Genuſſe einer Glückſeeligkeit verfloß, deren nur allzukurze Dauer meine männlichen Jahre mit einer beſtändigen Bitterkeit erfüllt hat; wo die geliebte Aſche —— Jedoch ich muß mich erinnern, daß ich verſprochen habe, noch nicht von mir ſelbſt, ſondern von meinem gegenwärtigen Unternehmen zu reden.

Mein Vater nahm den Charakter eines Aufſehers an, weil er überzeugt war, daß die Erfüllung der Pflichten, zu denen dieſer Name verbindet, mehr auf die Redlichkeit des Herzens, als auf die Vortrefflichkeit des Verſtandes ankäme. Jeder Menſch, ſagte er, kann zu den Eigenſchaften einer redlichen Seele gelangen, und je mehr er ſich beſtrebt, dieſe zu beſitzen, deſto weniger wird es ihm an den Vollkommenheiten des Verſtandes fehlen, die er nöthig hat, wenn er nicht allein nützlich ſeyn, ſondern auch gefallen will. Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Billigkeit würde jedermann verlangen, wenn er ſich einen Aufſeher wählen ſollte. Wäre er überdieß angenehm, gefällig und ſinnreich, ſo würden daraus Vergnügungen entſpringen, die wo nicht unmittelbar den Nutzen, doch die Anmuth des Lebens befördern müßten. *Neſtor Ironſide* bedurfte dieſer Anmerkung für ſich nicht; denn niemand hat an den glücklichen Gaben ſeines Geiſtes gezweifelt. Allein wie viele Schriftſteller denken wie Er! Die meiſten überreden ſich nur allzu leicht, daß man ihre Geſinnungen überſehen werde, wenn ſie glauben, daß man ihren Witz bewundern müſſe. Gleichwohl hat das größte Genie, noch nie den Mangel des Herzens erſetzt, welches doch ſehr oft das Genie erſetzt hat.

Nach einem Eingange, welcher der Beſcheidenheit meines Vaters ſo würdig war, fuhr er fort: Mein Vorhaben ſoll ſeyn, den Fleißigen in ſeinem Fleiße zu erhalten; den Beſcheidnen in Schutz zu nehmen; dem Unverſchämten und dem Müſſiggänger die Schamröthe wiederzugeben, die er verloren hat; den Guten und Frommen zu ermuntern, den Stolzen und Feigen in ſeiner Blöſſe zu zeigen, und den Ruchloſen und Boshaften zu ſchanden zu machen. Dieſes alles kann nicht geſchehen, ohne mit der vollkommenſten Unpartheylichkeit nicht allein die Pflichten, ſondern auch die Höflichkeiten des Lebens zu beobachten. Der Misbrauch der Vorzüge, die uns Erziehung und Glück geben, iſt die Quelle von allem öffentlichen und häuslichen Ungemache; daher müſſen die Warnungen eines Aufſehers einen allgemeinen Nutzen haben, wenn ſie mit Leutſeeligkeit ertheilt werden. Damit ich nun ſo viel, als mir möglich iſt, dazu beytrage, ſo will ich in gewiſſen Blättern dasjenige vortragen, was zum Aufnehmen einer edlen Aufführung junger Herren, zum Unterrichte des Frauenzimmers, zur Beförderung einer jeden nützlichen Geſchäftigkeit, und zur Ermunterung der Künſtler dienen kann, und mein Vorſatz iſt, alle Menſchen zu überführen, wie ſehr es ihr eigner Vortheil erfodert, einmüthig und mit vereinigten Kräften an der Erhaltung und Ausbreitung der Gottſeeligkeit, der Gerechtigkeit, der Tugend und der allgemeinen Glückſeeligkeit zu arbeiten.

So war das Unternehmen beſchaffen, zu deſſen Ausführung ſich **Neſtor Ironſide** verpflichtet. Alle Kenner guter Schriften geſtehen, daß er die Pflichten ſeines Charakters glücklich erfüllt habe, und er empfieng auch deswegen mit Recht den Namen des neuen **Mentors** zur Belohnung. Man findet in allen ſeinen Blättern einen Mann, der von einer feurigen Liebe gegen die Religion und Tugend begeiſtert iſt; einen von allem Aberglauben entfernten Beſtreiter des Unglaubens; einen zärtlichen Menſchenfreund; einen heitern und einnehmenden Lobredner aller guten Sitten; einen eben ſo unverſöhnlichen Feind des Laſters, als einen mitleidigen Freund des Laſterhaften, der ihm alle Hülfe anbietet, die ihm nur ein Lehrer der Wahrheit und Rechtſchaffenheit anbieten kann. Die Hoheit und Majeſtät der Vernunft haben bey ihm ſo gewaltige Reizungen, daß man ihn nicht leſen wird, ohne eine Art von Ekel gegen alle die Annehmlichkeiten zu empfinden, die nicht aus der Vernunft ſelbſt entſpringen. Dieſe nimmt zuweilen ihre Zuflucht zur Einbildungskraft, damit ſie deſto gewiſſer gefalle; aber man ſieht wohl, daß es nur aus Herablaſſung gegen diejenigen geſchieht, die man durch das Vergnügen beſchäftigen muß, um ſie zum Unterrichte fähig zu machen. Denn ſo liebenswürdig auch Wahrheit und Tugend ſind, ſo finden ſie doch bey vielen Herzen alle Zugänge ſo verſchloſſen und bewacht, daß es ein Glück iſt, wenn ſie ſich unter der Geſtalt der Freude in dieſelben, ſo zu ſagen, einſtehlen können.

Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entſchloſſen, für mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat. Das Amt eines ſolchen Aufſehers hat keinen Rang und Titel; alſo kann es keine Eiferſucht erwecken, und ungeachtet es ſehr auf die Welt ankömmt, wie lange ich dieſen Charakter behaupten werde: So hoffe ich doch in meiner Bedienung vor allen neidiſchen Nachſtellungen vollkommen geſichert zu ſeyn. Man kann ſich in Zeiten, wo das Verderben der Sitten ſo mächtig geworden iſt, keine überflüſſige Mühe geben, die Rechte der Tugend zu behaupten, und ihre wohlthätigen Einflüſſe auf die öffentliche und häusliche Glückſeeligkeit zu zeigen. Wir leben unter der väterlichſten Regierung; auch haben die nordiſchen Länder, mit unterſchiednen europäiſchen Reichen verglichen, den beneidenswürdigen Vorzug, daß das Laſter ſeine Herrſchaft über dieſelben noch nicht ſo weit ausbreiten können, daß der Rechtſchaffne zu befürchten hätte, mit edlen Geſinnungen und untadelhaften Sitten entweder lächerlich oder unglücklich zu ſeyn. Unterdeß genieſſen wir einer ſolchen äuſſerlichen Glückſeeligkeit und Freyheit, die es leicht zur Erweiterung ſeiner

Macht misbrauchen möchte. Im Wohlſtande laſſen ſich die Menſchen nur allzuleicht überreden, daß ſie moraliſcher Vollkommenheiten entbehren können. Das Glück macht ſinnlich, die Sinnlichkeit weichlich, und wenn eine Nation weichlich geworden iſt, ſo ſind ſchon die Auſſenwerke niedergeriſſen, welche die eindringenden Laſter zurückhalten ſollen. Beſonders verdient in Zeiten, wo man mehr beſchäftigt iſt, ſeine Glückſeeligkeit zu genieſſen, als zu erkennen, die Erziehung eine beſondre Aufmerkſamkeit, damit nicht eine vernachläſſigte Nachwelt aufwachſe, die durch ihre Unfähigkeit, ſich in ihr Glück zu finden, dasjenige zernichte, was durch den Fleiß, die Mäßigung und die Weisheit des vorhergehenden Zeitalters aufgebauet worden iſt. Ich werde mir deswegen beſonders angelegen ſeyn laſſen, alles, was in der Macht eines Schriftſtellers iſt, dazu beyzutragen, daß eine weiſe und edle Erziehung als eines von den unentbehrlichſten Mitteln zu Erhaltung und Fortpflanzung unſers Glücks betrachtet werden möge.

Man hat zwar unterſchiedne Schriften, welche über die Regeln einer guten Erziehung viele vortreffliche Gedanken vortragen, und Aeltern, die ſich in ſolchen Umſtänden des Glücks befinden, die ihnen einen gewiſſen Aufwand für ihre Kinder erlauben, muß billig nichts von dem unbekannt ſeyn, was Locke, Cruſaz, Fenelon und Rollin von dieſer Materie geſagt haben. Allein die meiſten von denen, die von der Erziehung handeln, hatten entweder ſelbſt keine Kinder, und redeten nicht aus der Erfahrung, woher es denn kömmt, daß die Vorſchriften, die ſie ertheilen, nicht allezeit brauchbar genug ſind, oder ihre Regeln laſſen keine allgemeine und durchgängige Ausübung zu und ſchränken ſich auf die höhern Stände der menſchlichen Geſellſchaft ein. Ich hatte Kinder; Kinder, die nun glücklicher ſind, als ich ſie machen konnte; ich habe die Kinder allezeit geliebt; ich habe ihren Umgang geſucht, und durch dieſen Umgang bin ich in den Stand geſetzt worden, Anmerkungen zu machen, die zu ihrer Erziehung nützlich ſeyn können.

Sollen die wichtigen Endzwecke, von denen ich zeither geredet habe, nicht unerfüllt bleiben: So müſſen die Kenntniſſe des Wahren, des Nützlichen, und des Schönen immer weiter ausgebreitet werden. Es iſt ein Glück für unſre Zeiten, daß die ernſthaften und die ſchönen Wiſſenſchaften nicht mehr in die Hörſäle und Studierzimmer der Gelehrten verſchloſſen ſind. Sie haben angefangen, das Vergnügen eines gröſſern Theils der menſchlichen Geſellſchaft zu seyn; ſie haben ſich in die große Welt gewagt; der Mann von Glück und Stand glaubt nicht mehr, daß er um ſo viel vornehmer ſey, je unwiſſender er iſt; das Frauenzimmer fürchtet und erröthet nicht mehr, bey einem Buche überraſcht zu werden; der Kaufmann zweifelt nicht mehr, daß es noch andre vortheilhafte Wiſſenſchaften gebe, als die Kunſt zu rechnen; auch der reichere Künſtler unterſteht ſich mehr zu leſen, als die Zeitungen. Wie viel gewinnt nicht die Welt in dieſer Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften! Der Verſtand nährt und ſtärkt ſich durch die edlen und erhabnen Wahrheiten, die er durch ihre Hülfe kennen lernt. Ohne ein Geſchäfte aus ihrer Erlernung zu machen, wächſt er und vergröſſert ſich mit den großen Geiſtern, deren Werke er lieſt, eben ſo wie man die Sitten derjenigen annimmt, mit denen man umgeht. Man hat in der ſtillſten Einſamkeit Geſellſchaft, und ſehr oft eine beßre und angenehmere als diejenige iſt, die man unter den Menſchen findet. Diejenigen, welche mit vortrefflichen Werken vertraulich werden, ohne ſelbſt gelehrt zu ſeyn, empfinden ſo gar noch mehr Vergnügen aus dem Leſen derſelben, als diejenigen, die aus Pflicht und Amtswegen mit den Wiſſenſchaften umgehen. Alles iſt für ſie um ſo viel reizender, je neuer es ihnen iſt; ſie ſind des Lichts noch nicht gewohnt, und deſto fröhlicher macht ſie jeder Stral deſſelben; ſie verlieren ſich in ſchönen Gegenden, ohne auf den dornichten Wegen dahin gekommen zu ſeyn, durch welche ſich die Gelehrten durcharbeiten müſſen; ſie brauchen nur zu ſehen, zu bewundern, und zu genieſſen. Die Seele verſchönert ſich, und wird durch keine unangenehme Empfindung an ihre neue Verwandelung erinnert; das Gedächtniß bereichert ſich ohne Mühe; man lernt denken und reden; der Geſchmack wird immer richtiger; und man erſtaunt, Einſicht und Witz zu beſitzen, ohne ſtudiert zu haben. Die Sitten werden feiner, und der Umgang lehrreicher, heitrer und angenehmer. Alle dieſe Vortheile hat man gewiß zu erwarten, wenn man mit einem noch unverderbten Geſchmacke und einem nicht ganz verfinſterten Verſtande, in den Stunden, welche von den Geſchäften, oder von den gewöhnlichen Zeitvertreiben und Vergnügungen unbeſetzt ſind, mit nützlichen und vortrefflichen Schriften bekannt wird.

Allein dieſes iſt gemeiniglich Zufall und Glück, wenn man ſelbſt wählen ſoll, und in einem ſo weitläuftigen Lande, als das Reich der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks iſt, keinen Führer hat. Es wachſen hier nur allzu viele Blumen, die man nicht, ohne Gefahr vergiftet zu werden, brechen kann. Man weis vielleicht nicht, was man leſen; man weis nicht, wie man leſen ſoll; man hält für vortrefflich, was nur mittelmäſſig iſt; man hält für Schönheiten, was nur falſche und unächte Schimmer ſind. Verirrungen dieſer Art können denen nicht nachtheilig ſeyn, welche auf den Namen eigentlicher Gelehrten keinen Anſpruch machen, und deswegen vollkommen entſchuldigt ſind, wenn ſie die Regeln nicht wiſſen, nach denen der wahre Wehrt der mannichfaltigen Arbeiten des Verſtandes und Geſchmacks beſtimmt werden muß. Und wer kann ſich, ohne gewarnt zu ſeyn, vor allen den Schriften hüten, welche die Reizungen des Witzes, der Einbildung und der Kunſt misbrauchen, Irrthum und Vorurtheil zu ſchmücken, die Leidenſchaften zu erhitzen, und die Unſchuld des Herzens zu beflecken? Nun giebt es zwar Gelehrte genug, welche alte und neue Schriften bekannt machen und beurtheilen; allein die meiſten kennen kein andres Publicum als dasjenige, zu dem ſie ſelbſt gehören, und ihre Nachrichten können ſelten von denen gebraucht werden, welche die Wiſſenſchaften nur zu einem Nebenzwecke ihrer Beſchäftigungen machen können. Für dieſes Publicum will ich alle vierzehn Tage ein beſondres Blatt beſtimmen. Es giebt zum Glücke für die Welt, und zur Ehre des menſchlichen Verſtandes, viele vortreffliche Schriften, welche zur Aufklärung und Befeſtigung göttlicher Wahrheiten, zur Erbauung in der Religion, und zur Kenntniß ihrer Schickſale und Veränderungen unter den Menſchen dienen;

Werke der tiefſinnigen Weltweisheit, der Sittenlehre und ihrer verſchiednen Theile, der Naturkunde, der Geſchichte und der oeconomiſchen Wiſſenſchaften, welche auſſer der Achtung der Gelehrten, auch die Aufmerkſamkeit aller derer verdienen, welche Einſicht und Geſchmack lieben. Beſonders aber gehören für dieſes Publicum alle Werke der Beredſamkeit, des Witzes und der Einbildungskraft, welche nur die Abſicht zu haben ſcheinen, zu vergnügen, und gleichwohl, wenn ſie ihre erſte Begeiſterung von einem guten Herzen empfangen haben, eben ſo ſicher beſſern als vergnügen. Zuweilen Nachrichten von ſolchen Schriften; zuweilen freymüthige und beſcheidne Urtheile über den Grundriß, die Einrichtung, die Ordnung, die Schreibart und die ganze Bildung derſelben, oder Anzeigen und Zergliederungen ihrer beſten Stellen, und Entdeckungen ihrer feinern und verborgnern Schönheiten; zuweilen Betrachtungen über die Regeln, wie ſie geleſen, empfunden und beurtheilt werden müſſen; zuweilen Warnungen vor Schriften, in denen entweder das Genie oder der Witz gemisbraucht ſind, die

Religion zu beſtreiten oder verdächtig zu machen, unedle und erniedrigende Leidenſchaften zu verſchönern, und das Laſter auf Seiten zu zeigen, wo es nicht mit ſeiner natürlichen Häßlichkeit erſchreckt; Prüfungen der Stellen, in denen ſie ſelbſt die ernſthafte, tiefſinnige Vernunft zu verführen ſuchen, und andre ähnliche Arbeiten zur Befördrung des Geſchmacks am Wahren und Schönen, ſind Beſchäftigungen, die dem Charakter eines Aufſehers vollkommen anſtändig ſind. Einige zwanzig oder dreyßig Blätter in einem Jahre können freylich nicht viele Werke des menſchlichen Geiſtes bekannt machen und anpreiſen; ſie würden aber nützlich und belohnt genug ſeyn, ſo bald man wünſchen ſollte, daß ihre Anzahl gröſſer ſeyn möchte.

Die Beförderung der Handlung, die Verbeſſerung des Landbaues, die Vermehrung und der vortheilhafte Gebrauch unſrer natürlichen Produkten, die Aufnahme der Handarbeiten, Gewerbe, Manufacturen und Künſte ſind zwar ſehr große und würdige Gegenſtände der öffentlichen Aufmerkſamkeit; allein ſie können nicht unter die nahen und unmittelbaren Endzwecke dieſer Arbeiten gehören. Da ſie unterdeß zur Beförderung der menſchlichen Glückſeeligkeit beynahe ſo unentbehrlich ſind als Tugend und Weisheit, ſo werde ich nicht allein alle Schritte, die wir zu einem größern äußern Wohlſtande thun, mit einer patriotiſchen Freude bemerken, ſondern ich bin auch bereit, die Erfindungen oder Vorſchläge, die einen Einfluß darein haben können, wenn mir einige anvertraut werden ſollten, bekannt zu machen, oder wenn ſie nicht bekannt genug ſind, weiter auszubreiten und anzupreiſen.

Wer zur Beförderung derer Abſichten arbeitet, die ich mir zu befördern vorgenommen habe, von dem kann mit Recht nicht verlangt werden, daß er die Welt mit der Entdeckung neuer und unbekannter Wahrheiten bereichere. Die Neuheit kann der Reiz dieſer Art von Schriften nicht ſeyn, oder man verkennt die Natur derſelben. Unter denen Wahrheiten, welche das menſchliche Herz beſſern ſollen, ſind die nützlichſten immer auch die bekannteſten, und eben dieſe können nicht zu oft wiederholt werden, wenn die Erinnerung an dieſelben nur ſo eingerichtet wird, daß ſie ihrer würdig iſt, und nicht einſchläfert. Unterſchiedne moraliſche Schriftſteller, die ſich unterſcheiden wollten, gaben der Sittenlehre den Leichtſinn, und einen gewiſſen unanſtändigen Scherz zu Gefährten. Allein eine ſolche Geſellſchaft ſchickt ſich nicht für eine Moral, die zu den Füßen der Religion arbeitet. Sie wird oft die bekannteſten Wahrheiten ſagen, aber ſie wird ſuchen, es auf eine edle Art zu thun, und alsdann hofft ſie, daß gutgearteten Herzen eine ſolche Wiederholung ſo wenig unangenehm ſeyn könne, als die jährliche Wiederkunft des Frühlings iſt.

Ich ſchreibe in der deutſchen Sprache, weil ich ihrer mächtiger bin, als der Sprache meines zweyten Vaterlandes. Wenn ich mehr von mir ſelbſt reden werde, ſo werde ich ſagen können, wie mir das Deutſche natürlich geworden iſt. Unterdeß ſind die Dänen und die Deutſchen ſo ſehr verwandte Völker, daß billig keine Sprache auf die andre eiferſüchtig ſeyn muß.

A.

Zweytes Stück.

Derjenige, deſſen Geiſt in dem kleinen Bezirke ſeiner perſönlichen und häuslichen Vortheile eingeſchränkt bleibt und unfähig zur Empfindung andrer Glückſeeligkeiten iſt, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenſchaften, oder aus dem Glücke ſeiner Familie entſpringen, kömmt mir, wie ein Menſch vor, der ein kurzes und blödes Geſicht hat. Der Kurzſichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er ſieht, ſo zu ſagen, dieſelbe nur im Kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht und wie wenig faßt ſein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannichfaltige Ausſichten, die ein ſtärkeres Auge mit einem frölichen Erſtaunen betrachtet, ſind für ihn, als wären ſie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungeſehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel weniger Geſtirne, und wie viel Schönheiten verliert er nicht auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tauſend große und herrliche Gegenſtände auf einmal und ohne Verwirrung überſehen, und mit einem Blicke in dieſer Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende Wieſen, und einen weitgeſtreckten Wald entdecken, ſo erblickt er kaum die Blumen, die unter ſeinen Füßen aufwachſen, und ſelbſt von dieſen bleiben ihm mannichfaltige Reizungen verborgen, die ein ſchärferes Auge in ihrem künſtlichen Gewebe wahrnimmt. Alles iſt vor ihm, wie mit einem Nebel, überzogen; ganze Gebürge verlieren ſich in ſeinen Augen in Hügel; ſtolze Paläſte bey einem gewiſſen Abſtande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landſchaften in einen grünen mit einigen Gebüſchen durchwachsnen Grasplatz. Dem beſſern Auge hingegen iſt ein jeder Theil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzſichtigen die

Natur faſt eine Wüſte, einſam und leer von Bewegung und Leben zu ſeyn ſcheint! Wie unvollkommen müſſen nicht ſeine Vorſtellungen von der Größe, Ordnung, und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunſt bey ihrer ſo erhabnen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen ſeyn, und wie unglücklich iſt er nicht, wenn er nicht mehr errathen, als ſehen, und ſeinem ſchwachen Geſichte nicht mit ſeinem Verſtande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit ſeinen Freuden zu geizen wiſſen, wenn er mit ihrem kleinen Vörrathe auskommen ſoll, da derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genuſſe faſt verſchwenderiſch ſeyn mag, indem er ſich nur umſehen darf, um im Ueberfluſſe neue Reizungen, neue Schönheiten und Beluſtigungen zu entdecken.

Eben ſo iſt es mit demjenigen beſchaffen, der keine andern Vortheile kennt, als diejenigen, die ſeinen Reichthum vergröſſern, und keine Freuden, als diejenigen, die er in ſeinem Hauſe, oder in dem engen Zirkel ſeiner Bekannten und Freunde genießt. Die öffentliche Glückſeeligkeit; die Wohlfahrt der verſchiedenen Geſellſchaften, aus denen der ganze Körper des Staats als aus ſo vielen Gliedern beſteht; die Aufnahme der Gewerbe und Künſte; der Flor der Handlung; der blühende Zuſtand der Gelehrſamkeit; die allgemeine Sicherheit und eine weiſe wohlthätige Regierung, ſind für ihn eben dasjenige, was für blöde Augen die großen und majeſtätiſchen Scenen der Natur ſind, welche auſſer ſeinem engen und eingeſchränkten Geſichtskreiſe einen ſchärfern Beobachter vergnügen. Alles das liegt zu weit aus ſeiner Empfindung weg, und wer ihn aus ſeiner Fühlloſigkeit dagegen reißen ſollte, der müßte ihm einen Sinn mehr geben; der müßte den Blinden ſehend machen. Es iſt zwiſchen ihm und denen, welchen ihres blöden Geſichts wegen tauſend Schönheiten der Natur unbekannt bleiben, nur Ein Unterſchied. Dieſe ſind zu beklagen, und er verdient getadelt zu werden; bey jenen iſt es bloß Unvermögen, was bey ihm Unachtſamkeit iſt. Er entbehrt unzählbare Freuden, und ſelbſt diejenigen, die er noch genießt, würden von der Em-

Empfindung des allgemeinen Wohlſtandes mehr Anmuth, mehr Stärke, mehr Leben empfangen; aber er verdient kein Mitleiden, weil es nicht allein in ſeiner Macht ſteht, ſondern auch weil es ſeine Pflicht iſt, ein helleres und weitreichenderes Auge zu haben.

Wie viele unbekannte Quellen von Vergnügen könnten ſich nicht die Menſchen öffnen, wenn ſie ſich in ihren Empfindungen gegen andre, ſo zu ſagen, zu erweitern wüßten! Empfänden ſie Liebe genug gegen ihre Nebenmenſchen, ſo würden ſie bald das ſeltne Geheimniß verſtehen lernen, ſich über ein fremdes Glück eben ſowohl, als über das ihrige, zu freuen, und das Vergnügen aller Menſchen in ihr eignes zu verwandeln! Und mit welchen Freuden würden ſie ſich nicht bereichern, wenn ſie mehr Gefühl gegen das allgemeine Beſte hätten, das allezeit einen großen Theil ihrer eigenthümlichen Glückſeeligkeit ausmacht! Bloß die Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was einen Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt hat, kann die Seele mit einer Luſt begeiſtern, die bloß darum allen unſchätzbar ſeyn ſollte, weil ſie mit keinem Golde und mit keiner

Reue erkauft werden darf, und allezeit in der Gewalt eines guten Herzens iſt.

Wenn ich unter denen, mit welchen ich Eine große Familie ausmache, die Geſetze eine unumſchränkte Gewalt ausüben, und Einfalt und Unſchuld überall vor Argliſt, Betrug und offenbarer Gewaltthätigkeit ſicher ſehe; wenn ich ſehe, daß die Unterthanen einer unumſchränkten Monarchie einer Freyheit genießen, welche die Einwohner vieler Republiken beneiden möchten; wenn ich wahrnehme, daß Aemſigkeit und Fleiß die verſchiednen Stände und Lebensarten dieſer großen Geſellſchaft beſeelt, von denen ſo viele, ungeachtet ſie nur für ſich ſelbſt beſchäftigt zu ſeyn ſcheinen, zu meiner Erhaltung, zu meiner Bequemlichkeit, und zu meinem Vergnügen beſchäftigt ſind; wenn ich unſre Rhede und unſern Hafen voll Schiffe erblicke, die uns einen ſo mannichfaltigen Seegen zuführen, und eine ſo große Menge arbeitſamer Menſchen ernähren; wenn ich die gemeinnützige Anſtalten bemerke, die darauf abzielen, entweder den ſchädlichen Müßiggang zu vermindern, oder unſre Gewerbe und Künſte emporzubringen, oder den

Wiſſenſchaften ein neues Leben mitzutheilen, oder unſre Stadt durch neue öffentliche Gebäude zu verſchönern; oder wenn ich an den glücklichen und ſchon ſo viele Jahre her ununterbrochnen Frieden denke, den wir, nach der Gnade der Vorſehung, der Weisheit, der Güte, und der Vorſicht der menſchlichſten Regierung ſchuldig ſind: So wird meine Seele mit einer Freude überſtrömt, welche rührender und entzückender iſt, als alle Luſt, die aus der vollkommenſten Privatglückſeeligkeit entſpringen kann. In meiner Freude ſehe ich mich in einem jeden, der einen gerechten Proceß gewinnt, wider Ungerechtigkeit und Gewalt beſchützt, ob ich gleich ſelbſt von niemanden beleidigt werde; meine eigene Freyheit, Sicherheit und Ruhe wird mir durch die Freyheit, Sicherheit und Ruhe meiner Mitbürger ſchätzbarer und angenehmer; ich ſehe kein geſundes, zufriednes und froliches Geſicht, das mich nicht frölich und mir meine eigne Geſundheit und Zufriedenheit nicht noch einmal ſo werth machen ſollte; mich deucht, daß ſich mein mittelmäßiges Vermögen mit einem jeden Reichthume vergrößert, der die

Kunſt, die Geſchicklichkeit und den Fleiß eines andern belohnt, und ſelbſt meine Bekümmerniſſe verlieren ſich in der Empfindung der allgemeinen Glückſeeligkeit.

Allein die meiſten Menſchen ſind im Genuſſe desjenigen, was zur gemeinſchaftlichen Wohlfart ihres Vaterlandes gehört, ſo gleichgültig, ſo fühllos ſie gemeiniglich gegen den Einfluß des Lichts und der Wärme, gegen die unentbehrlichen Wirkungen der Luft, oder gegen die ordentliche Abwechslung der Jahrszeiten ſind. Eine Unempfindlichkeit, die für ihr Herz nicht weniger Schande iſt, als für ihre Aufmerkſamkeit und Einſicht! Wie viel verlieren ſie nicht bey dieſem Mangel von Gefühl! Sie genießen und wiſſen nicht, daß ſie genießen, und dieſes iſt in Abſicht auf ihre Freude eben ſo viel, als wenn ſie nicht genöſſen. Denn wenn das Vergnügen der Seele über ein jedes Gut mehr aus einer deutlichen, gegenwärtigen und lebhaften Vorſtellung und Kenntniß von der Vortrefflichkeit, als aus dem bloßen Genuſſe deſſelben entſpringt: So müſſen die Menſchen nicht ſehr fähig ſeyn, glücklich zu werden, da ſie den

Wehrt der größten und unentbehrlichſten Güter dieſes Lebens ſelten anders als durch ihren Verluſt ſchätzen, und nicht eher empfinden lernen, wie glücklich ſie waren, als bis ſie aufhören, glücklich zu ſeyn.

Ich vertiefe mich itzt oft in ſolche Betrachtungen, wenn ich an die Plagen denke, welche ſo viele Nationen und beſonders das benachbarte Deutſchland mit einem ſo ausgebreiteten Elende erfüllen. Die Verwüſtungen und der Jammer des Kriegs in ſeinen meiſten und ſchönſten Provinzen; — ſo viele Schlachten in einem Jahre, und ſo viele Tauſende, die vielleicht in einem Menſchenalter Königreiche bevölkern konnten, dem Schwerdte aufgeopfert; — ganze Länder voll Wehklagen über den Verluſt ihrer Väter, ihrer Söhne, ihrer Männer, ihrer Brüder, ihrer geliebteſten Verwandten, und ſo viele Familien, die noch mit einem jeden Tage in Trauer geſetzt zu werden fürchten; — ſo manche Dörfer itzt ein ungeachteter Aſchenhaufen, oder ihre Bewohner zerſtreut, ihre Felder verheert und die fruchtbarſten Gegenden in Wüſteneyen verwandelt; — der Seegen der gegenwärtigen, und die Hoffnungen vieler künftigen Erndten zernichtet; — Städte, die Jahrhunderte brauchten, erbaut und mit Einwohnern beſetzt zu werden, verödet und im Schutte — die reichen Quellen der Handlung, der Künſte, und des Fleißes ausgetrocknet, oder auf lange Zeiten verſchloſſen; — ſo viele Unglückliche, die ihr Vaterland, ihre Häuſer, und ihr Vermögen mit weinenden Augen verließen; — eine allgemeine Unſicherheit, überall Mangel und eine ängſtliche Furcht, die eine noch ſchrecklichere Zukunft voraus empfindet: Ein entſetzenvoller Anblick ſelbſt für den, der weit vom Sturme entfernt iſt, wenn er noch einige Empfindung von Menſchlichkeit hat!

Wie beneidenswürdig iſt nicht **Dänemarks** gegenwärtiges Schickſal! Mehr als die Hälfte ſeiner Welt, kennt das Elend des Krieges nicht weiter, als entweder aus den Beſchreibungen ſeiner Väter, die ſich ihrer eignen traurigen Erfahrungen aus den vorigen Zeiten kaum dunkel mehr erinnern können, oder aus den rührendern Erzählungen der Unglücklichen, die keine nähere Freyſtadt wiſſen und keine ſicherere Zuflucht vor den Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die ihnen dräuen, als unſer Vaterland. Bey den Flammen, die alles umher entzünden und verwüſten, liegt es überall im Seegen, und iſt das einzige glückliche Reich, welches über den ſeltnen Vorzug triumphiren kann, mit dem ganzen Erdkreiſe Friede zu haben. Zu einer Zeit, wo die mächtigſten Nationen einig geworden zu ſeyn ſcheinen, einander aufzureiben oder auf Jahrhunderte zu entkräften, hält die liebenswürdige Regierung unſers **Friedrichs**, (der noch nie den Nutzen ſeines Volkes von dem ſeinigen unterſchieden hat, und das Glück ſeines Thrones nicht ſo ſehr empfindet, daß ihm nicht das Glück ſeines ärmſten Unterthanen lieber ſeyn ſollte, als eine ungerechte Erweiterung ſeiner Macht) durch ſeine Unpartheylichkeit, durch ſeine Entſchloſſenheit, keinen Vorſchlägen Gehör zu geben, die von den Geſetzen der Gerechtigkeit abweichen, (eine Tugend, die in gewiſſen Umſtänden vielleicht mehr Heldenmuth erfodert, als ein Feldherr in der hitzigſten Schlacht braucht,) und durch ſeine unermüdete Liebe gegen uns, alle Gefahren von unſern Grenzen entfernt. Unſre Erndten ſind von unbeſorgten und frölichen Landleuten eingeſammelt worden und ihr Seegen vertheilt ſich durch die gewöhnlichen Canäle, ohne daß ſein Strom von einer feindſeeligen Macht von ſeinem ordentlichen Laufe abgeleitet wird. Ein Stand bietet dem andern, ein Gewerbe dem andern, eine Kunſt der andern die Hände. Jeder kann ohne Angſt, und ohne Furcht, Mangel zu leiden, ſeine Pflichten erfüllen; der Aemſige darf nicht klagen, daß er keine Arbeit finden könne; der Arme kann ſich mit Sicherheit und Luſt für den Reichen beſchäftigen, und der Reiche den Armen erhalten und belohnen. Unſre Handlung hat keine Flotten zu fürchten; unſre Flaggen mögen in allen Gewäſſern wehen, und vielleicht können unſre Manufacturen und Fabriken niemals leichter emporkommen, als itzt, wenn wir aus Erkenntlichkeit gegen Gott und den König, Eifer, Sparſamkeit und Muth genug haben, unſre Umſtände zum allgemeinen Beſten auf das vortheilhafteſte zu gebrauchen, und andern, die itzt zurückgeſetzt werden, auf eine erlaubte Art mit unſern Arbeiten vorzueilen. Wir mögen freylich auch Urſachen haben, zu geſtehen, daß nichts Menſchliches eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit erreichen könne, daß nicht die Unzufriedenheit eine noch höhere über ſich erblicken ſollte. Allein das muß keinen Einfluß auf unſre Dankbarkeit gegen die Vorſehung haben. Wie glückſeelig können wir uns preiſen! Jedoch wie groß ſind nicht auch die Verbindlichkeiten, zu denen wir uns verpflichtet fühlen müſſen! Ausserordentliche Wohlthaten verlangen die Ausübung großer Pflichten. Können wir wohl mehr Aufmunterungen verlangen, und wird die Geſchichte, wenn ſie die itzige Glückſeeligkeit **Dänemarks** bewundern wird, auch Urſache haben, ſeine Tugend zu bewundern?

A.

Drittes Stück.

Ich würde glauben, dem Charakter, den ich angenommen habe, nicht gemäß zu handeln, wenn ich in den erſten Unterredungen mit meinen Leſern nichts von der Tugend ſagen wollte, worauf ſich das allgemeine Recht dazu gründet. Dieſes iſt eine von den unbekanntern Pflichten der wahren und großmüthigen Menſchenliebe, welche es für die erſte Verbindlichkeit eines vernünftigen und geſelligen Weſens hält, die moraliſchen Vollkommenheiten und Vortheile unſrer Natur zu befördern; es iſt die gemeinſchaftliche Aufſicht der Menſchen über einander; eine Tugend, die in einem weiſen Gebrauche unſrer Kenntniſſe von ihnen zur Verbeſſerung ihrer Unordnungen, zur Befeſtigung derſelben in edeln Geſinnungen, zur Aufmunterung und ſelbſt zur Belohnung ihrer Tugenden und rühmlichen Vorzüge beſteht. Ungeachtet die Menſchen immer aufmerkſamer auf andre, als auf ihre eigne Beſchaffenheit zu ſeyn pflegen, und, unbekannt nicht allein mit ihrem eignen Herzen, ſondern ſelbſt mit ihren öffentlichen Sitten, andre mit einem neugierigen, und gemeiniglich mit einem tadelſüchtigen Auge beobachten, alles beurtheilen, und ſich lieber zu Richtern ihres ganzen Geſchlechtes aufwerfen möchten: So wird doch niemand gefunden werden, welcher der Aufſicht aller ſeiner Nebenmenſchen unterworfen zu ſeyn glaubte, und noch weniger wird man ſich überreden laſſen, daß jedermann zu einer ſolchen Aufſicht, und zu allen den Handlungen, die daraus entſpringen, nicht allein berechtigt, ſondern auch, was noch mehr iſt, verbunden ſeyn könne. Jeder Menſch ſollte das Recht haben, mein Aufſeher zu ſeyn, als wenn ich unter einer ewigen Vormundſchaft ſtehen müßte: Dieſes iſt ein Gedanke, den diejenigen denken werden, die mit dem Umfange der menſchlichen Verpflichtungen entweder unbekannt ſind, oder unbekannt ſeyn wollen.

Dieſe Abneigung, von allen Augen geſehen, von allen gerichtet, erinnert, aufgemuntert und gebeſſert zu werden, hat verſchiedne Urſachen, die in einem verſchiednen Grade unrühmlich ſind. Jede Aufſicht über andre ſcheint bey denen, die ſich ihrer anmaßen, oder anmaßen dürfen, eine Art von Hoheit, bey denjenigen hingegen, die ihr unterworfen ſeyn ſollen, eine Abhängigkeit vorauszuſetzen, und dieſe zu erniedrigen, jene aber zu erheben. Wie ſehr beleidigt das nicht unſre natürliche Begierde nach der Gleichheit mit andern und nach der Unabhängigkeit von ihnen? Alle Rechte, die wir andern über uns einräumen ſollen, kommen uns als Eingriffe in unſre Herrſchaft über uns ſelbſt vor; ſie verlangen Einſchränkungen von uns, und wir glauben dadurch in der freyen Einrichtung und Regierung unſers eignen Verhaltens gekränkt zu werden. Unſre Eigenliebe mag ſich kaum von unſrer Vernunft Geſetze vorſchreiben laſſen, und wir ſollten ſie von einer fremden Vernunft annehmen, von der wir ſelten ſo große Begriffe haben, als von der unſrigen? Die Nothwendigkeit eines fremden Beyſtandes zu unſrer Verbeſſerung, ſcheint uns einer Untüchtigkeit zu beſchuldigen, die wir, mit unſerm Selbſt nur allzufrieden, nicht erkennen wollen, und man hält es für eine überflüßige Erniedrigung, ihn anzunehmen, wenn man ſich einmal überredet hat, daß man ſich ſelbſt genug ſey.

Dieſe Urſachen der Abneigung vor aller fremden Aufſicht über uns machen freylich dem menſchlichen Herzen keine Ehre; es giebt aber noch eine, die gewöhnlicher iſt und zugleich noch mehr demüthigt, als ſie. Der Tugendhafte preiſt ſich glücklich, in ſeiner wahren Geſtalt geſehen zu werden; er iſt der ängſtlichen Mühe überhoben, ſie zu verbergen; er braucht ſich weder vor den Augen der Menſchen noch vor ihren Ohren zu fürchten; er verliert vielmehr dabey, daß die menſchliche Scharfſichtigkeit nicht bis zum Innerſten ſeiner geheimen Gedanken und Empfindungen durchdringen kann. Wie ſehr würde nicht unſre Hochachtung gegen ihn zunehmen, wenn uns eine ſo tiefe Einſicht erlaubt wäre! Was für Tugenden würden wir nicht hier entdecken, die uns verborgen bleiben, weil ſie keine Veranlaſſung haben, in äuſſerlichen Handlungen ſichtbar zu werden! Er würde uns ſelbſt in ſeinen Schwachheiten ehrwürdig zu ſeyn ſcheinen, weil wir ihn in einem beſtändigen und nicht unglücklichen Kampfe wider ſie erblicken würden. Er hat alſo keine fremde Aufſicht zu ſcheuen. Denn er giebt ſich Mühe, allezeit ſo zu handeln, als ob er allen Menſchen Rechenſchaft geben müßte, überall als vor einem Areopagus unbeſtechlicher Richter, die ihn nach den ſtrengſten Geſetzen der Rechtſchaffenheit beurtheilen, vollkommen für ſeine Wachſamkeit über ſich ſelbſt belohnt, wenn er nach dieſen Geſetzen beurtheilt würde. Warum ſollte er ſich fürchten, ſeine Nebenmenſchen, zu Aufſehern zu haben, da er ſelbſt zwiſchen den ſichern und verſchwiegnen Wänden ſeines Hauſes auf einem öffentlichen Schauplatze zu ſtehen und in ſeinen eignen Gedanken nicht unſichtbar zu ſeyn glaubt, in allen ſeinen Handlungen jenem edlen Römer gleich, welcher wünſchte, daß er in einem Hauſe wohnen könnte, wo nicht allein ſeine Nachbarn, ſondern alle ſeine Mitbürger ſehen möchten, wie er auſſer dem Publico lebte.

Allein wie viele können ſich mit ihrem wahren Character vor der Welt zu erſcheinen wagen? Die meiſten fürchten ſich vor ihrem eignen Bewußtſeyn. Sie wünſchen ſo wenig Zeugen ihrer ſelbſt zu haben, daß ſie gern dem Einzigen ſich entziehen möchten, welcher ſie in alle die Dunkelheiten verfolgt, worein ſie ſich zu verbergen ſuchen. Denn leben nicht viele ſo, daß es einerley für ſie iſt, plötzlich einmal in ihrer eigentlichen Geſtalt geſehen, oder über einem Verbrechen ergriffen zu werden? Sie müſſen ſich alſo mit ihren Handlungen in Finſterniſſe verhüllen, und wünſchen, daß ſie andern heilig und undurchdringlich ſeyn mögen. Der Druide hatte ſeine Urſachen, die dicken nachtvollen Wälder, wohin die Sonne niemals mit ihren Stralen durchdringen konnte, zum Aufenthalte ſeiner Gottheiten zu wählen; denn was würde aus denſelben geworden ſeyn, wenn ſie von einem unerwarteten Lichte erleuchtet worden wären? Aufſeher müſſen verhaßt ſeyn, wenn wir uns unſrer eignen Aufſicht entzogen haben, und hat einmal das Laſter ſo viel Macht über uns, daß wir nicht unter unſerm Urtheile ſtehen wollen, ſo werden wir uns noch vielmehr wider die Bemühungen derjenigen empören, welche uns von unſern Unordnungen zurückzubringen ſuchen, ungeachtet wir des Mitleids und der Hülfe der Rechtſchaffnen nie bedürftiger ſind, als wenn wir aufhören, für uns ſelbſt zu ſorgen.

Die Erfahrung lehrt freylich, daß die Aufmerkſamkeit der meiſten Menſchen auf andre nicht die edlen Abſichten hat, die ſie zum Range einer Tugend erheben können. Denn bald iſt ſie nur eine müßige und unruhige Neubegierde, die ſich keinen gewiſſen und nützlichen Endzweck in der Beobachtung ihrer Sitten, Handlungen ſungen und Umſtände vorſetzt. Bald iſt ſie eine hochmüthige Eitelkeit, die uns nur kennen lernen will, um Gelegenheit zu finden, ſich ſelbſt zu ſchmeicheln, ihre wahren oder eingebildeten Vorzüge mit fremden Vollkommenheiten zu vergleichen, und ſich über ſie wegzuſetzen; bald eine niedrige Neigung zur Verleumdung und Tadelſucht, und ſehr oft eine menſchenfeindliche Begierde, die Kenntniß unſrer Schwachheiten und Unvollkommenheiten zu unſerm Nachtheile und Schaden anzuwenden. Allein eine Tugend kann nicht aufhören, eine Tugend und Pflicht zu ſeyn, weil es Laſter giebt, die, von einer gewiſſen Seite betrachtet, einige Aehnlichkeit mit ihr haben können.

Die Aufſicht über andre kann ihren beſondern Grund in den Vorzügen der Geburt, des Ranges, des Standes, des Alters, und der Macht haben, die uns über andre erhebt. Alle dieſe beſondern Eigenſchaften verändern auch die Geſtalt derſelben und ihre Pflichten. Männer, Väter, Lehrer, die Großen unter den Menſchen und die Obrigkeiten ſind in einem andern Verſtande Aufſeher, als es ein Menſch über den andern iſt. Allein daraus folgt nicht, daß die Menſchen, als geſellige Geſchöpfe betrachtet, auch bey einer vollkommnen Gleichheit zwiſchen ihnen allen, kein Recht zur Aufſicht über einander haben ſollten. Sie findet auch bey einer ſolchen Gleichheit ſtatt. Die Freundſchaft als Freundſchaft kennt keine Hoheit und keine Unterwürfigkeit; das Verlangen zu herrſchen ſtreitet wider ihre Natur; ſie weiß von keiner andern Abhängigkeit als von derjenigen, welche aus einer zärtlichen Liebe und Gegenliebe entſpringt. Was iſt aber eine Freundſchaft ohne eine gemeinſchaftliche Aufſicht? Wünſchen wir uns durch die vorzügliche Zuneigung, mit welcher wir das Herz eines Menſchen zu gewinnen ſuchen, keinen in die Larve des Vergnügens verkleideten Betrüger unſrer ſelbſt, keinen liebkoſenden Schmeichler unſrer Leidenſchaften, keinen Mitgenoſſen unſrer Unordnungen und keinen ſclaviſchen Lobredner unſrer Schwachheiten zu erkaufen; verlangen wir einen wahren Freund in ihm: So müſſen wir uns auch nicht ſcheuen, ganz von ihm gekannt zu werden. Wir werden ſeinen Beyfall verlangen, wenn wir ſeines Lobes würdig ſind; wir werden uns aber eben ſo ſehr ſeinen freundſchaftlichen Tadel wünſchen, und je mehr wir uns angelegen ſeyn laſſen, rechtſchaffen zu handeln, deſto weniger fodern wir eine verzärtelnde Nachſicht von ihm. Kennen wir die Verbindlichkeiten einer edlen Freundſchaft, ſo müſſen wir es für unſre Schuldigkeit halten, eben ſo ſorgfältig auch über ſeine Aufführung, als über unſre eignen Handlungen zu wachen. Wir ſind freymüthig; wir befürchten ihn nicht durch eine offenherzige Misbilligung ſeiner Schwachheiten, wir befürchten ihn bloß durch ein heuchelndes Stillſchweigen zu beleidigen. Eben das verlangen wir von ihm, ein lächelndes und ein ſtrenges wachſames Auge, eine unermüdete Sorgfalt, unſern moraliſchen Werth zu erhöhen, uns vor dem, was uns erniedrigt, zu warnen, und uns von unſern Verirrungen mit einer freyen Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit zurückzubringen. So denken wir in der Freundſchaft, wenn wir würdig und groß denken! Was iſt aber die Menſchenliebe in ihrer Vollkommenheit? Unſtreitig eine Freundſchaft gegen unſer ganzes Geſchlecht. Die Freundſchaft kann ihre Natur nicht ändern, weil ſie nicht mit Einem Herzen zufrieden iſt. Wenn ſie ſich allen denen mittheilen will, mit welchen ſie durch die Gemeinſchaft Eines Weſens, und Einer Beſtimmung verbunden iſt, ſo wird ſie auch mit ihnen, als mit ihren Freunden umgehen, und die Pflichten einer uneigennützigen und großmüthigen Liebe nicht vernachläßigen, geſetzt auch, daß ſie von allen denen vernachläßiget würden, deren Gegenliebe ſie zu verdienen wünſcht. Sind wir zur Geſelligkeit und zu einer allgemeinen Liebe erſchaffen, und wird die wahre Glückſeeligkeit eines Menſchen in dem Grade gröſſer, in welchem der Werth und die Glückſeeligkeit derjenigen zunimmt, mit denen er in der Reihe vernünftiger Weſen Eine groſe Geſellſchaft ausmachen ſoll: So iſt die gemeinſchaftliche Aufſicht über einander eine Tugend, und niemand kann von der Verbindlichkeit dazu ausgeſchloſſen ſeyn.

Es iſt gewiß, daß wir mit zuſammengeſetzten Kräften an der allgemeinen Beſſerung arbeiten ſollen. Dieſer groſe, der menſchlichen Natur ſo würdige Endzweck ſoll unſre Geſinnungen und alle unſre Handlungen beſeelen.

ſeelen. Alſo müſſen wir alle Gelegenheiten ergreifen, etwas dazu beyzutragen, daß die Grundſätze einer erleuchteten Religion und einer untadelhaften Rechtſchaffenheit immer weiter ausgebreitet, die Vorurtheile der Erziehung, des Umgangs und der Leidenſchaft zerſtreut, die Irrthümer, die einen gefährlichen Einfluß auf das Herz haben, überall beſtritten, die Herrſchaft der Tugend hingegen befeſtigt werden, und die Sitten mehr Unſchuld und Glanz erhalten mögen. Allein wenn dieſer Endzweck befördert werden ſoll, ſo müſſen wir eben ſowohl über andre, als über uns ſelbſt wachen; es muß uns nicht gleichgültig ſeyn, weder wie unſre Nebenmenſchen denken, noch wie ſie ihre Aufführung einrichten. Man wird oft bis zu den Thränen gerührt, wenn man einen Elenden ſieht; ſoll man nicht weit mehr gerührt werden, wenn man einen Laſterhaften ſieht? Allein man lebt mitten unter den Ausſchweifungen des Stolzes, der Ueppigkeit, des Betruges, der Wolluſt, der Verleumdung und des Neides, und iſt gleichgültig gegen ſo viele Unordnungen. Tauſende würden vor einem ſchimpflichen Falle bewahrt werden, wenn ihnen an dem Abgrunde, wo ſie ſtehen, eine hülfreiche Hand geboten würde; man läßt aber dem Strome des Verderbens einen freyen Lauf; man ſieht andre hingeriſſen werden, ohne ſich zu bekümmern, und man läßt ſich ſelbſt in ſeinen Strudel fortreißen, ohne auch nur einen Verſuch zu wagen, ob er in ſeinem Laufe aufgehalten werden könne.

Wir ſind es uns ſelbſt ſchuldig, alle Pflichten, die eine gemeinſchaftliche Aufſicht gebieten kann, zu erfüllen, wenn uns unſre eigne ſittliche Würde lieb iſt. Ein reines und unverderbtes Blut muß ſich mit einem ungehemmten Fluſſe durch alle Theile des Körpers ergießen, oder es wird kein einziger völlig ſo geſund und ſchön ſeyn, als er ſeyn könnte. Alſo wird auch niemand einer vollkommnen Geſundheit der Seele genießen, wenn alles um ihn her angeſteckt und vergiftet iſt. Ich will itzt nichts von dem Vergnügen ſagen, welches gutgeartete Menſchen aus dem Anblicke fremder Tugenden genießen. Erzählungen edler und großer Thaten aus alten und entfernten Zeiten können entzücken und hinreißen: Welch einen Eindruck müſſen nicht gegenwärtige Tugenden von einer vorzüglichen Vollkommenheit auf uns machen? Wir können dieſes Vergnügen erhöhen, wenn wir die Kenntniß, die wir von andern haben, zu ihrer Verbeſſerung brauchen; allein dieſes iſt noch der geringſte Vortheil. Je ausgebreiteter die Herrſchaft der Laſter iſt, deſto zahlreicher und gefährlicher ſind die Verſuchungen unſrer Tugend; je ſchöner hingegen die Sitten andrer Menſchen ſind, deſto leichter und angenehmer muß es uns ſeyn, unſre Pflichten zu erfüllen, und täglich edler und liebenswürdiger zu werden.

J.

Viertes Stück.

Frankreich hat, wie Dänemark, den Vorzug, daß die Beredtſamkeit nicht allein in den Tempeln, ſondern auch vor den Gerichtsſchranken erſcheinen kann. Eines ſolchen ſeltnen Vorzuges wegen verdienen alle vortrefflichen Werke nicht allein der geiſtlichen, ſondern auch der gerichtlichen Redner unter uns angeprieſen zu werden, wenn ſie zumal ſo beſchaffen ſind, daß ſie eben nicht beſondre Einſichten in die Wiſſenſchaft der Rechte fodern, ſondern den allgemeinen Geſchmack vergnügen, und die Kenntniß der Regeln und der mächtigen Wirkungen einer wahren Beredtſamkeit erweitern können. Zu dieſer Claſſe nun gehören die gerichtlichen Reden eines Dagueſſeau, den das vorige Jahrhundert zu einem großen Manne gebildet und das gegenwärtige belohnt und verloren hat. **Heinrich Franciscus Dagueſſeau**, unter der Regierung **Ludwig des Vierzehnten**, im Jahr 1668. den 27 Novemb. zu Limoges gebohren und aus ſehr angeſehenen Familien entſprungen, von einem Vater, der, als Intendant, wegen ſeiner Gelindigkeit gegen die Proteſtanten zu der Zeit berühmt wurde, da es ein Verdienſt und der Weg zum Glücke war, ſie zu verfolgen, zur Nachahmung ſeiner Tugend angeführt, und unter ſeinen Augen in allen Wiſſenſchaften unterwieſen, die in dieſem Reiche erheben können; in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre ſchon Sachwalter des Königes im Chatelet, ſechs Monate darauf der dritte Generaladvocat des Parlements, in ſeinem zwey und dreyßigſten Jahre auf die Empfehlung des Präſidenten Harlai Generalprocurator, und unter der Regentſchaft nach dem Tode des Canzler Voiſins, im Jahr 1717. Canzler von Frankreich, beſaß einen Charakter des Verſtandes, der Wiſſenſchaft und des Herzens, welcher ihn in die Reihe derjenigen ſetzt, die würdig ſind, überall unvergeßlich und ein Beyſpiel zu ſeyn. Ein Geiſt, der erhaben denken konnte, eine feurige und fruchtbare Einbildung, eine erſtaunliche Leichtigkeit zu begreifen, und mit einem Blicke ſo viel zu überſehen, als andre nur durch ein langes Nachdenken entdecken, und das glücklichſte Gedächtniß machten das Unterſcheidende ſeines Verſtandes aus. Er hatte viele Sprachen gelernt, und mit ſo wenig Mühe, daß er auch zu ſagen pflegte, eine Sprache zu lernen, ſey für ihn eine Ergetzlichkeit. Das Leſen der alten Dichter war, nach ſeinem Ausdrucke, die Leidenſchaft ſeiner Jugend geweſen, und man ſieht es wohl an ſeinen Arbeiten, daß keine Leidenſchaften tiefere Eindrücke in der Seele zurücklaſſen, als die Leidenſchaften der Jugend. Doch er liebte eben ſo ſehr ernſthaftere und tiefſinnigere Schriften und beſonders die philoſophiſchen Werke des Carteſius. Er war gewohnt, wenn er von ſeinen Geſchäften ermüdet war, ein geometriſches Buch zu leſen, weil er den Grundſatz hatte, daß die bloße Veränderung der Geſchäfte eine hinlängliche Erholung von der Arbeit wäre. Eine ſolche Art zu denken mußte ihn in den Stand ſetzen, alle Pflichten der wichtigſten obrigkeitlichen Aemter, die er bekleidete, mit den reifſten Einſichten zu erfüllen, ſeine Würden durch ſeine Tugenden zu erreichen, und für ſein Vaterland in der Verbeſſerung alter und Ertheilung neuer Geſetze ſo gebraucht zu werden, daß es zweifelhaft iſt, ob Frankreich dadurch größre Vortheile oder ſein Canzler mehr Ruhm gewonnen hat. Man erhebt den Charakter ſeines Herzens als wahr, rechtſchaffen und beſcheiden; als vorzüglich ſanft und doch als äußerſt gewiſſenhaft. Als einen ſolchen findet man ihn auch in ſeinen Reden, und vorzüglich in derjenigen, die er an das Parlement hielt, als er auf Befehl des Königes verlangte, daß das Breve vom Innocentius, dem zwölften, wider den vortrefflichen Erzbiſchof Fenelon regiſtriret werden ſollte. Er verlor die Siegel zweymal, (im Jahr 1718. 1720.) und erhielt ſie zweymal mit Ruhm wieder. (Im Jahr 1722. 1727. 1737.) Ein Mann von dieſem Geiſte, und mit dieſem Herzen muß nothwendig vortrefflich für den einen und für das andre geredet haben.

Es ſind nun einige Jahre, daß man ſeine Arbeiten geſammelt hat *. Sie machen nur zween kleine Theile aus, von denen man in dem erſten außer einer kurzen Nachricht von ſeinem Leben und von ſeinem Geſchlechte und außer einer Lobrede von dem Parlementsadvocate Herr Terraſſon auf ihn vier Reden findet; eine von der Vereinigung der Philoſophie und der Beredtſamkeit; eine von dem Verfalle der gerichtlichen Beredtſamkeit; eine von der Unabhängigkeit des Sachwalters; eine von der Größe der Seele. Der zweyte Theil enthält außer einer Rede von der Liebe zu ſeinem Stande, und außer einer von der Noth-

---

* Diſcours & autres ouvrages de Monſieur le Chancelier *D'Agueſſeau*. II. T. Amſterdam MDCCLVI.

Nothwendigkeit der Wiſſenſchaft, ſeine übrigen Aufſätze und Anträge an das Parlament, unter denen verſchiedne Lobreden auf die würdigſten Männer Frankreichs ſind, und beſchließt mit einer eben ſo ſchönen als kurzen Anweiſung, wie derjenige, der ſich zu dem Amte eines Sachwalters des Königes vorbereiten will, ſtudieren und was für Uebungen er vornehmen ſoll. Man trifft vortreffliche Regeln darinnen an; nicht allein für einen jeden Redner, ſondern für alle diejenigen, die einen angefangenen Geſchmack an der wahren Beredtſamkeit völlig ausbilden wollen.

Doch wo findet man nicht in allen ſeinen Arbeiten dieſe vortrefflichen Regeln? Wenn er von der Verbindung der Philoſophie mit der Beredtſamkeit redet: So zeigt er, ſelbſt ſo ſehr ein Philoſoph als Redner, daß ſie beyde in den großen Männern des Alterthums vereinigt waren. Das Anſehen der Sitten, der Ernſt der Rede, und die genaue Strenge der Schlüſſe erwarben dem Philoſophen Bewunderung; ein ſanfter, angenehmer Witz hingegen, die Reizungen des Ausdrucks, und das

Talent der Einbildung, dem Redner die Liebe der Zuhörer; der Verſtand war für jenen, und das Herz für dieſen, mit dem Unterſchiede, daß ſich gemeiniglich der Verſtand den Empfindungen des Herzens unterwarf. Die Donner, die Blitze des Demoſthenes, welcher die Könige auf ihren Thronen zu zittern zwang, wurden in einer höhern Gegend erzeugt, als in der tiefen Schule eines leeren Declamators; ein Plato mußte kommen, um einen Demoſthenes zu bilden. Der Verfall der Beredtſamkeit hat keine andre Urſache, als die, daß man den Kenner des Menſchen von dem Redner getrennt und die Bekanntſchaft mit der Wahrheit bloß für eine Beſchäftigung derer gehalten hat, die keine andre haben. Der wahre Redner ſieht die Lehren des Philoſophen als ſein Eigenthum an. Er hat ſeine erſte und edelſte Pflicht erfüllt, wenn er den Verſtand aufgeklärt, wenn er unterrichtet, und überzeugt hat. Selbſt um ſeinem Zuhörer zu gefallen, überzeugt er ihn, ob er gleich aus Aufmerkſamkeit, ſeine ſtolze Zärtlichkeit zu ſchonen, ihm die Wahrheit in einem gefälligen Schmucke des Vortrages zuführt.

Er wandelt mit denen, die ihn hören, von Wahrheit zu Wahrheit, und zu eben der Zeit, da ſie noch eine lange Reihe von Schlüſſen erwarten, erſtaunen ſie plötzlich, daß durch einen unſchuldigen Kunſtgriff die bloße Methode zum Beweiſe geworden iſt, und die Ordnung unvermerkt zur Ueberzeugung geleitet hat. Doch er überzeugt nicht allein; er überredet auch, und wie er durch die Macht ſeiner Schlüſſe über die Gedanken herrſcht, ſo herrſcht er durch die Ueberredung ſelbſt über die Handlungen. Er erweckt die Leidenſchaften, und dieſe triumphiren über diejenigen, welche die Vernunft nicht überwinden konnte. Einige, die einen leeren Verſtand haben, bemühen ſich um einen ſtolzen Ausdruck, hinter welchem ſie, als hinter einem prächtigen Vorhange die Dürftigkeit ihres Geiſtes verbergen wollen; er hingegen, ob er gleich den Weg zum Herzen durch die Einbildung nimmt, findet allezeit die Quelle des Angenehmen in dem Nützlichen. Zuweilen bewegt er; zuweilen ſucht er nur zu gefallen, und in gewiſſen Gegenden reißt er bloß die Dornen aus, ohne ſie mit fremden Blumen zu beſtreuen, allezeit als durch eine Eingebung unterrichtet, wie weit er gehen ſoll; was anſtändig, was unanſtändig iſt; wie viel er wagen kann, und was über ſeine Kräfte geht. Wenn ihm die Art ſeines Verſtandes den Adel des Ausdrucks, die Heftigkeit der Figuren, und die Geſchwindigkeit der Declamation verſagt, ſo wird er nicht, auf eine eitle Weiſe ſtolz, einen hohen Ton, den er nicht aushalten kann, einer glücklichen und ſittſamen Mittelmäßigkeit vorziehen; er wird durch die Richtigkeit des Verſtandes, die Reinigkeit der Rede und die Würde, mit der er ſpricht, gefallen. Er wird keine weitläuftige Gelehrſamkeit zeigen wollen, und die Beſcheidenheit, die die Schönheit ſelbſt verſchönert, wird den Glanz ſeiner Tugenden erhöhen. In der Jugend wird er ſich einen gewiſſen Ueberfluß der Figuren und alles, was zum Pompe der Beredtſamkeit gehört, erlauben; wenn er älter wird, ſo wird auch ſeine Schreibart mit ihm altern, oder ſie wird vielmehr die Reiſe des Alters empfangen, ohne die Stärke der Jugend zu verlieren. Sie iſt allen Gegenſtänden angemeſſen. Er wird den Ton verändern, ſo oft ſich die Materie ändert; er wird ſich vervielfältigen; wird bald erhaben und prächtig, wie ein gewaltiger Strom ſeyn; bald die Majeſtät eines ruhigen Fluſſes nachahmen, oder voll edler Einfalt ſich herablaſſen, ohne ſich zu erniedrigen, und durch ungekünſtelte Reizungen die ermüdete Aufmerkſamkeit derjenigen vergnügen, die ihm kaum in ſeine Höhe nachfolgen können.

Alles dieſes, was Dagueſſeau von den gerichtlichen Rednern ſeines Reiches verlangt, können wir von allen und vornehmlich von geiſtlichen Rednern in einem höhern oder geringern Grade verlangen. Und kann nicht dieſes ſchon einen jeden, der nachdenken und empfinden kann, faſt ohne eine weitere Anweiſung lehren, was wahre Beredtſamkeit iſt, wenn ſie ſich in ſeinem Munde ſelbſt ſo deutlich über ihre Eigenſchaften erklärt?

Einen gleichen Unterricht empfängt man in ſeiner Rede von dem Verfalle der gerichtlichen Beredtſamkeit. Die Urſachen ihres Verfalles ſind die Urſachen des Verfalles aller Beredtſamkeit, und beſonders auch der geiſtlichen. Es ſind nicht unfruchtbare Jahre, in denen die Natur, durch große und beſtändige Anſtrengungen erſchöpft, ſich einem matten und entkräfteten Alter nähert. Der Verſtand iſt nie ausgebreiteter und allgemeiner geweſen, als in unſern Zeiten. Wir haben außer unſern eignen Schätzen ſo viele fremde Reichthümer in unſrer Gewalt. Ohne die Muſter der alten Redner verloren zu haben, beſitzen wir neue, die, durch die Nachahmung der Alten gebildet, ſelbſt nachgeahmt zu werden verdienen. Der Mangel der wahren Beredtſamkeit entſpringt unter uns gemeiniglich daher, daß ſo viele Redner werden wollen, denen alle natürlichen Fähigkeiten dazu verſagt ſind; ſo viele, bey denen zu dem Mangel der Talente noch die Trägheit kömmt, der Natur durch ihren Fleiß zu entreißen, was ſie ihnen verweigert. Es iſt nicht ein edler Eifer, ſich dem allgemeinen Beſten zu widmen; es iſt ein niedriger Eigennutz, der ſie treibt, und eben darum bemühen ſie ſich nicht, des Standes, worinnen ſie Redner ſeyn ſollen, durch eine lange und arbeitſame Vorbereitung würdig zu werden! Was gehört nicht für ein Schatz von Wiſſenſchaft dazu; welch eine mannichfaltige Gelehrſamkeit; welch ein Urtheil; welch eine Zärtlichkeit des Geſchmacks! Der, ſo ein vollkommner Redner ſeyn ſoll, muß durch eine anhaltende Bekanntſchaft mit der Moral den ganzen Menſchen ſtudiert, und die Geſchichte muß ihn, ſo zu ſagen, vor der Zeit zu einem reifen Alter gebracht; die alten Redner müſſen ihn ihr Einnehmendes, ihren Ueberfluß, und ihre Hoheit; die Geſchichtſchreiber ihre Einfalt, Ordnung, und Mannichfaltigkeit, und die Dichter eine edle Erfindung, die Lebhaftigkeit der Bilder, die Kühnheit des Ausdruckes, und die geheime Harmonie der Perioden gelehrt haben, die dem Ohre ſo angenehm iſt. Allein wie wenige erſcheinen in dieſer Schule! Giebt es auch noch einige, die ſich als Redner hervorthun wollen, ſo verachten ſie doch den nöthigen Beyſtand des Studierens und der Wiſſenſchaft; ſie wollen alles ihrem Witze und der Arbeit nichts verdanken. Ihre Beredtſamkeit iſt ein Feuer, welches ſchimmert, ohne zu verzehren; ein Licht, das einen Augenblick leuchtet und gleich aus Mangel der Nahrung verliſcht; eine angenehme Oberfläche, aber keine Tiefe und Gründlichkeit; eine Leichtigkeit zu reden, welche ſich der erſten Gedanken bemächtigt, und den zweyten nicht erlaubt, ſie zur völligen Reife zu bringen. Wie ſehr unterſchieden ſich von ihnen jene großen Männer, deren berühmter Name der Name der Beredtſamkeit ſelbſt geworden zu ſeyn ſcheint! Sie erkannten, daß große Talente leicht große Fehler würden, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wären, und lehrten durch ihr Beyſpiel, daß der beſte Verſtand zu ſeiner völligen Ausbildung einer anhaltenden Arbeit und Verbeſſerung bedürfe.

Dieſe Züge ſind genug, uns mit dem Genie dieſes großen Canzlers bekannt zu machen und ſeine Anſprüche auf einen hohen Rang unter den beſten Schriftſtellern zu erweiſen. Ein genauer Zuſammenhang, an dem man gleichwohl nicht das Aengſtliche der Methode bemerkt; ein Adel der Gedanken, der allezeit ſeiner Materie würdig iſt; ſtarke und meiſterhafte ausgearbeitete Gemälde; nirgends aber der epigrammatiſche Witz, der itzt in ſo vielen franzöſiſchen Schriften bewundert wird, und ein Ausdruck, der bald ſtark, bald erhaben, immer voll Energie und allezeit heiter und voll Licht iſt: Das ſind die Vollkommenheiten, die denjenigen belohnen, der die kleine Samlung ſeiner Arbeiten nicht mit einem flüchtigen Auge durcheilt, ſondern ganz zu genießen ſucht.

Der größte Schriftſteller muß Gedanken brauchen, die oft gedacht und oft geſagt worden ſind. Allein Dagueſſeau zeigt, daß es eine Kunſt gebe, ihnen unerwartete Reizungen der Neuheit mitzutheilen. Was für ein alter und gemeiner Gedanke: Alles Menſchliche iſt, ſo vollkommen es auch ſeyn mag, vergänglich! Doch wie viel gewinnt er nicht in ſeinem Munde: „Alles, was unter den „Menſchen vortrefflich iſt, hat das Schickſal, „ſich langſam zu erheben, ſich einige Augenblicke lang mit Mühe zu erhalten, und plötzlich wieder zu fallen. Wir werden ſchwach „und ſterblich gebohren, und wir laſſen auf „allem, was uns umgiebt, den Eindruck „unſrer Schwachheit und das Bild unſers „Todes zurück. Die erhabenſten Wiſſenſchaften, dieſes lebhafte Licht, das unſern „Verſtand erleuchtet, ſcheinen von unſrer

„Schwachheit angeſteckt, ſterblich und vergänglich zu werden; ſie, ſo unveränderlich „ſie in ſich ſelbſt ſind, verändern ſich in Abſicht auf uns; man ſiehe ſie, wie uns, gebohren werden, und man ſieht ſie, wie uns, „ſterben. Die Unwiſſenheit folgt auf die Gelehrſamkeit; auf den guten Geſchmack der „ſchlechte, und auf die Feinheit der Sitten „die Barbarey. Die Wiſſenſchaften und die „ſchönen Künſte kehren in ihr Nichts zurück, „woraus man ſie durch eine Arbeit vieler „Jahre zu reißen ſuchte, bis ein glücklicher „Fleiß durch eine Art einer zweyten Schöpfung „ihnen ein neues Weſen und ein zweytes Leben giebt.„

In den Schilderungen berühmter Männer und in den Gemälden groſſer Charaktere iſt der Canzler ſo glücklich, daß es einem andern Genie ſchwer ſeyn wird, ihn zu erreichen, und unmöglich, zu übertreffen. Gleich in der erſten Rede ſchildert er den größten Redner Griechenlands alſo: „Vergebens verweigert ihm die Natur, eiferſüchtig auf ihre „Ehre, dieſe äußerlichen Talente, dieſe ſtumme Beredtſamkeit, dieſes ſichtbare Anſehen,

„welches die Seele der Zuhörer überraſcht,
„und ſich ihrer Zuneigung bemächtigt, ehe er
„ihren Beyfall verdient hat. Seine erhabne
„Rede wird dem Zuhörer, den ſie außer ſich
„entzückt, weder Zeit noch Freyheit laſſen,
„dieſe Mängel zu bemerken; ſie werden in dem
„Glanze ſeiner Tugenden verborgen bleiben;
„man wird ſeinen Ungeſtüm empfinden, aber
„man wird ſeinen Gang nicht ſehen; man
„wird ihm wie einem Adler in die Luft folgen,
„ohne zu wiſſen, wie er die Erde verlaſſen hat.„
Man erkennt den Demoſthenes gleich an dieſen Zügen, und, was noch mehr iſt, man ſieht ihn vor ſeinen Augen.

In der Rede von der Größe der Seele macht Dagueſſeau von einem Manne in hohen Würden, der an den Sorgen der Könige, Völker glücklich zu machen, Theil nimmt, und ſeine Beſtimmung erfüllt, ein Gemälde, welches ſo vollkommen ausgearbeitet und ſo lehrreich iſt, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Züge davon abzuzeichnen: „Mehr gebohren für das Vaterland, als für ſich ſelbſt,
„betrachtet er ſich von dem feyerlichen Augenblicke an, da ihn das gemeine Weſen
„gleich

„gleich einem freywilligen Sclaven mit rühmlichen
„Ketten beſchwert hat, als ein Opfer,
„nicht allein für den Nutzen, ſondern ſelbſt
„für die Ungerechtigkeit des Publici. Er ſieht
„ſein Jahrhundert als einen furchtbaren Widerſacher
„an, wider welchen er während ſeines
„ganzen Lebens zu ſtreiten verbunden ſeyn
„wird. Um demſelben zu dienen, wird er,
„wenn es nöthig iſt, den Muth haben, es zu
„beleidigen, und ob er ſich gleich zuweilen
„ſeinen Haß zuzieht, ſo wird er doch allezeit
„ſeine Hochachtung verdienen. Die Jugend
„hat für ihn keine Ergetzlichkeiten und das
„Alter keine Ruhe. Diejenigen, welche die
„Dauer ihres Lebens nur nach dem Ueberfluſſe
„und der Mannichfaltigkeit ihrer Ergetzlichkeiten
„rechnen, glauben, daß er nicht
„gelebt hat, oder ſie ſehen vielmehr ſein Leben
„als einen langen Tod an, worinnen er beſtändig
„für andre gelebt hat, ohne für ſich
„ſelbſt zu leben, als wenn wir alle unſre Tage
„verlören, die wir dem gemeinen Weſen aufopfern,
„oder als wenn es nicht vielmehr das
„einzige Mittel wäre, der Geſchwindigkeit
„unſrer Zeit Feſſel anzulegen, indem wir ſie
„gleich-

„gleichſam dem Schooße der wahren Ehre „anvertrauen, welche das Andenken des gerechten Mannes der Unſterblichkeit heiligt. — Er wird, wenn er andre an Einſichten übertrifft, den Glanz dieſer Hoheit „über ſie durch ſeine Beſcheidenheit mildern, „und durch ſeine Sittſamkeit die Herrſchaft „einer Vernunft, die ihre Beſtimmung fühlt, „unumſchränkt zu regieren, angenehm machen. — Voll Aufmerkſamkeit, die „Schwachheit des menſchlichen Herzens zu „ſchonen, das zu der Zeit ſelbſt, wenn es am „meiſten nöthig hat, regiert zu werden, nichts „mehr ſcheut, als dieſes, wird er die Vernunft noch mehr zu entehren fürchten, wenn „er ihr die Mine von Tyranney giebt, die „nur der Leidenſchaft zukömmt. — Er hat „weder Gefahren noch Verſuchungen zu fürchten. Die Leidenſchaften werden vor ihm „ſchweigen, oder fliehen. Die Ausſchweifung „wird den ſtummen Tadel ſeines ſtrengen Geſichts nicht ertragen, und das Laſter wird „ſelbſt vor ſeinen Blicken zittern. Der Ehrgeiz hat nicht mehr Gewalt über ihn als die „Wolluſt. Die edle Einfalt ſeines Herzens,

„die Gleichheit ſeiner Seele, und die Einförmigkeit
„ſeines Lebens ſind freylich Tugenden,
„die ſeine Beſcheidenheit nicht verbergen kann.
„Eine ſanfte und majeſtätiſche Ruhe, ein
„ſichtbares und leichterkenntliches Anſehen
„begleiten ihn allezeit; ſeine eigne Größe verräth
„ihn und überliefert ihn den Lobeserhebungen,
„die er verachtet. Aber über die Bewunderung
„der Menſchen erhoben, verlangt
„er keine Dankbarkeit; glücklich, wenn er
„das Gute, das er thut, verbergen und der
„unbekannte Urheber der öffentlichen Glückſeeligkeit
„ſeyn kann. —— Groß ohne Gepränge,
„ohne ſeinen Werth zu zeigen, und
„oft ohne es zu wiſſen, vollendet er den Charakter
„ſeiner Größe mit dieſem letzten Zuge,
„daß er ſie nicht kennt. Er wird aber als
„das entfernteſte Ziel der menſchlichen Weisheit
„betrachtet. Die Väter zeigen ihn ihren
„Kindern als das beſte Muſter, das ſie nachahmen
„können, und wenn man nach einem
„rechtſchaffenen Manne fragt: So werden
„alle Bürger eilen, die erſten zu ſeyn, die ihn
„nennen. Man macht kein Gemälde mehr
„von der Tugend, ohne das Anſehen zu haben,

„daß man ihn male. Der Dichter verſichert „vergebens, er habe überhaupt nur den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes zu entwerfen geſucht; alle Welt wird behaupten, „er habe den Ariſtides malen wollen.„

Es iſt eine ſchwere Kunſt, große Verdienſte würdig zu loben, und zugleich aufzumuntern, es zu bleiben und gröſſer zu werden. Je ſeltner dieſes Geheimniß iſt, und je beſſer es Dagueſſeau verſtanden hat, deſto weniger fürchte ich, das Vergnügen der Leſer zu ermüden, wenn ich noch in einem beſondern Blatte etwas davon ſage.

C.

Fünftes Stück.

Der Umfang der Pflichten, welche unter dem Namen der gemeinſchaftlichen Aufſicht begriffen werden, iſt ſo groß, die Gleichgültigkeit gegen die Vollkommenheit und das Glück andrer Menſchen einem jeden Herzen ſo natürlich, und das ſittliche Verderben, mit welchem ſie zu kämpfen hat, ſo ausgebreitet, daß man es faſt für eine Unmöglichkeit halten möchte, die mannichfaltigen Verbindungen dieſer Tugend zu erfüllen. Wenn man ſie in ihrer ganzen Größe denkt, ſo wird man freylich durch die Erfahrung berechtigt, ſie für eine Tugend zu erklären, die mehr in unſerer Einbildung, als außer uns lebt; die wir uns leichter vorſtellen, als unter den Menſchen finden können; mit einem Worte für eine Tugend, die mehr der Gegenſtand einer unfruchtbaren Bewunderung, als einer wirklichen und beſtändigen Ausübung zu ſeyn ſcheint. Sie iſt, in ihrer Vollkommenheit betrachtet, wie die Bildſeule eines Praxiteles; man kennt kein Original davon, ungeachtet ihre Schönheiten in der Natur einzeln und zerſtreut angetroffen werden. Allein ſo wenig jemand häßlich zu ſeyn, oder wenn er ſeine natürliche Häßlichkeit verbeſſern könnte, häßlich zu bleiben wünſchen wird, weil er nicht das Original zu einer vollkommnen Schönheit werden kann: So wenig werden wir die Ausübung dieſer Tugend vernachläßigen dürfen, weil es eine Unmöglichkeit iſt, ſie in ihrer ganzen Vortrefflichkeit

lichkeit zu erreichen. Alſo kann ich keine überflüßige und vergebliche Arbeit unternehmen, wenn ich zeige, was derjenige auszuüben hat, der alle Pflichten einer gemeinſchaftlichen Aufſicht erfüllen will.

Derjenige, welcher dieſen edlen Beruf empfindet, fühlt in ſich ſelbſt eine feurige Liebe gegen ſeine Pflichten. Die Tugend iſt das erſte Geſetz ſeiner Seele, und er gehorchet dieſem Geſetze, ſo wohl mit dem Wunſche, ſelbſt liebenswürdig zu ſeyn, als auch mit der Abſicht, andre durch die Beobachtung ſeiner Verbindlichkeiten vollkommner zu machen, und alle, die ihn ſehen können, durch ſein Beyſpiel zu überzeugen, daß niemand mehr beneidet zu werden verdiene, als derjenige, der ſeine Zufriedenheit in der Tugend ſucht. Er weiß, was der bloße Anblick der Unſchuld und Rechtſchaffenheit über diejenigen vermag, die nicht ganz verloren ſind, und das iſt für ihn genug, ſein ſichtbares Verhalten ſo einzurichten, daß es nicht allein über ihren gerechten Tadel erhoben, ſondern auch ein würdiger Gegenſtand ihrer Nacheiferung ſeyn möge. Man entdeckt dieſe Abſicht

ſicht in allen ſeinen Handlungen; man entdeckt aber keine Eitelkeit darinnen; man ſieht, daß es ihm ein Leiden ſeyn würde, nicht für den gehalten zu werden, der er wirklich iſt; aber man ſieht auch, daß er ſolches ſucht, weil er wünſcht, daß ihm andre gleichen möchten, um eben ſo glücklich zu ſeyn, als er. Man bemüht ſich, bis zu ſeinem Herzen durchzubringen; und man hat das Vergnügen deutlicher zu bemerken, daß er nicht ſowohl den Ruhm der Tugend, als die Tugend ſelbſt für ſeine ſchönſte Belohnung hält. Sie würde weniger Reizungen in ſeinen Augen haben, wenn ſie über die menſchlichen Gemüther keine andre Gewalt hätte, als dieſe, daß ſie ihnen eine unthätige und leere Bewunderung abzwänge. Seine edlen Thaten können nicht verborgen bleiben; ſelbſt die Beſcheidenheit verbirgt ſie nicht; aber ſie zeigen ſich, ohne zu beleidigen, oder zu erniedrigen. Er kann es nicht verhindern, wenn ſie den Laſterhaften beſchämen; aber es geſchieht ohne ſeine Schuld, wenn ſie ihn erbittern. Es giebt ſtolze Tugenden, die mehr erſchrecken, als frölich machen; mehr niederſchlagen, als aufmuntern; ſie ſind die Blitze an einem finſtern Himmel. Seine Tugend hingegen iſt wie ein ſchöner Tag; man ſieht ihn mit Vergnügen anbrechen und freuet ſich über das Licht, welches er über alle Werke der Natur ausbreitet.

Er verabſcheuet unedle und laſterhafte Handlungen nicht allein aus dem ſchönſten Eigennutze, deſſen die menſchliche Seele fähig iſt; nicht allein, weil ſie ihn vor ſeinem eignen Bewußtſeyn, und vor den Augen derjenigen erniedrigen, die ihn beobachten; nicht allein weil er ſeine eigne Ruhe und Zufriedenheit zernichten würde, wenn er ſich von unordentlichen Leidenſchaften zu Ausſchweifungen fortreißen ließe, die ſich ſelbſt ſtrafen; er verabſcheut ſie eben ſo ſehr, weil ſie für die Herzen andrer Menſchen gefährlich ſind; weil ſie die Freunde der Tugend entweder bekümmern oder verführen, den Laſterhaften hingegen aufmuntern, weniger über die Schande zu erröthen, die er mehr noch fürchten würde, wenn die Anzahl der Rechtſchaffenen gröſſer wäre. Ungeachtet er einen gerechten Tadel ſo ſehr fürchtet, daß ihn dieſe Furcht in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit auf ſein Herz erhält: So ſieht er doch bey ſeiner Sorge, keine ſeiner Pflichten zu beleidigen, nicht ſo wohl auf die Urtheile, die man über ihn fällen wird, als vielmehr auf die Handlungen, zu denen ſie den Zuſchauer veranlaſſen können. Eben darum, weil er zur Aufſicht über andre ſo wohl verbunden zu ſeyn glaubt, als zur Aufſicht über ſich ſelbſt, wird er ſich auch den Schein des Laſters nicht verzeihen, weil er weiß, daß die meiſten Menſchen weniger aus freyer Entſchließung als aus Nachahmung handeln. Sie folgen dem großen Haufen nach, und ſie würden den beſſern Weg gehen, wenn der beßre Weg betretner und volkreicher wäre. Keine Handlung iſt ihm gleichgültig, weil ſie es in Abſicht auf ihn ſeyn kann, und keine unanſtößig, die es nicht für einen jeden iſt, welcher nicht den muthwilligen Vorſatz hat, ſie anſtößig zu finden. Er überſieht oder vergiebt ſich keine Uebereilung, wenn er ſie bemerkt; denn eine Uebereilung kann ſo ſehr verführen, als eine vorſetzliche That. Man ſollte ihm nur bis in die Einſamkeit nachfolgen können; man würde ſehen, daß er die Schwachheiten andrer ertrüge und mit den ſeinigen misvergnügt wäre.

Je gröſſer ſeine Liebe zur Wahrheit iſt, und vorzüglich zu derienigen, welche die Seele ihres Urſprunges würdig machen kann, deſto weniger Eindruck haben bey ihm die Vorurtheile, von denen die meiſten Handlungen der Menſchen regiert werden. Er erhebt ſich über die verderbten Grundſätze der Welt, ohne ſich über diejenigen zu erheben, welche ſich von ihnen beherrſchen laſſen, und verachtet die Thorheit, ohne den Thoren zu verachten. Er widerſetzt ſich aber mit den richtigen Einſichten, die er beſitzt, einem jeden Irrthume ſo ſehr als dem Laſter, auch wenn er keinen gefährlichen Einfluß in die Sitten zu haben ſcheint, aus Ueberzeugung, daß es keine Laſter geben würde, wenn es keine Irrthümer gäbe. Denn was ſind alle Laſter, als Irrthümer des Verſtandes, die das Herz in Ausübung bringt?

Seine Menſchenliebe iſt ſo aufrichtig, ſo groß, ſo geſchäftig, und oft noch geſchäftiger, als ſeine Liebe zu ſich ſelbſt. Man ſieht in ſeinem ganzen Betragen den Charakter einer allgemeinen Güte ausgedrückt, und es giebt niemanden, den er mit einer Gleichgültigkeit anſähe, die ihn bekümmern könnte; begierig, einen jeden zu überzeugen, daß er bey dem Anblicke ſeiner Vorzüge und ſeines Glückes eben ſo viel Zufriedenheit empfinde, als in dem Bewußtſeyn ſeines eignen Werthes. Seine zärtlichſte Liebe hat der Rechtſchaffenſte; aber ſelbſt der Laſterhafte iſt nicht von ſeiner Zuneigung ausgeſchloſſen, weil er ſich gewöhnt hat, allezeit das Laſter und den Menſchen von einander zu unterſcheiden. Was das Verdienſt nicht wirken kann, wirkt das Mitleiden, weil er unter den Elenden für den Elendeſten den hält, welcher in ſeinen Pflichten ſeine eigne Würde und Glückſeligkeit beleidigt. Dieſe großmüthige Menſchenliebe giebt allen Kräften ſeiner Seele, der Vernunft, dem Witze, und der Einbildung eine ſolche Richtung auf den allgemeinen ſittlichen Nutzen, daß auch diejenigen Handlungen, die nicht mit einer ausdrücklichen Rückſicht auf denſelben unternommen werden, einen Eindruck davon behalten, und einen wohlthätigen Einfluß auf die Verbeſſerung ſeiner Nebenmenſchen haben.

Er will zur Beförderung dieſes großen Endzweckes alles beytragen, was in ſeiner Gewalt iſt. Dieſes iſt ohne die Kenntniß derjenigen unmöglich, deren ſittliche Verbeſſerung er für ein ſo wichtiges und nothwendiges Geſchäfte hält, und deswegen hat er ein aufmerkſames Auge auf die Geſinnungen, die Grundſätze, die Abſichten, die Leidenſchaften, die Tugenden, die Schwachheiten, die Unordnungen, die guten und die böſen Sitten der Menſchen, auf die er wirken kann, und iſt doch weit davon entfernt, einen neubegierigen und unbeſcheidnen Kundſchafter abzugeben. Er fällt kein übereiltes Urtheil, damit er kein falſches fälle; weit entfernt von der Einbildung, daß er auf den erſten Blick überſehen könne, was zu einem richtigen und unwiderruflichen Urtheile nöthig iſt. Er entſcheidet nie, ohne das, was er kennen will, in allen ſeinen verſchiednen Geſtalten betrachtet zu haben, und bleibt immer mistrauiſch gegen ſeine Einſichten, weil viele menſchliche Handlungen in einem falſchen Lichte erſcheinen können, welches ihm dasjenige zeigt, was ſie nicht ſind, und ihn verhindert

hindert zu ſehen, was ſie ſind; nie geneigter zu zweifeln, und länger zu zweifeln, als wenn es darauf ankömmt, übel von andern zu denken. Entdeckt er Fehler an ihnen, ſo ſetzt er nie voraus, daß es Gewohnheiten ſind, ſo lange er glauben kann, daß ſie überraſcht worden ſind, ob er gleich eben ſo eifrig iſt, ſie auf den beſſern Weg zu bringen, als wenn ſie zu ihrem Unglücke gewohnt wären, oft zu fehlen. Alles zeigt ſich ſeinem Geiſte, was ſie entſchuldigen kann. Er weiß nichts von der elenden Freude, die ein boshaftes Herz empfindet, wenn es die Schwachheiten andrer Menſchen entdeckt hat, und wird niemals unwillig, wenn er bey einer genauern Unterſuchung findet, daß ſie beſſer waren, als er glaubte. Solche Geſinnungen machen ihn ſorgfältig, alles zu vermeiden, was ihn dem Verdachte der Eitelkeit, der Eiferſucht auf fremde Verdienſte, der Unerkenntlichkeit gegen ſie, des Geiſtes der Spötterey, und einer menſchenfeindlichen Unzufriedenheit ausſetzen könnte.

Seine Aufſicht über andre fängt von ſeinem Hauſe an; er ſucht es zu einer Schule der Tugend zu machen, wie ſein Herz die Wohnung derſelben iſt. Außer ſeinem Hauſe ſind ſeine Freunde, und alle, mit denen er in nähern Verbindungen ſteht, diejenigen, gegen welche er die großmüthigſte Pflicht der Menſchenliebe erfüllt, und er erfüllt ſie bald durch den Beyfall, mit welchem er Anfänger in der Tugend aufmuntert, bald durch zärtliche Vorſtellungen oder Warnungen vor ihren Unordnungen, für die er allezeit den günſtigen Augenblick ausſucht, wo ſie ruhig ſind und die Zugänge zu ihrem Herzen nicht verſchloſſen haben. Am meiſten ſucht er dadurch zu nützen, daß er ihnen die Ausübung ihrer Pflichten nicht allein erleichtert, wenn er kann, ſondern ihnen auch alle nur möglichen Anreizungen zum Guten verſchafft, und die Gelegenheiten zum Laſter durch ſeine Vorſicht von ihnen zu entfernen ſucht. Er hat ſich, ehe er das ſchwere Geſchäfte ihrer Beſſerung unternimmt, ihrer Eigenliebe verſichert; er bemüht ſich, dieſe zu gewinnen, ohne ihr zu ſchmeicheln, bringt ſie auf ſeine Seite und beſtreitet ſie mit ihren eignen Waffen.

Wie ſehr beſſert nicht ſein Umgang! Dieſer iſt die geſunde Luft, in welche man den moraliſchen Kranken bringen muß, ſeine Geneſung zu beſchleunigen. Die Rechtſchaffenheit, die Menſchenliebe und die Heiterkeit erſcheinen mit ihm in allen Geſellſchaften. Das Laſter verbirgt ſich, wenn es ihn ſieht, in die innerſten Winkel des Herzens, und auch in ſeinem geheimſten Aufenthalte fürchtet es von ſeinem verfolgenden Blicke entdeckt und beſchämt zu werden. Alle ſeine Geſpräche unterrichten, ohne die Mine des Unterrichts zu haben, und ſeine Scherze ſelbſt beweiſen, daß ſein Witz ſo tugendhaft iſt, als ſein Herz.

Kann ein ſolches Gemälde wohl ermüden, und erweckt es nicht den Wunſch, einem ſolchen Originale zu gleichen? Wie ſehr würde nicht die Mühe belohnt werden, ſo zu denken und zu handeln! Es iſt eine Wolluſt, ſagen zu können: Ich habe Glückliche gemacht; ich habe einer bedrängten Familie geholfen, und ihr die Hand ihres Wohlthäters verborgen; ich bin den Bitten einer beſcheidnen Dürftigkeit zuvorgekommen; ich habe einen Kranken erquickt, oder einen nützlichen Künſtler unterſtützt,

ſtützt. Wie klein iſt die Anzahl derer, denen dieſes Vergnügen erlaubt iſt! Wenige können es genießen, weil die Umſtände der meiſten Menſchen ſo eingeſchränkt ſind, daß ſie mehr mitleidig, als wohlthätig ſeyn können. Allein kein Menſch iſt ſo niedrig, und niemand ſo ſehr vom Glücke verlaſſen, dem es an Gelegenheit fehlte, eine weit höhere Wolluſt zu genießen. Jedermann kann etwas zur Verminderung des ſittlichen Elendes der Menſchen beytragen. Man braucht dazu weder Hoheit, noch Macht, noch Reichthümer; man braucht nur ein Herz, das ſeine Pflichten liebt. Und können nicht dieſes Herz alle Menſchen haben, wenn ſie wollen? Können ſie ſich nicht mit dieſem Herzen Quellen von Freuden öffnen, die unerſchöpflich fließen? Ich habe eine wankende Tugend befeſtigt; die Verleumdung hat vor meinem Blicke verſtummen müſſen; ich habe einen Laſterhaften gezwungen, wieder über ſich zu erröthen; ich habe mit meinem Fleiße zur Aemſigkeit, mit meiner Geduld zur Standhaftigkeit, und mit meiner Dienſtfertigkeit zur Dankbarkeit ermuntert: Was muß der empfinden, der ſich dieſes Zeugniß geben kann, und demüthig bleibt! Hat der Himmel eine größre Wolluſt, ſo muß ſie eine Belohnung derjenigen werden, die in dieſen Beſchäftigungen die höchſte Würde und Glückſeeligkeit der menſchlichen Natur ſuchen.

C.

Sechſtes Stück.

Ich habe einige Briefe erhalten, und da ich glaube, daß unter denen, die meine Blätter leſen, oder leſen werden, einige ſeyn könnten, die wie meine Correſpondenten denken möchten, ſo nehme ich mir die Freyheit, ihnen dieſe Briefe mit meinen Antworten darauf mitzutheilen.

Mein Herr Aufſeher,

Es iſt ſchon das fünfte Blatt, das ich von Ihnen geleſen habe, ohne darinnen auch nur einen Wink von demjenigen zu finden, was ich zum wenigſten zuweilen erwartete, und nun verzweifle ich faſt, daß Sie in einem andern Tone reden werden. Wer Sie auch ſeyn mögen, ſo iſt das gewiß, daß man Ihnen ihre Jahre anſieht. Ich bin noch zufrieden genug mit Ihnen; denn ich bin kein Feind der Ernſthaftigkeit; aber Sie ſcheinen mir ſehr ernſthaft zu ſeyn, ſehr ernſthaft! Noch keine einzige Stadtgeſchichte, über die man auf Unkoſten eines dritten einen Abend lang ſprechen, und das ſo ſehr unterhaltende Spiel darüber vergeſſen kann; noch keiner von den ſatiriſchen Zügen, die ſo ſehr beluſtigen; kein einziges Gemälde, zu dem man ſo gern das Original wiſſen möchte! Wollen Sie denn der Neubegierde und dem Witze der Muthmaßer gar nichts zu thun geben? Ich könnte Ihnen zwar den Vorſchlag thun, Sie in die Comödie zu führen, und Sie da diejenigen Stellen bemerken laſſen, die von ſo vielen mit einem ſehr offenbaren Wohlgefallen angehört werden. Allein auf die Schlüpfrigkeiten, dieſen geliebten Stoff ſo vieler neuern Schriftſteller, haben Sie ſo feyerlich Verzicht gethan, und mit ſo vielem Rechte, daß ich Ihnen meinen Beyfall darüber bezeugen muß. Doch das Lächerliche, mein Herr, aus dieſer Quelle werden Sie doch ſchöpfen? Ich habe freylich wenig Hoffnung dazu; denn ich erinnere mich der Stelle in ihrem letzten Stücke ſehr wohl, wo Sie ſagen, daß derjenige, der ſich bemühe, die Pflichten der gemeinſchaftlichen Aufſicht zu erfüllen, die Thorheit verachte, ohne den Thoren zu verachten. Man verachtet freylich den Thoren, wenn man ihn in ſeiner Lächerlichkeit zeigt. Allein was verdient er denn Beſſers, als lächerlich gemacht zu werden? Ein wenig Galle, mein Herr, und viel Salz! Dieſes wird ihren Blättern mehr Gefälliges geben; denn beydes gefällt, was auch die Urſache davon ſeyn mag. Man wird ſie begierig ſuchen und leſen, und ich kann Ihnen Bürge ſeyn, daß ſie faſt ſo viel Abgang finden ſollten, als die Zeitungen. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie das nicht wünſchen, und ich überrede mich beynahe, daß es Ihnen mehr an Vermögen, als an gutem Willen fehlt. Sie ſcheinen, vergeben Sie mir meine Offenherzigkeit, ein wenig menſchenſcheu zu ſeyn, und in einer Dunkelheit zu leben, in welcher Sie die Ausſchweifungen nicht bemerken können, die unter die Zucht der Satire gehören. So ſehr ich mich auch nach Ihnen erkundiget habe, und ich bin doch bey Hofe und in der Stadt ziemlich bekannt, ſo weiß ich doch niemanden, der ſich zu erinnern wüßte, einen Mann zu kennen, der Arthur Ironſide hieße. Einige zweifeln ſo gar, daß es in Norwegen eine Familie dieſes Namens gebe.

Doch, was Sie nicht ſelbſt thun können, dazu können Sie Hülfe haben. Ihr Vater wußte die Kenntniſſe gut zu brauchen, die er auf ſeinen Reiſen erlangt hatte. Er hatte in Venedig neben dem Palaſte des Dogen einige große marmorne Bildſeulen von Löwen mit offnen und ſehr weiten Rachen geſehen, in welche, der Sage nach, alle geheimen Nachrichten von demjenigen geworfen werden, was Gutgeſinnte der Regierung zum Beſten oder zur Sicherheit des Staates vertrauen wollen. Sie wiſſen, daß er davon Anlaß nahm, einen ähnlichen Löwenkopf auf Buttons Coffeehauſe aufzurichten, der ſich von nichts als Papieren nährte, die ihm alle die Fehler und Häßlichkeiten ausplauderten, welche verſpottet zu werden verdienten. Ich rathe Ihnen zu einem ſolchen Löwen. Ich verſichre Sie, daß es ihm nie an Nahrung fehlen wird. Sie werden immer eine reichliche Samlung von den Thorheiten der Zeit in ſeinem Schlunde finden, und Sie ſind auf dieſe Weiſe der Mühe überhoben, dasjenige ſelbſt kennen zu lernen, was ein würdiger Gegenſtand für die Ironie oder Satire iſt.

Doch wenn Ihnen dieſer Vorſchlag nicht gefallen ſollte, ſo erbiete ich mich, wenn Sie näher mit mir bekannt werden wollen, Ihr Unteraufſeher zu werden. Ich komme in viele Geſellſchaften, und ich will Sie überflüßig mit demjenigen verſorgen, was Sie brauchen, ihren Aufſätzen ein weit lebhafteres Anſehen zu geben. Schlagen Sie mein Anerbieten nicht aus. Ich weiß ſehr wohl, daß Lächerlichkeiten nicht der edelſte Stoff für einen Verfaſſer ſind. Allein erinnern Sie ſich, daß aus Lumpen der nützliche und vortreffliche Zeug verfertigt wird, deſſen Sie, meine Herren Schriftſteller, ſo wenig entbehren können. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr bereitwilligſter,

T. W.

Nachſchrift. Wenn Sie an meinen Vorſchlägen Geſchmack finden, wie ich nicht zweifle, ſo dürfen Sie es nur in einem ihrer Blätter ſagen. Ich will mich Ihnen ſchon näher zu erkennen geben.

Ich füge gleich ein andres Schreiben bey, weil es dem Innhalte des Vorhergehenden nicht ganz unähnlich iſt.

Mein Herr,

Ich habe mich mit meiner Pränumeration ſehr betrogen. Ich liebe die Luſtigkeit. Wenn Sie immer fortfahren, ſo ernſthaft zu ſeyn, ſo ſehe ich zu, wie ich ihr Buch; denn ein Buch ſoll es doch werden; mit einem andern vertauſche. Ich mag nichts leſen das mich nicht zu lachen macht. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr ſehr misvergnügter Leſer.

Jens Leer.

Man ſieht, was man von mir verlangt. Das Lächerliche iſt freylich eine unerſchöpfliche Quelle, und wem nicht ſowohl daran gelegen iſt, wirklich zu nützen, und wenn auch der Nutzen in einen ſehr engen Kreis eingeſchränkt bleiben ſollte, als vielmehr einen ausgebreigebreiteten Beyfall zu erlangen, ungeachtet er ſelten mit einer wahren Hochachtung verbunden iſt, der darf nur aus dieſer Quelle ſchöpfen. Man hat auch zu einem ſolchen Endzwecke keine ſehr tiefſinnigen Kentniſſe der Menſchen und ſeiner Pflichten nöthig. Man braucht nur in dem großen Buche der Welt leſen zu können, und man wird auf den meiſten Seiten deſſelben ſo viel Ausſchweifung finden, daß man faſt nur ein glücklicher Abſchreiber zu ſeyn braucht, und dieſer wird man faſt immer mit einigem Geſchmacke und mit einiger Lebhaftigkeit des Witzes werden. Allein es bleibt mein Entſchluß feſt, keinen *Löwen* zu brauchen, und noch weniger einen *herumwandernden Löwen* zu halten. Mein Vater hatte Urſachen, ihn zu brauchen, die ich nicht habe. Diejenigen, die unter ſeinem Himmel gebohren werden, waren zu ſeiner Zeit ſchwermüthiger und finſtrer, als nach einem *Richardſon* und *Brown* die itzigen Engelländer ſeyn ſollen; denn ich kann nicht ſelbſt davon urtheilen, weil ich Großbrittannien ſchon viele Jahre her verlaſſen habe. Er mußte alſo zuweilen weniger ernſthaft ſeyn, um ihrer Milzſucht keine allzuſtarke Nahrung zu geben. Allein unter dieſem Clima ſind wir ſo wenig zur Schwermuth geneigt, daß ich glaube, einige ernſthaftere Stunden in der Woche mehr können für unſer Gemüthstemperament nicht anders als zuträglich ſeyn. Ich habe auch zu einer ſo bevölkerten Stadt, als Kopenhagen iſt, das gute Vertrauen, daß moraliſche Betrachtungen, die ſich beſtreben, Aufmerkſamkeit zu verdienen, genug Leſer finden werden, wenn auch Herr Jens Leer nicht ſo gar ſehr damit zufrieden ſeyn ſollte. Das Lachen mag wohl eine ſehr geſunde Leibesbewegung ſeyn, und, wie mein Vater irgendwo angemerkt hat, viel zur Erneuerung und Heilung anbrüchiger Lungen beytragen; allein ich zweifle, daß es eben ſo gute Wirkungen auf die Geſundheit der Seele hat.

Ich will nicht läugnen, daß es oft nützlich ſey, das Lächerliche gewiſſer Thorheiten und Fehler zu zeigen, wenn es zumal Fehler ſind, die noch einigermaßen mit der Rechtſchaffenheit beſtehen können. Es giebt eine Ironie, und ſelbſt eine Art des Spottes, welche der ernſthafteſten Schriften ſo würdig iſt, daß man ſie ſelbſt in dem Erhabenſten aller Bücher findet. Ja ich möchte mit einem der größten Genies und mit einem der würdigſten Geiſtlichen in Engelland, mit einem Young, faſt ſo weit gehen und glauben, daß wenn das Laſter alle Dämme durchreißt, und die Menſchen anfangen, mit einer über alle Grenzen ausſchweifenden Frölichkeit zu ſündigen, ſich in Centauren zu verwandeln und halb Menſch halb Pferd zu werden, daß alsdann diejenigen, welche es wagen, einer ſolchen lachenden Zeit Lehren zu geben, und nur eine ſehr mittelmäßige Anzahl Zuhörer haben wollen, nachdrücklich genug ſeyn müſſen, um auf die Ernſthaften einen Eindruck zu machen, und beynahe auch leichtſinnig genug, die muthwilligen Ohren zu gewinnen, die, wofern ſie nicht durch einen ſolchen Kitzel geöffnet würden, vor ihm eben ſo ſehr verſchloſſen bleiben würden, als es ihre thörichten Herzen vor der Tugend ſind, wenn auch ein Engel die Kanzel beträte. Allein ſo weit iſt es, wie ich glaube, mit dem Verfalle der Tugend noch nicht unter uns gekommen, und wenn es gleich Centauren in der Seele geben mag, ſo hoffe ich doch, daß ſie ihre Thiergeſtalt, ſo viel als möglich iſt, zu verbergen ſuchen werden. Was aber die feinere und ſcherzhaftere Ironie, oder auch die edlere und ſtärkere Art des Spottes betrifft, ſo habe ich ſo wohl von ihrem Gebrauche, als von ihrem Nutzen andre Gedanken, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt; doch muß ich eine deutliche Erklärung derſelben einer beſondern Abhandlung vorbehalten. So viel iſt gewiß, daß niemals der Thor, ſondern die Thorheit der Gegenſtand dieſer Blätter ſeyn wird, ich mag nun zeigen, daß ſie die Menſchen unglücklich macht, oder daß ſie dieſelben der Gefahr ausſetzt, verſpottet zu werden.

Herr T. W. wird mir es alſo verzeihen, daß ich ihm auf ſein Anſuchen um das Unteraufſeheramt eine abſchlägige Antwort ertheile. Ich habe ein ganz andres Project, nur daß ich noch nicht weiß, wie es ausgeführt werden kann. Ich wünſchte mir Nachrichten von allen ruhmwürdigen und edlen Thaten, die unter uns vielleicht unbekannt und unbewundert ausgeübt werden. Die

Römer ſuchten das Andenken groſſer und nachahmungswürdiger Handlungen durch ihre Münzen zu erhalten. Oft hatte eine ſchöne That hunderttauſend und mehr ſolche Zeugen. Ich wollte, daß ich meine Blätter zu einer ſolchen Münze machen könnte. Welch eine Freude würde es für mich ſeyn, ein wahres Verdienſt zu preiſen? Allein wie ſoll ich zu getreuen und zuverläßigen Nachrichten kommen? —— Doch was ich am meiſten zu fürchten habe, iſt das, daß dieſe Münze nicht ſehr gänge und gäbe werden möchte.

Mit dem Herrn Jens Leer habe ich viel Mitleiden. Die Aerzte halten diejenigen Krankheiten für ſehr tödtlich, in denen die Patienten beſtändig luſtig ſind. Ich bin beſorgt für ihn, und ich wollte ihm wohl rathen, noch ernſthaftere Schriften zu leſen, als dieſe Blätter ſind. Seine Begierde nichts zu leſen, als was ihn zu lachen macht, iſt ein Beweis, daß ſein moraliſches Leben in groſſer Gefahr iſt.

Ich habe noch einem Correſpondenten zu antworten. Weder der Brief noch die Antwort werden den Leſern zu lang ſeyn.

Mein Herr.

Sie haben zwar in ihrem zweyten Stücke vom Kriege geredet; Sie haben aber ſo davon geſprochen, daß man nicht weiß, was Sie ſind. Bringen Sie uns doch aus dieſer Ungewißheit. Sie werden doch ihre Partey genommen haben. Für welchen von den kriegenden Theilen erklären Sie ſich?

Niels Nye.

Antwort.

Für keinen, wie es ſich für den ſchickt, der kein öffentliches Urtheil zu fällen hat. Ueberhaupt glaube ich, daß alle Unterthanen des **Königes** nichts anders wünſchen dürfen, als was in dieſen Zeiten der beſtändige und würdige Gegenſtand ſeiner großmüthigen Bemühungen geweſen iſt, — eine beſchleunigte Verminderung des allgemeinen Elendes und die baldige Wiederherſtellung des Friedens.

B.

Siebentes Stück.

Große Verdienſte auf eine würdige Weiſe zu loben, muß man außer dem ſeltnen Talente der Beredtſamkeit, entweder gleiche Verdienſte beſitzen, oder zum wenigſten die Fähigkeit haben, ſie in ihrer ganzen Schönheit zu empfinden, und die edle Bereitwilligkeit, gerecht und erkenntlich gegen ſie zu ſeyn. Ein Menſch in den Thälern hoher Gebürge wird die heilſamen und ſchönen Kräuter auf ihrem Gipfel nicht erblicken; er wird hinaufſehen, und kaum die Höhe mit ſeinem Auge erreichen können. Es muß ein Haller auf den Alpen ſeyn, der ſie finden und bekannt machen, oder ein Dagueſſeau, der auſſerordentliche Tugenden mit dem Lobe krönen ſoll, welches ſie verdienen. In ſeinem Munde wird es eine wirkliche Belohnung, weil ihn ſeine Würde, und noch mehr ſeine eigne Tugend über die Gefahr erhebt, ein Schmeichler zu ſeyn; von dieſem ſo niedrigen Fehler ſo weit entfernt, daß ſein Lob ſowohl für den, der es empfängt, als für diejenigen, die es hören, nicht bloß eine Aufmunterung, ſondern eine Verpflichtung iſt, deſſelben würdig zu bleiben, oder deſſelben würdig zu werden. Man braucht nur einige Aufmerkſamkeit, um dieſes in ſeinen Lobreden auf den Herrn Generalprocurator de la Briſſe, auf den Herrn Generaladvocat le Nain, und auf den Herrn Canzler von Pontchartrain deutlich zu bemerken.

Die erſte Eigenſchaft eines würdigen Lobes iſt dieſe, daß es ſich von der Schmeicheley unterſcheidet, und durch die Art, wie es ertheilt wird, die Folgen verhindert, welche die Schmeicheley hat. Der Eingang zur Lobrede auf den Canzler Pontchartrain kann zum Beweiſe dienen. Dagueſſeau erhebt die Beſcheidenheit deſſelben, aber mit einer ſolchen Vorſicht, daß dieſe Tugend nicht aufhören kann zu ſeyn, was ſie iſt, ohne ihres Lobes unwürdig zu werden: „Eben ſo ſtandhaft, Lobeserhebungen auszuſchlagen, als „aufmerkſam, ſie zu verdienen, ſucht der Herr „von Pontchartrain in der Tugend nichts, „als die Tugend ſelbſt; zur höchſten obrigkeitlichen Würde erhoben will er, daß die „Be-

„Beſcheidenheit und eine edle Einfalt mit ihm „auf den Thron der Gerechtigkeit ſteigen ſoll, „und er läßt ſich ſo wenig von einer ſinnreichen Schmeicheley blenden, daß ihm die „Wahrheit ſelbſt in dem Augenblicke verdächtig wird, in welchem ſie ſich an ſein Lob wagt.„

Der Redner nimmt davon Anlaß, ſeinem Lobe einen ſolchen Schwung zu geben, daß es mehr das Lob eines andern, als ein Lob des Canzlers zu ſeyn ſcheint und eben dadurch ſeinen ſchönſten Glanz empfängt; „Wenn uns „ſeine Mäßigung nicht erlaubt, hier von allem „demjenigen zu reden, was er für den König „gethan hat: So gebieten uns ſeine Pflicht „und die unſrige, von dem zu reden, was der „König für ihn gethan hat. Laſſet uns alſo „mit der Dankbarkeit des Herrn Canzlers die „unſrige verbinden. —— Der Pomp dieſes „Tages ſey nicht allein der Verehrung der „Beſcheidenheit geheiligt; er werde auch der „Triumph der Dankbarkeit! —— Der Urheber der Wohlthat iſt allein fähig, uns die „Größe derſelben empfinden zu laſſen! Welch „eine Freude für diejenigen, die das Glück haben, dem Könige zu dienen, wenn ſie ſehen,

„daß die Todten aus ſeinem Munde ſo viel „Ehre empfangen, als die Lebenden; daß ſie „mit ihren Dienſten in ſeinem Herzen, und „mit ihrem Ruhme in ſeinem Verſtande leben; „daß er es über ſich nimmt, —— den Vorfahren des Herrn Canzlers nach ihrem Tode die „rühmlichſte und ſeltenſte Belohnung zu ertheilen, ſein Andenken nämlich und ſeine „Dankbarkeit, ungeachtet ſie nicht das Glücke „gehabt hatten, ihm zu dienen.„ Man muß, um die Schönheit dieſer Stelle ganz zu empfinden, wiſſen, daß die königliche Beſtallung der Vorfahren, des Herrn von Pontchartrain mit Ruhm gedacht hatte.

Dagueſſeau weiß ſich aller Umſtände, die zum Ruhme ſeines Gegenſtandes gereichen können, mit einem beſondern Glücke zu bemächtigen. Ich will nur etwas von dem anführen, was er von dem Umſtande ſagt, daß der Herr von Pontchartrain die Laufbahn der Würden ſehr früh betreten, von ſeinen erſten Ehrenſtellen aber ſich in ſechszehn Jahren nicht höher erhoben hatte: „Das „Glück, voll von den groſſen Abſichten, die es „mit dem Herrn Canzler hatte, eilte, ihm vor

„der Zeit den Zugang zu den Würden zu öffnen, „und die Gerechtigkeit, welche die Jahre andrer Menſchen zählt, legte auf ihre Wage „nur das Verdienſt des Herrn von Pontchartrain. Man frage hier nicht, was in der „Folge die Geſchwindigkeit ſeiner erſten „Schritte feſſelte und eine Zeitlang den Lauf „ſeiner erhabnen Schickſale aufhielt. Es war „nöthig, daß der Vorſteher der Gerechtigkeit „lange unter dem Schatten der Gerechtigkeit „ſelbſt aufwüchſe; daß das erſte Parlament „im Königreiche den Ruhm allein hätte, die „erſte obrigkeitliche Perſon deſſelben zu bilden; daß derjenige, deſſen Gerechtigkeit ſich „einſt über alle Theile des Staats ergieſſen „ſollte, die heiligen Grundſätze derſelben „ſechszehn Jahre lang aus der reinſten „Quelle ſchöpfte.„

Dagueſſeau breitet ſich hierauf über die rühmlichen Eigenſchaften des Herrn von Pontchartrain aus; aber ſo, daß das Herz den Verſtand zu verführen, und die Empfindung mehr Antheil daran als die Ueberlegung zu haben ſcheint; auch wird es dadurch unſchädlich, daß der Redner ihn mit gleicher Stärke zur Erfüllung ſeiner Pflichten auffodert. Ich führe zum Beweiſe nur den einzigen Zug an, womit er ſeine Aufforderung beſchließt: „Er ſoll keinen Gedanken denken, der nicht der Weisheit ſelbſt würdig ſey; glücklicher Weiſe ſoll er ſeinen Willen verlieren, um keinen andern zu haben, als den Willen der Gerechtigkeit; er ſoll reden, wie die Wahrheit, handeln, wie die Klugheit, herrſchen, wie die Vernunft, ſtrafen, wie das Geſetz, vergeben, wie Gott ſelbſt: Dieſes iſt die erhabne Idee von den Pflichten desjenigen, welcher beſtimmt iſt, ein Bild des Prinzen zu ſeyn, der uns beherrſcht!„ Können wohl die Pflichten eines Regenten und desjenigen, der ihn vorſtellen ſoll, ſtärker, vollſtändiger und mit mehr Majeſtät geſagt werden, ungeachtet ſie mit ſolcher Kürze geſagt ſind?

Ich kann nicht ſchließen, ohne zur Ehre dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß ſie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand, und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu ſagen, nicht wie Rammler und Ebert unter den Deutſchen, und nicht wie Lodde unter uns überſetzt.

Achtes Stück.

Die Schamhaftigkeit, welche Addiſon in ſeinem Cato die Heiligkeit der Sitten nennt, iſt eine ſo liebenswürdige Eigenſchaft, und trägt ſo viel dazu bey, die Tugend zu erhalten, und die Neigung zu den Leidenſchaften, welche die Würde unſrer Natur ſchänden, zu ſchwächen oder ihre Ausbrüche zu verhindern, daß nicht Sorgfalt genug angewendet werden kann, ſie in den Gemüthern der Menſchen, gleich einer zärtlichen Pflanze, zu pflegen, und ihr immer mehr Stärke und Leben mitzutheilen. Ich verzweifle an der Tugend eines Menſchen nicht, weil ſie ſchwach iſt, und ſo zu ſagen, ihre Reife noch nicht erlangt hat, wenn ich weiß, daß ſein Geſicht von einer edlen Schamröthe glühen kann, ſo bald er entweder vor ſeinem eignen Urtheile erſchrickt, oder den Tadel der Welt beſorgt, oder aus einer ſchnellen Furcht vor der Schande von einer niedrigen That zurückzittert. Man hat von einer ſolchen Beſchaffenheit ſeiner Seele alles zu hoffen; die unvollkommne Tugend wird wachſen; ſie wird gewiß zur Zeitigung kommen, und endlich wird er im Guten ſo ſehr befeſtigt werden, daß ſich in ſeinen Minen öfter ein rühmlicher Unwille gegen andrer Laſter, als eine halbkleinmüthige Furcht, ſich ſelbſt zu erniedrigen, zeigen wird. Ich denke von der Schamhaftigkeit, wie von den Blüthen der Bäume; die Frucht iſt gewiß verloren, wenn die Blüthen vor der Zeit abfallen.

Wie die Schamhaftigkeit und ihre nahe Verwandtinn, die Sittſamkeit, beſtändige Gefährtinnen und ſelbſt Beſchützerinnen aller übrigen Tugenden ſind: So ertheilen ſie auch denſelben und allen vortrefflichen Eigenſchaften des Menſchen einen höhern Werth. Es iſt wahr, ſie verhindern uns, ſie in ihrer ganzen Pracht zu ſehen; ſie ſind wie ein feiner Flor über ein angenehmes und reizendes Geſicht. Man ſieht weniger von den Schönheiten

heiten deſſelben; aber man erwartet auch mehr als man ſieht, und es iſt allezeit mehr Vergnügen in der Erwartung, als in der Verblendung. Beſonders giebt die angenehme Röthe, durch welche die Schamhaftigkeit auch ein mittelmäßiges Geſicht verſchönert, der ganzen Geſtalt eines Menſchen eine Liebenswürdigkeit, die durch keine Kunſt nachgeahmet werden kann. Schon Seneca hat dieſe Anmerkung gemacht. Die Schauſpieler, welche die menſchlichen Leidenſchaften auszudrücken ſuchen, und die Furcht, das Schrecken, die Traurigkeit und ſelbſt die Freude vorzuſtellen wiſſen, können doch die Schamhaftigkeit nicht in ihrer völligen Schönheit zeigen; ſie ſchlagen die Augen nieder; ſie ſehen auf die Erde, ſie verbergen das Geſicht; ſie reden ſchwächer; aber ſie können nicht roth werden. Dieſe Tugend muß in dem Herzen ſelbſt wohnen, wenn ſie ſich entweder auf der Stirne oder auf den Wangen verrathen ſoll, und ſie bleibt allezeit ſo original, ſo wenig die Natur von der Kunſt erreicht werden kann.

Ich fürchtete, das ſchöne Geſchlecht zu beleidigen, wenn ich mich in einen ausführſichen Beweis einlaſſen wollte, daß man unter allen tugendhaften und geſitteten Völkern die Schamhaftigkeit für ihren edelſten Schmuck, für die Bewahrerinn, und zugleich für die Ehre ihrer Unſchuld gehalten hat. Eben deßwegen iſt ein ſittſames Erröthen von den Alten die Leibfarbe und die Blume der Schönheit genannt worden. Die Reizungen des angenehmſten Geſichtes können ſich durch eine einzige unanſtändige allzufreye Mine in Häßlichkeiten verwandeln, und die Bewunderung derſelben wird ſich in Mißvergnügen und Verachtung verlieren. Gleichwohl ſoll in einem gewiſſen Reiche, welches man allezeit als eine Schule der Artigkeit gerühmt hat, die Schamhaftigkeit aufgehört haben, eine vorzügliche Tugend des Frauenzimmers zu ſeyn, und das Schminken des Geſichtes ſoll, wie die geheime Geſchichte erzählt, eben deßwegen eine allgemeine Mode geworden ſeyn, weil unterſchiedne Damen, bey allem ihren Geſchmacke an einer übertriebnen Freyheit, dennoch empfunden hätten, daß diejenigen, die noch erröthen könnten, ſchöner wären als ſie. Aus dieſer Urſache hätten ſie eine Kunſt zu färben erfunden und eingeführt, welche ſie des unangenehmen Bewußtſeyns, weniger als andre bewundert zu werden, entlediget hätte. Da nun dieſe Mode, ungeachtet unſrer Neigung gegen das Ausländiſche, niemals, wie ich hoffe, unter den nordiſchen Damen ihr Glück machen wird, ſo habe ich ſehr hohe Begriffe von der Zärtlichkeit ihrer Unſchuld und Tugend. Unterdeß wage ich es doch, kraft meines Aufſeheramtes, ihnen den unmaßgeblichen Vorſchlag zu thun, ob ſie bey der Sorge für ihren Anzug ſich nicht gefallen laſſen wollten, allezeit in reifliche Erwägung zu ziehen, was wohl beſcheidne und ſittſame Perſonen unſers Geſchlechtes davon denken könnten, wenn ſie auch ihre Gedanken aus Achtung und Ehrerbietung gegen ſie geheim halten ſollten.

So unſtreitig nun die Schamhaftigkeit eine vorzügliche Zierde ihres Geſchlechts iſt, ſo gewiß iſt es, daß ſie dem unſrigen nicht weniger anſtändig ſey. Ich wollte ſie deswegen allen unſern Jünglingen durch einen alten Philoſophen anpreiſen laſſen, welcher gewohnt war zu ſagen, daß er diejenigen, welche roth würden, allezeit denen, welche blaß würden, vorzöge, wenn ich nicht glaubte, daß die Stimme der Vernunft eben ſo viel über ſie vermögen würde, als die Stimme des Anſehens. Sie iſt ein Schmuck aller menſchlichen Alter; ſie erhebt das Anſehen einer männlichen Stirne, und macht die Runzeln des Greiſes ehrwürdig. Ein unverſchämter Mann — und noch mehr ein alter unverſchämter Greis ſind unſtreitig ſehr beſchimpfende Namen. Gleichwohl muß ich bekennen, daß ich unter den Lobeserhebungen der Männer und der Greiſe ſelten das Lob gehört habe: Es war ein ſchamhafter Mann; es war ſo gar noch ein ſchamhafter Greis! Ob dieſes unſerm Geſchlechte zur Ehre oder zur Erniedrigung gereiche, dieſes könnten die Sittſamen des andern Geſchlechtes am beſten entſcheiden; ich nehme aber die Frauenzimmer aus, bey denen Ein: Gehen ſie, Unverſchämter! eine Aufmunterung zu gröſſern und kühnern Unverſchämtheiten iſt.

J.

Neuntes

Neuntes Stück.

So bald mit Gründlichkeit gezeigt wird, daß zwiſchen der Religion, und zwiſchen den Erfahrungen und Beobachtungen aus dem ordentlichen uns bekannten Laufe der Natur kein Streit ſey; daß vielmehr die Betrachtung deſſelben ſtarke und häufige Vermuthungen für die Richtigkeit und Gewißheit der Religion darbiete, und mannichfaltige Spuren zeige, woraus man ſchließen kann, daß ihr Urheber die Abſicht gehabt habe, der Einrichtung der Welt und ihren Schickſalen eine nicht dunkle Gleichförmigkeit mit ihren großen Grundſätzen zu geben: So iſt dieſes für einen jeden nachdenkenden Geiſt einer von den mächtigſten Beweiſen ihrer alle Zweifel weit überwiegenden Glaubwürdigkeit. Ein Beweis, der nicht unter ihre bekannten Beſtätigungen gehört, der aber eben dadurch ein vorzügliches Recht zu unſrer Aufmerkſamkeit gewinnt. Der Stolz des Ungläubigen muß beſchämt werden, wenn die Natur, ſo weit wir ſie verſtehen, auf der

Seite der Offenbarung iſt. Denn es kann nicht die Vernunft ſeyn, die ihm die Lehren der Religion beſtreiten hilft, wie er ſich rühmt, weil die Vernunft zum wenigſten nicht wider die Natur ſtreiten kann. Die Ehre, dieſen Beweis für die Religion in ſein volles Licht zu ſetzen, war einem der würdigſten Biſchöfe von Engelland, D. Joſeph *Buttlern*, dem Biſchofe von *Durham* aufbehalten. Er that es in einem Werke, welches er die *Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion mit der Einrichtung und dem Laufe der Natur* nannte. Er zeigte in ihren Lehren ſo viel Gleichförmiges, ſo viel Harmonie mit ſo mannichfaltigen aus der Erfahrung bekannten natürlichen Dingen, daß daraus für ſie ein Beweis von unendlicher Glaubwürdigkeit entſtand. Sein Werk gehört unter die gründlichſten dieſes Jahrhundertes und verdient, mehr gekannt zu werden. Sein Innhalt überſteigt die gewöhnlichen Einſichten, und die Art des Vortrages gleicht dem tiefſinnigen Innhalte, methodiſch, ohne finſter oder rauh, oder verdrüßlich zu ſeyn, nicht ſo wohl ſchön, als kurz, beſtimmt, und heiter. Einem ſolchen Werke darf ich wohl, ohne Furcht, für Ernſthafte langweilig zu werden, einige Blätter widmen; denn ich hoffe Leſer zu haben, die bereit ſind auch einem ſchwerern Buche für ihre Religion einige Stunden zu widmen. Und wer wird einem tiefen Weltweiſen und einem erleuchteten Gottesgelehrten nicht mit Vergnügen zuhören? Unterdeß werde ich ſie nur mit einigen Abhandlungen deſſelben bekannt machen, damit ſie die übrigen deſto begieriger und vorbereiteter leſen mögen.

Unſre lebendige und vernünftige Natur dauert nach dem Tode fort: Unſer Zuſtand in dieſen neuen Auftritten des Lebens hängt von unſerm gegenwärtigen Verhalten ab, deſſen gute oder böſe Beſchaffenheit dem verſtändigen und moraliſchen Urheber und Beherrſcher der Welt nicht gleichgültig ſeyn kann; Gottſeeligkeit und Tugend machen den Charakter aus, ohne welchen niemand an dem künftigen Zuſtande der Glückſeeligkeit und Sicherheit unter ſeiner gerechten und gnädigen Regierung Theil nehmen wird: Wir leben alſo hier in einem Stande der

Uebung, der Vorbereitung und der Zucht; Dieſes ſind die großen Wahrheiten, welche die Offenbarung mit der natürlichen Erkenntniß Gottes gemein hat; welche ſie bey ihren beſondern und unterſcheidenden Lehren, oder ſie mit ihrem eigenthümlichen Namen deutlicher anzuzeigen, bey den Geheimniſſen des Glaubens vorausſetzt, und durch ihr göttliches Anſehen zur höchſten Stufe der Gewißheit erhebt. Sie haben, außer dem unmittelbaren Zeugniſſe der Gottheit, mannichfaltige Gründe der Glaubwürdigkeit, unter denen ihre Analogie und Gleichförmigkeit mit dem Laufe der Natur einer der wichtigſten iſt. Dieſes iſt der Grundriß von dem erſten Theile der Analogie.

Was die Fortdauer unſrer vernünftigen Natur nach dem Tode betrifft: So läßt ſich zwar aus der gegenwärtigen Einrichtung der Welt nicht erweiſen, daß wir die große Zerſtörung unſers organiſchen Körpers überleben müſſen; allein dasjenige, was wir aus dem Laufe der Natur oder der Vorſehung erfahren, unterrichtet uns nicht allein, daß unſre Fortdauer in einem künftigen Zuſtande der Empfindung und Thätigkeit nicht allein möglich, ſondern auch unendlich glaubwürdiger ſey, als das Gegentheil. Denn wir können aus den Veränderungen, welche alle lebendigen Geſchöpfe in den verſchiednen Zuſtänden ihres Daſeyns erfahren, mit Recht ſchlieſſen, es ſey ein allgemeines Geſetz der Natur, daß ſie „mit ſolchen Stufen des Lebens, der Empfindung, des Bewußtſeyns und der Thätigkeit „in einer Periode ihrer Dauer da ſeyn können, „welche ſich von denen weit unterſcheiden, die „ihnen in einer andern Periode des Daſeyns „zugemeſſen ſind? Sind nicht die Verſchiedenheit in den Zuſtänden ihres Lebens bey „ihrer Geburt, in ihrem Wachsthume, und „in ihrer Reife; die Verwandlung von Würmern zu Fliegen, die damit verknüpfte große „Erhöhung ihrer Kraft, ſich von einem Orte „zum andern zu erheben, und die Veränderung, die mit den Inſecten und Vögeln „vorgeht, wenn ſie ihre erſte Wohnung, die „Schaale, die ſie umgiebt, durchbrechen, und „in eine neue Welt kommen, wo ſie eine ihnen „angemeßne Sphäre der Wirkſamkeit antreffen, Beyſpiele von dieſem allgemeinen Ge-

„ſetze der Natur? Und iſt nicht unſer Leben „vor unſrer Geburt, von unſerm Leben in „unſrer Kindheit, und dieſes von unſerm Leben in unſerm reifern Alter ſo ſehr unterſchieden, als nur immer zween Zuſtände und „Stufen des Lebens von einander verſchieden ſeyn können?„ Warum ſollte nicht der Tod eine ſolche Veränderung ſeyn, durch welche wir in eine neue Scene des Lebens verſetzt werden? Wir wiſſen, daß wir Fähigkeiten, zu handeln, glückſeelig und unglückſeelig zu ſeyn beſitzen; wir wiſſen, daß ſie unter den mannichfaltigen Veränderungen, fortdauern, die wir hier erfahren; es iſt alſo glaubwürdig, daß ſie auch in allen folgenden Veränderungen fortdauern werden, ſo lange wir keinen gewiſſen Grund des Gegentheils ſehen. Denn wir haben, wenn wir tief denken, keinen andern Grund zu glauben, daß wir in dem nächſten Augenblicke auf eben die Weiſe, als itzt fortdauern, als dieſen einzigen, daß wir unſer Daſeyn ſchon in mehr Augenblicken auf dieſe Weiſe genoſſen haben.

Sollten wir alſo mit Grund befürchten müſſen, daß wir nach dem Tode entweder nicht fortdauern könnten, oder nicht fortdauern würden: So müßte die Beſorgniß aus der Beſchaffenheit des Todes entſpringen, oder wir müßten die völlige Zerſtörung unſers Lebens aus der Analogie, wir müßten ſie aus ähnlichen Fällen der Natur ſchlieſſen. Aus der Beſchaffenheit des Todes ſelbſt kann ſie nicht geſchloſſen werden. Denn was wiſſen wir von dem Tode anders, als daß er eine Zertrennung des Fleiſches, der Haut, und der Gebeine iſt? Wer kann aber behaupten, daß die Ausübung unſrer lebendigen Kräfte von der Verbindung dieſer Theile abhängt? Und wer weiß, von was für einem Weſen das Daſeyn dieſer lebendigen Kräfte abhängt, welche ſo gar da ſind, wenn ſie nicht gebraucht werden, wie der Zuſtand des Menſchen in der Ohnmacht beweiſt? Da wir nun die eigentliche Beſchaffenheit des Todes gar nicht kennen, ſo iſt es, um der vorhergehenden Gründe willen, glaublicher, daß wir nach demſelben thätige Weſen bleiben, als daß wir zu leben aufhören. Der

Tod zerſtört wohl den ſinnlichen Beweis unſers Lebens; aber er iſt ſelbſt kein Beweis, daß wir des Daſeyns völlig beraubt werden.

In der Analogie der Natur entdecken wir nichts wider die glaubwürdige Fortdauer unſers Lebens nach dem Tode. Denn iſt das thätige Weſen, welches wir eigentlich unſer Ich, unſer Selbſt nennen, nicht unſer organiſirter Körper, ſo genau dieſer auch mit uns verbunden iſt; denn wir können viele und große Theile deſſelben verlieren, ohne daß wir glauben, in dieſem unſerm Selbſt zerſtümmelt zu ſeyn; muß es etwas Einfaches und Untrennbares ſeyn, weil das Bewußtſeyn unſrer ſelbſt einfach und untheilbar iſt: So kann die Auflöſung des Körpers nicht beweiſen, daß zu der Zeit, da ſie erfolgt, dieſes einfache Weſen, als die wahre Quelle der Thätigkeit und des Lebens zernichtet werde.

Wir bemerken in uns zweyerley Kräfte; empfindende Kräfte; und Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Neigung. Die erſte Art braucht den Körper wegen der Werkzeuge der Empfindung, mit welchen er verſehen iſt. Allein ungeachtet ſie ihn brauchen, ſo finden wir doch keinen Grund in der Natur, der uns nöthigte, zu glauben, daß ſie nicht ohne dieſen Körper, ohne dieſe Werkzeuge der Empfindung beſtehen könnten. Die Erfahrung lehrt, daß wir mit unſern Augen eben ſo ſehen, als mit den Sehegläſern. Wie nun die Kraft, durch die wir ſehen, nicht in den Sehegläſern iſt; ſo kann ſie auch nicht in den Augen ſeyn. Die Augen ſind nur Canäle, die beſtimmt ſind, der Seele Vorſtellungen zuzuführen; aber daraus folget nicht, daß ſie die einzigen Mittel zu dieſem Endzwecke ſind. Eben dieſes kann von allen übrigen Sinnen behauptet werden. Und finden wir nicht in den Träumen, wo die Sinne ruhen, in uns eine verborgne ganz wunderbare Kraft, uns empfindbare Gegenſtände ohne ihre Hülfe eben ſo ſtark und lebhaft, als mit denſelben vorzuſtellen?

Noch unabhängiger von dem Körper ſind die Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Zuneigung, und das lehrt uns bloß die Beobachtung der Natur. Die Sinne deſſelben dienen zwar, ihnen die nöthigen Begriffe zur Ueberlegung zuzuführen, wie zum

Bauen Hebebäume, Gerüſte, und andre Werkzeuge nöthig ſind; aber wenn wir einmal Begriffe haben, ſo kann die Seele, wie die Erfahrung lehrt, dieſe Kräfte ſelbſt in dem itzigen Leben gebrauchen, und durch die Ueberlegung Vergnügen und Schmerz empfinden, ohne der Sinne weiter zu bedürfen. Auch zeigt uns dieſe Erfahrung viele Beyſpiele tödtlicher Krankheiten, die nicht auf die Kräfte der Ueberlegung und Neigung wirken, wenn ſie auch den Körper ſchon beynahe ganz zerſtört haben, und das macht es glaubwürdig, daß ſie dieſe Kräfte in der völligen Zerſtörung deſſelben nicht zerſtören können, ob ſie uns gleich hindern, ihre fernern Wirkungen wahrzunehmen. Wer hat nicht Menſchen gekannt, welche in den tödtlichſten Krankheiten bis zum letzten Hauche ihres Lebens Vorſtellung, Gedächtniß und Vernunft ungeſchwächt behielten, und die äußerſte Stärke der Zuneigung, und der Empfindung des höchſten geiſtlichen Vergnügens oder Schmerzens zu erkennen gaben? Wer kann denn alſo glauben, daß die Krankheit, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Grade kömmt, nämlich bis zu dem, der tödtlich iſt, Kräfte zerſtören werde, welche in ihrem Wachsthume bis zu dieſem Grade gar nicht davon angegriffen wurden? Eine tödtliche Krankheit iſt der Tod in ſeinem Anfange: Warum ſollten wir uns denn einbilden, daß der Tod in ſeiner Vollendung über unſer thätiges Weſen etwas vermögen ſollte, über welches er nichts in ſeinem Anfange vermochte? Und geſetzt er unterbräche ihre Ausübung, ſo iſt doch von einer ſolchen unterbrochnen Ausübung bis zu ihrer Zerſtörung ein unendlicher Abſtand. Der Tod kann in gewiſſer Abſicht unſrer Geburt ähnlich ſeyn, welche weder die Kräfte aufhebt, die wir unter der Bruſt unſrer Mutter hatten, noch das in dieſem Zuſtande angefangene Leben unterbricht, ſondern es vielmehr fortſetzt, und uns in eine erweiterte Scene des Daſeyns bringt. Die Analogie gebietet uns alſo zu glauben, daß nach unſerm Tode die Sphäre unſrer Erkenntniß und Fähigkeit gröſſer ſeyn werde. Die Abnahme der Pflanzen iſt in der Natur das Einzige, was einige Aehnlichkeit mit der Abnahme lebendiger Geſchöpfe hat. Allein aus dieſer Aehnlichkeit läßt ſich nichts ſchließen, weil es ihnen an dem Weſentlichen fehlt, worauf alles ankömmt, nämlich an der Kraft zu empfinden und zu handeln. Alles dieſes iſt freylich keine Demonſtration; allein welch ein Vergnügen zu wiſſen, daß der Stimme der Religion von der Natur nicht widerſprochen wird!

A.

Zehntes Stück.

Große Beyſpiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche ſich durch Geburt und Würden über andre Menſchen erheben, ſind nicht allein ſo rührend, ſondern auch ſo unterweiſend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, ſelbſt die, welche ſie nicht in ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derſelben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden ſind, und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen ſagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was ſie davon wiſſen, wenn ſich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen. Den Großen fehlt es nie an Schmeichlern, und zumal in ihrem Leben niemals, wenn man von ihren geſchmeichelten Leidenſchaften belohnt zu werden hofft; aber nur allzuoft fehlt es ihnen an ſolchen, die ihre wahre Größe mit einer aufrichtigen Bewunderung verehren. Eben deswegen iſt, wie ich glaube, die Ausübung dieſer Pflicht beſonders nach ihrem Tode um ſo viel nothwendiger, je ſichrer alsdann die Erfüllung derſelben vor dem gefährlichen Verdachte der Schmeicheley ſeyn kann. Die Großen ſelbſt, welche vortreffliche Beyſpiele geben, bedürfen einer ſolchen Belohnung nicht, weil ihr Andenken in dem Andenken der Gottheit ſichrer iſt, als in dem ungetreuen Gedächtniſſe der Menſchen. Nur die Menſchen und unter ihnen diejenigen, welche Geburt, Rang und Reichthum in den Stand ſetzt, ihnen zu folgen, bedürfen dieſes Andenkens, da wir einmal ſo geartet ſind, daß Beyſpiele mehr über uns vermögen, als Lehren und Vorſchriften; wirklich große Exempel aber ſelten gegeben, und ſelten aufbehalten werden, weil die Geſchichte unter dem Namen der Tugenden mehr glänzende Laſter, als wirkliche Tugenden unvergeßlich zu machen pflegt. Jedermann weiß, wie ſehr ein Carl Adolf von Pleſſen dieſe Anmerkungen verdient, der zu einer allgemeinen Ehrerbietung und Traurigkeit über ſeinen Tod noch gerechtere Anſprüche hat, als in den Augen des Weiſen und des Chriſten die Namen ſeiner Geburt und ſeiner Würden ſind. Eben deswegen brauche ich mich nicht zu entſchuldigen, daß ich, voll von der Empfindung, die ich mit dem Publico gemein habe, von ihm rede, und zu wenig von ihm ſagen werde, da Hohe und Niedrige ſo ſehr im Stande ſind, ein unvollkommenes Gemälde zu vollenden, und durch das, was ſie wiſſen und erzählen können, in eine wirkliche Geſchichte zu verwandeln. Die einmüthige Ehrerbietung, mit welcher die Geſellſchaften von ihm reden, macht, daß meine Traurigkeit mit Freude vermiſcht iſt, indem ich dadurch überzeugt werde, daß wir noch ähnliche Beyſpiele zu erwarten haben, da unſre Zeiten ſo fähig und gerecht ſind, ſie zu bewundern.

Wenn ich kürzer ſeyn könnte, als es mir die Empfindungen erlauben, von denen ich durchdrungen bin, ſo würde ich weiter nichts ſagen, als was eine allgemeine Stimme ſagt, daß wir einen Mann von großen Eigenſchaften, einen tugendhaften ehrwürdigen Greis, einen wahren Chriſten, und einen Vater der Armen verloren haben.

Man kann es nicht allezeit wagen, in dem Lobe derjenigen, welche wirklicher Verdienſte wegen der Nachahmung empfohlen zu werden verdienen, bis auf die erſten Zeiten ihres Lebens zurückzugehen. Man glaubt es oft den ſpäten Zeiten derſelben ſchuldig zu ſeyn, ihnen weder Kindheit noch Jugend zu geben, und man vergißt aus Ehrfurcht und Liebe diejenigen Jahre, in welchen ſie ſich ſelbſt vergeſſen hatten. Allein ob gleich der würdige Greis, welcher itzt von ſo vielen erhoben, und von einer gröſſern Anzahl beweint wird, nicht ſelten eine aufrichtige Unzufriedenheit mit ſeinen frühern Jahren bezeugt hat: So weiß ich doch von unverwerflichen Zeugen, die ihn in ſeinem Frühlinge und Sommer gekannt haben, daß vor ihrer Ehrerbietung gegen ihn in ſeinem Alter eine wahre und redliche Hochachtung gegen ſeine Jugend vorhergegangen ſey.

Er beſaß ſehr unterſcheidende natürliche Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens; ein feuriges Temperament; einen lebhaften, ſchnellen, und durchdringenden Verſtand, den er mit mannichfaltigen Einſichten und Kenntniſſen bereichert hatte. Er dachte ſelbſt; er liebte die Wahrheit; er war begierig, ſie zu ſuchen, und fand ſie mit Erkenntlichkeit und Vergnügen. Die Begierde, ſich zu unterrichten, verließ ihn ſelbſt in dem Alter nicht, in dem der Eigenſinn der meiſten Greiſe alles gelernt zu haben meint; ſie verſchaffte vielen die Ehre ſeines Umganges, und man ſah oft ſein Geſicht durch eine lebhafte Freude verjüngt werden, wenn er etwas zu hören glaubte, das ihm erweiterte Einſichten verſprach. Mit dieſen Eigenſchaften des Verſtandes vereinigten ſich nicht allein ein ſolches glückliches und getreues Gedächtniß, durch welches er ſich in den Stand geſetzt ſah, in ſeinen hohen Jahren, wo andre mit einer dunkeln Erinnerung an ihre vorigen Kenntniſſe und Erfahrungen zufrieden ſind, von allem, was er vor langen Zeiten erlernt, geſehen, und erfahren hatte, mit einer Sicherheit und Zuverläßigkeit, und mit einem ſolchen Strome der Rede zu ſprechen, als wenn ihm alles gegenwärtig wäre; ſondern auch ſolche Neigungen des Herzens, die mit ſeiner Geburt, mit dem Stande, der ihn erwartete, und mit den hohen Würden, die er bekleidet hat, überein kamen, die er niemals unterdrückte, die er aber beſtändig einzuſchränken ſuchte. Wie glücklich iſt er nun, da dieſe Vorzüge durch die Religion einen wahren und unvergänglichen Werth empfangen haben! Denn ſo glänzend ſie auch den Namen eines Großen unter den Menſchen machen können, und ſo ſchmeichelhaft es iſt, über andre dadurch erhoben zu werden: Was ſind gleichwohl alle großen Eigenſchaften, welche Natur, Erziehung und Welt geben, wenn nicht eine wahre Gottſeeligkeit und Tugend ihre Beſtimmung regieret, ihr Unvollkommnes verbeſſert, ihre Verſchwendung verhindert, ihnen die beſten Wege vorzeichnet, und ſelbſt ihre Verirrungen unſchädlich macht? Sie ſind Fähigkeiten zur Unſterblichkeit, die an vergänglichen Schatten abgenützt werden; ſie veranlaſſen ſchimmernde Zerſtreuungen, über welchen die größte Angelegenheit der menſchlichen Natur vergeſſen wird, und ſie werden gemeiniglich eine Kunſt, durch ein Leben voll Glück und Bewunderung einer unglücklichen Ewigkeit entgegen zu eilen. Nur eine erleuchtete Frömmigkeit macht ſie zur Quelle eines wahren Glückes, und niemand kann davon mehr überzeugt ſeyn, als es der Herr Obercammerherr war, der dadurch auf eine ſo vorzügliche Weiſe von andern unterſchieden wurde.

Er beſaß; denn ſeine Handlungen haben es bewieſen; eine ungeheuchelte, eifrige und leuchtende Frömmigkeit; eine Frömmigkeit, die ihren erſten Grund in einer ſtarken und gewiſſen Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion hatte. Er glaubte nicht bloß aus Erziehung und Gewohnheit; er hatte die Beweiſe und Zeugniſſe, welche das Chriſtenthum allen Widerſprüchen, Zweifeln und Einwürfen unüberwindlich machen, ſelbſt unterſucht, und dieſe Unterſuchung blieb, ſo feſt auch ſein Glaube dadurch geworden war, beſtändig eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen. Unter den mannichfaltigen Beweiſen der Religion hatte nach ſeiner eignen Verſicherung allezeit den ſtärkſten Eindruck auf ihn der gemacht, welcher von dem Streite ihrer Wahrheiten wider die gegenwärtige von uns ſo ſehr geliebte Beſchaffenheit unſrer Natur hergenommen werden kann. Eine redliche Unterſuchung und Prüfung ſeiner ſelbſt mußte, nach ſeinem Urtheile, einen jeden überführen, daß ſie keine menſchlichen Erfindungen ſeyn könnten. Sie greifen die Leidenſchaften ohne Ausnahme an, und verlangen entweder eine völlige Ausrottung oder eine beſtändige Unterdrückung, Mäßigung und Verläugnung derſelben; alle falſche Religionen hingegen haben entweder aller oder doch einiger Leidenſchaften geſchont, und keine einzige hat beſonders den Stolz der menſchlichen Natur ſo tief gedemüthigt, als die Religion des Chriſtenthums. Wie gern unterredete Er ſich nicht von dieſem Beweiſe, und welch eine eigne Ueberzeugung leuchtete nicht aus dem hervor, was er über denſelben ſagte! Er gab beſtändig und mit einer ganz unverdächtigen Aufrichtigkeit zu erkennen, daß er mit ſeinen Handlungen keinen Anſpruch auf die Erbarmung des unendlichen Weſens zu haben glaubte; daß er vielmehr alle ſeine Hoffnungen auf den Erlöſer gründete, den er bekannte, und außer ihm weder Ruhe und Friede, noch Glückſeeligkeit und Troſt wüßte. Man ſah Ehrfurcht und Ernſt in ſeinen Augen, wenn von Gott geredet wurde, und wenn er von der Offenbarung redete, redete er allezeit mit Begeiſterung. In den letzten Jahren ſeines Lebens konnte er ſeiner Schwachheit wegen dem öffentlichen Gottesdienſte nicht mehr beywohnen; zween Tage aber waren beſtändig dem Privatgottesdienſte gewidmet, und mit welcher Erbauung wartete er ihn nicht ab, da die, ſo in ſeinem Hauſe waren, bekennen, daß ſie mehr, als andre, unglücklich zu ſeyn verdienten, wenn ſein Unterricht, und vornehmlich ſein Beyſpiel nicht unauslöſchliche Eindrücke in ihnen zurücklaſſen würde.

Seine Frömmigkeit war nicht bloß eine Tugend ſeines Alters, die mehr die Ruinen deſſelben, als die Seele ſelbſt verſchönerte; ſie war keine verſpätete Gottesfurcht, an welcher der Wohlſtand und die Zeit mehr Antheil hatte, als die Macht der Religion; Er erndtete in dem Herbſte und Winter ſeines

Lebens ein, was er ſchon in ſeinen frühern Jahren ausgeſtreut hatte.

Es war ſeine Freude, von gottſeeligen und würdigen Perſonen reden zu hören, und es war natürlich, daß er einen zärtlichen Antheil an denen nahm, mit welchen er Eine beſtändige Geſellſchaft auszumachen hoffte; allezeit begierig, zu beſſern, die Geſinnungen von Religion, von denen er ſich beſeelt fühlte, andern mitzutheilen, und den Geiſt der wahren Frömmigkeit beſonders in ſeinem Hauſe auszubreiten. Er ermunterte ſeine Bedienten zu ſeiner Nachahmung bald mit dem Anſehen, das ihrem Herrn anſtändig war; bald machte ihn ſeine Liebe gegen die Religion zur glücklichern Beförderung dieſer Abſicht ſinnreich, indem er oft that, was er nicht zu thun ſcheinen wollte, wenn er ſich von ihnen zuweilen die ſchönſten Stellen der Offenbarung vorleſen, zuweilen abſchreiben ließ, allezeit aber diejenigen, die Chriſtenthum zeigten, ohne Heuchler zu ſeyn, durch ſeine größre Achtung gegen ſie von andern unterſchied. Er haßte die Freygeiſterey und drückte ſich gemeiniglich mit vieler Stärke darüber aus, und gleichwohl floh er die Freygeiſter nicht, denen er ſeinen Wunſch, ſie in beſſern Geſinnungen zu wiſſen, niemals verhielt. Seine freymüthigſten Vorſtellungen, ſo ungekünſtelt ſie auch waren, beleidigten nicht, oder ſollten nicht beleidigen, weil diejenigen, die ſie angiengen, deutlich ſehen konnten, daß ſie aus einem Herzen floſſen, welches ſein eignes Glück mit ihnen zu theilen wünſchte. Er hatte wirklich die Belohnung, daß einige ihre beßre Art zu denken und zu leben keinem andern, als ihm, als ſeinen Aufmunterungen, und ſeinem Beyſpiele dankten. Seine Sorge für dieſen großen Endzweck breitete ſich über ſehr entfernte Menſchen aus. Er unterſtützte die Miſſionen in Indien; er ließ Africaner unterrichten und anführen, damit ſie Miſſionarien unter ihren natürlichen Völkern werden konnten. Sind nicht alle ſeine Abſichten erfüllt worden, ſo müſſen die Abſichten den wirklichen Thaten gleich gerechnet werden.

Sechzehn neue Schulen, die er auf ſeinen Gütern geſtiftet, und mit guten unwiderruflichen Einkünften verſorgt hat, ſind ein ewiges Zeugniß, mit welchem Eifer Er die Ausbreitung

tung einer gröſſern Erkenntniß, und mit einer gröſſern Einſicht die Frömmigkeit und Tugend ſelbſt zu befördern ſuchte; eine Wohlthat, die beſonders erhoben zu werden verdient, weil ſie unvergänglich iſt, und mehr als einer Nachwelt erwieſen wird.

In den geiſtlichen Stellen, die er zu beſetzen hatte, ſuchte er mit einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit ſolche Männer zu wählen, die nicht allein geſchickt und unterrichtet genug wären, andre zu unterrichten, ſondern auch mit den Geſinnungen des Herzens, die ihr Beruf verlangt, eine ſolche Aufführung vereinigten, die noch nützlicher und erbaulicher ſeyn könnte, als ihre Lehre. Er gab ſich Mühe, ſie zu kennen; er unterſuchte ſelbſt die Gaben ihres Geiſtes, und die ausführlichen Kenntniſſe, die er von der Religion hätte, ſetzten ihn in den Stand, in ſeiner Unterſuchung glücklich zu ſeyn; allein das wachſamſte Auge hatte er auf ihre Sitten. Da ihre Stellen ſich in ihren Einkünften von einander unterſchieden, ſo ließ er allezeit diejenigen, die er gewählt hatte, von den niedrigen zu den beſſern emporſteigen, und belohnte ihre Treue auch durch außerordentliche Wohlthaten. Je mehr er wünſchte, die Erkenntniß der wichtigſten Wahrheiten unter andern auszubreiten, deſto aufmerkſamer war er, ihnen dieſe Erkenntniß zu erleichtern. Kein Aufwand war ihm angenehmer, als der Aufwand auf erbauliche Bücher, die er unter diejenigen austheilte, welche ſich dieſelben ihrer Umſtände wegen nicht verſchaffen konnten, oder ſich ohne ſeine Fürſorge nicht darum bekümmert hätten, ſie zu haben und zu leſen.

Eine vollkommne Uneigennützigkeit, die ſich von der Verſchwendung ſo weit, als von der Begierde, bewundert zu ſeyn, entfernte, gehörte unter die ſchönſten Züge ſeines Charakters. Er hatte außerordentliche Gelegenheiten, Beweiſe davon zu geben. Seine Umſtände erleichterten ihm die Ausübung derſelben; unterdeß waren die Beweiſe davon eben ſo groß, als bekannt ſie ſind. Das Kloſter Wemmetoft, eine vortreffliche Stiftung, und eine anſtändige Verſorgung für Perſonen von Geburt, die zugleich ſo manchen ſonſt vernachläßigten Waiſen Unterhalt und Erziehung verſchafft, wird ein beſtändiges Denkmal ſo wohl ſeiner Uneigennützigkeit, als ſeiner Großmuth ſeyn.

Man findet Gemüthsarten, die von Natur ſo ruhig ſind, daß ihre Tugend wenig oder keine Gewalt wider ſich ſelbſt braucht; die ſeinige war lebhaft und feurig. Allein wenn er empfand, oder durch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt überzeugt wurde, daß er gerechte Urſachen zur Unzufriedenheit mit ſeinen Lebhaftigkeiten in ſeinen Urtheilen oder Handlungen hätte: So überredete er ſich niemals, daß es ſeiner Würde entgegen wäre, andern zu geſtehen, was er ſich ſelbſt geſtand. Er that noch mehr. Eine Lebhaftigkeit, mit der er unzufrieden war, wurde gemeiniglich entweder eine Wohlthat oder eine noch größre Zuneigung und Freundſchaft. Man hat Beyſpiele, daß er ſich ſo gar einen zu ſchnellen Verdacht in Gedanken nicht vergab, ohne auf eine thätige Weiſe zu entdecken, daß er ihm misfiel.

Unter allen Tugenden giebt dem Stande der Großen und der Reichen keine eine höhere Würde als die Wohlthätigkeit; eine Tugend, welche in Zeiten, wo die Schwelgerey ihre

Herrſchaft ſo ſehr erweitert, immer ungewöhnlicher werden muß, wenn nicht auch das Beyſpiel des Wohlthäters, welchen itzt die Thränen ſo vieler Armen preiſen, die Ausübung und Nachahmung derſelben unterhält. Wie ſehr beſaß er nicht die Kunſt zu geben; dieſe weit edlere Vollkommenheit, als die Kunſt zu genießen! Wie gütig bewies er ſich nicht gegen diejenigen, die um ſeine Perſon waren! Er wußte und geſtand es, daß er nicht aller derer bedürfte, die in ſeinem Hauſe waren; allein es war genug, daß ſie ſeiner bedürften, und durch ihn Gelegenheit erhielten, nicht nur glücklicher, ſondern auch beſſer zu werden, indem ſeine beſondre Aufſicht über ſie die größte Wohlthat war, die ſie in ſeinen Dienſten empfiengen. Seine Wohlthätigkeit blieb nicht auf ſie und auf ſeine Güter eingeſchränkt, wo der Landmann niemals klagte, ohne eine ſchnelle Erleichterung und Hülfe zu erhalten. Eine langſame Wohlthat ſchien ihm wenig beſſer, als Geiz zu ſeyn. Sollten bloß diejenigen Beweiſe ſeiner Großmuth erzählt werden, welche nicht verſchwiegen bleiben konnten: So würde man von Unglücklichen reden müſſen, die er unterſtützte, ungeachtet ihre Hülfe den Aufwand anſehnlicher Summen erforderte; von Perſonen aus ſolchen Umſtänden, welche die Dürftigkeit um ſo viel bitterer machen, je weniger ſie in denſelben gefürchtet wird, und von vielen andern, welche mehr als einen gewöhnlichen Beyſtand brauchten und erhielten. Sehr oft wurde das Elend durch ſeine Wohlthaten nicht allein vermindert, ſondern vertrieben. Seine außerordentliche Wohlthätigkeit hat zuweilen rührende Begebenheiten veranlaßt. Ein Mann wurde unglücklich, und hatte eine Familie; er kannte ſein Herz, bat ihn um Hülfe, und empfieng die Antwort, daß es ihm unmöglich wäre, ſein Unglück auf eine andre Weiſe zu erleichtern, als durch eine Summe, von deren Renten er ſich erhalten könnte. Der Wohlthäter, um ſeiner Hülfe eine Beſtändigkeit zu ertheilen, verlangte nur, daß er ihm eine Schuldverſchreibung geben, jährlich kommen, und ſich über Renten quittiren laſſen möchte, die er nicht empfangen wollte. Dieſes geſchah und dem Unglücklichen war geholfen. Nach einigen Jahren fand er beſondre Urſachen in der Ausführung deſſelben, ſeine Wohlthaten zu vergröſſern. Er entfernt, da er zu ihm kömmt, die, ſo um ſeine Perſon ſind: Aber da ſie zurückkommen, wie erſtaunen ſie nicht, als ſie ihn vollkommen ruhig, den aber, den ſeine Gütigkeiten ſo oft frölich gemacht hatten, verſtummt, und in einer ſichtbaren ſehr großen Beſtürzung erblicken, und häufige Thränen aus ſeinen Augen ſtrömen ſehen, biß ſie nachher erfuhren, daß die Schuldverſchreibung, welche ſein Wohlthäter zerriſſen hatte, die Urſache ſeiner Beſtürzung und Thränen, dieſe aber ein ſtummer Ausdruck ſeiner Dankbarkeit und Freude geweſen waren. Seine Reichthümer waren eine offne Quelle für die Armen. Auch die Laſterhaften wurden nicht von ſeiner Hülfe ausgeſchloſſen, und glücklich waren ſie, wenn ſie ſich beſſerten! Er hielt Bediente, welche ſich nach den Umſtänden der Dürftigen und Nothleidenden erkundigen mußten, und gab ihnen beſondre Belohnungen, damit ſie dieſes Amt deſto ſorgfältiger erfüllen möchten. Die Kranken auf dem Lande und in der Stadt hatten ſich ſeiner hülfreichen Aufmerkſamkeit zu erfreuen, und ſeine

Aerzte mußten mehr für ihre Geſundheit, als für die Seinige ſorgen. Er nannte Wohlthun ſeine Seeligkeit auf der Erde, und konnte ſich nicht überreden, daß Wohlthaten zurück bringen könnten. Er konnte nicht zu weit gehen, weil er in ſeinen Angelegenheiten die genauſte Ordnung hielt, und wenn eine Einſchränkung nöthig war, lieber ſeinen perſönlichen Aufwand, als ſeine Wohlthaten verminderte. Alles dieſes that er, ohne Bewunderung und Dank zu verlangen, und verbarg ſeine hülfreiche Hand ſo ſehr, als es die Größe und die Mannichfaltigkeit ſeiner Wohlthaten zuließ. Er war demüthig, ungeachtet er geſtand, daß niemand ohne Ueberwindung demüthig ſeyn könnte; er verbot auch denen, die die Wirkungen ſeiner Güte kannten, ſie nach ſeinem Tode zu entdecken, ungeachtet er beſchloſſen hatte, ſelbſt nach ſeinem Tode noch wohl zu thun. Allein wenn würde man die Tugend rühmen können, wenn man ihre Einwilligung erwarten wollte? Ein ſo demüthiges und ſchönes Verbot verdient beynahe den Ungehorſam derer, denen es gegeben wurde.

Er hatte ſich lange auf die Ewigkeit vorbereitet, und ſah dem Tode mit Freudigkeit entgegen. Man brauchte ihn bey dem letzten Anfalle deſſelben; denn er hatte ſeine Anfälle ſchon oft empfunden; weder über ſein nahes Ende zu tröſten, noch mit einer falſchen Hoffnung der Geneſung zu hintergehen. In den letzten Jahren ſeines Alters hatte er oft gewünſcht, die Schmerzen ſeiner Auflöſung nicht zu empfinden, damit er durch kein ungeduldiges Wort anſtößig werden möchte, und ſeine Bitte wurde erhört. Er ermahnte diejenigen, die noch das Glück hatten, ihn zu ſehen, bey Zeiten ſterben zu lernen, damit ſie in Friede ſterben könnten. Er war voll Zuverſicht, Freudigkeit und Glauben an den Erlöſer, den er bald vollkommner zu preiſen hoffte; wünſchte, da er nun ſeine nahe Verſetzung in eine herrlichere Welt empfand, die Umſtehenden in einem beſſern Leben wieder zu ſehen, verlangte allein gelaſſen zu werden, und entſchlummerte.

So war Carl Adolf von Pleſſen, der Seegen, das Beyſpiel und der Glanz ſeiner Familie; der Ruhm des Däniſchen Adels;

würdig glücklich geprieſen, würdig beklagt, und noch würdiger, nachgeahmt zu werden!

Eilftes Stück.

Man braucht nur einige Kenntniß von den Urtheilen der Welt zu haben, um zu wiſſen, daß nichts gewöhnlicher ſey, als der Unterſchied, den ſie zwiſchen einem rechtſchaffnen Manne, und zwiſchen einem Manne von Religion macht. Es giebt nicht wenige, die von der Möglichkeit, rechtſchaffen zu ſeyn, ohne Frömmigkeit zu beſitzen, ſo ſehr überredet ſind, daß ſie auch die Meinung des Gegentheils für ſo ſonderbar und falſch erklären, als wenn ſie, mit Gelindigkeit davon zu reden, nur von einem unphiloſophiſchen Geiſtlichen behauptet werden könnte, der keine Menſchen kennen gelernt hat. Nach ihrer Ueberredung kann die Erfahrung viele aufzeigen, die den Ruhm der Rechtſchaffenheit behaupten und ihre Ehre in den Charakter der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ſetzen, niemals aber Religion geäußert, ſondern vielmehr kein

Geheimniß daraus gemacht haben, daß ſie wider dieſelbe eingenommen wären. Doch die Erfahrung kann niemals mit der Wahrheit uneinig ſeyn. Religion ohne Rechtſchaffenheit iſt, nach einem allgemeinen Geſtändniſſe, eine widerſprechende Idee; allein ſie iſt nicht widerſprechender als der Traum von einer wahren und vollkommnen Rechtſchaffenheit ohne Religion. Denn ein Mann, welcher ſich mit ſeiner Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdient mit dem Namen eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden: Und ein Menſch, welcher ſich rühmt, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläßige, ob er ſich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — ein Lügner muß ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge, ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſteht, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andre, und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt: So kann ſie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, oder man müßte läugnen, daß der Menſch gegen das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen ſtünde. Niemand wird den Ruhm eines ehrlichen Mannes dem zugeſtehen, der gegen einen Wohlthäter undankbar iſt, oder denjenigen verachtet, welcher ſeiner Verdienſte wegen Hochachtung und Ehrfurcht fodern kann, und die Undankbarkeit gegen Gott und der Mangel der Ehrfurcht gegen ihn ſollten mit dem Charakter der Rechtſchaffenheit beſtehen können?

Poſidor, höre ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein Chriſt iſt. Er denkt über die Religion bis zur Ausſchweifung frey; ſein Witz wird unerſchöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können; er bezahlt ſeine Spielſchulden; er bezahlt auch diejenigen, die für ihn arbeiten. Man kann ſich auf ſeine Zuſagen verlaſſen; er iſt dienſtfertig, und man hat ihn auch mitleidig geſehen! Der rechtſchaffene Mann! Allein Polidor ſpottet über Lehren, die er niemals unterſucht hat, und über die Vertheidiger derſelben, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie ſeinen Spott verdienen: Welch eine Ungerechtigkeit! Wie kann er des Ruhmes würdig ſeyn, allezeit rechtſchaffen zu handeln? Er bezahlt freylich ſeine Schulden; er iſt dienſtfertig; er iſt auch mitleidig; aber er iſt reich, und wird dafür gerühmt! Und wer weiß, ob die äußerlichen Handlungen, die ihm einen ſo beneidenswürdigen Ruhm zuwegebringen, nicht Wirkungen des Catechismus ſind, den er, ohne es itzt zu wiſſen und zu glauben, noch nicht ganz vergeſſen hat?

Man kann einräumen, daß es eine gewiſſe natürliche Neigung gegen dasjenige gebe, was man Rechtſchaffenheit nennt; denn man wird vielleicht nicht einen einzigen Fall angeben können, wo die Ungerechtigkeit, die Falſchheit, die Verſtellung, der Betrug und andre Beleidigungen der geſellſchaftlichen Pflichten an ſich, als Ungerechtigkeit, als Falſchheit, als Verſtellung und Betrug, ſelbſt von denen gebilligt würden, die den weſentlichſten Eigenſchaften eines guten und liebenswürdigen

Charakters entgegen handeln. Dieſe Neigung iſt allgemein und, wie alle Neigungen der Seele, von einer wirkſamen Natur. Sie wird ſich thätig beweiſen, wenn ſie durch äußerliche Veranlaßungen gereizt und bis zu einer gewiſſen Lebhaftigkeit erhöht, durch keine beſchwerlichen Hinderniſſe geſchwächt und durch keine ſtärkern Leidenſchaften überwunden wird. Allein da dieſe Neigung unter die Gattung derer gehört, welche durch Vernunft und Ueberlegung erweckt werden: So wird bey dem, welcher den Namen eines Rechtſchaffnen verdienen will, vorausgeſetzt, daß er eine völlige und gründliche Erkenntniß der Gegenſtände beſitze, an denen ſich eine ſolche Neigung der Seele äußern muß; daß ſie ſtark und mächtig genug ſey, ſich in keinen Fällen von andern Leidenſchaften überwältigen zu laſſen, die mit einem ſolchen Charakter ſtreiten; daß ſie ſich vornehmlich gegen diejenigen, welche ihrer am würdigſten ſind, allezeit und am ſtärkſten offenbare. Denn wo ſich eine ſolche Beſchaffenheit nicht findet, da kann man mit keiner völligen Zuverläßigkeit verſichert ſeyn, daß die Handlungen, welche aus der Rechtſchaffenheit zu entſpringen ſcheinen, wirklich keine andre Quelle haben; man urtheilt vielmehr nicht ungerecht, wenn man in einem ſolchen Falle das Gegentheil vermuthet und ſie aus Stolz, aus Eigennutz und aus andern Abſichten herleitet, die nur eine falſche und gekünſtelte Rechtſchaffenheit hervorbringen.

Hat ein Menſch die gehörigen Kenntniſſe von den Gegenſtänden, an denen ſich die Neigung, nach den Geſetzen der Rechtſchaffenheit zu handeln, äußern muß: So muß er von den Verhältniſſen Gottes gegen ſich und von ſeinen eignen Verhältniſſen gegen das unendliche Weſen unterrichtet ſeyn, und nicht allein die Nothwendigkeit, ſondern auch die Gerechtigkeit und Billigkeit empfinden, ſeine innerlichen und äußerlichen Handlungen dieſen Verhältniſſen gemäß einzurichten. Er wird einen nothwendigen und unbegreiflich vollkommnen Urheber ſeiner ſelbſt und aller andern Weſen erkennen; er wird große und majeſtätiſche Eigenſchaften in ihm entdecken, die ſeine Bewunderung, ſein Erſtaunen, und die feyerlichſte Anbetung verlangen; er wird in ihm das Urbild und das Grundweſen aller der Schönheiten wahrnehmen, die er in der Schöpfung zerſtreut findet; er wird ſehen, daß, wenn alle einzelnen Vollkommenheiten der Natur in Ein Ganzes geſammelt werden könnten, ſolches dennoch tief unter die Unendlichkeit ſeiner Vollkommenheit erniedigt bleiben würde. Er wird ſehen und aus eigner Erfahrung empfinden müſſen, daß Gott die einzige Quelle aller wahren und vollſtändigen Glückſeligkeit ſey. Er wird keinen Mangel noch Schatten in ihm erblicken, ſondern lauter unbewölktes und vollkommnes Licht, das höchſte, vortrefflichſte Gut, und zwar ein Gut, welches nicht in ſich ſelbſt eingeſchränkt bleibt, ſondern ſich ohne Aufhören andern Weſen, nach dem Maaſſe ihrer Fähigkeiten, mittheilt. Kennet er ihn als einen weiſen, unpartheyiſchen, gerechten und gütigen Beherrſcher und betrachtet er ihn als einen Vater aller ſeiner Geſchöpfe: Welch ein Schauplatz des Vergnügens und der Entzückung wird ſich ihm eröffnen! Wenn er auf dieſer großen Scene umherſchaut, und ſich unter denen erblickt, die von einem ſo liebenswürdigen Weſen abhangen: So wird er mit unüberwindlicher Ueberzeugung empfinden, daß es nicht allein eine Schuldigkeit ſey, die aus der nothwendigen Abhängigkeit von ihm entſpringt, ſondern daß es ſelbſt die Gerechtigkeit und Billigkeit begehre, ſeine Liebe, ſeine Dankbarkeit, und die Empfindungen der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen die beſte Natur zur höchſten Stufe der Lebhaftigkeit und Stärke emporſteigen zu laſſen. Könnte es wirklich geringere und unvollkommnere Weſen geben, die unabhängig von ihm wären, und ſie hätten, bey einer richtigen Erkenntniß von ihm, Empfindungen der Gerechtigkeit und Billigkeit und den Entſchluß, ihre Befehle zu Vorſchriften ihres Verhaltens zu machen: So würden ſie, auch ohne einige Abhängigkeit, dasjenige beſitzen und äuſſern müſſen, was man unter dem Namen Religion oder Frömmigkeit begreift. Wie viel mehr muß denn nicht ein Menſch ſeine Verbindlichkeit zur Religion erkennen, der mit der Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit des Urhebers der ganzen Natur ſeine Abhängigkeit von ihm empfindet? Wenn er dieſes weiß, ſo wird er wünſchen, ein ſolches Weſen noch näher kennen zu lernen, als er daſſelbe aus der Betrachtung ſeiner Werke durch ein tiefſinniges Nachdenken erkennen kann. Er wird einſehen müſſen, daß es wider ſeine Verhältniſſe gegen ihn ſtreite, eine auch nur vorgegebene Offenbarung deſſelben ohne die genauſte und ſorgfältigſte Unterſuchung zu verwerfen, und, was noch ungerechter und unanſtändiger iſt, ihrer, ohne ſie geprüft zu haben, zu ſpotten. Wenn nun ein Menſch dieſe Erkenntniſſe beſitzt, und dennoch wider beſſre Einſichten keine Religion hat: Was kann er denn für einen Anſpruch auf den Ruhm der Rechtſchaffenheit machen? Kann man wohl mit einem vernünftigen Grunde erwarten, daß derjenige, der gegen das beſte Weſen als ein Böſewicht geſinnt iſt, gegen uns als ein rechtſchaffner Mann handeln werde? Denn wenn in irgend einem Weſen die Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit deſſelben ein richtiger Grund unſrer Hochachtung und Liebe iſt: So folgt nothwendig daraus, daß dieſe Hochachtung und Liebe ihren Graden nach mit den Graden dieſer Vollkommenheit zunehmen müſſe.

Allein wenn wir unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen wollten: So könnte doch vernünftiger Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtſchaffner Mann ſeyn würde. Eigennutz, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt, Rache und Stolz ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch der Religion; entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen und iſt ſeine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Verſicherung haben wir, daß er den ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben zu ihrer Befriedigung verlangen? Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entſchloſſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche ſeine Erkenntniß des höchſten Weſens und ſeine Ehrfurcht und Liebe gegen daſſelbe fodern, kann man mit Grund erwarten, daß er in allen

Fällen auch mit Ueberwindung ſeiner geliebteſten und mächtigſten Leidenſchaften rechtſchaffen handeln werde, eben darum, weil er die Erfüllung ſeiner Pflichten gegen andre als einen weſentlichen Theil der Religion betrachtet. Denn welche Waffen giebt ſie ihm nicht wider die Macht ſeiner Begierden?

Dieſes, hoffe ich, wird genug ſeyn, uns zu überführen, daß ein rechtſchaffner Mann ohne Religion kein anderer ſeyn könne, als einer, den man ohne Zeugen und gerichtlichen Beweis nicht beſchuldigen darf, kein rechtſchaffner Mann zu ſeyn, weil er widrigenfalls auf die Erſtattung einer Ehre, die er nicht verdient, bringen und uns durch obrigkeitliche Gewalt nöthigen kann, eine Unwahrheit zu ſagen.

Folgendes Schreiben verdient von allen denen eine ernſthafte Betrachtung, die ſich zum öffentlichen Gottesdienſte verpflichtet halten.

Mein Herr Aufſeher.

Das Amt, welches Sie übernommen haben, begreift nach meinen Gedanken auch eine moraliſche Aufſicht über unſern Gottesdienſt, und ich glaube, daß Sie kraft deſſelben verbunden ſind, denen, welche den Unendlichen in

Gemeinſchaft mit andern öffentlich anbeten zu wollen vorgeben, die nöthige Vorſtellung zu thun, daß ihre Anbetung erbaulich, feyerlich, und anſtändig ſeyn müſſe. Die Materie iſt reich, und Sie werden viel darüber zu ſagen haben. Ich bleibe aber nur bey dem Singen ſtehen, welches in meinen Augen eins von den ſchönſten und weſentlichſten Stücken der öffentlichen Andacht iſt. Wie wenig erbaulich iſt es nicht, ſo wie es iſt, und wie unanſtändig in unſern meiſten Kirchen, da mit einer Geſchwindigkeit geſungen wird, als wenn wir alle auf der Flucht ſtünden! Dieſe Unanſtändigkeit kann zum Theil vermindert werden, wenn diejenigen, die den Geſang regieren ſollen, ihre Pflicht gehörig erfüllen. Ich bitte Sie demnach, zu erinnern, daß es die Schuldigkeit eines jeden Organiſten ſey, einen majeſtätiſchen oder rührenden Kirchengeſang anders, als eine Opernarie oder eine Menuet zu ſpielen.

C. T.

Zwölftes. Stück.

Mein Herr,

So bald ich ihre Betrachtung über die Schamhaftigkeit geleſen hatte, an welcher ich mit ihrer Erlaubniß die Kürze als einen Fehler anſehe, den ſie hätten vermeiden müſſen, ſo gerieth ich bey einigem Nachdenken über mich ſelbſt in Ungewißheit, ob ich wirklich eine Vollkommenheit beſäße, die Sie mit ſo vielen vernünftigen Gründen als eine beſondre Zierde unſers Geſchlechtes anpreiſen. Dieſe Ungewißheit hat mich ſo ſehr beunruhigt, daß ich gleich den Entſchluß gefaßt habe, an Sie zu ſchreiben, und Ihnen, da ich Sie als einen öffentlichen Rathgeber anſehe, meine Zweifel aufrichtig vorzutragen. Ich bin ein junges Frauenzimmer, das nach der großen Welt erzogen worden iſt. Was meine Geſtalt betrifft, ſo will ich zwar weder meine Eitelkeit verbergen noch eben ſagen, daß ich ſchön bin; allein das weiß ich, wenn ich meinem Spiegel trauen darf, daß mein Geſicht nicht unter die häßlichen gehört, und eben deswegen wünſchte ich, daß es die Reizung haben möchte, welche ſie die Leibfarbe der Schönheit nennen. Erröthen kann ich; allein ich befürchte faſt, daß ich roth werde, wo ich nicht roth werden ſollte. Sehe ich in Geſellſchaft ein Frauenzimmer, das ein ſchönres Kleid hat, als das meinige iſt, ſo werde ich roth; höre ich von ungefähr eine andre Dame mehr bewundern, als mich, ſo werde ich roth, und, damit ich alles ſage, bloß, wenn ich ſie ſelbſt mit loben muß; werfe ich einmal im Spiele falſch zu; (es geſchieht ſelten, mein Herr; denn das Spiel verſtehe ich von grundaus): So werde ich roth, daß ich glühe, und bemerke ich irgendwo eine neue Veränderung in der Kleidung, die ich noch nicht habe: So kann ich nicht läugnen, daß ich mich nicht zufrieden geben würde, wenn ich keinen Fächer hätte, hinter welchem ich zu verbergen ſuche, wie ſehr ich mich ſchäme. Ich muß Ihnen auch geſtehen, daß ich nur unlängſt, um nicht dieſem Rothwerden allzuoft ausgeſetzt zu ſeyn, meine Putzmacherinn abgeſchafft habe; ſie war gar zu nachläßig; die Fräulein Betſy, die Frau Maadelig, und viele andre, die doch weit unter meinem Stande ſind, hatten alle die neuſten Moden eher, als ich. Sie ſehen, daß ich offenherzig bin, und da ich mich einmal überwunden habe, zu ſchreiben: So will ich nichts verſchweigen. Ich höre zuweilen junge Herren, die mir ihre Aufwartung machen, Dinge ſagen, die Sie, wie ich aus ihren Blatte errathe, theils Schmeicheleyen, theils Unverſchämtheiten nennen würden, und ich bin niemals dabey roth geworden, weil ich immer geglaubt habe, daß ein ſolches Rothwerden bürgerlich ließe, und mit einer freyen Aufführung ſtritte. Sollte dieſes vielleicht daher kommen, daß mir keine andern Bücher, als Romanen in die Hände gegeben worden ſind? Denn die Wahrheit zu ſagen, ich habe noch nicht gewußt, daß es einen Zuſchauer und Aufſeher gäbe, den wir Damen leſen müßten. Sollten Sie nun mit meinem Rothwerden nicht zufrieden ſeyn: So bitte ich Sie; denn ich glaube, daß mehr junge Frauenzimmer eines ſolchen Unterrichtes bedürfen; ſagen Sie uns, bey was für Gelegenheiten wir erröthen müſſen, und wie wir es anfangen ſollen, wenn wir aus der Fertigkeit, auf die beſte Weiſe zu erröthen gekommen ſind, dieſe Fertigkeit wieder zu erlangen. Ich bin,

Mein Herr,

Ihre fleißige Leſerinn,

Cecilia.

Ich kann nicht läugnen, daß meine Correſpondentinn Urſache hat, wegen ihrer Schamhaftigkeit unruhig zu ſeyn, und ich muß, Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit zu vergelten, bekennen, daß ſie in allen den Fällen, wo ſie ſich geſchämt hat, eben darüber hätte erröthen müſſen, daß ſie roth wurde. Sie hat unſtreitig in der Kunſt, ſich zu ſchämen nicht die beſte Anführung gehabt. Allein ich habe viel Hoffnung, daß ſie es bald ſo weit bringen werde, einem Geſichte, das, wie ſie bemerkt, nicht unter die häßlichen gehört, die Reizung zu geben, welche ſie mir ernſtlich zu wünſchen ſcheint, wenn ſie ſich nur Mühe giebt, aus dem Zuſchauer, aus den Schriften meines Vaters, und beſonders aus der Bibliothek der Damen die wahre Ehre des ſchönen Geſchlechtes kennen zu lernen. Denn da die tugendhafte Schamhaftigkeit nichts anders als eine lebhafte Furcht vor demjenigen iſt, was uns einer wirklichen Schande ausſetzt: So kömmt es nur darauf an, dieſe Furcht in der Seele zu erwecken, welches geſchieht, wenn man zu erkennen ſucht, was nach den Ausſprüchen einer unverblendeten Vernunft Tadel, Vorwürfe und Verachtung verdient. Nichts kann bey einem jeden Geſchlechte dieſe Kenntniß mehr befördern, als eine ſorgfältige Betrachtung ſeiner Beſtimmung, und der Pflichten, die daraus entſpringen. Denn wenn Cecilia die Beſtimmung und die Schuldigkeiten ihres Geſchlechtes gekannt hätte, ſo würde ihr Geſicht nie die Farbe bey einem ſchönen Kleide verändert, und keine Gelegenheit gegeben haben, zu bemerken, daß ſie einen Theil ihrer Ehre in der Schönheit oder Koſtbarkeit ihrer Kleidung ſuchte. Sie hätte auch erwogen, daß Unverſchämtheiten in Geſprächen Vorſpiele von Unverſchämtheiten in Handlungen zu ſeyn pflegten; niemals würde ſie, wie Richardſon ſagt, ihnen durch Lächeln oder Stillſchweigen ihren Beyfall bezeigen, und keine Unwiſſenheit bey Dingen vorgeben, deren Bedeutung zu verſtändlich iſt, um ſich keinen Unwillen darüber merken zu laſſen, daß man ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſieht, ſie zu verſtehen.

Es iſt gewiß, daß es eine Schamhaftigkeit giebt, die den Menſchen eben ſo ſehr erniedrigt, als die wahre und edle Schamhaftigkeit den Werth aller unſrer rühmlichen Eigenſchaften und Handlungen erhöht, indem ſie uns über dasjenige zu erröthen zwingt, was entweder keinen Tadel verdient, und von Rechtſchaffnen und Vernünftigen weder Vorwurf noch Verachtung zu befürchten hat, oder wohl gar einen weſentlichen Theil unſrer wahren Würde ausmacht. Eine gefährliche Schamhaftigkeit! Denn ſie wird uns zu Thorheiten und Laſtern verleiten, vor denen wir uns eben ſo ſehr ſchämen ſollten, als ſie endlich eine gewiſſe und bittre Reue nach ſich ziehen müſſen; ſie wird uns auch von edeln und tugendhaften Handlungen durch die Furcht zurück halten, mit einem verächtlichen Mitleide von denen angeſehen oder lächerlich gemacht zu werden, die ſo wenig Richter über die Ehre der menſchlichen Natur zu ſeyn verdienen, daß billig ihr Tadel oder ihre Spötterey für Ruhm und ihr Lob für Schande gehalten werden ſollte.

Welch ein zahlreiches und langes Verzeichniß könnte nicht von Menſchen gemacht werden, die nicht erröthen, wo ſich das Bewußtſeyn der von ihren Handlungen unzertrennlichen Schande über eine jede ihrer Minen ausbreiten; wo in jedem Geſichtszuge Beſtürzung und Verwirrung erſcheinen ſollte; von Menſchen, welche ſich der edelſten Eigenſchaften und Thaten ſchämen, weil die Welt ſo ausſchweifend laſterhaft geworden iſt, daß ſie nicht allein die Würde derſelben verkennt, ſondern auch Vermeſſenheit genug hat, ſie zu verachten, oder einem boshaften und ſpottenden Witze preis zu geben!

Ein Mann, welcher die Geſetze der Vernunft und Tugend über ſich erkennt, wird einen ſeinem Stande gemäßen Aufwand machen, wenn es ſeine eignen Einkünfte erlauben; wenn er nicht, um ſeinen Rang zu ehren, die Erziehung ſeiner Kinder vernachläßigen, oder befürchten darf, einſt nach ſeinem Tode ſeine Familie in kümmerlichen Umſtänden zurückzulaſſen; wenn er, ungeachtet eines ſolchen

Aufwandes, vermögend genug bleibt, die Pflichten der Wohlthätigkeit und des Mitleidens zu erfüllen. Allein aus einer thörichten Schamhaftigkeit hält Herr Adraſt; was er für einen Rang hat, darum habe ich mich nicht bekümmert, einen Titel hat er; Herr Adraſt alſo hält drey Bediente, ohne einen zu brauchen, und wird von allen dreyen betrogen, weil er keinen bezahlen kann. Es iſt wahr, daß ſeine Kinder in einer ſchimpflichen Unwiſſenheit aufwachſen, und ſich vielleicht einſt ſehr glücklich preiſen, wenn ſie auf einer Kutſche ſtehen können. Allein was ſchadets? Hält doch itzt ihr Herr Vater Wagen und Pferde, trotz ſeinem Nachbar, der ſo viel Tauſende Renten hat, als er ſchuldig iſt. Im Anfange wurde er noch roth, wenn er von einem Gläubiger gemahnt wurde. Allein über dieſe Schamhaftigkeit iſt er längſt hinweg; er kann ſie mit einer Dreiſtigkeit und Kühnheit abweiſen, als wenn es noch ſo viel Ehre wäre, ſchuldig zu ſeyn. Wer kann es Herrn Adraſten übel nehmen? Muß ein Mann von Stande nicht ſeinen Rang behaupten, und würde er nicht die Sage des Tags und die

Fabel des Publici werden, wenn er weniger Gäſte bäte, um ſeine Gläubiger zu bezahlen? —— Herr Adraſt iſt ein Geſchöpf meiner Einbildung; ich habe kein Original zu dieſem Gemälde vor mir gehabt. Allein wie gemein iſt nicht die falſche Schamhaftigkeit, die ich ihm zueigne?

Aus einer eben ſo falſchen Schamhaftigkeit wird jene Dame ihren Mann gewiß zu Grunde richten. Es iſt nicht zu läugnen, daß er bey ſeinen mittelmäßigen Einkünften die gerechteſten Urſachen hat, eingeſchränkt zu leben; daß viel Eingezogenheit, Aufſicht und Sorgfalt dazu gehöre, ſeine Haushaltung ſo einzurichten, daß er als ein ehrlicher Mann auskommen möge. Ein Moraliſt, wie ich, wird auch behaupten, daß es die Pflicht einer vernünftigen Frau ſey, dergleichen Sorgen mit ihm zu theilen, und weder für ihren Putz noch für ihr Vergnügen etwas von einem Manne zu begehren, der mit ſeinen mühſamſten Arbeiten kaum im Stande iſt, ihr, und ſeinem Hauſe die unentbehrlichſten Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Allein ſollte ſie darum weniger Porcellanaufſätze haben, als andre; weniger vergüldte Spiegel und keine ſo prächtigen Lehnſtühle nach der neuſten Mode, als andre, und nicht eben ſo feine Spitzen, als andre? Man kann ſich ja nicht lebendig einſchließen laſſen; man muß Beſuche geben, und Beſuche annehmen: Wie könnte ſie denn die Augen gegen andre von ihrem Stande aufſchlagen, wenn ſie es ſchlechter haben ſollte? Oder ſollte ſie vielleicht nicht ſpielen? — Nicht ſpielen? — Was würde denn dieſe; was würde denn jene von ihr denken? Nein das iſt nicht auszuſtehen; zu Tode müßte ſie ſich ſchämen! Laßt den Mann ruinirt werden, damit ſeiner zärtlichen Frau eine Schamröthe erſpart werde, die ſie beyde unglücklich macht!

Aus einer falſchen und thörichten Schamhaftigkeit bemächtigt ſich ein eitler Schwätzer des Geſprächs in Geſellſchaften. Er ſchämt ſich nicht, weder Wiſſenſchaft noch Geſchmack zu beſitzen; allein er ſchämt ſich, zu ſchweigen, weil er befürchtet, daß ſein Stillſchweigen für ein ſtummes Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit gehalten werden möchte. Man erſtaunt über die Verwägenheit, mit der er über alles ſpricht.

Da er immer das Glück gehabt hat, in Geſellſchaften, die entweder eben ſo unwiſſend oder noch unwiſſender waren, als er, allein zu ſprechen, zu richten, und zu entſcheiden: So iſt ſeine Kühnheit zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß er nicht einmal in Verwirrung geräth, wenn er ſeiner Unwiſſenheit wegen beſchämt wird. Er ſpricht alles, Hiſtorie, Philoſophie, Phyſik, Oeconomie, Politik, von allen Wiſſenſchaften in ik und ie, ob er gleich nicht einmal allezeit die Namen richtig auszuſprechen weiß. Wird ſich denn der Schwätzer niemals ſchämen, fragt man? Niemals, wenn man ihn nicht überzeugt, daß er eben deswegen für unwiſſend und ungereimt gehalten wird, weil er beſtändig redet, und über alles ohne Einſicht und Geſchmack redet. Allein wer wird ihn davon überzeugen können, da er weiter nichts als Zunge zu ſeyn, und nicht zu wiſſen ſcheint, daß er Ohren hat?

Aus einer falſchen Schamhaftigkeit wird ein Menſch über natürliche Gebrechen und Unvollkommenheiten ſeines Körpers erröthen, und ſich nicht ſchämen, dieſen Körper noch mehr durch unanſtändige und freche Geberden und Stellungen zu ſchänden, weil er ſich einbildet, daß ſie zu einer freyen Lebensart gehören. Ein andrer wird aus falſcher Schamhaftigkeit auf nichts weiter denken, als wie er der Welt eine angenehme und gefällige Oberfläche zeigen möge, und ſich nicht bekümmern, ob ſein Innwendiges ſchätzbar und verwerflich ſey oder nicht. Denn wer kann bis zu ſeinem Herzen durchdringen? Er wird vor ſich ſelbſt zu erröthen verlernen, und ſich allen laſterhaften Leidenſchaften überlaſſen, wenn er nur mit Wohlſtand laſterhaft iſt, und die Lacher nicht beſchäfftigt. Der Unglückliche wird ſich aus einer falſchen Schamhaftigkeit eines unverdienten oder eines rühmlichen Unglückes; ein Mann, der ſich aus dem Staube zu hohen Ehrenſtellen emporgeſchwungen hat, wird ſich ſeiner niedrigen Herkunft, mehr als der Laſter, die nur der Vornehme begehen kann; ein Armer wird ſich ſeiner Armuth und ein Reicher in ſeinem Ueberfluſſe ſeines dürftigen Anverwandten ſchämen, weil ſie für Schande halten, was keine iſt.

Solche gefährliche Folgen haben unrichtige Vorſtellungen von der Ehre und

Schande! Sie haben mehr als einen unſchuldigen und liebenswürdigen Jüngling erſt zu einem Freygeiſte in den Sitten, und alsdann zu einem Freygeiſte im Verſtande gemacht, weil er ſich in Geſellſchaften verwickeln ließ, wo ſeine Unſchuld durch Spöttereyen verſucht wurde, die billig keinen Eindruck auf ihn machen mußten. Mancher ſchämte ſich zuerſt öffentlich und in Geſellſchaft zu beten, und das war die vornehmſte Urſache davon, daß er itzt die heiligſten Pflichten der Religion verachtet! So ſchädlich alſo eine unempfindliche Gleichgültigkeit gegen die Urtheile der Welt iſt: So nothwendig iſt es, ſich richtige Begriffe von demjenigen zu machen, was die menſchliche Natur wirklich entweder erhebt oder erniedrigt, und unter allen Richtern über unſre Handlungen keine zu fürchten, als die, die ſelbſt mit Zuverſicht und Freudigkeit vor dem Richterſtule der Religion, der Vernunft und der Tugend erſcheinen können, und unter allen Vorwürfen keinen ſorgfältiger vorzukommen ſuchen, als den Vorwürfen ſeines eignen Gewiſſens.

Dreyzehntes Stück.

Wenn die Wahrheiten unſrer göttlichen Religion ſowohl in ihrer Schönheit, als in ihrer mächtigen Stärke empfunden werden ſollen: So iſt es an einer bloß deutlichen Vorſtellung davon nicht genug; es gehört mehr dazu, als eine kalte Betrachtung derſelben; man muß bis zur Begeiſterung davon gerührt werden können; es muß nicht allein der Verſtand; es muß auch das Herz mit ſeinen Bewegungen ein Chriſt ſeyn. Dieſes geſchicht, wenn bey uns die Religion, ſo zu ſagen, eine Leidenſchaft wird. In der Leidenſchaft werden alle Kräfte der menſchlichen Seele erſchüttert; im Verſtande drängen ſich Gedanken auf Gedanken; die Vorſtellungen von dem Gegenſtande, welcher die Leidenſchaft erweckt, wechſeln in einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit mit einander ab; der Geiſt kann ſich von demſelben nicht losreißen; er betrachtet ihn aus jedem Lichte, aus dem er geſehen werden kann; alle Begierden des Herzens werden beſchäfftigt; alle ſeine mannigfaltigen Bewegungen erwachen.

chen. Eben dieſes muß mit den Wahrheiten der Religion geſchehen, da ſie beſtimmt ſind, nicht allein den menſchlichen Geiſt aufzuklären und ſeine gefährlichſten Irrthümer zu zerſtreuen, ſondern auch ſeinen Willen zu beſſern, die Leidenſchaften deſſelben zu läutern und ihre Bewegungen in edle und göttliche Empfindungen zu verwandeln. Warum ſollte denn das Herz nur bey der Betrachtung der Religion in einer trägen und unempfindlichen Ruhe, oder vielmehr in einer Schläfrigkeit bleiben, die ein untrüglicher Beweis von dem Mangel einer wahren Achtung und Liebe gegen ſie iſt? „Ihr Quietiſten in der Verehrung der Gott„heit, ruft der große Schriftſteller aus, den ich „heute meinen Leſern empfehlen will, ruhig, hei„ter und beſcheiden in euern Bitten, die ihr dem „Himmel eure Herzen ſanftmüthig anbietet, „aber ſie ihm nicht aufdringen, ihm ja keine „Gewalt anthun wollt; die ihr zwar hinkt, „aber ohne mit Gott um den Seegen gerungen „zu haben: Denkt ihr, daß die Leidenſchaf„ten etwa die Heiden der Seele ſind? Iſt die „Vernunft allein getauft? Allein verordnet, „geweihte Gegenſtände anzurühren? —

„Bey einem ſolchen Gegenſtande, als die Re„ligion, und zwar ihr edelſter Theil, die Leh„re von der Erlöſung iſt, iſt es gottlos, ru„hig zu bleiben. Affect iſt hier Vernunft; „hier iſt Entzückung Gelaſſenheit. — Eine „laue Andacht iſt unandächtig; aber wenn ſie „glüht, ſo ſchlägt ihre Hitze bis zum Himmel „auf.„ Eine klare und deutliche Erkenntniß der Religion wird freylich vorausgeſetzt, wofern dieſe Wirkung erhalten werden ſoll; denn ſonſt wird uns alles, was ſie in der Sprache der Begeiſterung ſpricht, unverſtändlich und räthſelhaft bleiben und aufs höchſte nichts mehr wirken, als ein leeres und unfruchtbares Erſtaunen. Allein dieſe deutliche Erkenntniß muß lebhaft werden, und wodurch kann ſie lebhafter werden, als durch ſolche Schriften, welche mehr von einem gerührten und bewegten Herzen, als von einem kalten und unempfindlichen Verſtande eingegeben ſind, da die wenigſten Menſchen die Fähigkeit beſitzen, ſich ſelbſt zur Andacht zu begeiſtern?

Unter den Schriftſtellern, die für dieſen großen Endzweck gearbeitet haben, verdient in der höhern Claſſe den erſten Rang D. Eduard

Young, unter den engliſchen Geiſtlichen der ehrwürdigſte Greis, und noch in ſeinem hohen Alter ein Genie, das nach meinem Urtheile nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und der Propheten grenzt; ein Mann, der, ſo ſehr ein Menſch bewundert werden darf, eben deswegen am meiſten bewundert und geliebt zu werden verdient, weil er ſowohl in ſeinen **Nachtgedanken** als in ſeinem **nicht fabelhaften Centaur** allen ſeinen Tiefſinn, alle Hoheit, alle Stärke, alles Feuer, alle Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes zur Verherrlichung der Religion und ihrer Wahrheiten angewendet hat. Nach der Offenbarung kenne ich faſt kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine **Nachtgedanken**. Wie ſehr wünſchte ich das erhabne Vergnügen, welches ich allezeit bey dem Leſen deſſelben empfunden habe, mit meinen Leſern theilen und ihnen eine gleiche Liebe gegen ſie beybringen zu können! Allein ich muß geſtehen, daß es ſehr erleuchtete und geübte Leſer verlangt, und, da dieſes Werk das ſchönſte menſchliche Lehrgedicht iſt, Leſer, die mit einer weiten und tiefen Einſicht in die Religion einen ſehr ausgebildeten Geſchmack beſitzen; welche mit den erhabenſten und ſchönſten Stellen der Schrift in einer genauen Bekanntſchaft ſtehen; welche fähig ſind, zugleich alle Kräfte des Nachdenkens zu gebrauchen, und zugleich alle Schönheiten der Dichtkunſt zu empfinden. Denn das Bewundernswürdigſte darinnen iſt dieſes, daß die Vernunft ſelbſt ſich in Poeſie verwandelt zu haben ſcheint; alles iſt Begeiſterung und gleichwohl läßt ſich alles in die tiefſinnigſten Beweiſe und in die bündigſten Schlüſſe auflöſen. Daher ſind ſie freylich nicht für Leſer, welche leicht durch ernſthafte und tiefe Gedanken ermüdet werden; welche lieber aus einer kleinen ſeichten Quelle, als aus einem vollen Strome ſchöpfen; welche allein zum Vergnügen leſen und noch dabey halb ſchlummern wollen, eben ſo wenig als für diejenigen, welche in Gedichten bloß die Blumen des menſchlichen Witzes ſuchen. Denn man findet hier mehr Früchte als Blumen; Früchte, die, wenn ich mich eines dichteriſchen Ausdruckes von einem Dichter gebrauchen darf, an einer höhern und göttlichern Sonne gereift ſind, als an dieſer; Früchte, die mit Mühe erreicht und gebrochen werden können. Eben deswegen müſſen auch ungeübtere Leſer, wenn ſie ſich an dieſes vortreffliche Buch wagen, nur wenig auf einmal leſen; ſie müſſen bey jeder Stelle lange ſtehen bleiben, bis ſie dieſelbe ganz empfunden haben; ſie würden geblendet werden, wenn ſie ein ſo reiches Gefilde mit einem Blicke überſehen wollten; in der Begeiſterung, worein ſie ſich nach und nach geſetzt fühlen werden, müſſen ſie ſich bemühen, den Faden ſeiner Gedanken feſt zu halten, und zugleich ſich immer zu erinnern, daß der Dichter, ſo oft es ſein Gegenſtand leidet, in der Sprache der Propheten rede; ſie müſſen endlich, um ein ſo vortreffliches Buch zu verſtehen, ſich die Stellen, die ihnen dunkel ſind, lieber von andern erklären laſſen, als das Leſen deſſelben ganz beyſeite ſetzen. Das erſte, das zweyte und vielleicht das dritte Leſen wird mehr Mühe als Vergnügen ſeyn; aber in der Folge die belohnteſte Mühe. Alle Kräfte der Seele werden bey ihm eine ſo überflüßige Nahrung und eine ſo völlige Sättigung finden, als nur in einem menſchlichen Gedichte gefunden werden kann. Diejenigen, welche ihn kennen, wiſſen, daß ich nichts zu ſeinem Lobe; daß ich nur die Wahrheit ſage.

Jch leſe itzt, beſonders wegen der Wahrheiten, an welche uns die gegenwärtige Zeit erinnern ſoll, die vierte Nacht, welche er den chriſtlichen Triumph nennt, weil er darinnen das einzige Hülfsmittel wider die Furcht des Todes beſchreibt. Die Offenbarung zeigt es ihm in der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes durch den göttlichen Stifter unſrer Religion. Der Dichter bemüht ſich bey dieſem hohen Gegenſtande ſich ſelbſt zu übertreffen; in eine ſolche Abwechslung der feurigſten und edelſten Leidenſchaften ſucht er uns durch die feyerlichſte und brünſtigſte Sprache der Entzückung zu ſetzen.

Er fängt mit dem Unterrichte an, daß der Tod als Tod, nur als eine Abforderung aus dieſem Leben betrachtet, nicht ſchrecklich ſeyn könne, weil daſſelbe mit ſeinen beſten Freuden eitel iſt und mit allen ſeinen zufälligen Ein-

künften

künſten von Vergnügen einen ſehr geringen Werth hat; daß beſonders ein Greis die Fortdauer deſſelben nicht wünſchen dürfe; daß es vielmehr eine Zeit darinnen gebe, „wo das „lange geplünderte Leben, gleich einem dreymal erzählten Mährchen, welches noch dazu „nicht ſehr wichtig oder reizend iſt, keine Anmuth mehr hergeben kann, als das Vergnügen von unſern Anmerkungen über das „Luſtſpiel, von angenehmen Urtheilen über „gutgeſpielte Rollen, oder von beſchloßnen „Verbeſſerungen begangner Fehler; oder von „der Hoffnung eines zufriednen Beyfalls von „unſerm gelinden Richter, wenn Seelen bey „ihrem Abtritte von der Bühne den Befehl „erhalten, ſich hinter der Scene zu entkleiden, „dem Glücke ſein Flittergold und ſeinen Federbuſch zurückzuwerfen und dieſe Larve von „Fleiſch abzulegen.„ Eine ſchöne Beſchreibung von der Eitelkeit dieſes Lebens! Wie neu iſt nicht die Vergleichung deſſelben mit einem Schauſpiele unter ſeinen Händen geworden! Denn was für einen geringen Werth muß es nicht haben, wenn es mit einem Mährchen, und im Alter mit einem unwichtigen, bis zum Ekel wiederholten, dreymal erzählten Mährchen; wenn alle Ehre, aller Stolz und Glanz ſeines Glückes mit dem Flittergolde und mit dem Federbuſche eines Schauſpielers verglichen zu werden verdient! Der Verluſt eines ſolchen Lebens, und beſonders ſeiner unreinen und ſchaalen Hefen im Alter kann gewiß nicht dasjenige ſeyn, was den Tod furchtbar macht. „Und dennoch, „ruft der Dichter, dräut der grimmige Tod „noch immer fort; die Sünde ſchärft noch „den Speer des Tyrannen.„ Dieſer verwundet das menſchliche Herz; der Sünde wegen „muß es vor ihm zittern: „Hier ſchmerzt es; „wer kann die Quaal meiner Bruſt lindern? „Welch eine brennende Pein! Welche Hand „kann den vergifteten, mit Widerhaken gerüſteten Gedanken herausziehen? Welche „heilende Hand kann den Balſam der Ruhe „hineingießen, und meinen Blick unerſchrocken „auf die Gruft hinziehn?„

Nunmehr erblickt der Dichter die heilende Hand; aber bey dieſem Anblicke wechſeln, wie billig in einem jeden Chriſten geſchehen ſollte, Freude und Betrübniß mit einander ab:

„Voller Freude — voller Gram ſehe ich „dieſe heilende Hand; ach nur zu ſichtbar! „Droben in der Höhe iſt ſie angeheftet!„ Ueber den Ausdruck: Droben in der Höhe erſchrickt er, weil das Kreuz die tiefſte Erniedrigung iſt, und deswegen fragt er: „In der „Höhe? — Was will meine Phreneſie ſagen? Das iſt eine Gottesläſterung;„ nicht weil es wirklich eine Gottesläſterung wäre, ſondern weil es eine ſeyn würde, wenn er nicht erkennen wollte, daß er hier die tiefſte Erniedrigung zu bewundern hätte: „Ach wie niedrig! Wie tief unter dem Himmel, dem Himmel, den ſie, (die heilende Hand,) ſchuf, und „nun blutet ſie für mich! — „ Dieſer Gedanke erweckt zuerſt Freude: „Allein ſie blutet „den Balſam, deſſen ich bedarf;„ Doch gleich darauf erwecket er Bekümmerniß: „Aber ſie „blutet doch! — Reißt den grauſamen Stal „heraus! — Ach nein! — Welches Herz „kann dieſes ſchreckliche Glück ertragen? Oder „ſich unterſtehen, es zu verbitten? Dort hängt „alle menſchliche Hoffnung! Jener Nagel „hält unſre fallende Welt: So bald der weicht, „ſo fahren wir hinab; das ſchwarze Grauen

„empfängt uns, und der entſetzliche Wunſch, „daß die Schöpfung in ihrer Geburt erſtickt „ſeyn möchte. —— Die Finſterniß iſt ſein „Vorhang und ſein Bette der Staub, da doch „Sonne und Sterne Staub unter ſeinem „Throne ſind! Kann im Himmel ſelbſt eine „ſolche Gnade wohnen? O was war das für „ein Seufzer! Ein Seufzer nicht von Ihm! „Er bemächtigte ſich unſers ſchrecklichen „Rechts; Er nahm die Laſt auf ſeine Schultern, und hob den Berg von einer ſündigen „Welt hinweg. Tauſend ſo erkaufte Welten „wären zu theuer erkauft. In der Engel Buſem ſteigen ganz neue Empfindungen auf; „hemmen ihren Geſang, und unterbrechen „die Seeligkeit.„

Man muß wiſſen, wie die Leidenſchaften ſprechen, wenn man die Schönheit dieſer Stelle ganz empfinden will. In der Leidenſchaft ſieht der Menſch den Gegenſtand, mit dem er ſich beſchäfftigt, von allen Seiten, und wie dieſe Seiten verſchieden ſind, ſo ſind auch ſeine Wünſche verſchieden; erblickt er ihn auf derjenigen, wo er ſchrecklich iſt, ſo wird er ſich davon befreyt wünſchen; allein der Wunſch wird ſich verändern und wiederrufen werden, wie ſich der Anblick verändert. Empfindet nun die Seele das Schreckliche in dem Gedanken ans Kreuz: So ruft ſie: Reißt den grauſamen Stal heraus; denn ſie ſieht die Traurigkeit, die er verurſacht, als eine tödtliche Verwundung an. Da aber gleichwohl alle unſre Hoffnungen darauf gegründet ſind: So wiederruft ſie auch in dem Augenblicke ihren Wunſch: „Ach nein! — Welches „Herz kann dieſes ſchreckliche Glück ver„tragen? Oder ſich unterſtehen, es zu ver„bitten.“ In der Leidenſchaft wird man durch die Theile an das Ganze erinnert, welches man vor Augen hat; man ſagt von den Theilen, oder von einem Umſtande deſſelben, was man außer der Begeiſterung, und in einem Unterrichte, der bloß zur Aufklärung des Verſtandes beſtimmt iſt, bloß von dem Ganzen ſagen würde; man ſieht den betrachteten Gegenſtand vor ſich, und weil er der Seele ſo ſehr gegenwärtig iſt, ſo bekümmert man ſich nicht, ihn bey ſeinen unterſcheidenden Namen zu nennen; man eilt ohne einen künſtlichen oder deutlichbemerkten Zuſammenhang von einer Vorſtellung zur andern; der Witz, dieſe Kraft unſers Geiſtes, die Aehnlichkeiten verſchiedner Gegenſtände mit einander zu vergleichen, iſt zwar auch beſchäftigt; aber er bemerkt ſie nur kurz; er überſieht ſie mit einem Blicke, er macht keine weitläuftigen Gleichniſſe; er begnügt ſich mit Metaphern. Eben deswegen redet der Dichter von einer heilenden Hand, ohne die Perſon des Erlöſers ausdrücklich zu nennen, weil ein jeder aus dem ganzen Zuſammenhange ſehen muß, von was für einer Hand die Rede ſey. Eben darum ſchreibt er jenem Nagel, und zwar nur Einem, nicht weiter charakteriſirten Nagel zu, was eigentlich dem Gekreuzigten ſelbſt zuzuſchreiben iſt, weil der Umſtand, daß er mit Nägeln an Händen und Füßen durchgraben wurde, zu ſeinem verdienſtlichen Leiden gehört. Eben darum drückt er die Folgen von der Unterlaſſung der Erlöſung mit dem einzigen ſtarken: So fahren wir hinab, aus. Seiner Begeiſterung wegen beſchreibt der Dichter die tiefe Erniedrigung des Erlöſers in zwo Metaphern ſo kurz, und dennoch, theils durch die Bilder ſelbſt, theils durch den gleichfolgenden Gegenſatz ſo ſtark: *Die Finſterniß iſt ſein Vorhang, und ſein Bette der Staub.* Wer kann ſich eine größere Erniedrigung denken, wenn zumal gleich hinzugeſetzt wird: *Da doch Sonne und Sterne Staub unter ſeinem Throne ſind?* Eben deswegen ſpricht er ſo plötzlich: *O was war das für ein Seufzer!* ohne deutlich anzuzeigen, von wem. Denn wer kann nicht ſehen, daß von dem Seufzen des leidenden Erlöſers die Rede ſey? Welche Gedanken liegen nicht in der Einſchränkung: *Ein Seufzer nicht von Ihm!* Es war nicht ſeine eigne; es war die Perſon des menſchlichen Geſchlechts, die der Erlöſer vorſtellte; er ſeufzte im Namen aller Sünder: *Er bemächtigte ſich unſers ſchrecklichen Rechtes;* wir hätten ewig ſeufzen und trauern müſſen; *er aber nahm die Laſt auf ſeine Schultern, und hob den Berg von einer ſündigen Welt hinweg!* Welch ein großes Gemählde! Wie viel zeigt es nicht! Man mache den Verſuch, und nehme die ſtarken Bilder dieſer Stelle weg; man ſetze hinzu, was die Perſon mehr bezeichnet; man drücke die verſchwiegnen Uebergänge von einer Vorſtellung zur andern aus; man wird mehr Deutlichkeit, man wird noch Licht haben; aber keine Flamme.

Der Dichter wünſcht nunmehr, von der ſtärkſten Entzückung zu glühen, damit er uns zum Gefühle dieſer großen Wahrheiten bringen könne. Er zeigt, daß ſich in der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes ſowohl die Liebe, als die Gerechtigkeit Gottes in ihrer Unendlichkeit offenbare; daß ſie nöthig geweſen ſey, beyde zu retten; beyde zu erhöhen, und zugleich entdeckt er, was aus der Lehre der Ungläubigen folge, daß Gott die Sünder ohne Genugthuung begnadigen könne: „Nicht „alſo wird der Ewige von unſern Ungläubigen geſchildert; nicht ganz Gott, nicht vollſtändig, in ſeinem völligen Umfange, in ſeinem „ganzen Lichtkreiſe. Sie veruneinigen des „Himmels ſtreitende Eigenſchaften, und verwunden eine Vollkommenheit mit der andern; ſie verſtümmeln ſeine Größe; ſie „brechen ſeine gleichen Stralen; und nach „ihrem Entwurfe triumphirt die Gnade „über — Gott ſelbſt, welcher durch ihr „ſchimpfliches Lob entgöttert wird. Ein

„Gott von lauter Gnade iſt ein ungerechter Gott!„

Young kömmt auf den Werth des unendlichen Löſegeldes, mit welchem wir vom Elende erkauft wurden, und erhöht die Beſchreibung deſſelben beſonders durch die Beſchreibung der Finſterniß, die den Tod des Erlöſers begleitete; eine Abbildung, die uns dieſelbe in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigt: „Und ward denn das Löſegeld bezahlt? Ja: „Und bezahlt; (was kann die Wohlthat mehr „erheben?) für euch! Die Sonne ſah es — „Nein; die entſetzliche Scene trieb ihren Wagen zurück: Die Mitternacht verhüllte ihr „Antlitz; nicht eine ſolche, wie dieſe; nicht „eine ſolche, wie die Natur macht; eine Mitternacht, welche die Natur mit Grauſen anſieht; eine neue Mitternacht; eine fürchterliche Finſterniß, (ohne entgegengeſtellte „Sphären,) vor ihres Schöpfers dräuenden „Blicken! O Sonne, flohſt du deines Urhebers Pein? Oder fuhrſt du vor jener ungeheuern Laſt menſchlicher Sünden erſchrocken „zurück, welche ſein heiliges Haupt niederbeugte; ſein Kreuz überhäufte; der Erde

„Mittelpunkt zu ächzen zwang; ihren ſteiner„nen Schooß zerriß, daß ſie mit Schmerzen, „mit heftigen Schmerzen, von ihren Todten „entbunden ward? Die Hölle heulte; und „der Himmel ließ in dieſer Stunde eine Thräne „fallen; der Himmel weinte, damit der Menſch „lächeln möchte! Der Himmel blutete, damit „der Menſch nimmer ſterben möchte.„ Wie viel Wahrheit! Wie viel Poeſie!

Dieſe Vorſtellungen ſetzen den Dichter in die äußerſte Innbrunſt, von welcher er ſagt, daß ſie hier nicht Tugend, ſondern Zwang ſeyn müſſe. „Seine Seele iſt ergriffen; des „Himmels hohe Begnadigungen fahren vom „Kreuze in einem gehäuften Gedränge auf ſie „herab, und ſchließen ſie rings umher ein, die „Gefangne des Erſtaunens!„ Er ſieht in dem Leben des Erlöſers den Pfad, in ſeinem Tode den Werth und in ſeiner groſſen Auffahrt den höchſten Beweis der Unſterblichkeit. Er ſieht ſeine Auferſtehung und den Einzug des Königes der Ehren in dem Himmel; er ſieht die zerbrochnen Thore, den zerquetſchten Stachel, den umgeſtürzten Thron, das letzte Röcheln des überwundnen Todes; er ſieht, daß der Menſch nun ganz unſterblich iſt; er prangt mit ſeiner Unſterblichkeit, ob gleich mit Sünden überdeckt: „Für die Sünde, „nicht für die Unſchuld gab er ſein Leben hin; „nur die Sünde allein kann ſeinen Tod recht„fertigen; und ſelbſt dieſes iſt nicht möglich, „wofern nicht auch ſein Tod die reuige Sün„de vor des Himmels gnädigen Augen recht„fertigen kann. Wenn ich, der Thorheit müde, „ſie bereue: So ſchreibt er meinem Namen „im Himmel an mit jenem tief in Blut ge„tauchten Speere, der ſeine Seite durchſtach, „und dort einen Brunnen für alle Menſchen „eröffnete, welche ringen, welche die Sünde „bekämpfen, damit ſie trinken und leben mö„gen. Dieſes; allein dieſes bezähmt die „Furcht des Todes.„ Man muß gewiß ſehr laſterhaft oder ſehr wenig unterrichtet ſeyn, wenn man von dieſer Stelle allein nicht bis zur innigſten Rührung bewegt werden kann.

Und wie ſehr müſſen wir nicht durch nachfolgende Beſchreibung der Erlöſung bewegt werden? „Betrachte nur das wunderbare „Heilungsmittel! Und bey jeder Stufe laß „die Verwunderung höher ſteigen! Eine Ver„gebung

„gebung für unendliche Beleidigungen! Und „eine Vergebung durch ſolche Mittel, die ihren „unendlichen Werth entdecken! Eine Vergebung mit Blute erkauft! mit göttlichem „Blute! mit göttlichem Blute desjenigen, „den ich zu meinem Feinde machte! den ich „zu erzürnen hartnäckig fortfuhr! obgleich „geliebkoſet und bedräut! geſeegnet und gezüchtigt, immerfort ein verruchter Rebell! „Ein Rebell mitten unter den Donnern des „Throns! Und nicht allein ich! eine Welt „von Rebellen! mein ganzes Geſchlecht in „Waffen! nicht einer ausgenommen! Und „dennoch ſtirbt er für die Unreinſten unter „den Unreinen, und erfreut ſich am meiſten „über diejenigen Sünder, die er von der tiefſten Schuld erlöſen kann! Nicht anders, als „wenn unſerm Geſchlechte der höchſte Rang „gegeben würde; und als wenn ihm die Gottheit deſto theurer wäre, je wohlthätiger ſie „ſich gegen den Menſchen bezeigte.„

Eine ſolche Begeiſterung muß freylich die Seele eines chriſtlichen Dichters ganz in Anbetung und Lob verwandeln. Wenn man wiſſen will, wie ein hohes Entzücken denkt,

ſo darf man nur dieſe Stelle empfinden lernen: „Jedes Herz hüpfe! Und jeder Buſem
„brenne! O welch eine Leiter von Wundern
„iſt hier! Ihre niedrigſte Staffel ſteht hoch
„über den Wolken; ihr unerſteiglicher Gipfel
„verliert ſich über der Menſchen und Engel
„Gedanken! O daß ich doch die wundervolle
„Höhe mit gleichem Lobe hinanklimmen könnte! Fleuß ewig fort, o Lob! (wofern das
„Erſtaunen dirs erlauben will;) mein Lob!
„fleuß ewig fort; ein heiſſes, herzliches, beſtändiges Lob iſt dem hohen Himmel ein ſüßerer Geruch, als ein geopfertes Arabien und
„alle ſeine Spezereyengebürge in Flammen!„

Nunmehr ſtrömt auch der Dichter in ſolchen Entzückungen faſt bis zum Ende ſeines Geſanges fort; er bezeugt einen heiligen Unwillen über die feile Verſchwendung des Lobes an eitle, unwürdige und oft ſchändliche Gegenſtände, und beſonders darüber, „daß Menſchen
„ihre Hochachtung Menſchen bezeigen, und
„nicht daran denken, unter weſſen ſchrecklichen
„Augen ſie ſich in einer gegenſeitigen Ehrfurcht
„von Erde zu Erde, von Sünde gegen Sünde tief beugen, und ihm, dem großen Herr-

„ſcher den Rücken zukehren, welchen doch himmliſche Thronen unaufhörlich beſingen.„ Er wünſcht, ihn mit der heißeſten Liebe erheben zu können; er verliert ſich in den prächtigſten Abbildungen deſſelben; er empfindet aber die Unmöglichkeit, den Unendlichen würdig zu preiſen, wenn er auch „ſeinen Geiſt zu jenen beſeelten „Sternen hinſendete, welche um ſeinen „Thron unaufhörlich Lob ausſchütten; wenn „er ſie um ihre Töne bäte, weil, (in Betrachtung der göttlichen Hoheit,) auch ihr Ueberfluß arm, ihr Erhabnes niedrig, ihre Stärke „matt, ihre Hitze kalt wäre, und ihre höchſte „Begeiſterung mit ihrer ganzen Flamme vieles „ſchuldig bliebe.„ Er fodert den Menſchen auf, zu triumphiren; er betrachtet die Erlöſung als eine höhere und gröſſere Schöpfung, und den Menſchen ſelbſt als den zweyfachen Sohn des Himmels, den geſchaffenen und neugeſchaffenen Sohn. Er verlangt von ihm, daß er die Würde und Gröſſe betrachten und empfinden lernen ſoll, die ihm durch die Erlöſung gegeben worden iſt; er erwecket ihn, in dem ungeleſnen Buche der menſchlichen Natur zu ſtudieren, von welcher die Erklärung am Kreuze gegeben worden ſey. Er fodert ihn auf, zu erwägen, daß, wenn Gott blute, er nicht für einen Wurm bluten könne. Der Chriſt ſoll die Engel nur als Menſchen höherer Art, als Menſchen in einem leichtern Gewande, und ſich ſelbſt als Engel anſehen, die ſchon hier zu den ätheriſchen Heerſchaaren eingezeichnet ſind. Er ſoll die Religion für die einzige „Gewähr, daß der Menſch ein Menſch ſey; für ſeine einzige Stütze in der Nacht der Schwachheit, des Wechſels und des Todes; er ſoll ſie für einen feſten Fels, wo man ſicher fuſſen kann, alles übrige aber für See halten, die unter uns ſinkt, uns beſtürmt, und uns endlich verſchlingt. Bald darauf ergießt ſich Young in das Lob des Erlöſers; er häuft, um ſeine Liebe auszudrücken, alle Namen der Zuneigung und Ehrfurcht auf einander; er erhebt ihn als „ſein Alles, ſeinen Geſang; ſeine Begeiſterung; ſeine Krone; ſeine Stärke im Alter; ſeine Erhöhung in der Niedrigkeit; ſeiner Seele Ehrgeiz, Wolluſt und Reichthum; ſeine Welt; ſein Licht in der Finſterniß; ſein Leben im Tode; ſeinen Ruhm in der Zeit; ſein Glück in der Ewigkeit.„ Er ſieht und bekennt, daß ſein

Kreuz unſer Leben iſt, und einſt die Ruinen des Grabes in Thronen verwandeln wird. Er ſieht auch ſchon die Zeit, wenn ſolches geſchehen ſoll: „Fragſt du, wenn? Wenn der ſo geſtorben iſt, zurück kömmt. Und wie verändert „kömmt er nicht zurück! Wo iſt dann der Mann „der Schmerzen? Die ganze Gottheit brennt „in den Schrecken der Herrlichkeit, und alle ihre „Höfe, durch die Flut von Göttern erſchöpft, ſo „in ihrem Gefolge triumphirend einherziehn, „laſſen im Himmel eine entſetzliche Einöde zurück; die aber bald wieder angefüllt wird; angefüllt mit einem Zuwachſe von Pomp und „Menge; mit einer ſtralenden Schaar von „neuen Engeln; von Engeln aus dem Grabe.“ Welch eine majeſtätiſche Beſchreibung von der Herabkunſt des Weltrichters mit den Engeln, die er nach dem ebräiſchen Ausdrucke der Schrift Götter nennt! Welch eine Beſchreibung von der Auferſtehung der Gerechten! Wie prächtig iſt nicht auch die gleichdarauf folgende Vergleichung ſeiner noch verzögerten Erſcheinung zum Gerichte mit dem tauſendjährigen Umlaufe eines Cometen um den Himmel! Der Dichter wendet ſich hier an die Freygeiſter und überzeugt ſie, daß die Vernunft ſelbſt ſolche Lehren zu glauben gebiete; daß der Glaube ihr nicht zuwider, daß er vielmehr eine höhergetriebne Vernunft; daß ſie die Wurzel und der Glaube die Blume, und eben ſo unſterblich, als ihr Vater im Himmel, der Chriſt aber der höchſte Titel des Menſchen ſey; daß den, der das heilige Kreuz als einen Schandfleck von ſeiner entehrten Stirne abwiſcht, von den Engeln verlaſſen werde; daß ſie an der Sorge für ihn verzweifeln; daß man ungewiß ſeyn müſſe, ob ſie darüber mehr von Gram, oder von Erſtaunen durchdrungen ſind. Er hält den Ungläubigen vor, daß ſo lange auch ihr Leben glücklich ſey, dennoch der Ausgang deſſelben mit geflügelten Schritten herbeykomme, und fodert ſie endlich auf, doch einmal einem Propheten und Prieſter zu glauben; „Menſchen können vielleicht als un„wiſſende Thoren leben; aber ſie können un„möglich, als unwiſſende Thoren ſterben.„

Ich ſetze nichts weiter hinzu, als daß Deuſchland an der Ueberſetzung der Nachtgedanken von dem Herrn Ebert eine ſolche beſitze, der zum Originale beynahe nichts fehlt, als die Harmonie des Verſes, die gleichwohl ſehr durch eine außerordentliche Harmonie der Proſe erſtattet wird.

C.

Vierzehntes Stück.

Ich habe bis itzt noch keine Urſachen, es zu bereuen, daß ich keinen Löwen aufgerichtet habe. Ich erhalte von Zeit zu Zeit wirkliche Briefe, die entweder die Folgen meiner Blätter betreffen, oder mir von dieſen und jenen herrſchenden Fehlern nöthige Nachrichten geben, oder ſonſt einen Innhalt haben, der mein Aufſeheramt angeht. Da ſie dem Publico nützlich ſeyn können, ſo halte ich es für eine Schuldigkeit, von Zeit zu Zeit einige davon bekannt zu machen.

Mein Herr Arthur Ironſide,

In was für einer Welt leben wir! Sie hätten wohl nie geglaubt, daß eins von Ihren Blättern eine widrige Wirkung haben ſollte? Und gleichwohl iſt es geſchehen, und ich hoffe, Sie werden mir es Dank wiſſen, daß ich Ihnen Nachricht davon gebe. Ihr drittes Stück, ich habe es gleich vor mir liegen, hat mein ganzes Haus in Unruhe geſetzt; und ob ich mir gleich dieſe vier Wochen über alle Mühe gegeben habe die Ruhe wieder herzuſtellen; So iſt es doch beynahe umſonſt geweſen, und ich befürchte Folgen, welche nicht ſowohl mir, als einem Theile meiner Familie nachtheilig ſeyn können. Sie empfehlen uns, mein Herr Arthur, eine gemeinſchaftliche Aufſicht der Menſchen über einander, und preiſen ſolche als eine große Pflicht an. Ich für mein Theil, habe ſo wenig dawider einzuwenden, daß ich vielmehr wünſchte, ſie würde von allen Menſchen nach den Regeln beobachtet, welche Sie dabey gegeben haben. Gewiß wir würden manchen Fehler entweder ganz verſchwinden, oder doch mit mehr Behutſamkeit ausüben ſehen, und das Laſter würde nicht mehr mit ſo frecher Stirne der Tugend zum Trotze, und den Anfängern in derſelben zum Aergerniß einhertreten dürfen. Allein ſo lange Menſchen Menſchen ſind, das iſt, ſo lange ſie ſich noch von Vorurtheilen der Eigenliebe und des Stolzes regieren laſſen, ſo lange die Neubegierde oder die Furcht noch einen ſo ſtarken Einfluß in ihre Art zu denken und zu handeln hat: So verzweifle ich faſt, dieſe Tugend ſo allgemein zu ſehen, als ſie es zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts billig ſeyn ſollte.

Ich falle Ihnen, mein Herr Arthur, in Ihr Amt; ich moraliſire. Ich wollte Ihnen nur die widrige Wirkung Ihres Blattes in meinem Hauſe erzählen. Ich kann dieſes nicht thun, ohne Sie vorher mit den Perſonen bekannt zu machen, aus denen ſolches beſtehet. Ich bin ein Mann von ſechzig Jahren, und manchmahl ein wenig mürriſch, wenn ich das Podagra habe, oder wenn mir ſonſt der Kopf warm wird. Da meine Frau, mit welcher ich eine ſehr glückliche Ehe führte, mich ſchon vor zehn Jahren zum Wittwer gemacht hat, vor einigen Jahren auch meine einzige Tochter, ein hoffnungsvolles Kind, geſtorben iſt: So habe ich meines Bruders Kinder, welche ihren Vater auf einer Reiſe nach Weſtindien, und bald darauf auch die Mutter verloren, zu mir genommen; weil ſie den nächſten Anſpruch auf mein Vermögen machen können, wie ich das nächſte Recht zu ihrer Verſorgung habe. Es ſind alſo zwo Mädchen, eine von vierzehn, eine von eilf Jahren, und ein junger Purſche, der kommende Oſtern ſiebzehn Jahre alt ſeyn wird, unter welche ich meine Zärtlichkeit theile; und ich muß es zu ihrem Ruhme geſtehen, die Kinder haben bisher meine Vorſorge durch ihren Gehorſam, durch ihren Fleiß und durch eine gute Aufführung belohnt. Juliane, ſo heiſſet die jüngſte, mein Liebling, weil ſie einige Züge von meiner ſeligen Frau hat, muß mir ordentlich alle Tage beym Thee, in Gegenwart ihrer Geſchwiſter, etwas nützliches und angenehmes vorleſen, und das kleine Mädchen verrichtet dieſes mit einer ſolchen Anmuth und mit ſo viel Empfindung, daß mir aus ihrem Munde alles weit ſchöner vorkömmt, als wenn ich es ſelbſt leſe. Das liebe, ſüſſe Mädchen!

Verzeihen Sie mir es, lieber Herr Arthur, daß ich Sie von ſolchen Kleinigkeiten unterhalte. Ich bin ein alter Mann, und die alten Männer, Sie wiſſen es, haben den Fehler, daß ſie gern ſchwatzen. Nun komme ich auf das Hauptwerk. Fritze, denn dieſer, wenn er nicht mit dem Informator ſtudiert, darf mir nicht von der Seite, iſt ein ganz guter Junge; aber er iſt mir noch zu flüchtig. Er hörte das dritte Blatt des Aufſehers mit Aufmerkſamkeit vorleſen, und ich konnte auf ſeinem Geſichte den Eindruck bemerken, welchen es bey ihm machte. Chriſtiane, ſeine älteſte Schweſter, und er ſcheinen mir im Verſtändniſſe mit einander zu ſeyn. Ich wollte ſie fragen, wie ihnen das Blatt gefiele; denn das pflege ich immer zu thun; Allein ein Beſuch unterbrach meine Abſicht.

Von dieſem Augenblicke an beobachten ſie alles was im Hauſe eine menſchliche Geſtalt hat; alles beobachten ſie, nur ſich ſelbſt nicht. Ihr Vorwitz; denn anders kann ich es nicht nennen, macht ſich nicht etwa nur an die Bedienten im Hauſe, an ihre Bekannten und an die Perſonen, die mich beſuchen, nein er geht weiter, er erſtreckt ſich auch auf mich. Ihre Neubegierde beobachtet meine geringſten Handlungen, und ſelbſt die, um welche ſich Kinder am wenigſten bekümmern ſollten. Ich leſe, ich ſchreibe, ich rede mit meinen Hausbedienten, ich rechne mit meinen Arbeitsleuten, ich zähle Geld: ſie beobachten mich. Ich gehe aus einem Zimmer ins andre: Fritze ſchielet mir nach, und ziſchelt mit Chriſtianen zuſammen, was ich wohl da zu verrichten habe. Denkt denn der junge Laffe, daß ein Mann in meinem Alter den vorwitzigen Anblick eines noch unreifen Jünglings allezeit leiden kann? Einige von meinen nächſten Anverwandten beſuchen mich ſchon ſeltner, weil ſie das kritiſche Auge meines jungen Richters und die ſchlauen Seitenblicke ſeiner Amtsgehülfinn ſcheuen. Mein Kutſcher hat mir den Dienſt aufgeſagt; ein Kerl, der wie ich irgendwo von einem Kutſcher geleſen habe, nach ſeinen Pferden ſeinen Herrn über alles liebt und mir ſchon ſechzehn Jahre dienet, weil er an Fritzen einiges Mistrauen gegen ſeine Treue bemerket, und von ihm einige hitzige Verweiſe bekommen hat. Auch meine Haushälterinn, mit der ich ganz wohl zufrieden bin; denn ſie hat meiner ſeligen Charlotte noch in ihrem Brautſtande als Mädchen aufgewartet; will ſich in ihrem funfzigjährigen Alter auch nicht mehr von einem vierzehnjährigen Dinge hofmeiſtern laſſen. Sehen Sie, mein Herr Arthus, das ſind Wirkungen einer übel verſtandenen Aufſicht, die ich ſeit einigen Wochen in meinem Hauſe erfahre. Ich habe Fritzen und Chriſtianen eine ſcharfe Lection darüber gehalten, und zu den Einſchränkungen, welche in dem Blatte ſelbſt gemacht ſind, noch meine eignen Erklärungen, die ich aus der Erfahrung habe, hinzugethan. Allein noch habe ich die Kinder nicht recht überzeugen können; es ſey nun, daß es mir an Beredtſamkeit fehlet, oder daß die Neigung, ſich um das Thun und Laſſen anderer zu bekümmern, bey ihnen ſchon zu ſtark iſt. Mein väterliches Anſehen macht ſie freylich behutſamer; aber ich will die Regelmäßigkeit ihrer Handlungen nicht meinem väterlichen Anſehen, ich will ſie ihren Herzen zu danken haben. Ich habe Fritzen gedrohet, ihn aus dem Hauſe zu thun, ſo bald er Chriſtoffen noch einmahl Urſache zu klagen geben würde; er erſchrak und weinte ohne ein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen; ich fühle auch ſelbſt, daß es mir in dieſem Falle ſchwer ankommen ſollte, den Jungen, der auſſerdem ein ſehr gutes Naturell hat, ſeinem Feuer zu überlaſſen, welches unter andern Händen gar leicht zu einer Flamme ausbrechen könnte, die alle übrigen guten Eigenſchaften ſeines Herzens verzehren würde. Chriſtiane hat ſich in meiner Gegenwart mit der Haushälterinn wieder ausgeſöhnet: Aber wer weiß denn ob das nicht ein bloſſer Waffenſtillſtand iſt, der das gemeine Schickſal aller Waffenſtillſtände haben wird? Helfen Sie mir, mein Herr Arthur, den lieben Hausfrieden in meiner Familie wieder herſtellen. Ich überlaſſe es Ihrer Einſicht, ob Sie noch ein Blatt von der übel verſtandenen Aufſicht ſchreiben wollen; aber ich denke, dieſe Materie iſt es wohl werth, daß ſie den Menſchen ſehr umſtändlich erkläret und eingeſchärfet wird. Vielleicht leiden andere Häuſer eben ſowohl an dieſem Fehler, den ich Indiſcretion nenne, als das meinige; vielleicht aber hält man ſolchen nicht für wichtig genug, ihn zu verbeſſern; denn von den Häuſern, wo man in Ermangelung eines andern leichtſinnigen und ebenſo ſtrafbaren Zeitvertreibes ſich zuſammenſetzt, grobe Spöttereyen über andre zu ſagen und ſeinen Nächſten zu verleumden, von ſolchen Häuſern rede ich hier gar nicht.

Für dieſe gehört ein ſchärferer Zuchtmeiſter. Ich bin,

Mein Herr Arthur Ironſide,

Kopenhagen, Ihr fleißiger Leſer
d. 28 Hornung 1758. Woldemar B * * * *

Die Materie, die mir mein Correſpondent empfiehlt, iſt freylich von groſſer Wichtigkeit, und ſo ſehr wichtig, daß ich ſie ſchon abgehandelt haben würde, wenn ich dem Leſer nicht Mannichfaltigkeit und Abwechslung ſchuldig wäre. Allein ich werde ſie nicht vergeſſen. Was den Neffen meines Correſpondenten betrifft, ſo hatte ich anfangs wenig Vertrauen zu ſeinem Herzen. Allein da er noch weinen kann; So wird ihm ſeine tadelſüchtige Critik leicht abzugewöhnen ſeyn. Junge Leute können am leichteſten vor dieſer Ausſchweifung bewahrt werden, wenn man ihnen keinen von ihren Fehlern verzeiht und ihre Scharfſichtigkeit, das Unregelmäßige und Lächerliche in den menſchlichen Handlungen zu bemerken, wider ſie ſelbſt richtet.

Hier iſt ein andrer Brief wider einen ſehr gemeinen und niedrigen Fehler, der meiner Züchtigung nicht bedarf, da er von einem Frauenzimmer beſtraft wird.

Mein Herr Aufſeher,

Ich freue mich, unter denen, die Ihnen ſchreiben, auch Frauenzimmer zu ſehen, und ich bin der erſten ſehr verbunden, die es gewagt hat, weil ich ſehe, daß Sie auf dasjenige beſonders aufmerkſam ſind, was von unſerm Geſchlechte kömmt. Ich nehme alſo die Feder, um Ihnen von einem Fehler Nachricht zu geben, von welchem viele Häuſer in Kopenhagen, große und kleine, angeſteckt ſind; ein Fehler, der wichtig und ſchädlich genug iſt, von einem Manne bemerkt zu werden, der ſich vorgenommen hat, die moraliſchen Krankheiten der Menſchen zu heilen. Ich weiß nicht, wie ich dieſen Fehler mit einem Worte nennen ſoll; er beſteht aber in Plaudern und Anhören. Ich denke zwar, daß Klätſcherey das eigentliche Wort iſt, das ihn ausdruckt; allein mich deucht ich habe gehört, daß es in Ihrer Sprache ein niedriges Wort ſey; denn im Vorbeygehen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Däniſche als meine Mutterſprache mehr denn das Deutſche verſtehe. Das Wort mag freylich wohl niedrig ſeyn. Denn eine Frau Kriegsräthinn eine Klätſcherinn zu heißen; eine

Frau Kanzelleyräthinn eine Klätſcherinn; eine Frau Juſtizräthinn eine Klätſcherinn, die gnädige Frau Etatsräthinn, und wohl noch höhere Gnaden —— Klätſcherinnen! Das würde freylich ſehr übel genommen werden. Würde man nicht einen ſolchen Namen für eine große Beſchimpfung halten? Man würde gewiß eine Injurienklage bekommen, und wenn man auch die Wahrheit geredet hätte. Allein warum ſoll man das Wort nicht gebrauchen, weil es niedrig iſt, da der Fehler gar nichts Edles hat? Ich bin eine Todtfeindinn von dieſem Laſter. Nach der Ehrlichkeit verlange ich von meinen Bedienten, ehe ich ſie in meinen Dienſt nehme, Verſchwiegenheit. Ich verabſcheue zwar die Regel von Herzen, nach welcher Hausbediente in Abſicht auf die Laſter der Herrſchaft weder Augen noch Ohren haben müſſen; ich verlange keine ſtrafbare Verſchwiegenheit von ihnen; aber das verlange ich, daß ſie, was die Einrichtung der Oeconomie und andre gleichgültige Handlungen der Herrſchaft betrifft, ſchweigen ſollen. Doch wie ſelten trifft man dieſe Tugend unter ihnen an! Zehn Jahre ſind es, daß ich ſelbſt Bediente halte; aber unter funfzigen oder ſechzigen, die ſeit der Zeit in meinem Hauſe geweſen ſind, habe ich nicht eine gefunden, mit der ich in dieſem Punkte völlig zufrieden geweſen wäre. Ich habe es verſucht und ſie ganz unerfahren vom Lande herein kommen laſſen. Ja; vier Wochen lang waren ſie fleißig, arbeitſam, zufrieden und verſchwiegen. Allein alle dieſe guten Eigenſchaften verſchwanden, ſo bald ſie in den Häuſern meiner Nachbaren bekannt wurden. Und wiſſen Sie, mein Herr Arthur, wer am meiſten daran ſchuld iſt? Die Herrſchaften ſelbſt. Sollten Sie es wohl glauben, daß es hier in Kopenhagen Häuſer giebt, welche ordentliche Bedienten halten, die alle Familiengeheimniſſe auskundſchaften müſſen? Nur vor wenig Wochen hat mein Mann einen ſolchen Spion aus dem Hauſe gejaget. Es iſt ſchändlich zu ſagen, daß vornehme Frauen andrer Herrſchaften Bedienten an ſich locken, eine niederträchtige Freundlichkeit an ſie verſchwenden, und auch wohl einige kleine Geſchenke nicht achten, ihre Treue zu verführen, und von ihnen zu erfahren, was in ihren Häuſern vorgeht. Welche Abſicht können ſie dabey haben? Womit wollen ſie eine ſolche Neubegierde entſchuldigen? Wie kann dieſe Aufführung mit der Liebe beſtehen, die ſie andern ſchuldig ſind? Wenn Sie nur wiſſen ſollten, was ſie alles fragen können! „Nun, wie gefällt es euch in euerm neuen Dienſte! Seyd ihr zufrieden? Habt ihr viel Trinkgelder? An Eſſen fehlts euch wohl nicht! Habt ihr oft Gäſte? Wird auch ſtark bey euch geſpielt? Bey was für Kaufleuten kauft eure Frau? Habt ihr große Rechnungen bey ihnen zu bezahlen? Und der Fleiſcher, und der Becker, warten ſie lange? Geht ſie oft in die Komödie? Sie ſoll ja mit ihrem Manne nicht gut leben? Das iſt wohl nur eine Nachrede von böſen Leuten —— !„ Iſt die Ausfragerinn in Fragen unerſchöpflich, ſo ſind die Bedienten im Antworten unermüdet. Beyde ſind gleich geſchwind und gleich erfindſam. Die Zeitungsträgerinn erhält ein abgelegt Halstuch und muß verſprechen, nächſtens wieder zu kommen.

Nun bitte ich Sie, lieber Herr Aufſeher, was wird das für Folgen haben? Wo ſollen gute Bedienten beyderley Geſchlechts herkommen, wenn wir Herrſchaften ſie ſelbſt verderben, und mit Fehlern anſtecken, die bey uns ſchon niedrig ſind, und bey ihnen noch niedriger werden müſſen? Wie können wir über ihren Ungehorſam, über ihre Plauderhaftigkeit, über ihre Untreue, und über ihren Müſſiggang klagen? Mahlen ſie doch ja dieſes Laſter in aller ſeiner Schändlichkeit ab. Vielleicht haben Ihre Vorſtellungen einigen Eindruck, da es bey vielen nicht ſowohl Bosheit, als vielmehr Schwachheit, oder eine üble Gewohnheit iſt. Mein Mann, dem ich eben zeige, was ich geſchrieben habe; denn ich verberge ihm keinen Buchſtaben, den ich ſchreibe, oder bekomme, giebt mir wenig Troſt. Wovon ſollen ſie denn, ſagt er, in Geſellſchaft ſprechen, wenn ſie ſich keine Privathiſtörchen und keine Familienneuigkeiten zu erzählen; wenn ſie einander keine heimlichen Liebesverſtändniſſe oder Heirathen, von denen niemand weiß, als ſie, zuzuziſchen haben? Doch man beſchuldigt unſer Geſchlecht immer, daß wir veränderlich ſind: Warum ſollten wir Frauenzimmer nicht auch unſre Fehler verändern können? Ich bin,

Mein Herr,

Ihre fleißige Leſerinn.

S. v. F. * * *

Nachſchrift.

Eben da ich meinen Brief ſchließe, beſucht mich eine Freundinn, welche den Herrn Aufſeher bitten läßt, auch einmal die reiche Materie von der Faulheit der Bedienten und Handwerker vorzunehmen, den Müßiggang noch höherer Stände nicht zu vergeſſen. Auch mein Mann hat eine Bitte und erſucht Sie, ſich des Montags beſtmöglichſt anzunehmen, ihn in ſeine Rechte wieder einzuſetzen, auf das ernſtlichſte vorzuſtellen, wie unverantwortlich es ſey, daß bey uns ein Sechstheil des Jahres ein ſo geſchändeter Raub des Müßigganges, einer wilden oft unſinnigen Luſtigkeit, der Völlerey und vieler noch abſcheulicherer Laſter ſeyn müſſe.

Mein Herr,

Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen für Ihre Blätter von der Schamhaftigkeit zu danken. Ich hoffe, daß ſie mir künftig wider Huſten und Schnupfen mehr helfen ſollen, als alle Recepte meines Medicus. Wie ofte habe ich nicht über die tyranniſche Mode geſeufzt, die beſonders uns Frauenzimmer zwingt, alles zu thun, was dieſe hochmüthige Gebieterinn befiehlt, ſo ſchädlich es auch ſeyn mag! Die böſen nur allzutiefen Ausſchnitte in unſerer Kleidung! Ich gehöre zwar nicht unter die jüngſten und mache keinen Anſpruch mehr auf Eroberungen, ob ich gleich die Zeit noch weiß, wo mir wohl ſo viel Schmeicheleyen und Süßigkeiten geſagt wurden, als itzt jüngern Damen geſagt werden mögen. Allein ſo ungern wir, Frauenzimmer auch unſre Jahre geſtehen, ſo habe ich mich doch niemals geſchämt, alt zu ſeyn; aber das muß ich bekennen, geſchämt habe ich mich immer, für altmodiſch gehalten zu werden. Und folglich hat der Schneider mehr über meinen Körper zu ſagen gehabt, als der Arzt. Zur Belohnung habe ich die Flußfieber nicht los werden können. Nunmehr aber iſt mein Hals ſo gut verwahrt, als irgend ein Hals ſeyn kann, und ich merke doch eben nicht, daß ich in Geſellſchaften darüber roth werde. Ich kann nicht anders, ich muß dieſes der Kraft ihrer Blätter zuſchreiben, die ich beſtändig als ein Präſervativ und herzſtärkendes Mittel bey mir trage. Gebe ich nicht ein gutes Exempel? Ich bin,

Mein Herr,

Ihre verbundne Leſerinn.

* * *

Es iſt freylich ein ganz löbliches und gutes Exempel. Allein ich fürchte, ich fürchte, es werde nicht eher nachgeahmt werden, als in den Jahren, wo man ſich zwar nicht ſchämt, alt zu ſeyn, wo man aber doch nicht gern für altmodiſch gehalten werden mag.

Mein Herr,

Ich bin ein der Wiſſenſchaften Beflißner; aber ich befinde mich in dürftigen Umſtänden. Nun ſind in einer vornehmen Familie zwo Stellen offen, unter denen ich mich wohl um eine bewerben wollte. Eine iſt die Stelle eines Informators; die andre iſt die Stelle eines Dieners bey der Frau vom Hauſe. Nun ſcheint ſich zwar die erſte für einen Gelehrten zu ſchicken; der Informator hat auch zwölf ſchlechte Thaler mehr als der Diener. Allein der Unterſchied iſt der: Der Informator hat gar kein Anſehen; jedermann im

Hauſe verachtet ihn, und jeder befiehlt ihm. Der Diener hingegen kann alles gelten, und hat er gleich weniger Lohn, ſo iſt er doch auch beſſer gekleidet und überdieß werfen auch die Kartengelder etwas ab. Nun denke ich, mein Herr, daß die Gelehrten billig die geehrteſten Stellen haben müſſen und daß ein jeder rechtſchaffner Candidat der Wiſſenſchaften ſchuldig ſey, ſie nicht in eine noch größre Verachtung verſinken zu laſſen. Was rathen Sie mir alſo?

Rasmus Fattig.

Herr Rasmus Fattig bedarf meines Rathes gar nicht. Die Wiſſenſchaften müſſen freylich geehrt werden, und wie glänzen ſie nicht auf der ſtolzen Höhe einer Kutſche!

Funfzehntes Stück.

Erbebt und betet an zur Erde!
Im tiefſten Staube! Jeder werde
Bekümmerniß und werde Schmerz!
Und Schauer, Schauer, Todtesſtille
Ergreif euch, und der Schrecken Fülle
Erſtröme ſich in euer Herz!

Verſtummt! Erzittert! Trauert! Weinet!
Sinkt tiefer hin! Entſetzet euch!
Der, der euch richtet, Gott erſcheinet;
Dem Richter iſt kein Richter gleich!

Die Himmel unter ihm zerriſſen
Erſeufzen! Unter ſeinen Füßen
Strömt eine dunkle bange Nacht.
Er kömmt, es kömmt Gott zu vergelten;
In ihrem Laufe ſtehn die Welten,
Verſunken in die neue Nacht.
Und aller Sterne Harmonien
Verſtummen. Jeder Stern erklang
Zum Lobe Gottes; Sie entfliehen,
Und tönen keinen Lobgeſang.

Tief iſt die Pauſe! Jede Wonne
Der Schöpfung iſt dahin! Die Sonne,
Sie ängſtigt und verfinſtert ſich!
Was iſt euch, daß ihr Gott zu Ehren
Nicht ſingt, daß ihr verſtummt, ihr Sphären?
O Sonne, wer verfinſtert dich?
Weh, wehe, wehe dem Geſchlechte
Der Uebertreter! Gott erſcheint,
Daß er mit den Gefallnen rechte,
Der Frevler Richter und ihr Feind.

Es rüſtet Gott ſich, zu verdammen;
Es brennt in allen ſeinen Flammen
Der fürchterliche Richterthron.
Zwar hält er immer noch die Erde
Damit ſie nicht zernichtet werde;
Doch dräuet ihr Verderber ſchon.
Und ſieben Donner Gottes tönen
Durch die beſtürzten Himmel hin:
Wer will die Sünder mir verſöhnen,
Mir, mir, der ich ihr Richter bin?
Die Himmel trauern und am Throne
Nimmt jeder Cherub ſeine Krone
Und wirft ſie hin und betet an!
Und ihr verhülltes Antlitz beuget
Sich immer tiefer; jeder ſchweiget,
Weil keiner ihn verſöhnen kann.
Und ſieben Donner Gottes tönen
Noch einmal durch die Himmel hin:
Wer will die Sünder mir verſöhnen
Mir, mir, der ich ihr Richter bin?
Da ſchauert durch des Himmels Chöre
Ein dreymal Heilig! Alle Heere
Erbeben! Niemand ſpricht: Ich will!
Die Tief entſchließt ſich und es thürmen
Sich ihre Gluten auf und ſtürmen,

Und kein Erſchaffner ſpricht: Ich will!
Die ſieben Donner Gottes tönen
Furchtbarer durch die Himmel hin:
Will niemand, niemand ſie verſöhnen
Mir, mir, der ich ihr Richter bin?
Will niemand unſer Bürge werden?
Im Himmel niemand? Iſt auf Erden
Nicht einer, der erretten kann?
Doch nun; — allein, ihr Sünder, tretet
Von ferne! Betet, betet, betet
Mit allen euren Kräften an!
Es tönt wie eines Menſchen Stimme,
So tönts hinauf vom Golgatha:
Ich will verſöhnen! Deinem Grimme
Bin ich, mich zu verbürgen, da!
Ich, ewig hab ich es begehret
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr!
Ich habe, tief in Quaal verſunken
Schon mehr als einen Kelch getrunken;
Ach wie iſt deine Hand ſo ſchwer!
Allein ich will ſie ganz verſühnen;
Laß ſie in dieſen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wiſſen, HErr, nicht, was ſie thun!

Unendlich iſts, was ich empfinde;
Doch ich, gemacht für ſie zur Sünde,
Erfülle deinen Willen gern.
Ich bin durch deinen Zorn zerrüttet,
Ich bin wie Waſſer ausgeſchüttet;
Laß ab, laß ab, o Zorn des HErrn!
Ich wills vollenden; ich will ſterben,
Ihr Bürge Gott, dein Opfer Gott.
Laß nur die Sünder nicht verderben,
Und rette ſie durch meinen Tod!
Ihr Himmel, wißt ihr nicht zu ſagen,
Wer ſeinen Richterzorn ertragen,
Wer uns mit ihm verſöhnen kann?
Wer iſt, damit wir unſre Herzen
Ihm geben, jener Mann der Schmerzen?
Ihr Himmel, ſagt den Namen an!
Nennt, nennt den Namen! Dieſer Beter
Iſt mehr als eines Menſchen Sohn!
Wer iſt, wer iſt der Keltertreter?
Es iſt! —— —— Es iſt des Richters Sohn!
Es ſchauert durch der Himmel Chöre
Ein neues Heilig ihm zur Ehre;
Bald ſtrahlt der zweyten Schöpfung Feſt.
Der Abgrund ſchließt ſich; ſeine Gluten
Verlöſchen! Denn die Wunden bluten;

Die ſich der Bürge ſchlagen läßt.
Die ſieben Donner Gottes tönen
Nicht mehr im Himmel hin, und ruhn,
Und fragen nicht: Wer will verſöhnen?
Er wills, der HErr, der Sohn wills thun!
Die Engel beten noch und beben,
Und ſiehe, neue Thronen heben
Sich an des Sohnes Thron empor.
Wem ſind die Thronen? — Für die Sünder
Gehn ſie, für Gottes neue Kinder,
Aus ſeinem Heiligthum hervor.
Und ſchneller als die Blitze, ſchneller
Als Sonnen, ſtrömt ein neuer Glanz
Im Himmel; immer wird er heller
Verſchönert ſich und glänzet ganz.
Nur, nur am Golgatha wirds dunkler,
Und immer bänger, immer dunkler,
Und tauſendfacher wird die Nacht.
Ach wie muß Er die Sünde haſſen,
Da ſolche Quaalen ihn erfaſſen,
Zu ſchwer für der Erſchaffnen Macht?
Es trägt das Weltgericht und ſtöhnet
Der Kreuzſtamm unter ſeiner Laſt:
Denn nicht ein Menſch nur, Gott verſöhnet,
Was der erzürnte Richter haßt.

O wie ſie rauſchen, alle Fluten
Des Zornes Gottes! Wie ſie bluten
Die Wunden! Seine Kraft vergeht!
Ach wie er duldet, der Gerechte
Für euch, ihr frevelnden Geſchlechte,
Für euch am Golgatha erhöht!
Nun faßt den Golgatha, Verbrecher,
Faßt, faßt den neuen Gnadenthron:
Nun wird, Jehova wird ganz Rächer,
Ganz gegen ſeinen eignen Sohn!
Er ſeufzt, der Sohn: Ich bin verlaſſen
Mein Gott, mein Gott, von dir verlaſſen;
Ganz bin ich Fluch nun, ganz Gericht!
Wie donnerts! —— JEſu, nicht im Tode,
Ach, Gottverlaßner, nicht im Tode,
Verlaß uns im Gerichte nicht!
Erbarme dich! —— Nun ſinkt es nieder
Sein Haupt! Er ruft: Es iſt vollbracht!
Er ſtirbt! —— Die Himmel hallen wieder:
Es iſt vollbracht! Es iſt vollbracht!

Sechzehntes Stück.

In ſeinem heiligen Leben ſehe ich den Pfad, und in ſeinem Tode den Werth, und in ſeiner großen Auffahrt den höchſten Beweis der Unſterblichkeit. —— Und iſt er auferſtanden? Hört es, ihr Völker! Hört es, o ihr Todten! Er iſt auferſtanden!

Young.

Jeſus rief mit lauter Stimme,
Für uns geopfert Gottes Stimme:
Mein Gott, mein Gott: Es iſt vollbracht!
Tiefe Still ergriff am Throne
Die Engel Gottes und dem Sohne
Antwortet' Er: Es iſt vollbracht!
Der Himmel hörts und ſang
Sein neues Lied voll Dank:
Hallelujah!
Es hat geſiegt,
Wenn er gleich liegt,
Der Löw aus Juda hat geſiegt!
Jeſus, Gott, mit Preis gekrönet,
Verließ das Grab; Gott war verſöhnet!
Der Fluch' vom Berge Horeb ſchwieg.
Dein Triumph, o Tod, o Hölle,
Wo iſt dein Sieg, o Tod, o Hölle?
Ihr ſeyd verſchlungen in den Sieg!
Dank ſey ihm, Heil und Macht!
Er hats, er hats vollbracht!

Haller

Hallelujah!
Nun fürchten wir
Den Tod nicht, dir,
Dir, Todestilger, folgen wir!
Jauchzet Gott mit großem Schalle!
Der ganze Weltkreis wiederhalle!
Und jauchz ihm! JEſus, Gott, fährt auf!
Wir im Staub anbetend ſehen
Dem Sieger nach, und zu den Höhen,
Die er für uns verließ, hinauf!
O Ueberwinder, dir
Dir, Chriſte, folgen wir!
Hallelujah!
Nicht ins Gericht
Zum Erb ins Licht
Führt er uns vor ſein Angeſicht.
Ewig herrſcht der Ueberwinder!
Gebohren werden ſeine Kinder,
Wie aus der Morgenröthe Thau.
O frohlocket! Kommt und ſchauet!
Ein neues Zion wird gebauet;
Er bauts und er erhälts im Bau!
Vergießt nur Ströme Bluts!
Die Kirche ſteht. — Wer thuts?
JEſus Chriſtus!

Die Hölle tobt;
Er ſey gelobt!
Er triumphirt, ſo ſehr ſie tobt!
JEſus, Gott, wird wiederkommen;
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen, dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn!
Hoſianna!
Zur Seeligkeit
Mach uns bereit!
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit!

Siebzehntes Stück.

Man könnte gute Gründe anführen, wenn man behaupten wollte, daß es nicht mehr nöthig ſey, die Freygeiſter zu widerlegen. Sie hätten ja, könnte man ſagen, anſtatt die ſtarken Beweiſe, mit denen ſie beſtritten worden ſind, zu beantworten, bloß ihre alten, oft widerlegten und nicht ſelten lächerlichen Einfälle, bis zum Ekel, wiederhohlt. Man müſste alſo warten, bis ſie nicht allein etwas neues, ſondern auch etwas ſagten, das die Mühe einer Beantwortung verdiente, ehe man ſich, ihr verdrießliches Geſchwätz zu unterſuchen, von neuem einlieſſe.

Ich würde von dieſer Meinung ſeyn, wenn die Gründe für das Gegentheil nicht noch beſſer wären. Die meiſten von denen, die durch die Freygeiſter verführt werden können, haben die Vertheidigungen der Religion nicht geleſen, oder ſie haben ſie doch nicht genug ſtudiert: Und wenn ſie ſo gar beydes gethan haben; ſo wird es ihnen doch immer angenehm und nützlich ſeyn, die ihnen bekannten Wahrheiten in einem andern Kleide, und wo das nöthig war, richtiger beſtimmt zu ſehn.

Zu dieſem Hauptgrunde kommen noch beſondre Gründe. Der alte Voltaire fährt noch immer fort, ſich über die Sterblichkeit ſeiner Seele durch die Unſterblichkeit ſeines Namens zu tröſten. Es iſt nicht lange her, daß Bolingbroke der Welt ein ungemeines Vermächtniß hinterlaſſen hat, in welchem er mit der feurigſten Beredtſamkeit gegen die Religion wütet. Hume iſt nicht beſſer gegen ſie geſinnt, ob gleich ſeine Art zu denken und zu ſchreiben ſo fein iſt, daß man ihn beynahe nur für einen bloßen Zweifler halten ſollte.

Dieſe drey großen Lehrer des Unglaubens ſchreiben ſo ſchön, ſie umkränzen ihren Giftbecher mit ſo ausgeſuchten Blumen, daß ſie allein, auch ohne die vorher angeführten Urſachen, mich veranlaſſen würden, einige meiner Blätter der Vertheidigung des Chriſtenthums zu widmen. Meine Abſicht iſt gleichwohl nicht, ſie ausdrücklich zu widerlegen. Denn ich ſchreibe keine Streitſchriften. Ich will nur überhaupt eben das für die Religion thun, was ſie wider dieſelbe unternehmen; ob es gleich bisweilen geſchehn kann, daß ich ſie da, wo ſie die Vernunft am feinſten zu verwirren ſuchen, etwas genauer beurtheile.

Wenn die Freygeiſter ihre Sache nur einigermaſſen unpartheyiſch und ernſthaft überlegen wollen; ſo muß es ihnen wirklich ein wenig verdrießlich ſeyn, daß ſie mit ihren Angriffen viel zu ſpät kommen. Wer hiervon noch nicht überzeugt genug iſt, der darf ſich nur erinnern, was Julian, der Apoſtat, wider die Religion vergebens gethan, und geſchrieben hat. Seit ihm hat es keinen Freygeiſt gegeben, der ſo viel dawider unternommen hätte, oder zu unternehmen im Stande geweſen wäre. Es iſt ſchwer den Charakter dieſes ſonderbaren Mannes; denn dieſen Beynamen verdient er vorzüglich vor allen andern, die ihm die Schmeicheleyen ſeiner ehmaligen und itzigen Proſelyten gegeben haben; ich ſage, es iſt ſchwer, ſeinen Charakter genau zu entwickeln. Unterdeß glaube ich, daß ihn folgende Abbildung nicht verfehlt. Er war von Natur in Abſicht auf die Wolluſt, auſſerordentlich mäßig; aber er hielt ſich, wegen dieſer ihm nunmehr ſo leichten Tugend, dadurch vollkommen ſchadlos, daß er ſich ſeiner heiſſen Ehrbegierde ganz überließ. Wenn er die Vielgötterey eben ſo gewiß glaubte, als er ſie eifrig wiederherzuſtellen ſuchte; ſo iſt er einer der merkwürdigſten Enthuſiaſten geweſen, die es jemals gegeben hat: Und hat er jenes nicht gethan; ſo übertrifft er die künſtlichſten Heuchler. Der enthaltſame, der philoſophiſche, der ernſthafte Julian, der Kaiſer, der Nachahmer Antonins, tanzte bey einem öffentlichem Aufzüge zuge mitten unter Prieſterinnen der Venus, die dafür bekannt waren, daß ſie ihrer Göttinn an dieſem Tage auf eine Art, die ich nicht beſchreiben will, dienten. Aeskulap ſelbſt hat ihm oft die Mittel angezeigt, durch die er geheilt worden iſt. Jupiter ſey ſein Zeuge, daß er die Wahrheit ſage. Er war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie. Seine ganze Philoſophie war die verwirrte verdorbne platoniſche Philoſophie ſeiner Zeiten. Der Geſchmack der Rhetoren ſeiner Zeiten war der ſeinige, bloß daß er in einigen Stellen ſeiner Satyren und ſeiner Briefe beſſer ſchreibt. Wie lächerlich künſtlich iſt nicht das Meiſte ſeiner Lobreden!

Seine Regierung folgte auf eine weichliche; man bemerkte es daher mehr, daß er wieder römiſch regierte, und dieß würde beynahe ſein einziges Verdienſt geweſen ſeyn, wenn er nicht auch die Wiſſenſchaften und ihre Vertrauten auf eine Art, die ihm Ehre macht, geſchätzt hätte. Er hatte es mit ſo vielen kleinen Seelen gemein, daß er durch den Krieg berühmt werden wollte; und vielleicht befürchtete er von der Nachwelt mit unter den großen Haufen der

Helden geworfen zu werden; daher ſuchte er die Unſterblichkeit ſeines Namens durch eine neue Stütze, nämlich durch die Ausrottung der chriſtlichen Religion, zu befeſtigen. Dieſe Unternehmung iſt ihm auch in ſo fern gelungen, daß ihn die Geſchichte viel öfter nennt, als ſie ſonſt thun würde. Dieß iſt, wie mich deucht, ein ſehr wahrer Entwurf ſeines Charakters; es würde überflüßig ſeyn, ihn weiter auszubilden.

Wir wollen bey ſeiner Unternehmung, die chriſtliche Religion zu vertilgen, und die heidniſche wieder einzuführen, ſtehn bleiben. Er bemühte ſich, dieſer einen neuen und ihr vortheilhaften Anſtrich zu geben. Er verband ſeine enthuſiaſtiſche Philoſophie mit derſelben. Er befahl ſeinen Prieſtern, auch durch das Beyſpiel ihrer Tugend, wie die Chriſten, zu lehren. Er ließ ſie öffentliche Anſtalten zur Verſorgung der Reiſenden und Armen machen. Die Vielgötterey hatte noch niemals mit dem Chriſtenthume auf dieſe Art um den Vorzug geſtritten. Er dachte ſehr richtig darinn, daß er die Chriſten nicht mit dem Schwerdte verfolgte; ob er gleich nicht immer ſeinen Haß gegen ſie völlig zu verſtellen wußte. Denn bisweilen begegnete er ihnen offenbar ungerecht und grauſam. Ueberhaupt aber ſuchte er ſeinen großen Plan mit vieler Klugheit auszuführen. Er verbot das Leſen der heidniſchen Scribenten in den chriſtlichen Schulen. Er glaubte ihnen auf dieſe Art den guten Geſchmack und mit ihm alles zu nehmen, was er zur Unterſtützung der Religion beytragen kann. Einige werden dieß für einen geringen Verluſt der Chriſten halten; aber Julian, der vielleicht niemals richtiger als hierin gedacht hat, hielt es mit Recht für einen ſehr wichtigen Verluſt. Er ſuchte die Chriſten durch Uneinigkeiten zu ſchwächen. Es wurde ihm deſto leichter, dieſes zu thun, weil er dabey, indem er die Biſchöfe der verſchiednen Sekten, und bisweilen ſo gar den Pöbel mit ihnen vor ſich disputiren ließ, ſich ſeiner Lieblingsneigung, der Spötterey, überlaſſen konnte. Doch dieß alles war ihm gleichwohl noch nicht genug. Er glaubte nichts gethan zu haben, ſo lange ihm noch etwas zu thun übrig ſey. Er ſchrieb alſo auch gegen die Chriſten. Allein weßwegen ſind dieſe Schriften verloren gegangen?

Die Chriſten haben ſie auf die Seite geſchafft, werden einige ſagen. Als wenn mittelmäßige Schriften nicht eines ſehr natürlichen Todes ſtürben, wenn ſie von ſich ſelbſt untergehn. Wir haben aber ſeine Lobreden noch, und dieſe ſind doch gleichwohl (ſelbſt ſeine Bewunderer müſſen dieſes zugeſtehn) ſehr mittelmäſſig. Dieſer Einwurf würde von einiger Erheblichkeit ſeyn, wenn nicht ſchon oft der Zufall gewollt hätte, daß Schriften von dieſer Art auch ihrer verdienten Strafe entgangen wären.

Seine Schriften gegen die Religion ſind wahrſcheinlich ſeine letzte Unternehmung gegen dieſelbe geweſen. Nicht lange vorher hatte er es unternommen, die Juden wieder zu einem ſolchem Volke zu machen, als ſie vor dem Gerichte, das über ſie ergieng, geweſen waren. Er hatte keine geringere Abſicht, als die Weiſſagung des Meſſias unwiderſprechlich zu widerlegen. Niemals iſt gröſſere Kühnheit und mehr Ueberlegung vereinigt worden, um das Aeuſſerſte zu wagen. Ich werde von dieſer auſſerordentlichen Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art iſt, in einem der folgenden Blätter reden. Nach derſelben ſcheinen mir ſeine Schriften wider die Religion derjenige unter allen ſeinen feindſeeligen Anfällen zu ſeyn, der am meiſten Aufmerkſamkeit verdient. Sie ſind nicht ganz untergegangen. Ein Biſchof hat, in einer Widerlegung derſelben, einige Fragmente davon erhalten. Es verdient die Mühe zu ſehn, was für Gründe dieſen mächtigen Philoſophen bewogen haben, das Chriſtenthum mit einem ſolchen heiſſen Eifer vertilgen zu wollen.

Er glaube, ſagte er, es ſey gut gethan, wenn er die Urſachen öffentlich anzeige, die ihn dahin gebracht hätten, die Lehre der Galiläer für eine menſchliche und boshafte Erfindung zu halten. Sie habe nichts Göttliches; ſie misbrauche diejenige Kraft der Seele, die ſich von dem Fabelhaften, dem Kindiſchen, und dem Unſinnigen fortreiſſen laſſe. Dieß ihr Geſchwätz von Wundern ſolle bey ihr ein Beweis der Wahrheit ſeyn.

Ich mache hierüber weiter keine Anmerkung, als daß wir von dem, der uns dieß von der chriſtlichen Religion ſagt, die gewiſſenhafteſte Wahrheitsliebe, und die ſtrengſte Richtigkeit bey der Beurtheilung derſelben erwarten.

Im folgenden (da ich nur Stellen aus Fragmenten anführe, ſo kann meine Abſicht nicht ſeyn, ſein Syſtem, wenn er anders eins gehabt hat, zu zeigen) vergleicht er die Erzählung Moſis und Platons von der Schöpfung, und giebt dieſem den Vorzug, weil der oberſte Gott den Untergöttern befohlen habe, die menſchlichen Leiber, die Thiere und die Pflanzen hervorzubringen. Dieſen merkwürdigen Triumph zu halten führt er beyde Stellen ganz an. Die Vortreflichkeit der Stelle Platons ſucht er ſo gar durch einen Commentarius, den er darüber macht, zu erweiſen. Der Vorzug der platoniſchen Erzählung ſoll darin beſtehn, daß der oberſte Gott nichts Sterbliches gemacht habe.

Aber gleichwohl war dieſer oberſte Gott der Schöpfer der Untergötter, und überdieß willigte er nicht nur darein, daß ſie das Sterbliche erſchaffen möchten; ſondern er führte auch ſo gar zur Urſache an, daß das Ganze ohne die ſterblichen Geſchöpfe nicht vollkommen ſeyn würde.

Er führt an, daß Gott geſagt habe: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey; ich will ihm eine Gehülfinn machen. Dieß iſt, ſagt er, ſchlechterdings fabelhaft. Denn wie iſt es vernünftig zu denken, daß Gott nicht vorher wiſſe, daß diejenige, die er zu einer Gehülfinn macht, demjenigen, der ſie bekömmt, nicht zum Nutzen, ſondern zum Schaden gereichen werde?

Ich habe überhaupt die Abſicht nicht, Julian, indem ich einige ſeiner Fragmente wider die Religion anführe, umſtändlich zu widerlegen. Aber würde dieß, wenn ich jene Abſicht auch hätte, wohl eine Widerlegung verdienen?

Daß es einen Mars, eine Minerva und einen Merkurius gebe, und daß jeder von ihnen gewiſſe Einflüſſe auf die verſchiednen Völker habe, beweiſt er dadurch, daß die Gallier und die Deutſchen kühn, die Griechen und die Römer überhaupt geſittet und menſchlich wären, und dieſe Eigenſchaften mit der Standhaftigkeit und dem kriegeriſchen Geiſte verbänden; die Aegypter wären feiner, künſtlicher, die Syrer unkriegeriſch und zärtlich, aber klug, lebhaft, leichtſinnig und gelehrig.

Die Nachricht von der Erbauung des babyloniſchen Thurms iſt, ſeiner Meinung nach, deßwegen eine Fabel, weil man die ganze Erde hätte zu Ziegeln brennen müſſen, um nur bis an den Mond zu bauen. Und ihr, beſchließt er, die ihr ſolche Fabeln glaubt, erkühnt euch noch immer, euch die Erkenntniß Gottes anzumaßen?

Moſes hat, wie er glaubt, die Lehre von der Vielgötterey vorſetzlich verdunkelt, aber gleichwohl hat er ſich verrathen, indem er ſagt, daß Viele, die Sprachen der Menſchen zu verwirren, heruntergeſtiegen wären.

JEſus, ſagt dieſer Unglückliche, iſt ungefehr ſeit dreyhundert Jahren berühmt. Er hat in ſeinem ganzen Leben nichts merkwürdiges gethan; man müßte denn glauben wollen, daß in den Flecken Bethſaida und Bethania Lahme und Blinde heilen, und Beſeßne beſchwören große Thaten wären.

In einer andern Stelle aber ſagt er: Bald hätte ich das Größte der Geſchenke des Apollo und des Jupiters vergeſſen. Jupiter hat unter denen Göttern, die nur die Augen des Verſtandes ſehn, den Aeskulap aus ſich ſelbſt gezeugt. Auf die Erde iſt er durch das fruchtbare Leben des Apollo gekommen. Da Aeskulap von dem Himmel auf die Erde herunter geſtiegen war; ſo iſt er nur einmal in menſchlicher Geſtalt in den epidauriſchen Gegenden erſchienen. Von hier iſt er weiter fortgegangen, und hat über die ganze Erde ſeine helfende Rechte ausgebreitet. Er iſt zu Pergamus, in Jonien, zu Tarent geweſen. Zuletzt iſt er nach Rom gekommen. Er iſt auf der Erde und dem Meere überall gegenwärtig; er kömmt zu jedem unter uns, und heilt unſre kranken Seelen und Leiber!

Das Gelindeſte, was man hierüber ſagen kann, iſt, daß Julian durch ſeine offenbare Partheylichkeit ſehr unfähig wird, die chriſtliche Religion zu beurtheilen.

Ich würde ſelbſt einigen partheyiſch vorkommen, wenn ich nicht auch etwas, das weniger ſchwach iſt, anführte. Ihr ahmt, ſagt er zu den Chriſten, nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wuth nach, indem ihr Tempel und Altäre verwüſtet. Ihr tödtet nicht nur diejenigen, die in ihrer väterlichen Religion geblieben ſind; ſondern auch eure Ketzer, die doch überhaupt mit euch einerley Irrthum haben. Allein das iſt euer eigen Werk. Denn nirgends hat euch JEſus dieß geboten; Paulus auch nicht.

Hierin iſt nichts falſch, auſſer daß die Heiden von den Chriſten, wegen des Götzendienſtes, wären getödtet worden. Uebrigens ſcheint mirs eine Schönheit dieſer Stelle zu ſeyn, daß er die Chriſten an die Menſchenliebe JEſu erinnert. In weſſen Munde konnte eine ſolche Erinnerung ſtärker ſeyn?

Allein es war gewiß ſeine Meinung nicht, JEſu hierdurch auch nur einigen Beyfall zu geben. Denn er fährt gleich fort: Die Urſache warum euch JEſus und Paulus dieß nicht geboten haben, iſt, weil ſie nicht hofften, daß ihr jemals ſo mächtig werden würdet. Sie wären zufrieden, wenn ſie das gemeine Volk verführen konnten, oder höchſtens ſolche Leute, wie ein Cornelius und Sergius geweſen ſind. Wenn einer von ihren Schülern unter den großen Männern dieſer Zeiten (ich rede von des Tiberius und des Claudius Regierung) berühmt geworden iſt; ſo will ich überhaupt die Unwahrheit geredet haben.

Würde ſich Julian, durch ſo etwas bloß Scheinbares haben blenden laſſen, wenn er, wie ſein gewähltes Muſter, wie Antonin gedacht, und die Menſchen, gleich ihm, in dem rechten Geſichtspunkte angeſehn hätte? Wer iſt denn wirklich groß? Etwa allein der, welcher ſich die mannichfaltigen Veranlaſſungen der Geburt und des Glücks zu großen Thaten ſo zu Nutze macht, daß er die großen Thaten auch wirklich thut? Oder auch der, welcher zwar jene ſtärkre Veranlaſſung nicht hat, aber ſich von den wenigen und geringen, die er hat, ſo führen läßt, daß er auch, obgleich keine ſolche, die von der Geſchichte verewigt werden, denn noch wirklich große Thaten thut? Es iſt ſo gar die Anzahl großer Leute von der letzten Art ſtärker als von der erſten. Denn die Anzahl derer, die Stand und Glück erhöhn, iſt überhaupt viel kleiner, als derer, die jene äußerlichen Vorzüge entbehren müſſen.

Warum habt ihr unſre Götter verlaſſen, und ſeyd zu den Juden übergegangen? Etwa deßwegen, weil die Götter Rom die Herrſchaft der Welt gegeben haben, den Juden aber auf kurze Zeit Freyheit und dann Knechtſchaft?

Er hatte gewiß nicht nöthig, die oft wiederkommne Dienſtbarkeit der Juden, auch damit zu erweiſen, daß ſie von Richtern ſind regieret worden. Auf eben die Art könnte man ſagen, daß die Römer, ſelbſt in ihren freyſten Zeiten Sclaven geweſen wären, und zwar nicht etwa, weil ſie einen tyranniſchen Senat, ſondern weil ſie einen Senat gehabt hätten. Aber er iſt ſo erhitzt, daß er das Lächerliche ſolcher Angriffe gar nicht zu merken ſcheint.

JEſus, der die Geiſter beherrſchte, der auf dem Meere wandelte, der die Beſeßnen befreyte, der, wie ihr behauptet, Himmel und Erde gemacht hat, konnte zu dem Beſten ſeiner Verwandten und Freunde (er redet von äußerlichen Vorzügen) nichts beytragen.

Wie kalt iſt dieſer Spott, in dem Munde desjenigen, der nicht allein die chriſtliche Religion kannte; ſondern ſo gar auf ſeine Beleſenheit in der Schrift eitel war! Denn wenn er darauf verfällt, bibliſche Stellen anzuführen, ſo hört er nicht auf.

Er hält ſich überhaupt mit vielem auf, das nichts für ihn erweiſt. Wie weit er hierin auszuſchweifen fähig ſey, zeigt er beſonders in der Stelle, in welcher er einen Biſchof ſchimpft, weil dieſer ſich hatte einfallen laſſen, zu behaupten, daß die Juden auch Hexameter hätten.

Warum findet ihr, ſagt er zu den Chriſten, an den Wiſſenſchaften der Griechen ſo viel Geſchmack, wenn euch das Leſen eurer Bibel zureichend iſt? Es iſt doch viel wichtiger, den Leuten jene, als die Götzenopfer zu verbieten. Denn Paulus ſagt ja ſelbſt, daß dieſe dem, der davon ißt, nicht nachtheilig ſeyn; nur das Gewiſſen der Schwachen, die es ſähen, möchte dadurch verletzt werden. Ihr Thoren!

Verlohnt es ſich der Mühe, zu erweiſen, daß dieß weiter nichts, als eine ſophiſtiſche Chicane iſt?

Hier folgt eine Stelle, die uns ſeine Abſicht, warum er das Leſen der heidniſchen Scribenten in den chriſtlichen Schulen verboten hat, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Durch dieſe Wiſſenſchaften, ſagt er, iſt unter euch jeder, der nur einige natürliche Gaben gehabt hat, von der Atheiſterey (ſo nennt er die Verlaſſung des Heidenthums) zurück gebracht worden. Und wenn ich nicht irre, ſo wißt ihr es ſelbſt genug, wie ſehr unſre Wiſſenſchaften von den eurigen unterſchieden ſind. Durch die eurigen wird keiner vortrefflich, oder auch nur mittelmäßig gut. Durch die unſrigen aber erhebt ſich jeder über ſich ſelbſt, wenn er auch gleich von der Natur noch ſo ſehr vergeſſen worden iſt. Aber wenn dieſelbe gegen einen unter uns freygebig war, und er ſich dann durch unſre Gelehrſamkeit bilden läßt; ſo wird er einer von denen, die ein Geſchenk der Götter zu nennen ſind; ſo zündet er entweder den Wiſſenſchaften ein neues Licht an; oder er wird ein weiſer Geſetzgeber; oder auch ein berühmter Eroberer!

Es kömmt mir vor, als wenn Julian hier an ſich ſelbſt gedacht habe. Doch ohne mich hierbey aufzuhalten, merke ich nur an, erſt: Daß keine einzige Wiſſenſchaft mit dem Heidenthume und mit dem Chriſtenthume, außer der Moral, in einer nothwendigen Verbindung ſtehe, und daß alſo ein Heide oder ein Chriſt überhaupt groß oder klein in den Wiſſenſchaften ſeyn kann, ohne daß ſeine Religion dabey in Betrachtung kömmt; Zweytens: Daß uns die Religion zu nichts andern, als zur Aufklärung unſers Verſtandes in Abſicht auf die

Erkenntniß Gottes und zur Beßrung unſers Herzens gegeben werden konnte. Ich will es daher nicht einmal gegen unſre Widerſacher gelten machen, daß die Offenbarung dieſen ihren groſſen Endzweck, oft auch durch Meiſterſtücke der Poeſie und der Beredtſamkeit, erreicht habe.

Er fährt fort: Verſucht es nur, wählt aus allen euern jungen Leuten, unterrichtet ſie in allen dem, was eure Bibel enthält; wenn dieſe in ihren reifen Jahren beſſer als Sclaven ſeyn werden: So will ich ausgeſchweiſt, ſo will ich geraſt haben! Und doch ſeyd ihr ſolche Thoren und ſolche Elende, daß ihr ein Buch für göttlich haltet, durch welches keiner weiſer, männlicher, und überhaupt beſſer, als er war, geworden iſt.

Schon damals hätte ihn die Erfahrung von beynahe drey Jahrhunderten von dem Gegentheile überzeugen können. Wenn ich ſage, daß uns eine Erfahrung von mehr als ſiebenzehn Jahrhunderten noch ſtärker davon überzeugt: So wird man mich mit dem Misbrauche, den einige Laſterhafte oder Unſinnige von der Religion gemacht haben, nicht widerlegen wollen.

Er hatte ſehr recht darin, daß er die Chriſten wegen ihrer abergläubiſchen Verehrung der Gräber der Märtyrer anklagte; aber wie ſonderbar iſt ſein Erweis, durch welchen er überzeugen will, daß ſie hierin unrecht thun. Ihr ſeyd in eurer Bosheit ſo weit gegangen, daß ihr ſo gar nicht mehr den Worten JEſu gehorchen wollt. Er führt aber die Vergleichung der Phariſäer mit getünchten Gräbern an.

Indem er, ohne die geringſten Anſprüche auf die Kenntniſſe, die zur Schriftauslegung gehören, auch nur von ſich vermuthen zu laſſen, den Chriſten weitläuftig zu beweiſen ſucht, (denn er iſt überhaupt ſehr ſchwatzhaft) daß ſie gewiſſe Weiſſagungen falſch von Chriſto verſtänden; ſo wird er von ſeiner Einbildungskraft ſo fortgeriſſen, daß er zwo dieſer Weiſſagungen von David erklärt. Was können wir von einem Philoſophen erwarten, der einer Religion, auf die ſich, wie er wußte, die chriſtliche gründete, erfüllte Weiſſagungen zugeſteht. Und was waren es denn für Propheten, deren Weiſſagungen erfüllt worden ſind? Sie haben, ſagt er anderswo, geraſt und nur mit alten Weibern zu thun gehabt!

So iſt die Schrift beſchaffen, in welcher ſich, nach dem Ausdrucke des Biſchofs, der ſie widerlegt, die ſtolze heidniſche Stirn gegen die Ehre Chriſti erhoben hat!

Einigen würden vielwenigere Stellen, als ich angeführt habe, und vielleicht Eine genug geweſen ſeyn, um zu urtheilen, daß Julian ſich gar nicht als ein groſſer Mann in dieſer Beſtreitung der Chriſtlichen Religion gezeigt habe. Sie werden, wenn ſie ihn noch nicht von dieſer Seite gekannt haben, erſtaunt ſeyn, daß er über dieſe wichtige Sache, auf deren genaue Beurtheilung ihm ſo viel ankommen mußte, ſo ſchwach gedacht habe.

Für andre waren mehr Stellen nöthig. Und vielleicht lernen auch die Freygeiſter dieſen ihren Liebling dadurch noch beſſer kennen, als ſie ihn bisher gekannt haben. Denn ich habe angemerkt, daß ſie mit ihm, wie mit der Offenbarung umgehn. Dieſe greifen ſie an, und haben ſie nicht geleſen; und jenen vergöttern ſie, und kennen ihn eben ſo wenig.

Ich hatte anfangs vor, auch aus ſeinen übrigen Schriften, theils noch einige Feindſeeligkeiten gegen die Religion; theils ſolche

Stellen anzuführen, welche die beſondern Wendungen ſeines Verſtandes und Herzens verrathen, um auf dieſe Art ſeinen Charakter ganz auszubilden: Allein ich muß geſtehn, daß mir das Leſen ſeiner Werke ſo unangenehm geworden iſt, daß ich meinen Vorſatz, wenigſtens auf einige Zeit, aufgegeben habe. Man muß, deucht mich, ſehr für ihn eingenommen ſeyn, wenn man ſie ſo ſchön finden will, als ſeine Sophiſten, die ihn, um wieder von ihm gelobt zu werden, mit ihren Lobeserhebungen unaufhörlich belagerten. Ich beſchließe mit einer Stelle, die ich, ihrer verdrießlichen Länge ungeachtet, ganz überſetzen will. Man wird nicht leicht etwas, das auf ſo vielen Seiten lächerlich iſt, geleſen haben.

„Daß die Zahl hundert allen andern vorgezogen zu werden verdiene, und die Vollkommenheit aller Zahlen enthalte, wird der lernen, der ſich mit mir in folgende Betrachtung darüber einläßt. Es iſt mir zwar nicht unbekannt, daß die Lehre der alten Weiſen der ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden giebt; (hier führt er ihre Gründe ſehr ernſthaft an) aber ich will gleichwohl meine Meinung, ſo kühn ſie auch iſt, ſagen. Ueberhaupt ſind alle Zahlen von gleicher Beſchaffenheit, und was den Zuſatz der Vermehrung anbetrifft, ſo kann er durch jede Zahl gemacht werden. Allein es iſt doch viel beſſer die gerade Zahl zur Urſache der Vermehrung als die ungerade zu machen. Die Zahl Eins würde an ſich ſelbſt nicht ungerade ſeyn, wenn nicht etwas da wäre, wodurch ſie es würde. Die Verbindung zwoer Einheiten, woraus die Zahl Zwey beſteht, bringt eine doppelte Ungeradheit hervor, aus Zwey entſteht Drey, und vermehrt zugleich Zwey. Wenn noch Zwey damit verbunden werden, ſo verurſacht Drey die Vermehrung der Viere; und überhaupt zeigt dieſe Verbindung, die aus einem von beyden entſtandne Ungeradheit, und wird unter der Zahl Zwey begriffen. Dieſes vorausgeſetzt, ſage ich, daß indem ſich die erſte Zehn in ihrem Zirkel herumdreht, das Ganze zu hundert werde, und zwar ſo, daß mit Eins die Vermehrung zu Zehn zugleich wirkt, und daß ferner die in ſich ſelbſt wiederkehrende Zehn die Zahl hundert vollendet. Daher entſteht das Ganze aller Zahlen aus hundert, wobey auch die Eins nicht unbeſchäftigt iſt, wenn nicht die Zwey durch die Verbindung eine beſtändige Ungeradheit hervor bringt, und in ſich ſelbſt zurückkehrt, bis durch ein anderes Hundert die Summe geſchloſſen wird, und dieſes Hundert mit derſelben die Vollkommenheit verbindet, nach und nach weiter fort geht, und unter der Benennung vieler Hundert das Ganze bis zum Unendlichen der Entdeckungen erhebt. Homerus ſcheint mir nicht obenhin, und ohne Urſache in ſeiner Epopee dem Jupiter ein Schild von hundert Fellen zu geben, ſondern vielmehr ein wichtiges und tiefes Geheimniß darunter zu verbergen. Indem er mit dem Begriffe von dem vollkommenſten Gotte das Vollkommne der Zahlen verbindet, welches ihm vorzüglich vor allen übrigen Zahlen angemeſſen war, und ihn in ſeiner Schönheit zeigte; oder weil die ganze Schöpfung, die er, zur Abbildung des Schildes, rund, wie dieſes Urbild, vorſtellt, von keiner andern Zahl, als Hundert, würdig ausgedrückt wird, und alſo die zirkelmäßige Zahl Hundert mit dem allgemeinen Verſtande Jupiters, der alle denkende Weſen kennt, übereinſtimmt. Eben dieſe Weisheit ſetzt den hundertarmigten Briareus neben dem Jupiter, und geſteht ihm zu, mit ſeinem Vater um den Vorzug der Macht zu ſtreiten, indem ſie ihm gleichſam mit dem Vollkommnen der Zahlen das Vollkommne der Stärke giebt. Wenn Pindarus, der Thebaner, die Niederlage des Typhons in ſeinen Siegsliedern beſingt, und die Stärke dieſes größten unter den Rieſen dem höchſten Könige der Götter zuſchreibt, ſo beweiſt er die vorzügliche Größe ſeines Ruhms durch nichts ſo ſehr, als dadurch, daß er den hundertköpfigten Rieſen, durch Einen Wurf, niederzuſchmettern vermocht habe; und daß man von keinem andern Rieſen glauben dürfte, daß er wider den Arm Jupiters ſtreiten würde, als von dem einzigen, den ſeine Mutter mit hundert Köpfen bewafnet hatte; und daß keiner unter den andern Göttern, auſſer allein Jupiter, des Siegs über einen ſolchen Rieſen würdig ſey. Dem Liederdichter, Simonides, iſt es zum Ruhme des Apollo genug, wenn er ihn den hundertfältigen Gott nennt, und ihn, ſtatt aller andern unterſcheidenden heiligen Benennungen, mit dieſem Beynamen ſchmückt, indem er nämlich den Drachen Pytho mit hundert Pfeilen erlegt habe, lieber der hundertfältige, als der pythiſche gegrüßt ſeyn wolle, und dieſen Beynamen, den er gleichſam als ein Erbe betrachte, vorzüglich gern höre. Die Inſel Kreta, Jupiters Säugamme, iſt zur Belohnung, daß ſie dieſen Gott aufgenommen hat, durch hundert Städte berühmt. Theben, das hundert Thore hat, lobt Homer aus keiner andern Urſache, als weil daſelbſt hundert Thore von bewundernswürdiger Schönheit ſind. Ich ſchweige von den großen Opfern, wo hundert Thiere auf einmal geopfert werden; von den Tempeln, die hundert Pfeiler haben; von den Altären, die auf hundert Grundſteinen ruhn; von den Speiſeſälen für hundert Gäſte; von den Feldern, die hundert Morgen groß ſind; ja von allen göttlichen und menſchlichen Dingen, welche durch dieſe Zahl unterſchieden werden. Sie ſchmückt den Stand des Soldaten und des Bürgers, ſie erfreut die kriegeriſche Centurie, ſie macht eine Verſammlung von Richtern, die der Centurie gleicht, verehrungswürdig. Ich hätte noch vielmehr, als dieſes zu ſagen, allein die Kürze, die in Briefen erfodert wird, hält mich davon ab.„

Iſt nicht dieſe Stelle, die ich ſo wenig verſtehe, als ſie von andern verſtanden werden wird, ein bewundernswürdiger Beweis von Julians großem Geiſte?

K.

Mein Herr,

Da Sie uns von Zeit zu Zeit einige Vertheidigungen der Religion mittheilen und uns überzeugen wollen, daß wir die feindſeeligſten Angriffe der Freydenker nicht zu fürchten haben: So werden Sie, wie ich hoffe, nicht unterlaſſen, uns auch mit der Höflichkeit, der Sanftmuth, der Menſchlichkeit und der geſitteten Schreibart dieſer Herren bekannt zu machen. Sie wiſſen, wie oft die Gottesgelehrten von dieſen ihren Feinden angeklagt worden ſind, daß in ihren Schriften mehr der Geiſt der Feindſeeligkeit, Bitterkeit, und Unterdrückung, als der Geiſt der Wahrheit herrſchte; daß man ihnen ihre verächtliche Herkunft, und ihre niedrige Erziehung in allen ihren Arbeiten anſähe; daß ſie ihre Gegner mehr verhaßt zu machen, als zu widerlegen ſuchten, und zu Schmähungen ihre Zuflucht nähmen, wo es ihnen an Beweiſen fehlte. Da dieſe Vorwürfe,

würfe, vornehmlich in Abſicht auf die vorigen Zeiten, von vielen nicht ganz ungegründet ſind: So müſſen wohl die Schriften der Freygeiſter Schulen guter Sitten, und einer ſehr feinen Schreibart ſeyn. Nun haben zwar die Vertheidiger der Religion weder das eine noch das andre von einem Woolſton, Tindal, Morgan, und Chubb lernen können; allein ſie könnten ſagen, daß man beydes nirgends unter dem Pöbel lernen werde; daß man alſo zu den edlern und erhabnern Perſonen ihrer Parthey gehen, daß man einen Lord Bolingbroke hören müſſe. Ich habe dieſes gethan, ohne dieſen Rath empfangen zu haben. So viel iſt gewiß, daß man in dieſer Schule zum wenigſten in das äußerſte Erſtaunen geſetzt wird, wenn man gleich keine Fähigkeit bey ſich empfindet, einen ſo großen Geiſt in ſeiner feinen und geſitteten Schreibart nachzuahmen oder zu erreichen. Ich will aus der Unterſuchung ſeiner Philoſophie nur einige Urtheile Sr. Herrlichkeit anführen, und es Ihnen überlaſſen, ob Sie ſich, zur Probe für Ihre Leſer, an der Mittheilung derſelben begnügen, oder dieſes gründliche Werk ausführlicher

licher bekannt machen wollen. * Von Cudworthen ſpricht er: Man kann von verſchiednen ehrwürdigen Perſonen ſagen, daß ihnen die Köpfe durch eine unnatürliche Gährung des Gehirns und durch ein philoſophiſches Delirium verrückt worden ſind. —— Er giebt in ſeinem Werke ein wenig weniger als eine unſinnige Umſchreibung von metaphyſiſchen Unſinn. Von Cumberlanden heißt es: Von menſchlicher Wohlgewogenheit gegen Gott reden, wie Cumberland, das iſt verwirrtes metaphyſiſches Geſchwätz und theologiſche Gotteslästerung. Clark triumphirt nach dem Ausdrucke des Lords, in ſeinen närriſchen und ſchändlichen Rhodomondaten. —— Alles, was Clark von der Offenbarung des göttlichen Willens ſagt, iſt nichts als eine Rhapſodie einbildiſcher Schlüſſe und recht heydniſcher Abſurdidäten. —— Clark iſt mit einem Worte ein vermeßner und eitler Sophiſt! Seine Worte haben ein ſo feyerliches Anſehen, daß ſie Unvorſichtige hintergehen und die eingewurzelten Vorurtheile an-

drer

---

* A View of Lord Bolingbr. Phil. in four lettres to a Friend. Lond. 1754.

hrer beſtärken können; aber mehr Ungereimtheit kann nicht in weniger Worte geſtopft werden. Wollaſton iſt bey dem Lord raſend und mondſüchtig, und der Präſident Forbes wirklich toll; er iſt kein Gottesgelehrter von Profeſſion, er iſt etwas beſſres; er iſt ein Advocat, von welcher ungelehrten Profeſſion der Lord ſagt, daß von hunderten zum wenigſten neun und neunzig Jungendreſcher, Geldſchinder, Haderer und zänkiſche Sophiſten wären. * Sehen Sie, mein Herr, ſo muß man ſprechen, wenn man ein Freygeiſt von der großen Welt iſt!

J. R.

Achtzehntes Stück.

Einer der frölichſten Tage im Jahre iſt für mich der Tag, an welchem uns unſer Friedrich gegeben worden iſt, und muß er ſolches nicht für einen jeden geſeegneten und glücklichen Unterthan des Däniſchen Reiches ſeyn,

---

* Lord Bolingbroke's Works 4to. Vol. 3. p. 353. IV. p. 92. Vol. V. p. 82. 252. 292. 374. 523. Vol. II. 353.

ſeyn, zumal zu einer Zeit, wo es, wegen der allgemeinen Verwüſtungen des Krieges, faſt ein jedes Land für eine Glückſeeligkeit hält, weniger elend zu ſeyn, als andre Länder, die noch alle Drangſale deſſelben erfahren? An dieſem Tage überlaſſe ich mich mannichfaltigen Betrachtungen. Ich überlege, voll Vergnügen über unſern Zuſtand, wie viel zu dem Charakter eines guten Königes gehöre; ich ſehe, daß dazu noch edlere Eigenſchaften erfodert werden, als die glänzenden Eigenſchaften eines Helden, welches er nicht eher ſeyn mag, als wenn Mäßigung und Weisheit alles gethan haben, um der Hülfe einer unerſchrockenen Tapferkeit nicht zu bedürfen; ich ſehe die mannichfaltigen Gefahren, die ihn hindern wollen, als ein Vater, als ein Beſchützer der Geſetze, und als ein Vergelter vorzüglicher Verdienſte und Tugenden zu herrſchen; ich ſehe, welche zwar eitle, aber doch allezeit ſcheinbare Vergnügungen er ſeinem Volke aufopfern; was er für ein menſchliches, ſanftes, und von jedem beſorglichen Elende der Unterthanen leicht bewegtes Herz beſitzen müſſe, und verliere mich endlich in die feurigſten

Wünſche für unſern Friedrich Aus dieſen Geſinnungen iſt eine Ode entſprungen, die ich heute meinen Leſern, ſtatt der Betrachtung einer andern Materie, mittheilen will.

Ich ſah es! Myriaden Bitten
Ergoſſen ſich zu Gott empor:
So ſtralt der Blitz hinauf! Sie ſtritten,
Im Eifer ein harmoniſch Chor.
Sie ſtritten, wer mit heißerer Liebe
Geflügelter ſich in die Himmel erhübe,
Und eine jede flog gleich ſchnell;
Und jed in einem Feyerkleide
Durchglänzte die Wolken in feſtlicher Freude
Und hinter ihnen blieb es hell.
Da ſie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Geſang,
Und alle nannten Friedrichs Namen,
Und alle nannten Ihn voll Dank.
Uns hat, uns hat Jehova ſein Leben
In einer der gnädigſten Stunden gegeben;
Fleug, unſer Dank, fleug mit umher!
Er, der Ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebet nicht ſeine Beherrſcher? Doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Noch ſchwinget, mehr noch zu verheeren,
Der Krieg die Fackel, und die Glut
Vertilgt! Einander zu zerſtören,
Ergrimmt der Nationen Wut.
Er ſtürmet neue Wetter zuſammen:
Die Hütten; die ſtolzen Palläſte, ſie flammen;
Noch floß des Blutes nicht genug!
Nur Friedrichs Scepter iſt umkränzet
Mit friedlichen Palmen, und feyerlich glänzet
Sein Volk, das keine Plage ſchlug.
Du gabſt, damit es ſicher bliebe,
Ihm, Gott, ein väterliches Herz.
Sein Glück iſt ſeiner Völker Liebe,
Und was ſie leiden, wird ſein Schmerz;
Ergeuß, o Quell des Ewigen, Leben
Auf unſern Geliebten! Du haſt Ihn gegeben,
Erhalt Ihn, wie die Völker flehn!
Wir danken dir! Wir flehen! Höre!
Laß Weisheit zur Rechten, laß Gnade, laß Ehre
Zur Linken unſers Vaters ſtehn!
Ich hörts, und eine Myriade
Drang näher an den Thron heran,
Und rief: Heil, Heil Ihm, Freud und Gnade
Von dem, der Ihm vergelten kann!

Die Myriade ſchimmert in Freude;
So glänzt des erretteten Jünglinges Freude,
Wenn er ein neues Leben fühlt.
Sie ruft frohlockend: Die wir danken,
Wir ſind die Gebete geneſener Kranken;
Erhalt Ihn, wie Er uns erhielt!
Gott hörts, und alle Myriaden
Von unſern Bitten wandeln ſich,
Und ſie, ſie alle, werden Gnaden,
Und kommen, Friedrich über dich.
Wer zählt ſie? Die verwandelten Heere
Sind Friede, ſind Weisheit, ſind Freuden, ſind Ehre.
Seht, wie viel Gott für ihn vermag!
Daß Gott noch oft die Völker danken,
Wird von den Gebeten geneſender Kranken
Zu ſeinem Leben jed' ein Tag!

Neunzehntes Stück.

Die Begierde, allezeit die Wahrheit zu reden, wenn uns nicht höhere Verbindlichkeiten nöthigen, ſie entweder nicht zu wiſſen, zu verſchweigen, oder zu verbergen, iſt ein ſo edler und liebenswürdiger Charakter, daß derjenige, welcher Anſpruch auf die Ehre der Rechtſchaffenheit und Redlichkeit macht, ſeine Zunge nicht ſorgfältig genug bewahren kann. Sind Wahrheit und Tugend, wie einer von den größten Weltweiſen des Alterthums ſagt, beyde Töchter der Gottheit: So muß eine jede Beleidigung der Wahrheit auch eine Beleidigung der Tugend ſeyn. Herodotus erzählt von den Perſern, daß ſie ihre Söhne, von ihrem fünften Jahre an, nichts mehr gelehrt hätten, als dieſe drey Dinge, ein Pferd gut zu reiten, mit dem Bogen fertig umzugehen, und niemals eine Lüge zu ſagen. Ich will gar nicht behaupten, daß ihre Erziehung ſehr vollkommen geweſen ſey; allein ihre Wahrhaftigkeit iſt doch gewiß eine Vollkommenheit, um welche ſie von vielen in unſern Zeiten, die eine beſſere Erziehung gehabt haben, beneidet werden ſollten. Noch itzt wird man lieber den Vorwurf erdulden, daß man unmäßig trinke, oder in der Wolluſt ausſchweife, oder zum Geize geneigt ſey, als ſich Lügen ſtrafen laſſen, ſo ſchändlich iſt dieſes Laſter! Gleichwohl giebt es gewiſſe Arten deſſelben, die ſo gewöhnlich ſind, daß ſich ſo gar Leute damit beflecken, die ſich mit dem Vorzuge ſchmeicheln, in ihrer Art zu denken und in ihren Geſprächen weit über den gemeinen Haufen erhaben zu ſeyn. Sie ſagen oft an einem Tage tauſend Unwahrheiten; ſie wiſſen es, und dennoch befürchten ſie den Vorwurf nicht, der ſie zum äußerſten Zorne reizen würde, weil ſich die Menſchen mit einander verſtanden zu haben ſcheinen, nur gewiſſe in einem hohen Grade niederträchtige und boshafte Unwahrheiten für Lügen zu erklären. Einen, der auf eine pöbelhafte Art verleumdet, und nicht einmal die Klugheit hat, ſich in ſeinen Verleumdungen nicht offenbar zu widerſprechen, wird jederman für einen Lügner halten; aber wie viele glauben wohl, daß auch derjenige dieſen Namen verdiene, der es auf eine feinere Art, und mit einem gewiſſen boshaften Witze thut? Unterdeß könnten vielleicht die Menſchen davon noch überredet werden; aber es giebt viel andre Arten von Unwahrheiten, von denen es niemanden einfällt, daß ſie Flecken und Beſchimpfungen eines jeden ſind, der für rechtſchaffen gehalten ſeyn will.

Was ſind die meiſten Gerüchte, welche ſich zuweilen in weniger, als einer Stunde Zeit, wie ein Lauffeuer, durch eine ganze Stadt ausbreiten? Oder was ſind in den meiſten Zuſammenkünften die Geſpräche, die am längſten unterhalten? Wie viele bekümmern ſich wohl, in Geſellſchaften nichts zu reden, als was mit der Wahrheit beſtehen kann? Die Complimente, mit denen ſie anfangen, was ſind ſie gemeiniglich? Unwahrheiten. Und die ſo ſcheinbar freundſchaftlichen Erkundigungen nach unſrer Geſundheit? Unwahrheiten. Und das freundliche Lächeln, das zärtliche Auge, und die gütige Mine? Unwahrheiten. Und die Schmeicheleyen, mit denen man ſo freygebig iſt? Unwahrheiten. Und ſo viele neue Zeitungen, ſo viele Familiengeſchichten, ſo viele geheime Nachrichten, die man einander mit ſo vieler Vertraulichkeit ins Ohr ziſchelt, damit ſie deſto geſchwinder weiter kommen mögen? Unwahrheiten. Eine Geſellſchaft iſt gemeiniglich ſehr lebhaft, ſehr munter und aufgeräumt, ſehr vergnügt geweſen, wenn viele ſolche Unwahrheiten geſprochen worden ſind. Ich ſage gemeiniglich; denn es giebt noch einige ſo auſſerordentliche bewundernswürdige Menſchen, die in jeder Mine, in jedem Complimente, und in jeder Verbindlichkeit, die ſie ſagen, wahr ſind. Allein, ſie ſind eben ſo ſelten als diejenigen, die in einer Geſellſchaft am meiſten Verſtand haben, und doch allen Anweſenden Gelegenheit zu geben wiſſen, mehr Verſtand zu zeigen, als ſie zeigen.

Die Quellen, aus denen die geſellſchaftlichen Unwahrheiten entſpringen, wenn ſie nicht ihren erſten Urſprung in der Falſchheit haben, oder in einer geheimen Feindſeeligkeit und in der boshaften Abſicht, einander zu hintergehen, ſind mannichfaltig. Allein, die vornehmſten ſind wohl Unwiſſenheit, Eitelkeit, Praleren, die ſeltſame Einbildung, daß eine gute Lüge einen ſehr witzigen und verſchlagenen Kopf anzeige, und ein gewiſſer kleiner politiſcher Partheygeiſt.

Herr Triſling erſcheint in vielen Geſellſchaften; allezeit ſehr willkommen, weil er immer viel Neues zu erzählen weiß. Ich verwundre mich nicht darüber. Es iſt gewiß keine kleine Plage, bey einer großen Unwiſſenheit die Begierde zu haben, wo andre reden, mit zu reden. Stumm kann man nicht ſeyn, ſprechen ſoll man, aufgemuntert ſoll die Geſellſchaft werden: Was würde die Welt von Sr. Wohlgebohrnen, oder von Sr. Hochedelgebohrnen denken, wenn ſie ſo ehrbar, als eine Jungfrau aus dem vorigen Jahrhunderte, ſtillſchweigen, oder zum höchſten nur von der erſchrecklichen Kälte oder von dem ewigen Winter reden ſollte? Der arme Herr Trifling! Ein leerer Kopf, und, nach einer richtigen Folge, auch ein leeres Herz; keine Erkenntniß und Wahrheit im Verſtande und eben deswegen keine Empfindungen des Guten und Schönen im Willen: Was iſt damit anzufangen? Zu ſpät iſt es, daß er ſich noch einen tüchtigen Hofmeiſter halten ſollte, und in den verdrießlichen ſchweren Büchern zu leſen: Das iſt ſeine Sache nicht. Welch ein Glück, daß er einen Diener hat, der ihn mit einer Straßenanekdote nach der andern verſorgt. Er glaubt ſie freylich ſelbſt nicht, und ſie ſind auch zuweilen ſo handgreiflich falſch, daß er ſie ändern muß, ehe er ſie weiter erzählen kann; aber ſie geben doch Materie zum Geſpräche, und mit einer recht ehrlichen Stirne und mit einigen ſtarken hohen Betheurungen untermiſcht können ſie Herren und Damen mehr vergnügen, als vielleicht die beſten und weiſeſten Geſpräche eines Sokrates oder Plato nicht thun würden.

Ein andrer hat das Unglück, daß er wegen ſeiner kleinen Hofbedienung für eine ſehr wichtige Perſon gehalten werden will. Die Stadt, wie man weiß, hat beſtändig die Augen auf den Hof gerichtet, und wo iſt man beſſer vom Hofe unterrichtet, als in der Stadt, von der man tauſend Neuigkeiten erfahren kann, die ihm ſelbſt unbekannt ſind? Von wem kann ſie ſo viel wiſſen, als von einem ſolchen kleinen Staatsmanne, der zuweilen das ſtolze Glück hat, durch eine Antichambre durchzugehen. Sollte er ſich nicht eines ſolchen Vortheiles zu bedienen wiſſen, um ſich durch das Anſehen, worein er ſich durch ungegründete und falſche Nachrichten von Hofbegebenheiten ſetzen kann, dafür ſchadlos zu halten, daß er am Hofe ſelbſt nicht wichtig genug iſt, bemerkt zu werden? Er weiß freylich die wirklichen Merkwürdigkeiten deſſelben nicht; allein, niemand verwehrts ihm ja, die

Neubegierde ſeiner Geſellſchaften durch Erdichtungen zu befriedigen, die ſie allezeit mit einem unendlichen Vergnügen anhören, wenn ſie zumal durch ein oft wiederholtes: *Wir am Hofe*, unterſtützt werden. Welch eine landesverrätheriſche Mine! Welch ein geheimnißreiches Achſelzücken! Alles von ſicherer Hand! Aber Verſchwiegenheit bittet er ſich aus; wir am Hofe können nicht vorſichtig und verſchwiegen genug ſeyn; es wird zwar zu ſeiner Zeit bekannt genug werden; aber itzt noch die Hand auf den Mund, und —— ſo geht die neue Lüge, das neue Hofgeheimniß wollte ich ſagen, in wenig Stunden von Hauſe zu Hauſe.

Die unſchädlichſten Unwahrheiten ſcheinen noch diejenigen zu ſeyn, welche die Menſchen aus Pralerey von ſich ſelbſt ſagen; ſie machen zwar den, der ſie ſagt, lächerlich, oder verächtlich; aber ſie können doch ſelten einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf das Glück andrer Menſchen haben, weil ſie leicht entdeckt werden können. Ich erinnere mich hier eines ſolchen Charakters aus dem Bruyere.* Ar-

---

* Bruyere, Tom. I. p. 266.

rias hat alles geleſen, alles geſehen; es iſt ein Mann, der alles weiß; zum wenigſten giebt er ſich dafür aus; er mag lieber lügen, als ſchweigen, oder das Anſehen haben, daß er nicht von allem unterrichtet wäre. Man redet an der Tafel eines Großen von einem gewiſſen nordiſchen Hofe; er fängt an zu ſprechen, er nimmt denen das Wort aus dem Munde, welche eben ſagen wollten, was ſie davon wußten, und ſpricht mit einer ſo vielwiſſenden Mine von dieſem entfernten Reiche, als wenn er daraus gebürtig wäre. Er ſpricht von den Sitten des Hofes, von den Damen des Landes, von ſeinen Geſetzen und Gebräuchen; er erzählt unterſchiedne Hiſtörchen, die ſich daſelbſt zugetragen haben ſollen; er findet ſie ſehr luſtig, und lachet bis zum Lautlachen darüber. Jemand wagt es, ihm zu widerſprechen, und beweiſt ihm, daß das, was er ſagt, falſch ſey. Arrias läßt ſich das gar nicht in Verwirrung bringen; er geräth vielmehr gegen den, der ihn unterbrach, in Feuer, und fährt auf: Ich ſage, ich erzähle nichts, was nicht original iſt; ich weiß es vom Sethon, unſerm Geſandten an dieſem Hofe, der ſeit einigen Tagen nach Paris zurückgekommen iſt; den ich ſehr genau kenne, den ich über alles gefragt habe, und der mir nicht einen einzigen Umſtand verſchwiegen hat. Hierauf will er ſeine Erzählung mit einer viel gröſſern Dreiſtigkeit fortſetzen, als einer von den Gäſten zu ihm ſagt: Es iſt Serhon ſelbſt, mit dem ſie ſprechen, der Geſandte der nur kürzlich von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen iſt.

Solche Selbſtſchmeichler von verſchiednen Arten und Geſtalten, die eine ſich angedichtete Vollkommenheit eben ſo hoch ſchätzen, als den wirklichen Beſitz derſelben, giebt es unter unſerm Geſchlechte ſehr viele. Unter dem Frauenzimmer habe ich dieſen Fehler ſelten bemerkt. Die Damen brauchen ſich auch nicht ſelbſt zu ſchmeicheln; ſie hören ſchmeichelhafte Unwahrheiten genug von uns. Alles, was man vielen unter ihnen ſchuld giebt, iſt dieſes, daß ſie, in Abſicht auf ihr Alter, nicht die beſten Freundinnen von der Wahrheit wären, und entweder jünger oder älter ſeyn wollten, als ſie ſind. Solche Unwahrheiten ſind ſchon unter dem römiſchen Frauenzimmer Mode geweſen. Allein, ſie waren auch ſchon damals gefährlich. Denn der funfzigjährige Cicero antwortete einmal einer ſehr vornehmen Dame, Fabia Domitilla, als ſie ſagte, daß ſie nunmehr dreißig wäre: *Es iſt wahr; denn ich höre es ſchon ſeit dreißig Jahren.*

Unter den Engländern giebt es, beſonders unter dem großen Haufen, eine Art Lügner, die man Beißer nennt, weil ſie über einen jeden treuherzigen Menſchen, als über ihren Raub, herfallen, und ihm Dinge erzählen, die ſehr wohl wahr ſeyn können, zumal da ſie ihm keinen Anlaß gegeben haben, daran zu zweifeln; nachher aber, wenn ſie ihn nun überredet zu haben meinen, mit einer triumphirenden Mine ausrufen: Gelogen! Dergleichen Beißer habe ich überall, und auch wohl unter denen gefunden, die von einem gewiſſen Range ſind, dem eine jede Unwahrheit ſehr übel anſteht. Vornehmere Beißer unterſcheiden ſich von den gemeinen nur dadurch, daß ſie über ihre falſchen Anekdoten und Neuigkeiten, wenn ſie nun geglaubt werden, nicht ausrufen: Gelogen! Solche Unwahrheiten auszubringen, die niemand läugnet, weil es Wahrheiten ſeyn könnten, dazu, meinen ſie, werde ein auſſerordentlicher Kopf erfodert. Sie ſind äußerſt mißvergnügt mit ſich, ſo oft ſie keine Unwahrheit mit ſo vielen Umſtänden wahrſcheinlich machen und ausſchmücken können, daß ſie leicht geglaubt wird. Der Barbier, der Schneider, und der Friſirer ſind die Canäle, durch welche ſich die bewundernswürdigen Erfindungen ihres Geiſtes ins Publicum ergießen. Welch eine Freude für ſie, wenn es ihnen nun gelungen iſt, die halbe Stadt durch eine von ihnen erdichtete, entweder angenehme oder traurige, oder zuweilen nicht allein außerordentliche, ſondern auch ſchreckliche Begebenheit in Bewegung zu ſetzen! Wie zufrieden ſind ſie nicht mit ihrem Witze! Der Pater Joſeph kann in ihrer Einbildung nicht mehr gehabt haben!

Welch ein unaufhörlicher Umlauf von Unwahrheiten im Publico, und ich habe noch nichts von den Partheylügen geſagt, die in Kriegszeiten Mode ſind. Niemand kann die Zeitung buchſtabieren, der ſich nicht alliirte, und wie viel Neues und Geheimes weiß dann nicht ein jeder von ſeiner Parthey zu erzählen, das nicht allein falſch, ſondern die meiſte Zeit auch ſo ungereimt iſt, daß man Mitleiden mit ſolchen Erzählern haben muß! Im Anfange wiſſen ſie ſelbſt ſehr wohl, daß es falſch ſey, was ſie ſagen; aber das Lächerliche, oder vielmehr, das Bedauernswürdige davon iſt das, daß ſie endlich ihre eignen Lügen ſelbſt ſo feſt glauben, als wenn ſie durch tauſend Zeugen beſtätiget werden könnten.

Alle dieſe Unwahrheiten, die von den meiſten für unſchuldig gehalten werden, haben vielleicht keinen ſichtbaren Einfluß in die Glückſeligkeit der Menſchen, ob ſie gleich allezeit das allgemeine Vertrauen hindern, einen allgemeinen Argwohn gegen einander unterhalten, die Liebe zur Wahrhaftigkeit ſchwächen, und dem der ſie ſagt, nach und nach zu einer Unempfindlichkeit auch gegen ſchändlichere und ſchädlichere Unwahrheiten gewöhnen. Aber iſt es nicht genug, einen jeden tugendliebenden Menſchen dafür zu warnen, daß ſie zu den unnützen Worten gehören, von denen Rechenſchaft gegeben werden ſoll?

Zwanzigſtes Stück.

So bekannt gewiſſe Wahrheiten der Sittenlehre, ſo oft ſie wiederholt, und in ſo veränderten Arten des Vortrags ſie auch ausgebreitet worden ſind: So wenig dürfen ſich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückſeeligkeit des Menſchen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüßig und müde werden möchte, zurückhalten laſſen, ihr Andenken, ſo oft ſie können, zu erneuern. Wenn ſie dieſes unterließen, und ſich hüten wollten, nichts zu ſagen, was nicht original und neu zu ſeyn ſcheinen könnte: So würden ſie dadurch eine unanſtändige Eitelkeit verrathen. Man würde ſie nicht ohne Grund beſchuldigen dürfen, daß ſie bey den Arbeiten ihres Geiſtes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer Leſer zum Augenmerke hätten, und, indem ſie ſich Mühe gäben, die Neubegierde derſelben zu beſchäftigen, nur dem Stolze ihres Verſtandes zu ſchmeicheln ſuchten. Ich hoffe, daß ich wider dieſen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller auf meiner Hut ſeyn werde, und zum Beweiſe davon will ich heute meine Leſer an eine von den bekannteſten Wahrheiten erinnern, und ſie bitten, da zumal der morgende Tag beſtimmt iſt, uns zu einer wahren Beſſerung unſrer ſelbſt aufzufodern, daß ſie ernſtlich überlegen mögen, wie nothwendig die erſte Pflicht gegen unſre eigne Wohlfarth, die Erkenntniß und Prüfung unſrer ſelbſt ſey.

Daß nach den Verbindlichkeiten gegen den Urheber unſers Weſens die Erfüllung dieſer Schuldigkeit unſer vornehmſtes und zugleich unſer beſtändigſtes Geſchäfte ſeyn ſollte, dieſes iſt eine Wahrheit, die keines Beweiſes bedarf; jeder Verſtand begreift ſie, und ſie findet auch in einem jeden Menſchen ein Herz, das ſie fühlt, wenn ſie ſich nur durch die Zerſtreuungen, oder durch die Ergetzlichkeiten, mit denen er ſich wider ſie zu verwahren ſucht, durcharbeiten kann. Wir wiſſen ſie alle ſehr wohl, und beſitzen auch Fertigkeit genug, ſie wider diejenigen anzuwenden, mit denen wir misvergnügt ſind. Wenn wir einen eiteln Menſchen ſehen, der ſich mit niemanden beſchäfftigt,

tigt, als mit ſich; der niemanden bewundert, als ſich; der ſich einbildet, daß andre eben ſo ſehr von ſeinen wichtigen Verdienſten und Eigenſchaften eingenommen ſeyn müſſen, als er davon gerührt iſt: Wer wünſcht ihn nicht aus ſeiner ſtolzen Selbſtverblendung geriſſen zu ſehen? Und denen, welche ſich überreden, daß nichts für ihre Geſchicklichkeit zu ſchwer ſey, ungeachtet ſie durch ihre Ungeſchicklichkeit alles verderben; denen, die ſich rühmen, daß ſie ſich von niemanden rathen laſſen, und, wenn ihnen ihre Unternehmungen mislingen, niemals ihren Eigenſinn anklagen, ſondern allezeit andre mit ihrer eignen Schuld belaſten: Wer wünſcht ihnen nicht mehr Empfindung ihrer eingeſchränkten Einſichten und Kräfte? Wir verwundern uns, wie Menſchen ſo blind gegen ihre Unvollkommenheiten und Schwachheiten ſeyn können: Aber wer verwundert ſich über eine gleiche Blindheit gegen ſich? Wer ſieht in eben dieſem Spiegel ſeine Geſtalt und ſagt: Das bin ich! Nichts iſt uns furchtbarer und verhaßter, als das Licht, welches unſre wahre Beſchaffenheit beſtralt, und ſo ſehr auch die Menſchen in dem Geſtändniſſe übereinſtimmen, daß die nöthigſte Wiſſenſchaft die Bekanntſchaft mit uns ſelbſt ſey, ſo ſorgfältig vermeiden ſie doch ihren eignen Anblick. Nur allzuviele verlaſſen dieſes Leben, ohne mit einem ernſthaften Gedanken an den wahren Zuſtand ihrer Seele gedacht zu haben, ſehr bekannt mit allen Ergetzlichkeiten, Thorheiten und Laſtern der Welt, und allein fremd und unbekannt mit ſich ſelbſt. Sie beharren, wie Young ſagt, ſo lange in einer ſchlummernden Nachſicht gegen ſich, daß der Geburtstag ihres Verſtandes der letzte ihres Lebens wird! Jedermann geſteht, daß alsdann dieſer Geburtstag zu ſpät anbreche: Allein, wer bemüht ſich, früher zu einem Kenner ſeiner Seele gebohren zu werden?

An Gelegenheiten, an Mitteln, an Aufmunterungen, uns ſelbſt kennen zu lernen, fehlt es uns gewiß nicht. Vernunft, Gewiſſen, Erfahrung und Religion vereinigen ſich, uns die Augen über unſre wahre Beſchaffenheit und Geſtalt zu öffnen. Die Eigenliebe, die Eitelkeit, die uns natürlich iſt, die geheime Furcht, vor uns ſelbſt zu ſchanden zu werden, die Schmeicheley, und der Eigennutz andrer

Menſchen, denen daran gelegen iſt, uns in unſrer Verblendung zu erhalten, verbinden ſich zwar zu einer gefährlichen Verſchwörung wider ſie; allein ſie hätten Mittel genug in ihrer Gewalt, dieſe Verſchwörung zu zernichten, und uns richtige Begriffe von uns beyzubringen, wenn wir ihre Hülfe nicht muthwillig ausſchlügen. Wir haben Falkenaugen, die Gebrechen, die Unordnungen, die Ausſchweifungen und die ſchändlichen Seiten andrer Menſchen zu bemerken, und, obgleich ſehr oft die Bosheit und Feindſeeligkeit unſers Herzens keinen geringen Antheil an unſern Richterſprüchen wider ſie hat, ſo leben doch die meiſten ſo, daß die gehäſſigſten Urtheile ſelten ganz der Erdichtung und Falſchheit überwieſen werden können. Wie leicht würde es uns denn nicht fallen, uns kennen zu lernen, wenn wir nur nach eben den Einſichten von Tugend und Laſter, nach denen wir andre richten, uns ſelbſt beurtheilen wollten! Wie könnte es uns ſchwer werden, wenn wir bloß Handlungen mit Handlungen verglichen, und, ſo oft wir bey uns ähnliche Thaten bemerkten, auch auf eine ähnliche innerliche Beſchaffenheit des Herzens zurückſchlöſſen?

Keine Eitelkeit, ſo ausſchweifend ſie auch wäre, würde gegen den Anblick der Gemälde aushalten, welche andre von uns machen; die ſtolzeſte Einbildung würde ſich gedemüthigt fühlen; denn, je genauer wir uns unterſuchten, deſto ähnlicher würden uns dieſe Gemälde vorkommen. Ein Modell, wenn es geſtellt iſt, kann ſich ſelbſt unmöglich ſo ſehen und kennen, als diejenigen, die es abzeichnen, und gemeiniglich können von ihm gerade die Theile am wenigſten wahrgenommen werden, die ſich für den Zuſchauer am meiſten ausnehmen. Alſo kann faſt ein jeder Menſch von andern weit beſſer, als von ſich, erkannt und beurtheilt werden. Wüßte er ihre Gedanken, ſo würde er wenige finden, die ihm günſtig wären; die meiſten würden wider ihn ausfallen, ohne ungetreu oder übertrieben zu ſeyn. Er würde ſehen, daß die Fehler, die er ſich verbirgt, andern in die Augen leuchten; er würde ſehen, daß er das Kind wäre, welches die Hand vors Geſicht hält, und ſich einbildet, nicht geſehen zu werden, weil es nicht ſieht. Er würde erkennen lernen, was er am gründlichſten ſtudiert haben ſollte, — ſich ſelbſt.

„Allein dieſe Urtheile erfahren wir nicht. Die Menſchen ſcheinen es mit einander verabredet zu haben, ihre wahren Gedanken von einander nur immer dem dritten Manne anzuvertrauen. Man hört gemeiniglich nur die günſtigen Urtheile, die man aus Furcht, oder Eigennutz von uns ſagt.„ Alles dieſes iſt unläugbar. Allein warum faſſen wir keinen Argwohn gegen die Urtheile, die uns ſchmeicheln, da wir durch eine leichte Aufmerkſamkeit auf unſer eignes Verfahren gegen andre wiſſen können, daß wir uns aus dem beurtheilen ſollten, was man vor uns verſchweigt? Es iſt gewiß nicht unmöglich, die Geſinnungen, die ſie uns verbergen, zu entdecken, da ſie dieſelben der ganzen Welt laut genug ſagen. Warum haben wir keine treuen und unpartheyiſchen Freunde, welche uns durch eine ungeheuchelte Liebe die Erkenntniß unſrer ſelbſt erleichtern, und unſerm Gewiſſen zu Hülfe kommen? Allein, wenn wir auch keinen ſo aufrichtigen und freymüthigen Freund haben;

ben; wie oft ſendet uns nicht Gott einen Feind, der uns noch beſſer auskündſchaftet, als der redlichſte Freund nicht thun kann, damit wir unſre Fehler hören mögen, und iſt nicht die Erinnerung von einem Feinde, wenn wir ſie nur zu unſerm Nutzen anwenden wollen, das nächſte Glück nach dem Beſitze eines rechtſchaffnen, zuverläßigen, und zärtlichen Erinnerers?

Alſo haben wir Mittel und Veranlaſſungen zur Selbſterkenntniß genug; es fehlt uns nur an Luſt und Herzhaftigkeit zu dieſem ſo wichtigen und nothwendigen Geſchäffte. Man hat ein gewiſſes theures Selbſt, das man nicht in ſeinem eitlen, thörichten, wollüſtigen, zum Geize, zum Neide, zur Rache und zu andern Ausſchweifungen geneigten, oder ſchon ganz ausgearteten, ganz verderbten Herzen, ſondern in dem Manne ſucht, der ſo viele Ahnen, der jenen ſo ſehr beneideten Orden oder Titel, der ſo viel Landgüter und Actien beſitzt; vor dem ſich ſo viele bücken, dem ſo viele gedruckte und ungedruckte Schmeicheleyen geſagt werden; in dem gelehrten Manne, der ſo viel geſehen, gelernt, gedacht, überlegt und erfahren hat; der mit einer ſolchen weitläuftigen Wiſſenſchaft und Beleſenheit prangen kann, oder man ſucht es in dem Frauenzimmer, das ſo jung und ſo reizend iſt; das ſolche glänzende Ausſichten vor ſich ſieht, das ſich, wenn es auch nicht auf ſeine Schönheit ſtolz ſeyn darf, doch ſo gut zu kleiden weiß, oder auch das Spiel ſo gut verſteht. Und worinnen ſucht man dieſes uns ſo theure, ſo angenehme Selbſt nicht, an dem wir uns nicht ſatt ſehen, das wir nicht genug ſchmücken, nicht ausſchweifend genug bewundern, und nicht verzärtelnd genug lieben können? Wir haben eine Art von Gottheit daraus gemacht, und wir ſollten es ſelbſt wieder entgöttern? Wie viel Liſt und Mühe wenden wir nicht an, einer ſolchen tiefen, obgleich ſo nothwendigen und in ihren Folgen ſo heilſamen Demüthigung zu entgehen! Wir könnten freylich das Bild unſerer Mängel, und unſres Elendes in den Gebrechen, in dem Elende andrer finden; doch eben darum betrachten wir ſie nur von der Seite, von welcher ſie den unſrigen nicht zu gleichen ſcheinen, uns zu überreden, daß wir ſie nicht beſitzen. Man könnte durch die nachtheiligen Gemälde, die andre von uns entwerfen, zu einer richtigen Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangen; allein, die Eigenliebe hat es ſchon als einen allgemeinen und unwiderſprechlichen Grundſatz angenommen, daß niemand mit einem Geiſte der Billigkeit, der Gerechtigkeit und der Freundſchaft etwas an uns tadeln könne oder wolle. Man empfängt die Wahrheit, wenn ſie ſich uns nähern will, mit einem ſolchen verdrießlichen, unwilligen feindſeligen Geſichte, daß man unſre Fehler aller Welt, nur uns ſelbſt nicht anvertraut, und wenn ſie endlich doch etwan in einem Gerüchte zu unſern Ohren durchdringet: So weiß man ſo viel Ausflüchte, ſie nicht zu glauben; man iſt ſo ſinnreich, ſie für Eiferſucht, für Neid, Verleumdung, Feindſeeligkeit und Bosheit zu erklären, daß wir in unſrer geliebten Unwiſſenheit bleiben. Wir betrügen uns, wenn wir können, und wenn wir nicht können, ſo wenden wir die Augen weg, und ſchweifen ſo lange von einem fremden Gegenſtande zum andern umher, bis wir die Wahrheiten nicht mehr ſehen, die unſerm Stolze den Tod dräuten.

Ohne von einer höheren Gnade die nöthige Unerſchrockenheit und Beſtändigkeit zur völligen Erkenntniß und Prüfung ſeiner wahren Beſchaffenheit empfangen zu haben, bleibt ſich der Menſch in ſeiner theils natürlichen, theils ſelbſtgebildeten Geſtalt eine unausſtehliche Marter. Er wünſcht, vor ſeinem eignen Anblicke entfliehen zu können, immer auſſer ſich zerſtreut, und immer in dem Wahne, daß das Glück ſeines Lebens darauf ankomme, ſich ſelbſt vergeſſen zu können. Iſt es wohl allezeit das Vergnügen, das wir in rauſchenden Geſellſchaften, in dem Oceane lärmender Luſtbarkeiten, oder in den brauſenden Ergetzlichkeiten ſuchen, welche unſre Sinnen allzu ſehr beſtürmen, als daß ſie ihnen einen Geſchmack abgewinnen ſollten? Im Anfange möchte es vielleicht die Luſt ſeyn, dasjenige zu kennen, was man die Freuden der großen Welt nennt. Allein oft, ſehr oft würde denen, welche ſich in ihrem Tumulte verlieren, die längſte Langeweile erträglicher und angenehmer ſeyn, wenn ſie ſichs in der Einſamkeit verwehren könnten, an ihr Selbſt zu denken. Allein eben dieſes wird ihnen ſo zur Laſt, daß ihnen das wilde Geſchrey der Cariben bey ihren Siegestänzen noch angenehmer, als die Muſik unſrer Bälle ſeyn würde, wenn ſie unter einem ſolchen Lärme ſichrer vor demſelben ſeyn könnten.

Gleichwohl iſt es ſo nothwendig, zu einer richtigen und von keiner Eigenliebe verfälſchten Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu kommen! Unſre Zufriedenheit, unſre Tugend, unſre ganze gegenwärtige und künftige Wohlfarth hängt von dieſer Wiſſenſchaft ab. Wer kann weiſe, ruhig und glückſeelig werden, ohne ſeine Leidenſchaften überwältigt, und ſeine Begierden den Geſetzen der Gottheit unterworfen zu haben? Wer kann aber ſeine Leidenſchaften überwältigen, ohne ſie zu kennen? Die Selbſterniedrigung iſt für alle Geſchöpfe eine von den edelſten Tugenden; beſonders iſt es eine nothwendige Tugend für ſolche Weſen, als wir ſind; denn nach der Offenbarung ſind es allein die Demüthigen, denen Gott Gnade giebt, Was hindert aber dieſe Tugend, oder was macht ſie vielmehr unmöglich, als der Mangel einer richtigen Selbſterkenntniß? Niemand kann dieſes alles läugnen, der nicht den Charakter eines Chriſten verläugnet, und fodert nicht die Religion einen jeden, der es ſeyn will, zur Sinnesänderung auf, von welcher dieſe Selbſterkenntniß die erſte Pflicht iſt?

Ein und zwanzigſtes Stück.

Gewiſſe Schriften, die vorzüglich empfohlen zu werden verdienen, ſind, wenn ſie zumal kein zuſammenhängendes Lehrgebäude enthalten, gemeiniglich von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß man nur einige Stücke davon mittheilen darf, um den Geiſt und die Schreibart derſelben zuverläßig bekannt zu machen. Zu dieſer Claſſe gehören die moraliſchen Schriften von **Heinrich Beaumont**, die vor einigen Jahren in London herausgekommen ſind. * Der eigentliche Verfaſſer iſt mir unbekannt. Sie verdienen aber, wegen ihres ſehr edlen Innhaltes, vor andern eine gute Ueberſetzung. Ich wollte aus denſelben zuerſt das Schreiben eines Landgeiſtlichen an einen Spieler bekannt machen; allein, weil nun das Landleben anfängt: So will ich es bis auf den Winter aufſparen, und itzt nur aus dem Briefe einer Mutter an ihre Tochter, einige vortrefliche Gedanken über die Tugend, die Ergetzlichkeiten, die Schönheit und den guten Namen eines Frauenzimmers mittheilen.

---

* Moralities; or eſſays, lettres, fables and translations. By Sir Harry Beaumont 8v. Dodsley.

„Wenn wir die Dinge bey ihren rechten Namen nennen, ſo verdient den Namen des Vergnügens nichts ſo ſehr, als die Tugend; aber man muß einmal ſprechen, wie der große Hauſe zu ſprechen pflegt, und unter einem vergnügten Leben verſteht man gemeiniglich ein luſtiges Leben.

Nun beſtehen unſre Ergetzlichkeiten, wenn man recht viel Gutes davon ſagen will, in ſehr großen Kleinigkeiten; niemals befriedigen ſie, oft werden ſie, wenn man ſich dieſelben verſchaffen will, mit tauſend Schwierigkeiten begleitet; im Genuſſe ſelbſt aber fallen ſie uns zur Laſt, und nur allzu oft ſind die Folgen Reue und Selbſtverurtheilung. Was man unter den Großen ein vergnügtes Leben nennt, muß ein ſehr arbeitſames Leben ſeyn. Den größten Theil ihrer Nächte bringen ſie mit Bällen und Aſſembleen zu, und den größten Theil ihrer Tage nimmt der Schlaf weg. Ihr Leben ſtreitet zu ſehr wider die Natur, als daß es der Glückſeeligkeit fähig ſeyn ſollte. Es iſt ein Gewirre von Beſuchen; zwanzig oder dreyßig vielleicht in einem Tage, an Perſonen, unter denen ſie nicht gegen zwo oder drey eine wahre Hochachtung oder Freundſchaft haben; vorausgeſetzt, daß ſie derſelben fähig ſind. Es iſt ein beſtändiges Verlangen nach dem, was ſie Zeitvertreib nennen, eine Unempfindlichkeit und Geſchmackloſigkeit, wenn ſie ſich darein verloren haben, und eine gewiſſe Mattigkeit und Unruhe auſſer den Zerſtreuungen, die mir unerträglich vorkömmt. Es iſt kein Leben, ſondern vielmehr eine anhaltende Bemühung, ſich um die kurze Zeit zu betrügen, die ſie zu leben haben. Denn meiſtentheils erben ſie eine ſchlechte Leibesbeſchaffenheit, machen ſie noch ſchlechter durch ihre ungereimte Lebensart, und theilen ihren Kindern eine noch elendere mit, als ſie hatten. Ich kann mir nichts lächerlichers vorſtellen, als ihre eingerunzelrunzelten, blaſſen Geſichter, die mit Diamanten oder anderm Flitterwerke ausgeſetzt ſind. Die armen betrognen Damen! Sie ſollten lieber die Augen von ſich abzuwenden, als auf ſich zu ziehen ſuchen; denn ihr Geſicht iſt gewiß die ſtärkſte Lection wider das Leben, das ſie führen.

Die Leute in den niedrigen Lebensarten handeln nicht ſo lächerlich, als viele in höhern Ständen. Allein auch unter ihnen iſt ein großer Unterſchied zwiſchen denen, die gut, und zwiſchen denen, die übel leben. Jene ſind geſünder, lebhafter, geſchickter zur Arbeit, und eifriger in ihren Geſchäften. Dieſe ſind nachläßiger, müßiger, verächtlicher und unruhiger.

Gewiß, die Tugend iſt ſowohl in den höhern als in den niedrigen Ständen nur ein andrer Name für Glückſeeligkeit; eine ausſchweifende Lebensart aber die Wurzel alles Elendes, und dieſes iſt, nach meiner Einſicht, ſo wahr, als daß die Mäßigung uns allezeit gut, alle Uebermaße aber allezeit ſchädlich iſt.

Aber iſt es nicht etwas ſehr angenehmes und reizendes, jung und ſchön zu ſeyn? Ein großes Gefolge von Bewunderern um ſich zu haben? Von allen Seiten her Schmeicheleyen zu hören? Zu allen Zeitvertreiben eingeladen, und in der Geſellſchaft von allen andern unterſchieden zu werden? Ja, meine liebſte Tochter, das möchte alles ſehr angenehm, ſehr reizend ſeyn, wenn wir nichts anders zu thun hätten, als zu tanzen und uns ſchmeicheln zu laſſen, und wenn dieſe Bewunderung beſtändig wäre. Aber das Schlimme davon iſt dieſes, daß alles das deine Eitelkeit vermehrt, ſo oft du es genieſſen willſt, und eine Leidenſchaft unterhält, die ſich bald getäuſcht und hintergangen ſehen wird. Wie lange wird dieſe Schönheit dauern? Wenig Geſichter halten über das fünf und zwanzigſte Jahr aus, und wie würdeſt du es ausſtehen können, wenn du, an dergleichen Schmeicheleyen und Bewunderungen verwöhnt, vergeſſen, und vielleicht von eben den Perſonen, die dich vergöttert hatten, nicht allein vernachläßigt, ſondern vielleicht gar verſpottet würdeſt?

Erinnerſt du dich noch des Herrn, der im letzten Herbſte bey uns war? Und an die ganz artige Blume, die er dir einmal bey ſeiner Zurückkunſt aus dem Garten überreichte? Ich weiß nicht, ob du ihn verſtanden haſt oder nicht; aber ich konnte es an ſeinen Augen ſehen, daß er dir eine gute Lehre geben wollte. Die Blume war ſehr artig; aber ob du ſie gleich ins Waſſer ſetzteſt, ſo verwelkte ſie doch in vier oder fünf Tagen, und wurde ſehr unangenehm. Wäre ſie nicht abgebrochen worden, ſo würde eben das in neun oder zehn Tagen geſchehen ſeyn. Nun iſt ein Jahr für die Schönheit, was ein Tag für die Blumen iſt: Wer wollte denn ſeinen ganzen Werth in das ſetzen, was ſo bald verloren werden kann?

Neun oder zehn Jahr ſind die längſte Lebenszeit der Schönheit bey einem jungen Frauenzimmer; durch Zufälle, oder durch eine unanſtändige Aufführung kann ſie viel früher ſterben. Das meiſte, was man Schönheit in deinem Geſichte nennt, iſt die Mine von Unſchuld und Sittſamkeit, die es hat. Sollteſt du zugeben, daß du ihrer durch einen Niederträchtigen beraubt würdeſt: So würde bald alles verwelken; Dreiſtigkeit und Frechheit würden in ihrer Stelle erſcheinen. Und wenn noch was Schlimmers erfolgte: So würde die Blume dazu verwelken und dann würde alles verloren ſeyn.

Aber bewahre deine Ehre, wie du ſie zeither bewahret haſt, und dieſe Schönheit wird bis zu deinem Tode fortblühen; ſie wird ſogar durch die Zeit ſelbſt beſtändiger und glänzender werden. Sie wird dich der Hochachtung verſichern, und wenn deine gegenwärtige Geſtalt lange verwelkt iſt, zu immer gröſſern Reizungen reifen. „

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Ich erfülle heute die Zuſage, die ich meinen Leſern gethan habe, ſie öfter, als einmal, von dem vortreflichen Werke des Biſchofes Buttler zu unterhalten. Ich erwähle dazu die Betrachtung deſſelben über die moraliſche Regierung Gottes.

Der Biſchof macht einen Unterſchied zwiſchen der natürlichen und zwiſchen der moraliſchen Regierung Gottes, der ſehr wichtig und von wenig Weltweiſen bemerkt worden iſt. Wir ſtehen unter einer göttlichen Regierung durch Belohnungen und Strafen, und dieſes läßt ſich aus demjenigen, was uns der Lauf der Natur lehrt, unwiderſprechlich beweiſen. Ein großer Theil desjenigen, was wir Angenehmes empfinden, oder Widriges leiden, iſt uns in unſre eigne Gewalt gegeben. Vergnügen oder Schmerz ſind die Folgen unſerer Handlungen, und wir ſind zugleich fähig, ſie vorauszuſehen. Selbſt die Erhaltung unſers Daſeyns hängt zum Theil von unſrer eignen freyen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt ab. Alle andre Arten und Grade des Genuſſes haben wir vermittelſt unſrer Handlungen, die wir thun, oder laſſen können, wie es uns gefällt. Durch Klugheit und Vorſicht können wir unſer Leben heiter und angenehm, durch Uebereilung hingegen, durch Eigenſinn und Leidenſchaft können wir uns in verſchiednen Graden misvergnügt und elend machen. Aus dieſer allgemeinen augenſcheinlichen Beobachtung, daß Gott nach feſtgeſetzten Regeln, von denen nur ſelten abgewichen wird, mit gewiſſen Arten von Handlungen, Zufriedenheit und Vergnügen, mit der Unterlaſſung derſelben aber, und mit den entgegengeſetzten Arten zu handeln, Ungemächlichkeit und Schmerz verknüpft und uns die Fähigkeit gegeben hat, dieſe

Folgen nicht allein vorauszuſehen, ſondern auch zu erhalten, oder zu vermeiden, können wir und müſſen wir ſchlieſſen, daß wir, im eigentlichen Verſtande, unter ſeiner Regierung ſtehen. Denn mit gewiſſen Handlungen auch gewiſſe Vortheile, mit andern hingegen nachtheilige Folgen verbinden, und zwar mit Handlungen, die man thun oder laſſen kann, und von dieſer Einrichtung denen Nachricht geben, die ſie angeht: Iſt nicht dieſes der wahre und eigentliche Begriff von einer Regierung? Denn ob der Urheber der Natur das mit unſern Handlungen verknüpfte Vergnügen oder Misvergnügen in jedem Falle durch eine unmittelbare Wirkung ſeiner Macht leiſtet, oder ob er einmal für allemal den Zuſammenhang der Welt und ihrer Begebenheiten ſo einrichtet, daß die Folgen unſrer Thaten niemals ausbleiben: Dieſes kann in den Begriff der Regierung keinen Einfluß haben. Denn wie vollkommen würden nicht die Geſetze menſchlicher Obrigkeiten ſeyn, wenn ſie ſolche beſtändige Einrichtungen machen könnten, daß die Geſetze, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt Recht ſchafften, ohne daß ein Verhör oder eine förmliche Vollziehung der Vergeltung nöthig wäre? Al-

Allein alles dieſes beweiſet überhaupt nur, daß wir eine göttliche Regierung erkennen müſſen; daß ſie moraliſch ſey, und daß Gott nur die Rechtſchaffenen belohne, und nur die Laſterhaften ſtrafe, und den Menſchen ihre Thaten, entweder als Tugenden oder als Abweichungen von guten und gerechten Geſetzen vergelte, dieſes muß noch aus andern Gründen entſchieden und beſtätiget werden.

Wenn man behauptet, daß die göttliche Regierung der Welt, in ſo fern wir ſie aus dem Laufe der Natur und ihrer Begebenheiten entdecken können, moraliſch; daß ſie zur Belohnung der Tugend oder zur Beſtrafung des Laſters eingerichtet ſey; So behauptet man nicht, daß ſie in dem gegenwärtigen Zuſtande der Welt ihre höchſte Vollkommenheit erreiche. Sie iſt es auf einen gewiſſen Grad, und ſo deutlich, daß ſie die Erwartung einer völligen Vollendung derſelben veranlaſſet. Wer ſich davon überzeugen will, braucht eben nicht berechnen zu können, ob das Uebergewicht von Glückſeeligkeit und Vergnügen in dieſer Welt wirklich auf der Seite der Tugend, oder auf der Seite des Laſters ſey; es iſt genug, wenn man unſtreitige Anfänge zu einer moraliſchen Regierung in der Welt findet, weil eine völlig gerechte Vergeltung menſchlicher Handlungen aus tauſend weiſen Urſachen auf eine künftige Welt aufbehalten werden kann.

Ueberhaupt iſt es unſern natürlichen Vorſtellungen und Empfindungen gemäß, zu glauben, daß Gott, von dem wir wiſſen, er regiere das menſchliche Geſchlecht durch Belohnungen und Strafen, uns am Ende mehr um der Tugend, oder um des Laſters willen, als nach einer andern Regel, glücklich oder elend machen werde. Wir können uns eine Belohnung oder Beſtrafung nach einer andern Regel kaum denken. Finden wir nun zu einer ſolchen moraliſchen oder gerechten Vergeltung Anlagen in dieſer Welt: So muß die Erwartung ihrer künftigen Vollendung unendlich glaubwürdiger ſeyn, als das Gegentheil, und zwar eben darum, weil ſie uns unwiderſprechlich natürlicher, als die Erwartung von Belohnungen und Strafen nach andern Regeln, vorkömmt.

Daß es dergleichen Anlagen zu einer gerechten Vergeltung der menſchlichen Handlungen

lungen in dem gegenwärtigen Laufe der Natur gebe, daran kann nicht gezweifelt werden. Klugheit und Ueberlegung ſind Tugenden; die Welt aber iſt auf eine ſolche Weiſe eingerichtet, daß aus Unbeſonnenheit, Thorheit und vorſetzlicher Nachläßigkeit tauſend Beſchwerden und Uebel erfolgen. Folget nicht daraus, daß die göttliche Regierung eine gerechte und heilige Regierung ſey? Die Laſter werden, wegen ihres ſchädlichen Einfluſſes in die menſchliche Geſellſchaft, ſchon hier wirklich und in einem hohen Grade beſtraft; die Geſellſchaft muß ſie ſelbſt beſtrafen, weil ſie ſonſt durch dieſelben zerſtört werden würde; die Laſterhaften erwarten auch vieler Verbrechen wegen dergleichen Beſtrafung, welche Erwartung ſchon ſelbſt eine beträchtliche Strafe iſt. Die Errichtung menſchlicher Geſellſchaften iſt unausbleiblich, und deswegen ein Endzweck Gottes; ſeine Regierung muß ſich alſo auf die tugendhafte oder laſterhafte Beſchaffenheit der Menſchen beziehen. Denn ob er gewiſſe gute oder böſe Thaten ſelbſt und unmittelbar beſtraft, oder aber den Lauf der Dinge ſo anordnet, daß ſie nothwendig durch die Menſchen ſelbſt beſtraft werden müſſen: Dieſes iſt in Abſicht auf die Sittlichkeit und Gerechtigkeit ſeiner Regierung einerley.

Jn dem natürlichen Laufe der Dinge wird die Tugend als Tugend weislich belohnt, und das Laſter als Laſter wirklich beſtraft. Wir müſſen, wenn wir dieſes einſehen wollen, zwiſchen den Handlungen ſelbſt, und zwiſchen derjenigen Eigenſchaft derſelben, die wir tugendhaft oder laſterhaft nennen, einen Unterſchied machen, der von Wichtigkeit iſt. Handlungen, wodurch natürliche Begierden befriedigt werden, verſchaffen Vergnügen und Glück, welches durch ſie ſelbſt und nicht durch die ſittliche Güte derſelben erlangt wird; das Vergnügen erfolgt auf ihre Ausübung, ſie mögen tugendhaft oder laſterhaft ſeyn. Allein wie die Handlungen ſelbſt Vergnügen oder Schmerz wirken: So hat auch ihre moraliſche Beſchaffenheit vortheilhafte Folgen, wenn ſie gut iſt; nachtheilige und ſchädliche aber, wenn ſie ſchändlich ſind. Beyſpiele davon ſind die unmittelbaren Wirkungen der Tugend und des Laſters in dem Gemüthe und in der Empfindung. Das Laſter macht, bloß als Laſter betrachtrachtet, in den geringen Graden unruhig, in den höhern hingegen elend. Wie oft hört man Menſchen ſagen, die über dieſen oder jenen Vorfall traurig ſind, daß ſie die Beruhigung hätten, ſich nichts vorwerfen zu dürfen? Innerliche Sicherheit, Gemüthsruhe, und eine Freudigkeit, die aus keinem andern Grunde entſpringt, als aus dem Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben, ſind die natürlichen Begleiter der Unſchuld und Tugend, mit denen ſich die troſtvolle Hoffnung eines beſſern Lebens in der Zukunft vereinigt, die ſich eines tugendhaften Gemüthes ohne Widerſtand bemächtigt. Alle rechtſchaffnen Menſchen ſind geneigt, rechtſchaffne Menſchen zu begünſtigen und ſich den Laſterhaften, als Laſterhaften, zu widerſetzen, woraus nothwendig für jene viele Vortheile, für dieſe viele nachtheilige Folgen entſpringen müſſen. Selbſt der große Haufen wird den Tugendhaften ohne weitere Abſichten günſtig ſeyn. Dieſes moraliſche Gefühl hat zu manchen Staatsveränderungen, ſelbſt zu ſolchen, die in der Geſchichte ſehr merkwürdig ſind, das Seinige beygetragen. Denn es iſt unläugbar, daß die

Menſchen viele Beleidigungen rächen, nicht allein wegen des Schadens, der ihnen dadurch zugefügt wird, ſondern auch darum, weil ſie unbillig und laſterhaft ſind. Die bürgerliche Regierung zieht zwar die menſchlichen Handlungen in keiner andern Betrachtung zur Rechenſchaft, als in ſo fern ſie der Geſellſchaft nachtheilig ſind, ohne Abſicht auf ihre innerliche Unrechtmäßigkeit, unterdeß trägt doch die Empfindung dieſer innerlichen Unrechtmäßigkeit nicht wenig dazu bey, die Strenge gegen Verbrecher zu erhöhen, oder zu mildern. Wir ſind einmal ſo eingerichtet, daß Rechtſchaffenheit, als Rechtſchaffenheit, allezeit, oder doch in den meiſten Fällen, ein laſterhaftes Verfahren hingegen, in ſo weit es laſterhaft iſt, niemals eine innerliche Zufriedenheit hervorbringt. Es giebt eine natürliche Hochachtung und Liebe gegen Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Güte; aber es giebt gewiß keine ſolche natürliche Achtung und Liebe gegen Falſchheit, Ungerechtigkeit und Grauſamkeit. Man wird keine Fälle vorkommen ſehen, wo man das Laſter, als Laſter, billigen ſollte, und eben deswegen kann es auch, als Laſter niemals begünſtiget werden, welches der Tugend, als Tugend, allezeit widerfahren muß; und wenn dieſe leidet, jenes aber begünſtiget wird, ſo geſchieht ſolches allezeit aus andern Urſachen, nicht aber wegen der Sittlichkeit rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Handlungen. Hängt nun alles dieſes von dem Laufe der Natur ab, und iſt der Lauf der Natur in ſeiner ganzen Einrichtung von Gott: So iſt es auch ein unumſtößlicher Beweis, daß er ein gerechter Beherrſcher der Menſchen ſeyn müſſe, ob wir gleich itzt noch nicht die Vollkommenheit ſeiner moraliſchen Regierung überſehen können, ſondern nur die Anfänge derſelben erblicken.

Eben dieſes erhellet auch aus demjenigen, worauf Tugend und Laſter in ihrer Natur abzielen. Gute und böſe Menſchen würden eben darum, weil ſie gut oder böſe ſind, belohnt oder beſtraft werden, wenn die Gerechtigkeit nicht oft liſtiger Weiſe hintergangen würde; wenn nicht ihre Charaktere nach ihrer wahren Beſchaffenheit unbekannt blieben, und wenn nicht viele zufällige Urſachen die Menſchen verhinderten, gegen die Tugend ihre Liebe, und gegen das Laſter ihren Abſcheu thätig zu äuſſern. Dieſes erweiſet, daß das Uebergewicht der Glückſeeligkeit, nach der Natur der Dinge, in Abſicht auf einzelne Perſonen, auf der Seite der Tugend ſey, und eben ſo verhält es ſich mit ganzen Geſellſchaften. Die Macht einer Geſellſchaft, die unter der Leitung der Tugend ſteht, muß eben dadurch zunehmen, und zielt nothwendig darauf ab, eine jede ihr entgegenſtehende Macht zu überwinden, die nicht von der Tugend geleitet wird, gleichwie eine von der Vernunft regierte Macht natürlicher Weiſe über eine blinde Stärke die Oberhand behauptet. Die Summe von der Stärke aller Thiere iſt vielleicht weit gröſſer, als die Stärke aller Menſchen zuſammen genommen. Nur die Vernunft giebt uns den Vortheil der Obergewalt über ſie. Niemand kann dieſes als etwas Zufälliges anſehen, ſondern die Natur der Dinge lehrt uns, daß die Vernunft eben dazu eingerichtet ſey, und auf einen ſolchen Zweck abziele. Mit der Tugend nun verhält es ſich, wie mit der Vernunft. Sie ertheilt der Geſellſchaft eine Ueberlegenheit und eine Macht, die ſie ſonſt nicht haben würde, ſie mag nun dieſe Ueberlegenheit anwenden, ſich wider eine entgegenſtehende Macht zu vertheidigen, oder auch andre rechtmäßige Vortheile zu erlangen. Sie entſpringt daher, weil ſie das gemeine Beſte zum Gegenſtande und zur Abſicht eines jeden Gliedes der Geſellſchaft macht, alle mit einander genauer vereinigt, und eben dadurch ihre Stärke vermehrt. Es müſſen freylich, wenn dieſe Ueberlegenheit ſtatt finden ſoll, eben dieſelben Umſtände zuſammen kommen, die zur Uebermacht der Vernunft über eine größre Stärke zuſammen kommen müſſen. Es muß zwiſchen der natürlichen Macht, welche von der Tugend regiert wird, und zwiſchen der, die nicht unter ihrer Herrſchaft ſteht, ein gewiſſes Verhältniß ſeyn. Die Tugend muß Zeit genug, ſie muß einen anſtändigen Kampfplatz haben; die Tugendhaften müſſen ſich verbinden können, ehe ſie ſich einer geſetzloſen Macht entgegen ſtellen. Alsdann wird eine ſchwächere, viel ſchwächere Macht, die von der Tugend regiert wird, über eine viel gröſſere ſiegen, die nicht unter einer ſolchen Regierung ſteht. Allein die Guten und Rechtſchaffnen ſind auf der Erde ſo zerſtreut, daß ſie in keine Verbindung treten können, und dieſes außer andern Urſachen auch deswegen, weil der Eine von dem Charakter des Andern keine hinlängliche Gewißheit hat, und über dieß die Kürze des menſchlichen Lebens eine völlige Aeußerung der Macht, welche die Tugend beſitzt, unmöglich macht.

Der Biſchof erläutert dieſes mit einer ſehr reizenden Vorſtellung eines in allen ſeinen Gliedern tugendhaften Staates, beantwortet einige Einwürfe, und zieht aus ſeinem Vortrage die nöthigen Folgerungen. Die vorhergehenden Beobachtungen beweiſen, daß der Urheber der Natur nicht gleichgültig gegen Tugend und Laſter ſey. Sie zeigen, daß, wo ſich Gründe und Anlagen zu einer moraliſchen Regierung äußern, eine völlige Ausführung derſelben, die nicht der Art, ſondern dem Grade nach von der gegenwärtigen Regierung Gottes verſchieden iſt, erwartet werden müſſe. Man ſieht darinnen und bewundert die Aehnlichkeit zwiſchen der natürlichen und moraliſchen Regierung deſſelben, und man hofft noch einſt die vollkommnen Wirkungen der Tugend zu ſehen, weil die gegenwärtigen Hinderungen derſelben nicht weſentlich, ſondern zufällig ſind.

Drey und zwanzigſtes Stück.

Es giebt Menſchen, die ſo ſehr für das Vergnügen der Geſellſchaft geſchaffen ſind, die ſolche Talente des Geiſtes und ſolche natürliche Vorzüge des Aeußerlichen beſitzen, daß ſie kaum der Kunſt und Ausbildung bedürfen. Sie brauchen ſich beynahe nur zu zeigen, wie ſie ſind, um zu gefallen. Alles, was ſie thun, jede Bewegung, jede Wendung von ihnen wird von einer Anmuth begleitet, welche einnimmt, und wenn ſie ſprechen, ſo geräth man in Ungewißheit, ob die Seele mehr von dem Körper, oder der Körper mehr von der Seele gewinnt; ſelbſt ihre äußerlichen Unvollkommenheiten haben etwas Angenehmes. Die Tugend kann keine würdigere Wohnung verlangen; ſie, welche die Häßlichkeit ſelbſt verſchönert, erſcheint in ihnen mit einem ſolchen Glanze geſchmückt, daß ſie faſt das Laſter ſelbſt zwingt, ſie zu lieben, und wie viel allgemeiner würde nicht der Abſcheu gegen daſſelbe ſeyn, wenn man nicht zuweilen Lovelacen fände, welche ſeine ſchändliche Geſtalt durch die Annehmlichkeiten verbergen, die ihnen die Natur ertheilte, damit ihre löblichen Handlungen mehr Reiz und Liebenswürdigkeit erhalten möchten?

Diejenigen, die die Natur durch ſolche Vorzüge von andern unterſchieden hat, können ſich unſtreitig glücklich preiſen. Sie haben, wenn ſie ihre Vorzüge zu gebrauchen wiſſen, eben ſo ſehr ein heitres und angenehmes Leben in ihrer Gewalt, als ſie andern zum Vergnügen gebohren zu ſeyn ſcheinen. Das Vergnügen, das ſie uns mittheilen, vervielfältiget ſich für ſie. Gerne geſehen, gerne gehört, faſt für eine jede Mine mit Beyfall belohnt zu werden, überall Augen zu finden, die ihnen entgegen kommen: Welch ein Glück!

Man findet wenig ſo ſehr begünſtigte Menſchen, und man muß eben darinnen die weiſe Einrichtung der Natur bewundern. Wäre die Anzahl derſelben die größte: So würde es ein wahres Unglück ſeyn, nicht unter ſie zu gehören. Wer würde die gemeinen Feldblumen bemerken, wenn alle Wieſen voll Tulpen ſtünden? Zum Vergnügen des menſchlichen Lebens, in ſo fern es aus dem Umgange mit andern entſpringt, iſt es genug, daß niemand ſo ſehr vernachläßiget worden iſt, daß er nicht einige Eigenſchaften beſitzen ſollte, welche ihn fähig machen, in einem gewiſſen Grade zu gefallen. Es kömmt nur darauf an, daß er diejenigen Seiten, durch die er angenehm zu werden hoffen darf, ausbilde, die Natur, wenn er ſich in Geſellſchaft zeigt, weder verfehle, noch vernachläßige, ihr durch die Kunſt zu Hülfe komme, und ſie, gleich vortreflichen Dichtern, zu verſchönern wiſſe.

Es iſt mit der Kunſt zu gefallen, faſt wie mit den Künſten der Nachahmung beſchaffen. Wenn uns der Maler, der Bildhauer, oder ein Cochin die Natur zeigen wollte, wie ſie iſt, ohne eine Wahl unter den Gegenſtänden zu treffen, die ſich unſerm Auge vorſtellen; ohne dasjenige zu bedecken, was ſie Unangenehmes haben; ohne ihnen alle Reizungen mitzutheilen, die ſich ihnen mittheilen laſſen: So würden wir nicht mit ihnen zufrieden ſeyn; wir verlangen in ihren Werken die ſchöne Natur zu ſehen. Ein Menſch will gefallen, vnd wer will nicht gefallen? Er muß ſich alſo der Geſellſchaft von einer angenehmen Seite zeigen, und wenn er nicht unter die glücklichen Menſchen gehört, die ich im Eingange abgebildet habe: So muß er ſich ſelbſt kennen; er muß unter ſeinen Eigenſchaften zu wählen wiſſen; er muß das Fehlerhafte zu verbergen ſuchen; er muß dasjenige, was gefallen kann, mehr ausbilden, er muß uns nicht bloß die Natur, er muß uns die ſchöne Natur zeigen. Aber unglücklich iſt er, wenn er ſich einbildet, daß er ſeine eigne Natur ganz verläugnen oder verlaſſen müſſe, damit er ſeinen Endzweck erreiche. Denn wer unnatürlich in ſeinem Charakter iſt, der erfüllt die Zuſchauer entweder mit Abſcheu, oder er wird lächerlich.

Wie kömmt doch die Mine des Greiſes auf die von ihrer Reiſe noch ſo weit entfernte Wange dieſes jungen Herrn? Ein wenig mehr Feinheit der Haut, und ein wenig mehr Bläſſe: So würde man ſie für eine Frauenzimmerwange halten. Aber welch ein altkluger Ernſt auf der zärtlichen Stirne, die noch keine Sonne verfärbt hat! Welch ein ſenatormäſſiges Anſehen in dem ſechzehnjährigen Geſichte! Wie er mit ſchweren abgemeſſenen Schritten ſich nähert! Wie er, da er nun reden will, die Lippen langſam öffnet! — Er iſt vermuthlich ſehr muthwillig, und will gewiß aus Rache einen Alten, der ihm eine gute, ihm noch nöthige Lehre gegeben hat, durch eine übertriebne Nachäffung deſſelben verſpotten? Nichts weniger. Dazu hat er wirklich ein zu gutgeartetes Herz. — Was kann denn alſo ſeine Abſicht ſeyn? Er will gefallen; er möchte für verſtändig, ernſthaft, und geſetzt gehalten werden; er will ſich gern von denen unterſcheiden, die die Stutzer in Geſellſchaften ſpielen wollen; es giebt ein vortreffliches Original, von dem er gern eine gute Copie ſeyn möchte. — Nun wenn das iſt, ſo bitte ich um Verzeihung; er iſt zu beklagen, und vielleicht hat ihm ſein Hofmeiſter nicht deutlich genug erklärt, worinnen eigentlich das ernſthafte und geſetzte Weſen beſteht, welches ſich für einen wohlerzognen Jüngling ſchickt. Man muß ihm nur zurechte weiſen; weil ſonſt der Jüngling in den Jahren des Mannes, und der Knabe in den Jahren des Greiſes zum Vorſcheine kommen möchte. Denn die Natur läßt ſich nicht ganz vertreiben; ſie kömmt immer wieder.

Wenn er doch mit Clitandern tauſchen könnte! Jedoch ich irre mich wieder; es wäre ſchade um ihn; er würde von einem Lächerlichen auf das andre fallen. Aber Clitander würde keinen ſchlimmen Tauſch thun. Er iſt nun ein Mann, der ſich den Jahren nähert, wo man etwas anders als die Lebhaftigkeit und das Feuer der Jugend zu empfinden anfängt; er hat nicht allein Söhne, die ſich leider nach ihm bilden, und ſeine Fehler noch übertreffen werden; er hat auch einen gewiſſen Stand, und ein Amt, dem er mit Anſehen vorſtehen ſollte, weil es ihm Anſehen giebt, und gleichwohl macht er noch in allen Geſellſchaften die Rolle eines Petitmaiters, der er nicht allein mit ſeinem halbhundertjährigen Körper, ſondern auch mit ſeiner Seele iſt, weil er zugleich einen witzigen Kopf abgeben will. Er verzweifelt, für einen angenehmen Mann gehalten zu werden, der in Geſellſchafſellſchaften gern geſehen wird, wenn er nicht für einen ſehr artigen, ſehr lebhaften, aufgeräumten und luſtigen Mann gehalten werden ſollte. Sein gewöhnlicher Gang iſt ein Tanz aus dem vorigen Jahrhunderte. Um uns einzubilden, daß ſeine Glieder noch nicht die Beweglichkeit und Flüchtigkeit jugendlicher Jahre verloren haben, kömmt er nicht in die Geſellſchaft, ſondern er hupft in dieſelbe. Sehr wenige erzeigen ihm die Ehre, ſein Aeuſſerliches für angenehm zu halten; die meiſten glauben, daß es dem Kopfe an Gewicht fehlen müſſe, der den übrigen Gliedmaßen einen ſo lächerlichen Gebrauch ihrer Gelenkigkeit erlauben kan. Und das ſieht man auch an den Geſprächen, mit denen er die Geſellſchaft unterhält. Er würde roth werden, wie ein eitles Frauenzimmer das eine Unordnung in ihrem Putze bemerkt, wenn ihm etwas Ernſthaftes entwiſchen ſollte. Es ſollen lauter Einfälle ſeyn, was er ſagt, und muntre Einfälle, wofür er ſie hält, weil er der erſte iſt, der darüber lacht; aufgeräumte Erzählungen, für die er ſeine geſchmackleeren Hiſtörchen anſieht. Und wenn er uns nur mit ſeinen entſetzlichen Flüchen verſchonen wollte, mit denen er ſich ſelbſt nicht verſchont! Denn itzt in unſern aufgeklärten und geſitteten Zeiten flucht kein artiger Herr.

Welch ein Contraſt zwiſchen ihm und Philareten! Dieſer liebenswürdige Mann gefällt mit ſeinem Aeuſſerlichen ſo ſehr als mit ſeiner Seele, ob man gleich nicht ſagen kann, daß die Natur in den ſichtbaren Reizungen, die einen männlichen Körper ſchmücken, gegen ihn verſchwenderiſch geweſen ſey. Er trägt ſich auf eine gute Art; ſein Gang iſt ungezwungen, feſt, und ſich immer gleich; keins von ſeinen Gliedern iſt in ſeinen Bewegungen mit dem andern uneins. Und Philaret, ob er gleich das Aeußerliche nicht vernachläßigt, und die Sorge, im Anzuge und Betragen nichts widriges zu haben, zu einer guten Lebensart rechnet, wendet doch keine ſichtbare noch ängſtliche Aufmerkſamkeit darauf. Seine Geſtalt iſt einmal daran gewöhnt zu gefallen; ein Aeuſſerliches, das beleidigte, und eine ſchlechte Mine ſind ihm unmöglich; ſie würden ihm nicht gelingen, wenn er ſich auch Mühe geben wollte, ſie zu haben. Alles, was er in Geſellſchaft ſpricht, iſt wegen der glückſeeligen Harmonie, die in allen Gedanken und Empfindungen ſeiner Seele herrſcht, ſo natürlich angenehm, als eine jede ſeiner Geberden. Er hat auſſerordentlich viel Verſtand, aber er ſcheint ihn allezeit von denen zu entlehnen, mit denen er ſpricht. Das Leſen der beſten Bücher hat ihm einen ſo reinen, ſichern und beſtimmten Geſchmack gegeben, daß ſein Ausdruck niemals ſonderbar, und allezeit den Gegenſtänden angemeſſen iſt, von denen er redet, verſtändlich, und aus dem Umgange hergenommen, aber durch ſeinen richtigen Gebrauch, durch ſeine Ordnung, und ſelbſt durch den Ton ſeiner Stimme edel. Seine mannichfaltigen Einſichten, und die Kenntniß derer, mit welchen er umgeht, ſetzen ihn in den Stand, ſeine Unterredungen faſt unendlich zu verändern, und wenn eine Geſellſchaft ermattet, ſo kann man gewiß ſeyn, daß er ihr ein neues Leben mittheilen werde. Er ſucht keinen Witz zu zeigen, aber er hat ihn, und braucht ihn, wenn ſich eine anſtändige Veranlaſſung dazu äußert. Er ruft zuweilen auch den Scherz zu Hülfe, diejenigen zu ver-

gnü-

gnügen, mit denen er umgeht; aber dieſer Scherz iſt nur eine von den lächelnden Minen der Tugend. Cato ſelbſt würde auf die Art geſcherzt haben, wie er ſcherzt.

Es verſteht ſich, daß alle meine Gemälde fehlerhafter Charaktere nichts weiter ſind, als was ſie bey einem jeden moraliſchen Schriftſteller ſeyn ſollen, Spiegel, wiewohl ſie diejenigen, die ſie brauchen ſollten, nicht brauchen werden, weil ſie nicht ſchmeicheln. Ungeachtet ich einige Philavete kenne, ſo kenne ich doch weder perſönlich noch durch Erzählungen einen Clitander, obgleich Geſchöpfe ſeiner Art itzt nicht ſeltener ſeyn werden, als in meinen jungen Jahren, wo ich weniger einſiedleriſch lebte, als itzt. Damals lernte ich freylich viele Arten unnatürlicher Charaktere kennen, und zwar in verſchiednen Ländern. Damals kannte ich mehr als einen wohlhabenden Bürger, dem jedermann mit Hochachtung begegnet haben würde, wenn er ſich ſeiner Herkunft, ſeines Standes, ſeiner Kunſt, oder ſeines Gewerbes erinnert hätte; denn ein jeder Stand hat eine verhältnißmäßige Ehre, und ein Bürger, der die Pflicht des ſeinigen erfüllt, wird von Vernünftigen allezeit höher gehalten, als einer, der ſo viel Ahnen Schande macht, als er hat. Aber er wollte ſeine Sphäre verlaſſen, weil er ein Vermögen beſaß, das mehr als eine Thorheit unterſtützen konnte, und zu ſeinem Unglücke hatte er eine Frau, die ſich einfallen ließ, daß ſie wohl mit viel höhern Perſonen umgehen könnte, als mit gemeinen Bürgerfrauen; er glaubte, daß man das, was man weder durch die Geburt noch durch die Erziehung hat, kaufen könnte, wollte ſich unter die Vornehmen mengen und wurde von dieſen verlacht, und von denen, die er ſelbſt verachtet hatte, wieder verachtet. Um eben dieſe Zeit kannte ich (nunmehr ſind es ſchon zwanzig Jahre) eine Dame, die viele ſchätzbare Eigenſchaften beſaß; die aber wider die Natur ſtreiten wollte, und in den Jahren, wo ſich würdige Frauenzimmer mehr verehrt, als geſchmeichelt und bewundert ſehen, noch für reizend und ſchön gehalten zu werden wünſchte. Was that ſie nicht, um die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaften und beſonders der jungen Herren auf ſich zu ziehen? Ihre Runzeln unterrichteten ſie vergebens, daß der Winter nicht die Rechte des Frühlings hat;

dieſe hielt ſie nur für Grübchen und jene für ſehr einnehmende Minen. Der Stoff zu ihrer Kleidung konnte kaum hell und leuchtend genug ſeyn, und ſie irrte zum wenigſten darinnen nicht, daß man in einer gewiſſen Entfernung in ihrer Kleidung eine ſehr junge Dame erwartete; allein ſie erwog nicht, daß diejenigen, die dergleichen erwarten, ſich zu rächen pflegen, wenn ſie ſich getäuſcht ſehen. Sie hatte eine Tochter von achtzehn Jahren, ſchön wie der aufblühende Frühling, aber ſie glaubte ihre Reizungen durch die dunkeln Farben zu verfinſtern, worein ſie dieſelbe kleidete, weil, wie ſie vorgab, junge Frauenzimmer beſcheiden und ſittſam auch im Aeußerlichen ſeyn müßten. Allein alle dieſe Künſte waren ihr mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ihre hellen ſchimmernden Farben machten, daß man ſie für älter und lächerlicher hielt, als ſie war, und die dunkeln Farben der Tochter hoben nur die Reizungen derſelben mehr. Dieſe fängt ſich nun an den Jahren zu nähern, wo ihre Mutter mehr als einmal ſehr empfindlich erinnert wurde, daß die Schönheit kein beſtändiger Vorzug ihres Geſchlechtes wäre; wenn ſie auf das Schickſal derſelben aufmerkſam geweſen iſt: So wird ſie nun natürlicher ſeyn, als ſie.

B.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Schriften, welche beſtimmt ſind, uns mit dem ganzen Umfange unſrer Verhältniſſe und Pflichten bekannt zu machen, verdienen, wenn ſie den Charakter der Gründlichkeit, der Deutlichkeit, und der Fruchtbarkeit behaupten, ſo ſehr die Aufmerkſamkeit derer, welche die Würde der menſchlichen Natur lieben, herzuſtellen und zu erhöhen ſuchen, daß ich mich für verbunden achte, das Vergnügen nicht zu verſchweigen, welches mir die Baſedowiſche praktiſche Philoſophie für alle Stände verurſacht hat. Der Herr Verfaſſer, ein verdienter Lehrer der Königlichen Ritterakademie zu Soroe, hat ſich dadurch eines unterſcheidenden Ranges nicht allein unter den Philoſophen, die ſelbſt denken, ſondern auch unter denen würdig gemacht, welche mit der Gründlichkeit ihrer Gedanken Adel und Leb-

haftighaſtigkeit im Ausdrucke zu verbinden wiſſen! Wenn die Mannichfaltigkeit, und der Reichthum der Materien, die Vollſtändigkeit, die ſich mit einer unerzwungnen Kürze verbindet, und eine ekelhafte Weitläuftigkeit vermeidet, der Tiefſinn, wo es ein Verdienſt iſt, tiefſinnig zu ſeyn, die Richtigkeit der Erklärungen und Beweiſe, die Heiterkeit, das Leben, und die Abänderung der Schreibart vorzügliche Eigenſchaften beſonders bey moraliſchen Werken ſind: So erhebt ſich, nach meiner Empfindung, dieſe neue praktiſche Philoſophie weit über die gewöhnlichen und mittelmäßigen Schriften dieſer Art, und gehört, ungeachtet vieler bekannten Wahrheiten, welche, der Vollſtändigkeit wegen, darinnen erſcheinen mußten, unter die Originalgemälde der menſchlichen Verhältniſſe und Pflichten. Man bemerket hier einen Geiſt, der, überhaupt zu urtheilen, nicht ſelten in ſeinen Gedanken neu iſt, ohne ſonderbar zu ſeyn; der ſich über eine ſclaviſche Furchtſamkeit hinausſetzt; der den Vorwurf der Kühnheit nicht ſcheut, weil er die Grenzen der Beſcheidenheit nicht überſchreiten und ſich kein richterliches und entſcheidendes Urtheil anmaßen will; der durchgängig eine zärtliche Liebe gegen die Tugend und das allgemeine Beſte äuſſert, und, ſo wenig er auch ſeine Hochachtung gegen die Vernunft verbirgt, doch eine weit größre Ehrerbietung gegen die Offenbarung zeigt; eine ſeltne Vollkommenheit an den Weltweiſen unſrer Zeit!

Man empfindet ſelten den angenehmen Zwang, von praktiſchen Philoſophien auf dieſe Weiſe zu urtheilen. Unterdeß will ich nicht läugnen, daß in dieſem ſchätzbaren Werke eine unpartheyiſche und ſtrenge Critik, ſelbſt als ſeine Freundinn und Lobrednerinn, unterſchiedne Veranlaſſungen zu dem eigennützigen Wunſche eines noch gröſſern Grades der Vollkommenheit und zur künftigen Ausbeſſerung finden könne. Sie wird mit dem Verfaſſer glauben, daß es eben ſo unanſtändig ſey, moraliſchen Sätzen die Maske der geometriſchen Allgemeinheit und Gewißheit zu geben, als es lächerlich ſeyn würde, die Geometrie in den Ausdruck eines Montesquious, oder vielmehr in die Schreibart eines Marivaux einzukleiden, und dennoch wird ſie ſich vielleicht überreden, daß es einem Manne, der gewohnt iſt, ſo regelmäßig und tief zu denken, möglich geweſen wäre, in gewiſſer Abſicht noch methodiſcher zu ſeyn, als er iſt, ohne es zu ſcheinen; einigen Erklärungen einen höhern Grad der Richtigkeit mitzutheilen; unterſchiedne nicht unwichtige Sätze und Regeln mehr zu beſtimmen und einzuſchränken; ſolches ſeinen Leſern weniger zu überlaſſen, und zugleich die Stufen des moraliſchen Werthes der Tugenden genauer und ſorgfältiger zu bemerken. Vielleicht würde ſie auch wünſchen, wenn ſie ſich in eine ausführliche Zergliederung dieſes Werkes einlaſſen wollte, daß er die ihm ſo rühmliche Behutſamkeit und Vorſicht, dieſe ſo vorzügliche Eigenſchaft ſeiner Arbeit, in gewiſſen Materien, ſeiner ungeübtern Leſer wegen, noch höher getrieben, und es für minder nöthig gehalten haben möchte, ſich mit der Unterſuchung und Auflöſung einiger ſehr ſchweren und dunkeln Fragen zu beſchäftigen, die, wenn ſie auch vollkommen glücklich ausfällt, keinen ſonderbaren Einfluß in die Entſchließungen und Handlungen aufrichtiger Freunde der Tugend hat, und, wenn ſie es nicht iſt, wider den beſten Willen des Unterſuchers und ohne ſeine Schuld nachtheilig werden kann. Sie würde ihm frey geſtehen, daß er, bey ſeinem eignen Reichthume den Gebrauch vieler Stellen und Schilderungen aus dem Touſſaint einem Dürftigern überlaſſen konnte. Sie würde endlich in Abſicht auf eine völlige Einförmigkeit und eine ſich immer gleiche Anſtändigkeit und Schönheit der Schreibart wünſchen, daß es ihm bey ſeinem Amte möglich geweſen ſeyn möchte, ſeiner Arbeit mehr als unterbrochne Stunden zu widmen; allein dieſer Wunſch würde mehr eine ſittſame Bitte, als eine Erinnerung ſeyn, ihr bey einer neuen Ausgabe auch hierinnen eine neue Aufmerkſamkeit zu widmen.

Ich bin ſelten ein Freund von allgemeinen Urtheilen über die Werke des menſchlichen Geiſtes, und ich hoffe, mehr als einmal gezeigt zu haben, daß ich die meinigen zu erweiſen ſuche. Allein ich kann hier ſo ausführlich nicht ſeyn, als ich wünſchte. Der Erweis meines Urtheils, in ſo weit es die Vorzüge dieſer praktiſchen Philoſophie betrift, würde ein erweitertes Lob werden; was aber die freundſchaftlichen Erinnerungen angeht, die eine unpartheyiſche Critik machen würde, ſo kann es dem Herrn Verfaſſer nicht ſchwer fallen, ſie zu entdecken und zu prüfen, wie erweislich ſie ſind. An Bereitwilligkeit, ſie zur Ehre und größern Nützlichkeit ſeiner Arbeit zu gebrauchen, fehlt es ihm ſo wenig, ſo gewiß es iſt, daß diejenigen, die ſie leſen, ſie nicht ohne Vortheil, ohne Vergnügen, und ohne Hochachtung gegen ihn leſen werden. Alles, was ich thun kann, ohne zu weitläuftig zu werden, beſteht darinnen, daß ich ihnen einen kurzen Grundriß von dem erſten Theile gebe, in einem andern Blatte aber den Inhalt des zweyten Theils bemerke und zugleich einige Stellen auszeichne, welche zum Beyſpiele dienen, wie weit ſich dieß Werk von andern Werken der Art unterſcheidet.

Nach einer vorläufigen Betrachtung theils über die Erkenntnißmittel der Klugheit und Tugend, theils über die Eigenſchaften einer angenehmen und gemeinnützigen praktiſchen Philoſophie, nimmt der Herr Verfaſſer die Liebe zur allgemeinen Vollkommenheit und Glückſeligkeit als den erſten Grund aller menſchlichen

lichen Verhältniſſe und Pflichten an, und da er unter dieſer allgemeinen Glückſeeligkeit, zu deren Beförderung wir, nach dem Beyſpiele Gottes, im höchſten Grade verbunden ſeyn ſollen, nicht allein des Menſchen eignes Wohl und das Glück ſeines ganzen Geſchlechtes, ſondern das Beſte aller empfindenden Weſen verſteht: So unterſcheidet er ſich dadurch von andern Weltweiſen auf eine merkwürdige Art. Er erklärt aus dieſem in ſeinem Vortrage neuen Grundſatze die allgemeinen Verhältniſſe und Pflichten, ſowohl der Selbſtliebe, als der Menſchenliebe. Kein Menſch iſt in der Beförderung der Glückſeeligkeit dem andern ohne Grund vorzuziehen; wir müſſen obgleich nicht ohne Einſchränkung viele wenigen; wir müſſen die, für welche die Sorge uns beſonders anvertraut iſt; wir müſſen die Bekannten, in deren Handlungen wir einen großen Einfluß haben, und in dieſem Verſtande uns ſelbſt; wir müſſen verdiente Männer und Wohlthäter andern, das ganze menſchliche Geſchlecht aber allen Haufen, und den gröſſern und zugleich wahrſcheinlichern Vortheil dem geringern vorziehn: Dieſes ſind die wichtigſten Sätze, welche der Verfaſſer in dieſem Hauptſtücke erläutert, beweiſet und einſchärft.

Das Leben; die Neigung zum Leben; die Pflicht, das ſeinige zu lieben, und eben ſo ſehr das Leben andrer hochzuſchätzen; das Verhalten gegen das Leben der Ungebohrnen und Unerwachſnen; die Ausnahmen in Abſicht auf die Bewahrung des Lebens; die Liebloſigkeit, wenn es in Gefahr iſt; das Recht der Sicherheit; der Selbſtmord in ſeinen abſcheulichen Bewegurſachen, Folgen und feinern Ausſchweifungen; der Mord; der Todtſchlag; andre Arten von Verletzungen; der Schutz gegen Beleidigungen, und die Rechtmäßigkeit deſſelben; das Verhalten gegen grobe und feine Beleidiger; das Zwangsrecht, ſeine Grenzen, ſein Anfang, ſeine Schärfe, ſeine Endzwecke, ſein gelinder Gebrauch und das Ende deſſelben; das Recht kleinere Uebel gröſſern vorzuziehn; die Nothrechte; die Duelle; die Erſetzung des Schadens; die Freyheit nach ſeinem Gutdünken zu handeln mit ihren Grenzen und Einſchränkungen ſind die nächſten Gegenſtände des Verfaſſers, welche er mit keiner gemeinen Einſicht und Scharfſinnigkeit abgehandelt hat.

Hierauf betrachtet er die verſchiednen feindſeeligen und wohlthätigen Neigungen; die Pflicht ſeine Feinde zu lieben, ihre Einſchränkungen; die Pflicht, die Mittel und Hinderniſſe der Verſöhnlichkeit; die Theilnehmung an fremden Streitigkeiten; die Anrufung göttlicher Rache; das Vergeben ohne Vergeſſen; die Urſachen des Ekels gegen gewiſſe Perſonen; die Pflichten gegen ſie; den Haß; den Zorn; die Sanftmuth; den Neid; den Argwohn; eine ausſchweifende Leichtgläubigkeit; die Billigkeit; die Redlichkeit; die Unpartheylichkeit; die Gutthätigkeit; das Mitleid; die Dankbarkeit; und die Laſter, welche dieſen Neigungen und Tugenden entgegen geſetzt ſind.

Er betrachtet in der Folge die menſchlichen Pflichten in Anſehung des Vergnügens und Misvergnügens; die ſinnliche Luſt und Unluſt; die Ergetzungen des Geſchmacks und andre Arten des Vergnügens; die lange Weile mit den Gegenmitteln wider ſie; die Mäßigkeit; die Keuſchheit; die Geduld; die Pflichten gegen den Tod, und bey dem Tode der Seinigen; gegen die Armuth, die Niedrigkeit, die Strafe, die Verfolgungen und Widerwärtigkeiten; die

Tapferkeit; die Arbeitſamkeit; die Wahl der Lebensart; den edeln Gebrauch der Nebenſtunden, und die Laſter, welche wider dieſe Tugenden ſtreiten. Der Abſchnitt von der Keuſchheit und Mäßigkeit iſt mit einer beſondern Stärke und Lebhaftigkeit gearbeitet.

Er handelt weiter von der Aufrichtigkeit; von erlaubten und unerlaubten Verſtellungen; von der Schmeicheley; von der Scheinheiligkeit und Heucheley; von den verſchiednen Arten laſterhafter Lügen; von den Mitteln der erlaubten Verſtellungen; von den Mitteln, Verſtellungen zu entdecken; und von der Erkenntniß menſchlicher Charaktere.

Die verſchiednen Arten der Ehre; die Pflichten, welche die Ehrbegierde einſchränken und ordnen müſſen; die Ausſchweifungen derſelben; die Verbindlichkeiten gegen die Ehre andrer Menſchen, und ihre Beleidigungen ſind der Innhalt des nächſten Hauptſtückes.

Von der Ehre kömmt der Verfaſſer auf das Eigenthum, und redet, nach einer allgemeinen Betrachtung über das Recht deſſelben, von dem erſten und zweyten Beſitznehmen; von den beſondern Rechten des Eigenthums;

von ſeinem unbilligen Gebrauche, und von den Zeichen deſſelben; von dem Eigenthume der Völker; von unbilligen, oder nur aus beſondern Gründen gerechtfertigten Zueignungen; von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft; von dem Rechte, ſich des Seinigen überall zu bemächtigen; von den Verträgen überhaupt; von den Regeln in Abſicht auf die Verträge; von unaufrichtigen, unbedachtſamen, ſchädlichen, perſönlichen, nicht perſönlichen, und abgenöthigten Zuſagen; von dem billigen Widerrufe; von der Erſetzung genoßner Vortheile; von dem Verhalten gegen Bundbrüchige; von der billigen Auslegung unſrer Worte; von der Liſt gegen Betrüger; von verſchwiegnen Zuſätzen und unächten Verträgen; vom Tauſche; vom Preiſe und Gelde; vom Erwerbe und Verluſte des Eigenthums; von den Beleidigungen deſſelben durch Raub, Diebſtahl, Betrug und Unterſchleif; vom wucherhaften Handel; von falſcher Waare; von falſchem Maaße; von Geldmünzern; von Verfälſchern der Teſtamente und ähnlichen Verbrechern; von den Mitteln, das Eigenthum zu erhalten; von der

Ueppigkeit; von den Mitteln, den Nothleidenden beyzuſtehen; von der Verſchwendung; vom Geize; von der Vergnüglichkeit und Sparſamkeit; von den verſchiednen Ständen in Abſicht auf das Vermögen; von der Verwaltung des Vermögens. Ein aufmerkſamer Leſer wird hier viele neue Gedanken und Anmerkungen entdecken, die theils des Beyfalls und Dankes, theils einer weitern Prüfung würdig ſind.

Im folgenden wird von unterſchiednen Mitteln, ſich in der Welt brauchbar, angenehm und glücklich zu machen; von einigen Mitteln der Ehre; von dem tugendhaften und gefälligen Umgange; von der Art, ſeine Zwecke glücklich auszuführen, und von den mannichfaltig verſchiednen Umſtänden der Menſchen geredet. Alle dieſe beſondern Abſchnitte unterſcheiden ſich durch einen vorzüglichen Grad der Neuheit, der Gründlichkeit und der Schönheit in der Ausführung.

Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient auch die Lehre von der Familie, vom Eheſtande überhaupt; von den Bedingungen, die weſentlich zur Ehe gehören; von der Sicherheit, Vollkommenheit, und Auflöſung des Eheſtandes; von den Pflichten in Anſehung künftiger Ehe; von dem Rechte dazu; von den Einſchränkungen deſſelben; von den Abſichten bey den Entſchlieſſungen zur Ehe; von der Wahl und nöthigen Vorſicht dabey, von den Rechten und Pflichten der Verlobten; von der Veranſtaltung der Ehe; von den Pflichten gegen andre Eheleute; von den gemeinſchaftlichen und gegenſeitigen Pflichten der Verehlichten gegen einander; von der Sorge des Mannes für ſeine Gattinn; von ſeiner Herrſchaft, ihren Theilen und ihrer gelinden Ausübung; von der Freyheit der Frau; von der Beſſerung eines verirrten Mannes; von Ehezwiſtigkeiten; von der Keuſchheit in der Ehe; von Aeltern, Kindern, und Verwandten; von der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder; von den Herrſchaften, Sclaven, und Bedienten. Die Regeln von der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder ſind würdig, von allen denen, die dazu verpflichtet ſind, mit einer vorzüglichen Achtung erwogen, und faſt alle verdienen, beobachtet zu werden. Man findet hier auſſer den eignen ſchätzbaren Gedanken des Verfaſſers das Meiſte vereinigt, was in vielen Schriften von der Erziehung Vortrefliches vorgetragen worden iſt. Den Beſchluß des erſten Theiles macht eine kurze Abhandlung von der Freundſchaft, mit welcher vielleicht einige Leſer nicht ſo zufrieden ſeyn möchten, als mit den übrigen Abhandlungen.

Man wird ſich über die Menge der Materien verwundern, die in dieſem Werke verſammelt ſind; aber wenn man es mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird man ſich noch mehr über das Glück der Ausführung verwundern.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Man könnte unſer Leben in eigentlichen Schlaf, in Schlummer, und in wirkliches Wachen, eintheilen. Der Schlummer wäre nicht etwa nur das Pflanzenleben, oder, welches noch ſchlimmer iſt, dasjenige thieriſche Leben, da die Seele um des Leibes willen da zu ſeyn ſcheint; den Schlummer, den ich meine, hebt auch ſelbſt unſre äuſſerſte Geſchäftigkeit nicht auf: Das wirkliche Wachen

chen wäre derjenige glückliche Zuſtand unſrer Seele, da wir entweder Gott denken; oder etwas, das Gott geboten hat, und zwar weil er es geboten hat, thun. Nur von dem, der wirklich wacht, kann man ſagen, daß er wirklich lebt. Ihr ſeyd nun bald achtzig Jahre alt; wie lange habt ihr gelebt? Oder, ihr ſeyd nur erſt dreißig alt; wie vermuthet ihr, daß ihr dieſe Frage in eurem achtzigſten beantworten werdet? Und, wenn ſie Gott nach eurem Tode an euch thäte? —— Wofern der Unendliche nicht ſpielte, als er uns ſchuf; ſo iſt dieſe Sache erſtaunlich ernſthaft!

Ich weiß wohl, daß wir, und alle andre moraliſchen Weſen, mehr zum Thun, als zum Denken, gemacht ſind. Allein, da das Thun allezeit von dem Denken begleitet werden muß; da es eine gewiſſe Art zu denken giebt, die ſchon halb Handlung iſt; und da ſogar einige Gedanken völlig als Thaten von Gott angeſehn werden: ſo hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unſers wirklichen Lebens redet, der im Denken beſteht.

Welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, iſt die beſte?

Ich ſehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwohl halte ich ſie nicht für ſo groß, daß ich dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefſinnig ſcheinenden Gründen, ſagte, daß man ſich gar nicht darauf einlaſſen ſollte.

Ehe ich meine Unterſuchung anfange, muß ich einigen meiner Leſer ſagen, daß, wie es eine wirkliche Glückſeeligkeit iſt, ſich nur überhaupt vorzuſtellen, daß man exiſtirt, ohne dabey die verſchiednen Arten unſers Daſeyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückſeeligkeit iſt, uns überhaupt bewußt zu ſeyn, daß wir fähig ſind, Gott — den Unendlichen — zu denken! Faſt alle Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden den, der ſo unglücklich iſt, kein Chriſt zu ſeyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewußtſeyn dieſer unſrer höchſten Fähigkeit iſt ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann Gott, wie unvollſtändig meine Begriffe von ihm auch ſind, ich kann

Gott denken! Ich bin unſterblich! Derjenige, der Gott, auch nur Einen Augenblick, gedacht hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem ſich Gott nicht unmittelbar offenbart, wie ſehr er ſeine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben ſo.

Da die Anführung dieſes Erweiſes nur eine Erläuterung des vorigen iſt; ſo ſetze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn ſo fortſetzen: Und ich darf Gott lieben! Der, welcher Gott, auch nur den hundertſten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn?

Aber welche iſt die beſte Art, über Gott zu denken? Man könnte ſagen, wir müßten uns mit allen Arten ſo bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unſre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts darwider. Denn alles, was uns zu Gott führen kann, iſt höchſtwichtig. Gleichwohl glaube ich, daß es eine von unſern vornehmſten Pflichten iſt, uns an die beſte Art, über Gott zu denken, ſo zu gewöhnen, daß wir die andern beynahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe meiner Materie genug zu thun, wenn ich drey Arten beſchreibe; ob ich mir gleich nicht anmaſſe, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu beſtimmen.

Es giebt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beynahe nur als ein Objekt einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophirt, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr ſo lieb ſind, daß ſie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft. Ich verſtehe hier durch Erfindungen neue, oder mindſtens feiner beſtimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß dieſe Art dem, der noch nöthig hat, ſich von dem Daſeyn Gottes zu überzeugen, nützlich ſeyn könne. Derjenige aber, welcher weiß, daß die Sonne ſcheint, oder, welches eben ſo gewiß iſt, daß Gott exiſtirt, der dieß weiß, und ſich auf die angeführte kalte Art über Gott zu denken, allein einſchränken wollte, der würde ſich dadurch der nicht kleinen Gefahr ausſetzen, gar zu ſelten, oder beynahe gar nicht, Gott, als den unendlich liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck bewundernswürdigen, zu denken und zu empfinden; (denn dieß Denken kann von der Empfindung nicht getrennt werden) er würde ſich auch ſogar der Gefahr ausſetzen, welche er doch am meiſten zu vermeiden glaubt, nicht wahr genug von ihm zu denken. Denn wer ſich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein ſolcher Philoſoph, wie ich meine, wird mir einwerfen, daß ich dieß zwar ſage, aber nicht erweiſe. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umſtand, daß er den Erweis einer an ſich ſelbſt ſo klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe ſeinen Verſtand durch metaphyſiſche Grübeleyen, denen er ſich nicht einmal frey überläßt, ſondern die er nur nach einer gewiſſen Schulmethode zuſammenſetzt, ſehr kurzſichtig gemacht. Weil wir über dieß alles, durch dieſe Art von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben; ſo müſſen wir auf unſrer Hut ſeyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Unterdeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meine einen, den ſein Kopf, und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.

Es giebt eine zweyte Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer ſeyn zu können, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen; und nur ſelten erheben ſie ſich bis zu einiger Bewundrung Gottes. Sie können ſehr wahr, ſehr fromm, und ſehr werth ſeyn, oft wieder gedacht zu werden; allein ſie thun einer Seele, die ſich auf das Aeuſſerſte beſtrebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, ſelbſt in denen Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieſer Erkenntniß, durch ein gewiſſes unſrer Einſchränkung ſehr natürliches Nachlaſſen, gemildert iſt. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß ſie uns veranlaſſen, klein von Gott zu denken. Nicht ſo würdig, als wir können, nenne ich ſchon klein von Gott denken. Und dieß ge-

ſchicht

ſchieht am meiſten dadurch, daß ſie uns, ohne unſern Vorſatz, unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken ſeyn wie unſre Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in dieſen Augenblicken vielleicht recht ſehr frommen Mannes verführt ihn, Gott nach ſich zu beurtheilen.

Robert Boyle, und man wird doch nicht geneigt ſeyn, einen Mann, der in allen ſeinen Handlungen ſo viel edle Einfalt und ungeſuchte Würdigkeit zeigte, deswegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als faſt alle Menſchen gehandelt hat; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der ſeine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit ſo ſehr bewieſen hat, Robert Boyle ſprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer ſo tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als, nach der Ausſprechung deſſelben, eine Weile ſtillſchweigen, und erſt nach dieſem merklichen Innehalten, wobey er ſein Haupt entblößt gehabt hatte, ſeine Unterredung fortſetzen. Wie mochte dieſer verehrungswürdige Mann ſeine Empfindungen von Gott, wenn er allein war, ausdrücken? wenn dieſer ernſte und von allem, was nur geſchaffen iſt, abgeſonderte Tiefſinn zuletzt in Erſtaunen ausbrach, in Erſtaunen über Gott, das Höchſte, auſſer der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geiſt fähig iſt.

Sich auf der oberſten Stufe dieſer Erhebung zu Gott lange zu erhalten, iſt in dieſem Leben unmöglich; aber ſich ihr, durch mehr als Betrachtungen, oft und lange nähern, iſt auch hier möglich, und die höchſte aller Glückſeeligkeiten. Sich der oberſten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den ſie denkt, (und wen denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenig und zu ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnellfortgeſetzten Gedanken, dieſer Gedanken von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter ſeyn!

Die Erreichung der oberſten Stufe in dieſer letzten Art über Gott zu denken, iſt ein Zuſtand der Seele, da in ihr ſo viele Gedanken und Empfindungen auf Einmal und mit einer ſolchen Stärke wirken, daß, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beſchreibung verlieren würde. Folgendes Fragment aus einem Gedichte drückt etwas davon aus. Henoch redet.

Als ich das kleine Leben noch lebte, da noch die Stunde
Meiner neuen Herrlichkeit ſäumte; da ſaß ich oft einſam
An der Ceder im Haine; dann rauſchten wallende Lüfte

Durch die Ceder ihr Leben; es fühlten ſich alle Naturen
Um mich herum: ich aber empfand die unſterbliche Seele!
Damals, o, da ſchon ergriff mich in Stunden, die ich noch ſegne,
Oft, mit ſo unausſprechlicher Neuheit und Wonne, der beſte
Aller Gedanken, der große Gedanke, vom erſten der Weſen!
Daß von ſeinem Anſchaun die Seele zur tiefſten Bewundrung
Schauernd hinunter erſtaunte! ſo neu, ſo niemals empfunden
War ſein Gefühl mir! Ich rief, der zitternde Mund nicht! der ſtarrte!
Jede Stunde war todt! der Athem ſtand bebend! Das Leben
Stuzt', hielt inne! Die Zeit gieng nicht fort! Doch laut aus der Tiefe,
Laut, mit allen Empfindungen, rief die betende Seele:
O, wer biſt du? — Wer biſt du? — du Weſen der Weſen, wer biſt du?
Gott! — unendlich! — der Erſte! — da war es einſam! — du Schönſter!
Weſen ohn Urſprung! — doch wars nicht ewig einſam! du Liebe!

Ach! — (nun kam mir die Stimme zurück, nun floſſen die Thränen!)
Ach! mein Schöpfer! mein Gott! ich vergeh in den mächtigen Freuden!
Dicht, denn dicht um mich ruht deiner Allgegenwart Fülle!

K.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Die Sprache meines zweyten Vaterlandes, und diejenige, in welcher ich ſchreibe, haben ſo viel Aehnliches mit einander, daß ich mir ſchmeichle, folgende Anmerkungen werden denen nicht misfallen, welche die deutſche Sprache lieben, wenn ſie gleich ihre mütterliche noch mehr lieben. Vielleicht theile ich ihnen auch über den Ausdruck der däniſchen einige Gedanken mit, wenn ich mit ihren Eigenſchaften noch bekannter geworden bin.

Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, was man in vielen Büchern wiederhohlt hat, daß bey allen Nationen, die ſich durch die ſchönen Wiſſenſchaften hervorgethan haben, die Poeſie eher als die Proſa zu einer gewiſſen Höhe geſtiegen ſey.

ſey. So viel iſt unterdeß gewiß, daß keine Nation weder in der Proſa noch in der Poeſie vortreflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte.

Die Griechen, und wer wird ihnen den vollkommenſten poetiſchen Ausdruck abſprechen? unterſchieden dieſen von dem proſaiſchen nicht allein auf alle Arten, auf welche es Nationen von Geſchmack immer gethan haben; ſie giengen noch weiter, und thaten es ſelbſt durch den veränderten Klang der Wörter. Eben das Wort, das auch in Proſa gebräuchlich war, wurde, durch eine Sylbe mehr oder weniger, durch Hinzuſetzung, Wegnehmung oder Veränderung eines Buchſtabens, zum poetiſchen Worte gemacht.

Die Römer ahmten den Griechen zwar in dieſer letzten Unterſcheidung der Proſa und der Poeſie nur ſehr ſelten nach; aber wie ſehr iſt gleichwohl der Ausdruck des Cicero und des Virgil unterſchieden?

Nach der langen Barbarey ſind die ſchönen Wiſſenſchaften zuerſt nach Italien gekommen. Wer weiß nicht, daß die italieniſche Sprache, dieſe älteſte Tochter der römiſchen, auf die meiſten Vorrechte ihrer Mutter Anſpruch macht? Sie hat eine nicht geringe Anzahl Wörter, die der Poeſie allein gewidmet ſind. Der Vers berechtiget ſie, den Klang der Wörter zu verändern; und ſie iſt ungemein biegſam, jeder Wendung eines poetiſchen Gedankens zu folgen.

Die Franzoſen, welche die Proſa der Geſellſchaften, und was derſelben nahe kömmt, mit der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Europa ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen am wenigſten von der proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaitres hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von ihrer Proſa unterſchieden wäre. Sie iſt dieß bisweilen ſehr, und wenn ſie es nicht iſt; ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen.

Ich würde den poetiſchen Ausdruck der Engelländer für den ſtärkſten, und für denjenigen halten, der ſich, den griechiſchen und römiſchen ausgenommen, am meiſten von der Proſa unterſchiede; wenn ſie nicht ſo viele fremde Wörter, und mit ihnen alle Nebenbegriffe derſelben in ihre Sprache aufgenommen hätten. Dieſe Nebenbegriffe bey den aufgenommnen Wörtern zu denken, iſt mindſtens denen unter den Engelländern und Fremden unvermeidlich, welche die Sprachen kennen, aus denen jene Wörter entlehnt ſind. Ich gebe zu, daß die engliſche Sprache gleichwohl auch viel Eignes habe, und ich rechne unter dieß Eigne ſelbſt den neuen Schwung, den ſie den ausländiſchen Wörtern manchmal zu geben gewußt hat; allein man wird, auf der andern Seite, auch nicht leugnen können, daß ihr neuer, kühner und glücklicher poetiſcher Ausdruck, den Nebenbegriffen der aufgenommnen oft ſehr proſaiſchen Wörter, nicht ſelten unterliege.

Es iſt ſchon lange her, daß Luther die Deutſchen durch die Art, auf welche er die poetiſchen Schriften der Bibel überſetzt hat, von dem Unterſchiede der proſaiſchen und poetiſchen Sprache hätte überzeugen können: Aber ſie haben von dieſem großen Manne überhaupt weniger gelernt, als ſie von ihm hätten lernen ſollen. Opiz hat ſie nach ihm an jenen Unterſchied von neuem erinnert; Haller noch ſtärker: allein ſie ſcheinen noch immer daran zu zweifeln.

Wenn man alle Stufen des proſaiſchen Ausdrucks hinaufgeſtiegen iſt; ſo kömmt man an die unterſte des poetiſchen. Die höchſte proſaiſche und die letzte poetiſche ſcheinen ſich in einander zu verlieren. Es iſt dem Redner, wenn er in ſeinem ſtärkſten Feuer iſt, nicht allein erlaubt; ſondern er muß ſich auch einige Schritte höher erheben, als er gewöhnlich ſoll. Auch der Poet darf, nachdem ihm die Perſonen, die er aufführt, oder die Sachen, die er vorſtellt, dazu Gelegenheit geben, ſich ein wenig weiter herunterlaſſen, als es ihm überhaupt zu thun erlaubt iſt. Allein niemals dürfen ſie auf beyden Seiten zu weit gehn. Doch die Regeln, wie weit ſie gehn, und nicht gehn ſollen, gehören zu meiner Materie nicht.

Um dasjenige, was ich ſagen werde, genauer zu beſtimmen, muß ich gleich anfangs anmerken, daß ich von dem Unterſchiede der Gedanken und Empfindungen nicht rede, die der proſaiſche Scribent, und derer, die der Poet vor andern ausdrücken ſoll. Wenn ich dieß thun wollte; ſo würde ich vor allen feſtſetzen: Daß es Gedanken und Empfindungen, oft nur einen gewiſſen Grad, eine Wendung, eine Art von Ausbildung derſelben giebt, die allein in der Poeſie; und andre, die nur in Proſa gebraucht werden müſſen. Dieß weiter auszuführen, würde aus zwo Urſachen überflüßig ſeyn. Der gute Poet weiß es ſchon; und Leſer von Geſchmack finden Wahrheiten von dieſer Art lieber in Gedichten ſelbſt, als in Unterſuchungen der Kritik. Ich werde daher nur von dem Ausdrucke dieſer verſchiednen Gedanken und Empfindungen etwas weniges ſagen. Ich gebe zugleich zu, daß noch vieles, welches ich unberührt laſſe, davon geſagt werden könne.

Wenn man den Gedanken hat; ſo wählt man das Wort, welches ihn ausdrückt. Wenn wir das rechte Wort nicht wählen; ſo thun wir eben das, was derjenige thut, der durch eine Mine etwas ſagen will, und dem die Mine mislingt. Es iſt dem Zuſchauer oder dem Leſer unangenehm, daß ſie uns entweder nicht genug verſtunden, oder daß ſie die vergebne Mühe bemerkten, mit der wir uns beſtrebten, uns zu erklären.

Die Poeſie ſoll überhaupt vielſeitigere, ſchönre, und erhabnere Gedanken, als die Proſa, haben. Wenn wir ſie ausdrücken wollen; ſo müſſen wir Wörter wählen, die ſie ganz ausdrücken. Hier finden wir gleich anfangs eine nicht geringe Anzahl, von denen wir gar keinen Gebrauch machen können. Sie haben in dem Munde des Volks allen ihren Nachdruck verloren, oder ſie haben niemals einigen gehabt. Die Sprache hat alſo für den Poeten weniger Wörter und dieß iſt der erſte Unterſchied der Poeſie und der Proſa. Wir finden ferner viele Wörter, die zwar, in dieſer oder jener Art der Poeſie, noch edel genug wären, die es aber für die Art, in der wir arbeiten, nicht

nicht ſind; ein neuer Unterſchied, mindſtens für diejenigen, die in jener Art der Poeſie ſchreiben. Wie werden wir dieſen Mangel erſetzen? Denn wir haben nun wirklich eine ärmere Sprache. Noch eine Anmerkung; ſo iſt ſie es noch mehr. Gewiſſe Wörter ſind zwar edel genug; aber wir können ſie, wegen ihres Uebelklangs, oder auch wegen des Sylbenmaaſſes, das wir gewählt haben, nicht brauchen.

Die edlen und für die Poeſie vorzüglich brauchbaren Wörter ſind, fürs erſte, diejenigen, die keine niedrigen oder lächerlichen Nebenbegriffe veranlaſſen. Der Richter von der Niedrigkeit oder dem Lächerlichen der Nebenbegriffe iſt allein der Geſchmack. Die Franzoſen finden vieles lächerlich, das es nicht iſt. Wir treffen hier den rechten Punkt, wenn wir ihnen, in einer gewiſſen Entfernung, folgen.

Ferner ſind für die Poeſie vorzüglich brauchbare Wörter, die wirklich etwas ſagen, und nicht nur zu ſagen ſcheinen. Mich deucht, die Deutſchen können bey dieſer Unterſuchung nie zu ſorgfältig ſeyn. Ihre Sprache hat wirklich noch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern dieſer Art.

Es iſt nicht nöthig, zu ſagen, daß Wörter von ausgemachter Stärke unter die für die Poeſie brauchbarſten gehören; allein es möchte vielleicht nicht überflüßig ſeyn, die Deutſchen zu erinnern, daß diejenigen Wörter, die mit Geſchmack zuſammen geſetzt ſind, unter die von ausgemachter Stärke zu zählen ſind. Es iſt der Natur ihrer Sprache gemäß, ſie zu brauchen. Sie ſagen ſogar im gemeinen Leben: *Ein gottesvergeßner Menſch.* Warum ſollten ſie alſo den Griechen hierinnen nicht nachahmen, da ihnen ihre Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?

Der poetiſche Ausdruck ſoll ſich nicht immer, beſonders in gewiſſen Dichtarten, durch die Stärke unterſcheiden; er kann dieß auch oft, nachdem ihn der Gedanke dazu veranlaßt, durch angenehme und ſanfte Wörter thun. Unterdeß verdient keine von *Horazens* Anmerkungen öfter wiederhohlt zu werden, als dieſe: Ihr ſucht angenehm zu ſeyn; und ihr ſeyd ohne Nerven, ohne Seele!

Die deutſche Sprache, die nun anfängt gebildet zu werden, hat noch neue Wörter nöthig. Ich rechne unter die neuen auch einige wenige veraltete, die ſie zurücknehmen ſollte: Aber, durch die Neuheit an ſich ſelbſt erhält ein Wort keine Vorzüge. Auſſer dem, daß ſein Schickſal ſehr von der ungezwungnen Ableitung oder Zuſammenſetzung abhängt; ſo befördert, oder hindert auch ſeine Aufnahme die Güte oder Unbrauchbarkeit des Stammworts, vonw elchem es entſtanden iſt. Sogar eine zu nahe Verwandtſchaft mit einem andern Worte von niedriger Bedeutung, kann dem neuen Worte ſchaden. Himmling hätte man nicht wagen ſollen, weil dem Leſer Himmeln dabey einfallen könnte. Wenn ein Deutſcher aus einem Alten einen Ausdruck, der ein Bild zeigt, bloß überſetzt und dazu in ſeiner Sprache ein eben ſo edles Wort wählt, als Virgil oder Homer in der ſeinigen gebraucht hatte; ſo kann derjenige, der ihn mit Recht tadeln will, nur folgendes anführen. Ihm misfällt entweder das Bild ſelbſt; oder er tadelt den Dichter, daß es ſich in ſeine Stelle nicht ſo gut ſchickt. Iſt keine von beyden ſeine Urſache; ſo iſt er verdrießlich darüber geworden, daß, fuſus im Deutſchen hingegoſſen heißt. Auſſer den bisher angeführten Eigenſchaften guter

Wörter, ſie ſeyn neu, oder ſchon aufgenommen, kömmt es noch ſehr, wenn ſie gut bleiben ſollen, auf die Stelle an, wo ſie ſtehn. Sie ſind dem Gedanken, den ſie ausdrücken ſollen, alsdenn erſt angemeſſen, wenn ſie an der rechten Stelle ſtehn. Der Leſer macht beſonders hier eine beſtändige, zwar ſehr ſchnell gedachte, aber dennoch genaue Vergleichung zwiſchen dem Gedanken und dem Worte. Er fühlts, was wir haben ſagen wollen, was wir geſagt, und was wir nicht geſagt haben.

Die Anmerkungen, die ich bisher über die Güte der Wörter gemacht habe, gelten zwar größtentheils auch von der Proſa; allein es iſt die Pflicht des Dichters, ſie mit noch genauerer Sorgfalt zu beobachten.

Wenn er mit der Wahl der Wörter glücklich geweſen iſt; ſo erhebt er ſich auch, durch die veränderte Ordnung derſelben, über die Poeſie. Nur ſelten ſind die Leidenſchaften, welche die Proſa ausdrückt, ſo lebhaft, daß ſie eine nothwendige Veränderung der eingeführten Wortfügung erfordern. Die Poeſie erfordert dieſelbe oft. Denn die Abſchildrung der Leidenſchaften iſt dasjenige, was in einem guten Gedichte herrſchen ſoll. Die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt die: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. Die Stellen, wo in dem Gedichte die Einbildungskraft herrſcht, ſollen ein gewiſſes Feuer haben, das ſich der Leidenſchaft nähert; eine neue Urſache, die Wörter anders, als nach der gewöhnlichen Ordnung der Proſa, zuſammen zu ſetzen. Doch dürfen wirs hier nicht mit gleicher Kühnheit thun. Eine faſt unmerkliche Verändrung der Wortfügung möchte auch denen Stellen manchmal angemeſſen ſeyn, wo wir zwar vornehmlich beſchäftigt ſind, den Verſtand zu unterhalten, aber uns auch erinnern, daß wir es als Poeten thun müſſen. Bisweilen darf uns ſogar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlaſſen, die Wörter zu verſetzen. Ich meine nicht, daß es geſchehen ſoll, den Vers bloß zu machen; ſondern ihm durch dieſe Hülfe eine gewiſſe glückliche Wendung zu geben.

Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedne von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt.

Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Eindem ungeachtet, könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fieng den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium geweſen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte.

Wenn in den poetiſchen Perioden zu dieſen Fehlern noch die beyden gröſſern kommen, daß die Hauptwörter theils nicht gut gewählt, theils nicht nach der Natur der Handlung geordnet ſind; ſo haben wir eine Statüe, die weder Bildung noch Stellung hat. Alles iſt kraftlos und ohne Charakter. Die eine Hand iſt zu groß; der eine Fuß zu breit. Die Gelenke ſind geſchwollen. Sie hat nichts Fleiſchiges, kein Leben. Gleichwohl ſehn wir, daß der Hauptgedanke des Künſtlers gut war. Aber er iſt unter dem Ausdrucke erlegen. Die beſten Gedanken ſind in der Gefahr, auf dieſe Art verdorben zu werden.

In vielen poetiſchen Schriften, welche die Deutſchen noch nicht zu leſen aufhören, ſind dieſe Fehler beynahe gar nicht vermieden worben. Es ſind nur wenige, in welchen man nach den Grundſätzen, davon ich einige angeführt habe, gearbeitet hat. Allein dieſe wenigen haben die Sprache noch nicht völlig ſo bilden können, wie ſie, nach ihrer Natur, gebildet werden ſollte. Die Mittel, die zu dieſem Zwecke näher führen könnten, ſcheinen mir folgende zu ſeyn.

Die deutſche Sprache iſt reich; allein ſie hat nicht ſelten einen unnützen Ueberfluß. Sie kann nicht zu ſtreng in der Enthaltung von ſolchen Wörtern und Redensarten ſeyn, die, wenn man es genau unterſuchte, nicht einmal in Proſa geduldet werden ſollten. Wenn man dieſe Wörter wegnimmt, ſo iſt die Sprache dadurch zwar noch nicht arm geworden; aber es würde doch gut ſeyn, jenen ſehr entbehrlichen Ueberfluß durch einen wahren Reichthum zu erſetzen. Ich meine gar nicht, daß ſich jeder, dem es nur einfällt, in dieſe Erſetzung miſchen ſolle. Selbſt die wenigen guten Scribenten ſollten es mit der behutſamſten Sorgfalt und Beurtheilung thun. Auf die feurige Stunde der Ausarbeitung muß, beſonders auch in Abſicht auf den Ausdruck, die kältere der Verbeßrung folgen. Und nie darf dieſe ihren Rechten etwas vergeben.

Der deutſche Poet, der zu unſern Zeiten ſchreibt, findet eine Sprache, die männlich, gedankenvoll, oft kurz, und ſelbſt nicht ohne die Reize derjenigen Annehmlichkeit iſt, die einen fruchtbaren Boden ſchmückt, wenn ſie mit ſparſamer Ueberlegung vertheilt wird; und die, wenn man ſie zu ſehr verſchwendet, ein Blumenbeet aus einer ſchönen Gegend macht. Sie kann gleichwohl, wie mich deucht, auf zwo Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine iſt: Ihre Scribenten richten ſich nach der Wendung, die ſie einmal genommen hat. Sie gehen auf dem Wege fort, den **Luther**, **Opiz** und **Haller** (ich nenne dieſe großen Männer nicht ohne Urſache noch einmal) zuerſt betreten haben. Die andre Art iſt: Sie ahmen der griechiſchen Sprache, der römiſchen und einigen unſrer Nachbarn nach: jenen, weil ſie durch Meiſter gebildet worden ſind, deren Werke in allen Jahrhunderten Muſter bleiben werden; und dieſen, in ſo fern ſie theils von jenen erſten Muſtern gelernt haben, theils eigne Schönheiten beſitzen. Der glückliche Maler, ſter, der ſeine eigne Colorit hat, die ihn nachahmungswürdig macht, wird ſich nicht ſchämen, von andern großen Meiſtern zu lernen, ob er ſich gleich ſehr dabey hüten wird, dasjenige, was er entlehnt, auf eine Art anzubringen, die ſeiner eignen nicht angemeſſen wäre. Die Römer ahmten den Griechen auf dieſe Art nach. Und vielleicht hat die deutſche Sprache noch mehr Verwandtſchaft mit der griechiſchen, als die römiſche mit ihr hatte. Wie glücklich die Engländer und Italiener in der Nachahmung jener beyden Sprachen oft geweſen ſind, weiß jeder, der ſie geleſen hat. Daß Ronſard es nicht war, daran iſt weder Homers und Virgils, noch Corneilles Sprache Schuld.

Die Grenzen dieſer Nachahmung können viel beſtimmter bey dieſer und jener Stelle gezeigt, als durch allgemeine Regeln feſtgeſetzt werden. Ich werde mich nur auf eine Unterſuchung einlaſſen.

Jede Sprache hat ihre Idiotismos. Man nimmt öfters Ausdrücke für Idiotismos an, die es zwar in ſo fern ſind, daß ſie wirklich in einer Sprache ſo oft vorkommen, daß ſie ihr allein eigen zu ſeyn ſcheinen; die aber gleichwohl keine grammatikaliſchen Idiotiſmi ſind. Ich habe oft gefunden, daß man wider die Ueberſetzung eines ſolchen Idiotiſmi am Ende nichts mehr ſagen konnte, als daß man dieſen Gedanken in dieſer Sprache nicht denken wollte. Welches beſonders deßwegen lächerlich war, weil man zugegeben hatte, daß er in der andern Sprache ſchön wäre.

Die Römer giengen ſo weit, daß ſie auch die grammatikaliſchen Idiotiſmos der Griechen nachahmten. Meine Meinung iſt nicht, daß die Deutſchen dieſes auch thun ſollen (ob ich gleich nicht zu viel zu wagen glaube, wenn ich die ſparſame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme) ich meine nur, daß ſie ſich das Geſchrey derjenigen, welche die platte Sprache des Volks allein für gut Deutſch zu halten ſcheinen, nicht abhalten laſſen ſollen, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poeſie nachzuahmen. Viele von dieſen Ausdrücken könnten zwar auch, weil ſie oft von ihnen gebraucht werden, Idiotiſmi heißen; ſie ſind aber vielmehr, auf der Seite des poetiſchen Ausdruckes

über

überhaupt, anzuſehn, und dieß ſo ſehr, daß dabey gar nicht mehr die Frage von der Grammatik irgend einer Sprache iſt, ſondern von den Regeln desjenigen poetiſchen Ausdrucks, der in jede gebildete Sprache aufgenommen zu werden verdiente.

Wenn man die hebräiſche Sprache allein als eine morgenländiſche anſehn wollte; ſo würde man leicht darauf verfallen können, die Nachahmung derſelben, wegen des zu großen Unterſchieds der abendländiſchen und der morgenländiſchen Sprachen, ſchlechterdings zu verwerfen. Allein man hört mit Recht auf, ſie bloß in dieſem Geſichtspunkte anzuſehn, wenn man anmerkt, daß die Verfaſſer des alten Teſtaments, (ich betrachte hier ihre Werke bloß als menſchliche,) das Uebertriebne der morgenländiſchen Sprachen, ohne ihrem Feuer und ihren glücklichen Kühnheiten etwas zu vergeben, vermieden haben; daß wir, mit ihrer Art ſich auszudrücken, ſchon vertraut geworden ſind; und daß ſie uns Begriffe ſagen lehren, die für uns ſo wichtig ſind, und von welchen wir faſt keine Spur in den heidniſchen Scribenten finden. Dieſe Umſtände zuſammengenommen machen den poetiſchen Ausdruck des alten Teſtaments beſonders denen, die heilige Gedichte ſchreiben, zu einer reichen Quelle der Nachahmung, die ihnen dann am beſten gelingen wird, wenn ſie dem morgenländiſchen Ausdrucke, wo er am kühnſten iſt, in einer gewiſſen Entfernung zu folgen wiſſen.

Gebildete Sprachen haben vieles mit einander gemein, und vieles, das ſie von einander unterſcheidet. Ich will nur etwas von dem, das einige nachahmungswürdige Sprachen von einander unterſcheidet, anführen: Die feurige bildervolle Kürze der hebräiſchen Sprache; die Fülle, und die angemeßnen feinen Beſtimmungen der griechiſchen; den Anſtand, die Würde und den hohen Ton der römiſchen; die Stärke und die Kühnheit der engliſchen; die Biegſamkeit und die Annehmlichkeit der italieniſchen; und die Lebhaftigkeit und ſorgfältige Richtigkeit der franzöſiſchen, wird die männliche und ungekünſtelte deutſche Sprache deſto glücklicher erreichen, je freyer die Art und je reifer die Wahl ſeyn werden, womit ſie nachahmen wird.

Es ſcheint mir, daß eine von ihren guten Eigenſchaften eine gewiſſe Biegſamkeit ſey, etwas von dem Tone andrer Sprachen anzunehmen. Derjenige würde mich falſch erklären, der glaubte, daß ich ihrem Originalcharakter hierdurch etwas vergeben wollte. Sie könnte vielleicht mehr geben, als ſie nimmt. Sie iſt, wie die Nation, die ſie ſpricht. Sie denkt ſelbſt, und bringt die Gedanken andrer zur Reife. Man wird mir alſo die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und von mir glauben, daß, wenn ich wünſche, daß ſie einige angenehme oder ſtarkgezeichnete Züge der Alten und Ausländer entlehnen möge, um ſich vollends zu bilden, daß ich weit entfernt bin, mich dadurch für diejenige ſclaviſche Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutſchlands angeſteckt zu haben ſcheint, und die es noch dahin bringen kann, daß die Ausländer glauben werden, die Deutſchen am richtigſten von andern Nationen zu unterſcheiden, wenn ſie dieſelben Nachahmer nennen.

K.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Mein Herr,

Ungeachtet der Verſchwiegenheit ihres Buchhändlers, (denn dieſer wird doch wohl um das Geheimniß wiſſen,) glaube ich Sie doch endlich entdeckt zu haben. Läugnen Sie es nur nicht; ein langer, hagerer, ältlicher Mann mit ſchwarzen noch ſehr feurigen Augen, die ein wenig tief liegen, die aber auf alle Seiten ſehen, ich hätte bald geſagt, die ein wenig ſchielen; mit einem ſehr langſamen und bedächtigen Gange; zuweilen mit dem Finger vor der Stirne; ein wenig zerſtreut, wie die Herren Gelehrten zu ſeyn pflegen; manchmal auch im Roſenburger Garten in einer Laube, wo man nicht geſehen zu werden glaubt: Nicht wahr, mein Herr, das iſt eine genaue richtige Beſchreibung, in welcher Sie ſich kennen müſſen? Ich muß Ihnen nur ſagen, wie ich Sie zuerſt entdeckt habe. Es iſt ſo lange nicht, als ich bey einem hellen Mondenſcheine ſehr ſpät nach Hauſe gieng; um die Zeit, wo beſonders in den unterirrdiſchen Wohnungen unſrer Stadt alles ruhig und ſtille ſeyn ſoll. Ich gehe auf der Norderſtraſſe bey einer vorbey; ſie iſt voll Lärm, voll Muſik, und es taumelt, zu meinem eignen Anſtoß, ein Trunkner nach dem andern herauf. Zugleich ſehe ich eine Geſtalt, wie die Ihrige, auf der Seite, tiefſinnig, und ſehr misvergnügt, und höre auf einmal ſagen: Wenn ich hier die [illegible]ſicht hätte? Das Ich wurde mit einem [illegible]n Nachdrucke ausgeſprochen und bey [illegible] Aufſicht war es natürlich, daß m[illegible] ſeher einfiel. Weil ich nun lange [illegible] weſen war, den Verfaſſer einer Schri[illegible] nen, die ich liebe: So merkte ich mir Ihre [illegible] gur, die ſich unterſcheidet, ſo lebhaft, als ich konnte. Nicht lange darauf erblickte ich Sie bey Tage, auf einer Straße, wo eben das Pflaſter umgelegt wurde. Sie ſtanden und ſahen mit über einander zuſammengeſchlagnen Armen ſehr aufmerkſam zu, beſonders als der Sand zwiſchen die neugelegten Steine eingeſtampft wurde, und auf einmal wandten ſie ſich um, mit einer ſehr unwilligen Mine, ſchüttelten den Kopf, und ich hörte ſie deutlich ſprechen: Ja, ſie verdienen freylich ihr Geld; aber ein einziger Regen! —— Nun war ich meiner Entdeckung völlig gewiß; denn ich habe von den Gelehrten und Schriftſtellern ſagen hören, daß ſie gerne mit ſich ſelbſt redeten. Ich bin nachher oft um den Waiſenhausbuchladen herumgeſchlichen, und ich habe Sie zu verſchiedenen malen herauskommen und hineingehen ſehen. Es fehlt mir weiter nichts von Ihnen, als daß ich Ihren Namen und Ihre Wohnung noch nicht weiß. Ich will Sie, mein Herr, wenn Sie etwa noch länger unbekannt bleiben wollen, nicht verrathen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir durch den Ueberbringer wiſſen laſſen, wo ich Sie beſuchen kann. Ich bin,

Mein Herr Aufſeher,

ihr glücklicher Entdecker,
Anton Gewiß.

Da ſehen es meine Leſer, daß ich endlich von mir ſelbſt reden muß, wenn ich Arthur Ironſide bleiben will, ob ich gleich von wichtigern, nützlichern, und angenehmern Materien zu reden habe, als von mir. Herr Anton

Gewiß iſt es nicht allein, der ſich in meiner Perſon irrt, und mich vielleicht in einem abgeſetzten Policeybedienten zu finden meint, welcher aus Verdruß über ſeine Abſetzung die Geſinnungen annimmt, die er früher hätte haben ſollen; andre irren ſich nicht weniger. Einige überreden ſich, daß der Aufſeher in Deutſchland geſchrieben und wöchentlich mit der reitenden Poſt hereingeſchickt würde, weil ſie keine Satiren auf dieſe und auf jene Perſon darinnen finden. Andre glauben ihrer Sache ſo gewiß zu ſeyn, daß ſie ſogar den Namen desjenigen, den ſie für den Verfaſſer erklären, öffentlich drucken laſſen, als wenn es ihnen aufgetragen wäre, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen. Einer meiner Correſpondenten fragt mich mit einem ſehr ernſtlichen Tone, ob ich wirklich keinen Titel hätte, und dringt in mich, ihn ja nicht etwa aus einer unzeitigen Beſcheidenheit zu verſchweigen; ich würde, wenn ich ihn bekannt machte, weit mehr Leſer bekommen; denn er glaubte angemerkt zu haben, daß man in unſern ehrenvollen Zeiten ſehr oft die Größe des Verſtandes nach dem hohen Range des Titels zu ſchätzen pflegte.

Alles dieſes nöthiget mich, auf das feyerlichſte zu erklären, daß ich Arthur Ironſide, von Geburt Neſtor Ironſidens Sohn, und von Herkunft ein Norrmann bin, was auch die Neugierigen und alle gelehrten Errather unbekannter Schriftſteller denken, ſagen und ſchreiben mögen; daß ich niemanden für berechtiget halten kann, mir einen Namen abzuläugnen, wenn nicht ein anderer gerechtere Anſprüche darauf hat; daß ich alſo Arthur Ironſide ſo lange bleiben will, als mir auf keine unwiderſprechliche Art erwieſen wird, daß ich mich meines Namens, meiner Abſtammung, und meines zweyten Vaterlandes unwürdig mache. Man mag mir, um den muntereren Ton zu verlaſſen und ganz ernſthaft zu ſprechen, die Ehre dieſes Namens entziehn, wenn ich es nicht meine beſtändige Pflicht und Sorge ſeyn laſſe, die Hochachtung und Ehrfurcht gegen die Wahrheit, und eine eifrige Liebe zu allen Arten von Rechtſchaffenheit auszubreiten, den Laſterhaften zu überführen, wie mannichfaltig und groß das Unglück ſey, worein ihn ſeine Unordnungen ſtürzen, die ſchwache Tugend aufzumuntern, den Thörichten vor der Gefahr der Lächerlichkeit zu warnen, und meinen Leſern die Begierde nach den edlern und feinern Vergnügungen des Geiſtes durch die Anpreiſung und Beförderung eines richtigen und guten Geſchmackes zu erwecken, oder zu unterhalten. Wenn ich dieſe Abſichten beleidige und vernachläßige, ſo geſtehe ich, daß ich meines Namens unwürdig bin; Neſtor Ironſide ſelbſt würde mich alsdann, wenn er lebte, nicht für ſeinen Sohn erkennen. Weil unterdeß die Neubegierde einiger Leſer dadurch noch nicht beruhiget werden möchte: So will ich nach und nach einige Umſtände meines Lebens bekannt machen. Meine Geſchichte enthält keine wunderbaren und außerordentlichen Begebenheiten; allein ſie wird mir gleichwohl zu einigen lehrreichen Betrachtungen und Anmerkungen Gelegenheit geben.

Schon in meinem erſten Blatte habe ich meinen Leſern geſagt, daß die Wittwe eines deutſchen Negotianten (Wilhelmine Coith war ihr Name) meinen Vater noch in ſeinem funfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich machte. Er war in den Angelegenheiten des Lizardiſchen Hauſes mit ihr bekannt worden. Ihre Gemüthsart, welche Vernunft, Religion, und Geſchmack mit vereinigten Kräften gebildet zu haben ſchienen, erwarb ſich ſehr bald ſeine Hochachtung, die, bey einem fortgeſetzten Umgange, auch durch die Hülfe ihrer noch unverblühten Reizungen, in zärtlichere Empfindungen verwandelt wurde. Sie, die eben ſo bald die Schönheit ſeines moraliſchen Charakters kennen lernte, geſtand ihm, da er endlich eine ordentliche Erklärung ſeiner Liebe wagte, daß ſie lange ſeine Freundinn geweſen wäre, und entſchloß ſich, die Schickſale ihres Lebens mit den ſeinigen zu verbinden. Allein ihre beyderſeitigen Umſtände und andre Verbindungen nöthigten ſie, ihre Vereinigung noch einige Jahre aufzuſchieben. Mein Vater war faſt vier und funfzig Jahre, als ihre gemeinſchaftlichen Wünſche erfüllt wurden. Da er allezeit ein unſchuldiges und ordentliches Leben geführet hatte, ſo ſchien er damals, bey ſeiner feſten Geſundheit, nicht ſo wohl alt, als vielmehr nur zur völligen Reife männlicher Jahre gekommen zu ſeyn. Seine Wilhelmine, dieſe mir ewig unvergeßliche und theure Mutter, hatte ihr drey und dreyßigſtes Jahr angefangen. Ihre Ehe trennte die Verbindungen meines Vaters mit der Lizardiſchen Familie ſo wenig, daß ſie vielmehr eine wahre Freude darinnen erweckte. Er behielt eben das Anſehen, das er, als ihr Vormund, ſo ſehr verdient hatte, und Frau Aſpaſia Lizard und meine vortreffliche Mutter wurden, nach einem kurzen Umgange, die vertrauteſten Freundinnen.

Wie glücklich war nicht die Ehe meiner Aeltern, welche an Aufmerkſamkeit, Gefälligkeit, und Zärtlichkeit einander ſich täglich zu übertreffen ſuchten, und in der genauſten Harmonie ihrer Seelen und ihrer Tugenden, eine unerſchöpfliche Quelle von Heiterkeit und Zufriedenheit fanden! Anfangs ſchien es nicht, daß ihre Verbindung fruchtbar ſeyn würde. Nach einigen Jahren aber wurden ſie fröliche Aeltern einer Tochter, die am Leben blieb, und mit Harry Goodworth, dem würdigen Beſitzer einer nordamerikaniſchen Plantage verbunden wurde. Hierauf folgten noch zween Söhne und eine Tochter, die alle noch vor meiner Geburt ſtarben. Ich wurde meinem Vater, bald nach dem Antritte ſeines fünf und ſechzigſten Jahres gebohren, und wie ich das letzte Pfand von der Liebe meiner Aeltern war, ſo wurde ich auch der vornehmſte Gegenſtand ihrer zärtlichſten Bemühungen, mir eine, ihrem Charakter anſtändige, Erziehung zu geben.

Große und lebendige Empfindungen der Religion in meine Seele zu pflanzen war die erſte Sorge meiner Aeltern, und beſonders meines Vaters. Allein ſeine Art des Unterrichts in ihren eben ſo liebenswürdigen als erhabnen Wahrheiten war von der gewöhnlichen ſehr unterſchieden. Er ſahe vornehmlich darauf, daß mein Gedächtniß nichts von der Religion faſſen möchte, womit ich nicht deutliche, oder zum wenigſten klare Begriffe verbände. Sein Unterricht wurde immer mit angenehmen, zum wenigſten nie mit verdrießlichen Umſtänden verknüpft. Die erſte Vorſtellung von Gott, die er mir, beſonders aus ſeiner Offenbarung durch die Natur, begreiflich zu machen ſuchte, war die Idee eines liebreichen allgemeinen Vaters ſeiner Geſchöpfe, und, da er ſelbſt mich nie beſtrafte, ohne mir den Endzweck und die Nothwendigkeit ſeiner eignen väterlichen Beſtrafungen zu meinem Glücke zu zeigen: So unterrichtete er mich auch bald durch die

Hülfe dieſer Idee, daß ein weiſer und gütigſte Gott zugleich ein Geſetzgeber, ein Richter, und ein gerechter Vergelter ſeyn müßte. Er lehrte mich, durch die faßlichſten Beyſpiele, die Billigkeit und den Nutzen ſeiner Geſetze, und ſo wurde ich beſtändig ſtufenweiſe, von den Wahrheiten, deren Gewißheit ſelbſt eine richtig gebrauchte Vernunft erkennen kann, zu den höhern Wahrheiten ſeiner unmittelbaren Offenbarung hinaufgeführt. Er hatte mich unvermerkt dahingebracht, daß ich nichts ohne einen ſichern Beweis, entweder durch unläugbare und nothwendige Grundſätze einer reinen Vernunft, oder durch ein vollkommen glaubwürdiges Zeugniß, annahm, ungeachtet er mich eben ſo ſorgfältig, und zwar ſelbſt durch die Geheimniſſe der Natur, überführt hatte, daß wir oft verbunden wären, uns bey unvollkommnen Erkenntniſſen zu beruhigen, wenn ſich nur beweiſen ließe, daß ſie wohlthätige Einwirkungen auf die Sittlichkeit und Regelmäßigkeit unſrer Handlungen hätten.

Wie oft hat er mich nicht in meiner frühen Kindheit, als die Kräfte meines Verſtandes, vermittelſt ſeiner vorſichtigen und unermüdeten Bearbeitung deſſelben eine Stärke empfiengen, die ſonſt Kinder von meinen Jahren nicht zu haben pflegen, durch ſeine rührenden Abbildungen der in allen Theilen der Schöpfung verherrlichten Weisheit Gottes und ſeiner über alle empfindenden Naturen ausgebreiteten Güte in Erſtaunen geſetzt und mit Entzückungen begeiſtert, die um ſo viel lebhaftere Empfindungen wirkten, je ſinnlicher und augenſcheinlicher die Beweiſe davon waren! In ſolchen glücklichen Augenblicken ſuchte er in meiner Seele das Verlangen zu erwecken, einem ſo gegenwärtigen, ſo wohlthätigen, ſo vollkommnen Weſen nie durch meine Handlungen vorſetzlich zu misfallen.

Dieſen Endzweck ſeiner väterlichen Sorge zu befördern, lehrte er mich die Schändlichkeit und das Elend der Laſter, beſonders durch gutgewählte und unwiderſprechliche Beyſpiele, und zugleich die gefährlichen Folgen eines jeden Fehltrittes, damit die Liebe zur Rechtſchaffenheit und Tugend deſto leichter und tiefer in mir einwurzeln möchte. Zugleich unterrichtete er mich, und zumal aus meinen eignen Fehltritten, Unvorſichtigkeiten und Abweichungen, wie ſehr wir eines höhern Beyſtandes zur Tugend bedürften. Auf die Einſicht davon gründete er die Nothwendigkeit des Gebets und den Antrieb zu demſelben. Er lehrte mich beten; aber er richtete meine Gebete allezeit nach dem Grade meiner Erkenntniß ein, damit ich nicht Worte ſagen lernte, die ich nicht verſtünde, und dieſes ein Gebet nennte.

Nachdem meine Einſichten in der Religion zu einer gewiſſen Weite gekommen waren, verſchwieg er mir nicht, daß ſie zu allen Zeiten Feinde und Verächter gefunden hätte. Er machte mir nach und nach alle ihre Einwendungen und Vorwürfe mit ihren Auflöſungen, Gegenbeweiſen und Rechtfertigungen bekannt. Jedoch hierüber muß ich mich in einem andern Blatte umſtändlicher ausbreiten.

C.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Die Beſcheidenheit iſt nicht nur ein richtiges Urtheil, das wir über den eigentlichen Grad unſers Werthes fällen, und, durch unſer Betragen, auf eine ungezwungne Art andern zu erkennen geben: Sie iſt auch eine beynahe furchtſame Sorgfalt, daß wir dennoch in dieſem Urtheile, wie ſtreng und unpartheyiſch wir auch gegen uns geweſen ſind, geirrt und uns mehr gute Eigenſchaften zugeſchrieben haben möchten, als wir wirklich beſitzen. Wenn dieſes letzte nicht wäre, ſo würde man einen Beſcheidnen zwar hochachten, aber ihm nicht die Liebenswürdigkeit zugeſtehn, die ſelbſt den Stolzen für ihn einnimmt. Der Beſcheidne hat, auſſer den angeführten Kennzeichen, auch noch dieſes, daß er es nicht allein gar nicht zu ſcheinen affektirt, ſondern dieſen Schein ſo ſehr vermeidet, daß ſich über alle ſeine Handlungen diejenige Natürlichkeit und edle Einfalt ausbreitet, die auch dann ſchon, wenn ſie nicht von der Beſcheidenheit entſteht, und nur die Folge eines offnen und freyen Charakters iſt, einen Mann von Verdienſten entdeckt. Aber nur derjenige, der mit großen Verdienſten gleiche Tugenden verbindet, oder vielmehr, der durch die Ausübung ſeiner Pflicht, gegen welche alle andre Verdienſte von geringem Werthe ſind, groß iſt, nur ein ſolcher kann die Vorzüge der Beſcheidenheit in ihrem ganzen Umfange zeigen.

Der feine Stolz iſt ein nur allzu künſtlicher Nachahmer der Beſcheidenheit; denn er kann die erfahrenſten Kenner von Charaktern hintergehn. Es iſt traurig, daß die ſchönſte unter den Tugenden ſo entweiht werden kann. Ich ſage nur, daß ſie die ſchönſte, und nicht, daß ſie die gröſte ſey. Denn dieſe iſt, die unmittelbaren Pflichten gegen Gott ausgenommen, die Menſchlichkeit.

Wir lernen Philinten kennen. Er gefällt uns. Er ſcheint nichts von ſeinen bekannten Verdienſten zu wiſſen. Wir ſehn bald aus ſeinem Betragen, daß er die Beſcheidenheit für eine ſchätzbare Eigenſchaft hält. Aber wir ſind ſchon ſo oft durch die feine Nachahmung dieſer Tugend betrogen worden. Wir ſind alſo auf unſrer Hut, und feſt entſchloſſen, unſer Urtheil über ſeine Beſcheidenheit, erſt nach langer Unterſuchung, zu fällen. Wir fahren fort mit ihm umzugehn. Denn er gefällt uns auch aus andern Urſachen, als wegen ſeiner anſcheinenden Beſcheidenheit. Wir finden ihn aufrichtig, wahrhaft und natürlich. Er iſt ſich beſtändig gleich, auch in der Beſcheidenheit: und Heuchler ſind es doch ſehr ſelten. Wir fangen an, geneigt zu werden, ihn für wirklich beſcheiden zu halten. Aber weil wir dieſes merken, ſo werden wir deſto behutſamer. Denn wir haben uns ſchlechterdings vorgenommen, uns nicht wieder durch den Schein der Beſcheidenheit hintergehn zu laſſen. Philint wird auf eine feine Art gelobt, und zwar von Leuten, die er hochachtet. Er lehnt das Lob ungezwungen, und zugleich mit einer gewiſſen angenehmen Dankbarkeit von ſich ab, daß wir gar nicht dabey entdecken, daß er beſcheiden zu ſcheinen ſuche. Ein Stolzer, der Verſtand und Lebensart hätte, würde es beynahe eben ſo machen. Wir kennen ihn nun ſchon ziemlich lange. Da wir ihn bisher ganz entfernt davon gefunden hatten, durch irgend etwas ſchimmern zu wollen; ſo hatten wir zwar nicht ſchlechterdings entſchieden, daß ihm gewiſſe Sachen, wovon wir vieles wiſſen, und auf die er ſich faſt gar nicht eingelaſſen hatte, völlig unbekannt wären; aber wir hatten doch geglaubt, daß ſeine Einſichten in dieſelben ſehr unvollſtändig ſeyn müßten. Wie angenehm werden wir überraſcht, wenn wir bey einer Gelegenheit, die ihn beynahe zwingt, ſich über dieſe Materien zu erklären, finden, daß er ſie mit der vollſtändigſten Genauigkeit auseinander ſetzt. Unſre Neigung, ihn für wirklich beſcheiden zu halten, wird ſtärker; und noch ſtärker wird ſie, da wir ſehen, daß, da er von Einigen, die er recht ſehr hochachtet, auf einen gewiſſen Grad verkannt wird, daß er dennoch fortfährt, ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ihnen durch keine Art von Gegenſtolz zeigt, daß er ihre Begegnungen empfunden habe. Wenn wir nicht durch die falſche Beſcheidenheit ſo oft betrogen, und beynahe argwöhniſch geworden wären; ſo würden wir itzt, ohne weitere Unterſuchungen im geringſten für nöthig zu halten, gerade zu entſcheiden, daß Philint ein Mann von ſehr wahrer Beſcheidenheit ſey. Wir hatten bisher mit ſcharfem Auge bloß auf ihn Acht gegeben; nun wollen wir ihn, um völlig gewiß zu werden, auch auf die Probe ſtellen. Wir ſind bekannt genug mit ihm; wir können es thun. Wir tadeln daher etwas an denjenigen von ſeinen Unternehmungen, welche ihm die liebſten zu ſeyn ſcheinen. Wir thun es zwar nicht ohne Mäßigung, aber zugleich mit dem kalten Blute, mit der gründlichen Strenge, welche die Sprache der Wahrheit iſt. Wird Philint ſogar dieſe Probe aushalten? Er hört uns mit geſetztem Weſen an, und ohne die geringſte Gegenanklage in ſeinem Betragen zu zeigen. Unſer Tadel war, weil wir ihn nicht genug kannten, in verſchiednen Stücken nicht gegründet. Er ſagt uns dieß mit eben der edlen Freymüthigkeit, mit welcher er dasjenige, was er wahr darinn fand, zugeſtanden hatte. Ein Verſehn bloß durch Worte zugeben, iſt nur ein halbes Geſtändniß. Dieß iſt ihm nicht genug. Er verbeſſert daher dasjenige, worinn er gefehlt zu haben überzeugt worden war. Iſt es uns nun noch zu zweifeln möglich, daß Philint die ſchönſte der Tugenden in einem ſehr hohen Grade beſitze?

Es iſt gewiß! Selten, ſehr ſelten, findet man einen Philint. Aber derjenige, der ihn für eine moraliſche Chimäre hält, ſcheint mir wenig Anſprüche auf den Beſitz der übrigen Tugenden machen zu dürfen. Er kann gewiſſe Verdienſte haben; allein die wahrſten, deren

Mangel allen übrigen ſehr nachtheilig iſt, hat er nicht.

Die nachgeahmte Beſcheidenheit, dieſer kluge Stolz, beſticht den Stolz andrer, und erlangt dadurch diejenigen kalten Gegendienſte, die Beſtochne zu erzeigen pflegen. Und welch eine unnütze Verſchwendung ſind alle vorigen Beſtechungen, wenn der andre entdeckt, daß er mit falſcher Münze beſtochen wird!

Derjenige, dem es noch gar nicht eingefallen iſt, daß er die Beſcheidenheit für eine von den liebenswürdigſten Tugenden zu halten habe, die er ausüben kann, oder der, bey dem ſie dem Stolze noch zu ſehr unterliegt, wird, durch die Beobachtung folgender drey Punkte, gut anfangen, oder auf dem ſchon betretnen Wege glücklich fortgehn.

Er gewöhnt ſich, alle Dinge vornehmlich in dem Geſichtspunkte anzuſehn, der ihren eigentlichen Werth entſcheidet.

Er fürchtet oft, daß er ſich ſelbſt noch nicht genug kenne, und fängt daher dieſe Unterſuchung manchmal von neuem, und mit einer ſolchen Sorgfalt an, als wenn er ſie noch niemals unternommen hätte.

Er ſieht viel ſeltner auf die Höhen, die er ſchon überſtiegen hat, herunter, als er nach denen hinaufſieht, die er noch vor ſich hat, und die er vielleicht niemals völlig erſteigen kann.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Diejenigen Feinde der Offenbarung, welche die Zulänglichkeit der natürlichen Religion behaupten, weil ſie zum wenigſten nicht den Schein haben wollen, daß ſie unmoraliſch dächten, würden dieſe Zulänglichkeit bald aufgeben, wenn ſie entweder mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit, oder mehr Wiſſenſchaft beſäßen, und ſich mit der Geſchichte ſittlicher Wahrheiten bekannter gemacht hätten. Welche tiefſinnige und glückliche Geiſter waren nicht Sokrates, Plato, und der große Römer, in welchem der Philoſoph beynahe eben ſo ſehr, als der Redner bewundert zu werden, verdient! Aber was für unvollkommne Sittenlehrer! Reden ſie von der Gottheit und von den menſchlichen Verhältniſſen gegen dieſelbe: Welch eine Dämmerung in ihren Gedanken, wofern die ſchwachen Lichtſtralen, die wir ihren Vortrag zuweilen durchſchimmern, und plötzlich wieder verſchwinden ſehen, mit unſern Erkenntniſſen verglichen, Dämmerung genannt werden dürfen! Schon die Verächter des Chriſtenthums, welche ſich mit ihrem Raube aus der Offenbarung ſo ſehr brüſten, könnten Lehrer eines Sokrates abgeben, ob ſie gleich, ihrem Verſtande nach, weit unter dieſem Weiſen ſind: Aber welch ein neues Licht würden nicht die beſſern Philoſophen des Alterthums bey einem Hütcheſon oder bey dem Verfaſſer der praktiſchen Philoſophie für alle Stände finden; bey dieſen Schriftſtellern, welche keine ſo unbeſcheidne und ſtolze Vernunft haben, daß ſie nicht der Offenbarung ihre edelſten Einſichten in der Sittenlehre ſchuldig zu ſeyn glaubten? So nützlich auch die praktiſche Philoſophie iſt, ſagt Herr Baſedow: So werden doch, um nur einen Vorzug des Chriſtenthums bey der beſten Vernunft anzuführen, die Gründe, Pflichten für Pflichten zu halten und bey ſtarken Reizungen zum Gegentheile dennoch auszuüben, bey einem Chriſten, der die Offenbarung mit der Vernunft verbindet, weit kräftiger ſeyn, als bey einem bloßen Philoſophen. Und man braucht ſich darüber gar nicht zu verwundern; die Vernunft empfängt ihr ſchönſtes Licht von der Offenbarung, und dieſes beweiſet beſonders der zweyte Theil ſeiner praktiſchen Philoſophie.

Dieſer zweyte Theil fängt mit den Verhältniſſen und Pflichten des Menſchen gegen Gott an. Das Recht, Geſetze zu geben, welches Gott zu unſerm Beſten ausübt; die Pflicht der Furcht und des Gehorſames gegen ihn; die Mittel, eine fortdaurende Neigung zu einem willigen Gehorſame in uns zu erwecken; das Gewiſſen mit ſeinen verſchiednen Eigenſchaften und Zuſtänden; die Natur der Liebe gegen Gott, die Rettung ihres Befehles, die Hinderniſſe und die Hülfsmittel derſelben; die Natur und Verbindlichkeit der Dankbarkeit gegen das unendliche Weſen; die Einwürfe wider dieſe Pflichten aus dem Daſeyn des Böſen; einige beſondre Sätze von demſelben; das Vertrauen auf Gott und zu ſeiner Vorſehung; der Gottesdienſt überhaupt betrachtet; die Unvollkommenheit der natürlichen Religion und ihrer Ausbreitung; die Vermuthung und der Nutzen einer Offenbarung; die Schwierigkeiten ihrer Beweiſe; die Pflichten des innerlichen und des äuſſerlichen Gottesdienſtes; die Pflicht des Gebetes; die Religionsübungen; die Lehren von den Exempeln, dem Aergerniſſe, von den Eiden und Flüchen; die Verbindlichkeit zu glauben; der Unglaube, ſeine Scheingründe, und ſeine Abſcheulichkeit; der Aberglaube, und die Ausbreitung der Religion, alle dieſe wichtigen Materien ſind auf eine vorzügliche Art abgehandelt. Man findet hier viele Gedanken, die entweder das Verdienſt der Neuheit haben, oder doch auf neuen Seiten gezeigt ſind; man findet auch einige, welche ohne eine genaue und ſorgfältige Prüfung weder angenommen, noch verworfen werden müſſen. Man entdeckt mit Vergnügen, daß der Verfaſſer die beſten Schriftſteller gekannt, empfunden, gebraucht und, was gemeine Geiſter nicht thun, zugleich ſelbſt gedacht hat. Seine Betrachtungen über das Gebet, über die Pflicht zu glauben, über den Unglauben, und der Vorſchlag eines verbeſſerten Unterrichts in der Religion ſind einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig.

Das zwölfte Hauptſtück enthält einen Auszug aus dem Wichtigſten und Merkwürdigſten der philoſophiſchen Staatslehre. Hier betrachtet der Verfaſſer den Zuſtand der Wilden, und die Vortheile der Geſelligkeit; die Nothwendigkeit kleiner Geſellſchaften; die höchſten Gründe geſellſchaftlicher Pflichten; den Begriff von einem Staate und die Verwaltung der Gerechtigkeit; die unvermeidliche Unvollkommenheit bürgerlicher Geſetze; die Ehrenbelohnungen; die beſtimmten, unbeſtimmten und heimlichen Strafen; die Geſetze zum Privatvorzuge der Regenten; die Veränderlichkeit der Geſetze; die Unterſtützung derſelben durch die Policey; die Torturen, die Todesſtrafen, die Landesverweiſungen; die Strafen unnatürlicher Laſter; die Beſchaffenheit der Richter und Juſtizbedienten; die Verknüpfung des Staates mit der Religion; den Unterſchied der Staaten; die verſchiednen Arten die Majeſtätsrechte zu erlangen; die Pflichten der Regenten; einige Sätze, die zum Völkerrechte gehören; die Verträge der Staaten; die Menſchenliebe gegen auswärtige Nationen und Staaten;

unterſchiedne wichtige Wahrheiten von den Beamten des Staates und des Hofes; den Urſprung, die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Kriege; die Pflichten im Kriege; die Pflichten der Unterthanen; den Adel, ſeinen Nutzen, ſeinen Urſprung, und die Pflichten deſſelben. Man kann vieler weitläuftigen Werke über dieſe Materien entbehren, wenn man unſern Verfaſſer geleſen hat, der die ſeltne Gabe beſitzt, viele Wahrheiten kurz und doch eben ſo deutlich, als angenehm zu ſagen, ob er gleich ſeinen Leſern nicht erlaubt, von dem Gebrauche ihres eignen Verſtandes dabey auszuruhen.

Den Beſchluß dieſes ſchätzbaren Werkes machen die Hauptſtücke *von dem Verſtande und der Wahrheit; von dem Willen*, und *von den allgemeinen Gründen der Pflichten und Rechte.* Dieſe verſchiednen Abſchnitte ſind ſehr reich; ſie theilen uns das Schätzbarſte aus der Vernunftlehre, aus der Metaphyſik, und aus der natürlichen Gottesgelahrtheit mit, und geben nicht ſelten zu neuen Unterſuchungen Gelegenheit. Der Verfaſſer unterſucht die Seele, die Einfachheit, Un-

Unfigürlichkeit, und Unbeweglichkeit derſelben; die Unterkräfte, und Oberkräfte des Verſtandes; die erſten höchſten Grundſätze der Vernunft und des Beyfalls; die Wahrſcheinlichkeit; die Weitläuftigkeit und Deutlichkeit der Erkenntniß, und die Mittel ſie zu erlangen; den Gebrauch des Verſtandes zur Wahrheit und Tugend; die Gelehrſamkeit, ihren Nutzen, und ihre Fehler; die Pflichten der Lehrer und Zuhörer gegen einander, und das Verhalten gegen die Vorurtheile, die Fehler und Laſter der Unverſtändigen und ſchwachen Geiſter; den Willen; die Natur des Guten und der Glückſeligkeit; die Kräfte und Merkwürdigkeiten des Willens; die Gewohnheiten, Bewegungsgründe und Affecten deſſelben; die Erzeugung der Neigungen und Begierden aus einander; die Freyheit menſchlicher Handlungen; die Moralität derſelben; die Begriffe und ausgeſuchteſten Lehren von Geſetz, Pflicht und Recht, von Belohnung und Strafe; von den eigentlichen Geſetzen eines Oberherrn, von dem Gehorſame und der Schuldigkeit gegen denſelben. Hierauf redet er von dem höchſten Geſetzgeber unſterblicher

Seelen; von den Beweiſen der Wirklichkeit und Einheit Gottes; von ſeinen Eigenſchaften; von der natürlichen Erkenntniß deſſelben; von dem Geſetze der Vollkommenheit als einem natürlichen Geſetze; von dem Rechte der Natur und ſeinem Umfange; von den vornehmſten Grundſätzen, von der Vollſtändigkeit, Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit und Ewigkeit dieſes Rechtes; von der Tugend; vom Laſter; von der menſchlichen Schwachheit, von den Mitteln, Tugend und Glückſeeligkeit allgemeiner zu machen; von dem Streite der Geſetze und Pflichten, und von der Vorzüglichkeit der chriſtlichen Religion vor der Vernunft.

Nach dieſem kurzen Verzeichniſſe der Materien, über welche ſehr ausgeſuchte Gedanken in dieſer praktiſchen Philoſophie vorgetragen werden, kann ich ſie nicht beſſer erheben, als wenn ich meinen Leſern einige Stellen daraus mittheile. Ich will die Mühe, die Beſten zu ſuchen, ihrem Geſchmacke überlaſſen, und nur einige vom Mitleide, von der Mäßigkeit, von den Reichen, von dem Hofe und von den Hofdamen, und von den Werbungen auszeichnen.

zeichnen. Schon dieſe werden ihnen beweiſen, daß der Verfaſſer ſeines Geiſtes und ſeiner Schreibart mächtig ſey, und ſein Werk eine baldige verbeſſerte und beſonders im Aeußerlichen ſchönere Ausgabe verdiene.

Vom Mitleide. Einige handeln unbarmherzig, weil ſie glauben, daß diejenigen, „welche durch ihre Schuld elend ſind, keine „Hülfe verdienen; andre deßwegen, weil ſie „das Elend nicht nach dem Gefühle, das der „Unglückliche hat, ſondern nach ihrer eignen „Meinung von den Schickſalen deſſelben zu „ſchätzen pflegen.

„Manche wollen dem Elenden gar nicht „helfen, weil ſie ihm nicht ganz helfen können. „Allein eine kleine Hülfe richtet doch immer „etwas aus, und wenn viele nur etwas thun, „ſo wird die Hülfe groß.

„Ein Unſchuldiger im Elende verdient „mehr äußerliche Hülfe als ein Schuldiger. „Aber Mitleiden und Fürſorge für ſeine Beſſerung verdient der Schuldige noch mehr. „Denn er hat doppeltes Elend.

„Einige glauben, man dürfe denjenigen „noch nicht bedauern, oder aus Mitleid unter-

„ſtützen, der noch nicht beſorgen darf, von
„Hunger, Durſt, oder Kälte, oder Krankheit
„umzukommen. Aber verlangt man denn
„ſelbſt das Mitleid andrer nicht eher, als bis
„es mit uns ſo weit gekommen iſt? Ein Graf
„iſt wenigſtens anfänglich ſehr elend, wenn er
„wie ein reicher Handwerker leben muß.

„Die meiſten öffentlichen Armenanſtalten
„koſten viel und nützen wenig. Man
„nimmt nicht allemal die recht Bedürftigen in
„die Armenhäuſer. Man hat noch nicht die
„Kunſt erfunden, Lahme, Blinde, Kinder,
„Alte, mit einem Worte alle, die in Armenhäuſern
„ſind, mit einer ihren Kräften gemäßen
„Arbeit zu beſchäfftigen. Ein jeder,
„der nicht des Verſtandes beraubt oder bettlägerig
„iſt, könnte wenigſtens ſeinen halben
„Unterhalt verdienen.

„Es iſt eine edle Art, das Mitleiden unter
„einer andern Geſtalt, und nicht als durch
„Allmoſen auszuüben. Manche ſind bey ihrer
„Hülfe, die ſie Mitleid nennen, ſo praleriſch,
„ſo ſtolz, und rücken uns, was ſie gethan
„haben, auf eine ſolche Art vor, daß man durch
„ihre Wohlthaten faſt noch elender wird.

„Das Elend bringt gemeiniglich einen „Menſchen zur Erkenntniß der Fehler, wodurch er ſich daſſelbe zugezogen hat, oder „wodurch er während ſeines Wohlſtandes „verhaßt wurde. Daher muß man gemeiniglich, wenn der Beleidiger elend geworden „iſt, ihm vergeben, und ſeine Noth nicht durch „Vorwürfe häufen.

Von der Mäßigkeit. „Die Aerzte „mögen den Schaden zeigen, welchen die Unmäßigkeit dem Leibe und der Geſundheit verurſacht. Es iſt vielleicht wahr, daß unter „vornehmen Leuten eben ſo viele ihren Tod „der Geſchicklichkeit ihres Kochs als dem „ſchädlichen Feuer gewiſſer Getränke zu danken haben.

„Möchten doch die leckerhaften und unmäßigen Schwelger bedenken, daß das „Vergnügen zu eſſen, durch den übermäßigen „Gebrauch ſtumpf wird; daß ihr Laſter eine „Urſache der Unkeuſchheit iſt; daß es viele „Familien ins Elend ſtürzet, und andre zu „laſterhaften Kunſtgriffen verleitet! Möchten „ſie doch überrechnen, zu wie vielen Wohlthaten, zu wie vielen Arten, das allgemeine

„Wohl zu befördern, ihre Unmäßigkeit ſie „unfähig mache!

„Es giebt unmäßige Schmauſer, die es „eines vermeinten Wohlſtandes wegen ſind. „Aber es iſt falſch, daß der Wohlſtand des vor„nehmſten Mannes einen ſchädlichen Ueber„fluß der Tafel erfordern ſollte, wenn er mit „ſeiner Familie allein iſt. Und wenn er zu „groſſer Geſellſchaft zu Hauſe oder bey an[illegible] „ſpeiſet; ſo kann vielleicht der Wohlſtand be„fehlen, daß ein gewiſſer Ueberfluß an Speiſen „da ſey, aber nicht, daß der Gebrauch des „Ueberfluſſes ſeiner Geſundheit ſchade.

„Stellt euch einen Apicius vor, wenn „er zu Hauſe ganz allein an einer ſchwerbe„ſetzten Tafel ſich über ein paar Dutzend Ge„richte freuet, die er vor ſich hat; wie er da„ſelbſt drey Stunden verſchmauſet; wie be„laden er ſich in ſeinen Lehnſtuhl wirft, und „an der Verdauung halb krank iſt; wie er den „Aerzten fleht, den verdorbnen Saft der über„flüſſigen Speiſen wieder aus ſeinem überla„ſteten Körper wegzuſchaffen! Ich weis, das „Bild iſt euch abſcheulich: Aber welcher „Wohlſtand kann denn verbindlich gnug ſeyn,

„uns auch nur einen Tag zu einem ſo viehiſchen Leben zu nöthigen?

„Alles was bisher gegen die Uebermaße in Anſehung der Speiſe geſagt iſt, kann von der Trunkenheit in höherem Grade geſagt werden. Sie zieht noch entſetzlichere Krankheiten nach ſich; ſie reizt die Jugend faſt mit einem unwiderſtehlichen Zwange zur Wolluſt; ſie verräth die gefährlichſten Geheimniſſe; Zank und Feindſchaft und der Duell ſind nur gar zu oft in ihrem Gefolge; das gröſte Vermögen muß im Weine zerfließen. Ein Herz, das Menſchenliebe fühlt, muß erſchrecken, wenn es bedenkt, was ein Säufer, welcher Regent, Lehrer, Richter, Vater, Herr, Gemahl, Sohn, Feldherr oder ein andrer Beamter iſt, ſich ſelbſt, und denen, die ihm die Liebſten ſeyn ſollen, für Unglück verurſacht! Wie elend iſt die Ehre, einem Viehe oder Weinfaſſe ähnlich zu ſeyn? Wie barbariſch die Gewohnheit, andre in Geſellſchaft zum Podagra, zur Schwindſucht und der ärgſten Art der Raſerey zu nöthigen! Wie ſclaviſch iſt der Gehorſam, wenn man dem Willen einer ſo unmenſchlichen und närriſchen Geſellſchaft folgt?

„Man meide alſo die Trunkenheit, aber man hüte ſich auch vor denen, die dieſem Laſter ergeben ſind, oder die berauſchenden Kräfte des Weins fühlen. Mit ihnen zu ſcherzen, zu ſpielen, und zu ſtreiten iſt gefährlich. Die Fehler eines Freundes oder Unſchuldigen, den die Trunkenheit einmal übereilt, ihm zum Verbrechen anzurechnen, iſt unbillig.

Von den Reichen. „Ein Reicher muß ſich zu ſolchen Aemtern und Bedienungen entſchlieſſen, die ſehr nützlich ſind, und mehr Aufwand fordern, als Vortheile bringen.

„Arme mit den Erziehungskoſten der Kinder zu verſorgen, oder ſie ſelbſt erziehn zu laſſen, iſt ein edles Mittel, Reichthum zu brauchen.

„Allen ſeinen verdienten Verwandten ſo aufzuhelfen, daß ſie uns nicht beneiden, und wir uns ihrer nicht ſchämen dürfen, iſt ein faſt eben ſo anſtändiges Mittel.

„Was nach ſolchen Wohlthaten vom Reichthume übrig bleibt, das vertheilt ein Vernünftiger unter die verſchiednen Mittel, Künſte und Vergnügen allgemeiner zu machen. Er ſammlet auf eine weiſe Art einen Vorrath

„von Büchern und Naturalien, von Gemähl„den und andern Kunſtwerken, woran viele „Fleißige ihren Unterhalt verdienen, wodurch „die Wiſſenſchaften und Künſte befördert wer„den, und deren Gebrauch vielen nützt und „viele vergnügt. Aus gleichen Urſachen be„lohnt er verdiente Gelehrte, Redner und Poe„ten, hält eine mäßige aber zahlreiche freye „Tafel, führt anſehnliche Gebäude auf, pflanzt „Luſtgärten, und verſchönert ſein Vaterland, „oder hilft durch reichliche Beyſteur in Collec„ten, daß auch entfernte Menſchen, die zur „wahren Religion gebracht werden, oder ihr „Elend erleichtert ſehen, Gott dafür danken, „daß er reich iſt.

„Ein Reicher, der in ſeiner Heirath große „Güter mit großen Gütern zu vermählen ſucht, „der handelt ſehr unbillig, wenn er auch ſon„ſten wohl gewählt hätte, woferne er nur un„ter nicht ſo reichen eben ſo gut wählen kann. „Ein reicher Edelmann und eine tugendhafte „arme Baroneſſe ſind nach der Billigkeit für„einander beſtimmt.

„Wenn Reichthum zur Schwelgerey und „Unzucht verleitet; ſo iſt er ein deſto ſchänd

„lichers Gift, je gröſſer er iſt. Es iſt nicht klüger ſich in Malvaſier zu ertränken, als ſich aufzuhängen; ſich zu Tode zu freſſen, als zu Tode zu hungern; vor Wolluſt zu zerflieſſen oder zu verdörren, als auf andre Art ſein Leben zu verkürzen. Gemeiniglich iſt der Schwelger nur noch laſterhafter.

„In den Nahrungsmitteln und der Kleidung ſollten Reiche ihre Kinder ſo gewöhnen, als wenn ſie nicht reich wären. Denn gemeiniglich behalten ſie doch den ganzen Reichthum der Aeltern nicht beyſammen. Sie können ſich ohne Mühe hernach zum Beſſern, aber nicht zum Schlechtern gewöhnen. Ueberdem iſt dieſes ein nützliches Exempel für andre, davon die Wenigſten reich ſind.

„Iſt es einem Reichen erlaubt, ohne Amt und Hauptbeſchäftigung von ſeinen Mitteln zu leben? Wenn dieſes ſo viel heiſſen ſoll, als die Zeit und Kräfte zu nichts, was gemeinnützig iſt, brauchen: So könnte wohl nur ein ſehr Niederträchtiger und in ſeinen Pflichten Unwiſſender es für erlaubt halten. Die Pflicht zu arbeiten, gründet ſich nicht allein auf die Nothwendigkeit, uns ſelbſt und den Unſrigen

„Unterh[illegible] erwerben; ſondern hauptſächlich
„darauf, daß kein Glied eines Leibes unnütze
„ſeyn muß. Ein jeder muß alſo ein Leben
„führen, das gemeinnützig iſt. Allein dieſes
„kann man thun, ohne ein gewiſſes Handwerk
„zu treiben, oder Amt zu verwalten. Man
„kann als ein Herr von Landgütern, die niedri-
„gen Einwohner derſelben durch beſtändige
„Sorgfalt glücklicher, und in der Landwirth-
„ſchaft zum gemeinen Beſten nützliche Verſu-
„che machen. Man kann ſehr beſchäftigt ſeyn,
„und dennoch die Zeit nur damit zubringen, daß
„man mit ſeinen Capitalien und Einkünften
„das meiſte Gut, zu ſchaffen ſuche. Man kann
„ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder und damit
„beſchäftigen, daß man an vielen Orten guten
„Rath gebe, daß man Bücher ſchreibe, daß
„man Vorſchläge mache, daß man andre auf
„eine gute und unſchuldige Art vergnüge. Wer
„auf ſolche Weiſe ohne Amt von ſeinen Gütern
„lebt, der iſt vielleicht nützlicher und ehrwürdi-
„ger, als viele Beamte zuſammen genommen.
„Allein die Wenigſten haben dieſe Abſicht, wenn
„ſie bloß von ihren Gütern leben, ſondern thun
„es aus Verdruß, wenn andre ihnen in Wür-

„den vorgezogen ſind, oder aus Wolluſt und übertriebner Liebe zur Bequemlichkeit. Wer wird ſolche billigen? Ueberdem iſt eine Lebensart, worinnen unſre Verrichtungen allzu unbeſtimmt ſind, ſehr großen Verſuchungen zur Ausſchweifung unterworfen; und die meiſten laſſen ſich alsdenn überwinden. Man muß ſich alſo wohl prüfen, ehe man eine ſolche Lebensart freywillig anfängt, und muß, ſo zu reden, ſein eigner Herr werden, um ſich die nützlichen Verrichtungen nach einer gewiſſen Ordnung vorzuſchreiben. Es iſt ſehr ſchädlich, Kinder ſo zu erziehen, oder ſeine Zeit in der Jugend ſo zu verſchwenden, daß man zu nichts anders, als zu einem Landjunker, oder zu einem Zinſeneinnehmer geſchickt werden kann. Denn wenige ſind fähig, ſich ſelbſt in einer großen Unabhängigkeit zu regieren. Viele gereut es hernach, wenn ſie keine Würden und Aemter erhalten können, und in der Welt nichts zu ſagen haben, und werden ſich alsdann ſelbſt zur Laſt. Andre fallen auf ſündliche und thörichte Ausſchweifung mit Buhlerey, Jagd und Schwelgen. Folglich ſoll ein jeder Reicher ſich geſchickt machen, dem

„Vaterlande in Aemtern zu dienen. Verſichert
„ihn hernach ſein Gewiſſen, daß er in einem
„bloſſen Privatleben mehr nützen könne, oder
„bekömmt er keinen gemeinnützigen Beruf; ſo
„bleibt ihm der Weg zum Privatleben allzeit
„offen. Wer ſchon in Aemtern dem Vaterlande
„gedient hat, dem ſeine Familienumſtände
„beſondre Urſachen dazu geben, wer nach
„einer langen Zerſtreuung in Welthändeln bey
„zunehmendem Alter mehr in ſich gehn will,
„oder zu öffentlichen Aemtern nicht fähig iſt,
„oder befürchten muß, daß er Fähigern im Wege
„ſtehn würde: nur der hat ein beſondres
„Recht ſich innerhalb ſeiner Familie und Güter
„auf beſchriebene Art zuſammen zu ziehn.
„Es giebt auch andre rechtmäßige Urſachen,
„nemlich, wenn man ſeine Aemter lieber niederlegen,
„als ſeinen Beyfall ſchädlichen und
„ungerechten Anſchlägen geben, oder zur Ausführung
„derſelben helfen will. Aber, die aus
„unrecht verſtandnem Religionseifer, ſich überhaupt
„von der argen Welt entziehen, das iſt,
„zu ihrer Beſſrung nichts beytragen und mit
„Seufzen, Leſen und Beten in der ſtärkſten Jugend,
„oder einem geſunden männlichen Alter,

„ihre Zeit zubringen, handlen dem Willen Gottes zuwider, der redliche und gewiſſenhafte Seelen eben dazu beſtimmt hat, das Salz der verderblichen Welt zu ſeyn.

„Wenn ein Reicher gemeinnützige Beſchäftigungen und Aemter hat; ſo iſt es unrecht, daß er ſich zu ſehr darauf befleißiget, alle mögliche Vortheile aus ſeinen Gütern und Capitalien zu ziehn, woferne er ſich dadurch ſo ſehr abmattet und beſetzt, daß er übrigens nicht ſo gemeinnützig ſeyn kann. Er muß alsdann freywillig einen Theil ſeiner Einkünfte dafür als verlohren anſehn, weil er etwas Nützlichers zu thun weis, als alle Gelegenheit zu vortheilhaften Verträgen aufzuſuchen, oder den Fleiß und die Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Verwalter, Schuldner und Bedienten mit der größten Genauigkeit zu unterſuchen.

„Wenn ein Menſch die ganze Welt hätte, oder gewönne, und Schaden an ſeiner Seelen dadurch litte; was würde es ihm nützen zur Zeit der Gewiſſensangſt, bey Annäherung des Todes und in der Ewigkeit? Es giebt ſo gar irrdiſche Vortheile, die beſſer ſind als Reichthum; und groſe Unglücksfälle und

„Schmerzen, davor uns kein Reichthum ſichert. „Die Erfahrung ſagt es, die reich werden wollen, fallen in die gefährlichſten Schlingen der „Laſter, und wie unglücklich iſt der, dem der „Schatz ſein Gott iſt! Wie viel zugleich Wahres und Rührendes lieſſe ſich hier ſagen, wenn „ich ſo weitläuftig ſeyn dürfte?

Von dem Hofe und den Hofdamen.

„Kann man bey Hofe ein aufrichtiger Mann „ſeyn? Ja dem Himmel ſey Dank! man kann „es. Und wie gerne wollte ich hier Exempel „anführen, wenn man nicht diejenigen zu fürchten hätte, von denen man nicht ſo gewiß weis, „ob ſie es ſind? Das Geſetz der Natur gebietet „nicht, in der menſchlichen Geſellſchaft allemal „ſo zu verfahren, wie man verfahren müßte, „wenn man zu der Weisheit und Gerechtigkeit der meiſten ein gutes Vertrauen haben „könnte; ſondern daß wir uns vor Gottes Augen und mit Prüfung unſers Gewiſſens und „unſerer Abſichten ſo verhalten, wie es die itzige „Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts „und der beſondern Geſellſchaften, wenn wir „das meiſte Gute darinnen ſchaffen wollen, erfordert. Nicht alle Verſtellung, nicht alle

„Verbergung ſeiner Gedanken und Abſichten,
„nicht alles Schweigen bey den bemerkten
„Schwachheiten der Mitbrüder, nicht alles
„Mistrauen, nicht alle Mittel, uns und unſre
„Familie gegen Feinde und Verläumder auf-
„recht zu erhalten, ſind verboten. Sondern
„alle ſolche Handlungen können unſchuldig
„ſeyn, wenn ſie in der reinen Abſicht, Gott
„und Menſchen zu dienen, und auf eine Art ge-
„ſchehen, die kein Aergerniß giebt. Dieſelben
„Mittel der Klugheit darf man ſogar auch bey
„Privatabſichten anwenden, wenn man nur
„Andern nicht mehr wirklichen Schaden, als ſich
„wirkliche Vortheile durch ſolche Handlungen
„verurſacht, und wenn man nur nicht die klei-
„nen und eingeſchränkten Vollkommenheiten
„den gröſſern und ausgebreitetern vorziehet.
„Ein Genie, das auf ſolche redliche Weiſe klug
„iſt, wird am Hofe ſo gut, als anderwerts, ſein
„Glück machen und ſicher ſeyn. Seltne Fälle,
„worinnen die Tugend das ſo genannte irrdi-
„ſche Glück ſtöhrt, nimmt man in allen Stän-
„den wahr. Und wenn Tugend und Glück am
„Hofe einige Grade mehr Gefahr leiden; ſo ſind
„ſie auch beyde deſto gröſſer, wenn ſie ſich er-

„halten: und Gott wird wegen der häufigen Verſuchung unvorſetzliche Fehltritte verzeihen. Ich rathe alſo einem tugendhaften jungen Menſchen den Hof ſo wenig ab, daß ich vielmehr wünſche, daß viele dergleichen dieſe Werkſtatt der öffentlichen Glückſeligkeit ſuchen möchten.

„Die Verſtellung iſt bey Hofe öfter erlaubt, als anderswo; ſie wird aber daſelbſt noch weit öfter und weiter getrieben, als ſie erlaubt iſt. Man muß es wiſſen, ſich theils vor Gefahr, theils vor der Nachahmung zu hüten.

„Die Pracht, die Ueppigkeit und das Müſſiggehen iſt bey manchen Höfen ausſchweifend. Wenn viele Fürſten wirklich groß wären, und mehr als Väter für ihre Staaten ſorgten; ſo würden ſie dieſe Fehler durch ihr bezeigtes Wohlgefallen und Theilnehmen daran nicht befördern. Wer am Hofe klug und tugendhaft iſt, ſucht in der Koſtbarkeit der Ergötzungen, des Pallaſtes, der Tafel, der Kleider und des Aufzuges, die Mode nicht zu übertreffen, ſondern höchſtens ſie nur nicht zu beleidigen. Wenn ein Einziger ſein Glück durch

„übermäßigen Aufwand macht, ſo ſind hundert
„eben deswegen ins Verderben gerathen. Die
„groſſen verdienten und unentbehrlichen Hofleute
„bedürfen dergleichen Mittel der Ehre
„nicht. Die kleinern und unverdientern ſollten
„ſich ſcheuen, jene daran übertreffen zu
„wollen. Man misdeute meine Meinung nicht.
„Der Hof muß einen gewiſſen Anſtand, beſonders
„auch der Auswärtigen halber, beobachten.
„Er muß ſich nach einem unſchuldigen
„oder beynahe unſchuldigen Geſchmacke des
„Herrn richten. Es giebt in glücklichen Zeiten
„einen Aufwand, der die Unterthanen fleiſſiger
„macht. Die Philoſophie kann für alle
„Umſtände nicht das Maaß genau beſtimmen.
„Es iſt oft genug, wenn ſie den verſchiednen
„Ständen nur einige nützliche Gedanken giebt,
„woraus ſie ſelbſt mehr ſchlieſſen können.

„Die Tugend und Sitten der Damen, die
„am Hofe leben, ſind das feineſte und beſte Salz
„des Landes. Das andre edle Frauenzimmer
„folgt ihnen nach, eben ſowohl als ihre Aufwärterinnen.
„Dieſe werden wieder von den
„Bürgerinnen nachgeahmt. Der Edelmann
„ſucht ihnen zu gefallen, und iſt fähig aus

„Gefälligkeit zuweilen ein halber Weiſer oder „ein Thor zu werden. Es kommt viel auf den „Charakter und die Sitten dieſer Damen an, ob „die Leichtſinnigkeit oder die Religion, ob der „ſchlechte oder gute Geſchmack, ob die verſchwenderiſche Pracht oder die wohlgewählte „Zierde, vornehme Eigenſchaften ſeyn ſollen. „Solche Gebieterinnen der vornehmen Welt, „haben alſo große Pflichten, wenn ſie dieſelben „nur kenneten. Die Mode erlaubt an manchen Orten, daß eine Dame, oder ein Hoffrauenzimmer ihre ganze Zeit unter Schlafen, Putzen, Schmeicheleyen hören, unnöthige Beſuche, Romanen, Spiel, Verläumdungen und „Opern vertheile. Da ſie aber einiger maßen „die Schöpferinnen des Wohlſtandes und der „Mode ſind; ſo haben ſie auch eine beſondre „Pflicht, die Religion, die Menſchenliebe und „Wahrheit, die Demuth und Beſcheidenheit, „die Ausbeſſerung des Verſtandes, die Liebe „des guten Geſchmacks, die Arbeitſamkeit und „andre Tugenden, ſo viel an ihnen iſt, in die „Mode zu bringen, oder darinnen zu erhalten.„

Von den Werbungen. „Wollte man „die Werbcontracte nach den Regeln der Sit-

„tenlich-

„kenlehre unterſuchen: ſo iſt gewiß die Hälfte derſelben nicht rechtmäßig, ſondern durch böſe Liſt erſchlichen, durch ungerechte Gewalt erzwungen, und nur durch ſolche Eide, die man ohne große Uebel zu fürchten, nicht abſchlagen könnte, bekräftigt. Möchten die häufigen Exempel dieſer Ungerechtigkeit den gewiſſenhaften Regenten der Staaten nur bekannt ſeyn! Denn, wenn ſie wirklich gewiſſenhaft ſind; ſo werden ſie ſich nicht mit der Frage entſchuldigen: wo man auf andre Art die unentbehrlichen Leute hernehmen ſollte? Das Gewiſſen würde alsdenn vielleicht Einwürfe gegen die Unentbehrlichkeit derſelben machen, es würde ſolche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Umſtände der Soldaten thun, daß man mehr wirklich Freywillige bekommen könnte; oder wenigſtens anrathen, daß die erforderliche Gewalt, um mehr Soldaten zu machen, als es freywillig ſeyn wollen, nur an Unterthanen und nach ſolchen Regeln ausgeübt werden müſſe, welche von den Regenten ſelbſt unpartheyiſch und ſo eingerichtet werden könnten, daß ihre Ausübung keine nothwendige Verderbung der Sitten und Menſchenlie-

„be bey den Officieren, und kein Spiel mit Eidſchwüren veranlaßte, „und daß wenigſtens die „Vernünftigen unter denen, die wegen des „Mangels der Freywilligen, mit Gewalt, oder „vielmehr durch Befehl geworben wären, die „Unſchuld des Staates und ihre wahrhaftige „Pflicht der Treue und des Gehorſams einſehen „könnten. Denn bey der itzigen Art zu werben, „fehlt dieſe Ueberzeugung nicht Wenigen ohne „ihre Schuld. Jedoch gemeiniglich wiſſen die „Regenten nicht, auf welche Art ihre Soldaten „an entfernten Orten zuſammengeworben „werden. Sie verlaſſen ſich darauf, daß ſie verboten „haben, keine andre als Freywillige zu „werben, und daß vor dem Eide ein jeder gefragt „wird, ob er freywillig dienen wolle, da doch die „Officiere, die einen ſolchen Menſchen in ihrer „Gewalt haben, ihn leicht ſo lange martern laſſen „können, bis er ſeine Freywilligkeit vorgiebt „und den Eid der Treue ſchwört. Es giebt Officiere, „die gar nicht einmal auf die Gedanken „fallen, ob ihre Art zu werben, zum Eide zu zwingen, „und die Capitulation zu verlängern, ungerecht „ſey; weil entweder ihre Ehre und Gewinnſucht „ihre einzigen Gottheiten ſind, oder

„weil ſie ſich von dem Strome der Gewohnheit
„mit fortreiſſen laſſen. Andre mögen ſich anfangs
Zweifel gemacht haben; Aber ich ſoll
„und muß meine Compagnie vollſtändig
„halten, das iſt meine Pflicht, und dieſe oder
„jene Art zu werben iſt die einzige mögliche
„Art ihrer Erfüllung, und folglich iſt ſie erlaubt,
was ich auch für Schmerz und Leiden
andern Menſchen damit verurſache.
„Aber es iſt nicht eure Pflicht, eure Compagnien
„vollſtändig zu halten durch Mittel, welche eure
„Regenten verabſcheuen, und wogegen die ganze
Menſchlichkeit und das ganze Chriſtenthum
„ſtreitet; ſondern euch ſolcher Mittel zu enthalten,
und, wenn ihr durch erlaubte Wege nicht
„genug anwerben könnt, die Unmöglichkeit den
„Regenten anzuzeigen, die andre Veranſtaltungen
dazu machen müſſen. Dabey bin ich in
„Gefahr, mein Glück zu verſcherzen, und für
„keinen tüchtigen Officier gehalten zu werden.
Es mag ſeyn, aber ihr ſeyd ſchuldig,
„Märtyrer eurer Pflichten zu werden. Die Regenten
wiſſen es, daß wir ſo werben; ſie
„ſchweigen, und alſo wollen ſie es. Aber auch
„in dieſem Falle müßt ihr keine Werkzeuge of-

„fenbarer Ungerechtigkeiten ſeyn, wenn auch
„die Regenten es beföhlen, ſondern lieber dulden,
„was euch dieſes Ungehorſams wegen geſchehen
„kann. Wenigſtens müßtet ihr wieder-
„hohlte Erklärungen geben, wie ungerecht euch
„dasjenige ſchiene, was euch in ſolchem Falle
„befohlen würde, und daß ihr euch, um gröſſre
„Uebel zu vermeiden, bloß nach dem Gewiſſen
„der Regenten verhieltet, wovon ihr Gott keine
„Rechenſchaft geben wolltet. Durch ſolche
„redliche Erklärungen würden die Gewiſſen einiger
„Regenten mehr erleuchtet werden.

Dreyßigſtes Stück.

Da ſich in unſern Zeiten die Beſtreitung und Verachtung der Religion ſo weit ausbreitet, daß ſie auch die Geſpräche des Umganges vergiftet, ſo iſt es für diejenigen, welche ſich nach ihren äuſſerlichen Umſtänden in die Geſellſchaften der gröſſern Welt eingeflochten ſehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu ſeyn, und die Gründe einzuſehen, die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß ſeine

Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen, und die Art, wie ſie ſtreiten, kennen, damit er ſich zur Zeit des Kampfs deſto glücklicher vertheidigen könne. Es ſcheint zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu ſeyn brauche, ſo bald man ſie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit annimmt; ſo bald man ſie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumſtößliche Beweiſe waren, die uns überredeten. Allein wenn man dieſe Wiſſenſchaft beſitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und beſonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unſers Verſtandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltſame Erſchütterung leiden werde; unſre Vernunft iſt ſelbſt vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunkelung ſichrer; man iſt vorbereiteter und geübter, zu widerſtehen; und iſt der rechtſchaffene Mann, der ſeinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerſtehen, welche die großen Grundſätze deſſelben angreifen, und ſie entweder durch künſtliche und verblendende Schlüſſe, oder durch Einfälle, welche voll Witz zu ſeyn ſcheinen, ihrer Würde und zugleich ihres

Nutzens zu berauben ſuchen? Vielleicht iſt ſeine Ueberzeugung ſo gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem geſellſchaftlichen Geſpräche, durch ſolche Zudringungen aufgefodert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewiſſe Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig iſt, ihnen ihren falſchen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falſche in feindſeligen Beſchuldigungen zu entdecken: So wird er wider ſeinen Willen die ſtolzen Verächter ſeines Glaubens in der Einbildung beſtärken, daß ſie diejenigen, die ſich für verbunden achten, Religion zu haben, weit überſehen; ſie werden ſein Stillſchweigen, und die Verwirrung, worein ſie ihn brachten, für einen Triumph über ſie ſelbſt halten, und den Schwächern können ſie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug ſchätzt, weil er ſie nicht genug unterſucht hat. Geſetzt er ſelbſt bleibet unerſchüttert; ſo wird er doch bekümmert, und in den ängſtlichen Stunden einer zärtlichen und gewiſſenhaften Tugend unruhig werden. Und iſt dieſes allein nicht Urſache genug, alle diejenigen, welche in dergleichen Umſtände kommen können, anzutreiben, ihre Kenntniſſe von der Religion ſo ſehr zu erweitern, als es möglich iſt, und müſſen nicht beſonders Aeltern von einem höhern Stande für eine ſolche Erweiterung bey denen Kindern ſorgen, die ſie durch die Religion, durch die Unſchuld ihrer Herzen und durch eine wahre und reine Tugend glücklich zu ſehen wünſchen?

Wie glücklich bin ich nicht, daß Neſtor Ironſide ein Vater war, der dieſe Pflicht verſtand und ſo ſorgfältig ausübte? Ich lernte die Einwürfe wider die Religion kennen; ich lernte, daß oft Geiſter von mehr als mittelmäßigen Talenten unglücklich genug geweſen waren, ſie mit aller ihrer Scharfſinnigkeit, mit allem ihrem Witze, und mit aller ihrer Beleſenheit anzugreifen; ich erſtaunte über die unbewegliche Feſtigkeit dieſes Gebäudes, verehrte ſie tiefer und liebte ſie ſtärker.

Die Schriften derer, welche verſucht haben, die Offenbarung zu einem Werke entweder des Betruges, oder des Enthuſiasmus herabzuſetzen, ſelbſt zu leſen, und alle zu leſen, dieſes wäre gewiß für den, der in der Erkenntniß der

Wahrheit durch ſichre und gewiſſe Gründe befeſtiget iſt, eine Beſchäftigung, welche ihm die Zeit zu weit edlern und nützlichern Beſchäfftigungen rauben würde. Unterdeß ließ mich doch mein Vater nach und nach die ſtärkſten und feinſten Freydenker leſen; aber es geſchah unter ſeinen Augen, und er hatte zugleich die Sorgfalt, die Prüfungen ihrer Schriften und die Widerlegungen derſelben mit mir durchzugehen. Ueber gewiſſe Einwürfe und Zweifel wurde ich zuweilen beſtürzt; ſie ſchienen Wahrheit zu ſeyn; aber ich entdeckte auch bald durch ſeinen väterlichen Beyſtand, daß es gemißbrauchte und verunſtaltete Wahrheiten waren, und nach und nach kam ich ſo weit und vermuthete, daß ſich die verſchiednen Beſtreitungen der Religion unter gewiſſe Hauptarten bringen, daß ſich gewiſſe allgemeine Regeln feſtſetzen ließen, nach denen ſie geprüft werden könnten; daß derjenige, der ſie nach dieſen allgemeinen Regeln beurtheile, ſich von ihnen, wie ſie auch eingekleidet und verändert werden möchten, nicht verblenden laſſen würde, wofern nicht die Neigung zum Unglauben ihren erſten Urſprung aus einem verderbten und unordentlichen

lichen Leidenſchaften unterworfnen Willen herleitete. Eben dieſes wünſchte mein Vater; denn ſein Unterricht war immer ſokratiſch und er ſuchte beſtändig, mein eignes Nachſinnen ſo zu lenken, daß ich die Wahrheit ſelbſt von fern geſehen zu haben glaubte, ungeachtet ich dieſes Glück ſeiner weiſen Anführung zu danken hatte.

Auf dieſe Weiſe lernte ich einſehen, daß die Religion der Offenbarung diejenigen Einwürfe nicht zu fürchten hat, welche darauf abzielen, alle natürlichen Erkenntniſſe einer mit Fleiß gemisbrauchten Vernunft ungewiß zu machen; alle Grundſätze der Sittlichkeit, ohne welche weder die beſondre noch die allgemeine Ruhe und Glückſeeligkeit der Menſchen, keine Sicherheit, keine Ordnung und Harmonie der einzelnen Glieder unſers Geſchlechtes zum allgemeinen Vergnügen beſtehen kann, niederzureiſſen, eine allgemeine Zweifelſucht einzuführen, den Laſtern Lobreden zu halten, uns unſrer Seelen zu berauben, uns zu den Thieren herabzuſtoßen und in bloß empfindende Maſchinen zu verwandeln. Denn der Menſch, der Bürger, und der Regent hat dieſe Feinde eben ſo ſehr zu fürchten, als der Chriſt, und es kann freylich niemand den Glauben des Chriſtenthums annehmen, der ſich vorgeſetzt hat, weder ein Menſch, noch viel weniger aber ein vernünftiger und moraliſcher Menſch zu ſeyn.

Wie konnte ich, auch nur einen Augenblick lang, daran zweifeln, da ich mit der völligſten Ueberzeugung einſah, daß ohne Moralität keine andre Zufriedenheit und Glückſeeligkeit möglich wäre, als eine bloß ſinnliche Luſt, eine uneingeſchränkte Sättigung ungebändigter Begierden, und ein Taumel der Leidenſchaften, worinn der Menſch aller Hoheit beraubt wird, nach welcher er, als ein vernünftiges, überlegendes, und ſelbſthandelndes Weſen ſtreben darf?

Mit gleicher Stärke der Ueberzeugung lernte ich aus dem Unterrichte meines zärtlichen Vaters, daß bloße Schwierigkeiten, und ſolche Dunkelheiten, die keinen Einfluß auf den Endzweck einer Offenbarung haben, einen Geiſt, der richtig denkt, und ſeine Glückſeeligkeit liebt, nicht abhalten müſſen, ſich ihren Lehren zu unterwerfen. Denn da der Unterſchied zwiſchen den menſchlichen Seelen, für unſre Art zu denken, unendlich iſt; da es ſo mannichfaltige Miſchungen ihrer Kräfte giebt; da ſie niemals alle, wenn auch eine jede in dem Gebrauche ihrer Fähigkeiten ſorgfältig und gewiſſenhaft genug wäre, auf gleichen Stufen der Wiſſenſchaft und Einſicht zuſammen kommen werden: So muß entweder jeder eine unmittelbare übernatürliche Erkenntniß des göttlichen Willens empfangen, oder die allgemeine Offenbarung, die jeder nach dem Maaße ſeiner Kräfte zum Geſetze ſeines ſittlichen Verhaltens machen ſoll, kann nicht für einen jeden gleich leicht und gleich deutlich ſeyn. Giebt es, von irgend einer beſtimmten Epoche an, eine Offenbarung für alle Jahrhunderte, und für alle Nationen: So kann man Schwierigkeiten und Schatten darinnen finden, [illegible] es für einige Zeiten nicht waren, und vielleicht für alle folgenden ſind; Schwierigkeiten, die ich bey meinem Grade von Erkenntniß nicht heben, die aber ein andrer, mit tiefern Einſichten ausgerüſtet, auflöſen kann; Schwierigkeiten, die vielleicht zur Demüthigung des menſchlichen Verſtandes erſt in einer fernen Zukunft, oder in dieſem Stande der Zucht und Uebung niemals gehoben werden ſollen. Giebt es nur gewiſſe, deutliche und überwiegende Gründe für die Göttlichkeit ihres Urſprunges: So muß bey einem billigen Geiſte, der ſeine Einſchränkung fühlt, alles, was nur bloß ſchwer und dunkel iſt, kein Gewicht haben. Es iſt freylich der menſchlichen Seele natürlich, zu wünſchen, daß ſie über dieſe Grenze hinausgehen dürfe; allein ſie muß ſich doch gern innerhalb derſelben aufhalten. Beſtehen alſo die Einwendungen des Freydenkers in bloßen Schwierigkeiten, und oft ſind ſie nicht einmal wahre Schwierigkeiten: So brauche ich ihm kaum zu antworten; denn ſie können keinen vernünftigen und rechtmäßigen Grund abgeben, dasjenige, was auf richtigen und zuverläſſigen Beweiſen ruht, mit Verachtung und Stolz zu verwerfen. Ein ſolches Verfahren verräth nicht allein einen ſchwachen Verſtand; ſondern es iſt auch ſtrafbar, und gegen den Unendlichen deſto ſtrafbarer, je weniger wir in andern Fällen durch bloße Schwierigkeiten abgehalten werden, etwas zu glauben, und unſerm Glauben gemäß zu handeln.

Iſt alles dieſes unſtreitig: So müſſen ſich alle Einwürfe wider eine geoffenbarte Religion unter zwo Hauptarten bringen laſſen. Ihre Verächter müſſen, wenn ſie ihre Empörung gegen die Wahrheiten derſelben rechtfertigen wollen, zweyerley erweiſen: Entweder es iſt keine Offenbarung möglich; der Menſch kann auf keine andre Weiſe zu neuen Erkenntniſſen kommen, als durch den Gebrauch der Sinnen, oder durch die Erfahrung, durch den Unterricht andrer Menſchen und durch ſein eignes Nachforſchen; oder es iſt keine Offenbarung wirklich da, und die Religion des Chriſtenthums hat keinen höhern und göttlichern Urſprung, als die Religionen, die ſich einer gleichen Abſtammung rühmen. Sogar ein verfinſterter Römer, welcher einmal glaubte, daß es eine Göttinn Egeria gäbe, würde ſein Gewiſſen beleidigt haben, wenn er die neue Religion des Numa verworfen hätte, ohne durch eine gründliche Unterſuchung verſichert zu ſeyn, daß ihr Umgang mit ſeinem Könige entweder unmöglich, oder erdichtet wäre.

Man findet unter den Menſchen alle Arten von Thoren; man darf alſo nicht ſo ſehr erſtaunen, daß es auch einige Beſtreiter der Möglichkeit einer göttlichen unmittelbaren Offenbarung gegeben hat. Dieſe Möglichkeit zu beſtreiten, welch eine Vermeſſenheit! Sie müßte ihren Grund entweder in der Natur des Menſchen, oder in der Natur der Gottheit haben. Aber ſollten Menſchen fähig ſeyn, ihre Begriffe einander mitzutheilen; neue Gedanken, die meine Seele nie gedacht hätte, in mir zu veranlaſſen oder zu erweitern, und der Unendliche—? Bloß dieſe Frage meines Vaters lehrte mich alle Verſuche, die Unmöglichkeit einer göttlichen Offenbarung zu erweiſen, mit Mitleid und Verachtung anſehen. Kaum ſollte man glauben, daß Menſchen ſich unterfangen könnten, ohne Gott zu läugnen, ſein Vermögen ſo ſehr einzuſchränken und ihn noch geringer, als uns, zu machen. Gleichwohl haben es diejenigen gethan, welche behaupten wollen, die Stifter und Propheten der iſraelitiſchen und chriſtlichen Religion hätten zu keiner innern Gewißheit kommen können, daß ſie von dem unmittelbaren Einfluſſe der Gottheit begeiſtert worden wären.

Man braucht nur dieſe Anmerkungen zu verſtehen; man braucht nur einigermaſſen zu einer richtigen u. ſchnellen Anwendung derſelben angeführt zu ſeyn; und es kann ein Menſch ſchon in frühen Jahren bey einem gewiſſen Grade von Fähigkeit u. Erkenntniß dazu gewöhnt werden: So iſt man im Stande, ſehr viele Einwürfe der Freydenker entweder zu widerlegen, oder doch ſo zu beantworten, daß Vernünftige eine förmliche Widerlegung für überflüßig erklären werden. Man unterſucht, um ſich und andre vor der Gefahr eines nachtheiligen Eindruckes zu ſichern, ob ihre Angriffe der Religion ſo beſchaffen ſind, daß ſie eine jede Art nützlicher Erkenntniß eben ſo tief verwunden, als ſie. Haben ſie dieſe Abſicht, ſo ſind diejenigen, die ſie machen, nicht ſowohl Feinde des Chriſten, als Feinde des

Menſchen. Man unterſucht, ob die Einwürfe des Freygeiſtes den Bekenner der Offenbarung durch bloſe Schwierigkeiten und Dunkelheiten zu erſchrecken ſuchen, ohne die deutlichen und zuverläſſigen Gründe und Erweiſe ihres hohen Urſprunges zu entkräften. Sind die Einwürfe von der Art: So können wir uns, wenn wir wollen, in eine beſcheidne Unterſuchung derſelben einlaſſen; aber wir dürfen gewiß dadurch nicht bewogen werden, zu glauben, daß wir irren. Man unterſucht endlich, ob ſie uns von der Unmöglichkeit einer unmittelbaren göttlichen Erleuchtung, oder von der Unmöglichkeit, gewiß zu werden, daß man eine unmittelbare Erleuchtung empfangen habe, überreden wollen. Iſt das ihre Abſicht: So iſt nichts übrig, als der Wunſch, daß wir immer vor einem ſo tiefen Verfalle unſrer Vernunft bewahrt bleiben mögen.

Alſo kömmt es nur noch darauf an, daß man denen Einwürfen zu begegnen wiſſe, welche beſtimmt ſind, das wirkliche Daſeyn einer göttlichen Offenbarung zu beſtreiten. Und auch wider dieſe giebt es ſichre und zuverläſſige Regeln, ihre Gefährlichkeit zu entdecken und zu zernichten; Regeln, die ſich leicht anwenden laſſen; die aber einem getreuen Gedächtniſſe anvertraut werden müſſen. Ich gedenke, in meinem nächſten Blatte von denſelben zu reden, und wünſche nur daß beſonders die Kinder eines höhern Standes Väter haben möchten, die über den Unterricht in der nöthigſten und wichtigſten Erkenntniß, wie Neſtor Ironſide, denken wollten.

Der
nordiſche
Aufſeher.

Erſten Bandes,

Zweyte Abtheilung.

[illegible]

Müllerſche

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ein und dreyßigſtes Stück.

Die Religion hat den großen und ihres Urhebers ſo würdigen Endzweck, die Neigungen unſrer Seele zu reinigen, unſre Begierden in Ordnung zu bringen, die Stärke unſrer Leidenſchaften zu mäßigen und die Macht der Sinnlichkeit zu überwinden, damit unſre Handlungen unſrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß ſeyn, und wir ſelbſt zu höhern Stufen des Daſeyns und der wahren Glückſeeligkeit in entferntern Zeiten vorbereitet werden mögen. Solche Abſichten ſetzen das moraliſche Verderben des menſchlichen Herzens voraus, und ihre Erfüllung iſt ohne ſehr große Veränderungen unſrer Seelen unmöglich. Sollen nun dieſe glückſeeligen Veränderungen erfolgen: So müſſen wir von der Göttlichkeit der wahren Religion ſo feſt überzeugt ſeyn, daß unſer Verſtand von keinen Anfällen wider ſie erſchüttert werden möge, und geſchickt ſey, den Verführungen des Herzens leichter zu widerſtehen. Dieſe feſte Ueberzeugung werden wir erhalten, wenn wir von der Beſchaffenheit ſolcher Anfälle unterrichtet ſind, ehe ſich noch unſre unordentlichen Neigungen zu Ausſchweifungen verwöhnt haben. Eben dadurch wurde Neſtor Ironſide bewogen, mich ſehr frühzeitig mit den Einwürfen wider die Religion der Offenbarung bekannt zu machen. Denn wofern wir nur an dem Daſeyn derſelben nicht zweifeln, ſo werden die Leidenſchaften immer einen mächtigen Widerſtand in uns finden, und reißt ſich auch das Herz einmal von ihren Feſſeln loß: So darf man doch die Hoffnung einer gründlichen Aenderung und Beſſerung deſſelben nicht aufgeben, ſo lange der Verſtand noch ihrer Herrſchaft unterworfen bleibt, der ſich ihr allezeit leichter und williger, als das Herz, unterwirft. Dieſes iſt ſo gewiß, daß die Einwürfe wider die Wirklichkeit derſelben am meiſten nur alsdann zu fürchten ſind, wenn wir in der Hitze der Leidenſchaften von ihnen überraſcht werden, wo unſer Verſtand leicht verblendet wird, weil das Herz die Verblendung deſſelben wünſcht.

Wenn man ſich davon überführen will: So braucht man nur die Einwürfe derer, welche das wirkliche Daſeyn einer göttlichen Offenbarung beſtreiten, mit demjenigen zu vergleichen, was erwieſen werden müßte, wenn wir unſre Religion nicht für göttlich halten ſollten.

Und wie viel müßte nicht erwieſen werden? Diejenigen, die ſich an ein ſo kühnes Unternehmen wagten, müßten entweder darthun, daß eine geoffenbarte Religion für das menſchliche Geſchlecht weder nöthig, noch nützlich ſey.

Oder ſie müßten unwiderſprechlich erweiſen, daß diejenigen, welche der Welt verkündigen, daß ihnen Gott ſeinen Willen geoffenbaret habe, keinen Glauben verdienen.

Oder ſie müßten uns gründlich überführen, daß es der Religion, die ſich auf einen göttlichen Urſprung beruft, an wirklich göttlichen Beſtätigungen deſſelben fehle.

Oder ſie müßten aus den Lehren derſelben zeigen, daß ſie nicht von Gott entſprungen ſeyn könnten.

Endlich müßten ſie uns unläugbar ſchädliche Einflüſſe und Wirkungen derſelben auf die Moralität und Glückſeeligkeit des Menſchen darthun. Andre Arten gründlicher Beweiſe wider die Wirklichkeit einer geoffenbarten Religion laſſen ſich nicht denken. Denn wenn ſie nothwendig oder in einem hohen Grade nützlich iſt; wenn wir wider die Glaubwürdigkeit derjenigen, welche eine unmittelbare Offenbarung von Gott empfangen zu haben verſichern, keine erheblichen und gegründeten Einwendungen machen können; wenn ſie ihre Sendung von ihm, und die Lehren, die ſie in dieſem Charakter verkündigen, mit unverdächtigen Beweiſen der Göttlichkeit beſtätigen; wenn ihre Lehren den Endzweck einer göttlichen Offenbarung erfüllen, und weder unläugbare Grundſätze einer unverfälſchten Vernunft, noch die Sittlichkeit und Glückſeeligkeit der menſchlichen Natur beleidigen, ſondern vielmehr befeſtigen und erhöhen: So muß aller Widerſtand gegen eine ſolche Religion, wenn er nicht aus Unwiſſenheit entſpringt, frevelhaft und ſtrafwürdig ſeyn.

Wir würden freylich berechtiget ſeyn, die Religion, die ſich eines unmittelbaren Urſprunges von Gott rühmte, entweder als einen Betrug, oder als die Wirkung einer ſchwärmeriſchen Einbildung zu verwerfen, wofern mit unumſtößlichen Gründen erwieſen werden könnte, daß eine göttliche Offenbarung für uns weder nothwendig, noch nützlich wäre; weil alles, was Gott thun ſoll, entweder nöthig, oder in einem hohen Grade nützlich ſeyn muß. Wenn ich von der Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion rede: So verſtehe ich nicht die Nothwendigkeit des Metaphyſikus; ich verſtehe eine Nothwendigkeit der Bedürfniß. Daß nun die Menſchen keiner Offenbarung bedürften, welcher Freydenker könnte dieſes beweiſen? Er wird vielleicht von der Hinlänglichkeit und Vortrefflichkeit der natürlichen Religion reden; er wird uns ſagen, daß uns die Betrachtung der Welt auf Gott, und die Aufmerkſamkeit auf die Stimme des Gewiſſens zur Erkenntniß unſrer weſentlichen Pflichten führe; er wird viele ſchätzbare Stellen heidniſcher Weltweiſen und Dichter ſammlen, zum Beweiſe, daß viele moraliſche Lehren des Chriſtenthums auch ohne die Hülfe einer göttlichen Offenbarung entdeckt werden können: Allein wenn man ihm alles dieſes eingeſteht: Wo wird er uns dieſe ſo hinlängliche, dieſe ſo vortreffliche natürliche Religion in ihrer Reinigkeit und Vollſtändigkeit zeigen, und was wird er antworten, wenn er gefragt wird, ob alle Menſchen ihre Vernunft richtig gebrauchen, und gebrauchen können? Und womit will er beweiſen, wenn auch alle Menſchen eine hinlängliche natürliche Religion hätten, daß eine göttliche Offenbarung keinen uns vor ihrer Mittheilung unbekannten Nutzen haben könnte? Muß ein Freygeiſt, wie ſcharfſinnig und witzig er auch ſeyn mag, auf ſolche Fragen verſtummen: So wird derjenige, der einer unverführten Vernunft folgen will, alle Einwürfe wider die Nothwendigkeit und den Nutzen einer Offenbarung verachten, und ſich dadurch nicht abhalten laſſen, ein Chriſt zu ſeyn.

Unterdeß beweiſt freylich weder die Nothwendigkeit noch der Nutzen einer geoffenbarten Religion, daß diejenigen Glauben verdienen, welche verſichern, einer göttlichen unmittelbaren Erleuchtung gewürdigt zu ſeyn. Vielleicht kann das Gegentheil erwieſen; vielleicht kann ihre Ausſage des Betrugs oder der Einbildung überführt werden. Und wie viele ſind nicht wirklich überführt worden, daß ſie entweder Betrüger, oder Betrogne, oder Schwärmer waren? Allein mit welchen Gründen werden wir ihre Glaubwürdigkeit beſtreiten dürfen? Werden dazu unbewiesne Muthmaſſungen hinreichen? Oder kann man durch die bloße Möglichkeit, daß jemand ein Betrüger, ein Betrogner, oder ein Enthuſiaſt ſeyn kann, berechtigt werden, die Treue, die Zuverläßigkeit, und Glaubwürdigkeit deſſelben zu läugnen? Oder dürfen wir unſern Theil von Scharfſinnigkeit und Witz gebrauchen, ſie durch eine wahrſcheinliche Erdichtung möglicher Fälle zu beſtreiten? Wenn dieſe Arten des Beweiſes erlaubt ſeyn und unſre Verbindlichkeit zu glauben aufheben ſollten: So würde der weiſeſte, der beſte und tugendhafteſte Mann in einer beſtändigen Gefahr ſeyn, für einen Betrüger, oder für einen Schwärmer gehalten zu werden, und Treue, Zuverläßigkeit und Glaubwürdigkeit würden wir für Namen halten müſſen, die nichts bedeuten.

So verderbt auch die menſchliche Natur ſeyn mag: So iſt doch niemand ohne Abſichten ein Betrüger; er hat Endzwecke, die er durch den Betrug glücklicher, als durch andre Mittel zu erreichen hofft; es ſey nun Macht und Anſehen, oder die Befriedigung andrer Leidenſchaften, oder die Einbildung, daß ein feiner künſtlicher Betrug Verſtand zeige, und das Vergnügen, leichtgläubige und unvorſichtige Gemüther hintergangen zu haben. Niemand darf für einen Betrüger erklärt werden, der nicht ſolcher Abſichten überführt worden iſt, und wir können niemanden ſolcher Abſichten anders als durch wirkliche Handlungen überführen, die wider einen guten und untadelhaften moraliſchen Charakter ſtreiten. Es kann nicht erlaubt ſeyn, ſie ihm anzudichten; ſie müſſen erwieſen werden.

Eben ſo dürfen wir, ohne unbillig zu urtheilen, niemanden für betrogen, oder für einen Enthuſiaſten erklären, wenn wir ihn nicht aus ſeinen Handlungen der Leichtgläubigkeit, der Nachläßigkeit und Sorgloſigkeit im Gebrauche ſeiner Sinnen, ſeines Urtheils und ſeiner Vernunft, oder auch eines völligen Mangels dieſer edlen Eigenſchaften überweiſen können. Bloße Möglichkeiten können auch hier nichts wider ihn entſcheiden. Herrſchende und ausgebreitete Irrthümer und Vorurtheile können freylich Leichtgläubigkeit und Schwärmerey erzeugen; aber alsdann müſſen wir erweiſen, daß diejenigen, welche wir für betrogen, oder für Enthuſiaſten erklären wollen, gleich andern, Sclaven dieſer herrſchenden Vorurtheile und Irrthümer waren. Ueberdieß ſetzen Betrogne allezeit Betrüger voraus, und dieſe müſſen entdeckt und überwieſen ſeyn, wenn wir uns für berechtigt halten wollen, andre als Betrogne anzuſehen.

Man muß geſtehen, daß der Glaube an eine Religion, die unſer ganzes Leben regieren ſoll, eine ſo wichtige Handlung iſt; eine Handlung, von der unſre Ruhe und Glückſeligkeit ſo ſehr abhängt, daß wir, auſſer der Treue und Glaubwürdigkeit ihrer erſten Lehrer, noch andre und zwar unläugbare göttliche Beſtätigungen ihres höhern Urſprunges begehren müſſen. Wunder, die in dieſer Abſicht verrichtet werden, oder ſolche Wirkungen, die alle menſchliche Macht und Weisheit überſteigen, ſie mögen nun zu ihrer Wirklichkeit die Kraft höherer Weſen, oder die unmittelbare Anwendung der göttlichen Allmacht erfodern, und Vorherverkündigungen weit entfernter ganz zufälliger Begebenheiten, die ſich in der Folge der Zeit ſo, wie ſie verkündigt wurden, wirklich zutragen, ſind unläugbar göttliche Beſtätigungen einer geoffenbarten Religion. Rühmt ſich eine Religion ſolcher Beſtätigungen: So kann dieſer Ruhm nur durch unverwerfliche hiſtoriſche Beweiſe zernichtet werden. Die Begebenheiten, welche ſie als Wunder preiſt, haben entweder die Eigenſchaften wahrer Wunder nicht; oder ihr Daſeyn gründet ſich auf keine zuverläßigen Zeugniſſe. Die Vorherverkündigungen weit entfernter, ganz zufälliger Begebenheiten ſind entweder erdichtet und untergeſchoben, welches durch unverwerfliche Zeugniſſe erwieſen werden muß; oder ſie ſind nicht zu der Zeit erfüllt worden, da ſie in ihre Erfüllung gehen ſollten. Das iſt alles, womit eine billige Vernunft ſolche Beweiſe entkräften kann.

Jedoch die Einwürfe wider eine Religion, die für göttlich erklärt wird, können wider ihre Lehren ſelbſt gerichtet ſeyn. Dieſe Lehren ſind beſtimmt, entweder unſre Begriffe und Erkenntniſſe von dem höchſten Weſen, von ſeinen

Eigenſchaften, von ſeinen Werken und Rathſchlüſſen, von unſrer Beſtimmung und eigentlichen Beſchaffenheit, und von den Mitteln, glückſeelig zu werden, zu reinigen, zu erweitern, oder zu erhöhen, oder unſern Willen gewiſſen Geſetzen zu unterwerfen, uns von unſern Pflichten richtiger und vollſtändiger zu unterweiſen, und uns neue Bewegungsgründe und Aufmunterungen zur Erfüllung derſelben mitzutheilen. Da die Lehren der erſten Art entweder ſolche ſind, die wir zum wenigſten nach ihrer Bekanntmachung begreifen und mit den unläugbaren Grundſätzen der Vernunft vergleichen können, oder Lehren, von denen wir nur einen dunkeln und unbeſtimmten Begriff haben ſollen: So müſſen gegründete Einwürfe wider dieſelben beweiſen, daß ſie wirklich irrige Sätze enthalten, die andern unläugbaren Wahrheiten von Gott und der menſchlichen Glückſeeligkeit nachtheilig ſind, oder ſie müſſen eines theils völlige Unverſtändlichkeit, theils eine völlige Unnützlichkeit darthun, wenn ſich keine Schädlichkeit derſelben zeigen läßt. Sind aber die Einwürfe wider das moraliſche Lehrgebäude einer

groſſengeoffenbarten Religion gerichtet: So müſſen ſie uns durch unwiderſprechliche Gründe überzeugen, daß es zu Laſtern gegen Gott verführt, oder zur Beleidigungen der beſondern und allgemeinen Glückſeeligkeit aufmuntert. Andre Arten von Einwürfen wider die Lehren einer geoffenbarten Religion können keine Verbindlichkeit erzeugen, uns dem Gehorſame gegen ſie zu entziehen.

Endlich laſſen ſich vielleicht auch aus den Wirkungen, Folgen und Einflüſſen einer Religion Einwürfe wider ihre Göttlichkeit herleiten. Dieſe müſſen, wenn ſie uns von dem Bekenntniſſe derſelben zurückhalten ſollen, eine unläugbare Schädlichkeit ihrer Wirkungen darthun. Dieſe Schädlichkeit muß nicht bloß ſcheinbar ſeyn; die wahre Glückſeeligkeit der menſchlichen Natur muß nicht damit beſtehen können; ſie muß auch ihren nothwendigen Grund in den Lehren der Religion ſelbſt haben. Denn wenn ſie bloß zufällig, oder in einem unrechtmäßigen Verhalten der Menſchen gegründet iſt: So kann der Vorwurf derſelben die Religion nicht treffen; er kann keinen Beweis ihrer Ungöttlichkeit abgeben.

Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht neu; aber ſie ſind die Sprache einer billigen und weiſen Vernunft, und wenn kann man ihre Stimme zu oft hören, da ſie unſre beſtändige Rathgeberinn ſeyn ſoll? Sie enthalten alle Regeln, nach denen wir die Gründlichkeit und Wichtigkeit aller Einwürfe wider die Religion prüfen müſſen, und ſie ſind ſo leicht, daß wir ſie ſchon in einer frühen Jugend faſſen und anwenden lernen können. Schon lange iſt Neſtor Jronſide glücklich und belohnt: Aber welch eine Dankbarkeit für ſeine Unterweiſungen empfinde ich nicht, wenn ich an die Gefahren denke, die mein Herz bloß durch die Hülfe und Anwendung dieſer Regeln überwunden hat!

C.

Zwey und dreyßigſtes Stück.

Einige von denen, welche die Fehler und Unordnungen andrer mit einem ſo lebhaften Vergnügen aufſuchen, beurtheilen und verdammen, würden vielleicht weniger Geſchmack an einer Freude finden, deren gemeinſte Quelle ein böſes Herz iſt, wenn ſie nicht die Einbildung hätten, daß eine Scharfſichtigkeit, der keine Unvollkommenheit verborgen bleiben kann, einen größern Verſtand, und eine ganz auſſerordentliche Klugheit bezeichne. Die Neigung, den Menſchen nur von ſeinen beſſern Seiten zu kennen, deucht ihnen Schwachheit, und eine menſchenfreundliche Nachſicht gegen dasjenige, was wirklich Misbilligung und Tadel verdient, Einfalt zu ſeyn, und ſie fürchten nichts ſo ſehr, als den Vorwurf der Schwachheit und Einfalt. Ein ſolcher Stolz, der von ſo nachtheiligen Folgen für das gemeinſchaftliche Beſte begleitet wird, iſt freylich nicht edel: aber er iſt doch von einem boshaften Herzen noch unterſchieden, und kann vielleicht durch die Betrachtung geheilt werden, daß weit mehr Verſtand dazu gehöre, an unſern Nebenmenſchen dasjenige, was unſrer Hochachtung und des Beyfalles tugendhafter Herzen werth iſt, zu entdecken, als ſeine Schwachheiten und Ausſchweifungen auszukundſchaften. Denn ich bin durch ſehr viele Erfahrung überführt worden, daß die Blödſinnigſten in ſolchen Entdeckungen die Glücklichſten ſind, wenn ſie ein feindſeeliges und neidiſches Herz haben, weil nichts ſo aufmerkſam macht, als Feindſeeligkeit und Neid. Und was gehört zur Kenntniß fremder Unvollkommenheiten und Abweichungen von den Wegen der Rechtſchaffenheit mehr, als Aufmerkſamkeit?

Niemand ſieht in den Werken des Witzes und der Einbildung die Beleidigungen der Regeln geſchwinder, als der Anfänger in der Critik; nur ein ſehr geübter, ſehr feiner Geſchmack kann die Schönheiten derſelben nicht allein empfinden, ſondern auch aus einander ſetzen. Der Kenner würde vielleicht die Mine nicht verändern, wenn ſelbſt der Virtuoſe, von dem der Dichter ſagt:

Ein einziger Läufer von dir iſt mehr als hundert Concerte
Von vierzig muthigen Stümpern gelärmt,

einen Misgriff thäte. Soll er darum beſchuldigt werden dürfen, daß er kein muſikaliſches Ohr habe, und wird ſich der mit ſeinem feinern Ohre gegen ihn rühmen dürfen, der uns alle

Fehler derſelben wider den Tact und das Tonmaaß beweiſen kann?

Es verhält ſich mit den moraliſchen Schönheiten wie mit allen andern Arten von Schönheiten, die nicht ohne die Hülfe eines unterrichteten und aufgeklärten Verſtandes beurtheilt werden können. Zur Entdeckung des Fehlerhaften iſt **Empfindung** genug; zur Entdeckung des Regelmäßigen und Harmoniſchen gehört **Einſicht**. Und hierbey iſt noch dieſer wichtige Unterſchied zu bemerken: Die **Empfindung** kann irren, ſie kann verführt werden; **Einſicht** aber iſt allezeit ſicher und gewiß.

Wenn alſo die Menſchen in der Beurtheilung andrer Verſtand und Scharfſinnigkeit zeigen wollten: So ſollten ſie ſich mehr beſtreben, ihre guten Seiten kennen zu lernen; zu zeigen, daß ſie in die verborgnern löblichen Abſichten ihrer Handlungen eindrängen; daß beſonders ein bloßer nachtheiliger Schein derſelben ihr Urtheil nie verblendete; daß ſie niemals Uebereilungen mit muthwilligen Ausſchweifungen, und unvorſetzliche Fehltritte niemals mit Verbrechen vermengten. Wer könnte alsdann an der Größe ihres Verſtandes zweifeln, und was noch mehr iſt, wer würde daran zweifeln wollen?

Allein ſo viel Verſtand, und einen ſo liebenswürdigen Verſtand zu haben, dazu gehört ein menſchliches und gutes Herz; eine Seele, die nicht durch fremde Vollkommenheiten erniedrigt zu werden glaubt; die nichts zu verlieren fürchtet, daß andre noch edler, noch tugendhafter und vortrefflicher ſind, weil ſie ohne ihre Schuld übertroffen wird; eine Seele, die ſich andrer Vorzüge und Tugenden dadurch zum Eigenthume macht, daß ſie dieſelben bewundert, mit ihrem Beyfalle belohnt, und nachahmt. Denn wer iſt nach einem Homer das größte Genie? Unſtreitig ein Virgil, der über ihn erſtaunt, ihn oft übertrifft, und ihn doch für gröſſer halten kann.

Wie viel würde nicht die Heiterkeit und die Freude des Umganges durch die Allgemeinheit eines ſolchen Charakters gewinnen! Es ſcheint zwar, daß die Langeweile in den meiſten Zuſammenkünften regieren würde, wenn ihnen entweder die edle unſchätzbare Karte, dieſes ſo glückliche Mittel, uns der unerträglichen Laſt unſrer ſonſt ewigen Tage zu entledigen, durch eine neidiſche und feindſeelige Macht genommen, oder wenn der Tadelſucht ein ewiges Stillſchweigen geboten werden ſollte. Eine matte Geſellſchaft ſcheint auf einmal belebt; jedes Gähnen ſcheint vertrieben, jedes Ohr mit einer neuen Aufmerkſamkeit, und jedes Auge mit einem neuen Feuer begeiſtert zu werden, wenn irgend ein guter Name bedroht, wenn irgend ein auſſerordentliches Verdienſt mit einer geheimnißvollen vielſagenden Mine angegriffen, und eine Tugend, an die ſich noch keine Verleumdung wagte, ſelbſt durch ein zweydeutiges heimtückiſches Lob verdächtig gemacht wird. Allein daraus folgt nicht, daß ein Mann, der einem jeden Vorzuge und jedem Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ſo oft andre getadelt werden, lieber einen Vertheidiger, als einen Richter abgiebt, eine Geſellſchaft nicht vielmehr, als der witzigſte Spötter, aufmuntern und erfreuen ſollte, wenn er ſonſt nur die Gaben beſitzt, die dem Umgange Leben und Fröhlichkeit mittheilen.

Wer zieht die Geſellſchaft des Phileas nicht allen andern Geſellſchaften vor? Sogar die Spieler und Spielerinnen vergeſſen bey ihm, daß es Matadore giebt, und gleichwohl erinnert ſich niemand, aus ſeinem Munde ein Urtheil, das einen andern erniedrigen könnte, oder eine witzige Spötterey über fremde Thorheiten, Schwachheiten, oder Laſter gehört zu haben. Wer ihn kennet, wagt in ſeiner Gegenwart Geſpräche dieſer Art nicht, weil er ihn bald zum Stillſchweigen bringt, und beſchämt, ohne ihn beſchämen zu wollen. Welch eine Freude ſtralet nicht aus ſeinen Augen, wenn er eine ungezwungne Gelegenheit findet, eine löbliche Eigenſchaft oder eine würdige That zu erheben! Verdienen auch einige Tadel und Vorwurf, und er ſieht ſich genöthigt, die Gerechtigkeit deſſelben zu erkennen: So wird er doch unſern Unwillen gegen ſie durch eine kluge Erinnerung an ihre unbekannten Vorzüge ſo zu mildern wiſſen, daß derſelbe ſich in ein wahres Mitleid verwandeln wird, und wenn wir ſie nicht hochachten können, ſo wird er doch ſolche Geſinnungen in uns erwecken, daß wir ſie nicht verachten. Gleichwohl iſt er ſo freymüthig und ſo wenig ein Schmeichler! Aber er thut beſtändig die Frage an ſich ſelbſt: Wer iſt ſo vollkommen, daß er niemals Vergebung brauchte? Der menſchliche, der geliebte Phileas! Wie ſehr beweiſt er nicht, daß der vortreffliche Sirach, der beſte ebräiſche Moraliſt, der gewiß unter Chriſten weniger vergeſſen ſeyn ſollte, die Macht liebreicher Neigungen über das menſchliche Herz ſehr gekannt habe, wenn er ſagt: **Wer alles zum Beſten auslegt, der macht ihm viel Freunde, und wer das Beſte zur Sache redet, von dem redet man wieder das Beſte.**

Drey und dreyßigſtes Stück.

Die Trunkenheit iſt eine ſo ſchändliche Beleidigung der Tugend; ſie erniedrigt den Menſchen ſo tief; die Vernachläßigung und Uebertretung der edelſten Pflichten iſt bey ihren Ausſchweifungen ſo unausbleiblich, und ſie hat ſo viele nachtheilige und unglückſeelige Einflüſſe nicht allein auf die Wohlfarth derjenigen, welche ſich dadurch der ſchönſten Vorzüge unſrer Natur berauben, ſondern auch auf das öffentliche und allgemeine Beſte, daß ſowohl der Menſchenfreund, als der Patriot unter einer dringenden Verbindlichkeit ſteht, für ſichre und zuverläßige Mittel beſorgt zu ſeyn, einem ſo gefährlichen Laſter Grenzen zu ſetzen, und den ausſchweifenden Gebrauch berauſchender Getränke zu verhindern. Wie ſtark muß nicht dieſe Verbindlichkeit ſeyn, wenn ſich ſelbſt die geſetzgebende Macht der Staaten genöthigt ſieht, Verordnungen zu machen, die auf die Einſchränkung und Verminderung deſſelben abzielen? Es iſt vielleicht ſo ſchwer nicht, Menſchen, die noch ihrer Vernunft nicht entſagt haben, und ſich beſonders den Eindrücken der Religion nicht muthwillig widerſetzen, zu überzeugen, daß die Trunkenheit eben ſo ſtrafbar, als ſchändlich ſey: Allein wie ſchwer iſt es nicht, da dieſes Laſter ſeine fruchtbarſte Stärke von der Macht der Gewohnheit empfängt, diejenigen, bey denen es zur zweyten Natur geworden iſt, von der Herrſchaft deſſelben zu befreyen!

Unter denen, welche ſich ihres höhern Standes, ihrer Geburt, und ihres Ranges wegen auch in der Tugend von andern unterſcheiden müſſen, kenne ich niemanden, der ſich ſo vergäße, daß er der Trunkenheit die Gewalt einer tyranniſchen Leidenſchaft über ſich verſtattete. Wenn ſich aber einige unter ihnen dadurch erniedrigen ſollten: So können dieſe, wenn ſie ſich nur überzeugen laſſen, daß Nüchternheit und Mäßigkeit vornehme Tugenden ſind, noch am leichteſten gebeſſert werden. Denn da es nur darauf ankömmt, eine Fertigkeit in der dieſem Laſter entgegengeſetzten Tugend zu erlangen: So dürfen ſie, auſſer einer ſorgfältigen und anhaltenden Erinnerung an das, was ſie ihren Pflichten ſchuldig ſind, bloß eine Zeitlang ſolche Geſellſchaften ſuchen, wo ſie Wohlſtand und Ehrfurcht nöthigen, ſich in dem Genuſſe der ihnen gefährlichen Getränke zu beherrſchen. Wenn es ihnen nicht an Verſtand fehlet, und wer ſollte mehr Verſtand haben, und fähiger ſeyn, vernünftige Vorſtellungen anzunehmen, als der Vornehme? durch wie viele und wie wichtige Gründe könnten ſie nicht die Entſchlieſſung, ſich von einer der unglücklichſten Leidenſchaften loszureiſſen, ſtärken und befeſtigen! Ihnen dieſe Gründe alle nennen zu wollen, das würde faſt ſo viel ſeyn, als an ihrem Adel, oder an ihrem Range und Titel zu zweifeln.

Aber die Beſſerung niedriger und gemeiner Trunkenbolde männlichen und weiblichen Geſchlechtes iſt beynahe unüberwindlichen Hinderniſſen und Schwierigkeiten unterworfen. Für dieſe weiß ich beynahe keinen glücklichern Verbeſſerer, als einen Mann oder eine Frau von dem Charakter derjenigen, die einmal an meinen Großoheim, den Zuſchauer, folgenden ſehr kurzen und nachdrücklichen Brief ſchrieb:

Wertheſter Herr Zuſchauer,

Ich habe einen Säufer zum Manne, der ein ſehr ärgerliches Leben führt, durch ſein Schwelgen ſeinen Leib und ſein Vermögen zu Grunde richtet, und bey allem was ich ihm vorhalte, und was noch ärger iſt, ſelbſt bey meinem Bitten, unbeweglich bleibt. Ich möchte alſo gern wiſſen, ob nicht in einigen Fällen mit einem tüchtigen Stocke mehr auszurichten ſeyn möchte, als mit allen noch ſo rührenden Vorſtellungen; ob folglich dieſes Mittel nicht mit Recht von einer Frau gebraucht werden könne, die ihres Mannes Geſundheit und Vermögen liebt? Ich bin

Ihre ſehr nüchterne Dienerinn,
Catharina Holzapfelbaum.

So gewiß aber das vorgeſchlagne Mittel zuweilen beſſern möchte: So wenig kan ich doch die Einführung und Erlaubniß deſſelben anrathen, ungeachtet es mein Großoheim nicht ganz gemisbilligt zu haben ſcheint, weil ich befürchte, daß die Vergünſtigung dazu vieles beytragen möchte, die Zeiten des Fauſtrechtes zurückzubringen.

Ich kenne alſo, auſſer den öffentlichen oft wiederholten und nachdrücklichen Beſtrafungen dieſes Laſters von den Dienern der Religion, keine beſſere Hülfe zur Ueberwältigung deſſelben in unſrer Stadt, als die Hülfe einer weiſen und väterlichen Regierung, und eine Policey, die aufmerkſam und eifrig genug iſt, über die Beobachtung ihrer Geſetze zu wachen. Biere, die geſund, leicht und wohlfeil ſind, muß der gemeinere Künſtler und Arbeiter haben; deſto koſtbarer aber müſſen die ſtarken Getränke ſeyn, die der groſe Haufe ſo ſehr liebt, und die Abgaben, welche den Preis derſelben erhöhen, verdienen allezeit gerühmt zu werden, ſo ſtark ſie auch ſeyn mögen. Wie ſehr müſſen wir denn nicht unſerm ſo liebenswürdigen Könige, der ſo gern nicht allein glückliche, ſondern auch tugendhafte Unterthanen zu beherrſchen wünſcht, für ſeine väterlichen Verordnungen wider den Misbrauch ſtarker Getränke danken! Schon haben ſie viele glückliche Folgen gehabt; und was kann nicht der Freund des Vaterlandes und der Freund der Tugend noch erwarten, wenn diejenigen, denen die Vollziehung derſelben anvertraut iſt, allezeit ihre Pflicht lieben, und darf man daran zweifeln, ohne an ihrer Dankbarkeit und Liebe gegen den König zu zweifeln?

Alles was vielleicht ein patriotiſches Herz noch wünſchen möchte, iſt, wenn ſie ſich erfinden läßt, die Beſtrafung der Unordnungen, die aus der Trunkenheit entſpringen und von der Obrigkeit geahndet werden müſſen, durch öffentliche und gerichtliche Beſchimpfungen, und die gröſſere Einſchränkung des Müßigganges, an dem erſten Tage der Woche, die vielleicht dadurch erhalten oder erleichtert werden könnte, wenn diejenigen, die Gaſtſtuben haben, an dieſem Tage keine Gäſte ſetzen dürften. Dieſe möchten vielleicht, wenn ein ſolcher Wunſch erfüllt werden könnte, weniger gewinnen, allein was iſt der Verluſt derer, die durch die Ausſchweifungen ihrer Mitbürger gewinnen, gegen die Vortheile, die aus der Ausrottung oder gröſſern Verminderung mehr als eines Laſters, für den ganzen Staat entſpringen würden?

Vier und dreyßigſtes Stück.

Derjenige, welcher der Welt wichtige und gemeinnützige Wahrheiten vorträgt, verdient zwar unſre Aufmerkſamkeit, unſre Hochachtung und unſre Erkenntlichkeit, wenn ſich ſeine Schreibart auch nicht durch die Vollkommenheiten unterſcheidet, mit denen ſie einem guten und zärtlichen Geſchmacke zu gefallen ſuchen ſollte. Allein es iſt gewiß, daß ein Schriftſteller die Sorgfalt, nothwendige und vortreffliche Lehren auf eine angenehme und gefällige Weiſe zu ſagen, nicht leicht übertreiben kann, wenn er geleſen zu werden und Eindruck zu machen wünſcht. Enthalten ſeine Schriften nicht bloß wichtige, ſondern auch unangenehme und verhaßte Wahrheiten: So wird jeder Fehler der Schreibart ihre Wirkung hindern; wo nicht viel geſunder Witz iſt, wird nicht viel geſunde Vernunft erwartet, und zugleich wird man ſich überreden, daß derjenige, welcher in ſeinen Einfällen unglücklich iſt, nicht viel glücklicher in ſeinen Beweiſen und Schlüſſen ſeyn werde. Hätte der Verfaſſer *) des *Freundes der Menſchen*, oder der *Abhandlung von der Bevölkerung* dieſe oft beſtätigten Anmerkungen mehr erwogen: So würde er ſich die mannichfaltigen Nachläßigkeiten ſeiner Schreibart nicht verzeihen; er würde ſein Werk lieber noch einige Jahre zurückgehalten haben, um das Aeuſſerliche deſſelben ſeinem innern Werthe gemäßer einzurichten. An Lebhaftigkeit und Munterkeit fehlt es ſeinem Vortrage nicht; zuweilen erhebt er ſich auch und wird ſtark; man hört auch überall die Sprache eines Herzens, welches das Glück des menſchlichen Geſchlechtes, und vorzüglich die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes liebt; aber er ſinkt ſehr oft in das Gemeine und Niedrige herab, wenn er ſeinen Ausdruck mit Metaphern oder kurzen Allegorien ſchmücken will; er wird auch nicht ſelten weitſchweifig, unordentlich, undeutlich. Unterdeß ſind alle dieſe Unvollkommenheiten nicht ſo wichtig, daß der Freund der Menſchen nicht allen denen empfohlen werden ſollte, welche beſonders durch ihre Aemter zur Sorge für die allgemeine irrdiſche Glückſeeligkeit der Völker verbunden ſind. Die Wahrheiten, die er lehrt, ſind vielleicht nicht neu; aber ſie ſcheinen zuweilen vergeſſen zu werden, beſonders in unſern Zeiten, wo viele dem Anſehen nach glauben, daß die Handlung die einzige oder doch die vornehmſte Quelle des Reichthums und Ueberfluſſes ſey. Einige kurze Auszüge werden, wie ich hoffe, mein Urtheil rechtfertigen.

---

*) L'Ami des hommes ou traité de la population par le Marquis de Mirabeau. A la Haye 1758.

Die Hauptabſicht des Verfaſſers iſt, zu zeigen, wodurch ein Volk glücklich und reich werden könne. Er nennt aber ein Volk reich, wenn es beſitzt, was es zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit, und zu einem gemäßigten, aber allgemeinen Vergnügen braucht, und alles dieſes ſucht er, und mit Recht, vornehmlich in der Vermehrung der Menſchen. Man müßte ſich wider die Zeugniſſe der Geſchichte und der

Erfahrung auflehnen, wenn man an dieſer Wahrheit zweifeln wollte. Geſeegnete und glückliche Nationen waren auch allezeit zahlreich, ob man gleich hinzuſetzen muß, um alles zu ſagen, daß dieſe zahlreichen Völker zugleich fleißig, mäßig, und arbeitſam waren.

Allein welches iſt das ſicherſte Mittel der Bevölkerung? Wodurch wird die Vervielfältigung der Menſchen befördert? Wodurch wird ſie zurückgehalten oder vermindert? Kaum durch den Krieg, wenn er nur dem Feldbaue nicht ſchadet; auch nicht durch die Wanderungen, ſobald die Erde nicht wüſte und unbearbeitet bleibt; nicht einmal durch den eheloſen Stand, wenn er mit einer ſolchen Einrichtung verknüpft iſt, die die Unverheyratheten zwingt, von einem geringen Einkommen zu leben, und andern Raum zu machen, die von der Ehe Vergnügen genug erwarten, um die Sorgen und Beſchwerlichkeiten derſelben nicht zu fürchten. Nur die Vernachläßigung oder der Verfall des Ackerbaues auf der einen Seite, und die Schwelgerey, oder der übermäßige Aufwand einer kleinen Anzahl von Einwohnern auf der andern erſtickt den Zuwachs neuer Bürger.

Ein alter Römer lebte mit ſeiner Familie von einem Morgen Acker; ein einziger Iroqueſe braucht das Wild, das ſich von funfzig Morgen nährt. Je ſorgfältiger die Erde gebauet wird, deſto mehr werden ſich die Menſchen vervielfältigen, und je weniger wir ſie brauchen, Nahrung und Unterhalt für uns hervorzubringen, deſto gröſſer wird die Entvölkerung ſeyn, man mag die Heyrathen begünſtigen und aufmuntern, wie man will. Bloß ein Pferd mehr in einem Lande, als zur Bedürfniß und zu einer eingeſchränkten Bequemlichkeit ſeiner Bewohner unentbehrlich iſt, tödtet, oder vertreibt, wenn ſonſten alles fleißig genug bearbeitet wird, zum wenigſten vier Menſchen: Eine Anmerkung, die, wie ich hoffe, übertrieben iſt; denn, wenn ſie richtig ſeyn ſollte, wie viel Menſchen würden nicht bey uns durch die Pferde vertrieben, die überflüßig und entbehrlich ſind?

Was folgt hieraus? Das Maas des Unterhaltes iſt das Maas der Bevölkerung. Man vermehre den Unterhalt, ſo vermehrt man die Menſchen; der Unterhalt aber wird vermehrt, wenn der Ackerbau ausgebreitet und verbeſſert wird.

Der Ackerbau iſt die erſte und edelſte Kunſt; die Kunſt, welche das Geheimniß der Natur und der Vorſehung entdeckt oder nachgeahmt hat, das Geheimniß, alles, was der Menſch zu ſeinem Unterhalte braucht, zu vervielfältigen; die Kunſt, welche der meiſten Künſte entbehren könnte, obgleich keine andre Kunſt ihrer Hülfe entbehren kann; die nothwendigſte und unſchuldigſte Kunſt, die Quelle der Geſelligkeit und Vereinigung. Was für eine Gaſtfreyheit bey denen, die beſtändig auf dem Lande leben! Der ärmſte Landmann giebt vielleicht aus ſeinem Garten umſonſt, was der Städter ausſchmückt, um es theuer zu verkaufen. Jedoch man bringt moraliſche Vortheile ſelten in Anſchlag; man muß eine Rechnung machen, die mehr reitzt. Und iſt ſie nicht bald gemacht? Wo wir gutbearbeitete Felder finden, da werden wir auch viele Menſchen finden; eine gewiſſe Erfahrung, welche beweiſt, daß keine Beſchäftigung mehr unterſtützt, aufgemuntert und geehrt zu werden verdiene, als der Ackerbau. Wenn andre Stände, die in ihrem Glücke bloß von dem Flore deſſelben abhangen, mehr begünſtigt werden, als ſie: So wird aus der Pyramide ein Thurm, oder vielmehr ein umgekehrter Kegel, der ſich nur durch ein Wunder vor ſeinem Umſturze erhält.

Allein oft verurſacht ſelbſt die gröſſre Glückſeeligkeit eines Volkes den Verfall ſeines Ackerbaues. Je ruhiger eine Geſellſchaft iſt, deſto mehr wird ſie durch verſchiedne Arten des Fleiſſes und der Geſchäſtigkeit beſeelt; ein deſto freyeres Spiel hat das Glück. Die kleinen Erbtheile werden nach und nach von den gröſſern verſchlungen, und wie groß iſt gleichwohl der Unterſchied zwiſchen der Fruchtbarkeit eines kleinen Gutes, das eine arbeitſame Familie nährt und zwiſchen den weitläuftigen Fluren, welche entweder geizigen Pächtern, oder nachläßigen und eigennützigen Verwaltern preis gegeben ſind, die die Verſchwendung ihrer ſtolzen und in der wollüſtigen Unwiſſenheit der Hauptſtadt verſunknen Herren unterhalten ſollen. Je mehr ein Land kleine Eigenthümer hat, deſto mehr Leben hat der ganze Staat, und was von einem ganzen Staate wahr iſt, muß auch in Abſicht auf einen jeden groſſen Eigenthümer eintreffen. Das Land wird alsdann ohne Muth, Luſt, und Eifer bearbeitet, und die Natur erzeigt ſich am mütterlichſten nur gegen diejenigen, die ſich die meiſte Mühe um ihre Wohlthaten geben.

Die Glückſeeligkeit eines Staates verurſacht einen ſtarken Umlauf von den Zeichen unſerer Bedürfniſſe und wirklichen Güter. Dieſer verſetzt die Eigenthümer vom Lande in die Hauptſtadt, die ſchon überfüllt iſt. Sie gewinnen die Wollüſte derſelben lieb; ſie verlangen nicht nach ihren Gütern zurück; ſie ziehen ihre Einkünfte nach der Stadt, welche ſie vorher eben da verwendeten, wo ſie gehoben wurden, und ſo müſſen die äuſſerſten Theile des Körpers vertrocknen, weil ſich alle Säfte im Herzen, oder vielmehr in dem Haupte, anhäuſen. Der Verfaſſer führt noch andre Urſachen von dem Verfalle des Ackerbaues in Frankreich an, die es bey uns nicht ſind, und nach meiner Hoffnung, wofern wir uns durch den Schaden andrer Völker warnen laſſen, niemals ſeyn werden.

Allein wenn auf den Ackerbau ſo viel ankömmt, wodurch kann ihm aufgeholfen werden? Der Verfaſſer antwortet: Liebet die

Großen; unterſtützet die von einem mittlern Stande; ehret die Geringen.

Liebet die Großen. Durch euer Exempel gelehrt werden ſie diejenigen lieben, die unter ihnen ſind. Der Staat muß blühen, daß ſie glauben, eine große Familie erhebe ſich mehr durch die würdigen Subjecte, die in ihrem Schooße gebohren werden, als durch die großen Güter, die aus unnatürlicher Eitelkeit ein einziger alle beſitzen ſoll.

Unterſtützt diejenigen, die in einem mittlern Stande das Band zwiſchen den Großen und Geringen ſind. Unterſtützet ſie, damit ſie das mühſeelige Alter ihres Vaters erquicken, damit ſie die häusliche Fruchtbarkeit erwecken; damit ſie ſich ihrer Neffen annehmen. Die ſtarke Neigung der Armen zur Ehe iſt eine von den größten Wohlthaten der Vorſehung für einen Staat. Es giebt kein Mittel zwiſchen der Lüderlichkeit und der Ehe, und nur allein die Ehe iſt fruchtbar. Sorget alſo dafür, daß die zerſtörende Philoſophie unſinniger Wollüſtlinge nicht eine nothwendige Klugheit für die übrigen werden müſſe.

Ehret die Geringen. Die Thränen ſteigen mir in die Augen, wenn ich dieſen ſo wichtigen Theil des menſchlichen Geſchlechtes betrachte; wenn ich überlege, wie viel wir ihnen ſchuldig ſind; wenn ich ſie unter der Laſt ihrer Arbeit ſchwitzen ſehe, und bedenke, daß ich von keinem beſſern Stoffe bin, als ſie. Man nennt den großen Haufen der Geringen undankbar, leichtſinnig, unruhig, ungeſchliffen; allein man will nicht wiſſen, daß er verachtet, niedergedrückt und elend iſt. Man würde ihn dankbarer und beſſer machen, wenn man ihn glücklicher machte, und er würde glücklicher ſeyn, wenn er geehrter wäre. Alle Stände müſſen geehrt werden, und beſonders diejenigen, die ſich mit dem Feldbaue beſchäftigen. So lange die niedrigen Ordnungen des menſchlichen Geſchlechtes nicht durch die Ehre ermuntert werden, ſo iſt es unmöglich, den Ueberfluß unter ihnen zu erhalten, der zur Nacheiferung und zum glücklichen Fortgange ihrer Beſchäftigungen unentbehrlich iſt. Wer beſchwert ſich nicht darüber, daß niemand bey ſeinem Stande bleibe; daß jedermann ſich immer von einer Stuffe zur andern zu erheben ſuche; daß dieſer ausſchweiſende Ehrgeiz die untern Claſſen des Staates erſchöpfe, und die höhern überlade, die um allzu vieler Urſachen willen nicht ſo zahlreich ſeyn dürfen? Woher kömmt aber dieſes Uebel? Daher, daß niemand in einem verachteten Stande leben mag. Man bleibt nur gezwungen darinnen; und was man gezwungen thut, kann nicht gerathen. Wenn alſo eine Regierung unter dem Volke einen allzuſtarken Hang bemerkt, ſich von den Dörfern in die Städte, und aus dieſen in die Hauptſtadt zu ziehen: So iſt es Zeit, ihm eine entgegengeſetzte Richtung zu geben. Die Handwerker, die Gewerbe und Künſte dürfen ſich nicht zum Nachtheile des Feldbaues vervielfältigen; denn wenn das Land, als die wahre Quelle der Bevölkerung, vertrocknet: So müſſen auch dieſe vertrocknen. Man betrügt ſich, wenn man glaubt, daß die Kunſt des Ackerbaues ſich durch ſich ſelbſt erhalte; daß ſie, ſo zu ſagen, von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbe; daß die Natur ſelbſt ſie lehre. Der Ackerbau, wie ihn unſre Landleute treiben müſſen, iſt eine Galeerenarbeit. Sollen ſie ihn in ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu einer gröſſern Vollkommenheit bringen, ſo heißt dieß von einem Ruderſclaven verlangen, daß er ein guter Admiral ſeyn ſoll. Wie mannichfaltig ſind die unglücklichen Zufälle nicht, denen er unterworfen iſt! Epidemiſche Seuchen unter den Menſchen und unter dem Viehe; die Härte der Eigenthümer, oder ihre Entfernung; der Eigennutz und die Betrügerey ihrer Verwalter und Aufſeher, und übertriebne Frohndienſte entkräften und zernichten den Landmann. Ein Uhrmacher läßt heute und morgen ein Rad unvollendet; aber er kann es vierzehn Tage nachher noch fertig machen; ein einziger Tag hingegen kann einem Landmann aller Früchte ſeiner Arbeit berauben.

Wie würdig ſind nicht ſolche Anmerkungen und Betrachtungen, in allen Reichen erwogen zu werden! Verdienet nicht der Freund der Menſchen, daß wir ihn noch in einigen Blättern reden hören?

Fünf und dreyßigſtes Stück.

Keine Schmerzen ſind gerechter und menſchlicher, als diejenigen, die wir bey dem Tode der Unſrigen empfinden; ſie mögen nun entweder durch die Natur und durch alle die Verbindungen, welche aus dieſer Quelle entſpringen, oder auch nur durch ihren Charakter, durch die Gleichheit zwiſchen uns und ihnen, durch ihren Umgang, und durch die mannichfaltigen Verknüpfungen einer zärtlichen und vertraulichen Freundſchaft mit uns vereiniget, und nach dem Urtheile unſrer Zuneigung zu unſrer gegenwärtigen Glückſeeligkeit unentbehrlich ſeyn. Unſre Seele verliert durch die Trennung von ihnen, ſelbſt wenn ſie ihren Verluſt befürchtet hat, den Genuß ihrer edelſten und angenehmſten Freuden, die, ſo lange wir unſrer erſten Empfindung glauben, durch keine andern erſetzt werden können, und je gewohnter wir dieſes Genuſſes ſind, deſto mehr bluten auch die Wunden, die uns dadurch geſchlagen werden. Wer könnte denn ſo fühllos ſeyn, und unſre Thränen misbilligen, die alsdann die beſte Erleichterung eines gerührten und niedergeſchlagenen Herzens ſind, wenn es gleich immer die Schuldigkeit einer gottſeeligen und weiſen Seele bleibt, ſich ihrer Traurigkeit nicht ſo ſehr zu überlaſſen, daß ſie dadurch unfähig würde, ihre höhern Verbindlichkeiten zu erfüllen? Ich habe, und zwar in Jahren, wo die Empfindung ſo viel Macht hat, daß eine noch ſchwache und ungeübte Vernunft von derſelben leicht überwältigt werden kann, treue und geliebte Aeltern, Kinder, die mein väterliches Herz mit den ſüſſeſten Hoffnungen erfüllten, und, was nach den theuern Gegenſtänden unſrer natürlichen Zuneigung die größte Glückſeeligkeit der Tugendhaften zu ſeyn pflegt, zärtliche Freunde verloren, und aus dieſen betrübten Erfahrungen weiß ich, wie groß der Schmerz ſey, den die Trennung von ihnen verurſacht, zumal wenn ſie uns plötzlich und unerwartet trifft; und wenn trifft ſie uns nicht unerwartet, und unbereitet? Daher leide ich allezeit mit denen, die unter eine ſo empfindliche Prüfung der Gelaſſenheit und Standhaftigkeit gebracht werden, am meiſten aber mit denen unter ihnen, die vorzügliche Anſprüche zu meiner Hochachtung und Liebe haben. Meine Jahre ſelbſt haben alsdann über meine Wehmuth, und über das Mitleiden, das ich ihnen ſchuldig bin, ſo wenig Gewalt, daß niemand unfähiger ſeyn kann, ſie aus ihrer anfänglichen Betäubung zu ermuntern, als ich. Und möchte dann ihr Schmerz nur durch die Thränen gelindert werden können, die ich mit ihnen weine!

Wie unerträglich war nicht die Philoſophie der Stoiker, die ihrem weiſen Manne ſelbſt das Mitleiden mit dem gerechteſten Kummer andrer Menſchen unterſagten! Epiktets Moral mag ſich mit ihren ſtolzen Sittenſprüchen, gleich Götterorakeln, noch ſo ſehr auf unſre Bewunderung zudrängen; ich kann ihn nicht ohne Unwillen anhören, wenn er uns den Rath giebt, daß wir zwar gegen einen bekümmerten Freund eine traurige Mine und die Geſtalt des Mitleidens annehmen, uns aber hüten ſollen, unſern Schmerz ernſtlich werden zu laſſen. Und wie viel mehr, als Unwillen und Zorn empfinde ich nicht, wenn diejenigen von dieſer Secte, die eine noch größre Härte vorgaben, nicht einmal den äußerlichen Schein des Mitleidens verſtatten wollten, ſondern, wenn man ihnen die Leiden ſelbſt ihrer nächſten Verwandten mit allen den Umſtänden, die nur rühren und bewegen können, erzählte, mit Kaltſinn antworteten:

Das kann alles wahr ſeyn; aber was geht es mich an? Welch eine grauſame Philoſophie, die, wofern ſich die Natur ſelbſt nicht ihrer Ausbreitung widerſetzt hätte, alle Menſchenliebe aufgehoben, und alle Bande der Zuneigung und Freundſchaft zerriſſen haben würde! Wie ſehr unterſcheidet ſich nicht von ihr die Weisheit des Chriſtenthums, die uns gebietet, mit den Weinenden zu weinen! Ein hartes fühlloſes Herz kann kein rechtſchaffenes und tugendhaftes Herz ſeyn, und ich würde an der Aufrichtigkeit meiner Neigung zur Tugend zweifeln, wenn ich weniger empfindlich gegen die Schmerzen und Bekümmerniſſe meiner Nebenmenſchen und meiner Freunde wäre, ſo wenig ich es ihnen vergeben könnte, wofern ſie bey der Trennung von denen, welchen ſie Liebe ſchuldig ſind, unbewegt und gleichgültig blieben. Denn eine gemäßigte Traurigkeit gehöret mit unter die Abſichten der Vorſehung, die uns ſolchen Prüfungen unterwirft.

Allein weil es eine gemäßigte Traurigkeit ſeyn ſoll: So müſſen ſie auch ihren Kummer durch alle Arten weiſer und kräftiger Tröſtungen zu mildern, und die erſten Schmerzen nach und nach in eine ſtille und ruhige Wehmuth zu verwandeln ſuchen, die ihren Kräften einen neuen Trieb giebt, ſich der künftigen Wiedervereinigung mit ihren Geliebten durch ihre Handlungen immer würdiger zu machen.

Dieſe Pflicht iſt unſtreitig; die Frage iſt nur, wo ſie dieſe weiſen und kräftigen Tröſtungen finden? Sollen ſie ſich bemühen, ihre Traurigkeit durch ſinnliche und rauſchende Zerſtreuungen zu erſticken? Wenn ſie dieſes könnten; So würden ſie des Glückes einer tugendhaften und edeln Traurigkeit unwürdig ſeyn. Sollen ſie ſich mit der Vorſtellung von der Nothwendigkeit und endlichen Unvermeidlichkeit ihres Schickſales aufrichten, oder ſich mit der Erinnerung tröſten, daß es eben ſo Elende, oder noch Unglücklichere gebe, als ſie? So würden ſie erſt zur Tugend des Mitleidens unfähig werden müſſen, wenn eine ſolche Erinnerung ihre verdunkelte Seele aufheitern könnte. Sollen ſie endlich die Linderung ihres Kummers der Zeit überlaſſen, die nach und nach auch die heftigſten Empfindungen ſchwächt, wenn die körperliche Natur nur ſtark genug iſt, ihren zerſtörenden Wirkungen zu widerſtehen? Was für eine Tugend wäre es dann, auf dieſe Weiſe beruhigt und getröſtet worden zu ſeyn!

Bey den erleuchtetern Einſichten, die wir haben ſollen, kann niemand zweifeln, daß die Frucht auch der Widerwärtigkeiten, die wir nicht als ahndende Folgen unſrer Handlungen anzuſehen haben, Tugend ſeyn müſſe. Allein dieſe herrliche Frucht kann nicht aufblühen, wenn nicht die Religion den Saamen dazu ausſtreuet, und ſie durch ihre geſeegneten Einflüſſe ſowohl zum Wachsthume, als zur Reife bringt.

Wie unglücklich würden nicht ohne ihre Hülfe diejenigen ſeyn, welche die betrügeriſchen Anerbietungen und Freuden des Laſters verachten gelernt haben, und das Vergnügen dieſes Lebens nur von der Hand einer unſchuldigen und edeln Liebe oder Freundſchaft empfangen wollen! Wie oft würden ſie leiden, und wie unheilbar wäre ihr Kummer, wenn ſie nicht dieſe beſte Tröſterinn hätten! Wenn jedermann um ſie her verſtummt, und niemand aufrichten kann: So wird ſie das dunkle Auge erheitern; mitten in ihrer Nacht wird es einige Stralen von Freude erblicken; der Bekümmerte wird ſich ſelbſt nicht glauben; denn wen überredet, beſonders bey dem Verluſte derer, die wir lieben, die Traurigkeit nicht, daß nunmehr ſein Herz aller Freude verſchloſſen ſeyn werde? Allein wenn er ſich nur dieſer gütigen und hülfreichen Führerinn überläßt, ſo wird ſie ihn bald in lichtvollere Gegenden bringen, und er wird erſtaunen, daß ſelbſt die betrübteſten Umſtände ein fruchtbarer Boden für unſre wahre Glückſeeligkeit ſind.

Wenn unſer Schmerz auch die Leiden, die uns zuſtoßen, nicht vergröſſerte: So iſt es genug, daß er ſie uns nur von ihren unangenehmen Seiten beſtändig, daß er uns von unſern Trübſalen bloß ihre widerwärtigen Folgen, und von unſerm vorhergehenden Glücke bloß die Abweſenheit und die Flucht deſſelben zeigt. Ein ſolcher Anblick verhindert uns zu ſehen, daß alle Arten von Widerwärtigkeiten mit unſrer wahren Wohlfarth beſtehen können. Es iſt uns ein Vater, eine Geliebte, ein theurer Verwandter, ein zärtlicher

licher Freund entriſſen worden; in unſrer Bekümmerniß ſehen wir nichts als den Verluſt; wir zählen die Tage, die wir nicht in ihrer Geſellſchaft zubringen, die Freuden, die wir ihnen nicht zu danken haben, die Aufmunterungen und Erleichterungen, die wir nicht von ihnen empfangen werden. Selbſt das Vergnügen, das wir vormals durch ſie genoſſen, werfen wir zu unſrer Laſt hin, weil wir den Genuß deſſelben nicht wiederholen können. Die Religion aber zeigt uns unſre traurigen Schickſale auch auf ſchönen und angenehmen Seiten; ſie überführt uns; denn ſie hat die Kraft, unſre Vernunft auch mitten im härteſten Schmerze aufmerkſam zu machen; daß jeder Verluſt, ſo tief er uns auch beugen mag, beſtimmt ſey, ein Seegen für uns zu werden; und muß nicht der bitterſte Kummer nachlaſſen, wenn dieſe Ueberzeugung in uns zu wirken anfängt?

Glückſeelig ſind die Bekümmerten, die ſich ihr überlaſſen! Sie wird bald durch ihre großen Wahrheiten einen tiefen Eindruck in ihrem Gemüthe von der genauen und väterlichen Aufſicht Gottes über ihre Wohlfarth und von ſeiner beſondern Regierung aller ihrer Schickſale und Veränderungen wirken. Sie wird ſie bald dahin bringen, daß ſie an dem unverbeſſerlich guten Verhalten ſeiner Vorſehung auch bey ihrem Verluſte nicht zweifeln, daſſelbe bey allem ihnen noch ſo traurigen Scheine des Gegentheils rechtfertigen, und ſeine Rathſchlüſſe und Wege ihren Einſichten und ſelbſt den Wünſchen ihrer Betrübniß vorziehen. Sie werden begreifen lernen, daß er traurige Umſtände nie ohne einen heilſamen und uns vortheilhaften Grund veranſtalte; daß er immer den erträglichern Weg dem beſchwerlichern vorziehe; daß unſre Leiden in dem Zuſammenhange mit unſrer innern Beſſerung, und mit ihren entfernten Folgen, unentbehrliche Mittel zu unſrer gröſſern Glückſeeligkeit, und zugleich zur weitern Erhöhung und Befeſtigung unſrer moraliſchen Vollkommenheiten ſeyn ſollen.

Die Liebe, ſie mag kindliche oder väterliche, oder ehliche Zärtlichkeit, oder vertrauliche Freundſchaft heiſſen, iſt unſtreitig die Quelle des ſchönſten Vergnügens. Was für ein Troſt, den die Religion giebt, wenn wir erſt den großen Gedanken faſſen lernen, daß uns der Beherrſcher unſrer Schickſale die ſinnliche und irrdiſche Gegenwart unſrer Geliebten nimmt, damit ſie ihre völlige Beruhigung in ihm ſuchen, und von einer niedrigen Art der Freude mehr und ſchneller zum Genuſſe der höchſten Glückſeeligkeit hinauf ſteigen mögen!

Die Religion würde bey der Trennung derer, die wir lieben, bekümmerte Gemüther aufrichten, und vor den Ausſchweifungen der Traurigkeit bewahren können, ſelbſt wenn wir Urſache hätten, wegen ihrer künftigen Schickſale beſorgt zu ſeyn, ob ich gleich geſtehe, daß eine ſolche Furcht auch den heftigſten Schmerz eines feinern und edlern Eigennutzes bey ſolchen Seelen überwiegen müſſe, die weiter denken, als auf das Gegenwärtige. Allein wenn uns dieſe Furcht nicht beunruhigen und quälen darf; wenn wir wiſſen, daß ſie lebten, wie diejenigen leben müſſen, die eine unermeßliche Ewigkeit vor ſich ſehen; daß ſie ihr Gewiſſen bewahrten, oder die Unordnungen ihrer Leidenſchaften beweinten und auf die Wege der Tugend zurückeilten; daß ſie ihre künftige Begnadigung nicht von ihrer Rechtſchaffenheit erwarteten, ob ſie gleich mit unablaͤßiger Sorgfalt ihren mannichfaltigen Verbindlichkeiten getreu zu ſeyn ſuchten; daß ſie ſich zum Sterben, als zur wichtigſten Handlung des Menſchen, vorbereitet hatten; daß ſie vielleicht auch mit einer ſtarken Verſicherung ihrer kuͤnftigen Verherrlichung und einer mehr als gewoͤhnlichen und bloß menſchlichen Freudigkeit den finſtern Weg giengen: Welche Quellen der Beruhigung und des Troſtes finden nicht hier diejenigen geoͤffnet, die ihren Verluſt nur im Anfange ihres Kummers fuͤr unerſetzlich halten koͤnnen! Der Tod iſt, nach dem Ausdrucke eines Alten, das Siegel auf ihrem Charakter, und ſie ſind auf eine Hoͤhe geſtellt, wo ſie keine von den Gefahren mehr erreichen kann, die, wenn wir weiſe genug denken gelernt haben, allein zu fuͤrchten ſind. Ihre Gluͤckſeeligkeit iſt mit ihrer Gottſeeligkeit und Tugend auf ewig befeſtigt. In der Welt der Uebung und Verſuchung koͤnnten ſie noch fallen, und wie gefaͤhrlich koͤnnte nicht ihr Fall fuͤr ihre Wohlfarth werden! Eine voͤllige Sicherheit gehoͤrt zur Belohnung einer endlich genug geprüften Tugend. Wenn wir unſre Geliebten in dieſer Sicherheit wiſſen, oder doch mit guten Gründen hoffen können, daß ihr Glück über alle Zufälle erhoben ſey: Wie gern müſſen wir unſern Schmerzen Gewalt anthun und uns beſtreben, einer fröhlichen Wiedervereinigung mit ihnen immer würdiger zu werden?

Alles dieſes iſt ſehr ernſthaft; ſehr ernſthaft, muß ich geſtehen, für Leſer, welche ſich nicht gewöhnt haben, oder eines noch allzu ungebeſſerten Herzens wegen, ſich nicht gewöhnen wollen, mit ihren Gedanken auch bey den bewölktern und dunklern Scenen des menſchlichen Lebens zu verweilen! Und ein öfterer Stillſtand bey ihnen könnte doch glückſeelige Einflüſſe auf ſie haben! Allein ich habe in dieſer Zeit verſchiedne ſehr rührende Veranlaſſungen zu Betrachtungen gehabt, welche in aller ihrer Stärke gedacht und empfunden, fähig ſind, Bekümmerte, an denen ich einen auſſerordentlichen Antheil nehme, aufzurichten, und andre zu einer weiſen und tugendhaften Traurigkeit in künftigen noch bevorſtehenden Betrübniſſen vorzubereiten. C.

Sechs und dreyßigſtes Stück.

Ich fahre fort, meinen Leſern einige Gedanken aus dem Menſchenfreunde mitzutheilen; ich übergehe aber die Betrachtungen deſſelben über den Einfluß der Sitten auf den Gebrauch der Felder eines Landes; über die Frage, wie viel der Ueberfluß des Geldes unter einem Volke wirke, den Fleiß der Armen, und beſonders die mechaniſchen Künſte zu befördern; über die Begriffe, die man ſich von der Handlung machen muß; über den nöthigen Umlauf des Reichthums in allen Theilen des Staates, und über die Unentbehrlichkeit einer genauen und ſtrengen Gerechtigkeit und Policey. Sie verdienen alle Aufmerkſamkeit; überall findet man vortreffliche Anmerkungen, und beſonders iſt der Vorſchlag einer Auflage auf alle überflüßige Pferde ſehr merkwürdig. Allein da das Meiſte davon vornehmlich auf Frankreich und auf ſeine gegenwärtige Beſchaffenheit angewendet wird: So ſchränke ich mich itzt auf die Abhandlung des zweyten Theils von den

Sitten ein, und erlaube mir dabey die Freyheit, ihn nicht allein abzukürzen, ſondern auch ſeine Schreibart der meinigen gleichförmiger zu machen.

Die Sitten ſind nicht allein ein lebendiges Gemälde von dem Zuſtande einer Geſellſchaft; ſie ſind auch die vornehmſte Triebfeder derſelben, und eben deswegen iſt die Aufſicht über ſie eins von den ſchönſten und heiligſten Vorrechten der Regierung.

Große Eroberungen, auſſerordentliche Veränderungen in der Regierung, ſtarke und heftige Erſchütterungen der Staaten ſind immer Vorboten einer gefährlichen Veränderung in ihren Sitten geweſen. Rom erfuhr zwo auſſerordentliche Revolutionen, und die Sitten ſeiner Bürger konnten der zweyten nicht widerſtehen; die erſte war die Zerſtörung von Carthago; die andre die Eroberung von Aſien. Allein gemeiniglich verſchlimmern ſich die Sitten unmerklicher. Die Verderbniß derſelben ſchleicht ſich nach und nach ein, läuft mit dem geſunden Blute durch alle Adern, greift die edlen Theile an, und verurſacht endlich in dem politiſchen Körper ſolche Unordnungen und

Verzückungen, die man vergeblich zu heben ſucht, weil man niemals bis auf den erſten Urſprung davon zurückgegangen iſt. Man muß alſo nothwendig wiſſen, worinnen die Sitten eines Staates beſtehen.

Die Religion, der patriotiſche Geiſt oder die Liebe zum Vaterlande, und die bürgerlichen Tugenden, dieſes ſind die Vollkommenheiten, welcher wir, als Mitglieder eines Staates, alle fähig ſind.

Es iſt unnöthig, die Einflüſſe zu zeigen, welche eine jede Lehre der Religion auf die allgemeine Glückſeeligkeit hat. Jedermann weiß, daß ſie Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen die Regierung verlangt; daß ſie uns gebietet, alle Menſchen, als unſre Brüder anzuſehen; daß ſie durch Bewegungsgründe, die zu allen Zeiten tiefe Eindrücke in den menſchlichen Gemüthern zurückgelaſſen haben, uns zu einer ſorgfältigen Beobachtung unſrer Pflichten auffodert. Sie iſt deswegen allezeit, ſelbſt wenn ſie in ihrem Urſprunge bloß menſchlich war, die ſtärkſte Triebfeder der Sitten geweſen, und muß es noch vielmehr unter uns ſeyn.

Die allgemeine Liebe, welche ſie als die vornehmſte Tugend empfiehlt und einſchärft, iſt unſtreitig eine Feindinn der Intoleranz, und die Religion des Friedens kann mit dem Gewiſſenszwange nicht beſtehen, weswegen auch die Gefängniſſe der Inquiſition nur für Geiſtliche gehören, die ein ärgerliches Leben führen oder Angeber vorſtellen wollen. Allein die Toleranz würde das allergefährlichſte Uebel ſeyn, wenn ihr Weſen in einer völligen Gleichgültigkeit gegen die Religion und den rechtmäßigen Gebrauch dieſer groſſen Triebfeder des menſchlichen Geſchlechtes beſtehen ſollte.

Wenn ein Prinz unglücklich genug wäre, daß er ſich öffentlich mit ſeiner Freygeiſterey brüſten wollte, ſo würde dieſer unter allen Enthuſiaſten der Unſinnigſte ſeyn; er würde mit eigner Hand Feuer an ſeinen Pallaſt legen. Denn ſchon ein Prinz, der gegen die Religion nur gleichgültig iſt, gräbt unter ſeinem Throne eine Mine, die über kurz oder lang nichts als Ruinen davon übrig laſſen wird. Jedoch auch unter einem Prinzen, der unzweifelhafte Beweiſe ſeiner Ehrfurcht gegen die Religion giebt, kann ſich unvermerkt eine gefährliche Verachtung derſelben einſchleichen, wenn nämlich nicht ſorgfältig genug über die äußerliche und öffentliche Ehrfurcht gegen den Gottesdienſt gehalten wird. Unſre Vorfahren lebten nicht immer nach ihren Grundſätzen; allein ſie litten doch kein Wort wider die Religion, und behaupteten öffentlich, daß ein Mann ohne Religion kein ehrlicher Mann ſeyn könnte. Wir ſchlagen unſre Leute nicht mehr; aber wir laſſen ſie nicht mehr zur Kirche gehen, damit wir nicht für andächtig gehalten werden mögen; wir lachen und ſpotten vor ihren Ohren über die Religion; alles dieſes muß den Sitten, und der öffentlichen Treue und Rechtſchaffenheit tödtliche Streiche verſetzen.

Allein wenn einmal ein ſolches Uebel da iſt, wodurch wird es gehoben werden können? Soll die Regierung, oder vielmehr die Policey eine Art von Inquiſition über unſre häuslichen Geſpräche und Handlungen aufrichten? Ohne Zweifel nicht. Sollten aber darum öffentliche Angriffe der Religion nicht unter ihre Gerichtsbarkeit gehören? Warum ſollte ſie doch in Schriften und Büchern angegriffen werden dürfen? Warum ſollten unſre Freygeiſter die Meinung ungeahndet ausbreiten können, daß nur ein ſchwacher Kopf, oder der Pöbel Religion haben könne? Vielleicht deswegen, weil die Einſchränkung der Freyheit zu ſchreiben die verhaßteſte und zugleich die unfruchtbarſte Tyranney ſeyn, das Genie in unerträgliche Feſſel ſchlagen, und zugleich die Aufnahme der Buchhandlung verhindern ſoll? Was für elende Gründe!

Da unſre Schriften Gemälde unſrer Gedanken und gleichſam die Regiſter unſrer Ideen mit ihren Grundſätzen und Folgen ſind: So iſt freylich gewiß, daß die Freyheit zu ſchreiben nicht ohne Unterſchied eingeſchränkt werden könne, ohne die Kindheit des menſchlichen Geſchlechts zu verlängern, ohne die Geſellſchaft der gemeinſchaftlichen Mittheilung unſrer Ideen zu berauben, die uns in den Stand ſetzt, die Arbeiten unſrer Vorgänger zum ſchnellen Fortgange unſers Geiſtes in den Wiſſenſchaften zu nutzen. Eine tyranniſche Einſchränkung der Freyheit zu ſchreiben iſt alſo eins von den größten Verbrechen gegen die Menſchlichkeit; allein eine völlige Gleichgültigkeit der Regierung gegen einen jeden Gebrauch dieſer Freyheit iſt auch einer von den ſchädlichſten Zweigen der Anarchie. Ein tyranniſcher Zwang kann nichts genannt werden, als die Unterdrückung unſrer nützlichen Kräfte. Was für Nutzen aber wird das Publicum davon haben, daß jedermann ſeine ſeichten Gedanken von der Religion vor allen Augen zur Schau auslegen darf?

Die Religion iſt entweder geoffenbart, oder nicht. Iſt ſie geoffenbart: So dürfen wir nur anbeten, und gehorchen. Ihre Lehrer ſind berufen, uns zu unterrichten; die Regierung muß über die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche wachen, und die Leidenſchaften der Menſchen verhindern, unter dem Vorwande des Eifers die Sanftmuth und Reinigkeit derſelben zu verderben. Iſt hingegen die Religion eine menſchliche Erfindung, ein Gewebe von Irrthum, Betrug und Verblendung, zugleich aber durch einen Vertrag von einem ſehr hohen Alter angenommen und eingeführt: So frage ich, ob es unter allen Antipropheten einen geben werde, der ſich mit kaltem Blute zu behaupten getraue, daß die Geſellſchaft glücklicher ſeyn würde, wenn man das menſchliche Geſchlecht von dieſem Zaume völlig befreyte. Wäre jemand thöricht genug dazu, ſo müßte er einräumen, das Vaterland ſey eine Einbildung, die Ehrfurcht gegen den Regenten nichts als ein civiliſirtes Geſetz des Stärkern, unſre Nachkommenſchaft ein leerer Name, die Freundſchaft nichts als eine Hand, die die andre wäſcht, die Rechtſchaffenheit die Kunſt, alle Umſtände auf ſeine Seite zu bringen, die Schamhaftigkeit ein bloßer äuſſerlicher Wohlſtand, Treue und Glauben ein Zaum für die Narren, und für Leute, die zu leben wiſſen, ein Mittel, ſein Glück zu machen. Ich zweifle, daß Jemand einen Menſchen von dieſen Grundſätzen, und wenn er ſie noch ſo ſinnreich zu beweiſen wüßte, bitten würde, einen Verbeſſerer des gemeinen Weſens abzugeben, und die Republik mit ſeinen Proſelyten zu bevölkern. Iſt das gewiß, und muß die Religion zum wenigſten als ein Grundgeſetz des Staates angeſehen werden: So ſtreitet es weder wider die öffentliche noch wider die beſondre Freyheit, daß man den Vorläufern des Antichriſts ein Stillſchweigen auflegt, weil ſie doch weder ſich, noch die Geſellſchaft in beſſere Umſtände ſetzen können.

Sagen, daß man die Buchhandlung hindern würde, wenn man die Schriften wider die Religion verböte, oder ſie von dem reinigen lieſſe, was ſie freygeiſteriſches enthalten, dieſes wäre eben ſo viel, als wenn man behauptete, man hinderte die Handlung, wenn man die Einfuhr der Waaren unterſagte, die von der Peſt angeſteckt ſind. Denn wie ſehr könnten ſich nicht einige Kaufleute mit dergleichen Waaren bereichern? Sind es wohl Werke wider die Religion, welche die Preſſen eines Elzevir, eines Blaeu und eines Vaſcoſan in Aufnahme gebracht und ihnen einen allgemeinen Ruhm verſchafft haben?

Es liegt alſo der Ordnung und Ruhe des gemeinen Weſens daran, die öffentlichen Beleidigungen der Religion zu ahnden. Wenn ſich der Geiſt der Unabhängigkeit an die höchſte Art der Herrſchaft wagt, ſo geſchieht es nicht ſowohl, weil dieſelbe unſern natürlichen Einſichten ſo ſehr zuwider iſt, als weil ſie weniger unmittelbare Vertheidiger hat, deren perſönlicher Vortheil die Rettung und Beſchützung derſelben fodert. Im Grunde iſt es mehr eine jede irrdiſche Hoheit und Gewalt, die dem Geiſte der Unabhängigkeit unerträglich iſt, als die Herrſchaft der Religion; und wenn nur die Prinzen, und ihre Miniſter der Vorſehung die Ahndung ihrer beleidigten Vorrechte überlaſſen wollten: So würde niemand mehr den Himmel ſtürmen wollen. Alle Regenten haben daher mehr Urſache, ihn zu haſſen, als ihn die Religion zu fürchten braucht. Denn man zeige ein einziges Buch, welches ihre Wahrheiten angreift, und ſich nicht zugleich an die Hoheit und Gewalt der Regenten wagt? Gründen nicht alle freygeiſteriſchen Philoſophen die Rechte derſelben auf einen bloßen Vertrag zwiſchen ihnen und ihren Unterthanen, deren geringſte Beleidigung alle Bedingungen und Verbindungen deſſelben aufhebt?

Die erſte Tugend eines Volkes muß demnach die Religion ſeyn; die zweyte iſt die Liebe zum Vaterlande. Vergebens behauptet man, daß der Patriotismus keine Tugend einer Monarchie ſeyn könne, weil die Begierde, von dem Beherrſcher geehrt, hervorgezogen und zu den höhern Würden des Staates erhoben zu werden, eine von den vornehmſten Triebfedern derſelben iſt. Denn beſtrebt man ſich nicht auch in den Republiken nach der öffentlichen Ehre, und machen wohl alle Unterthanen einer Monarchie, oder machen auch nur die Meiſten einen Anſpruch auf die Würden, die der Monarch austheilt? Lieben ſie aber gemeiniglich nicht alle ihre Könige, ungeachtet nur der kleinſte Theil Begnadigungen und Vorzüge von ihnen erwarten kann? Würden ſie dieſelben wohl lieben, wenn ſie nicht Monarchen, ſondern Deſpoten und Tyrannen wären? Was lieben ſie alſo in ihren Beherrſchern, von denen die Meiſten ſelten mehr, als ihre Namen kennen? Ohne Zweifel die allgemeine Ordnung, Sicherheit und Wohlfarth, die durch ſie erhalten wird? Was iſt aber dieſes, als Patriotismus, als Liebe zum Vaterlande?

Sie findet aber in Monarchien ſtatt, und tauſend Exempel in allen Reichen können dieſes beſtätigen. Folglich muß ſie die Regierung zu erhalten, und beſonders bey den Groſſen zu entflammen ſuchen. Allein wodurch? Nicht durch allzu reichliche Beſoldungen, ſondern

dern durch eine gerechte Austheilung der Ehre und Gnade, worauf nur wirkliche und gemeinnützige Verdienſte einen Anſpruch haben dürfen. Sie wird die Ehrbegierde nicht zwingen, das Gold zu ſeinem Abgotte zu machen, und Gnadengehalte müſſen nur die Wittwe und den Waiſen treuer Diener unterſtützen, und ihn in den Stand ſetzen, den Beyſpielen ſeiner Väter nachzueifern.

Jedoch man wird die edlern, großmüthigern, und erhabenern Tugenden, zu denen eine ungewöhnliche Stärke, Größe und Tapferkeit des Herzens erfodert wird, vergebens in einem Reiche ſuchen, wo die ſanften bürgerlichen Tugenden verachtet oder vernachläßiget werden. Jene ſchimmern mehr; es gehören außerordentliche Gelegenheiten dazu; wenige können ſie ausüben, und wenige ſind leichter zu lenken, als eine Menge. Ein Staat, wenn er eine gute Einrichtung durch ſie empfangen hat, kann ſich zwar einige Zeit durch ihre Einflüſſe erhalten; aber ohne bürgerliche Tugenden iſt alles verloren.

Unſre Zeiten rühmen ſich, daß der Geiſt der Geſelligkeit immer weiter unter uns ausgebreitet werde, und alle bäueriſchen und wilden Vorurtheile aus der Geſellſchaft verbanne. Allein was verſteht man unter dieſem Geiſte der Geſelligkeit? Die Nachſicht und Vertraulichkeit in den Sitten, die Gleichgültigkeit in den Empfindungen, den Geſchmack an dem Gegenwärtigen, und die völlige Vergeſſenheit ſowohl des Vergangnen, als des Zukünftigen? Gewiß ich zweifle, daß dieſes der wahre Geiſt der Geſelligkeit ſeyn könne, weil er unter allen Völkern, die jemals auf der Welt geherrſcht haben, kurz vor ihrem Verfalle und endlichen Ruine vorhergegangen iſt; ich finde die Geſelligkeit nur in den Tugenden, und das Gegentheil von ihr in den Laſtern.

Wenn wir mehr Ehrfurcht gegen unſre Aeltern, mehr Zärtlichkeit gegen unſre Blutsfreunde, mehr Liebe für unſre Kinder überhaupt haben, als ſonſt; wenn man mehr auf ſeine Verwandten hält, und lieber mit ihnen umgeht, als mit Fremden; wenn man hieringen die Pflichten der Wohlanſtändigkeit, die bis[illegible] Stelle der Empfindungen vertreten, beſſer, als vordem, beobachtet: So nimmt die wahre Geſelligkeit unter uns zu. Doch dürfen es unſre Zeiten wohl wagen, mit den vorigen um den Preis in dieſen Tugenden zu kämpfen?

Man hat in unſern Zeiten faſt überall die Zeit der Trauer über die Verwandten eingeſchränkt; gewiß nicht in der Abſicht, die Liebe der Blutsfreunde gegen einander zu ſchwächen. Man hat nur den Klagen der Kaufleute Gehör gegeben, in der Meinung, der Handlung mehr Trieb und Leben mitzutheilen. Ich will nicht unterſuchen, ob es für den Staat beſſer ſey, ſich in Tuch, oder in koſtbare Zeuge zu kleiden; ich will nur anmerken, daß man ſehr ſorgfältig ſeyn müſſe, den äußerlichen Wohlſtand zu ſchonen, der in einem genauen Verhältniſſe mit der Liebe gegen unſre Familie ſteht. Das Herz muß freylich trauren, und nicht das Kleid; allein eine Regierung kann ſich nur um das Aeußerliche und nicht um das Herz bekümmern. Ueberdieß wird der Menſch durch die Sinne regiert; viele weinen in Pleureuſen, die in einem Tanzkleide lachen würden. Jede Empfindung, die kein Aeußerliches hat, verdienet keinen Glauben.

Haben die Regierungen die Trauern eingeſchränkt: Warum ſollten ſie nicht diejenigen Frauen ehren können, die ihre Kinder ſelbſt ſäugen? Vielleicht möchten ſich die Köche, und die Operiſten über eine ſolche Anordnung beſchweren; allein ihr Nutzen iſt gewiß nicht der Nutzen des Staates. So viele Kinder, die von den Krankheiten ihrer Ammen angeſteckt und vergiftet werden; ſo viele Frauen, die eine nicht zu ihrer eigentlichen Beſtimmung angewendete Milch tödtet; die Wiederherſtellung der Ordnung in ihren Sitten; ihre Fruchtbarkeit, welche erhalten und vermehrt wird, wenn ſie den Vorſchriften der Natur gehorchen; ihre mütterliche Zärtlichkeit, welche durch eine ſo theure Vorſorge gegen ihre Kinder zunimmt; alles dieſes gehört unter die Gegenſtände, welche die Aufmerkſamkeit der Regierung verdienen, und ich weiß wohl, daß ich rathen würde, wenn ich einen Rath zu geben hätte, die Vorrechte der Frauen, die ihren Kindern die Bruſt ſelbſt gereicht hätten, beſonders bey Erbſchaften zu vermehren.

Aus der Liebe gegen unſre Verwandten entſpringt die Freundſchaft der Bürger gegen Bürger, durch welche ſie einander als Brüder anſehen, und als Brüder mit einander umgehen. Sie iſt von der Liebe zum Vaterlande

ver-

verſchieden, wie ſich ein Theil vom Ganzen unterſcheidet, und alſo im Kleinen das, was dieſe im Großen iſt. Ein feſtes Band der Geſellſchaft! Denn ſie giebt allen Bürgern einen Geiſt, einerley Art zu denken, und gleiche Eigenſchaften, und verurſacht, daß ſie alle an einander Antheil nehmen. Dieſe verſchiednen Tugenden und Zuneigungen nun müſſen einander untergeordnet ſeyn. Den erſten Rang erhält die Religion, den zweyten der Patriotismus, den dritten die Liebe zu unſern Verwandten, auf dieſe folgt die Liebe zu unſern Mitbürgern, und die Liebe zum ganzen menſchlichen Geſchlechte, weil wir von Natur alle Brüder ſind.

Man kann leicht erachten, wo dieſe Tugenden, dieſe geſelligen und zum Glücke der Staaten ſo unentbehrlichen Zuneigungen vernachläßiget oder verachtet werden. Da, wo das Gold Alles iſt; dieſes löſt ſie in einen bloß perſönlichen Nutzen auf, und daraus muß endlich die Trennung aller geſelligen Verbindungen erfolgen. Denn was braucht derjenige, der ſeine ganze Glückſeeligkeit auf ſich einſchränkt? Geſundheit, Freude und

Ruhe.

Ruhe. Meine Mitbürger ſind, wenn ich nur auf mich denke; Mücken, von denen ich mich zu befreyen ſuche, und meine Verwandten Pflanzen des Zufalls, die mich verhindern, die Sonne zu ſehen. Wie nöthig iſt es denn nicht, daß die Regierung alles thue, was in ihrer Gewalt iſt, dieſe Tugenden im Staate zu erhalten, auszubreiten, und zu einem wirkſamen Leben zu entflammen!

Was hierbey noch in Betrachtung kömmt, iſt, mit einem Worte alles zu ſagen, die Anſtändigkeit der Sitten.

Die Regierung hat, gleich der Religion, ihre Gebräuche und Ceremonien. Die Etiquette des Hofes iſt die Anſtändigkeit der Sitten bey den erſten Häuptern des Staates. Die öffentliche Gewalt iſt in den Monarchien bey einem einzigen; die Ausübung derſelben iſt unter viele vertheilt. Die obrigkeitlichen Aemter im Soldatenſtande, im politiſchen, und im bürgerlichen Stande ſind alle Ausflüſſe der oberſten Gewalt. Wie nun die Anſtändigkeit zur Majeſtät des Thrones unentbehrlich iſt, ſo muß ſie es auch, nach verſchiedenen Graden, in Abſicht auf alle Aemter und Würden ſeyn, die zur Ausübung der Pflichten und Rechte der oberſten Gewalt verordnet ſind. Die verſchiednen Stände dürfen alſo nicht mit einander vermengt werden; ſie müſſen ſich durch ihr Aeußerliches von einander unterſcheiden: oder Verwirrung und Unordnung müſſen allgemein werden. Jeder Stand muß auf ſeine Ehre eiferſüchtig ſeyn; der Wechsler, der Comödiant und der Große ſind keine Geſellſchaft für einander. Anſtändigkeit der Sitten wird überall gefunden werden, wo man einen Stand von dem andern unterſcheiden kann. Die Pracht iſt daher kein Fehler eines Staates; ſie gehört vielmehr zur Anſtändigkeit der Sitten, wenn ſie da iſt, wo ſie ſeyn ſoll. Das äußerliche Anſehen aber muß nach den verſchiednen Ordnungen, Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft verſchieden vertheilt und abgemeſſen werden; man muß die Schatten nicht auf die vornehmſten Groupen des Gemäldes und die Colorite auf den Grund bringen laſſen. Allein wird wohl dieſes geſchehen können, wenn das Gold über alles herrſcht, und der ungeahndete Misbrauch des Reichthums unter dem Namen des Luxus ſo viele Vertheidiger findet, als er in den neuern Zeiten gefunden hat?

Dieſe Frage verdient eine beſondre Betrachtung. Der Verfaſſer des Menſchenfreundes, ſtellt darüber ſo gründliche Unterſuchungen an; er ſetzt die Folgen der Verſchwendung in ein ſo helles Licht, daß ich mich nicht enthalten kann, meine Leſer wieder in ſeine Geſellſchaft zu bringen. Und wen wird ein ſolcher Geſellſchafter ermüden?

Sieben u. dreyßigſtes Stück.

Mein Herr Aufſeher,

Ich habe von Ihrer Gelehrſamkeit ſo groſſe Begriffe, daß ich Sie erſuche, mir die Frage zu vergeben, ob Sie bey Ihren andern Einſichten auch etwas von der Medicin verſtehn. Ein Recept von Ihnen würde vielleicht in meinem Hauſe mehr ausrichten, als alle Aerzte, die ich nun ſeit einem Jahre ſechsmal verändern müſſen, mit allen ihren Conferenzen, Medicamenten und Vorſchriften haben ausrichten können. Erſchrecken Sie nur bey dem Anfange meines Briefes nicht! Wenn Sie von der Medicin nichts wiſſen: So helfen Sie mir zum wenigſten mit einem moraliſchen Rathe. Ich habe eine Frau, die ich liebe; ſie verdient auch vieler liebenswürdigen Eigenſchaften wegen meine Zuneigung; ſie hat Verſtand, ſie hat ein Herz, das mir gefällt; ſie iſt jung; ihr Geſicht iſt angenehm und hat Reizungen für mich; ich weiß auch, daß ſie nicht gleichgültig und unempfindlich gegen mich iſt. Welch ein glücklicher Mann könnte ich nicht ſeyn! Und dennoch glaube ich, daß niemand in einer traurigern Ehe lebe, als ich. Wiſſen Sie warum? Meine liebe Frau hat die unglückliche Einbildung, daß eine Perſon von ihrem Stande keine geſunde Stunde haben könne. Gleichwohl kann ihr nichts fehlen, oder alle Aerzte, die ich noch gebraucht habe, müſſen ihre Kunſt nicht verſtehen. Darf ich meiner eignen Aufmerkſamkeit trauen, ſo iſt ihre ganze Krankheit bloß die Meinung, daß ſie weniger vornehm ſeyn würde, wenn ſie ſo friſch, wie ihr Stubenmädchen wäre. Jeder Arzt iſt ihr Feind, welcher ſie verſichert, daß ihr Puls ganz ordentlich gehe.

Wenn ſie an meiner Seite acht Stunden ruhig geſchlafen hat: So will ſie mit aller Gewalt die ganze Nacht kein Auge zugethan haben. Bald hat ſie ein unausſprechliches Herzklopfen; bald fühlt ſie eine ſolche Beklemmung; bald hat ſie ſo heftige Coliken; bald iſt ſie ſo entkräftet und matt, daß auf jeder Seite ein Mädchen ſtehen und ihr den Kopf halten muß. Ich ſollte nun daran gewöhnt ſeyn; allein ich bin ſo ſchwach, daß mir jedesmal, wenn ſie ihre Einbildung überfällt, ſo angſt wird, als wenn ich ſie von meiner Seite verlieren ſollte. Sie iſt ſo bange vor Ohnmächten, daß in ihrem Zimmer ſo viele Riechwaſſer ſtehen, als man vielleicht nicht in allen Apotheken findet, und ich werde allezeit blaß, wenn ich eine Rechnung von meinem Kaufmanne bekomme. Freue ich mich einmal über ihre blühende Farbe ſo ſehr, daß ich ihr mein Vergnügen darüber entdecke: So empfindet ſie gleich, daß ſie eine fliegende Hitze hat, und ſie erſtaunt, daß ich nicht ſehen kann, wie übel ihr iſt. Das Schlimmſte iſt das, daß meine Freunde und Bekannten ſich vor meinem Hauſe ärger, als vor einem Lazarethe fürchten werden. Denn ſie unterhält jedermann, der zu mir kömmt, mit ihren Zufällen, Uebelkeiten, Ohnmachten und Unpäßlichkeiten, und verwundert ſich beſtändig, daß alle Welt, die ſie ſieht, ſo geſund ſeyn kann. Ach wenn ſie bedenken wollte, daß ich nicht mehr leiden könnte, wenn ihr Leben in wirklicher Gefahr wäre, als ich bey ihren eingebildeten Krankheiten ausſtehn muß! Was hilft mir ihr angenehmes Geſicht, das ich ſo gern ſehe, wenn ein Tuch ihre Stirne und ein andres ihre angenehmen Wangen verhüllt? Ich habe ihr oft geſagt, daß alle Gnaden, die ich kennte, ſehr geſund wären; allein ſie glaubt, daß ſie ſich ſtärker machten, als ſie ſeyn könnten; denn ſo zärtliche Körper könnten unmöglich geſund ſeyn. Wenn Sie alſo einen Rath wider eine kranke Einbildung wiſſen: So verweigern Sie ihn einem Manne nicht, dem zu ſeinem Glücke nichts fehlt, als daß ſeine Frau glaubt, was jedermann glaubt, der ſie kennt, daß ſie bey allen ihren itzigen Krankheiten, ohne Aerzte, Riechwaſſer, Elixire, Tinkturen und Herzſtärkungen ein hohes Alter erreichen könne. Ich bin,

Mein Herr, Ihr bekümmerter Leſer,
R. L. v. R.

Der arme Mann! Wie ſehr wünſchte ich ihm einen ſichern Rath geben zu können! Vermuthlich iſt ſie in ihrer Erziehung verwahrloſt und zu ſehr verzärtelt worden. Allein wenn ſie wirklich Verſtand hat, ungeachtet mir es ſcheint, daß ſich der gute Mann in dieſem Punkte irre: So muß folgende Verordnung alle ihre Uebel unfehlbar heben. Sie muß im Hauſe nicht allein krank bleiben. Er, das Stubenmädchen, der Lakay, die Köchinn, alle Bedienten, die er hat, müſſen krank werden, und eben dieſe müſſen die Kränkſten ſeyn. Wenn ſie über Herzensangſt klagt: So muß er unerträgliche Kopfſchmerzen haben; und wenn ſie von ihrem Mädchen Lavendelwaſſer fodert, weil ihr ſchlimm wird: So muß das vor Reiſſen in den Füſſen kaum gehen können. Beſonders wird ſie ihr neuer Medicus bey gutem Wetter verſichern, daß das Ausfahren äußerſt ſchädlich ſey. Viel Haberſuppen lindern, glaube ich, die Hitze im Pulſe, und wenn ſie überredet werden kann, daß ſie nothwendig vierzehn Tage das Bette hüten müſſe, ſo oft ſie über Uebelkeiten klagt: So wird ſie vermuthlich nach und nach ſo geſtärkt werden, daß ſie auch die unverbaulichſten Speiſen unbeſorgt genieſſen wird. Mein Correſpondent meldet nicht, ob ſie gern geputzt ſeyn mag. Sollte ſie dieſe Neigung mit andern Damen von ihrem Alter gemein haben: So wird ihre Geneſung ſehr befördert werden, wenn er ſie aus dem Hippokrates verſichert, daß man keiner von den itzt herrſchenden Moden folgen könne, wenn man nicht eine ſehr ſtarke Geſundheit habe. Ich erſuche meinen Herrn Correſpondenten nach Verlauf einiger Monate um neue Nachrichten von ihrem Befinden; ich hoffe aber, daß es ſich bey der vorgeſchriebnen Diät merklich mit ihr beſſern werde.

Mein Herr,

Ich bin ein junges Frauenzimmer, das nicht lange verheyrathet, in ſeinem neuen Stande aber, worinnen ich mir ſo viel Vergnügen verſprach, ſehr unglücklich iſt. Ach wie unglücklich kann man nicht durch eine unrichtige Art zu denken werden! Denn ich muß bekennen, daß ich es durch meine eigne Wahl bin. Ich hatte zween Liebhaber; einen, der mich wohl ſehr aufrichtig geliebt haben mag, und vielleicht alles gethan haben würde, mein Leben angenehm zu machen, wenn ich ihm meine Hand gegeben hätte. Allein er war in ſeinem Umgange ſehr kalt; nicht, als ob er mir nicht oft genug geſagt hätte, daß er ſich für den glücklichſten Mann hielte, wenn es ihm gelingen ſollte, mein Herz zu gewinnen; ſondern, weil er mir nicht ſo viel angenehme Schmeicheleyen ſagte, und meine Geſtalt und meine Mine weder ſo oft noch ſo feurig rühmte, als mein andrer Liebhaber, der nunmehr mein Mann, oder wenn ein ſolches Geſtändniß meine itzige Pflicht nicht beleidigt, mein Tyrann iſt, und zwar wie es ſcheint, bloß deswegen, damit niemand zweifeln möge, er wiſſe die Vorrechte eines Mannes und beſonders ſeine Herrſchaft über mich zu behaupten. Ach, mein werther Herr, es iſt eine grauſame Verwandlung mit ihm vorgegangen! Vordem war er lauter Anmuth, lauter Vergnügen, und was ich nicht einmal verlangte, lauter Unterwürfigkeit, wenn er mich ſah. Wenn ich mich gleichwohl unterſuche, ſo glaube ich nicht, daß ich ihn gewählt habe, weil ich mir geſchmeichelt oder gewünſcht hätte, daß ich über ihn herrſchen könnte. Allein ich wählte ihn, weil ich mir einbildete, daß ein Mann, der von einer jeden meiner Minen abzuhängen ſchien, wenn er auch aufhörte, mir in tauſendmal veränderten Betheuerungen zu ſagen, daß mein Wille allezeit der ſeinige ſeyn ſollte, dennoch allezeit Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit vergelten würde. Nun muß ich zu meiner täglichen Kränkung erfahren, daß er glaubt, ich würde mir eine Gewalt anmaßen, die mir nicht zukömmt, wenn er mir des Tages nur einen freundlichen Blick gäbe, oder mich nur durch eine Verſicherung ſeiner Liebe an den Liebhaber erinnerte, der mir ſo oft vorſagte, daß jeder meiner Wünſche ein Befehl für ihn ſeyn würde. Wenn er nur bedenken wollte, daß das traurige niedergeſchlagne Geſicht einer Frau mehr ihr Unglück, als ſeine Herrſchaft beweiſe; daß es leichter ſey, ſich als eine gehorſame Frau zu beweiſen, wenn der Mann ſeine Vorrechte nicht zu wiſſen ſcheint, ob er ſie gleich ausübt, als wenn er ſie täglich überführt, daß er ihr eine kurze Zeit durch nur ſchmeichelte, um ſie deſto länger unglücklich zu machen. Ich weiß, daß es meine Schuldigkeit iſt, dieſe traurigen Folgen einer unvorſichtigen Wahl mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen; ich will ihm ſogar meinen Kummer über ſein ſo ſehr verändertes Bezeigen zu verbergen ſuchen, wenn ich kann. Allein da ich weiß, wie gern wir jungen Frauenzimmer Schmeicheleyen und Liebkoſungen glauben, wenn ſie unſer Spiegel zu bekräftigen ſcheint: So habe ich Sie, aus Mitleiden gegen die, die eben ſo unglücklich werden könnten, als ich bin, erſuchen wollen, ihnen aufs neue die Wahrheit einzuſchärfen, die durch meine traurige Erfahrung eine neue Beſtätigung erhält, daß der Mann nur allzu oft den Liebhaber widerlege. Ich bin

Mein Herr,

Ihre niedergeſchlagne und verſtohlne Leſerinn,

Virginia.

Werther Herr Aufſeher,

Da Sie mit den menſchlichen Pflichten und Rechten ſo bekannt ſind, ſo bitte ich Sie, unterrichten Sie uns doch einmal, wie weit ſich die Freyheiten erſtrecken, welche ſich ein verheyrathetes Frauenzimmer gegen ihren Mann erlauben kann. Ich meines Theils wünſchte ſehr zu wiſſen, ob es unter die Vorrechte deſſelben gehöre, zu Hauſe und auſſer den Geſellſchaften in ihrem Anzuge ſo nachläßig zu ſeyn, als es ihr beliebig iſt. Ich kann nicht ſagen, daß ſich meine Frau nicht gerne putzte; ich erfahre es am Ende des Jahres wohl, wenn ich meine Schneiderrechnungen abthun will; allein ſie ſcheint gar nichts von dem zu wiſſen, was ich einmal, ich weiß nicht in was für einem alten Moraliſten geleſen habe, daß eine Frau ſich mehr für ihren Mann, als für andre, putzen müſſe. Sie hat eine Stirne, die ich leiden mag; allein ſeitdem ich das unwiderrufliche Ja ausgeſprochen habe, habe ich ſie auch noch keinen Vormittag ohne Kopfbinde geſehen, und ungeachtet ſie die Veränderung im Anzuge ſo ſehr liebt, daß ſie jede neue Mode mitmacht: So kann ſie doch ihre Frühkleidung ſo lange tragen, ohne ſie abzuwechſeln, bis ich mich nicht mehr erinnern kann, wie die natürliche Farbe davon ausſah. Ich verliebte mich zuerſt in ihre Taille. Es war eine ſchöne Taille, mein Herr, und ſie iſt es noch. Aber wenn ich ſie itzt ſehen und etwa beurtheilen will, ob ſie ſich auch von der Taille ihrer Amme unterſcheidet: So muß ich ſie in Geſellſchaft aufſuchen, und wenn ich in den Morgenſtunden ganz gleichgültig gegen ſie geworden bin, des Nachmittags, wenn ſie Viſiten hat, mich wieder in ſie verlieben. Gleichwohl habe ich für mich und nicht für ihre Beſuche geheyrathet, und deswegen ſähe ich gern, daß ſie meinen Augen eben ſo ſehr zu gefallen ſuchen möchte, als ſie fremde zu beleidigen fürchtet. Ich bin

Mein Herr,

Ihr ergebner Diener,
Larſon Frauenlieb.

N. S. So ſehr nachläßig auch meine Frau gekleidet iſt, wenn ſie keine Beſuche giebt oder annimmt, ſo ſehr hält ſie doch darauf, daß ihr Aufwartemädchen knapp und reinlich angezogen ſey. Sollte ſie wohl damit die Abſicht haben, meine Treue gegen ſie auf die Probe zu ſetzen? Gewiß eine gefährliche Probe für einen Mann, der ſo oft zu dem Wunſche verſucht wird, daß ſie doch im Hauſe ſo hübſch ausſehen möchte, als ihr Mädchen.

Mein Herr,

Hoffentlich werden Sie ſich doch bey dem Schluſſe des erſten Theils Ihrer Blätter in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, ſo oft ich Sie auch auf unſern Spaziergängen aufgeſucht habe, und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publico allzu ſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll keinem in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften etwas nachgeben. Ein altes ſaures Geſicht mit Runzeln, wie Gellert und ein andrer Dichter, tiefſinnig, ſchief, auch ein wenig mürriſch; denn im Schatten bin ich ſtark. Nicht wahr? Ich erwarte nur Ihre Erlaubniß, mein Herr, um den Grabſtichel in die Hand zu nehmen; die Platte iſt ſchon fertig. Ich mache auch Inſcriptionen, in Proſa und Verſen, wie Sie ſie haben wollen. Ihr Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wiſſen, nicht vorſetzen laſſen will. Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabey zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umſonſt verlangen.

Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich in Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehn, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer? Ich bin

Mein Herr,

Ihr unterthäniger Diener,

Philipp Ramm. Kupferſtecher.

Acht und dreyßigſtes Stück.

Die Ausſchweifungen der menſchlichen Ueppigkeit in den verſchiednen Arten der Bequemlichkeit, der Pracht, und des Vergnügens, denen die feinere Welt den fremdern und weniger empörenden Namen des Luxus giebt, haben zwar ſelbſt unter den Philoſophen ſcharfſinnige und beredte Vertheidiger gefunden, und man hat ſogar mit Berechnungen darthun wollen, daß ſie Wohlthaten für die Geſellſchaft wären. Allein die Rechte der Wahrheit und Tugend ſind ſo gewiß, ſo feſtgegründet, daß weder der zügelloſe Witz eines Mandeville, noch die anſtändigere Scharfſinnigkeit eines Melon, noch die ſcheinbare Bündigkeit eines Hume eine geſetzte und unpartheyiſche Vernunft mit ihren Einfällen und Gründen übertäuben können. Sogar eine geſunde Politik tritt auf die Seite der Moral und erblickt unter den unausbleiblichen Folgen einer ungehemmten Verſchwendung das Verderben und den Untergang der Staaten, ſobald ſie nur auf die Stimme der Geſchichte aufmerkſam iſt, und nicht die Leidenſchaften, ſondern die Erfahrung anhört. Wenn man ſich davon überzeugen will, ſo darf man nur erwägen, was der Menſchenfreund in ſeinen vortrefflichen Betrachtungen über den Luxus gedacht hat. Allein man muß mit ihm richtige Erklärungen vorausſetzen und einen verhältnißmäßigen Aufwand nicht mit der Verſchwendung, und die Wirkungen des Fleißes und der Künſte nicht mit den Folgen des gefährlichſten Laſters vermengen, wie Melon und Hume gethan haben.

Der Luxus iſt nicht ein anſtändiger Aufwand, welchen Reichthum und Sicherheit unter einer glücklichen Regierung veranlaſſen; es iſt der Misbrauch dieſer beyden Güter, und die Kinder dieſes Misbrauches ſind Weichlichkeit und Unordnung, die eine thörichte Verſchwendung gebiert; welche die Verhältniſſe des Standes und Alters, und andre Grenzen der Anſtändigkeit überſchreitet.

Der Luxus macht eine Nation weichlich, weil er den Geiſt ſchwächt, die Seele niederdrückt, das Herz erniedrigt, und den Körper entnervt. Er entkräftet den Geiſt, weil er thörichte Verſchwendungen, Unordnung, Ruin und unerſättliche Begierden verurſacht, die ihn den unruhigen Bewegungen der Furcht und der Hoffnung Preis geben. Alles was der Verſtand unter der tyranniſchen Herrſchaft dieſes Laſters hervorbringt, hat nichts Großes und Edles mehr; alles iſt ſogar bey den Schriftſtellern Tändelwerk und Kindheit im Grunde, Spitzfindigkeit und Einfalt in der Form und im Stile. Die Seele neigt ſich in ihrem Ehrgeize zu lauter niedrigen Gegenſtänden. Man will ſich hervorthun, das iſt natürlich.

ſich. Daß ein jeder ſich in ſeinem Stande zu unterſcheiden ſucht, das iſt löblich. Allein der Menſch liebt mehr die ſinnlichen Zeichen der Ehre, als die Ehre ſelbſt. Daher ziehen koſtbare Geräthe, prächtige Kleidungen und Häuſer, ſchimmernde Equipagen und ein großes Gefolg die Augen der Menge auf ſich. In ihrer urſprünglichen Einrichtung ſollten ſie Hoheit und Gewalt bezeichnen. Wenn ſie aber nichts mehr als Reichthum bezeichnen: So herrſcht der **Luxus**, und alsdann geht alle Nacheiferung auf den Reichthum; dieſe Nacheiferung aber, was iſt ſie als Eigennutz und Habſucht? Haben nun die Springfedern der Regierung eines Staates ſo ſehr nachgelaſſen, daß der Reichthum nicht allein dieſe äußerlichen Zeichen des Vorzugs und der Ehre verſchafft, ſondern daß er auch zum wirklichen Beſitze der Würden, des Anſehens und der Gewalt erhebt; geht das Verderben der Sitten gar ſo weit, daß die Dürftigkeit und ſelbſt die Mittelmäßigkeit äußerlicher Umſtände ſowohl in den Würden als im Privatleben; daß ſie ſowohl den verdienſtvollen, als den unmerkwürdigen Mann verächtlich macht; werden nach und nach alle Stände von der ſo anſteckenden Liebe zum Reichthume vergiftet: So müſſen alle Arten von Tugend und alle Ideen von Ehre nichts als eitle Namen ſeyn, und alle noch übrige Kraft der Seele muß von der Begierde nach Gold erſchöpft werden. Man verkauft alsdann, um nur dieſe Leidenſchaft zu befriedigen, Gebürt, Ehre, Gewiſſen, Empfindung, alles, und man hält ſich für genug bezahlt, wenn man nur einen Käufer findet.

Es richtet aber der Luxus alle unſre Wünſche nicht auf die Reichthümer, ohne zugleich das Herz zu erniedrigen und zu verhärten, indem er alle geſelligen Neigungen deſſelben vertilgt. Er wird, wenn er eine unumſchränkte Herrſchaft über uns gewinnt, ſelbſt die Empfindungen der Natur und des Blutes erſticken. Wenn ich das Vermögen meines Vaters, weil er mir nicht geſchwind genug ſtirbt, als ein Gut anſehe, das mir zu lange vorenthalten wird: So werde ich voll von ſchändlicher Ungeduld ſehen, daß er mir mein mütterliches Vermögen zu berechnen ſchuldig iſt; ich werde ihn gerichtlich angreifen, und er wird ſich vertheidigen; ich werde durch den Verdruß, den ich ihm verurſache, das Ende ſeiner Tage beſchleunigen, das ich ſchände, die Geſellſchaft ärgern, und meinen Kindern ein böſes Exempel geben, das ſie gewiß meinen Enkeln wieder geben werden, und das alles, weil mein Herz nach Gold dürſtet. Man findet unter üppigen und ſchwelgeriſchen Völkern nur allzu viele Beyſpiele dieſer Art. Was ſoll nun der Prinz, der Staat und die Geſellſchaft mit Menſchen machen, die weder Verwandte noch Freunde kennen, ſo bald es auf ihren eignen Nutzen ankömmt?

Man halte dieſes für keine Declamation. Der Luxus verderbt uns alle, mehr oder weniger, nachdem wir uns williger oder unwilliger von dem Strome fortreißen laſſen. Klagt nicht beynahe jedermann, daß ſich die Welt immer mehr in beſondre und ausſchließende Geſellſchaften trennt, ohne doch mehr als den Schein der Freundſchaft zu haben? Und was hört man denn von denen, mit welchen man in der innigſten Vertraulichkeit lebt? Einige feindliche Ausfälle auf ſeine Rivalen, einige geheime Anekdoten, nichts von ſich, nichts von ſeinem Herzen, von ſeinem Verſtande nichts, von ſeinen Empfindungen nichts. Man braucht keine ſonderliche Erfahrung, um zu lernen, daß Leute von der großen Welt kein Herz haben; ſo unerträglich leer und dürre iſt ihr vertrauteſter Umgang. Es iſt wahr, man liebt die Lakayen; man macht ſich dieſelben einander abſpenſtig; man kleidet ſie wie Herren; man läßt ſie ſchlafen wie Herren; man verſorgt ſie wie Herren; einer ſetzt in ſeinem Teſtamente immer mehr für ſie aus, als der andre, und wenn einer von dieſen geliebten, wichtigen, unentbehrlichen Weſen zween Herren begraben hat, ſo iſt ſein Glück gemacht. Allein iſt nicht dieß ein Misbrauch, der tauſend Elende beleidigt, denen wir Gutes thun ſollten, die aber unſrer Eitelkeit unbekannt und eben deswegen ein bedaurenswürdiges Opfer des Elendes bleiben?

So ſchädlich dieſe Einflüſſe der Ueppigkeit auf die Seele ſind, ſo nachtheilig ſind auch die Wirkungen derſelben auf den Körper; der Luxus entnervt ſie beyde. Man könnte ſich mit der allgemeinen Anmerkung begnügen, daß ſelten eine Seele ohne Muth in einem ſtarken Körper gewohnt hat; allein es iſt beſſer, dieſe

Wahrheit mit phyſikaliſchen, als mit moraliſchen Urſachen zu beſtätigen.

So feurig auch der Durſt nach Gold in allen Herzen ſeyn mag, ſo glücken doch nicht allen die Mittel, die uns dieſe Begierde eingiebt. Ueberhaupt eilt man bey einer ſo feurigen Leidenſchaft mehr als bey andern zum Genuſſe. Denn je eitler und verächtlicher eine Begierde iſt, deſto lebhafter und hitziger iſt ſie. Ein Kind iſt in ſein Kartenhaus mehr verliebt, als ein Mann in ſeinen Pallaſt von Marmor. Ein Held, der Ehre erkämpfen will, wünſcht zwar die Gelegenheiten mit Ungeduld; aber er kann ſie doch erwarten. Eine obrigkeitliche Perſon, die nach dem Ruhme und Anſehen ihres Präſidenten ſtrebt, arbeitet gelaſſen und ruhig, ihn zu erlangen. Ein Negotiant, der den auſſerordentlichen Credit eines andern mit eiferſüchtigen Augen anſieht, wird dadurch getreuer in ſeinen Verbindungen und genauer in dem, was ihm aufgetragen wird; er iſt wachſam und giebt Acht. Aber wen der Luxus eines andern verdrieſst, der hat eher keine Ruhe, bis ers demſelben wieder zuvorgethan hat. Weil nun gleichwohl nicht alle Welt ganz närriſch iſt, ſo kömmt bey den Meiſten der Verſtand ihrer Caſſe zu Hülfe. Das erzeugt die ausgeſuchten und ſo oft wiederholten nichtigen Künſteleyen, die man Geſchmack nennt. Wenn das Aeußerliche nur in die Augen fällt, und wenig koſtet; wenn ihm nur der Einfall des Künſtlers etwas Neues und Sonderbares mittheilt, ſo mag es im Grunde einigen Werth haben oder nicht, man iſt zufrieden. Man ſpart den Raum, und heißt es Bequemlichkeit; die Tiefe, und ſpricht von Zierlichkeit; die Materie, und redet von Feinheit, von Delicateſſe. Ja es iſt unter üppigen Nationen ſchon ſo weit gekommen, daß eine Katze, die zum Unglücke in dem Zimmer eines großen Herrn verſchloſſen wird, alle Mobilien zernichten kann, ſo daß man nicht allein das, was zum Aufputze dient, ſondern auch die Betten und Stühle neu anſchaffen muß. Herrſcht die Ueppigkeit: So muß alles abnehmen; alles wird kleiner werden, und wenn das geſchieht, ſo werden ſich auch unſre Kleider, Waffen, Geberden, und ſelbſt unſre Reverenzen nach dem engen Futterale richten müſſen, worinnen wir ſtecken.

Der Menſch wird ſtark, leicht, geſchickt vom Körper, nachdem er die Kräfte deſſelben übt und in Bewegung ſetzt. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem tüchtigen Schmidte und zwiſchen einem Tapezierer! Wo der Luxus regiert, da findet man nur halbe Menſchen in Vergleichung mit ihren Verfahren. Vielleicht giebt es Jahrhunderte, wo das ganze menſchliche Geſchlecht ausartet. Aber ſo müßten auch unſre Soldaten um viel Zolle kürzer ſeyn als ſonſt, und gleichwohl haben ſie noch immer ihre volle Länge. Warum ſieht man denn itzt mehr Pigmäen, als vordem; ſo viele vertrocknete und ſchlechtgenährte Pflanzen? Darum, weil die gegenwärtige Erziehung und Lebensart von der Erziehung der vorigen Zeiten himmelweit unterſchieden iſt.

Die Jugend iſt itzt lüderlich, ſagt man; das entkräftet ſie. Es iſt wahr genug; aber man war auch verzeiten ſo gar mäßig nicht. Allein man ritt; man ſchlug Ball; man rappierte; man gieng zu Fuſſe; alles dieſes thut man itzt nicht mehr. Ein Menſch, den man mit ein Paar hundert Papilleten friſirt, wird ſich wohl in Acht nehmen, den Morgen nach dieſer Operation, wenn er nun eben mit ſeinem wohlriechenden Kopfe aus ſeiner Haarhaube hervorkriecht, worinnen er, gleich italieniſchen Blumen, ſorgfältig verwahrt wurde, Ball zu ſchlagen. Statt deſſen ſtreckt er ſich lieber in einem großen Lehnſtuhle aus und nimmt eine Zeitung. Wo ſoll denn die Stärke herkommen?

Mit dem Frauenzimmer geht es nicht anders. Vorzeiten war es länger unter der häuslichen Aufſicht, und hatte, weil es lauter geſetzte Mannsperſonen ſah, weit mehr Männliches in allem, was es that und foderte. Damals hielt es noch auf ſeine Taille, auf ſeine friſche Farbe, auf ſeine wirkliche Schönheit, und um dieſe zu bewahren, lebte es ordentlich. Itzt hingegen, da die Jugend der herrſchende Theil in der Geſellſchaft iſt, kommen die Damen zehn Jahre früher in die Welt; in einem Alter, wo noch nichts ausgebildet iſt. Die Schnürbruſt wird vielen ſchon im zwölften Jahre zur Laſt; nicht Lange darauf verheyrathet man ſie, und dann erſcheinen ſie ganz allein und ſich ſelbſt überlaſſen in der Welt. Eine völlige Geſtalt, die man in den Jahren unmöglich haben kann, iſt ganz aus der Mode; eine dreiſte leichtſinnige

Mine und Augen, die im Kopfe hin und her rollen, machen ihre ganze Artigkeit aus. Schönheit giebt es gar nicht mehr. Eine beſtändige Unruhe, Beſuche aus einem Hauſe in das andre, Abendeſſen, Aufſitzen, niemals Hunger, und niemals Schlaf, das iſt ihre Lebensart. Mit einer Niederkunft iſt vielleicht ihre ganze Artigkeit und Geſundheit vorbey: dieſe Niederkunft giebt einem groſſen Hauſe einen Stammhalter, und das ſchönſte Blut iſt in ein aſthmatiſches ausgeartet. Dieſes entſpringt freylich daher, daß die häusliche Zucht nachgelaſſen hat; aber daß eben dieſe nachſehender geworden iſt, das muß dem Luxus zugeſchrieben werden, der, weil jedermann ſich nach ſeinen Einkünften richten muß, den Geſchmack am Ausgekünſtelten und Gezierten einführt. Weil dieſes keinem Alter gemäßer, als der Jugend iſt: So muß natürlicher Weiſe alles jung und jugendlich werden wollen. Die Jugend herrſcht, weil ihre Reizungen die Fehler ihres Alters verbergen; der Mann aber wird lächerlich; der reife Mann fantaſtiſch und die ganze Welt umgekehrt. So nimmt zwar der Luxus einen Umweg, um den Körper zu entnerven:

nerven; aber er entnervt ihn doch, und da er ſeine Sclaven antreibt, auch in den Ergötzlichkeiten, im köſtlichen Eſſen, in der Muſik, in wohlriechenden Sachen etwas Sonderbares und Ausgeſuchtes vor andern voraus zu haben: So iſt die Entkräftung ihres Leibes unvermeidlich, da er auf einmal von allen Sinnen zugleich angegriffen wird.

„Allein, wie es auch mit dieſen ſchädlichen „Folgen des Luxus beſchaffen ſeyn mag, ſo „kann doch das nicht geläugnet werden, daß er „die Arbeit im Staate vermehrt; er vertilgt ge„wiſſer maaßen die Faulheit und den Müſſig„gang. Der Verſchwender würde bald mit ſei„nen Reichthümern fertig ſeyn, wenn er ſich „nicht Mühe gäbe, ſie zu erhalten und neue zu „erwerben.

Eine neue Vertheidigung der Ueppigkeit! Sie ſoll den Müſſiggang aufheben? Und bey wem denn? Gewiß bey denen, die ihre Glückſeeligkeit im Verſchwenden ſuchen? Müſſiggang und Trägheit iſt vielmehr eine nothwendige Folge ihres Luxus. Vielleicht bey denen, die er beſchäfftigt, weil er in ſeinen Begierden unbeſtändig iſt, immer was neues, immer die

Veränderung ſucht, weil man alſo ohne Aufhören zu ſeiner Befriedigung arbeiten muß? Dieſes wäre möglich, wenn etwa ungefähr tauſend Menſchen ein ausſchließendes Privilegium zur Ueppigkeit und Verſchwendung hätten; zwanzig Millionen andre hingegen davon frey blieben, und bloß zu ihrem Dienſte beſchäfftigt wären. So aber vergiftet der Luxus alle Stände von dem erſten bis zum letzten, jeden in einem gewiſſen Grade und folglich verurſacht er die Faulheit, und die Begierde, Aufwand zu machen, und wenig zu arbeiten.

Man braucht in einer Schreibſtube zwanzig Bevollmächtigte, wo man ſonſt zu allen Geſchäfften mit vieren auskam. Man braucht einen Haushofmeiſter, einen Hauptkoch, einen Paſtetenbecker, einen Bratenkoch und zween Unterköche zur Tafel, die vordem ein Koch mit ſeinem Küchenjungen beſtreiten konnte.

Alle Arbeiter ſtehen itzt ſpäter auf, thun weniger, laſſen ſich theurer bezahlen, weil ſie mehr verzehren; weil andern theils der Luxus, der allezeit unerſättlich und allezeit dringend iſt, von denen abhängig wird, die ſonſt eine regelmäßige Pracht und einen vernünftigen

Aufwand unterhalten mußten. Kurz, er iſt ein Feind aller nützlichen, dauerhaften Arbeit, und alſo auch ein Feind des wahren Fleißes.

Man betrügt ſich, wenn man glaubt, daß der Verſchwender ſuchen werde, ſeinen Reichthum zu erhalten oder zu vergröſſern. Untüchtig zu der anhaltenden Arbeit, durch welche der Abgang ſeines Vermögens erſetzt werden muß, befriedigt er gemeiniglich ſeine Leidenſchaft auf Unkoſten ſeiner Güter, oder ſeiner Kapitale, welche durch die ſo ſehr gewöhnlichen Leibrenten ein Opfer des Luxus zu werden pflegen. Wer kennt nicht tauſend Beyſpiele von ſolchen, die ungeheure Schulden hinterlieſſen, nachdem ſie ungeheure Summen verſchwendet hatten?

Doch viele ſuchen neue Quellen des Reichthums, wenn die alten und gewöhnlichen verſiegen. Allein was ſind es für Quellen? Die tägliche Erfahrung und die Exempel aller Zeiten lehren; daß der untugendhafteſte Menſch eine gewiſſe verhältnißmäßige Ordnung unter denen von ſeinen Leidenſchaften beobachte, die einander durchkreuzen, und ein gewiſſes allgemeines Coſtüme ſeiner Aufführung, die ein unterſcheidendes Kennzeichen von ſeiner Art zu exiſtiren iſt. Wer wenig aufgehen läßt, und zwar das, was er aufwendet, langſam und nach und nach, begnügt ſich mit kleinen Vortheilen und kann ſie erwarten. Wer hingegen geſchwind und mit Verſchwendung aufgehen läßt, der will auch auf eben die Art wieder gewinnen. Da nun unter allen Mitteln, in der Eile reich zu werden, keins ſo ſchnell wirkt, als Bevortheilen und Ausplündern: So wird ſich ein Verſchwender kein Gewiſſen machen, dieſes Mittel zu gebrauchen, ſobald ers mit Sicherheit wagen kann.

Das günſtigſte Exempel, welches Melon wählt, um zu zeigen, daß der Luxus kein Uebel ſey, iſt der Gärtner, der die erſten Erbſen für einen ſo hohen Preis verkauft, daß er mit Bequemlichkeit und Vergnügen ſich ein ganzes Jahr dafür erhalten kann. Allein man kann hierauf antworten, ohne ſich einmal in die Unterſuchung einzulaſſen, ob es auch Leuten niedriger Lebensarten wirklich ſo gar zuträglich ſey, auf einmal allzu viel zu gewinnen, als in dieſem Beyſpiele vorausgeſetzt wird. Ein großer Staat kann freylich kein Lacädamon ſeyn. Aufwand iſt nothwendig; aber er muß nur da gemacht werden, wo er hingehört. Die Prinzen, die Großen, vornehme Vermählungen, die Gaſtmale der Geſandten, ſelbſt die Reichen, wenn ſie ihre Agenten bitten, und viele andre, die zuweilen mehr aus Pflicht, als aus Sinnlichkeit einen gewiſſen Aufwand machen müſſen, werden die erſten Früchte ſchon im Preiſe erhalten und den Fleiß des Gärtners vergelten. Es werden auch noch Wollüſtlinge genug zu Käufern übrig bleiben; allein dieſe müſſen ihre Sinnlichkeit ohne Geräuſch befriedigen; ihre Eitelkeit muß ſich nicht zeigen dürfen, und dadurch wird ihr Beyſpiel unſchädlicher, als es ſonſt ſeyn würde.

Alle dieſe Anmerkungen des Menſchenfreundes, die er auf eigne Beobachtungen und Erfahrungen unter ſeiner Nation gründet, ſind Beweis genug, daß der Luxus die Seele verderbe, den Körper entnerve, und die Arbeitſamkeit ſo wenig befördre, daß er vielmehr für ihren tödtlichſten Feind gehalten werden muß. Allein wodurch kann eine weiſe Regierung der Herrſchaft und weitern Ausbreitung deſſelben Grenzen ſetzen? Dadurch, daß ſie Tugenden und Talente ehrt, auch wenn ſie nicht reich ſind.

Bald werden unzählige Perſonen den Reichthum verachten, theils weil es ihnen unmöglich fällt, reich zu werden, theils auch aus natürlicher Neigung zum Guten und Wahren, die niemals ganz in uns ausſtirbt. Man wird die Ehre anderwärts ſuchen, und die Nacheiferung wird ſich auf löbliche Dinge richten. Man urtheilt verkehrt, wofern man ſich nicht überreden laſſen will, daß alle Tugend in einem Staate verloren ſey, wenn der Reichthum ſich nicht allein aller phyſikaliſchen, ſondern auch aller moraliſchen Vortheile der Ehre, des Vorzuges und des Anſehens ungehindert und mit Ausſchließung dürftiger Verdienſte bemächtigt; man irrt, wenn man behauptet, daß ein Staat, wo dieſe Grundſätze regieren, noch weit von ſeinem Untergange entfernt ſeyn könne.

Neun und dreyßigſtes Stück.

Mein Herr Aufſeher,

Ich wäre ſonder Zweifel noch ihr ruhigſter und glückſeeligſter Leſer, wenn Sie nicht durch Ihren Auszug aus der praktiſchen

Philoſophie eines Mannes, aus dem Sie mir zu viel zu machen ſcheinen, meine Stille geſtört hätten. Warum mußten Sie doch aus Ihrem Herrn Baſedow gerade diejenige Stelle wählen, worinnen er ſich mit der Unterſuchung abgiebt, ob ein Menſch auch, ohne eine gewiſſe Hauptbeſchäftigung zu haben, von ſeinen Mitteln leben dürfe! Er ſpricht mir da ſo viel von der Verpflichtung zu gemeinnützigen Beſchäftigungen, daß er mich beynahe auf den verdrießlichen Gedanken bringt, ich führte für andre ein allzu unbeſchäftigt, allzu ruhiges Leben. Ich kann mich gar nicht entſchließen, Ihnen für dieſe Wahl verbunden zu ſeyn, und ich bin ſelbſt mit Ihnen nicht ganz zufrieden, weil Sie mir von Fleiß, Arbeitſamkeit und Geſchäftigkeit mehr zu halten ſcheinen, als ich davon gehalten habe. Ich genoß zeither eine ſo große Stille des Gemüths, und die geringe Unruhe die ich hatte, entſprang bloß aus der allzu großen Geſchäftigkeit meiner Nebenmenſchen. Sie wurde aber durch das Vergnügen, ſelbſt davon frey zu ſeyn, in das unbewegliche Gleichgewicht gebracht, welches mir angenehmer iſt, als ein

Uebergewicht des Vergnügens, das mich viel Mühe und viele vorhergehende Sorgen koſten würde. Doch nunmehr iſt mein Syſtem von der Glückſeeligkeit erſchüttert. Ich ſchlafe itzt wohl eine Stunde weniger, als ſonſt, und was das ſchlimmſte iſt, ich träume zuweilen von Mitteln, die allgemeine Glückſeeligkeit zu befördern, die, ob ſie ſich gleich mit weniger Mühe träumen, als ausüben laſſen, mir doch auch während meines Wachens im Sinne liegen. Ich fürchte ſchon, daß ich noch in meinem vierzigſten Jahre meinen Stand der Ruhe verlaſſen und mich in mehr Geſchäfte vertiefen muß. Laſterhaft bin ich nicht, und könnten Sie mich völlig überzeugen, daß es die Pflicht eines Vernünftigen und Begüterten ſey, eben ſowohl jeden Theil ſeines Lebens mit vorzüglicher Wirkſamkeit zum allgemeinen Beſten zu bezeichnen, als ſich von den Unruhen und Ausſchweifungen der Leidenſchaften zu enthalten; und, weil doch das Vornehmen der Menſchen gemeiniglich eitel und böſe iſt, nicht vielmehr in alles, was er thun könnte, ein Mistrauen zu ſetzen, und davon entfernt zu bleiben: So müßte ich mich ja wohl dem Joche der Geſchäftigkeit noch unterwerfen, und leiden, was nicht zu ändern ſtünde. Aber ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich und meines gleichen in unſrer Ruhe laſſen, wenn ich Ihnen erſt meine Umſtände und die Gründe entdeckt habe, mit denen ich eine Lebensart rechtfertigen zu können glaube, die vielleicht ihren ſtrengen Philoſophen bewegen möchte, mich für einen Quietiſten in der Geſellſchaft zu erklären.

Mein ſeeliger Vater war bis in ſein funfzigſtes Jahr einer der geſchäftigſten Männer im Reiche. Aber ein gewiſſes Unternehmen, welches faſt ſein beſtändigſter Wunſch geweſen war, und nun nach vielen Bemühungen mislang, als er eben mit demſelben glücklich zu ſeyn hoffte, bewog ihn, ſich auf einmal allen Verrichtungen zu entziehen, und auf einem kleinen Gute zu leben, das ihm jährlich tauſend Thaler eintrug. Ich war damals zwanzig Jahre alt, und meine Erziehung blieb ſein einziges Geſchäfte. Hier unterrichtete er mich von allen ſeinen fehlgeſchlagnen Abſichten, von allen Unruhen, die, als Folgen ſeiner Arbeitſamkeit, ihn an dem frölichen Genuſſe ſeiner ſchönern Jahre verhindert hatten; von den mannichfaltigen Demüthigungen, mit denen er, wie er ſagte, für die Einbildung büßen müſſen, daß er berufen wäre, für das allgemeine Beſte zu ſorgen; von den Widerſprüchen und Verfolgungen, welche die Vergeltungen ſeiner redlichen Abſichten geweſen waren, und gab mir endlich den väterlichen Rath, mich mit den Umſtänden, die er mir hinterlaſſen würde, zu begnügen, von der Welt und von den Geſchäften entfernt zu bleiben, niemanden zu beleidigen, meine Begierden einzuſchränken, und den beſtändigen und ungeſtörten Genuß eines kleinen Glückes einem gröſſern vorzuziehen, das ich nicht ohne Unruhe ſuchen könnte, und doch vielleicht nicht erhalten möchte. Mein Vater ſtarb, und da ich von Natur eben keines heftigen Temperaments bin: So beſchloß ich ſeinen freundſchaftlichen Ermahnungen zu folgen. Ich verkaufte mein Landguth, um die Zinſen meines Geldes gewiſſer und ruhiger zu haben; ich verheirathete mich mit einer ſtillen Perſon, die ohne Vermögen und faſt unter meinem Stande war, und habe mit ihr ohne den geringſten Verdruß funfzehn Jahre gelebt und drey Kinder erzeugt, welche nun von einem ſittſamen Menſchen zu einem ähnlichen Stande der Ruhe, wenn es möglich iſt, erzogen werden ſollen. Unſre Zeiten ſind ſehr ordentlich eingetheilt. Nacht und Mittag zuſammengerechnet ſchlafe ich zehn Stunden. Viere werden dem Ankleiden und Auskleiden, der Andacht und dem Leſen nützlicher Bücher gewidmet, wodurch unſre Seelen immer mehr und mehr zur Ruhe des Grabes und der Zukunft vorbereitet werden. Eben ſo viele Zeit wird angewandt Speiſe und Trank mit gehöriger Mäßigkeit zu uns zu nehmen. Zwiſchen jedem Gerichte leſen wir itzt etwas aus dem Aufſeher, beſonders wenn es ein einzelnes Blatt iſt. Denn die doppelten laſſe ich mir kurz nach dem Eſſen vorleſen, um den Schlaf, der mich ſonſt gleich überfallen würde, eine gute halbe Stunde zu verzögern, weil er mir geſünder zu ſeyn ſcheint, wenn ſich die Verdauung angefangen hat. Nun haben wir noch ſechs Stunden, die ich zureichend gefunden habe, diejenigen Geſchäfte auszurichten, deren ſich ein Tugendhafter und Glückſeliger nicht enthalten kann. Wir unterſuchen in denſelben die Angelegenheiten unſerer Haushaltung;

wir laſſen unſre Kinder in unſrer Gegenwart ihre Lectionen wiederholen, und vor unſern Augen ſpielen, um ihre Leidenſchaften, die unterdrückt werden müſſen, kennen zu lernen; wir beſuchen auch zuweilen unſre Nachbarn, und ſehen es gerne, wenn ſie auf eine Schaale Thee zu uns kommen, weil wir andre Weitläuftigkeiten nicht lieben. Endlich bemühe ich mich mit meinem Verſtande allerley Maſchinen und Verrichtungen zu erſinden, wodurch mit weniger Mühe eben die Bequemlichkeit, die jetzt eine ſchwerere Arbeit vieler Menſchen erfodert, erhalten werden könnte. Ich kann zwar nicht ſagen, daß ich etwas dieſer Art ausgedacht hätte; aber ich denke doch, daß mir dieſer gute Wille für eine wirkliche That angerechnet werden ſolle.

So vergehen mir nun meine Tage ohne Verdruß mit andern, und ohne Verdruß über mich ſelbſt. Nunmehr will ich einem ſo vernünftigen Manne, als Sie ſind, die Gründe, wodurch ich meine Lebensart rechtfertige, in aller möglichen Kürze vorſtellen. Das meiſte Vornehmen der Menſchen iſt entweder ſtrafbar, oder verfehlt der Abſicht: eben daſſelbe befürchte ich von dem meinigen, und entſchließe mich alſo zu ſehr wenigen Dingen, die gewiß unſchädlich ſind. Ich gebe mit meiner Unthätigkeit kein böſes Exempel. Denn wenn alle Stände des Entbehrlichen ſo gern entbehren wollten, als ich; ſo dürfte niemand mit mehr Beſchwerlichkeit arbeiten, und wenn es auch anders wäre, ſo muß doch ein Mann wie ich, eben nicht deßwegen ſeiner Ruhe und Glückſeeligkeit entſagen, weil nicht Alle dieſe Glückſeeligkeit haben können. Die Beförderung des allgemeinen Beſten durch Beſchäftigungen, die für uns ſelbſt unnöthig ſind, ſcheint mir eine Chimäre zu ſeyn, wodurch ſich die unruhigen Köpfe entſchuldigen, die aus bloßer Gewohnheit nicht fähig ſind, ihres eignen Daſeyns zu genießen. Eine fleißige Nation, die durch Ackerbau, Manufacturen und Handlung viele Gegenſtände der Begierden mühſam hervorbringt, oder ins Land zieht, vermehrt unter ſich die Zahl der Unzufriednen. Denn die meiſten wollen oder können ſich dieſe Gegenſtände durch Fleiß nicht erwerben, und begehren ſie doch, woraus unzählig Böſes entſteht. Endlich ſcheint mir die Religion ſelbſt eine ſolche Einſchränkung der irrdiſchen Begierden anzurathen, die eine ſolche Ungeſchäftigkeit verurſachen muß, als die meinige iſt; und mein Vater hat mich oft verſichert, daß ihn nach der Ruhe jenes Lebens nicht eher mit Empfindung verlangt habe, als biß er der Verwirrung der Amtsgeſchäfte entriſſen worden ſey. Könnten Sie mich widerlegen, mein Herr, ſo weiß ich nicht, ob es mir lieb ſeyn würde; aber ich würde mich doch nach der neuen Ueberzeugung richten. Ich bin,

Mein Herr Aufſeher,
Ihr halbunruhiger Leſer
Detlef Xoelig.

N. S. Obige Gründe zu unterſtützen, muß ich Ihnen noch ſagen, daß mir, ſeit den Scrupeln, die Sie in mir veranlaßt haben, das Eſſen weniger ſchmeckt. Meine guten Freunde ſagen mir auch, daß ich magrer werde. Kann ich mir wohl mit gutem Gewiſſen mein Leben ſelbſt verkürzen?

Da Herr Xoelig vernünftiger iſt, als die meiſten von denen, die ihr Leben in einer Unthätigkeit zubringen, die mit der Tugend nicht beſtehen kann: So behalte ich mir die ausführlichere Beantwortung ſeines Schreibens vor, und ſage nur auf ſeine Nachſchrift, daß magre Leute von der Waſſerſucht weniger zu befürchten haben ſollen, als die, die allzuſtark ſind.

Vierzigſtes Stück.

David Hume, welcher ſcharfſinnig genug iſt, einzuſehen, wie nahe ein rechtmäßiger Gebrauch des Reichthums an den Misbrauch deſſelben grenzt, unterſcheidet einen unſchuldigen und einen fehlerhaften Luxus von einander, und zwar deswegen, weil er Politeſſe, Fleiß und Künſte mit demſelben verwechſelt. Allein dieſes iſt ein Unterſchied nicht der Wahrheit, ſondern der Einbildung. Politeſſe, Fleiß und Künſte ſind nicht der Luxus; der Luxus zielt vielmehr darauf ab, alles dieſes zu zernichten.

Die Politeſſe eines Jahrhundertes muß aus den Schriften deſſelben, als aus einem getreuen Spiegel erkannt werden. Man findet ſie unter den Lateinern unſtreitig beym Terenz;

man weiß aber auch, wie weit dieſer Comicus von den Zeiten entfernt iſt, wo der Luxus unter ihnen herrſchte. Man wird dieſer Anmerkung den Julius Cäſar entgegen ſetzen; allein ſeine Zeit, ſo unglücklich auch damals ſein Vaterland wurde, war nicht ſowohl die Epoche des Luxus, als vielmehr eine Zeit einer Revolution. Der Ehrgeiz der Großen ſchweifte über alle Grenzen aus; die Springfedern einer Regierung, die ſich für eine Republik ſchickte, welche damals die ganze Welt zu beherrſchen hatte, waren veraltert und abgenützt, und dieſes verurſachte eine Erſchütterung, die ſich mit einer völligen Staatsveränderung endigte. Die Zeiten des Auguſtus hatten noch viele große Schriftſteller; allein es erhielt ſich auch im Aeußerlichen noch die alte Einrichtung, die in ihrem Innerlichen immer mehr und mehr angegriffen wurde. Das eigentliche Jahrhundert des Luxus fieng ſich unter dem Caligula an, welcher den unermeßlichen Schatz des geizigen Tiberius verſchwendete, und zu ſeinen Zeiten findet man auch, den einzigen Petronius ausgenommen, keinen Schriftſteller mehr, der mit den ältern Schriftſtellern verglichen werden könnte. Macht nicht dieſer Perron von den Sitten ſeiner Zeit eine ſolche Beſchreibung, woraus man deutlich ſehen kann, daß die ganze Artigkeit derſelben in nichts, als in Schwulſt, in einem geſuchten Weſen, in Wortſpielen, im Sonderlichen und Neuen, in einem gekünſtelten Stile und in einem verderbten Geſchmacke beſtand? Nichts war mehr edel, gründlich, erhaben und wahr; nirgends ſah man eine Spur von der wahren Urbanität, von der Anſtändigkeit der Sitten, von der Ehrerbietung und Achtung gegen andre, die aus einer edlen Achtung gegen ſich ſelbſt entſpringt.

Befördert der Luxus den Fleiß? Die Antwort iſt leicht, wenn man die verſchiednen Arten des Fleißes kennt. Es giebt aber drey Arten deſſelben; einen, der für das Nothwendige arbeitet; einen, der zur Bequemlichkeit und zum Schmucke dient; einen, der den Geſchmack am Sonderlichen und Neuen befriedigt; der Luxus beſchäftigt und ermuntert nur dieſen.

Iſt es der Luxus, dem wir den Ackerbau, die Waſſermühlen, die Windmühlen zu danken haben? Iſt er es, der die Holländer gelehrt hat, dem Meere Erdreich abzugewinnen und den Grund deſſelben mit Erndten zu bedecken? Sind wir ihm die Erfindung der Schleußen, der Canäle und des Schiffbaues; ſind wir ihm, mit einem Worte alle die Erfindungen ſchuldig, wodurch der menſchliche Fleiß die Geſtalt der Erde ganz verwandelt hat?

Die Wiſſenſchaften haben unſtreitig zur Vollkommenheit derſelben ſehr viel beygetragen. Die Philoſophie, welche die Phyſik, die Geometrie, die Politik und die Moral begreift, gab dem menſchlichen Geſchlechte Augen, das vorher nur Hände hatte. Unſer Jahrhundert, das ſich zum Luxus neigt, rühmt ſich philoſophiſcher zu ſeyn, als die vorigen Zeiten. Allein beſtätigt auch die Erfahrung die Anforderungen deſſelben auf dieſen Ruhm?

Die Phyſik hat, was die natürliche Geſchichte betrifft, einen höhern Grad von Vollkommenheit erreicht, und dieſes iſt eine Folge von der erleichterten Mittheilung der Ideen und Erfindungen, die wir der Buchdruckerkunſt zu danken haben. Allein ſind wir wohl in demjenigen weiter, was die nützliche Erkenntniß des Himmels, der Erde und der Medicin angeht? Man iſt in dieſen Wiſſenſchaften witziger; kennt man aber deswegen die Welt beſſer, und iſt ſie dadurch geſünder geworden, als ſonſt? Was für neue nützliche Entdeckungen verdanken wir der Geometrie, die ſich ohne Aufhören rühmt, daß ſie die Wiſſenſchaft der Wahrheit ſey? Die Politik ſpricht nun die Sprache der Akademien; ſie macht Eintheilungen, und Untereintheilungen; beſonders rechnet ſie durch Grundſätze und widerſprechende Erfahrungen die Vortheile des Goldes aus, und forſchet den Mitteln nach, es für ſich allein zu haben, und alle übrigen von dem Beſitze deſſelben auszuſchließen. Sie hat viel Witz, viel Gewißheiten, viel Lehrer, und doch bin ich vielleicht unter den Neuern der Erſte, der mit phyſikaliſchen Gründen zu beweiſen geſucht hat, daß alle Menſchen Brüder ſind; daß niemand mit Ausſchließung andrer ſeinen Nutzen befördern könne; daß die Grundſätze der Gerechtigkeit allezeit und überall mit den Grundſätzen des wahren Nutzens übereinſtimmen; daß die politiſche Harmonie ihre einfachen, beſtimmten, und unveränderlichen Regeln hat, welche die Macht nicht überſchreiten kann, ohne wider ſich ſelbſt zu wirken. Doch nichts iſt ſchwächer und verderbter, als die Moral. Denn an die Stelle der göttlichen und menſchlichen Geſetze, die unſre Väter in dem Augenblicke noch fürchteten, da ſie dieſelben übertraten, an die Stelle dieſer Vorurtheile, wie ſie unſre vorgegebne Philoſophie nennt, ſetzt ſie eine gewiſſe phantaſtiſche Rechtſchaffenheit, die ſich erweitert und verengert, nach dem die Gegenſtände unſre Eigenliebe mehr oder weniger angehen. Sie betrachtet die Tugenden bloß nach ihren Vortheilen für die Geſellſchaft, verſetzt auf dieſe Weiſe die Wirkung und die Urſache, und behält ſich das Recht vor, dieſe Vortheile nach dem Tarif ihrer Leidenſchaften zu beſtimmen. Der Gottesdienſt iſt in ihren Augen nur eine politiſche Erfindung, das Volk im Zaume zu halten; die Verpflichtung gegen den Regenten nichts als ein Vertrag, deſſen geringſte Beleidigung auf einer Seite, alle Verbindlichkeiten auf der andern aufhebt. So macht ſie nicht allein einen Codex voll ſeichter und willkührlicher Regeln, ſondern ſie predigt ihn auch; welches noch das Aeußerſte der Ausſchweifung oder der Schwachheit iſt.

Dieſes iſt freylich nicht ſo zu verſtehen, als ob es in allen dieſen Wiſſenſchaften nicht große Männer gäbe, welche in den Zeiten der Stärke und Tugend zu leben verdienten. Allein man gehe, und ſuche ſie auf, und ſehe, wie weit der Luxus von ihren Thüren entfernt iſt.

Der Luxus befördert eben ſo wenig die andre Art des Fleißes, der zur Bequemlichkeit und zum Schmucke dient, weil er weder die mechaniſchen und freyen, noch die ſchönen Künſte befördert. Von den mechaniſchen Künſten iſt dieſes ſchon bewieſen; alſo braucht nur unterſucht zu werden, ob er ſich eines glücklichen Einfluſſes in die ſchönen Künſte rühmen dürfe.

Die Dichtkunſt, die Beredtſamkeit, die Malerey, die Bildhauerey, die Baukunſt, und, wenn man will, ſelbſt die Muſik verlangen eine erhabne und freye Seele. Die Erfahrung hat bewieſen, daß dieſe Künſte ihre Vollkommenheit weder der Zeit, noch der Mühe, etwas Sonderbares zu leiſten, verdanken. Ihre ſchönen Jahrhunderte erſcheinen und verſchwinden auf einmal. Die Natur, ſagt man, thut ſich zuweilen Gewalt an, in kurzer Zeit Meiſterſtücke von allen Arten hervorzubringen; allein dieſe Anſtrengungen ihrer Kräfte ſind eben ſo vorübergehend, als ſie fruchtbar ſind. Das iſt die Sprache derer, welche die Wirkungen betrachten, ohne den Urſachen nachzudenken. Hier ſind vielleicht die wahren Urſachen.

Die Barbarey iſt die Kindheit der Nationen. Ihre Laſter werden durch die Unruhen und Bewegungen dieſer Zeit weggefeilt und zu übertriebnen unbequemen Tugenden. Sie werden Kühnheit, Stärke, Hoheit; ſie bilden den Charakter des Volkes. Man wird endlich der Unruhen müde; die Zeit der Stille kömmt, und die Staatsmänner, die ſich rühmen, eine ſtürmiſche Nation zum Gehorſame gebracht zu haben, ſind vielleicht alles den Umſtänden ſchuldig; ſie erſcheinen zur gelegnen Zeit in der Welt. Dem aber ſey wie ihm wolle, die Unruhen bilden die Menſchen, und es breitet ſich alsdann über eine Nation ein Geiſt aus, in dem ſich die vorherbemerkten Eigenſchaften alle vereinigen.

Wenn ein Staat nach langen Stürmen ruhig wird, ſo will jeder dieſer Stille genieſſen; jedermann empfindet den Werth derſelben. Allein der Trieb nach dem Erhabnen, der vorher ſo ſchädlich war, richtet ſich nun auf die anmuthigen Beſchäftigungen des Friedens; ſo edle Geſinnungen erzeugen die wahre Politeſſe in der Geſellſchaft und das wahre Genie in den Künſten. Die Poeſie läßt den Sertorius und Mithridates auf eine würdige Art reden. Die Beredtſamkeit bildet die Sprache, erhebt ſie, macht ſie wohlklingend und beſtimmt. Die Malerey entwirft die Triumphe Alexanders. Die Bildhauerey bringt die Helden des Alterthums zurück. Die Baukunſt führt unnachahmliche Monumente auf, die eben ſo feſt, als majeſtätiſch und unvergänglich ſind. Auch in den eitelſten Beluſtigungen findet man das Edle und Große, das in dem Geiſte der Nation herrſcht, und weil beydes der Grund von dem wahren Schönen iſt, ſo erblickt man auch überall Meiſterſtücke, die man hernach für ungewöhnliche Anſtrengungen der Natur erklärt, ungeachtet ſie bloß nur eine durch die Sitten begeiſterte Natur ſind.

Alles dieſes findet in Zeiten des Luxus nicht ſtatt, weil in denſelben den meiſten Aufwand diejenigen machen, die in ihrem Charakter nichts Hohes und Edles haben können. Wenn Harlekin ein Gericht anordnet, ſo fällt er auf Macaronen und Parmeſankäſe. Oekonomiſche Urſachen zwingen dann auch die höhern Claſſen der Geſellſchaft, ihre Zuflucht zum Tändelnden zu nehmen, und die Artiſten müſſen wohl ausarten, wenn ſie ſelbſt auch noch ſo groß und edel dächten. Die Poeſie verliert alle Einfalt und Harmonie, und wird bloßer Witz, lauter Antitheſe. Die Beredtſamkeit iſt Künſteley und Dunſt. Die Malerey malt ein feines Weiß, Roſenroth, feine blaue Wolken, und Kinder zuſammen. Die Bildhauerey modellirt Liebesgötter und Tauben; Die Baukunſt baut kleine artige Keſichte und die Muſik iſt Concetti und Geräuſch; denn alles muß neu, ſonderbar und gezwungen ſeyn.

So gewiß iſt es, daß der Luxus ſo wenig die wahre Politeſſe, den wahren Fleiß und die Künſte befördert, daß er vielmehr auf die Zernichtung derſelben arbeitet, und dieſes iſt aus phyſikaliſchen Urſachen begreiflich.

Die wahre Politeſſe iſt nichts anders als der Ausdruck einer edlen und ſtandesmäßigen Aufmerkſamkeit, welche wenig fürchtet, nichts als Ordnung fodert, die Verhältniſſe der Menſchen gegen einander kennt, ſie beobachtet, und die Beobachtung derſelben wieder von andern verlangt. Sie erſtreckt ihre Herrſchaft über alle Handlungen des Lebens, und giebt der Sprache, den Vergnügungen, und überhaupt dem Ganzen aller Sitten Anſtändigkeit und Uebereinſtimmung. Man äfft ſie nach; allein man findet ſie in einem unterſcheidenden Grade nur bey der Seele, die zum wenigſten über ſolche Anſprüche erhaben iſt, die bis auf einen gewiſſen Punkt erniedrigen.

Wir haben weniger von der ſtolzen Kühnheit, die unſre Vorfahren hatten; wir werden nicht ſo bald handgemein; wir ſind weniger empfindlich gegen das, was nicht geradezu perſönlich iſt; aber haben wir auch ſo viel wahre Politeſſe gegen das ſchöne Geſchlecht; ſchonen wir ihre Unſchuld und Sittſamkeit ſo ſehr; ſind wir eben ſo genau in Abſicht auf das Wohlanſtändige, eben ſo aufmerkſam, in unſern Sitten die Verhältniſſe des Alters, des guten Namens, der Würde und der Geburt zu beobachten, als unſre Väter?

Eine ſolche Politeſſe iſt in einer Geſellſchaft unmöglich, wo niemand ſeines Glückes und ſeiner Begierden wegen an ſeinem rechten Orte iſt. In einer Monarchie müſſen Geburt auf der einen Seite, und auf der andern militariſche Verdienſte den erſten Rang haben; die obrigkeitlichen Stellen verlangen mit Recht den zweyten. Dieſe verſchiednen Stände dürfen natürlicher Weiſe keinen Anſpruch auf die Quellen des Goldes machen. Glücklich durch den Reichthum kann man alſo nur in den niedrigſten Claſſen werden. Gewinnt nun dieſe Art des Glücks durch die Vergötterung des Goldes den Vorzug: So entſteht eine umgekehrte Welt. Nach und nach verlangen auch die andern Claſſen von Ständen nichts als Gold, weil es die Quelle des Vorzugs, des Vergnügens und der Ehrenſtellen iſt. Dieſer wird zum Clienten, der eigentlich der Gönner ſeyn ſollte. Jener erhebt ſich durch ſeine Reichthümer über alle hinweg, ungeachtet er, gleich ihnen in der Dunkelheit und im Schooße der Erde gebohren worden iſt. Darf man denn erſtaunen, wenn die Menſchen nicht mehr die Achtung gegen einander haben, die ſie ſonſt hatten? Die höhern Stände ehrten; die niedrigen liebten einander; alle ſind nun verderbt, weil ſie unter einander geworfen und vermengt ſind. Der Hofmann, der bey dem Banquier ſpeiſt, giebt ſich, zur Befriedigung ſeiner leidenden Eitelkeit eine gewiſſe Mine von Ungezwungenheit und Geckhaftigkeit, und dafür wird er mit noch ſchlechterer Münze wieder bezahlt. Der Reiche zwingt ſich ſo wenig gegen ihm, als er ſich gegen ihn zwingt. Ein ſolcher erſt erpreßter Zuſtand wird endlich zur Gewohnheit; man iſt ſo, weil man ſo ſeyn muß, und dieſe neue Art von Sitten wird in Geſchwindigkeit allgemein, weil ſie viel weniger beſchwerlich iſt, als die wahre Politeſſe. Wirklich kluge und edelgeſinnte Perſonen ſchränken ihre Geſellſchaft täglich mehr ein, je mehr die Thoren die ihrige erweitern, ſo daß vom Throne bis zur Hütte endlich kein andrer Unterſchied übrig bleibt, als der Unterſchied zwiſchen der Rechten und Linken.

Was den Fleiß betrifft, ſo darf man ſich nur erinnern, daß dieſe Eigenſchaft eine Tochter der Nothwendigkeit, und eine Schweſter der Arbeit iſt. Große Anſtrengungen des Fleißes entſpringen aus großen Bedürfniſſen. Wer unter der Herrſchaft des Luxus nur Sclav zu ſeyn, zu lügen, und zu warten weiß, wird, weil ein weichliches Volk keine andre als kleine Begierden hat, niemals die wahre Stärke der Nothwendigkeit empfinden. Die Venetianer und Holländer waren es, die, nachdem ſie die Meere zurück zu weichen gezwungen hatten, ſie durchſchiffen lernten und die Zweige der Handlung überall ausbreiteten. Ein feuriger Geiſt, ein Herz, das durch keinen Widerſtand erſchreckt wird, eine Seele, die nicht ermüdet werden kann, ein ſtarker Körper, große Begierden und große Bedürfniſſe lehren, was ſich durch einen angeſtrengten Fleiß ausrichten und überwältigen laſſe; alles dieſes zernichtet der Luxus.

Man kann einräumen, daß er die Art des Fleißes beſeelt, welcher den Geſchmack am Sonderlichen und Neuen zu befriedigen ſucht;

allein er treibt ihn auch nothwendiger Weiſe nach dem Nichts hin. Unter welche Claſſe von Artiſten ſoll man denjenigen bringen, der das Geheimniß erfand, die ganze Aeneis mit ſo kleinen Charackteren zu ſchreiben, daß ſie in einer Nußſchaale liegen konnte, oder den, der den Straßburgerthurm mit allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen in eine Mandel ausſchnitt? Sind ſie nicht ein Bild von den Künſten, die bloß arbeiten, den Geſchmack am Sonderlichen, am Ausgekünſtelten und Neuen zu befriedigen? Wird es nicht mit ihren Arbeiten bald ſo weit kommen, daß man, wie bey den Goldſchmidten, genöthigt ſeyn wird, den Unrath eines ganzen Hauſes ins Feuer zu werfen, um einen Stoff wieder zu finden, den man geſtern gekauft hat? Was hilft eine Arbeit, von der nichts übrig bleibt; eine ſo wenig nöthige Arbeit, daß ſie die geringſte Stockung im Credit und in der Circulation auf einmal zum Stillſtande zwingt? Wenig Jahre ſelbſt eines glücklichen Kriegs bringen die Hälfte der Künſtler von Paris ſo in Unordnung, daß ſie nicht weit vom Elende entfernt ſind.

Man kann nicht läugnen, daß Verſchwendung und Schwelgerey ſehr bald alle Stände der Geſellſchaft anſtecken. Daraus folgt, daß die Künſtler ſich gewöhnen, ihre Arbeit in glücklichen Zeiten zu überſetzen, und ihren Aufwand nach ihrem Gewinne einzurichten. Folglich machen ſie auch keine Anſtalten wider das erſte mögliche Unglück, und dieſe Nachläßigkeit ſetzt, bey der erſten wirklichen Erſchütterung mehr Künſtler auſſer Beſchäftigung, als zwanzig Jahre von Krieg nicht thun würden, wenn ihre Arbeit und ihr Aufwand nach einem vernünftigen und verdienten Gewinne eingerichtet wäre.

Was die ſchönen Künſte betrifft: So müſſen ſie, wofern der Geſchmack am Sonderlichen zu herrſchen anfängt, nothwendig ausarten; denn alles wahre Schöne hat eben ſo viel Einfalt, als Adel und Hoheit. Dieſes nimmt den Schmuck nur bis auf einen gewiſſen Grad an; ſo bald dieſer Grad überſchritten wird, verunſtaltet man daſſelbe; man macht es unkenntlich; ſo bald man es zu zierlich machen will.

Das wahre Schöne hat weiter etwas Starkes und Kühnes, deſſen Eindruck die Nerven den der Weichlichkeit zu ſehr erſchüttert, und eben dadurch von ſich zurück ſchreckt. Die Seele einer Cornelia iſt ihr zu romanhaft; ſie würde mehr intereſſiren, wenn ſie mehr Artigkeiten ſagte. Das Große in der Beredtſamkeit erlaubt der Schreibart nicht die Feinheit, die der verzärtelte Geſchmack wünſcht; ein bethlehemitiſcher Kindermord iſt zu ſchrecklich; der Maler mag Verzweiflung, Wut und Grauſamkeit noch ſo meiſterhaft ausdrücken; die Mühe iſt vergebens; die Zeit iſt vorbey, wo ein von der Kunſt glücklich nachgeahmtes Ungeheuer gefallen konnte; ein kleines Landſtück, auf dem man einige Kühe oder einen Bauertanz gut vorgeſtellt ſieht, wird mit Gold aufgewogen, und die Meiſterſtücke von Hiſtorienmalern müſſen ſich als allzutraurige Stücke in die Zimmer eines alten Greiſes verweiſen laſſen.

Ueberdieß trennt der Luxus die Geſellſchaften, anſtatt ſie zu vereinigen. Vorzeiten hatten die Großen eine Art von Hofſtatt; die Geringern lebten bey einander. Das erforderte ein Decorum von Simplicität, welche das Genie der Künſte niemals einſchränkt.

Vorzimmer, Säle, Gallerien waren alles, was unſre Vorfahren brauchten, und dieſes that weder dem Baumeiſter noch dem Auszierer der Gebäude einen Zwang an, der ſie nöthigte, einem verderbten Geſchmacke zu folgen. Itzt möchte jeder gern die ganze Natur für ſich allein haben. Hat man einen Pallaſt, ſo verlangt man Winterzimmer, Sommerzimmer, Zwiſchenzimmer, Cabinete, Garderobben, Communicationen, geheime Treppen, und zugleich überall Licht. Was ſoll der Baumeiſter thun? Er verläßt den Vitruv, nimmt den Dädalus zu ſeinem Führer, macht ſein Labyrinthchen fertig, und übergiebts dem Auszierer, der zuſehen mag, wie er die Winkel und Krümmen deſſelben verſteckt.

Der Luxus macht endlich arm, indem er unſre vermeintlichen Bedürfniſſe vermehrt, und gleichwohl ſo erhitzt, daß man auf die Befriedigung derſelben denken muß. Niemand arbeitet alſo mehr auf die Dauer und für die Nachkommenſchaft, und folglich niemand für den Staat. Wenn man verſchwendet, ſo hat man immer neue Einfälle; alles veraltert in kurzer Zeit; man muß ſtets von neuem anfangen.

gen. Als ein recht guter Hausvater ſollte man ſein Haus ſo bauen, daß man alles Stückweiſe aus einander nehmen und verzinzeln könnte, um nicht allzuviel zu verlieren, weil es doch immer wieder umgebaut werden muß.

Solche Verwüſtungen richtet die Verſchwendung in Abſicht auf die Künſte und den Fleiß an; ſo ſchädlich ſind ſeine Wirkungen für die menſchliche Natur überhaupt! Was könnte man nicht ſagen, wenn man den Luxus als die Urſache von dem Verfalle der Sitten, der Rechtſchaffenheit, der Wahrheit betrachtete; wenn man ſeine Härte, ſeine Ungerechtigkeiten, ſeine Abſcheulichkeiten lebhaft abbildete; wenn man zeigte, wie er das Nothwendige von ſo vielen tauſend Elenden durch einen überflüßigen Aufwand zernichte!

Ach! wir ſind alle zum Mittleide geneigt, und wenn unſer Wagen über die Pfote eines Hundes wegfährt: So gerathen wir auſſer uns. Sollen denn Erinnerung, Calcul und Vernunft uns nicht rühren? Sollen wir nichts als bloß Augen und Ohren ſeyn? Wer unter euch, o ihr geſitteten Völker, würde nicht, wenn er einen Monarchen alle Einkünfte ſeiner

Krone ganz ſeinen Vergnügungen und Einfällen aufopfern ſähe, bey ſich ſelbſt ſagen: Das iſt ein Phalaris, der ſich einbildet, daß alles nur für ihn allein exiſtire. Was ſeyd ihr in dem Beſitze eines großen Vermögens anders, wenn ihr daſſelbe durch die Verſchwendung zernichtet? Wenn ich zu einer Zeit, da tauſend Bauern arbeiten, mir einen meinen Verhältniſſen nach erſtaunlichen Ueberfluß zu verſchaffen, dieſen kaum als ein nothdürftiges Auskommen anſehe; wenn ich mich für berechtigt halte, ihn allein zu verſchlingen und zur Befriedigung meiner eigenſinnigen Begierden zu verſchwenden; wenn ich im Grunde nur zu einem Haushalter über mein Vermögen geſetzt, in der wirklichen Aufführung aber ein Tyrann bin: Würde ich nicht ein Ungeheuer auf dem Throne ſeyn?

Wie edel iſt nicht dieſer ſo gründliche, ſo rechtmäßige und billige Eifer des Menſchenfreundes gegen die Verſchwendung und Schwelgerey! Welch eine allgemeine Aufmerkſamkeit verdienen nicht die Gründe deſſelben, die ich faſt ganz in ſeiner Schreibart und zuweilen nur verkürzt mittheile! Und dennoch ſind beynahe alle noch übrigen Abſchnitte ſeines Werkes von gleicher Merkwürdigkeit, gleicher moraliſchen Güte und Schönheit; Wie gern können ihm nicht ſeine Nachläſſigkeiten in der Methode und ſeine Ungleichheiten im Stile verziehen und überſehen werden!

Ein und vierzigſtes Stück.

Die Gegenwart des Geiſtes iſt unter den mannichfaltigen Vollkommenheiten, welcher die menſchliche Seele fähig iſt, ſo unſtreitig eine ihrer edelſten und nützlichſten Eigenſchaften, daß diejenigen, die ſich auf der Laufbahn der Tugend ein weiteres Ziel ſetzen, als die Meiſten ſich zu ſetzen geneigt oder gewohnt ſind, eines hohen Grades dieſer Vollkommenheit nicht entbehren können, ohne ihrer ruhmvollen und würdigen Abſichten zu verfehlen. Große Tugenden, die von mächtigen Verſuchungen der Sinnlichkeit und des Laſters begleitet oder bekämpft werden, erfodern dieſe Macht des Geiſtes über ſich und über den Gebrauch ſeiner Kräfte ſo ſehr, ſo gewiß es iſt, daß der tapfre Mann erſt durch ſie zum Helden gebildet wird. Allein ſie erhöht und regiert nicht allein die Stärke der menſchlichen Wirkſamkeit; ſie verſetzt ſie auch, ſo zu ſagen, in einen weitern Raum; ſie verſchafft ihr häufigere Gelegenheiten und Reizungen zur Anwendung ihrer Kraft, und der Rechtſchaffene, der eines gegenwärtigen Geiſtes iſt, wird nicht allein gröſſere Tugenden, und ſolche edle Handlungen, die eine auſſerordentliche Anſtrengung ſeiner Fähigkeiten verlangen, er wird auch mehr Tugenden ausüben, als andre, welche ſich weniger in ihrer Gewalt haben. Ein Tugendhafter nähert ſich vor andern dem Gipfel der moraliſchen Vollkommenheit, wenn er auſſer den großen Endzwecken ſeiner Handlungen, zu der Zeit, da er an der Erfüllung derſelben arbeitet, auch viele Nebenzwecke zu erreichen weiß, und Aufmerkſamkeit und Eifer genug hat, jede neue Veränderung in ſeinem Zuſtande, und alle neuen Verhältniſſe, worein er geſetzt wird, ſelbſt wenn ſie nur vorübergehend ſind, zu nützen, und ſo bald ſie entweder ſo unerwartet, oder ſo wichtig werden, daß ſie einen andern verwirren würden, mit Geſchwindigkeit ſolche Einrichtungen in dem Syſteme ſeiner Abſichten zu treffen, die mit ihnen übereinſtimmen, und dieſe mehr erleichtern und befördern, als aufhalten oder verhindern.

Wie ſehr die Gegenwart des Geiſtes einen Menſchen über ſich ſelbſt erheben könne, dieſes iſt ſchon daraus begreiflich genug, daß ein hoher Grad derſelben oft ſo gar dem Laſterhaften in ſeinen Verbrechen eine Größe giebt, wodurch wir gezwungen werden, ihn zu bewundern, obgleich eben durch dieſe Bewunderung unſer Abſcheu gegen ihn deſto ſtärker werden muß. Wir können uns bey dem Anblicke eines Lovelace des Gedankens nicht enthalten: Wenn ſo viel Gegenwart des Geiſtes, als er bey den Schwierigkeiten äußerte, worein ihn die Verfolgung ſtrafbarer Abſichten verwickelte, mit einer erleuchteten Liebe zur Tugend verbunden worden wäre: Wie edel würde nicht der Mann geweſen ſeyn; wie viel Ehre würde er nicht der menſchlichen Natur gemacht haben!

Schon ein niedriger oder ein auf eine gewiſſe Art von Gegenſtänden und Endzwecken eingeſchränkter Grad dieſer Eigenſchaften kann ſehr nützlich werden. Denn wie liebenswürdig, und wie nützlich in der menſchlichen Geſellſchaft iſt der Mann nicht, der im Umgange ſo viel Gegenwart des Geiſtes beſitzt, daß er Allen oder doch den Meiſten gefallen kann! Wie viel Heiterkeit und Vergnügen wird er nicht rings um ſich her ausbreiten, wenn ſein herrſchender Vorſatz, angenehm zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſtärkt, daß ihr nichts vom dem entflieht, was in der Geſellſchaft geſagt oder vorgenommen wird; wenn er ſich einer jeden Gelegenheit zur Beförderung dieſer Abſicht bemächtigt; wenn er ſich niemals in den innern Betrachtungen verliert, die in einem jeden nachdenkenden Geiſte durch die Geſpräche, ſo er hört, oder durch die Beobachtungen, welche er macht, entſpringen müſſen; wenn er ſich in keine Verwirrung und Unordnung ſeiner Gedanken weder durch angenehme oder unangenehme Erſchütterungen ſeiner Seele zerſtreuen läßt; wenn er gegen das Vergnügen, gehört zu werden, niemals ſo empfindlich iſt, daß er ſeine Geſpräche bis zur Ermüdung der Geſellſchaft fortſetzen ſollte; wenn er die ungewöhnliche Geſchicklichkeit beſitzt, ſich ohne Anſtrengung den Ideen eines andern zu überlaſſen, ſie zu verſchönern, ſie, wenn ſie ausſchweifen, zur Ehre deſſelben in Ordnung zu halten, ohne zu ſcheinen, daß ers thue, ſeinen eignen Gedanken die Wendung zu geben, als wären ſie von den Anweſenden entlehnt, überall Auge, überall Ohr zu ſeyn, und zugleich die geſellſchaftliche Beredtſamkeit zu haben, welche einnimmt, ohne fortzureißen, und vergnügt, ohne jemanden zu demüthigen! Alles dieſes iſt ſchwer, und ſo mannichfaltige Endzwecke ſind auch bey einer ſehr vollkommnen Erkenntniß der Pflichten und Künſte, die man üben und anwenden muß, wenn man gefallen will, unmöglich zu erhalten, wenn der ruhige, freye und gegenwärtige Geiſt fehlt, welcher den Gebrauch unſerer Einſichten und Kräfte regieren, und ihre Anwendung allen äußern Veränderungen und Verhältniſſen gemäß einrichten muß.

Iſt es unmöglich, ohne Gegenwart des Geiſtes ein angenehmer Mann zu werden: So muß ſie weit mehr eine weſentliche Eigenſchaft des groſſen Mannes ſeyn. Der Tiefſinnige, der Zerſtreute, derjenige, der leicht außer ſich kömmt, und der Träumer werden eine Geſellſchaft nicht aufheitern; ſie müßten denn von der Seite angeſehen werden, wo ſie lächerlich ſind. Doch unendlich ungeſchickter müſſen ſie ſeyn, ſich in Angelegenheiten und Geſchäfte von Wichtigkeit einzulaſſen, oder das Ruder des Staats zu führen.

Man hat oft geſagt, daß diejenigen, denen man vor andern den Namen der Philoſophen giebt, mit allen ihren Einſichten, und ſelbſt mit guten Neigungen ſehr ſchlechte Regenten ſeyn würden, und man hat es eben deswegen beſtritten, weil es ſo oft geſagt worden iſt. Allein es iſt mehr, als ein Vorurtheil wider ſie. Die meiſten Philoſophen und andre, die ſich mit den Arbeiten ihres Verſtandes zu ſehr auf ſich allein einſchränken, haben für äußere Geſchäfte, Schwierigkeiten und Gefahren zu wenig Gegenwart des Geiſtes. Sie beſchäftigen ihre Seele theils auf eine zu einförmige Art; theils gewöhnen ſie ſich zu ſtark an innre Betrachtungen, wodurch ihre Empfindungen enger, und ihre Aufmerkſamkeit auf das Aeußere geſchwächt wird. Das Denken und ſelbſt der ſo ruhige Tiefſinn wird eine Leidenſchaft, welche ſich der ganzen Seele bemächtigt, und ſie ſind ſo ſehr gewöhnt, alle Ideen, die ſie mit Ernſt und Eifer denken, lange fortzuſetzen, daß ſie ſich mit Geſchwindigkeit nicht davon losreißen können. Bey ihrer ſcheinbaren Ruhe iſt mehr Heftigkeit, als das Auge ſieht. Leidenſchaft und Heftigkeit aber machen die Gegenwart des Geiſtes unmöglich.

Dieſe ſo ſchätzbare Eigenſchaft, oder, wenn ſie zu edeln und geſetzmäßigen Abſichten gebraucht wird, dieſe Tugend iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Vollkommenheit. Es muß freylich derjenige, der ſie in einem hohen Grade beſitzen ſoll, vor andern von der Natur begünſtigt, und es müſſen ſelbſt die Theile und Säfte des Körpers ſo gebildet und vermiſcht worden ſeyn, daß er nie zu einer allzuſtarken Empfindlichkeit und Hitze aufwallen kann, damit dem Verſtande ſeine Herrſchaft ſowohl über die Bewegungen des Willens, als über die mit ihnen übereinſtimmigen Bewegungen des Leibes erleichtert werde. Allein man muß doch, wofern man ſich eines ſehr gegenwärtigen Geiſtes will rühmen können, ſelbſt das Meiſte gethan, man muß die Natur übertroffen haben.

Unſre Aufmerkſamkeit, und das Vermögen, ſich nicht allein ſeiner eignen innern und äußern

Veränderungen mit Deutlichkeit und Lebhaftigkeit bewußt zu werden, ſondern auch die Veränderungen, die in den Gegenſtänden erfolgen, mit denen wir verknüpft ſind, mit Geſchwindigkeit wahrzunehmen, muß eine beſondre Stärke erlangt haben, und wirken können, ohne einer mehr als gemeinen Anſtrengung zu bedürfen.

Wir müſſen auch eine vorzügliche Fertigkeit beſitzen, unſre Gedanken, wenn wir wollen, zu unterbrechen; gewiſſe itzt lebhaftere und hellere Vorſtellungen zu verdunkeln, damit andre noch nöthigere Ideen deſto klärer und wirkſamer werden können; eine Fertigkeit, ſich neuen Arten derſelben ohne Mühe zu öffnen; neue Reihen von Schlüſſen und Ueberlegungen anzufangen, und dennoch eben ſo ſchnell zu den Gegenſtänden zurück zu eilen, die man verließ.

Allein zur Gegenwart des Geiſtes iſt nicht genug, daß man mit Eilfertigkeit und mit einem gewiſſen Antheile, den man daran nimmt, alles beobachte, was ſich in unſerm eignen Zuſtande, oder in dem Zuſtande derer verändert, mit denen wir in nahen Verbindungen ſtehen; der Gebrauch unſerer Kräfte muß mit gleicher Geſchwindigkeit ſich nach den Veränderungen richten, worein wir uns geſetzt ſehen. Denn was iſt eine unwirkſame todte Gegenwart? Aber wie viel gehört nicht zu einem ſo richtigen, ſo harmoniſchen Gebrauche derſelben! Welch eine Kenntniß ihrer mannichfaltigen Beſtimmungen, und aller der verſchiednen Arten, wie ſie wirken, und einerley Endzwecke auf verſchiednen Wegen verfolgen können! Wie ſehr muß man nicht die Kunſt verſtehen, viele Zwecke auf einmal zu überſehen, die verſchiednen Verknüpfungen derſelben zu kennen, und ſie allezeit, und ſelbſt bey unerwarteten Schwierigkeiten, in der nöthigen Subordination zu erhalten! Wie wenig muß man ſich von der Gewohnheit, bloß nach der Erwartung ähnlicher Fälle zu handeln, beherrſchen laſſen; da es ſo ſchwer für die Meiſten iſt, in gleichen Fällen das Unähnliche aufzuſuchen, und weil nicht ein jeder Fall in allen Beſchaffenheiten und Umſtänden mit dem andern völlig derſelbe iſt, auch unſer Verhalten nicht völlig ſo einzurichten, als man es ſonſt eingerichtet hatte!

Die Gegenwart des Geiſtes ſetzt demnach eine beſondre Stärke in den verſchiednen Fähigkeidigkeiten und Kräften des Geiſtes voraus, und doch muß keine ein zu großes Uebergewicht über die andre haben; ſelbſt die Vernunft, die doch herrſchen ſoll, darf weder den Witz, noch die Einbildung, noch das Gedächtniß zu ſehr überwiegen, weil ſie nicht ihre Sclaven, ſondern ihre Gehülfen ſeyn müſſen.

Eine übertriebne Tiefſinnigkeit, ſo methodiſch, oder zuſammenhängend auch die Gedanken und Entwürfe ſeyn mögen, iſt der Gegenwart des Geiſtes ſo ſehr zuwider, als Träumerey, oder Zerſtreuung, oder Flüchtigkeit. Aber niemand wird mit ſeinem Geiſte, überall, wo es darauf ankömmt, ihn in ſeiner Gewalt zu haben, abweſender ſeyn, als derjenige, der ſich zu ſeinen Thaten von einem jeden neuen äußerlichen Eindrucke beſtimmen und regieren läßt, und ſich nie gewöhnt hat, nach irgend einem regelmäßigen und zuſammenhangenden Entwurfe zu handeln. Daher kömmt es, daß es niemanden ſchwerer iſt, von ſeinen Ausſchweifungen zurück zu kommen, und in einem hohen Grade tugendhaft zu werden, als dem Sinnlichen und Wollüſtigen, der ſich an eine beſtändige Abwechslung und Mannigfaltigkeit ſeines

Vergnügens gewöhnt hat. Alles, was nicht neu iſt, erweckt ſeinen Ekel, und in der Tugend giebt es eine erhabne Einförmigkeit, die ihn unaufhörlich beleidigt, weil die Veränderlichkeit ſeine zweyte Natur geworden iſt.

Alle heftige Begierden aber berauben den Menſchen der Gegenwart des Geiſtes, die ihn allein in jeder Tugend groß machen kann. Daher müſſen auch die Neigungen desjenigen, welcher nach dieſer Vollkommenheit ſtrebt, zwar lebhaft ſeyn; aber ſie müſſen keine Leidenſchaften werden. Denn die erſte ſchädliche Wirkung einer Leidenſchaft iſt dieſe, daß ſie die Aufmerkſamkeit bloß an die Gegenſtände feſſelt, die ihr ſchmeicheln.

Ich könnte mich nun über die Mittel ausbreiten, die man anwenden muß, dieſe Vollkommenheit in uns zu bilden, und von einem Grade der Lebhaftigkeit zum andern zu erhöhen. Allein ich habe ſie, wie ich hoffe, ſo deutlich und ausführlich zu beſchreiben geſucht, daß es nachdenkenden Leſern nicht ſchwer werden kann, dieſe Mittel aus der Beſchreibung ſelbſt herzuleiten.

Zwey und vierzigſtes Stück.

Es iſt eins von den ſonderbarſten Schauſpielen, das man ſich geben kann, wenn man mit Aufmerkſamkeit zuſieht, wie faſt jeder den andern nach ſich ſelbſt beurtheilt. Selbſt der Rechtſchaffne fällt in den Fehler, von andern unrichtig zu urtheilen, indem er die Tugenden, die er ſelbſt hat, auch bey andern findet. Aber welch ein edler Fehler iſt dieſer!

Einen gewiſſen Unterſchied auch wohl Vorzug einiger Verſtandeskräfte und der Denkart geſteht man zwar noch bisweilen zu; allein in Abſicht auf die Eigenſchaften des Herzens, überredet man ſich leicht, keinen über ſich zu haben. Wenn man auſſerordentlich groſſe Tugenden in der Geſchichte findet; ſo hält man hier den Geſchichtſchreiber für einen Dichter, und wenn man ſie ſelbſt ſieht, ſo iſt man gar zu geneigt, denjenigen, der ſie thut, für einen Heuchler zu erklären. Und wenn dieſes von ihm zu behaupten gar zu unwahrſcheinlich iſt; ſo ſucht man ſie, durch die

Erfindung kleiner Abſichten derſelben, herunter zu ſetzen; oder man würdigt ſie nicht mehr, mit dem, was man ſelbſt thun könnte, zu vergleichen, indem man ſie aus einer Enthuſiaſterey des Herzens herleitet, durch die man ſich in einer Welt, wie die unſrige iſt, zwar lächerlich, aber gewiß nicht glücklich macht.

Dieſe Gewohnheit, den weiſen, den tugendhaften, den groſſen Mann zu ſich herunter zu erniedrigen, und ihn mit ſeinem eignen kleinen Maaſſe zu meſſen, hat unter andern auch dieſe ſchlimme Folge, daß man ſich der Muſter der Nachahmung und ihres vielſeitigen Nutzens beraubt. Und dieſe Muſter der Nachahmung ſind gleichwohl für die Meiſten die einzige Reizung, die ihnen übrig iſt, mindſtens einige Stufen der Tugend zu erſteigen. Denn die Ausſprüche der Pflicht ſind ihnen zu kalt. Sie wirken nicht auf ihr Herz.

Kleon könnte ſich vielleicht zu einem gewiſſen Grade von Tugend erheben; allein wenn er fortfährt, Ariſten nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, ſo iſt gar keine Hoffnung mehr dazu.

Ariſt verzeiht ſeinem Feinde auf eine Art, welche die Zuſchauer beynahe zweifelhaft macht, ob er beleidigt worden ſey. Kleon, dem es unbegreiflich iſt, daß man ſo verzeihen könne, hält Ariſten für furchtſam. Denn das iſt er ſelbſt.

Ariſt ſcheint nicht reicher zu werden, ob er gleich in Umſtänden iſt, in welchen er es werden könnte. Er hatte einigen Unglücklichen geliehn, von denen er geglaubt hatte, daß ſie rechtſchaffen wären. Dieß weiß Kleon zwar nicht; allein er ſpricht doch Ariſten die Geſchicklichkeit ab, ſeinen Reichthum zu vermehren, dieſe ſo leichte Geſchicklichkeit, wenn ſie durch die Gewiſſenhaftigkeit nicht ſchwer gemacht wird, und die Kleon gleichwohl nicht hat, ob ihn gleich Schwierigkeiten von dieſer Art überhaupt nicht ſehr einſchränken.

Ariſt thut bisweilen etwas für die Nachkommen. Der arme Kleon, wie könnte er Ariſten in einem ſolchen Verdachte haben, er, der ſeinen Vater kaum ein wenig liebt, welcher faſt ſein ganzes Vermögen für ihn hingegeben hat.

Ariſt läßt ſich nicht leicht herunter, Kleinigkeiten dadurch, daß er darüber etwas entſchiede, wichtig zu machen. Kleon ſieht, daß

Ariſt ſchweigt, und hält dafür, daß Ariſt von ſeiner Meinung ſey.

Homer ſagt, daß uns Jupiter die Armen zuſende. Man könnte eben dieß von Männern ſagen, deren Tugenden Beyſpiele ſind. Aber was macht die kleine Seele eines Kleons aus einem Ariſt, der ihm zugeſandt iſt? Eine kleine Seele, wie er ſelbſt hat! Und was iſt ihm dann für eine Reizung übrig, in die Höhe ſehn zu lernen, wenn er auf einen Ariſt nur nicht herabſieht?

Wofern er nur ein wenig auf ſich Achtung gäbe, ſo könnte ihn die Erfahrung ſehr leicht überzeugen, wie ſehr er in ſeiner Art zu beurtheilen irre. Wie klein müßte er ſich finden, wenn er ſich erinnern wollte, daß ſeine Vermuthungen, durch die er die Handlungen eines Ariſt bey gewiſſen wichtigen Veranlaſſungen vorherzuſehen glaubte, ſo ſehr falſch geweſen ſind. Und gleichwohl kann ihn die Erinnerung dieſer Erfahrungen von ſeiner Krankheit, andre nach ſich zu beurtheilen, beynahe allein heilen.

Wer ſchon angefangen hätte, ſeine Zuflucht zu dieſem Heilungsmittel zu nehmen, dem würde es ſehr nützlich ſeyn, wenn er die Geſchichte in der Abſicht läſe, daß er ſich bey merkwürdigen Begebenheiten vorſtellte, was er, wenn er darinn verwickelt geweſen wäre, gethan haben würde, und dann zuſähe, was groſſe Männer gethan haben.

Wer dieß oft wiederhohlt hat, wird die Lächerlichkeit des Contraſtes ſehn, die ſein voriges Verfahren hatte. Es iſt in der That nichts komiſcher, als einen Kleon zu kennen, und ihn andre beurtheilen zu hören. Dieß Männchen ſteht in einem unbekannten Winkel, und glaubt doch mitten auf dem größten Schauplatze der Welt zu ſtehn. Wie dem Gelbſüchtigen alle Gegenſtände gelb vorkommen: So ſcheinen einem Kleon alle Menſchen eben ſo klein als er ſelbſt iſt. So bald er die Uebrigen ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt; ſo iſt er gleich mit ſeiner Zauberey fertig, ſie in ſich ſelbſt zu verwandeln. Es iſt ein grotesker Anblick, dieſen Pigmäen zu ſehen, der, ſobald er einen wirklichen Menſchen erblickt, den Stab ſeiner eignen Größe neben ihn ſtellt, oder ihn auf ſeine Wagſchale legt. Da ein gewiſſer hoher Grad des Lachens eine ſehr geſunde Erſchütterung des Leibes ſeyn ſoll; ſo iſt es nicht völlig abzurathen, ſich bisweilen einem ſolchen Pigmäen zu nähern, und ſich auf ſeine Art von ihm handhaben zu laſſen.

Drey und vierzigſtes Stück.

Der Geſchmack war ſchon oft von den ſchönen Wiſſenſchaften und von den ſchönen Künſten gebeten worden, ihren alten Streit, um den Vorzug, zu entſcheiden. Allein er hatte dieſer Entſcheidung noch immer auszuweichen gewußt.

Einſt wurde ein Gedicht und ein Gemälde an einem feierlichen Verſammlungstage in den Tempel des Geſchmacks gebracht, der Vorzugsſtreit wurde dießmal heftiger, als er jemals geweſen war. Der Richter konnte die Entſcheidung nicht mehr von ſich ablehnen. Man ſagt, daß die Hitze, mit welcher itzt alles vorgieng, daher entſtanden ſey, daß der Geſchmack zu der Zeit, die er der Unterſuchung des Gemäldes zu beſtimmen ſchien, einige begierige

Blicke in das Gedicht gethan hätte. Er ſahe ſich endlich gezwungen, beyden Partheyen zu erlauben, ihm ihre Anſprüche auf den Vorzug mit aller der Umſtändlichkeit vorzutragen, zu der ſie die Wichtigkeit des Streits und der Entſcheidung berechtigte.

Die Malerey, die Baukunſt, die Kupferſtecherkunſt und die Muſik trugens der Bildhauerkunſt auf, die Vertheidigung ihrer gemeinſchaftlichen Vorrechte zu übernehmen.

Die Philoſophie, nicht diejenige, die ſich in den neuern Zeiten von den ſchönen Wiſſenſchaften getrennt hat, und in großen Bänden, die nicht geleſen werden, oft Sachen lehrt, die wenig wiſſenswürdig ſind, und wenn ſie wiſſenswürdigere vorträgt, ſie auf eine Art ſagt, die ſich von jeder Kunſt zu gefallen mit der äußerſten Sorgfalt zu entfernen ſcheint: Diejenige Philoſophie, deren Liebling Sokrates war, wurde von ihren Freundinnen, der Poeſie, der Beredtſamkeit und der Geſchichte gebeten, ihre gemeinſchaftliche Sache vorzutragen.

Die ſchönen Wiſſenſchaften lieſſen es zu, daß ſich die Bildhauerkunſt hervordrang.

Unſer Richter, fing dieſe an, wird uns verzeihen, daß wir der Ungewißheit erwähnen, in der er, nach der Anklage Einiger, manchmal ſeyn ſoll. Wir thun es nur, um ihm zu ſagen, daß wir gar keinen Theil an der Anklage nehmen, und daß wir aus dieſer Urſache deſto zuverſichtlicher glauben, daß ſein Ausſpruch auf unſrer Seite ſeyn werde. Die Gründe, die uns zu dieſer Hoffnung berechtigen, ſind dieſe. Wenn deine Lieblinge, die feinſten Kenner des Schönen, große Städte auf ihren Reiſen beſuchen, ſo ſind wir es, die machen, daß ſie ſich lange darinn verweilen. Unſre Werke ſuchen ſie am eifrigſten auf; dieſe betrachten ſie; zu dieſen kommen ſie am ofteſten zurück. Wie tod wäre die größte, die volkreichſte ja ſelbſt die geſellſchaftlichſte Stadt ohne uns! Sind es etwa die Beſitzer jener prächtigen Paläſte, welche machen, daß ſich der reiſende Kenner ſo lange darinn aufhält? Wie ſelten ſind es dieſe! Die Meiſterhand der Baukunſt, welche die Paläſte aufgeführt, die maieſtätiſche Bildhauerkunſt, die feurige Malerey, die ſanfte Kupferſtecherkunſt, welche ſie mit jeder Schönheit ausgeſchmückt hatten, dieſe ſind es, die das Auge des Kenners ſo lange und ſo angenehm beſchäftigen. Er hört in einem von der Baukunſt dazu eingerichteten Saale unſre Freundinn, die Muſik. Und nur dieſer erlauben wir es, daß ſie ihn aufhalten, und ihn nicht ſo gleich nach der Galerie oder in die Gärten; welche Venus und die Gratien reizender machen, zurück kehren laſſe. Welch ein trauriger Anblick muß es für ihn ſeyn, wenn er, aus unſern Paläſten, in einen Buchladen, kömmt. Was ſieht er da? Eine alte, bekannte verdrießliche Sache, Bücher! Bedrucktes Papier voll Zeilen, die immer auf die vorige Art wiederkommen, und welches er, ihm doch einige Zierde zu geben, in gefärbtes Leder einbinden laſſen, und es irgendwo hin ſtellen kann, daß eine Art von Symmetrie herauskomme. Jeder kann dieſe Papiere kaufen, jeder, wenn ihm nichts beſſers einfällt, ſie leſen. Es iſt ſo was gemeines, ſo was wiederhohltes, ſo was wohlfeiles, ein Buch! Man würde die Bücher gar nicht mehr haben, gar nicht mehr anſehn mögen, wenn ſie nicht die gütige Hand der Kupferſtecherkunſt bisweilen ausſchmückte. Wie viel vorzüglicher ſind unſre Werke! Es iſt kein geringer Theil der Ehre einer Nation, uns zu unterſtützen, uns mit jeder Aufmerkſamkeit zu unterſcheiden. Die Baukunſt macht das Leben durch die Bequemlichkeit und durch die Pracht der Werke, die ſie errichtet, angenehmer. Die Bildhauerkunſt, die Malerey, die Kupferſtecherkunſt belohnen und verewigen das Verdienſt. Wer würde ſich der großen Männer, der Lieblinge des Vaterlandes, ſo oft erinnern, wenn er ihre unvergänglichen Bildniſſe nicht auf den öffentlichen Plätzen, und in den Galerien ſähe? Wie traurig würde das Leben derer ohne Muſik ſeyn, die ſie kennen! Und wie wenige ſind, die ſie nicht, bis auf einen gewiſſen Grad, empfinden? Wir würden uns durch falſche Beſcheidenheit ſchaden, wofern wir es nicht frey heraus ſagten, daß wir uns nicht zu ſehr zu ſchmeicheln glauben, wenn wir uns für ſchöner halten, als die Wiſſenſchaften, denen man dieſen Beynamen auch gegeben hat. Wir ahmen die Natur beſſer, als ſie nach, weil wir, durch unſre Nachahmung unmittelbar auf die Sinne und durch ihre Hülfe zugleich auf die Einbildungskraft und aufs Herz wirken. Unſre

Begue-

Gegnerinnen arbeiten nur für die Einbildungskraft und fürs Herz. Auſſer dem, daß die Nachahmung, mit welcher wir der Natur folgen, reizender iſt, ſo iſt ſie auch wahrer. Wir laſſen uns in keine philoſophiſche Unterſuchung dieſes wichtigen Vorzugs ein. Genug daß er da iſt. Und überhaupt haben wir uns nicht viel in Unterſuchungen einzulaſſen, da die Welt eben ſo von uns denkt, als wir von uns ſelbſt denken. Belohnt ſie uns nicht mit gleicher, und oft mit größrer Ehre, als die ſchönen Wiſſenſchaften von ihr erhalten? Sie werden uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir die Ehre weniger als ſie ſuchen, oder daß wir nicht ſo fein darüber denken: Allein lebt man von der Ehre? Müſſen ſie nicht ganz andre Beſchäftigungen als die, ſo ſie am meiſten lieben, übernehmen, um zu leben? Wir leben von unſern Werken; und oft machen ſie uns ſo gar reich!

Unſre Gegnerinnen, fing die Philoſophie an, haben ihre Anſprüche auf den Vorzug ein wenig lebhaft und mit einem Stolze vorgetragen, deſſen eine gute Sache, vor einem Richter, wie der unſrige iſt, noch niemals bedurft hat. Ueberhaupt werden ſie geſtehn, daß ſie uns ſeit je her weniger Gerechtigkeit, als wir ihnen, haben wiederfahren laſſen. Vielleicht ſind das Genie und die Kenntniß, die zureichen, ihre Arbeiten hervorzubringen, nicht von eben der Hoheit, und von kleinern Umfange, als das Genie und die Einſichten ſind, die zu unſern Werken erfordert werden. Wenigſtens können wir dieſen Stolz mit dem ihr euren Vorzug vor uns behauptet, aus keiner andern Urſache herleiten. Wir haben dieſe eingeſchränkte Art zu denken ſo wenig, daß wir dasjenige, was ihr für eure Sache noch hättet anführen können, hinzuthun wollen.

Der Eindruck, den die Religion auf jeden rechtſchaffnen Mann macht, kann durch euch vergröſſert werden.

Die Bildhauerkunſt und die Malerey reizen die Andacht durch die Bilder, die ſie aus der heiligen Geſchichte nehmen und damit die vornehmſten Meiſterſtücke der Baukunſt ausſchmücken. Die Arbeiten der Kupferſtecherkunſt werden zwar zu dieſer Abſicht nicht gebraucht; allein dieß benimmt ihren Verdienſte nichts, welches ſie um die rührende Vorſtellung der Begebenheiten der Religion haben kann. Und zu welchen Empfindungen würde die Seele von der Muſik erhoben werden, wenn ſie in den Kirchen die wahre Sprache des Herzens und der Andacht zu reden und vornehmlich hier ihre Stärke in ihrem ganzen Umfange zu zeigen veranlaßt würde!

Wenn wir dieſer Unpartheiligkeit ungeachtet, dennoch den Vorzug vor den ſchönen Künſten zu verdienen glauben; ſo iſt die Neigung, ihn zu erhalten, zwar auch Eine Urſache davon: Aber es wird bey unſrer Sache doch vorzüglich auf die Gründe ankommen, die wir für uns anzuführen haben.

Unſre Gegnerinnen glauben ſchöner, als wir zu ſeyn. Wir verdanken es dem ſchnellen Urtheile unſers Richters, daß wir über dieſen Punkt unſers Streits kurz ſeyn können. Dasjenige, ſo durch die Schönheit hervorgebracht wird, ſind gewiſſe angenehme Vorſtellungen und Empfindungen, die nach den Graden der Lebhaftigkeit, der Feinheit und der Stärke, die ſie haben, die verſchiednen Grade des Schönen beſtimmen. Wenn wir theils erweiſen, daß wir eben die Eindrücke, die ihr macht, ſehr oft mit mehr Feinheit, mit mehr Lebhaftigkeit und nicht ſelten mit gröſſrer Stärke zu machen wiſſen; theils euch daran erinnern, daß von dem, ſo ſchön vorgeſtellt werden kann, ſo vieles iſt, das eure Sprachen auf keine Art auszudrücken fähig ſind: So werdet ihr uns zugeſtehn, daß wir nicht wenig Recht auf den Vorzug der Schönheit haben.

Diejenige unter euch, die nicht fürs Auge arbeitet, kann zwar vieles ſagen, was die übrigen nicht ſagen können; da ſie aber wieder vieles von dem, was die übrigen vorſtellen, nicht ausdrücken kann: So hebt ſichs gegen einander auf, und ſie bleibt ſo eingeſchränkt, als die übrigen.

Ihr arbeitet für die Einbildungskraft und fürs Herz; wir auch. Wir wirken unmittelbar auf dieſelben; ihr durch die Hülfe der Sinne. Dieſer Umſtand, der euch ſo vortheilhaft ſchien, iſt euch, in einer gewiſſen Betrachtung, nachtheilig. Die Seele bleibt hier zu ſehr an den ſinnlichen Vorſtellungen hangen, als daß ſie ſich den Beſchäftigungen der Phantaſie und der Leidenſchaft mit dem Feuer ſollte überlaſſen können, mit dem ſie es bey uns kann, da wir unmittelbar auf ſie wirken.

Aber wenn auch dieß nicht wäre; mit welchen neuen Umſtänden und Beſtimmungen, mit welchem ganz andern Schwunge, wiſſen wir die Gegenſtände der Einbildungskraft, die in eurer Sphäre liegen, vorzuſtellen! Könnt ihr uns durch irgend eine Art von Abbildung oder von Harmonie, auf allen den Stufen nachſteigen, auf denen wir uns erheben? Und, in Abſicht aufs Herz, wer hat jemals, bey einer Statüe oder bey einem Gemälde, geweint? Die Muſik allein nähert ſich uns hier.

Jede Geſchichte, die ihr vorſtellt, iſt, und muß die Geſchichte eines Augenblicks ſeyn. Welche Reihen von ähnlichen, und oft ſchönern Augenblicken verbindet die Aeneis! Welche Menge von Meiſtern müßte es ſeyn, die ſie mahlen wollten! Wie lange müßten ſie leben, um es zu thun! Und würde derjenige, der die Aeneis nicht geleſen hätte, ſie geſehn haben, wenn er durch dieſe unendlich lange Galerie gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meiſtern ungeſagtes, würde er finden, wenn er nun den Virgil läſe!

Wenn wir überdieß behaupten, daß es euren größten Meiſtern unmöglich iſt, dasjenige, was dem Verſtande ſchön iſt, in irgend einer eurer Sprachen zu ſagen; ſo werdet ihr uns zwar antworten, daß es euer Geſchäft nicht ſeyn, die Wahrheit auszudrücken: Aber hört der reizende Ausdruck der Wahrheit dadurch auf, ein Verdienſt zu ſeyn, weil es über eure Sphäre iſt, ſie vorzuſtellen? Könnt ihr, weil ihr, weder durch Abbildungen, noch durch Töne, wie unſer Young zu denken vermögt, deßwegen leugnen, daß das, was er gedacht hat, nicht von der Nachwelt gedacht zu werden verdiene?

Aber wir eilen zu dem wichtigſten von dem, was wir für uns zu ſagen haben. Unſre Verdienſte um die Ausbreitung der Tugend ſind viel gröſſer, als ihr auch denn, wenn ihr es mehr wolltet, hier jemals haben werdet. Wir ſind viel nützlicher, als ihr. Die Menſchen moraliſcher zu machen, iſt, und ſoll ſo ſehr unſre Hauptabſicht ſeyn, daß wir unſrer Neigung, zu gefallen, nur in ſo fern folgen dürfen, als ſie uns zu dieſem letzten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns und wir ſind nicht mehr ſchön, wenn uns die moraliſche Schönheit fehlt.

Die große Nation, die ehmals ſo viel von der Welt beſaß, iſt auch durch den Namen merkwürdig, den ſie uns gab. Sie nannte uns *die Wiſſenſchaften der Menſchlichkeit.* Die Wahrheit dieſer Benennung wird durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte beſtätigt.

Eine Nation, die durch den Ackerbau, durch die Handlung, durch gute Geſetze, und durch diejenigen Wiſſenſchaften groß iſt, die man ſich angewöhnt hat, die *höhern* zu nennen, (die Theologie allein ſollte ſo genannt werden) iſt eine glückliche Nation! Aber iſt ſie glückſeelig? Sie iſt es nicht eher, als bis ſie auch tugendhaft iſt! Und wodurch wird ſie dieſes? Etwa durch den Reichthum? Durch Geſetze, die weiter nichts, als den Schein der Tugend gebieten, und auch nichts mehr gebieten können? Durch die höhern Wiſſenſchaften? Wodurch alſo? Durch die Religion, und durch die moraliſchen Wahrheiten, welche die Religion dem menſchlichen Verſtande zu finden übriggelaſſen hat. Aber auf welche Art durch dieſe? Derjenige müßte ein merkwürdiger Fremdling in der Kenntniß des Menſchen ſeyn, der behaupten wollte, es ſey überflüſſig, die philoſophiſche, und die erhabnere Tugend der Religion dem Menſchen liebenswürdig vorzuſtellen. Es iſt dieß ſo wenig überflüſſig, daß es nothwendig iſt.

Die Religion ſelbſt, in ſo fern die heiligen Schriften, in welcher ſie enthalten iſt, als menſchliche Werke anzuſehn ſind, ich meine, in ſo fern ſie ſich zu der Denkart der Menſchen herunterlaſſen, um dieſelben zu unterrichten, und zu rühren, die Religion iſt durch Muſter der Poeſie und der Beredtſamkeit offenbart worden, die ſich der tiefſinnigſte Kenner nicht reizender, ſtärker, und erhabner denken kann. Und es iſt keine geringe Ehre für uns, daß die Sprache, welche in der Offenbarung geredet wird, unſre Sprache iſt. Unſre Lieblinge haben alsdenn die wahrſte Hoheit und die vielſeitigſte Nützlichkeit erreicht, wenn ſie dieſen großen Muſtern auch nur von fern nachgefolgt ſind. Die Religion hat das wichtigſte von dem, was zur Ausübung der Pflicht gehört, theils wiederholt, theils offenbart. Sie hat der Unterſuchung der Menſchen faſt nichts, als einige Entwicklungen ihrer erhabnen Lehren, übrig gelaſſen. Auch dieß gehört uns zu, es den

Menſchen auf eine Art zu zeigen, welche ſie reizen kann, es nicht nur zu denken, ſondern auch zu thun. Die Menſchen alſo zur Ausübung ihrer Pflichten, das iſt, zu demjenigen, warum ſie leben, und in andern Welten leben werden, anzufeuern, und ihren Verſtand, noch mehr, ihr Herz zu der Erreichung dieſes letzten und höchſten Zwecks, zu erheben, dieſer iſt derjenige von unſern Vorzügen, worauf wir am meiſten ſtolz ſind, und ohne welchen uns der Vorzug unſrer Schönheit, und jeder Anſpruch auf Schönheit überhaupt klein vorkommen würde. Wir leugnen gar nicht, daß die ſchönen Künſte nicht auch einige Reize über die Tugend ausſtreuen können. Sie wiſſen, wie wir gegen ſie geſinnt ſind, und wir haben es ihnen im Anfange unſrer Vertheidigung nicht verborgen. Aber wir ſagen es eben ſo frey heraus, daß ihre Verdienſte um die Ausbreitung der Tugend nur gering ſind. Es ſcheint, auf der einen Seite, ihrer Natur gemäß zu ſeyn, daß ſie ſich mehr bemühen, ſchön, als, durch Schönheit, zugleich nützlich zu ſeyn: Auf der andern Seite, iſt das, was ſie auszudrücken fähig ſind, von ſo engem Umfange, und ſo wenig zureichend, jene Reihen mannichfaltiger Gedanken und Empfindungen hervorzubringen, die nothwendig ſind, wenn die Menſchen für die Tugend eingenommen werden ſollen, daß die Einflüſſe, die ſie auf die Erreichung dieſer wichtigſten aller Abſichten haben, nicht anders als nur ſchwach ſeyn können. Wir wollen eine Nation annehmen, die auf die angeführte Art glücklich iſt. Wird ſie, wenn wir ihr über das, ſo ſie ſchon beſitzt, noch die ſchönen Künſte geben, glückſeelig werden? Es iſt wahr, die Muſik, wenn ſie ausgebreitet genug iſt, wird einige rauhe Seelen etwas weniger rauh ſeyn lehren. Die Bildhauerkunſt und ihre Schweſtern werden den Geſchmack am Vergnügen dadurch feiner machen, daß ſie ihn auf ſchönere Gegenſtände richten; eine Eigenſchaft, die wir über dieß mit ihnen in denjenigen von unſern Werken gemein haben, in welchen die Neigung, nur zu gefallen, den viel erhabnern Endzweck, durch die Kunſt zu gefallen, für die Tugend einzunehmen, verdrungen hat. Dieſer feinere Geſchmack am Vergnügen iſt eine Art von Vorbereitung, die Eindrücke, die ein gutes Herz bilden, leichter anzunehmen; aber er iſt auch weiter nichts, als eine Vorbereitung. Man gebe ihn einer Nation in ſeinem weiteſten Umfange; und ſie wird doch dadurch nur ſehr wenig zur Tugend gereizt werden.

Aber man laſſe ſie unſre auserleſenſten Werke beſitzen; was fehlt ihr denn noch an Reizungen zur Tugend?

Man wird uns vielleicht einwenden, daß wir das Beyſpiel, welches große Männer geben, und die mächtigen Wirkungen deſſelben vergeſſen. Wie könnten wir unſern Stolz, unſre vorzüglichſte Ehre vergeſſen? Haben wir nicht faſt immer zur Bildung dieſer großen Männer etwas beygetragen? Und wer erneut, wie wir, ihr Beyſpiel für die künftigen Jahrhunderte? Unſre Gegnerinnen haben dieß letzte Verdienſt zwar auch: Aber haben ſie es in dem Grade, als wir? Durch wen kennt die Nachwelt den Socrates am beſten, durch ſie, oder durch uns?

Selbſt den großen Männern, deren Beyſpiele von ſo ausgebreiteten moraliſchen Nutzen ſind, fehlt etwas, wenn wir ihnen fehlen. Sie hören zwar dadurch nicht auf, tugendhaft zu ſeyn; aber ihnen fehlt doch eine Reizung mehr, es zu bleiben.

Allein man nehme uns einmal einer ganzen Nation. Die Sprache, ihr linker Arm, ſey, weil wir von ihr nicht geſchätzt werden, ungelenkig, mager, nervenlos! Sie ſey weder zur Proſa noch zu der vortrefflichern Poeſie fähig. Dieſe ſchweige, und ſchmücke die moraliſche Schönheit mit keinem neuen Reize; oder, wenn ſie redet, ſo ſchläfre ſie ein. Jede nützliche und wichtige Sache, die in guter Proſa glücklich geſagt werden kann, bleibe unbekannt; oder werde auf eine Art geſagt, daß man ſie lieber nicht wiſſen mag. Die Geſchichte, dieſe ſo nothwendige Oberrichterinn, erzähle keine große Begebenheiten, die Wege der Vorſehung, und oft die Vorſchriften der Nachwelt; oder verunſtalte ſich durch den Vortrag. Mich (denn heut darf ich von mir ſelbſt reden) ſollen Schulmethode, Armſeligkeit am guten Ausdrucke, und jene überflüſſigen Unterſuchungen verſtellen, die nichts weniger, als die Kenntniß der Menſchen und ihre Verbeßrung, angehen. Ich ſey nicht mehr die Führerinn und die Freundinn des geſunden Verſtandes, ſondern eine Grübletinn, welche die von ihr erhitzte Einbildungskraft vergebens zu feſſeln ſucht. Diejenigen ſo ſich durch Unterredungen oder durch Briefe unterhalten, ſeyn von allem, was der falſche Witz Plumpes oder Spielendes hat, ſo eingenommen, daß ſie dadurch auch ihren Geſchmack am moraliſchen Schönen verlieren. Die Erklärung der Offenbarung, die vorzüglich auf unſre Kenntniß geſtutzt werden ſollte, weil die heiligen Bücher zugleich Muſter der Poeſie und der Beredtſamkeit ſind, arte in theologiſche Spitzfündigkeiten aus. Die Beredtſamkeit des Predigers ſey gemein, ſchwach, witzelnd, ohne Gedanken, ohne Empfindungen, kurz, derjenigen erhabnen Religion ganz unwürdig, durch deren Hülfe ſie unterrichten und rühren ſoll. Die Lieder, die ganze Verſamlungen zur Andacht entflammen ſollten, ſeyn, wenn es möglich iſt, noch platter, und der entzückenden Religion noch unwürdiger. Es ſtehen keine rechtſchaffnen Männer auf, die in andern Gedichten, aus jener reichen Quelle der Offenbarung ſchöpfen, und die Seele auf dieſe Art an ihren ganzen Werth, und an ihre Unſterblichkeit erinnern.

Wird einer ſolchen Nation nicht ſehr vieles zu ihrer Glückſeeligkeit fehlen?

Und gleichwohl fehlt ihr nichts, als einige wenige Bücher. Unſre Gegnerinnen ſahn in ihrer Vertheidigung die Bücher in einem ſonderbaren Geſichtspunkte an. Und gleichwohl können dieſe Bücher die Seele mit mehr und mit ſchönern Bildern anfüllen, und das Herz zu lebhaftern und feinern Empfindungen fortreißen, als ihr jemals hervorzubringen fähig ſeyd. Aber vielleicht misfällt euch an den Büchern am meiſten, daß ſie länger, als eure Werke, dauern. Es iſt mindſtens eurer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwürdig, daß von der griechiſchen Nation, die ſo ſehr aufgehört hat, eine Nation zu ſeyn, daß die itzige ihren Namen nicht mehr führen ſollte, faſt nichts wichtiges, als Bücher übrig geblieben iſt. Ohne dieſe würden wir kaum wiſſen, daß ſie da geweſen wäre. Die Werke, die ihr unter dieſer Nation hervorgebracht hattet, ſind mit ihr vergangen; und nur ſelten entdecken wir einige Ruinen davon. Unſer Horaz ſagt, und ihr werdet geſtehen, daß er wahr geredet habe, er ſagt von ſeinen Werken: Ich habe ein Denkmal vollendet, das daurender, als Erz, und erhabner, als die königliche Pracht der Pyramiden iſt; das weder verzehrende Regen, noch wütende Winde, nicht die Reihen unzählbarer Jahre, nicht die Flucht der Zeit, zerſtören werden. Wenn nun auch unſre Lieblinge von Werken, die vornehmlich durch moraliſche und denn auch durch andre Schönheiten dieſe Unſterblichkeit verdienen, wenn ſie, wie es wahr iſt, von dieſen Werken, nicht leben können; Sind ſie deßwegen weniger ſchätzbar? Wenn wir unſern Young ſelbſt eurem Raphael, mit Recht vorziehn, weil der erſte der menſchlichen Geſellſchaft mehr genützt hat, als der letzte; verdient der vortrefflichere dieſen Vorzug deßwegen weniger, weil gewiſſe Nebenumſtände da ſind, die den andern durch ſeine Arbeiten reich gemacht haben? Denn ſo lächerlich es ſeyn würde, ſich wider die Neigung, Geld zu gewinnen, überhaupt zu erklären; ſo klein und erniedrigend würde man von euch und uns denken, wenn man unſern Werth mit dieſem Maaße meſſen wollte.

Als die Philoſophie ihre und ihrer Freundinnen Sache auf dieſe Art vertheidigt hatte, ſo erwarteten beyde Theile den Ausſpruch ihres

Richters mit einer Unruhe, die Virgil unnachahmbar und unüberſetzlich beſchrieben hat, wenn er ſagt:

trepidantia haurit
Corda pauor pulſans laudumqu' arrecta cupido.

Es ſchien, als wenn der Geſchmack über die Art, auf welche er ſein Urtheil ſprechen wollte, nachſänne. Dieß kam nicht daher, daß er ungewiß war, welcher Parthey er den Vorzug derjenigen Schönheit geben ſollte, die, ſo reizend ſie auch an ſich ſelbſt iſt, doch nichts anders, als die Aufwärterinn der viel erhabnern moraliſchen Schönheit ſeyn ſoll; da, auf der andern Seite dieſe Urheberinn der wahrſten menſchlichen Glückſeeligkeit nichts geringers als eine Gratie zur Aufwärterinn haben kann: ich ſage, der Geſchmack war, wegen der Entſcheidung über jenen erſten Vorzug, nicht ungewiß. Die ſchönen Wiſſenſchaften haben ſogar behauptet, daß er ihre Gegnerinnen mit einem gewiſſen zärtlichen Mitleid angeſehn habe. Sein noch daurendes Stillſchweigen entſtund am meiſten von dem Zweifel, in welchem er war: Ob er ſich auch, das mit zu berühren,

ren, einlaſſen wollte: Daß diejenige Parthey vorzüglichere Unterſtützungen des gemeinen Weſens verdiene, die, durch größre moraliſche Schönheit nützlicher, als die andre ſey? Doch ſein Zweifel währte nicht lange. Er ſahe bald, daß er dieſe Entſcheidung der Politik zu überlaſſen habe. Er wollte eben anfangen zu reden, als er durch einen Zufall unterbrochen wurde.

Die Tanzkunſt, die bisher nicht zugegen geweſen war, erſchien auf einmal mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Sie erfuhr bald, was vorgegangen war, und worauf man wartete. Die ſchönen Wiſſenſchaften konnten eine gewiſſe Freude über die Ankunft der Tanzkunſt nicht verbergen. Ihre Gegnerinnen waren auch ein wenig misvergnügt darüber. Denn ob ſie gleich nicht recht einſahn: Was ein moraliſcher Vorzug eben zu bedeuten haben ſollte; ſo hatte ſie doch die Zärtlichkeit, mit der ſie der Geſchmack angeſehn hatte, ſo furchtſam gemacht, daß ſie nicht ganz ohne Ahndung waren, daß jener Vorzug doch vielleicht von einigem Gewichte ſeyn könnte. Der Tanzkunſt kam es ſonderbar vor, daß man einer Schönheit, die ſie kaum dafür erkennen wollte, nur hätte erwähnen können! Und überhaupt war ſie ſo misvergnügt darüber, daß ſie nicht wäre gerufen worden; bezog ſich ſo lebhaft darauf, wie ſie für ſich und ihre Freundinnen geredet haben würde; und drang ſo ſehr auf eine neue Verſammlung, in welcher ſie die gemeinſchaftliche Sache führen wollte, daß ſich der Richter entſchloß, die Partheyen ohne ſein Endurtheil von ſich zu laſſen.

Vier und vierzigſtes Stück.

Es giebt Gedanken, die beynahe nicht anders als poetiſch ausgedrückt werden können; oder vielmehr, es iſt der Natur gewiſſer Gegenſtände ſo gemäß, ſie poetiſch zu denken und zu ſagen, daß ſie zu viel verlieren würden, wenn es auf eine andere Art geſchähe. Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes gehören, wie mich deucht, vornehmlich hierher. Man kann ſich und andre nie zu oft an dieſen großen Gedanken erinnern. Ich mache mir faſt einen Vorwurf darüber, daß ich es bisher noch nicht gethan habe.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt;
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernſten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt;
Du ſtandeſt, und ſprachſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt eure Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach!

Dieſer Endlichkeit Looß,
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will.

Anbetend, Vater, ſink ich in Staub, und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!

Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! . . .
Steh hier, Betrachtung ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!
Was wird das Anſchaun ſeyn,
Wenn der Gedank an dich,
Allgegenwärtiger!
Schon ſo viel Kräfte jener Welt hat!
Was wird es ſeyn dein Anſchaun,
Unendlicher; Unendlicher!
Das ſah kein Auge,
Das hörte kein Ohr,
Das kam in keines Herz;
Wie ſehr es auch rang,
Wie es nach Gott auch, nach Gott!
Nach dem Unendlichen, dürſtete,
Kams doch in keines Menſchen Herz:
Was Gott bereitet hat
Denen, die ihn lieben!
Wenige nur, ach, wenige ſind,
Deren Aug in der Schöpfung
Den, der geſchaffen hat, ſiehe!
Wenige, deren Ohr

In dem mächtigen Rauſchen des Sturmwinds,
Im Donner, der rollt,
Oder im liſpelnden Bache,
Den Unerſchaffnen hört!
Wenige Herzen erfüllt
Mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!
Laß mich, im Heiligthume,
Dich, Allgegenwärtiger!
Stets ſuchen, und finden!
Und wenn er mir entflieht
Dieſer himmliſche Gedanke,
Laß mich ihn tiefanbetend
Aus den Chören der Seraphim,
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunter rufen,
Damit ich, dich zu ſchaun,
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu ſchaun!
Im Allerheiligſten!
Ich hebe mein Aug auf, und ſehe,
Und ſiehe der Herr iſt überall!
Erd, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!

In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehn werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!

Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!

Mit heiligem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Es hieß ſie wehen, und rauſchen
Der Ewige!
Wo ſie wehen, und rauſchen,
Iſt der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!

Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
Wird Er ſeyn, der Ewige!

Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchafft!

Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

Ich hebe mein Aug auf, und ſehe!
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Euch, Sonnen, euch, Erden, euch, Monde der Erden,
Erfüllet, rings um mich,
Seine göttliche Gegenwart! - -
Geheimnißvolle Nacht der Welten,
Wie wir im dunkeln Worte ſchaun
Den, der ewig iſt!
So ſchauen wir in dir, o Nacht der Welten,
Den, der ewig iſt!
Hier ſteh ich Erde!
Was iſt mein Leib
Gegen dieſe ſelbſt den Engeln
Unzählbare Welten!
Was ſind dieſe ſelbſt den Engeln
Unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unſterblichen, ihr, der erlöſten
Biſt du näher als den Welten;
Denn ſie denken, ſie fühlen
Deine Gegenwart nicht!
Mit ſtillem Ernſte dank ich dir,
Wenn ich ſie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloſer Wonne
Dank ich, o Vater, dir,
Wenn ich ſie fühle!
Augenblicke deiner Erbarmungen
O Vater, ſinds,
Wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele ſtrahlſt!
Ein ſolcher Augenblick
Iſt ein Jahrhundert
Voll Seeligkeit! - -
Meine Seele dürſtet,
Wie nach der Auferſtehung
Verdorrtes Gebein!
So dürſtet meine Seele
Nach dieſen Augenblicken
Deiner Erbarmungen!
Ich lieg, ich liege vor dir
Auf meinem Angeſichte!

O läg ich, Vater, noch tiefer vor dir
Gebückt im Staube
Der unterſten der Welten!
Du denkſt, du empfindeſt,
O die du ſeyn wirſt!
Die du höher denken,
Und ſeeliger empfinden,
Die du anſchaun wirſt!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, der war! und der iſt! und der ſeyn wird!

Du, den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeſchaute Gegenwart
Erleucht und erhebe
Jeden meiner Gedanken,
Leit ihn, Unerſchaffner, zu dir!
Entflamm, und beflügle
Jede meiner Empfindungen,
Leite ſie, Unerſchaffner, zu dir!
Wer bin ich, o Erſter!
Und wer biſt du! —
Wer biſt du! —
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich dein ſey,
Auf ewig dein ſey!

Ohn ihn, der ſich für mich geopfert hat,
Könnt ich nicht dein ſeyn!
Ohn ihn wär deine Gegenwart
Feuereifer und Rache mir!
Erd' und Himmel vergehen;
Deine Verheißungen, Göttlicher, nicht!
Von dem erſten Gefallnen an,
Bis zu dem letzten Erlöſten,
Den die Poſaune der Auferſtehung
Verwandeln wird,
Biſt du bey den Deinen geweſen,
Wirſt du bey den Deinen ſeyn!
In die Wunden deiner Hände
Legt ich meine Finger nicht!
In die Wunde deiner Seite
Legt ich meine Hand nicht!
Aber du biſt mein Herr! und mein Gott!
Mit Gnade ſey mir gegenwärtig,
Mit Gnade! mit Gnade!
Es ſind Worte des ewigen Lebens,
Die du beteteſt,
Eh du in Gethſemane
Ins Gericht giengſt!
Hallet, Himmel, ſie!
Stamml, o Erde, ſie nach!

Laß Alle ſie eins ſeyn!
Wie du, Vater, in mir biſt,
Wie ich in dir bin!
So laß Alle ſie eins in uns ſeyn!
Ich in ihnen!
Und du in mir!
Daß ſie zu Einer Vollkommenheit
Vollendet werden!
Hallt die Worte des ewigen Lebens, ihr Himmel!
Stamml', o Erde, ſie nach!
Der für mich mit dem Tode rang!
Den Gott für mich verließ!
Der nicht erlag,
Als ihn der Ewige verließ,
Der iſt in mir!
Gedanke meines tiefſten Erſtaunens,
Ich bebe vor dir!
Da die Winde gewaltiger wehten,
Die höhere Wog' auf ihn ſtrömte,
Sank Kephas!
Ich ſinke!
Hilf mir, mein Herr! und mein Gott!

Fünf und vierzigſtes Stück.

Eben da ich im Begriffe bin, die Geſchichte meiner Erziehung fortzuſetzen, erhalte ich unterſchiedne Briefe, welche das ſchöne Geſchlecht angehn, und alle machen mir den Vorwurf, daß ich mich zu viel mit dem meinigen beſchäfftige. Ein Vater verlangt meine Gedanken über die Erziehung der Töchter zu wiſſen, weil er zwo wilde Mädchen habe, mit denen er gar nicht zurechtkommen könne; ein witziger Kopf erbietet ſich, mir wöchentlich mit einem halben Dutzend anakreontiſcher Oden zu dienen, wenn mein Verleger billig ſeyn wollte; eine Mutter klagt, ihr pedantiſcher Mann verlange durchaus, daß ihre Töchter mehr lernen ſollten, als ſie wüßte; eine alte Jungfer beſchwert ſich, daß Mädchen von vierzehn bis funfzehn Jahren ſo viel Geräuſch in Geſellſchaft machten, und erzählt mir, wie ſittſam und verſchämt ſie vorzeiten geweſen wären; ein Verliebter bittet, daß ich wider die Grauſamkeit des Frauenzimmers ſchreiben und ſeiner Schönen ſagen möchte, er würde gewiß vor beim Ausgange des Septembers verzweifeln, wenn ſie ſich durch ſeine letzten Verſe nicht rühren ließe; eine Canzelleyräthinn fragt an, ob ſie nicht ihrem Manne mit Recht gleichgültig und kaltſinnig begegne, weil er ſich gar keine Mühe geben wolle, Juſtitzrath zu werden. Mit einem Worte, ich hätte auf vier Wochen überflüſſigen Vorrath zu Aufſehern, wenn ich die ganze Correſpondenz drucken laſſen wollte, die das ſchöne Geſchlecht angeht. Allein ich will heute nur einen mittheilen, den ich aus einer auswärtigen deutſchen Stadt erhalten habe, um meinen Leſerinnen Gelegenheit zur Unterſuchung zu geben, wie ähnlich oder unähnlich ſie dem ausländiſchen Frauenzimmer ſind. Dem Vorgeben nach iſt er von einem Wittwer; allein ich glaube, daß er von einer Wittwe kömmt. Er verräth mir zu viel Kenntniß der Frauenzimmermoden; denn ich will wetten, daß unſre galanteſten Herren, ſo viel ſie auch mit Damen umgehen, nicht wiſſen, was ein Fichû, ein Chignon und eine Saloppe iſt. Die Orthographie verräth zwar die Briefſchreiberinn nicht; allein eine Stelle verräth ſie ſehr deutlich; dieſe Stelle zu finden, das will ich der Scharfſichtigkeit meiner Leſer überlaſſen.

Mein Herr Aufſeher,

Endlich habe ich, nach vielem Bitten, durch einen meiner kopenhagener Freunde, ein Exemplär vom nordiſchen Aufſeher erhalten. Wie geht es doch zu, daß man ihn auſſer Kopenhagen nicht hat? Sind Sie zu beſcheiden oder zu ſtolz? Glauben Sie daß der Geſchmack ſich itzt ganz nach Norden zieht, und daß ihre Nachbarn ihn gar darüber verlieren? Oder iſt ihr Verleger ſchuld? Macht ers etwa wie viele Fabricanten, die aus bloßer Bequemlichkeit ihre Waaren ſo theuer verarbeiten, daß ſie nicht aus dem Lande geſchickt werden können? Die Urſache mag ſeyn welche es will, ſo rathe ich Ihnen, daß Sie dieſen Fehler verbeſſern. Wird Ihr Vergnügen nicht gröſſer, je mehr Sie nützen? Wollen Sie weniger ausgebreitet als Ihr Vater ſeyn?

Doch ich habe Sie itzt geleſen; mit vielem Vergnügen, das verſteht ſich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß Sie bisher faſt nichts vom Frauenzimmer geſagt haben. Sie können unmöglich zu denen Männern gehören, die dieſe liebenswürdige Hälfte des menſchlichen Geſchlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie ſind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit ſchätzbaren Frauenzimmer, ſonſt könnten Sie ſo nicht ſchweigen. Oder ſind Ihre Däninnen nicht eben ſo liebenswürdig, oder weniger fehlerhaft als unſre Deutſchen ſind? Denn Fehler, Fehler haben ſie bey ihren Vorzügen! und dieſe wollte ich eben, daß Sie beſſern ſollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen. Denn meine Liebe zu dieſem ſchönen Geſchlecht macht, daß ich ſehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen übertriebnen Bewunderer der Schönen halten, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich beynahe ein Greis bin; und durch eine vortreffliche Frau, die mir ſeit einigen Jahren geſtorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Dieſe meine ſelige Clariſſa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geſchlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperſon ſchlechterdings kein Unterſchied iſt. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unſern. Vielleicht iſt dieſer Unterſchied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur ſelbſt zu einer gewiſſen Härte, ſo wie die Frauenzimmer ſich nur zu einer gewiſſen Leichtſinnigkeit gewöhnen. Wenigſtens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geiſtes ſehr gut zuſammen ſtehn, das habe ich alles an meiner vortrefflichen Clariſſa geſehn. Sie werden ſagen: es iſt ſehr ſelten eine Clariſſa zu finden. Sie haben recht. Aber es iſt eben ſo ſelten, eine Mannsperſon, wie meine Clariſſa zu finden. Und wie die Männer noch immer ſehr ſchätzbar ſind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, ſo ſind es die Frauenzimmer mit dieſen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufſeher, ich ſchäme michs, zu ſagen, daß wir faſt an allen Fehlern der Frauenzimmer ſelbſt ſchuld ſind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unſrer Körper eben ſo viel Theil hieran, als die Einrichtung unſrer Seele, denn dieſer Unterſchied iſt weſentlicher.) Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht beſſer ein? Die meiſten Väter überlaſſen eben ſo leichtſinnig (Leichtſinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen laſſen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch ſchlechtern Franzöſinnen, als ſie ſonſt die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Hümeur, (denn Hümeur iſt faſt der ganze Charakter der Frauenzimmer) die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches ſie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, ſeine Tochter ſelbſt zu bilden, und ſeinen künftigen Schwiegerſohn, und alle ſeine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon ſchweigen, daß wir ſelbſt die Frauenzimmer, mit allen ihren Fehlern, ſo ſehr bewundern, daß ſie entweder glauben, es ſind keine Fehler, oder ſie dürfen ſie nur dreiſt behalten, weil ſie uns dennoch ſo ſehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen beſtimmten Charakter haben, wie glückſeelig wären denn ſie und wir! (Es iſt traurig, daß faſt nur die Spielerinnen ihn haben! Möchten die weniger beſtimmt ſeyn!) Aber ſie beſchäftigen ſich nur gar zu ſehr mit dem, was ſie ſcheinen wollen, ohne darauf zu denken, was ſie ſind.

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie einige thun. Ihre Moden ſelbſt beweiſen das Gegentheil. Und was iſt den Meiſten wichtiger als die Moden? Wenn ſie wirklich etwas lieben, ſo ſind es die Moden, und zur Mode machen ſie alles. Aber ich bin manchmal ſehr zweifelhaft, ob ſie etwas lieben.

Cidaliſe opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooßhunde auf. Ich habe keine zärtlichere Mine geſehn, als die womit ſie Bellinen anſieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidaliſe Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooßhunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden ſind möglich. Unſre Damen lachen über die Pantins ihrer verſtorbnen Tanten; unſre Töchter ſehn den Potpourri ihrer Mütter ſchon mit Verachtung an. Die Schooßhunde ſcheinen ſich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch iſt es möglich, daß ſie einmal von den Männern vertrieben werden, ſo wie die Locken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer iſt ſehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clariſſa nur länger gelebt! Sie wurde ſehr nachgeahmt, und hatte mich ſehr lieb.— —

Ich ſagte erſt: Das Frauenzimmer macht alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erſt eine Mode iſt, wie ſehr wird ſie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, iſt itzt das Mitleiden die Haupt-Modeempfindung. Wie ſchön, wie ſehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemeſſen, iſt das Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — — Wenn es ſich nur allein auf die Inſecten einſchränkt! — — In unſrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, ob gleich der Haß zu den Spinnen, ſich wie die Liebe zu den Schooßhunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheiſten gehalten, und aus allen meinem Umgange verſtoßen worden, wie ich, ohne es zu ſehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte geſtern, mich ſehr gefällig zu erzeigen, wie ich an

Araminthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Himmels willen, was machen ſie! ſchrie ſie, tödten ſie mir die arme Spinne nicht! ſie ſitzt ſchon acht Tage da.„ Ich machte große Augen. „Seit wann haben Sie denn den Abſcheu der Spinnen verloren? — — — „Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben ſo ſehr, und wenn ſie anfängt zu kriechen, ſo lauf ich zum Zimmer hinaus. — — — „Soll ich ſie denn nicht tödten? — — — „Ein Geſchöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein ander Zimmer bewohnen.„ Ich wünſchte erſt den Männern etwas von der Liebe zu den Schooßhunden; itzt möchte ich dem armen Geſinde etwas von dem Mitleiden mit den Inſecten wünſchen. Denn dieſe Tugend iſt noch nicht Mode geworden. Dieſes Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich ſahe neulich dieſelbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Verſehns, eine Maulſchelle geben, die eine Stunde vorher, die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre ſchöne Hand zerſtach.

Man kann ſich itzt nicht mehr beklagen, daß unſer Frauenzimmer ſich nur um Handarbeit und Wirthſchaft bekümmert. Dieſe Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich ſagte noch eine junge Dame zu mir: Es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geſchöpf ſich um die Wirthſchaft bekümmern ſollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man ſich auf Sentiments und Wiſſenſchaften. Meine Clariſſa hatte einige Sprachen gelernt, weil ſie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: Itzt lernt die ganze Stadt engliſch, ohne daß Ein Buch in dieſer nützlichen Sprache geleſen wird. Es möchte denn ſeyn, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit, wenn die Paſſage am ſtärkſten iſt, ſich mit einem engliſchen Buche in die Gartenthür ſetzte.

Wenn man die Bedeckung unſrer itzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren vergleicht; ſo ſollte man denken, die Keuſchheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch, ich muß es geſtehn, ſie legen aus denſelben Urſachen einen Fichû um ihre Bruſt, als ſie eine hohe Feder an ihre Stirne ſtecken: beydes iſt Mode. Celine hat es ſo gar gelernt, ſich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine iſt viel zu delicat, als daß ſie im Winter ein Fenſter öffnen könnte, und zugleich viel zu delicat, als daß ihr der Puderſtaub ohne Schaden auf die Bruſt fallen ſollte. Celine verhüllt ſich itzt in die Saloppe, wenn ſie von einer Stube in die andre geht, dieſelbe Celine, die vor einigen Jahren, den kälteſten Herbſtabenden, in freyer Luft, mit ihrer bloßen Bruſt trotzte. War ſie damals ſtärker, wie itzt? Ach nein, ſie klagte eben ſo ſehr. Warum bedeckte ſie ſich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es iſt ſehr traurig, daß auch die Religion unter den Modeſentimens leidet! Dieſe Sache iſt zu ernſthaft, als daß ich viel davon ſagen ſollte. Unterdeß iſt es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die ſich vornehmen, eine Chriſtinn, eine Zweiflerinn, und eine Freygeiſtinn zu ſeyn, auf dieſelbe Art, wie ſie ſich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, ſich zu einem Modeſentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte ſehr, daß ſie ſich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie ſelbſt, mein Herr Aufſeher, wenn dieß Zärtlichkeit iſt: Man wünſcht, der Mann möchte verreiſen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu ſehn. Man liebt ſeinen Mann über alles in der Welt; aber man iſt ſo verſchämt, daß man aus Pflicht ſeinen Kuß erträgt. Man herrſcht ſchlechterdings nicht; aber bey jeder Sache fragt man: Und du wollteſt mir das nicht zuGefallen thun? Ohne daß der arme Mann ein einziges mal Gelegenheit bekömmt, das wieder zu ſagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht ſo recht fort. Es ſey denn, daß ſie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andre wählt, weil es der Frau Mutter ſo ähnlich iſt, weil man ſieht, daß man ſeine Humeurs, ſein Zieren und Parademachen, ſo leicht in der Tochter Charakter eindrücken kann. Dieſe liebt man faſt mit einer Inſectendelicateſſe. Man glaubt, ſie hat ein Fieber, wenn ſie blaß iſt, und ſchwatzt ihr ſo viel davon vor, daß ſie bald die Mode, krank zu ſeyn, lernt. Man erhebt alles an ihr, was ſie thut, ſo gar die Fehler. Will ſie ſich nicht um die Wirthſchaft bekümmern, ſo iſt ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet ſie ſich vor allem; ſo iſt es Weiblichkeit. Erzürnt

zürnt ſie ſich; ſo iſt ſie lebhaft. Wird ſie nicht aus Krankheit blaß, ſo iſt es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet ſo ſtark! (dieß ſind auch Modeausdrücke.) Wir machen ſie zu einer Phantaſtinn, wie wir ſelbſt ſind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht daß ſo gar die ſeit dem Paradieſe veraltete Mode, die Kinder ſelbſt zu ſtillen, noch einmal wieder aufkömmt. Denn die Unbequemlichkeit ſcheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankömmt. So gar aus Freundſchaft, denn die Freundſchaft war auch einmal Mode, ob ſie gleich itzt ſchon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundſchaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundinn, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundinn Haus brannte. Den andern Tag kam ihre Schweſter nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, dabey zu bleiben; ſie lief davon, und ließ ihre Schweſter ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil ſie nicht ſo neu mehr ſind. Und wer wollte von einer alten Mode ſprechen. Die Mode krank zu ſeyn, haben Sie ſelbſt ſchon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O daß die Mode, geſund zu ſeyn, einmal wieder aufkäme! Vielleicht ſtellt ſie ſich mit dem Selbſtſtillen zugleich ein. Sie ſehn, wie voller Hofnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu ſeyn, hat ſich eine gewiſſe Zuverſichtlichkeit eingeſchlichen, ich hätte bald Frechheit geſagt, von allen Dingen zu ſprechen, ohne etwas davon zu verſtehn. Sie können ganz ſicher ſeyn, daß hier in —— — — — kein Frauenzimmer eine Sylbe mehr weis, als ſie ihnen in der erſten Viſite erzählt. Sie entſcheiden alles, wie eine Univerſität. Mit der Mode zu erröthen, hat ſich überhaupt die ganze Mode der Beſcheidenheit verloren. Man ſpricht von Monaden, von vorherbeſtimmter Harmonie, ſo wie von einer italieniſchen Arie, oder einem franzöſiſchen Chanſon. Man verſteht von der Arie ſo viel, als von der Harmonie, aber man ſpricht von beyden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechſelt, aber man ſchweigt doch nicht. Man handelt in einem Beſuche von der Arzney und der Anatomie, von der Jurisprudenz und der Optick. Neulich verwechſelte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard

Young. Man lächelte, aber ſie erzählte und dennoch den andern Tag von dem dreißigjährigen puniſchen Religionskriege. Sollten ihre Frauenzimmer dieſe Modezuverſichtlichkeit auch haben; ſo bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß ſie folgende Verſe auswendig lernen, oder wenigſtens in ihre Schreibtafel ſchreiben. Sie werden es deſto eher thun, weil ſie in der Modeſprache, zwar nicht von Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geſchrieben ſind.

Naked in nothing ſhould a woman be,
But veil her very *wit* with *modeſty*.
Let man *diſcover*, let not her *diſplay*.
But yield her *charms* of mind with ſweet delay.

H***, den 6 Sept. 1758.

M.

Sechs und vierzigſtes Stück.

So oft ich mich zurück erinnre, wie ſorgfältig mein Vater ſchon in meiner frühſten Jugend den Geiſt der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorſam und Liebe gegen das höchſte Weſen tugendhaft zu ſeyn, in meine Seele zu pflanzen ſuchte; und wenn mir mein Gedächtniß ſagt, vor welchen Ausſchweifungen, zu denen ich, gleich andern, ſtarke Reizungen und Verſuchungen gehabt habe, dieſe Neigung mich bewahrt hat: So fühle ich mich allezeit von den zärtlichſten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich ſie gleich durch nichts beweiſen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken ſeiner Geſinnungen erhalte, und durch ſein Beyſpiel andre Väter aufmuntre, Kinder, die ſie glücklich zu machen wünſchen, auf eine ähnliche Weiſe zu erziehen. Wenige können freylich ſeinem Plane ganz folgen; denn wenige können ſich mit ihrer Erziehung ſelbſt beſchäfftigen. Unterdeß liegen viele Regeln darinnen, die ſich von allen beobachten laſſen. Er war, wie er oft geſtanden hat, aus eigner Erfahrung überzeugt, daß die Tugend, welche ſich auf keine Frömmigkeit gründet, nichts als bloße Klugheit, oder ein feiner Stolz iſt, und was können Klugheit und Stolz allein wider die Anfälle mächtiger Leidenſchaften ausrichten? Er bemühte ſich deswegen, den guten Entſchließungen, die er in meiner Seele zu erwecken ſuchte, durch Empfindungen einer ungeheuchelten Frömmigkeit, Beſtändigkeit, Werth und Leben mitzutheilen, und mich zur Liebe, zur Ehrfurcht, zum Vertrauen, und zum Gehorſame gegen den, der allein unſrer höchſten und zärtlichſten Zuneigung würdig iſt, anzuführen. Dieſes war ſeine eifrigſte und beſtändigſte Sorge, und zugleich die größte Wohlthat, die er mir erzeigen zu können glaubte.

In den erſten Zeiten des Lebens, wo die Kinder nichts als Gefühl und Sinn zu ſeyn ſcheinen, überließ er mich faſt allein der Aufſicht und Wachſamkeit der ſorgſamſten Mutter, weil in dieſen Tagen der Empfindung die Mütter beſonders geſchickt ſind, die erwachenden Begierden der Kinder ſo zu regieren, daß keine vor der andern zu viel Stärke und Leben erhalte. Denn ſo lange ſich ihre noch unentfalteten Seelen ihrer ſelbſt und ihrer Wirkungen wenig oder mit keiner Deutlichkeit bewußt ſind, und in ihren Bewegungen faſt allein von äuſſerlichen Eindrücken abhangen, ſo hat man beynahe alles gethan, was zu ihrem Beſten auszurichten möglich iſt, wenn man es dahin bringt, daß ſie von den Gegenſtänden, die auf ihre Sinne wirken, nichts zu heftig, nichts mit Eigenſinn und Beſtändigkeit verlangen oder verabſcheuen. Man muß ſie als Seelen betrachten, die noch ſchlummern. Sind die Träume in dieſem Schlummer leicht und angenehm; laſſen ſie keine allzuſtarken Eindrücke in ihnen zurück; wechſeln ſie ſo ſchnell mit einander ab, daß ſie bey dem Aufwachen ganz vergeſſen ſind: So wird der anbrechende Tag deſto heitrer und geſünder ſeyn. Die Mütter können am meiſten dazu beytragen, wenn ſie mit einer zärtlichen Liebe gegen ihre Kinder die nöthige Klugheit und Aufmerkſamkeit auf die Veränderungen ihrer Seelen verbinden. Denn die Kinder empfinden gegen ſie eine ſtärkere und zärtlichere Zuneigung, als gegen die Väter, zumal wenn ſie ganz Mütter geweſen ſind und ſie ſelbſt geſäugt haben, auch durch ihre beſtändige Gegenwart um ſie, die Verſchlimmerung ihrer Herzen durch thörichte und zuweilen ganz laſterhafte, unſinnige Schmeicheleyen und Liebkoſungen der Bedienten verhüten.

So bald meine Seele ſo viele Begriffe geſammelt hatte, daß daraus die Ideen eines höchſten Weſens, unſrer Verhältniſſe und unſrer Pflichten gegen daſſelbe, entwickelt werden konnten: So gieng ſeine vornehmſte Sorge darauf, eine ſolche Einrichtung zu treffen, daß ich die großen und herrlichen Benennungen deſſelben nicht ohne Aufmerkſamkeit ausſprechen hörte, ſondern vielmehr begierig werden möchte, die Bedeutung derſelben verſtehn zu lernen. Denn er hatte angemerkt, daß vielen wirklich frommen Menſchen die Uebungen der Andacht und Gottſeeligkeit leichter werden und ſie bey denſelben weniger Zerſtreuungen unterworfen ſeyn würden, wenn ſie nicht in ihrer Jugend den ehrwürdigſten und größten Namen ſo oft nennen gehört hätten, ohne mehr dabey zu denken, als bey andern leeren Tönen, die keine Gedanken erwecken. Er gewöhnte mich in dieſer Abſicht aufmerkſam zu ſeyn, wenn er und ſeine Wilhelmine in meiner Gegenwart mit einander ſprachen, mich in ihre Unterredungen zu miſchen, nach dem zu fragen, was ich nicht verſtand, mich aber auch, wenn er mir keine Erklärung geben wollte, mit der Antwort zu beruhigen, daß ich das, was ich zu wiſſen wünſchte, noch nicht faſſen könnte. Dieſe Neubegierde erweckte denn auch meine Aufmerkſamkeit auf ihre Geſpräche von Gott, und ſie wurde durch den Anblick der mir an ihnen ſonſt ungewöhnlichen Ernſthaftigkeit, Ehrfurcht und Feyerlichkeit, womit ſie ſich von ihm unterredeten, beſonders lebhaft und ſtark. Seinen Bedienten, zu denen er gutgeartete Menſchen ausſuchte, die Religion hatten und ſich willig regieren ließen, gab er die Vorſchrift, den Namen Gottes in meiner Gegenwart nicht, oder immer mit Ehrfurcht zu nennen, und wenn ich ſie darüber befragte, mich an ihn, oder an meine Mutter zu verweiſen. Durch ein ſolches Verhalten wurde ich, wie er mir oft erzählt hat, noch als ein kleiner Knabe ſehr begierig, zu wiſſen, von wem ſich doch meine Aeltern ſo oft unterreden müßten. Ich fragte, und die erſte Antwort, die ich erhielt, war, daß ſie von einem mir noch unbekannten, ſehr vortrefflichen, und ſehr theuren Freunde ſprächen, den ſie liebten; dem ſie alles zu danken, von dem ſie auch mir ſehr viel zu erzählen hätten, das ich aber noch nicht verſtehen könnte. Da mein Vater nun, ſich gemeiniglich meinen Freund nannte, wenn er mir einige ungewöhnlichere väterliche Zärtlichkeiten erwies; da ich auch die alte ehrwürdige Frau Lizard nicht anders, als meine Freundinn, zu betrachten und zu nennen gewohnt war: So wurde mein Herz ſchon durch dieſen Namen ſo gerührt, daß meine Begierde täglich zunahm, mehr von dieſem Freunde zu wiſſen. Meine Fragen, warum ein ſo theurer Freund nicht zu uns käme; wo ihn doch mein Vater geſehn hätte; wo er zu finden wäre; Fragen, die theils aus meiner Seele ſelbſt entſprangen, theils auch durch ihn, oder durch meine Mutter veranlaßt wurden, beantworteten beyde damit, daß ſie ihn zwar ſelbſt noch nicht ſo geſehn hätten, wie ich ſie ſähe; daß ſie aber viel von ihm wüßten; daß ſie ſehr viele Wohlthaten von ihm empfiengen; daß er gegen alle Menſchen gütig wäre; daß er auch mich liebte, und von mir geliebt zu werden wünſchte. Solche Vorſtellungen haben eine unmittelbare Wirkung auf den Willen; ſie erwecken Luſt, und reizen eben dadurch, oft zu dem Urſprunge derſelben zurückzukommen. Mit einer ſolchen Vorſicht beſtrebte ſich mein Vater mir mit den erſten Erkenntniſſen von Gott, wie ſie ein noch ungebildeter Geiſt faſſen kann, auch Neigung zu ihm, und Freude über ihn einzuflößen, und, indem er meinem Verſtande ein Licht anzündete, das immer heller ward, je länger es leuchtete, mein Herz mit Liebe gegen ihn zu entflammen.

Er war unermüdet, alle dieſe Vorſtellungen und Empfindungen theils zu erneuern, theils von unbekannten und immer angenehmern Seiten zu zeigen, theils auch ihre Lebhaftigkeit immer mehr zu erhöhen. Ich hatte viel Zuneigung zu dem Lizardiſchen Hauſe; denn aus Freundſchaft gegen meinen Vater machten die Mutter, ihre Söhne und Töchter mir immer eine neue Freude, wenn zu ihnen kam. Davon nahmen meine Aeltern oft Gelegenheit, meine Neigung und Freude auf Gott zu richten! Zuweilen ſagten ſie: Ich freute mich ſo ſehr zu den Lizarden zu gehen, weil ich ſie kennte; wenn ich aber erſt ihren großen, ihren viel beſſern Freund mehr kennen würde, ſo würde ich noch viel mehr Freude empfinden. Zuweilen wünſchten ſie, bey eben der Gelegenheit, ſelbſt zu einem nähern Umgange mit demſelben zu kommen. Zuweilen erzählten ſie mir, wie ſehr ihn die Lizarde liebten; wie oft ſie ſich über ihn freuten; wie ſehr ſie wünſchten, daß ſich auch andre Menſchen über ihn freuen, und ihn über alles lieben möchten. Denn, ſetzten ſie hinzu, mein lieber Arthur, (und hier nahm mich mein Vater mit einer ſehr heitern und gütigen Mine auf den Schoos) er liebt ſie alle! Er liebt auch die kleinen Kinder; er liebt auch dich!

Es konnte mir der Unterſchied und Vorzug des Sonntags vor den übrigen Tagen der Woche nicht unbekannt bleiben. Ich kam oft vor Kirchen vorbey, die ſich auch in den Augen eines Kindes von andern Gebäuden ſehr unterſcheiden. Ich hörte an dieſem feyerlichen Tage das Läuten der Glocken, und ſahe vor unſrer Wohnung mehr Leute, als ſonſt vorbeygehen. Dieſes reizte meine Neubegierde, und meine Aeltern ergriffen auch dieſen Anlaß, mich wieder an Gott zu erinnern. Sie ſagten mir, daß die Menſchen hier zuſammenkämen, von ihm zu reden, und reden zu hören. Sie erzählten, daß man hier ſehr viel von ihm erführe, das man ſonſt nicht erfahren könnte; und zugleich verſprachen ſie mir, mich auch in das Haus zu führen, das ſie, eben dieſes großen Freundes wegen,

gen, ſo lieb hätten, ſo bald ich mir noch mehr verſtünde, und länger aufmerkſam ſeyn, länger zuhören könnte, ohne gleich ſpielen zu wollen, wie itzt. Dieſes erhielt meine Liebe lebhaft und vermehrte meine Sehnſucht nach einer gröſſern Erkenntniß.

Nach und nach bildete er die Idee in mir, daß dieſer beſte und zärtlichſte Freund, der unſre Liebe ſo ſehr verdiente, gegen alle Menſchen das wäre, was ein Vater in ſeinem Hauſe iſt, aber auf eine beßre, ſchönere und gütigere Art, als es der liebreichſte Vater nicht ſeyn könnte, wenn er ſolches auch ſeyn wollte. Die Vorſtellung: *Ein Vater, ein Verſorger und Wohlthäter aller Menſchen* war neu; ſie war rührend; es war Vergnügen ſie zu denken; ſie drang zum Herzen; denn mein Vater ſagte ſelbſt, daß Gott ein beſſerer Vater wäre, und weit mehr geliebt werden müßte als er, und wie gut war mein Vater nicht in meinen Augen und wie ſehr liebte ihn mein Herz nicht?

Hier muß ich wünſchen, daß alle Aeltern dem Beyſpiele meines Vaters folgen, und die Seelen ihrer Kinder mit ſolchen frölichen Vorſtellungen von Gott, mit Vorſtellungen, die der menſchliche Geiſt leicht annimmt, weil ſie von einem unmittelbaren Vergnügen begleitet ſind, erfüllen, und ſie oft in ihnen erneuern möchten! Denn Empfindungen von Zuneigung, Liebe, und Verlangen ihm zu gefallen, ſind unzertrennliche Folgen davon. Aber die meiſten Kinder zittern vor Gott, ehe ſie wiſſen, wie liebenswürdig er iſt: bloße Furcht aber erzeugt Abneigung. Gleichwohl verlangt Gott Liebe von ganzen Herzen, von ganzer Seele, von ganzen Gemüthe, und aus allen Kräften!

Mein Vater machte mich ſpäter, als ſonſt zu geſchehen pflegt, mit dem großen Gedanken bekannt, daß Gott der Schöpfer aller Weſen iſt. Dieſe Vorſtellung iſt für den ſchwachen Verſtand der Kinder, der ſtufenweiſe erweitert werden muß, zu erhaben, zu ſchwer. Es liegt ein allzugroßer Reichthum von Begriffen darinnen; ſie ſetzt zu mannichfaltige Einſichten voraus, und die Wirkungen eines jeden großen Gedankens werden faſt allezeit geſchwächt, wenn man gleich im Anfange zu wenig davon begreiſt. Er erwählte alſo zu den erſten Vorſtellungen von Gott, die er mir beybringen wollte, diejenigen, die ſich in dem Herzen eines Kindes bey der Dämmerung ſeines Verſtandes am leichteſten und geſchwindeſten in Empfindungen verwandeln laſſen.

Keine Erkenntniſſe und Empfindungen dauern in der menſchlichen Seele länger fort, als diejenigen, die ſich mit den Freuden der Kindheit und Jugend vermiſchen. So oft alſo meine Freude keinen allzukindiſchen Urſprung und einen edlern Gegenſtand, als Puppen und Spielwerke hatte, wovon ich endlich wenig genug beſaß: So lehrte er mich, daß ich dieſe Freude Gott ſchuldig wäre; daß er ſelbſt alles Vergnügen, was er genöſſe, und alles, was er mir mittheilte, den wohlthätigen Veranſtaltungen ſeines Freundes zu danken hätte. Meine Aeltern hatten einen ſehr angenehmen Garten, worinnen ich mich überaus gern aufhielt. Die Blumen des Frühlings, die hohen Bäume, die von dem Geſange der Vögel belebt wurden, ein kleiner Teich mit den Enten, die auf ſeinem Waſſer ſpielten, die Früchte des Herbſtes, und andre auch der Kindheit empfindbare Annehmlichkeiten verurſachten, daß ich mich immer ſehr lebhaft über ihn freute. Mein Vater, der alle Bewegungen meines Herzens auskundſchaftete, nahm daher Gelegenheit, mir zu ſagen, daß er dieſen Garten, der mir ſo viel Vergnügen machte, mit den Blumen, die ſo ſchön wären, mit den prächtigen Bäumen, die einen ſo kühlen Schatten gäben, und mit den Früchten, die ich ſo gern genöſſe, von der Wohlthätigkeit und Güte ſeines großen und herrlichen Freundes empfangen hätte. Sollten, fragte er dann, ſollten, wir ihm nicht zu gefallen wünſchen? Sollten wir ihn nicht lieben?

Man ſieht, daß mein Vater mit mir von der Wirkung zur Urſache, von den Wohlthaten zum Wohlthäter emporſtieg. Die Liebe, die ſich auf eine unmittelbare Vorſtellung der göttlichen Vollkommenheiten gründet, die, ſo zu ſagen, nicht aus dem Lichte des Wiederſcheins, ſondern aus einem Blicke in die Sonne ſelbſt entſpringt, dieſe erhabne Liebe iſt entweder bey der Jugend nicht möglich, weil zu viel Abſonderung, zu viel Nachdenken und Tiefſinn dazu erfodert wird, oder ſie kann doch nicht zu der Stärke und Lebhaftigkeit kommen, als die Liebe der Erkenntlichkeit, die eines beſtändigen Wachsthums fähig iſt. Denn je gröſſer der Umfang unſrer Einſichten in die Wohlthaten Gottes wird, deſto gröſſer muß der Begriff von ſeiner Güte werden, und deſto gröſſer auch die Dankbarkeit gegen ihn. Eben darinnen ſcheinet die gewöhnliche Erziehung zu irren, daß man die Kinder das Licht nicht nach und nach ertragen lernt; daß man ihnen Gott in einer Geſtalt zeigt, die ſie blendet; daß man ihnen, wenn ſie mehr empfinden, als deutlich denken, ſchon Wahrheiten von ihm beybringen will, die völlig auſſer den Grenzen der Empfindung liegen, und faſt von aller Sinnlichkeit gereinigt ſind.

Unterdeß beſtrebte er ſich, in mir den Grund auch zu höhern und ausgebreitetern Begriffen von der Gottheit zu legen. In dieſer Abſicht ſuchte er die Vorſtellung klar und lebhaft zu machen, daß man, wo Ordnung, Verbindung, Harmonie, Schönheit und Nutzen angetroffen wird, zu einer vernünftigen, weiſen, und anordnenden Urſache zurückgehen müſſe. Er machte mich auf die Zimmer und Abtheilungen unſrer Wohnung, auf die verſchiedne Beſtimmung derſelben, und auf die Bequemlichkeit, die daraus entſpringt, aufmerkſam; er gieng mit mir zu Häuſern, die noch erſt gebaut wurden, und wies mir, wie ſie ohne einen vorgängigen Entwurf, und ohne die Beobachtung gewiſſer Regeln weder Feſtigkeit erhalten, noch bewohnbar werden könnten. Er zeigte mir, daß die neuen Veränderungen, welche den Garten verſchönerten, den ich liebte, von ſeiner Anordnung entſtünden. Er zeigte mir, wie ordentlich das Feld bearbeitet werden müßte; er wies mir die Zubereitung des Brodtes; zuweilen ſprach auch meine Mutter von der Zubereitung der Speiſen, und überall wieſen ſie mir Entwurf, Abſicht und Regel, woraus ich immer mehr begreifen lernte, wie nöthig zu unſerm Vergnügen und Glücke, Verſtand und Weisheit wäre.

Dadurch leitete er mich auf den Zuſammenhang der Geſchöpfe mit unſrer Glückſeeligkeit. Der Nutzen des Windes, der Wolken, des Thaues, des Regens, und des Lichtes waren oft die Materie unſrer Geſpräche. Er unterredete ſich mit mir von der Beſchaffenheit und dem mannichfaltigen Gebrauch der Gewächſe; er machte mich auf die kunſtvolle Bildung der Blumen aufmerkſam, und zugleich auf die erſtaunliche Verſchiedenheit derſelben. Dadurch wurden meine Begriffe von Ordnung, Verknüpfung, Abſicht, Regel und Weisheit, erweitert, und zugleich lebhafter und ſtärker. Eben dieſes wies er mir in den Werken der Kunſt, und erweckte dadurch die Empfindungen der Hochachtung, mit welcher eine mit Weisheit angewendete Macht bewundert zu werden verdient.

Nach einer ſolchen ſtufenmäßigen Erweiterung meiner Einſichten glaubte er endlich mich zu dem höchſten Begriffe, den ein Menſch denken kann, zum Begriffe eines Schöpfers der Welt und aller ihrer bewundernswürdigen Werke erheben zu können. Er hatte mich an einem ſchönen Sommerabende auf einen anmuthigen Hügel geführt. Hier ließ er mich die mannichfaltigen Schönheiten einer fröllichen Gegend überſehen; er erneuerte alle die Kenntniſſe in mir, mit denen er mich bereichert hatte; er reizte mich zur Neubegierde über den

Urheber ſo mannichfaltiger Schönheiten, und endlich, da er meine Augen vor Freude glänzen ſah, rief er voll Entzückung aus: Wie groß, wie herrlich iſt Gott nicht, der alles dieſes gemacht hat! Siehe, mein Sohn, und hier ergriff er mit einer rührenden Zärtlichkeit meine Hand, alles dieſes iſt ein Werk des großen Freundes und Wohlthäters aller Menſchen, von dem ich ſo oft mit dir geredet habe. Jene Saaten, aus denen dein Brodt bereitet wird; dieſes blumenreiche Thal mit dem ſanften Bache, der es wäſſert; jener Obſtwald mit allen ſeinen Früchten, die Heerden, die auf jener Wieſe weiden, dieſes hohe blaue Gewölbe des Himmels über uns, jene große untergehende Sonne, und dieſe deine Augen, die das alles ſehen, alles, mein Sohn, hat dieſer Freund, dein Vater, mein Vater, und der Vater aller Menſchen gemacht, alles damit wir uns über ihn freuen ſollten. Ach mein Sohn, willſt du ihn denn auch immer lieben, und wünſcheſt du nicht, zu ihm zu kommen und ihn noch beſſer kennen zu lernen, als ich dich mit ihm bekannt machen kann?

Man urtheile ſelbſt, wie mein Herz von Verwunderung und Freude überſtrömt wurde. Mein Vater, dem ich auch die Nachricht meiner Erziehung ſchuldig bin, hat mir oft mit einem Geſichte voll Dank und Vergnügen geſagt, daß dieſer Abend einer von den frölichſten ſeines Lebens geweſen wäre. Wie glücklich würden nicht die Kinder werden, wenn ſie auf eine ähnliche Weiſe nicht bloß zu einer todten Erkenntniß, ſondern zur wirklichen Empfindung der Weisheit, Güte und Liebe Gottes gebracht würden! Die Art einer ſolchen Erziehung iſt mannichfaltiger Veränderungen fähig; alle Aeltern ſind freylich nicht ſelbſt dazu geſchickt; aber wie viele könnten nicht durch die Wahl kluger und tugendhafter Aufſeher und Lehrer faſt eben das thun, was Neſtor Ironſide zu meinem Glücke ſelbſt that!

Sieben und vierzigſtes Stück.

Nach dem Herkommen der gewöhnlichen Erziehung pflegt man die Kinder ſehr frühzeitig, und, was zu beklagen iſt, nur allzu oft ohne die nöthige Vorbereitung zu unterrichten, daß Gott der unumſchränkte Herr, Geſetzgeber, und Richter der Menſchen ſey. Sie faſſen dieſe großen Vorſtellungen noch ſchnell genug, aber gemeiniglich mit Mühe und Unluſt, oft auch durch das rauhe Verfahren und durch eine übelverſtandne Zucht der Lehrer dazu gezwungen, wenn es anders wirkliche Vorſtellungen und nicht Worte ſind, von denen ſie nichts verſtehen. Sie lernen vielleicht eben ſo bald, was das göttliche Geſetz befiehlt und unterſagt, und glücklich ſind ſie, wenn ſich nur einige dunkle Begriffe davon ins Herz prägen! Aber man beſtrebt ſich nicht, ihnen zu zeigen, wie nothwendig und unentbehrlich Geſetze unwiſſenden und kurzſichtigen Menſchen ſind, denen es an Fähigkeit fehlt, Regeln zu erfinden, die zur wahren Glückſeeligkeit führen. Man ſchweigt von der Billigkeit und Güte des Geſetzes, oder man beweiſt ſie nicht, weil der Lehrer ſelbſt zu wenig Einſicht in die Folgen beobachteter oder vernachläßigter Pflichten beſitzt; denn oft weiß er nicht einmal die Idee eines Geſetzes deutlich zu machen, und wie ſelten hat er die Geſchicklichkeit, durch Freundlichkeit und

Holdſeeligkeit im Vortrage ſeinem Unterrichte Anmuth und Eindruck mitzutheilen! Freylich müſſen die Menſchen ihre Abhängigkeit von ihrem Schöpfer und ſeine Herrſchaft über ſie bald erkennen lernen, damit ſie ſich früh gewöhnen mögen, ihre Handlungen nach ſeinem vollkommnen Willen einzuſchränken. Allein wie kann aus dem gewöhnlichen Unterrichte eine Neigung zum Gehorſame entſpringen, eine Neigung, die lebendig und thätig ſey? Unendliche Gewalt und unumſchränkte Herrſchaft ſind, wenn ſie nicht mit der Idee einer eben ſo großen Weisheit und Güte verbunden und ſo genau damit verknüpft werden, daß man immer beyde zuſammen denkt, daß ſie, ſo zu ſagen, nur eine ganze Idee bilden, Vorſtellungen, die erſchrecken, und mit einer ſclaviſchen Furcht erfüllen können; aber ſie können keine willige und freudige Neigung wirken.

Neſtor Ironſide war zu meinem Glücke von dieſen Wahrheiten, welche die tägliche Erfahrung lehrt, ſo überzeugt, und liebte mich zugleich ſo ſehr, daß er von der gemeinen Weiſe, die Kinder zum Gehorſame gegen Gott anzuführen, abgieng. Er trug mir die Lehre, daß wir Gott als unſern Beherrſcher und Geſetzgeber, und uns als ſeine Unterthanen anſehen müſſen, nicht eher vor, bis er mich genug vorbereitet hatte, ſie nicht allein zu verſtehen, ſondern auch als eine Wahrheit, die mit meinem Vergnügen und Wohlſeyn in einer genauen Verbindung ſtünde, ohne einen innerlichen Widerſtand anzunehmen. Da kein Gehorſam ſchöner und edler iſt, als der, ſo aus Zuneigung und Erkenntlichkeit entſpringt: So hatte er ſich eben deswegen bemüht, mir Gott in ſeiner Liebenswürdigkeit, und ſeine Werke in ihrer Beſtimmung zum Vergnügen und Nutzen der Menſchen zu zeigen, und meine Seele zur Liebe und Dankbarkeit gegen ihn zu reizen.

Er unterredete ſich nicht ſelten mit mir von der Billigkeit, ſich oft mit ihm zu beſchäftigen; oft an ihn zu denken; andern die Empfindungen unſrer Liebe, unſrer Hochachtung, und unſrer Erkenntlichkeit gegen ihn mitzutheilen, und mit Freuden zu thun, was ihm gefallen könnte. Alles, ſagte er oft, erinnert uns an ihn; alles, mein Sohn, iſt ſo durch ihn eingerichtet worden, daß wir mit Vergnügen an ihn denken können; Wir können unſre Augen nicht aufheben, ohne irgend einen neuen noch nicht bemerkten Beweis ſeiner Liebe gegen uns zu ſehen, und wir können keinen unſrer Sinne gebrauchen, ohne zu erfahren, daß er unausſprechlich gütig iſt, und dazu brauchen wir nichts, als aufmerkſam zu ſeyn. Was ſollten wir nicht thun, ihm unſre Gegenliebe zu erkennen zu geben, und wenn er etwas verlangete: Könnten wir denn wohl ſo undankbar ſeyn und uns nicht nach ſeinem Willen richten wollen?

Mein Vater, welcher alle Empfindungen und Uebungen der Gottſeeligkeit in der Liebe zu gründen ſuchte, wählte unſtreitig den beſten Weg. Die Offenbarung ſelbſt, die zuverläßigſte und ſicherſte Lehrerinn unſrer Pflichten, verlangt keinen blinden Gehorſam, deſſen ganzes Weſen bloße Unterwürfigkeit und ängſtliche Furcht iſt. Gott will nicht aus Zwang, er will aus Zuneigung und Liebe als Herr und Geſetzgeber verehrt werden. Die Chriſten ſtimmen in dieſen Grundſätzen überein; aber warum laſſen ſie nicht die Entwürfe, denen ſie in der Erziehung ihrer Kinder folgen, damit übereinſtimmen? Warum laſſen ſie es nicht ihre beſtändiſtändige Sorge ſeyn, Liebe gegen Gott in ihre Seelen zu pflanzen?

Kinder ſind aus weiſen Abſichten in einen ſolchen hülfloſen Zuſtand geſetzt, daß ſie, ungeachtet der allen angebohrnen Neigung zur Freyheit, nicht allein ihre Abhängigkeit empfinden, ſondern auch die Nothwendigkeit der väterlichen Macht und Herrſchaft zu ihrem eignen Beſten einſehen müſſen. Mein Vater gebrauchte aber ſeine Macht ſo, daß ich immer aus dem Erfolge ſehen konnte, ich wäre nie glücklicher und vergnügter, als wenn ich nicht meinen Wünſchen gehorchte, ſondern von ſeinen Vorſchriften regiert würde. Allein die meiſten Aeltern gebrauchen ihre Macht auf eine ſolche Art, daß ihre Kinder wünſchen müſſen, ſich von ihrer Tyranney losreißen und unabhängig werden zu können. Man hat ein Herz zu einem willigen Gehorſame ſehr vorbereitet, wenn man es dahin bringt, daß es die höhere Macht, von der es abhängt, für eine wohlthätige Macht hält. Wie ſehr verdient nicht dieſes von allen Aeltern erwogen zu werden! Wünſchen ſie, daß ihre Kinder Gott gehorchen und ihre Ehre, ihren Ruhm und ihre Glückſeeligkeit in der Erfüllung ſeiner Befehle ſuchen ſollen: So müſſen ſie nicht ſo herrſchen und befehlen, daß ſie ihnen ohne Neigung und Luſt gehorchen. Die Abneigung zum Gehorſame gegen ſie kann ſehr leicht der Grund zur Abneigung gegen alle Unterwürfigkeit und beſonders auch gegen den Gehorſam werden, den ſie dem höchſten Weſen ſchuldig ſind.

Allein da die Liebe zu einer uneingeſchränkten Unabhängigkeit in der Zerrüttung der erſten Einrichtung unſers Weſens gegründet iſt; da es überhaupt auch Fälle giebt, worinnen die Kinder verdrießlich werden, daß ſie ſich von ihren Vätern oder Müttern beherrſchen laſſen müſſen, weil dieſe ihre Neigungen nicht ohne allen Gebrauch unangenehmer Mittel beſſern, und ihnen in dieſer Abſicht ſo gar oft Schmerzen verurſachen müſſen: So kann ſehr leicht der Wunſch bey ihnen entſtehen, daß dieſe Unterwürfigkeit nicht immer dauern möge, und vielleicht gehen ſie weiter, und überreden ſich, daß die unangenehme Zeit des Gehorſams nur ſo lange dauern werde, bis ſie erwachſen ſind. Denn dieſes muß bey einer guten Erziehung vorausgeſetzt werden, daß Kinder viel denken und wünſchen, das ſie nicht entdecken, und deswegen ſollen auch die, welche für ihre Ausbildung zum Guten ſorgen, immer bemüht ſeyn, dieſe geheimen und verborgnen Gedanken auszuforſchen. Dieſes that mein Vater und begegnete ſehr bald der Erwartung einer völligen Freyheit und Unabhängigkeit in den künftigen Zeiten, und zwar dadurch, daß er mich von dem Gehorſame unterrichtete, den er ſelbſt andern ſchuldig wäre. Er bewies mir die Nothwendigkeit dieſes Gehorſams, und überführte mich durch die Folgen deſſelben, von dem Nutzen, den er davon hätte, daß es ſein Glück wäre, daß er und andere ſich von einer höhern Macht regieren ließen. Man kann Kindern dieſe Nothwendigkeit und Glückſeeligkeit ſelbſt aus den Streitigkeiten begreiflich machen, die ſie unter einander haben. Es iſt leicht zu zeigen, daß auch unter Erwachſenen Streitigkeiten entſpringen können, und daß dieſe Streitigkeiten unzählige Unordnungen nach ſich ziehen müſſen, wenn ſie nicht nach Vorſchriften handeln wollen, die ihnen jemand giebt, der weiſer und mächtiger iſt, als ſie. So erhielt ich nach und nach klare und für meine Jahre zureichende Begriffe von Obrigkeit, Regierung und Geſetz; von Unterrichtern, Oberrichtern, und endlich von einem Könige; von der Verbindung, die dadurch unter ſo unzähligen Menſchen entſteht; von der Sicherheit, worein durch Regierung und Gehorſam unſer Leben, unſre Wohlfahrt und ſelbſt unſer Vergnügen geſetzt wird, und von dem allgemeinen Elende, das entſpringen würde, ſo bald ſich niemand dem andern unterwerfen und jeder eine uneingeſchränkte Unabhängigkeit behaupten wollte. Aeltern, die mit einer ſtarken Familie geſeegnet ſind, oder diejenigen, welche das ſchwere Amt über ſich nehmen, vieler Aeltern Stelle zu vertreten, und eine größre Menge Kinder nicht allein zur Erkenntniß nützlicher Wahrheiten, ſondern auch zu einer thätigen Religion anzuführen, können ſelbſt die Spiele derſelben ſo einrichten, daß dieſe Begriffe in ihnen erweckt und bis zu einer ſolchen Lebhaftigkeit erhöht werden, die ſie wirkſam macht.

Man muß ſich aber zu den Kindern herabzulaſſen wiſſen, und dieſe Kunſt verſtand Neſtor Ironſide. Nachdem ich einige Begriffe von Anordnen, Regieren und Befehlen hatte: So pflegte er zuweilen ſeinen Stand mit dem meinigen zu vertauſchen, mich zum Vater und zu ſeinem Herrn auf einen halben Tag zu erklären, jedoch mit der ausdrücklichſten Bedingung, daß ich von meiner Herrſchaft ſo gleich abgeſetzt werden ſollte, ſo bald ich einen unvernünftigen Befehl gäbe. An ſolchen Erfindungen war er ſehr reich, und dadurch wußte er mir Unterwürfigkeit und Gehorſam angenehm, und die Idee, daß man beherrſcht werden müſſe, ſo gar liebenswürdig zu machen. Denn meinem Vater war daran gelegen, mich mehr mit guten Empfindungen als mit einer Menge todter Erkenntniſſe zu bereichern.

Kinder können bald entdecken, daß ſie von mannichfaltigen Begierden getrieben und in Bewegung geſetzt werden, und wenn ſie ſo flüchtig ſeyn ſollten, daß ſie ſich des Unterſchiedes derſelben nicht bewußt würden, ſo muß man ſie zum Nachdenken über ſich zu bringen ſuchen. Man muß ſie bemerken laſſen, daß eine jede natürliche und dem Menſchen weſentliche Begierde, wenn ſie bis auf einen gewiſſen Grad befriedigt wird, unſer Vergnügen befördert und vermehrt; daß unſer Glück um ſo viel gröſſer iſt, je mehr unſchuldige Begierden in einer gewiſſen Ordnung und mit Mäßigung befriedigt werden; daß, wenn eine Begierde herrſcht, die andern entweder unterdrückt ſind, oder leiden; daß jede Begierde Schmerzen verurſacht, oder andre noch ſchlimmere Folgen nach ſich zieht, wenn wir ſie allezeit, wenn wir ſie ohne Einſchränkung und wenn wir alle ihre Wünſche befriedigen wollen. Am leichteſten läßt ſich dieſes zuerſt bey den körperlichen Begierden zeigen, und dieſes that mein Vater. Er fieng von der Begierde zur Speiſe, vom Durſte, von der Begierde zur Bewegung und zum Schlafe an, und machte mir theils durch fremde, theils durch meine eignen Erfahrungen begreiflich, daß wenn ich in der Befriedigung dieſer Begierden nicht gewiſſen Regeln gehorchte, ich mich eines gröſſern Vergnügens beraubte, als das war, was ich genoß, oder mir mehr Schmerzen zuzog, als die Freude werth ſeyn konnte, die ich durch die Abweichung von dieſer oder jener Regel gewonnen hatte.

Ich muß meine Leſer erſuchen, im Vorbeygehn zu bemerken, zu wie vielen Erkenntniſſen er den Saamen in meine Seele ausſtreute, obgleich ſein vornehmſter Endzweck der war, mich von der Nothwendigkeit und Billigkeit des Gehorſams gegen jede höhere Weisheit und Macht ſo lebhaft zu überzeugen, daß der Trieb dazu mit der Zeit ſtärker als andre Triebe werden, und im Streite der Begierden alle übrigen überwiegen möchte. Denn wirklich brachte er mir theils aus dem Rechte der Natur und aus der Lehre von der Einrichtung bürgerlicher Geſellſchaften, theils aus der Seelenlehre unterſchiedne allgemeine Grundſätze bey, aus denen ich in der Folge durch eignes Nachdenken viele nützliche Schlüſſe entwickelte. Man verſchafft dadurch Kindern das unſchuldige Vergnügen zu glauben, daß ſie ſelbſt in dem Felde der Wahrheit Entdeckungen machen, weil ihnen ihr Gedächtniß verſchweigt, daß es unſer ausgeſtreuter Saame iſt, und dieſes erhöht ihre Luſt an nützlichen Einſichten und giebt ihrem Eifer mehr Leben, auch Schwierigkeiten in der Erlernung derſelben zu überwinden.

Mein Vater gieng mit geſchwinden Schritten bald noch weiter mit mir. Er lehrte mich einige Tugenden gegen uns ſelbſt und einige gegen unſre Nebenmenſchen kennen, ohne ſie mir als befohlne Handlungen oder als Pflichten vorzuſtellen. Er wählte dazu die Sorge für die Geſundheit, die Mäßigkeit, die Arbeitſamkeit, die Geduld, den Muth, die Gutthätigkeit, die Dienſtfertigkeit, die Barmherzigkeit, die Friedfertigkeit und die Gelindigkeit. Man braucht eben kein Philoſoph zu ſeyn, um einzuſehn, daß man den Kindern die weſentlichſten Begriffe von allen dieſen Tugenden ohne viel Mühe beybringen könne. Und wie leicht iſt es nicht, ihnen den Nutzen und den unentbehrlichen Einfluß derſelben in unſer Vergnügen zu zeigen? Man darf ſie nur auf das, was ihnen angenehm iſt, aufmerkſam machen, ſo wird man ſie gewiß, und beſonders durch Fragen, auf den Schluß bringen, daß ſie ſehr darunter leiden würden, wenn ſie und andre dieſe Tugenden unterlaſſen wollten. Finden ſie ſchon ein Vergnügen daran, daß ſie etwas wiſſen, ſo müſſen ſie begreifen, daß man ohne Arbeitſamkeit nichts lerne. Auch in dem Leben eines Kindes kommen Fälle vor, worinnen ihnen die guten Wirkungen der Mäßigkeit, der Geduld und des Muthes in die Augen leuchten müſſen, wenn ſie aufmerkſam gemacht werden. Eben das iſt von den Tugenden der Dienſtfertigkeit, Wohlthätigkeit, und Barmherzigkeit unſtreitig. Denn wie bald müſſen ſie nicht begreifen, daß ſie aller ihrer Bequemlichkeiten und Vergnügungen entbehren würden, wenn niemand dienſtfertig und wohlthätig ſeyn wollte? Nun iſt es aber gewiß, daß uns alle Handlungen, die mit unſrer Glückſeeligkeit und Freude in genauer und unzertrennlicher Verbindung ſtehen, gefallen, und gefallen müſſen, ſo lange wir zum Gegentheile derſelben noch keine ſtarken Reizungen haben. Man ſage nun den Kindern, daß dieſe Tugenden, eben ihres Nutzens wegen von denen, die mehr Einſicht und Macht, als wir beſitzen, befohlen werden; daß die Lehren, die ihren Nutzen, und den Schaden des Gegentheils bekannt machen, nicht allein Wahrheiten, ſondern auch Geſetze ſind; man zeige ihnen, mit einem Worte, den Gehorſam unter der Geſtalt des Vergnügens und des Nutzens: So wird die Neigung zu gehorchen, erwachen, und es wird nur auf uns ankommen, dieſe Neigung theils durch die Erweiterung ihrer Einſichten, theils auch durch Uebung und mögliche Entfernung ſolcher Hinderniſſe zu ſtärken, welche noch für ſie zu ſchwer zu überwältigen ſind. Wen wird es verdrießen, daß ihm ſein Monarch befiehlt, einen gewiſſen Rang anzunehmen, den er wünſcht, oder Geſchenke zu empfangen, die ſeine Umſtände verbeſſern?

Weil aber mein Vater wußte, daß in heftigen Verſuchungen der Anblick der natürlichen Belohnungen der Tugend nicht immer mächtig genug iſt, dem Sturme erhitzter Leidenſchaften zu widerſtehen: So ſuchte er auch ſolche Vorſtellungen in mir zu erwecken, die ſich in Furcht verwandeln konnten, wenn mir einmal Furcht und Schrecken nöthig werden ſollten. Allein er ſuchte es dahin zu bringen, daß dieſe Furcht noch mehr eine Furcht vor dem Unrechte und Laſter ſelbſt, als eine Furcht vor dem Geſetzgeber, der es verbietet, ſeyn möchte. Denn alsdann iſt dieſe entweder nicht nöthig, oder ſie wirkt deſto ſtärker, wenn jene allein aufgebrachte Begierden nicht überwältigen kann. Dazu nun brauchte er die Geſchichte, und zwar die

Geſchichte ſowohl ganzer Völker, als einzelner ſehr merkwürdiger Menſchen. Er zeigte mir, daß jedes Volk in dem ganzen Umfange ſeiner Dauer immer um ſo viel glücklicher geweſen ſey, je mehr ihr bürgerliches Geſetz Tugend befohlen, und je ſorgfältiger es ſich nach demſelben gerichtet habe. Eben dieſes that er auch mit den Begebenheiten einzelner Perſonen, und zuweilen ſuchte er ſolche aus, die ihre Laſter im Anfange glücklich zu machen ſchienen, die aber ſelbſt durch dieſes ſcheinbare Glück ihrem Untergange entgegen geführt worden waren. Er war ein vortrefflicher Erzähler für Kinder; denn weil er ſich ſorgfältig um alle Jdeen derſelben und um die Weite ihrer Erkenntniſſe bekümmerte: So wußte er in ſeinen Erzählungen alles auszulaſſen, was entweder über meinen Begriff war, oder meine Neubegierde von dem abgezogen hätte, worauf er ſie vornehmlich gerichtet haben wollte. Der Abſcheu vor den Folgen des Laſters kann uns nicht zu früh eingeprägt werden, und Exempel ſind am geſchickteſten, ihn lebendig zu machen.

Die moraliſchen Regeln, die unſer Verhalten einrichten und ordnen müſſen, nahm er aus der Offenbarung. Er ſuchte dazu diejenigen aus, die er mir deutlich machen konnte, und bemühte ſich, dieſelben, ohne ſie mich nach der gewöhnlichen Art auswendig lernen zu laſſen, bloß durch eine öftere Wiederholung von Wort zu Wort in mein Gedächtniß zu prägen, ohne mir noch zu ſagen, daß die Menſchen ſie einer unmittelbaren Eingebung der Gottheit zu danken hätten. Denn auch dieſes iſt eine von den größten und merkwürdigſten Vollkommenheiten der Schrift, daß man darinnen einen bewundernswürdigen Vorrath kurzer Regeln faſt für alle menſchliche Handlungen findet, die ſelbſt von Kindern begriffen werden können, und zugleich ſo viel Licht und Anmuth haben, daß ſie dieſelben leicht faſſen. Glücklich iſt derjenige, deſſen Gedächtniß zeitig damit bereichert wird! Denn keine Lehren und Grundſätze ſind unvergeßlicher und beſtändiger in der Seele, als diejenigen, die in der Kindheit Wurzel geſchlagen haben.

So wie ich durch dieſe Folge des Unterrichts zu einer deutlichen und lebhaften Einſicht in die Nothwendigkeit, Billigkeit und Nützlichkeit moraliſcher Geſetze gebracht und zugleich gereizt wurde, aus Neigung beſonders meinem Vater zu gehorchen: So lernte ich auch begreifen, daß ich dieſe Regeln entweder gar nicht, oder ſehr ſpät, oder nicht alle entdeckt haben könnte, und darauf gründete er die Neigung, einen Geſetzgeber, der im Stande wäre, uns die ſicherſten und vollkommenſten Regeln unſers Verhaltens zu geben, nicht allein willig über mich zu erkennen, ſondern mich ihm auch mit Freuden zu unterwerfen. Allein davon werde ich in meinem nächſten Blatte noch umſtändlicher reden.

Acht und vierzigſtes Stück.

In meinem letzten Blatte erzählte ich, wie mein Vater mir eine deutliche, und mit Ueberzeugung verknüpfte Erkenntniß von der Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit moraliſcher Geſetze zur vernünftigen und glücklichen Einrichtung unſrer Handlungen beybrachte. Nachdem er dieſen Endzweck erreicht zu haben glaubte, lehrte er mich, was für Eigenſchaften und Vollkommenheiten derjenige haben müßte, der ſind ſichre und in allen Fällen hinlängliche Vorſchriften unſers Verhaltens geben ſollte. Ein ſolcher muß in einem Verhältniſſe mit uns ſtehen, welches ihn berechtigt, unſer Geſetzgeber zu werden; er muß eine uneingeſchränkte Erkenntniß, eine Weisheit, die keinem Irrthume und Betruge unterworfen iſt, eine Güte, die keine Grenzen kennt, eine Gerechtigkeit, die auf eine billige und unpartheyiſche Weiſe den Gehorſam zu belohnen, und den Ungehorſam zu beſtrafen weiß, und zugleich eine Macht beſitzen, die ſeine Rechte behaupten und bey dem nöthigen Anſehen erhalten kann. Denn es iſt unmöglich, daß freye Weſen demjenigen, welchem es an dieſen Vorzügen, oder auch nur an einem davon fehlt, aus Neigung und mit Freuden gehorchen ſollten. Steht er in keinem Verhältniſſe mit uns, welches ihn berechtigt, uns Geſetze vorzuſchreiben! So wird die uns natürliche Neigung zur Freyheit beleidigt. Hat er Macht genug, uns zum Gehorſame zu zwingen; es fehlt ihm aber, entweder an Erkenntniß, oder an Weisheit und Güte, oder er iſt in ſeinen Urtheilen eigenſinnig und partheyiſch: So werden wir uns für elend halten, daß wir gehorchen müſſen. Wer kann aber, von ſolchen Vorſtellungen beunruhigt, mit Freuden gehorchen?

Alles dieſes machte mir mein Vater begreiflich und überzeugte mich hierauf, daß alle dieſe Vorzüge in Gott vereinigt wären. Ich war deutlich unterwieſen worden, daß alles, was endlich und eingeſchränkt iſt, ſeinen Urſprung von ſeinem allmächtigen Willen habe. Ich mit meinen Kräften, mit meinem Daſeyn und mit meinem Glücke; alles, was ich um mich ſehe, was mir gefällt, was ich zu meiner Erhaltung und Wohlfarth für unentbehrlich achte, iſt ein Geſchöpf: Wie leicht kann ich nicht daraus ſchließen, daß niemand ein vollkommneres Recht haben könne, über mich zu herrſchen, als derjenige, auf den es allein ankömmt, ob ich ſeyn und fortdauern, oder vergehn und in mein erſtes Nichts verwandelt werden ſoll? So weit kann ſich meine Freyheit nicht erſtrecken, daß ich mir ſchmeicheln dürfte, auch von ihm unabhängig ſeyn zu können. Denn von wem habe ich dieſe Freyheit, als von ihm? Und was könnte mir eine von ihm abhängige Freyheit helfen? Könnte ich, was doch allezeit der feurigſte Wunſch meiner Natur iſt, glücklich dadurch werden, da er alles, was mich glücklich machen kann, in ſeiner Gewalt hat? Daß er zum Geſetzgeben Erkenntniß genug beſitze, daran darf ich nicht zweifeln, weil er der Urheber aller Dinge iſt, und eben deswegen, weil er alles erſchaffen und ausgebildet hat, auch alles kennen muß. Seine Weisheit leuchtet mir aus der herrlichen Ordnung, die ich überall entdecke, ſeine Güte aber aus allen ſeinen Werken und aus ihrer offenbaren und augenſcheinlichen Beſtimmung zu meinem Vergnügen und Nutzen entgegen, und ſowohl ſeine Weisheit, als ſeine Güte verſichern mich, daß er gerecht ſeyn werde, wenn er einmal Geſetze giebt. Wenn ich alſo ihm gehorche, ſo gehorche ich einem rechtmäßigen, einem unbetrüglichen, einem vollkommen weiſen, einem allzeit gütigen und gerechten Herrn. Der Gehorſam gegen ihn iſt mein Glück, und wenn ich dieſes nie vergeſſe: So muß ich allezeit mit Freuden gehorchen; denn alle meine Begierden vereinigen ſich ja in dem Verlangen, glücklich zu werden.

Mein Vater gab ſich Mühe, ſeine Unterweiſung ſo einzurichten, daß ich dieſe Schlüſſe aus den mir ſchon beygebrachten Erkenntniſſen ſelbſt folgern möchte, weil, nach der Beſchaffenheit unſrer Seele, keine Wahrheiten tiefer eindringen, als diejenigen, die wir ſelbſt entdeckt zu haben glauben. Seine Abſicht war, nicht allein die Neigung zum Gehorſame, ſondern auch einen aufrichtigen und ernſtlichen Wunſch in mir zu erwecken, daß uns Gott Geſetze gegeben haben möchte, weil, wenn einmal dieſer Wunſch erweckt iſt, die Neigung dazu deſto ſtärker ſeyn muß, ſo bald wir wiſſen, daß er uns wirklich Geſetze vorgeſchrieben hat.

Bey einem erſt noch anbrechenden Lichte in unſerm Verſtande iſt der Schluß ſo leicht nicht, daß Gott dasjenige wirklich ſeyn müſſe, wozu er eine unendliche Fähigkeit beſitzt. Daher leitete mich mein Vater von der Wahrheit, daß Gott Recht und Vollkommenheit genug habe, unſer Geſetzgeber zu ſeyn, auf die Wahrheit, daß er ſolches wirklich ſey. Er brauchte, mich davon zu überzeugen, einen zwiefachen Grund. Weil ich überführet war, daß wir ihn als unſern einzigen beſten Freund, als unſern liebreichſten und gütigſten Vater und Wohlthäter betrachten müßten: So ließ er mich daraus den Schluß machen, daß er unſer Geſetzgeber ſeyn wollte, weil wir ſonſt nicht immer und nicht vollkommen glücklich ſeyn könnten; daß er uns eben deswegen die beſte Einrichtung unſrer Handlungen vorſchreiben würde, weil er uns liebte. Hierauf zeigte er mir auch, daß er ſolches gethan haben müſſe, weil es ſeine eigne Natur mit ſich bringe, wider die er nicht ſelbſt handeln könne, Beſteht die Würde derſelben in ſeiner Güte gegen die Weſen, die er erſchaffen hat: So würde er ſie beleidigen, wenn er ſeine freyen Geſchöpfe, die ſo leicht irren können, ihrer eignen Willkühr überlaſſen hätte. Er würde alsdann den Vätern gleichen, die ihre Kinder dadurch unglücklich machen, daß ihnen alles gleichgültig iſt, was ſie vornehmen, es mag zu ihrem Glücke oder zu ihrem Verderben ausſchlagen. Muß ein Vater, der die Liebe ſeiner Kinder verdienen will, über ihre Handlungen wachen, und ihnen weiſe Vorſchriften geben: Wie vielmehr muß nicht ſolches der vollkommenſte Vater thun? Ein Schluß dieſer Art kann auch einem Kinde nicht ſchwer fallen, welches gewöhnt worden iſt, einzuſehn, daß alles, was ſein Vater mit ihm unternimmt, zu ſeinem Nutzen gereiche.

Mein Verſtand konnte dieſe Wahrheiten begreifen, weil er durch die vorher in meine Seele ausgeſtreuten Erkenntniſſe genug dazu vorbereitet war. Allein Neſtor Ironſide war nicht damit zufrieden; alle ſeine Sorge gieng darauf, ſie in meinem Willen wirkſam und lebendig zu machen. Meine geliebte Mutter, die ehrwürdige Frau Lizard, meine um acht Jahre ältere Schweſter, die er auf eine ähnliche Art, und mit einem glücklichen Erfolge zur Frömmigkeit gebildet, und einige Freunde, die er beſonders ihrer Gottſeeligkeit und Tugend wegen zu ſeinem vertrautern Umgange ausgeſucht hatte, alle mußten mir ſehr oft ſagen, was ſie aus eigner Erfahrung mit Wahrheit und Eindruck verſichern konnten, wie ſehr ſie ſich freuten, von Gott Geſetze empfangen zu haben, nach denen ſie ihr Leben einrichten könnten. Sie erzählten mir eben ſo oft Exempel von Menſchen, die bloß dadurch unglücklich und elend geworden wären, daß ſie ſeinen Geboten nicht gehorcht hätten, und dieſe rührten am meiſten, weil in der Jugend kein Unterricht angenehmer, als der hiſtoriſche iſt. Alles dieſes geſchah auf meines Vaters Veranſtaltung. Ich finde in ſeinem Tagebuche, worein er ſeine Begebenheiten, ſeine Vorſätze und Entſchließungen, und auch ſeine Beobachtungen über meine Erziehung einzeichnete, folgende merkwürdige Worte, die ich noch itzt nicht ohne die innigſte Bewegung leſen kann: Ich werde Gott von der Erziehung meines Sohnes Rechenſchaft geben müſſen. Ich bin überzeugt, daß, was ſeine Offenbarung von den öffentlichen Lehrern ſagt, die er zu Wächtern über das Volk geſetzt hat! *Wenn ſie das Volk nicht warnen, und es werden etliche um ihrer Sünden willen weggenommen, ſo will ich ihr Blut von des Wächters Hand fordern,* eben ſo ſehr Lehrer der Kinder und Aufſeher über ſie, aber noch mehr ihre Väter ſelbſt angehe. Ich will mich alſo unabläßig bemühn, meinem Sohne eine freudige Neigung zum Gehorſame gegen Gott ins Herz zu pflanzen. Ich will auf alle nur erſinnliche Art die Vorſtellungen in ihm lebendig zu machen ſuchen, daß Gott nicht allein alle Vorzüge und Vollkommenheiten beſitze, die zu einem rechtmäßigen Geſetzgeber erfodert werden, ſondern daß er auch als unſer Freund, unſer beſtändiger Wohlthäter und Vater uns Geſetze gegeben haben müſſe; daß er eben darum ſo ſehr geliebt zu werden verdiene, weil er uns die zur weiſen Einrichtung unſers Lebens unentbehrlichen Vorſchriften ertheilt hat. Töchter haben dieſes nöthig; aber Knaben noch weit mehr, die, wenn ſie zu Jünglingen und Männern erwachſen, öftern Verführungen und ſtärkern Verſuchungen zum Ungehorſame gegen ihren Schöpfer ausgeſetzt ſind. In der gefährlichen Stunde derſelben kann meinem Sohne die Ausübung ſeiner Gebote ſchwer fallen; der gegenwärtige Vortheil des Laſters kann blenden; vielleicht kann er alsdann nicht einmal den Nutzen des Gehorſams überſehen, und es kann ihm vorkommen, als wenn er ihn unglücklich machte. Allein erinnert er ſich nur zu einer ſo kritiſchen Zeit mit Lebhaftigkeit, daß Gott ſein rechtmäßiger Herr und Geſetzgeber iſt; daß ſeine Befehle allezeit Geſetze eines Freundes, eines Wohlthäters und eines Vaters ſind, ſelbſt alsdann auch wenn er die Abſichten und nützlichen Folgen davon nicht völlig begreifen kann: So darf ich hoffen, daß er überwinden wird, und ſein Blut wird nicht von meiner Hand gefodert werden.„ Welch ein rechtſchaffener und liebenswürdiger Vater! Was für edle Geſinnungen! Sie ſollen mir, ſo lange ich lebe, unvergeßlich bleiben, damit er nicht ſeiner Vergeltung an mir und ich nicht des Seegens und der Früchte derſelben beraubt werden möge!

Hierauf unterrichtete er mich, daß Gott uns wirklich ein vollkommnes Geſetz gegeben und auch deutlich genug bekannt gemacht habe. Er zeigte mir, daß dieſes auf eine zwiefache Art geſchehen ſey; theils durch eine ſolche Einrichtung unſerer Natur und der Dinge, mit denen wir verknüpft ſind, daß wir daraus, vermittelſt einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit und eines regelmäßigen Nachdenkens ſeine Abſichten über den Gebrauch unſrer Kräfte und ſeiner Geſchöpfe zu unſrer Erhaltung und Wohlfarth erkennen können; theils auch durch eine unmittelbare Bekanntmachung ſeines Willens an einige von ihm dazu erwählte Menſchen. So lernte ich den Unterſchied zwiſchen dem Naturgeſetze, oder dem Geſetze in unſerm Gewiſſen, und zwiſchen dem Geſetze der Offenbarung. Nach und nach mußte ich nothwendig ſelbſt einſehen, wie ſchwer es bey der itzigen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur ſey, jenes durch eignes Nachdenken zu erlernen, und daraus machte er mir die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung und ihre großen Vorzüge vor allen Einſichten einer ſich ſelbſt überlaßnen Vernunft begreiflich; allein er machte mich auch zugleich auf die Güte unſers Schöpfers aufmerkſam, die daraus hervorleuchtet, daß er uns eine nähere und unmittelbare Offenbarung nicht verweigert hat. Er lehrte mich ſo, wie ſich meine Fähigkeit erweiterte, den Innhalt ſeiner Geſetze und beſonders diejenigen, welche Kinder zu beobachten ſchuldig ſind. Auch lehrte er mich durch die Hülfe der Erkenntniſſe, die er ſchon zum Grunde gelegt hatte, daß wir Gott in keiner andern Ordnung als auf dem Wege der Gottſeligkeit gefallen könnten, und daß auf das Beſtreben, ſeine Gebote zu erfüllen, unſre Glückſeeligkeit nicht allein in dieſem Leben, ſondern auch in dem andern Leben ankäme. Denn von der Fortdauer und Unſterblichkeit der Seele war ich ſchon aus der Betrachtung ſeiner Güte ſo gründlich überführet worden, als ein Kind überführt werden kann. Mein Vater zeigte mir, daß Gott, als ein Weſen, das nur das lieben darf, was gut iſt, muthwillige Uebertreter, wenn ſie es bleiben, nothwendig ſein Mißfallen an ihrem Ungehorſame empfinden laſſen, und ſie beſtrafen müſſe.

Da mein Vater mit der tiefſten Ehrerbietung alle Wahrheiten annahm, die in der Offenbarung gelehrt werden, und ſich durch die Hülfe einer richtigen Auslegung aus ihren Ausſprüchen entweder erweiſen oder herleiten laſſen: So kann man leicht einſehen, daß er mich ſehr bald von dem natürlichen Unvermögen des Menſchen zur Erfüllung der göttlichen Gebote, von der Nothwendigkeit der Erlöſung und Genugthuung, von den Mitteln, Vergebung und Gnade zu erlangen, und von dem höhern Beyſtande der Gottheit zu unſrer

Beſſerung und Heiligung unterrichtete. Da ich in dieſem Blatte nur zeigen will, wie er mein Herz zum Gehorſame gegen Gott geneigt und willig zu machen ſuchte: So kann ich mich nicht über die Art einlaſſen, auf welche er mir deutliche und lebhafte Begriffe von dieſen großen und wichtigen Lehren beybrachte. Itzt bemerke ich nur, daß er dieſe Lehren, ſo bald ich einen hinlänglichen Begriff davon hatte, vor allen andern Wahrheiten gebrauchte, den ſchon in mir erweckten Vorſatz, mich in meinen Handlungen von den Vorſchriften des göttlichen Willens regieren zu laſſen, immer mehr zu befeſtigen, ihm durch die zärtlichſten und beweglichſten Vorſtellungen, beſonders aber durch ſeine eignen Beyſpiele täglich mehr Wirkſamkeit und Stärke mitzutheilen. Täglich unterredete er ſich mit mir bald von der Größe der göttlichen Barmherzigkeit, die ſich in unſrer Erlöſung ſo ſehr verherrlicht hat; bald von der unausſprechlichen Liebe unſers göttlichen Mittlers gegen uns; bald von der Langmuth und Geduld, mit welcher Gott die Sünder trägt, damit ſie noch aus dem Elende des Laſters und von dem künftigen

Verderben errettet werden mögen; bald von den hohen Vorrechten wahrer Chriſten in der Gemeinſchaft mit ihm; bald von der groſſen und allezeit unverdienten Seeligkeit, welche die erwartet, die in allen Tugenden immer vollkommner zu werden ſuchen. Wir ſind, ſagte er oft, nicht allein Kinder ſeiner Macht; wir ſind glücklicher, wir ſind Kinder ſeiner Gnade. Wie wenig müßten wir uns nicht lieben, wenn wir uns eines ſolchen Vorzuges durch einen vorſetzlichen Ungehorſam gegen ihn berauben wollten? Wie mannichfaltig und unzählbar; wie unausſprechlich groß ſind ſeine Wohlthaten nicht! Was müſſen wir nicht thun, mein Sohn, um nicht ganz undankbar zu ſeyn? Und der, was er uns gebietet, iſt zu unſerm Glücke ſo unentbehrlich! O laß es doch unſre beſtändige Bemühung; laß es unſre liebſte Freude ſeyn, ihm zu gehorchen! Wenn alle Aeltern die Herzen ihrer Kinder mit ſolchen Vorſtellungen zu rühren, und zum Gehorſame gegen ihren Schöpfer zu bewegen ſuchten; wenn ſie zugleich in ihrem Wandel thätige Beweiſe ihrer Unterweiſungen wären: Mit welchen Freuden würden ſie nicht durch die Unſchuld und Tugend derſelben belohnt werden!

Neun und vierzigſtes Stück.

Man würde demjenigen Publico, das dieſen groſſen Namen verdient, nicht alle Ehrerbietung erzeigen, die man ihm ſchuldig iſt, wenn man es nicht, mit der ſorgfältigſten Genauigkeit, von dem groſſen Haufen unterſchiede. Es iſt deſto nöthiger dieſen Unterſchied feſt zu ſetzen, je öfter der groſſe Haufen ſich es hat anmaßen wollen, mit zum Publico zu gehören.

Das eigentliche Publicum beſteht überhaupt aus wenigern Mitgliedern, als viele denken, die ſich gern dazu rechneten. Erſt iſt es ein andres Publicum, das Arbeiten der ſchönen Künſte; ein andres, das Werke der ſchönen Wiſſenſchaften; und wieder ein anderes, das gelehrte Schriften entſcheidend beurtheilen kann. Ich will hiermit die Vorzüge der wenigen vortrefflichen Mitglieder des Publici nicht aufheben, deren Stimme in allen dreyen Arten von Gewicht iſt. Zweytens, iſt die Anzahl derer, die das Publicum ausmachen, im Anfange, wenn dieſe oder jene Werke zuerſt erſcheinen, niemals ſo groß, als ſie alsdann iſt, wann man ſagen kann, das Publicum habe nun völlig entſchieden. Oft müſſen viele Jahre vorüber ſeyn, eh man mit Gewißheit glauben kann, daß dieſe völlige Entſcheidung geſchehn ſey. Die Geſchichte und unſre eigne Erfahrung überzeugen uns hiervon. Ich will, um meine Gedanken genauer zu beſtimmen, diejenigen, die das wahre Publicum ausmachen, in zwo Ordnungen abtheilen. Zu der erſten gehören die, welche ſo ſehr berechtigt ſind, den Werth eines Werkes zu beſtimmen, daß ſie gleich im Anfange, wann daſſelbe Werk bekannt gemacht wird, dieß ihr Endurtheil fällen dürfen. Daß ich von denen, welche die zweyte Claſſe ausmachen, nicht klein denke, beweiſe ich dadurch, daß ich keine dritte zugebe. Alle Stufen, die weiter heruntergehn, gehören für den großen Haufen. Die Art, wie ſie der zweyten folgen, hat Virgil beſchrieben, wenn er ſagt; Der nächſte; aber in weiter Entfernung, der nächſte. Ich nenne, um mich in der Folge kürzer auszudrücken; jene erſten, Richter; und die vom zweyten Range, Kenner. Ich rede itzt nur von Richtern und Kennern in Abſicht auf die ſchönen Wiſſenſchaften. Die Begriffe, die ich mir von einem Richter mache, ſind dieſe.

Er hat von der Natur eine ſtarke Anlage, Geſchmack zu haben, bekommen. Dieſe reiche Fähigkeit hat er durch das Leſen der Meiſterſtücke der ſchönen Wiſſenſchaften und durch Umgang mit denen wenigen aus der groſſen Welt, die wirklich dazu gezählt zu werden verdienen, oder wenn es ihm hierzu an Gelegenheit fehlte, durch eine richtige Kenntniß von der Art zu denken, die dieſe ſeltnen Männer haben, nicht allein ausgebildet; ſondern er iſt auch ſo weit gegangen, daß er das Schöne, bis auf ſeine erſten Linien, durch Grundſätze beſtimmt hat. Und da ſeine Grundſätze, bey aller ihrer Feinheit, gleichwohl noch Wahrheit geblieben ſind; ſo iſt ſein Geſchmack ſo gewiß, ſo vielſeitig und ausgebreitet, daß er ſich auf jede Denkart einzulaſſen, und verſchiedne Werke, nach den ihnen eignen Wendung, dieſe liege in der Hauptidee, oder in der Colorite, oder in beyden, zu beurtheilen weiß. Weit entfernt ein Sclav gewiſſer allgemeiner Regeln zu ſeyn, die eben dadurch faſt nichts mehr ſagen, weil ſie allgemein ſind, findet er die neue Regel zu der neuen Schönheit aus. Er thut hier nichts anders, als was Ariſtoteles, durch eben die Werke veranlaßt, auch gethan haben würde. Und da die Regel ſeit je her auf das Meiſterſtück gefolgt iſt; ſo veranlaſſen ihn zum Exempel Clariſſa und Grandiſon, zu neuen Regeln. Auf der Seite, auf welcher ich ihn betrachte, iſt es gleichgültig, ob er ſeine Urtheile ſage, oder ſchreibe. Wenn er ſie aber ſchreibt, ſo ſchreibt er ſelbſt vortrefflich. Denn wenn er dieß nicht thäte, ſo würde er aufhören zu ſeyn, was er iſt. Wofern er nebſt dieſem allen ein Herz hat, das ihn auf keine, auch nicht die unmerklichſte Art, verführt, unrichtig, oder klein zu denken; ſo iſt er der würdige Mann, deſſen Beyfall immer der zweyte Wunſch eines jeden Scribenten ſeyn wird, der, aus moraliſchen Abſichten, ſchön zu ſchreiben ſich beſtrebt.

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ich denjenigen Theil des Publici, dem ich den Namen der Kenner gebe, gar nicht weit unter die Richter ſetze. Es iſt nur ein geringer Unterſchied zwiſchen beyden. Denn Verdienſte grenzen immer nahe an einander. Der Richter und der Kenner ſcheinen mir nur in folgenden verſchieden zu ſeyn. Der Kenner iſt bey der praktiſchen Ausbildung ſeiner angebohrnen Fähigkeit zum Geſchmacke ſtehn geblieben. Und wenn er auch bisweilen auf dem Wege der Unterſuchung einige Schritte weiter gegangen iſt; ſo hat er ſich doch demjenigen hohen Grade der Gewißheit nicht genug genähert, welche die Verbindung des durch Muſter genährten und gereiften Geſchmacks mit der tiefſinnigen Einſicht in die Grundſätze, allein erreicht. Daher kömmt es, daß er theils weniger ausgebreitete Ausſichten in die Gegenden des Schönen vor ſich hat, theils nicht ohne einen gewiſſen, oft liebenswürdigen Eigenſinn iſt, ſich auf dieſe oder jene Seite partheyiſch zu lenken. Er verfällt unterweilen in den Fehler, die höhere und eigentliche Kritik mit denjenigen gewagten Urtheilen, die wir in den meiſten Lehrbüchern finden, zu vermengen, und durch dieſen Gedanken unvermerkt verleitet, ſeiner bloßen Empfindung zu viel Gewißheit zuzutraun. Aber da er dennoch bey ſich entdeckt, daß ſein Geſchmack noch hier und da irren könne; ſo entſteht eine Neigung bey ihm, dem Urtheile desjenigen, den er für einen Richter erkennt, nachzugeben. Ich meine nicht, daß er ſein eignes Urtheil von den Ausſprüchen dieſes Richters abhängen laſſe; er wird aber doch dadurch nicht ſelten veranlaßt und geleitet.

Dieſes habe ich vorausſetzen müſſen, um mich umſtändlicher zu erklären, auf welche Art das Publicum nach und nach bis zu dem Zeitpunkte fortgehe, da es, durch die mehrern, oder vielmehr beynahe durch alle Stimmen ſein letztes entſcheidendes Urtheil ſpricht.

Itzt, ſetze ich, wird eine Schrift, die das Publicum ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt, herausgegeben. Andre Schriften, über deren monatliche, oder zwey dreyjährige Dauer der große Haufen zu urtheilen hat, überläßt man den kleinen Zänkereyen deſſelben. Ein Werk von der erſten Art erſcheint. Die Richter fangen an, ihren Ausſpruch zu thun; auch einige Kenner erklären ſich. Aber von dieſen letzten, die den größten Theil des Publici ausmachen, ſind noch zu wenige, die es öffentlich thun. Das Werk iſt noch zu neu, als daß die Wahrheit der erſten Ausſprüche ſchon alle ihre Eindrücke gemacht haben ſollte. Unterdeß verurtheilt der große Haufen. Denn es wäre ein ſehr ſeltner Fall, daß er Werke nicht verurtheilen ſollte, die das Publicum würdig gehalten hat, ihr Schickſal zu entſcheiden. Hundert kleine Richterſtühle erſchallen von nichts, als Ausſprüchen. Das Publicum, das lange feſtgeſetzt hat, daß Niederträchtigkeit verachtet; halber Geſchmack verlacht; Unwiſſenheit mit Mitleiden angeſehn werden muß; bemerkt dieſe kleinen Nebenrichter nicht. Es läßt ſie ganz ausſchreien, und ſieht ſie ruhig ihre angemaßte Gerichtbarkeit über ihre Gränzen ausdehnen. Wie wäre es möglich, daß das Publicum mit dem groſſen Haufen in Streit geriethe?

Unterdeß ſind einige neue Richter aufgetreten. Mehr Kenner haben ſich erklärt. Die völlige Entſcheidung macht ſich nun merklicher; die öffentlichen Urtheile haben ſich auch in guten Geſellſchaften ausgebreitet. Dort hatten ſchon vorher Richter und Kenner ihre Gedanken geſagt. Die gedruckten Urtheile waren einigen von den Geſellſchaften nur eine Beſtätigung desjenigen, was ſie ſchon angenommen hatten.

Und nun iſt der Zeitpunkt gekommen, da der Scribent völlig belohnt, und das Werk ſeiner Ehrbegierde, oder, wenn er edler dachte, die Frucht reinerer moraliſchen Abſichten den Nachkommen übergeben wird. Nun ſind diejenigen, die dann unter dem großen Haufen das Richteramt verwalten, und die einige Jahre früher wie ihre Vorfahren, geſchrien haben würden, ein unbedeutender Haufen von lobpreiſenden Nachſagern, die itzt eben ſo wenig loben können, als ſie ehmals zu tadeln vermocht hätten.

Die Entſcheidung des Publici kömmt gewöhnlich auf die angeführte Art, zur Reife. Allein dieß geſchieht früher oder ſpäter, nachdem der Geſchmack unter einer Nation mehr oder weniger ausgebreitet iſt.

Bisweilen trägt es ſich zu, daß ein Werk, wie ich es beſchrieben habe, zu einer Zeit herauskömmt, da die Nation, zu welcher der Verfaſſer deſſelben gehört, faſt noch gar keine Kenner, und noch weniger Richter hat. Das Werk, ſo ſich zu ſolchen Zeiten hervorwagt, ſcheint gleich nach ſeiner Geburt zu ſterben. Aber nun, vielleicht erſt nach vielen Jahren, bekömmt dieſe Nation Geſchmack. Die faſt ganz vergeßne Schrift wird hervorgeſucht, und ihr die Stelle angewieſen, die ſie bey der Nachwelt haben wird.

Iſt es zu der Zeit, daß unter einer Nation ein würdiges Werk erſcheint, da ihr Geſchmack erſt anfängt ſich zu bilden; ſo wird es zwar anfangs nicht völlig verkannt; allein das Urtheil des Publici entwickelt ſich doch nur langſam. Die Kenner ſelbſt ſind noch ein wenig ſchwankend, und viel zu gütig. Die Nachſicht, mit der gegen den halben Geſchmack verfahren wird, geht noch zu weit. Die Anzahl der Richter iſt noch zu klein.

Hat aber ein Scribent das Glück zu einer Zeit zu ſchreiben, da der Geſchmack ſeiner Nation ſchon völlig ausgebildet iſt; ſo hat er bloß zu einigen niederträchtigen Angriffen ſtillzuſchweigen, die nur deswegen auf ihn geſchehn, weil er noch nicht tod iſt. Denn wenn er auch menſchlich genug wäre, ſo gar diejenigen nicht zu verachten, die ſo ſtolz ſind, daß ſie ihre Ausſprüche über Sachen, die ſie gar nicht beurtheilen können, für nöthig halten; welchen Nutzen würde es haben, wenn er ſein Stillſchweigen bräche?

K.

Mein Herr Aufſeher,

Da ſich die Aufſicht eines Ironſide auch auf die geſellſchaftlichen Urtheile der Menſchen über einander erſtrecken muß: So wünſchte ich Anmerkungen von Ihnen beſonders über gewiſſe Arten von Lobſprüchen, mit denen man, nach meiner Einſicht freygebiger iſt, als man zum Beſten der allgemeinen Tugend ſeyn ſollte. Ausſprüche über die innere Beſchaffenheit unſers Herzens, die zur Erniedrigung deſſelben gereichen und nicht bewieſen ſind, verdienen gewiß die Misbilligung und Ahndung eines jeden Menſchenfreundes; allein gewiſſe Lobeserhebungen werden auch unſtreitig mit allzuweniger Vorſicht und Ueberlegung verſchwendet. Unter dieſe zähle ich das Lob eines guten Herzens.

Er hat ein gutes Herz: Wie oft höre ich dieſes nicht von Männern ſagen, denen es an Verſtande fehlt, und wie viele Damen werden wegen der Güte ihres Herzens geprieſen, weil man ihnen Schönheit und Reiz abgeſprochen hat! Gleichwohl ſollte dieſes der höchſte Ruhm der Menſchen ſeyn; Retten ſie alſo einmal die Ehre dieſes Lobes dadurch, daß ſie zeigen, wie ſchwer es iſt, daſſelbe zu verdienen. Ich bin,

Mein Herr Ironſide,

Ihr aufmerkſamer Leſer,

Thomas Sanſym.

Funfzigſtes Stück.

Ich ſagte in dem letzten Blatte von meiner Erziehung, daß Neſtor Ironſide mich, ſo bald es der Umfang meiner Erkenntniſſe zuließ, mit den Lehren von der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen, und ſeiner Genugthuung für ſie bekannt machte, und auch dieſe Lehren brauchte, mich in der Liebe, in der Dankbarkeit und im Gehorſame gegen Gott zu befeſtigen. Allein, ich muß zugleich erzählen, daß er auch in dieſem Unterrichte anders verfuhr, als man gemeiniglich zu verfahren pflegt. Er kannte alle die Unbequemlichkeiten, die mit der gewöhnlichen Methode, Kinder ihren Heiland kennen zu lehren, verknüpft ſind. In der Unterweiſung derſelben ſollte man die Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwereren fortzugehen, niemals aus den Augen laſſen; und wenn man das Verfahren derer kennt, die ſich mit der Cultur ihrer Seelen beſchäftigen, ſo ſollte man denken, daß es gar keine ſolche Regel gäbe. Denn wenn ſie dieſelben von unſerm göttlichen Mittler unterrichten, ſo fangen ſie immer von den tiefſten, erhabenſten und unbegreiflichſten Geheimniſſen; von ſeiner unendlichen Natur; von der Menſchw[illegible]ng; von der perſönlichen Vereinigung ſei[illegible] Gottheit und Menſchheit; von ſeinen großen Aemtern; von ſeiner Genugthuung und Verſöhnung; von der Kraft ſeines Blutes und Todes an, zu deren fruchtbaren und heilſamen Erkenntniß doch ſo viele ſchwere und wichtige vorläufige Einſichten gehören. Man läßt ſie, und vielleicht mit einem harten und unfreundlichen Zwange, Ausſprüche der Offenbarung ins Gedächtniß faſſen, von denen ſie keine, oder doch ſehr dunkle und verwirrte Vorſtellungen haben können. Oft ſind es Prophezeyungen aus dem alten Teſtamente, die wegen der großen Bilder, worein ſie eingekleidet ſind, wegen ihrer kühnen Metaphern, wegen ihres erhabnen Schwunges nothwendig über den Begriff der Kindheit erhaben ſeyn müſſen. So werden die Kinder in Gegenden geführt, wo ſie völlig fremd ſind; alles iſt ihnen dunkel; alles unbegreiflich, und der Menſch iſt, vermöge der Einrichtung ſeiner nach Deutlichkeit und Licht begierigen Natur gegen das gleichgültig, wovon er nichts verſteht. Wie ſchwer iſt es nicht, dieſe Gleichgültigkeit in Jahren, wo dem Verſtande mehr Licht aufgeht, auszurotten, und ſie in Zuneigung und wahre Hochachtung umzubilden! Und wie ſehr wünſche ich nicht, daß nicht allein die Lehrer der Chriſten, und beſonders die Lehrer der Kinder, ſondern auch vornehmlich die Obrigkeiten, die auf den öffentlichen Unterricht ein wachſames Auge richten ſollen, dieſe Betrachtung ihrer Aufmerkſamkeit würdigen möchten! Denn es iſt nicht ſchwer zu beweiſen, daß der öffentliche Unterricht der Chriſten und ihrer Kinder hierinnen ſehr groſſer und wichtiger Verbeſſerungen bedürfe! Welche Aenderungen und Verbeſſerungen brauchen [illegible] allein die Lehrbücher, aus denen ſie unt[illegible] werden! Und wie ſehr iſt es nicht zu beklagen, daß man mit den Kindern umgeht, als wenn es Erwachſne wären, die einen ganz reifen Verſtand hätten! Jedoch dieſe Materie iſt zu wichtig, und es iſt zu viel daran gelegen, als daß ich mich nicht einmal weitläuftiger darüber ausbreiten ſollte.

Mein Vater fand ſelbſt in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in dieſen uns ſo nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar ſowohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Athenienſern, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und vor dem Könige Agrippa hielt. In beyden redet er von Chriſto, aber in beyden auf eine ſolche Art, die uns lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten müſſe, die noch gar keine Erkenntniſſe von ſeiner erhabnen und herrlichen Perſon haben. Er ſchwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von den ſchweren und tiefen Geheimniſſen des Chriſtenthums, ob er gleich aus der Predigt des Kreuzes und der Verſöhnung ſein vornehmſtes Geſchäfte [illegible]. Er fieng damit an, daß er ihnen [illegible]griffe von der Gottheit beyzubringen ſuchte. Die Schöpfung der Welt, die Regierung derſelben von Gott und ſeine Vorſehung, die Schuldigkeit, ihn kennen zu lernen, ſich von ſeinen Geſetzen zu unterrichten, und ihnen zu gehorchen, und das künftige Gericht durch einen Menſchen, den er dazu erſehen, und deßwegen von den Todten erwecket hatte, waren die erſten Lehren, die er ihnen verkündigte, und er wählte ſie offenbar deswegen, weil ſie ſchon einige, obgleich falſche und unrichtige Begriffe davon hatten. So wenig ſagte er das erſtemal von Chriſto, ob er gleich genug ſagte, ihre Neubegierde und Aufmerkſamkeit zu reizen. Ein Menſch, den Gott zum Richter des menſchlichen Geſchlechtes verordnet und deswegen von dem Tode erweckt hatte, mußte nothwendig die Lehrbegierigen ermuntern, eine ſo außerordentliche Perſon näher kennen zu lernen. Lehren von einem tie-

fern

ſern Innhalte würden eine ganz widerwärtige Wirkung hervorgebracht, und ihren Verſtand nicht ſowohl erleuchtet als verblendet haben. Man ſehe dieſen großen Lehrer der Völker in ſeiner Schutzrede vor dem Felix und Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige ausſuchen, was von einem noch ununterrichteten Verſtande am leichteſten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Chriſtum, welches beſonders merkwürdig iſt, zuerſt nicht als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine vollkommne Genugthuung geleiſtet hatte, ſondern als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts bekannt, als den, der verkündigen ſollte ein Licht dem Volke Iſrael und den Heiden.

Durch dieſe Betrachtungen geleitet, entwarf Neſtor Ironſide folgenden Plan meiner Unterweiſung in der Lehre der Offenbarung von Chriſto. Er beſchloß mich zuerſt von ſeiner menſchlichen Natur, von ihren liebenswürdigen Eigenſchaften, von der moraliſchen Würde und Hoheit derſelben, von ſeinen vortrefflichen Lehren, von den Tugenden, die er in ſeiner Erniedrigung ausübte, von den liebreichen Geſinnungen deſſelben gegen die Menſchen, und, von ſeinen wohlthätigen Wundern, die er durch die Kraft der Gottheit that, zu unterrichten. Er war überzeugt, daß dieſes die erſten Stufen wären, auf denen ich zu den höhern Lehren von ihm aufſteigen müßte. Dabey brauchte er die Vorſicht, aus ſeiner Geſchichte alles dasjenige auszuwählen, was mir als einem Kinde leicht begreiflich ſeyn, und mich ſowohl mit einer wahren und tiefen Ehrerbietung, als mit einer zärtlichen Zuneigung und Liebe gegen ihn erfüllen konnte. Niemand, der nur einige Einſicht in das menſchliche Herz beſitzt, kann an der Vortrefflichkeit dieſer Methode zweifeln, da zumal in dem Gebrauche derſelben alles auf Erzählungen ankömmt, die eine natürliche Anmuth haben, und ſowohl durch die Ordnung, den Zuſammenhang und die Folge, die das Gemüth darinnen wahrnimmt, als auch durch die Erwartung deſſen, was noch kömmt, die Seele feſſeln, die Aufmerkſamkeit erhalten, anfeuern, und zugleich die menſchlichen Neigungen beſchäfftigen, da bloße Lehren leicht zerſtreuen und ermüden.

Nachdem er mir einige Begriffe von dem beygebracht hatte, was zu einem wirklich guten und vortrefflichen Menſchen gehört, zu einem Menſchen, welcher des göttlichen Wohlgefallens nicht unwürdig ſeyn, und die Zuneigung und Liebe andrer Menſchen verdienen ſoll: So ſagte er mir, wie ich aus ſeinem Tagebuche lerne, daß es nur zween ganz gute und vortreffliche Menſchen gegeben habe, den erſten Menſchen Adam, der es nicht geblieben, ſondern zum Ungehorſame verführt worden ſey, und einen andern, Jeſum Chriſtum, der ſeine moraliſche Güte und Vortrefflichkeit allezeit behalten habe. Die reine und ganz unbefleckte Unſchuld ſeiner Seele, aller ihrer Gedanken und Wünſche; ſeine Liebe und Ehrerbietung gegen Gott; ſein Eifer, alle Menſchen zu gleichen Geſinnungen zu bewegen, und die ſanfte, herablaſſende und holdſeelige Art, mit der er ſolches that; ſeine Menſchenliebe, ihre Innbrünſtigkeit, ihre unermüdete Geſchäfftigkeit, und ſein ſo brennendes, ſelbſt durch keine Beleidigungen und Ungerechtigkeiten gemindertes Verlangen, alle glückſeelig zu machen, waren die Materie ſehr vieler rührender Geſpräche.

Er fieng von der Kindheit Chriſti an. Gleichwie Kinder gerne mit Kindern umgehen, und deswegen unter den Erwachſnen kleinen Perſonen vor andern zärtlich und vertraulich begegnen, weil ſie dieſelben für ihres gleichen halten: So hören ſie auch mit Vergnügen von Kindern und zwar von gutgearteten Kindern reden, wenn ſie nur ſelbſt unter diejenigen gehören, denen man Zufriedenheit und Vergnügen über ihre Aufführung merken laſſen darf. Die Aehnlichkeiten, die ſie zwiſchen ſich und andern lobenswürdigen Kindern entdecken, laſſen ſie ſchon die beſſern und edlern Freuden empfinden, die aus der Tugend und dem Bewußtſeyn eines guten Herzens entſpringen, ob ſie gleich nicht ſinnlich ſind. Sie können auch ſolche Kinder über ſich ſehen und ihre höheren Vorzüge bewundern, ohne ſie zu beneiden, weil ſie glauben dürfen, ihnen, ungeachtet ihrer gröſſern Vortrefflichkeit nicht ganz unähnlich zu ſeyn. Deswegen unterredete ſich mein Vater von dem, was die Kindheit des Erlöſers liebenswürdig und groß macht, vornehmlich zu der Zeit mit mir, wenn ich mich beſonders nach ſeinem Wunſche aufgeführt hatte. Er überredete ſich, und nicht ohne Grund, daß er die Selbſtliebe, als eine ſo natürliche und in ihrer urſprünglichen Beſtimmung unſchuldige Leidenſchaft brauchen dürfte, Liebe gegen Chriſtum zu erwecken, und er glaubte, daß ihn der Apoſtel Paulus zu einem ſolchen Verfahren berechtige, welcher, um die Athenienſer von den falſchen, niedrigen und unanſtändigen Begriffen zu befreyen, die ſie von der Gottheit hatten, ſie erſt von ſich ſelbſt edel und erhaben denken lehrte: *So wir denn göttlichen Geſchlechtes ſind, ſollen wir nicht meinen, die Gottheit ſey gleich den güldnen, ſilbernen und ſteinernen Bildern durch menſchliche Gedanken gemacht.* Mein Vater erzählte mir alſo, und dieſes that er mit einer auſſerordentlichen Ehrerbietung und mit einer ſehr heitern Ernſthaftigkeit, daß Chriſtus das unſchuldigſte, das lehrbegierigſte, das frömmſte und gehorſamſte Kind geweſen wäre. So unſchuldig; denn er hätte auch niemals, um keiner Ungeduld, um keiner Eigenwilligkeit, um keines einzigen Fehlers willen einen Verweis oder Vorwurf von ſeinen Aeltern verdient, und weder ſeine zärtliche Mutter, noch ſeinen Vater mit ſeiner Aufführung betrübt! So lehrbegierig; denn er hätte ſich niemals bey dem Unterrichte ſeiner Aeltern einer Zerſtreuung oder Unachtſamkeit überlaſſen! So fromm, daß er auch von niemanden lieber, als von Gott, reden gehört und ſelbſt geredet hätte! So gehorſam; denn er hätte jedem Befehle gehorcht, und allen Kindern das vollkommenſte Beyſpiel der Unterwürfigkeit gegeben! Darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menſchen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller ſeiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, nach dem er ſeine unſchuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel ſeiner Aeltern zurückgelegt hätte, in ſeinem dreyßigſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden wäre, ausgerüſtet, ihn zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt, ſolche herrliche und auſſerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand auſſer ihm verrichten könnte. Du erinnerſt dich wohl, ſagte er einmal zu mir, wie du neulich ſo krank warſt;

wie es dir ſo ſchwer wurde, zu athmen; wie dich dein Haupt ſo empfindlich ſchmerzte; wie deine Zunge ſo ſehr brannte; wie ich, dein lieber Vater, und deine weinende Mutter vor deinem Bette ſtanden und dir nicht helfen konnten. Damals, (hätten wir gelebt, als er noch auf der Erde war,) damals wäre ich zu ihm gegangen, hätte ihn gebeten, daß er dich von deinen Schmerzen befreyen möchte, und ich zweifle nicht, er hätte es gethan, und nur das einzige Wort: Sey geſund, mein Sohn; geſagt, und du wärſt in dieſem Augenblicke geſund geworden.

Ich laſſe die Leſer urtheilen, ob die Kinder, wenn man ihnen auf dieſe oder eine ähnliche Art (denn die Anwendung und Ausübung dieſer Methode läßt ſich unzähligemale verändern) die Lehre von Chriſto beyzubringen ſuchte, nicht ſehr früh eine ſehr wahre und zärtliche Hochachtung gegen ihn empfinden würden. *Neſtor Ironſide* hütete ſich dabey, Worte zu gebrauchen, die gemein und niedrig wären, ob er gleich allezeit ſolche Ausdrücke wählte, deren Bedeutung mir ſchon bekannt war. Er fürchtete ſich vor allen denen, die zwar eben keine niedrigen, aber doch kleine Ideen von ihm veranlaſſen konnten, und er wählte nur die, durch welche er mir auch in ſeiner Kindheit groß und bewundernswürdig erſcheinen möchte. Es giebt gewiſſe tändelnde Ausdrücke, die man in der Religion beſonders gegen Kinder braucht, die zwar etwas liebkoſendes haben, und die man vermuthlich wählt, ihnen die erhabnen Gegenſtände ihrer Verehrung und Liebe angenehm zu machen: Allein man ſollte ſie, und alle, beſonders im Deutſchen ſo gewöhnliche verkleinernden Endigungen großer Namen niemals gebrauchen, weil wir in keinen Zeiten des Lebens und auch in der früheſten Kindheit nicht von ihnen, und vornehmlich nicht von Chriſto zu groß und ehrerbietig denken können. Denn es iſt gewiß, daß ein Menſch, der als ein Kind Chriſtum wirklich verehren und lieben gelernt hat, wenn er in ſeinen zunehmenden Jahren nicht in ganz entſetzliche Laſter und Bosheiten verſinkt, vor der Gefahr, des Chriſtenthums zu ſpotten und von der Freygeiſterey angeſteckt zu werden, ſehr geſichert ſeyn wird.

Man muß in den Unterredungen mit Kindern (denn der Unterricht derſelben ſoll, ſo viel als möglich iſt, in Geſprächen beſtehn,) intereſſant zu werden ſuchen; man muß ſich Mühe geben, alles ſo zu ſagen, daß es auf ihr Herz wirke: Dieſe Regel, die ſo wenig Kinderlehrer beobachten, beobachtete mein Vater allezeit. Daher zeigte er mir als einem Kinde die Menſchenliebe des Erlöſers aus einem Geſichtspunkte, aus welchem ſie mich vornehmlich rühren mußte. Er beſchrieb mir Chriſtum als den liebreichſten, zärtlichſten, ſorgfältigſten Freund und Wohlthäter, den jemals Kinder gehabt hätten. Die Erwachsnen ſagt er, gehen nicht immer gütig mit den Kindern um; theils weil dieſe es nicht allezeit verdienen; theils weil ſie eben ſowohl, als Kinder, Fehler haben, und nicht allezeit ſo beſchaffen ſind, als ſie billig beſchaffen ſeyn ſollten. Chriſtus aber, der ſtets that, was recht und gut war, liebte die Kinder ſo ſehr, als die Erwachsnen, und beſtrafte dieſe, wenn ſie ihnen, ohne daß ſie es verſchuldet hatten, nicht freundlich genug begegneten. Einsmals, ſagte er, kamen einige Aeltern und wollten ihre kleinen Kinder zu ihm bringen, daß er ihnen auch Gutes thun ſollte, weil er allen Menſchen ſo viel Gutes that. Diejenigen, die immer bey ihm waren, glaubten, daß es unanſtändig wäre, einen ſo großen und vortrefflichen Mann, als Chriſtus war, mit kleinen Kindern zu bemühen. Sie wollten ſie abweiſen, und brauchten ſo gar harte und ungütige Worte gegen ihre Aeltern. Aber ihr Herr hatte ein liebreicheres Herz, als ſie; er beſtrafte ſie über ihre Unfreundlichkeit, ſagte, daß ſie dieſelben nur zu ihm kommen laſſen ſollten, nahm ſie auf ſeine Arme, umfaßte ſie, bezeigte ihnen die zärtlichſte Liebe und ſeegnete ſie mit ſeinem zärtlichſten Kuſſe.

Ja, mein liebes Kind, fuhr er fort, ich weis kaum Worte zu finden, dir zu ſagen, wie ſehr Chriſtus die Kinder liebte. Von ihm wiſſen wir, daß Gott, unſer beſter Freund und Vater ſie nicht weniger, als die Erwachſnen liebt; daß er ſie eben ſowohl als ſie glücklich machen, daß er auch ſie an ſeinen beſten und koſtbarſten Wohlthaten Theil nehmen laſſen will. Er hat es uns Aeltern auf das ernſtlichſte befehlen, für euch zu ſorgen, uns eurer anzunehmen, euch, weil ihr euch ſelbſt noch nicht helfen könnt, zu helfen, auf euch acht zu geben, euch zu ſagen, was gut iſt, und zuzuſehn, daß ihr nicht aus Einfalt, Unwiſſenheit, oder Muthwillen Böſes thun möget, damit ihr nicht unglücklich werdet. Und dieſes hat er ſo ernſtlich befohlen, daß er uns auch die härteſten Strafen gedroht hat, wenn wir dieſe Liebe und Sorgfalt gegen euch vernachläßigen. Er liebt euch ſo ſehr, daß er alles Gute, das wir euch thun, annehmen will, als wenn es ihm erwieſen worden wäre. **Wer ein Kind, ſagte er, in meinem Namen, weil ich die Kinder ſo ſehr liebe, aufnimmt, der nimmt mich auf;** das ſoll angeſehen werden, als ob er mir eine Wohlthat erwieſen hätte. Und ſo, mein Sohn, iſt er noch immer geſinnet, ob wir ihn gleich nicht ſehen, und auch du ſollſt noch, wenn du nur gut werden willſt, zu ihm kommen, und ſeine Liebe ſelbſt genießen.

Er half allen Menſchen gern, mein Sohn; er konnte keinen Unglücklichen, keinen Elenden und Kranken ſehn, ohne ihn von ſeiner Krankheit und von ſeinem Elende zu erretten. Dieſe ſeine Begierde, alle Menſchen zu erfreun und glücklich zu machen, erſtreckte ſich bis auf die Kinder. Eine Mutter kam zu ihm, die eine kleine kranke Tochter hatte, klagte ihm ihren Kummer, bat um Hülfe, und den Augenblick machte er ſie geſund. Einer andern Mutter war ihr Sohn geſtorben; es war ihr einziger Sohn, ein geliebter Sohn; ſie hatte ſich viel Mühe gegeben, ihn gut zu erziehen, und er war immer ein Kind der beſten Art, ein frommes und gehorſames Kind geweſen. Sie hatte gehofft, daß er ihr in ihrem Alter beyſtehen, ſie erquicken und erfreuen ſollte, und nunmehr war er geſtorben. Gute Aeltern ſind traurig, wenn ſie gute Kinder verlieren, ſo traurig, daß ſie ſelbſt vor Kummer über ihren Verluſt weinen. Alle Menſchen, die ihn gekannt hatten, hatten Mitleiden mit ihr; aber niemand konnte der betrübten Mutter helfen. Von ungefähr kömmt Chriſtus eben, da ſie ihn begraben wollten, ſieht die Mutter weinen, wird von ihren Thränen gerührt, und macht mit einem einzigen Worte den frommen und liebenswürdigen Jüngling lebendig.

Erzählungen dieſer Art müſſen die Herzen faſt der zarteſten Kinder rühren, und niemand wird zweifeln, daß dieſe thätigen Beweiſe der Liebe Jeſu Chriſti gegen die Kinder und Jünglinge eben deßwegen in ſeiner Geſchichte aufgezeichnet worden ſind. Allein mein Vater begnügte ſich nicht damit, daß er Liebe gegen ihn in mir zu erwecken ſuchte; er bemühte ſich auch die Empfindungen derſelben lebendig und wirkſam zu machen, und durch ſie meiner Liebe gegen Gott und meiner Neigung, ihm zu gehorchen, einen neuen Trieb zu geben. In dieſer Abſicht ſagte er mir, daß Chriſtus zwar alle Kinder, daß er aber beſonders die gutgearteten und gehorſamen Kinder ſeiner Zärtlichkeit gewürdigt, daß er an ihren Tugenden einen beſondern Wohlgefallen gefunden, daß er ſie ſelbſt den Erwachſenen zum Exempel vorgeſtellt, und ſie mit ihren guten Eigenſchaften beſchämt hätte. Als einmal, ſagte er die Erwachſnen, die beſtändig in ſeiner Geſellſchaft ſeyn durften, ſich verleiten ließen, ſtolz zu ſeyn: So nahm er ein Kind, das ſehr beſcheiden und demüthig war, ſtellte es vor ſie hin, und ermahnte ſie, eben ſo beſcheiden und demüthig zu werden. Ja, er verſicherte ſogar, mein lieber Sohn, daß niemand von den Erwachſnen zu Gott kommen und bey ihm ganz glückſeelig werden könnte, wenn er nicht fromm, wie fromme Kinder, würde. Wie zärtlich und rührend waren nicht die Ermahnungen und Aufmunterungen zur Tugend, die er aus dieſem Unterrichte hernahm!

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß mich dieſe Art der Unterweiſung begierig machte alles von Chriſto mit Aufmerkſamkeit und Zuneigung anzuhören, was er mir zu erzählen für gut fand. Ich kann dieſes Blatt nicht beſchließen, ohne alle Aeltern bey der Liebe, mit welcher ſie die wahre Wohlfarth ihrer Kinder wünſchen, zu beſchwören, die mächtigen Mittel nicht zu vernachläßigen die ſie in ihrer Gewalt haben, ihre Herzen, in denen das Laſter noch keine Macht haben kann, frühzeitig zur Liebe gegen Gott und ihren Erlöſer zu bilden, und ſie dadurch wider die künftigen Anfälle unordentlicher Leidenſchaften zu rüſten und unüberwindlich zu machen. Ich bin in meinem Leben nur mit zwey Kindern beglückt geweſen, nicht ſo lange, als ich gewünſcht hätte; aber weil ich ihre Erziehung nach derjenigen einzurichten geſucht habe, die mir mein zärtlicher Vater gegeben hat: So bin ich gewiß, ſie in dem

Genuſſe der vollkommnen Glückſeeligkeit wieder zu finden, die ich, im Vertrauen auf eine unendliche Erbarmung ſelbſt zu erreichen trachte und hoffe.

Ein und funfzigſtes Stück.

Sowohl die Philoſophie als die Offenbarung unterrichten uns von unſern Pflichten in allgemeinen Regeln; ſie geben uns ſolche Kennzeichen des Rechts und des Unrechts, die ſich an vielen einzelnen Handlungen antreffen laſſen, die bey verſchiednen Perſonen und zu verſchiednen Zeiten in Ueberlegung kommen. Wie wäre es ſonſt möglich, nur einem einzigen Menſchen, wie vielweniger einem unzählbaren Haufen, Vorſchriften ihrer Handlungen zu ertheilen, wenn nicht eine einzige Regel zureichend wäre, das Recht und Unrecht einer groſſen Anzahl von Handlungen zu beſtimmen? Gott giebt keine unmittelbaren Erleuchtungen, die uns in jedem beſondern Falle anzeigen, was ſein Wille ſey: Und die Philoſophie müßte ſo gar zum Gebrauche eines einzigen Menſchen aus viel tauſend Bänden beſtehen, wenn eine jede ſeiner Handlungen ihre eigne Regel haben ſollte. Auch das bürgerliche Geſetz kann ſich nicht auf einzelne Fälle herablaſſen, und ſo gar der Vorſteher eines einzigen Hauſes würde übel regieren, wenn er für jede Art der Thaten beſondere Verordnungen und den Seinigen keine allgemeinen und wenigſtens einiger maſſen beſtändigen Vorſchriften ertheilte.

Dieſen allgemeinen Geſetzen ſind zuweilen einige Ausnahmen beygefügt; zuweilen iſt die Abſicht des Geſetzgebers in einem auſſerordentlichen Falle ſo deutlich, daß ſo gar ein halbvernünftiger die Rechtmäßigkeit der Ausnahme mit Zuverſicht ſchlieſſen kann. Und hierinnen kann man alsdenn noch weniger irren, wenn man durch die Erfüllung eines Geſetzes in einem ſolchen auſſerordentlichen Falle ein ander Gebot deſſelben Geſetzgebers übertreten müßte.

Warum hat der liebreiche Schöpfer uns Geſetze gegeben? Damit die Beobachtung derſelben das allgemeine Beſte aller empfindenden Weſen befördern möchte. Und woraus kann der Philoſoph beweiſen, daß eine Handlung dem moraliſchen Willen des höchſten Geſetzgebers gemäß oder zuwider ſey? Aus der Uebereinſtimmung oder dem Streite derſelben mit dem allgemeinen Beſten. Wenn demnach in einem beſondern Falle mit Gewißheit bekannt wäre, daß eine Abweichung von den allgemeinen göttlichen und natürlichen Geſetzen, wegen der beſondern Umſtände, dem allgemeinen und zukünftigen Vortheile des Ganzen gemäß wäre: So wäre es nicht nur erlaubt, ſondern auch eine Pflicht, in dem geſagten Falle davon abzuweichen. So lange alſo nicht bewieſen iſt, daß irgend ein geoffenbartes oder natürliches Geſetz Gottes niemals etwas für das allgemeine Beſte nachtheiliges befehle; ſo lange man eine Abweichung von einem Geſetze nur als eine Handlung mit ihren eigentlichen Wirkungen betrachtet, und ſeine Gedanken von denen Wirkungen abziehet, die aus derſelben, als aus einer Abweichung von den Geſetzen, entſtehen: ſo lange kann man auch in dieſer Speculation einem jeden Geſetze die Ausnahme beyfügen, daß es in denen Fällen, worinnen das allgemeigemeine Beſte das Gegentheil erfodert, nicht gültig ſey. Die Regeln: Rede die Wahrheit; Erfülle deine Zuſagen: Gehorche der Obrigkeit: Beraube niemanden: Tödte nicht; ſind alle dieſer Ausnahme unterworfen: ja auch noch viele andre Geſetze, die ich mit Fleiß nicht nenne, weil eine in der bloßen Speculation rechtmäßige Ausnahme, wenn ſie in der vollkommnen Betrachtung aller Wirkungen unſers Verfahrens nicht rechtmäßig bleibt, nur in der Einbildung, und nicht wirklich rechtmäßig iſt.

Es iſt auſſerordentlich wichtig, zu wiſſen, wenn es erlaubt ſey, wegen einer uns bekannten Abſicht des höchſten Geſetzgebers von ſeinen Vorſchriften, denen keine ausdrückliche Ausnahme beygefügt iſt, abzuweichen, oder ein allgemeines Geſetz der Natur wegen ganz beſonderer und ſeltner Umſtände in einem und dem andern Falle, als nicht verbindlich anzuſehen. Man begreift leicht, in welche Ungereimtheiten man verfallen würde, wenn man die obengenannten Geſetze in allen Umſtänden beobachten wollte. Noch gröſſer iſt die Gefahr, wenn die Freyheit, Ausnahmen zu erdenken, alle Dämme, welche Gott und die Vernunft dem Eigennutze, den Leidenſchaften und der ſchädlichen Einfalt entgegen ſetzt, niederriſſe, und den Geſetzen alle Kraft raubte.

Ein jedes Geſetz Gottes, daß für alle Nationen und Zeiten geoffenbart iſt, wie auch ein jedes wahres Naturgeſetz iſt gewiß ſo beſchaffen, daß, wenn es alle Menſchen ohne Ausnahme beobachteten, dieſe Beobachtung deſſelben immer mehr gute als nachtheilige Folgen haben würde. Es muß alſo gut ſeyn, wenn es überhaupt und in den meiſten Umſtänden die Kraft eines Geſetzes behält.

Man ſetze, daß eine Handlung, die zu der Claſſe der verbotnen gehört, zwey tauſendmal vorkomme, und daß ſie in zwölf hundert Fällen ſchade, in den übrigen Fällen aber nütze, oder gleichgültig ſey. Alsdann wird das Geſetz, welches ſie verbietet, noch immer ein vernünftiges Geſetz ſeyn, woferne es wegen der Schwachheit der Unterthanen oder aus andern Urſachen unmöglich iſt, diejenigen Fälle, wobey die Abſicht des Verbots nicht ſtatt findet, beſonders zu bezeichnen.

Eine That, die ein Geſetz verbietet, ein falſches Zeugniß, zum Exempel, hat zweyerley Wirkungen; erſtlich, ſo ferne ſie überhaupt eine ſolche That iſt, und nach unſerm angenommenen Falle einen Proceß gewinnen hilft; zweytens, ſo fern ſie eine Abweichung von dem Geſetze iſt, das heißt, ſo fern ſie in dem Thäter oder durch das Beyſpiel auch in andern Perſonen die Gewohnheit befördert, nicht allein von ſolchen Geſetzen, ſondern auch überhaupt von den Geſetzen abzuweichen, und eben deßwegen Gott oder einen andern Geſetzgeber veranlaßt, zu beſtrafen.

Es iſt gar wohl möglich, daß eine That, als That betrachtet, gute Wirkungen habe, und dennoch, in ſo fern ſie Abweichung iſt, ſowohl in dem Urheber als in andern weit gröſſern Schaden verurſache. Zu dieſer Gattung gehören beſonders diejenigen verbotnen Handlungen, die dem gemeinen Beſten faſt in allen Fällen ſehr ſchaden, in ganz ſeltnen Fällen im geringen Grade nützlich ſind, wozu der Eigennutz und die Leidenſchaft oder die eingeriſſnen Gewohnheiten [illegible] Verſuchung geben, und welche daher kein vernünftiger Geſetzgeber irgend jemanden erlaubt, noch ein gehorſamer Unterthan ſich jemals ſelbſt erlauben muß, weil er in Betrachtung ſolcher Handlungen die gehörige Unpartheylichkeit, um die ſeltenen wahren Ausnahmen zu treffen, ſich nicht zutrauen darf, und der Schade zu groß iſt, wenn er ſie nicht treffen und andere zu großen Miſſethaten durch ſein Exempel verführen ſollte.

Meine Leſer werden aus dieſen Sätzen mit Recht folgende Schlüſſe ziehen.

Geſetze, ſie mögen nun Handlungen unterſagen, die faſt in allen Fällen höchſt ſchädlich ſind, oder ſie mögen Handlungen befehlen, deren Unterlaſſung faſt allezeit von den nachtheiligſten Folgen begleitet wird, oder ſie mögen ſo beſchaffen ſeyn, daß man die wahren Ausnahmen beynahe niemals treffen kann, ſind Geſetze ohne Ausnahme. Sie mögen geoffenbarte oder natürliche Befehle Gottes ſeyn, ſo müſſen wir ihnen in allen Umſtänden nachleben. Wer Ausnahmen macht, woferne er auch die wenigen an ſich nützlichen oder unſchädlichen Fälle treffen ſollte, bleibt doch der ſchwerſten Verantwortung und Strafe ſchuldig. Man kann hiernach die Abſcheulichkeit aller der Verbrechen beurtheilen, für welche zuweilen die liſtige Bosheit in dem Vorgeben erlaubter Ausnahmen bey beſondern Umſtänden Schutz ſucht.

Man iſt ferner niemals berechtiget, von allgemeinen Geſetzen, deren Beobachtung in den meiſten Fällen wichtig iſt, abzuweichen, wenn man durch die Abweichung nur einige Vortheile, Bequemlichkeiten und Vergnügungen für ſich ſelbſt und die Seinigen erlangen oder vertheidigen will. Dieſe Abſicht iſt viel zu klein. Der Vortheil eines Menſchen und ſeiner Familie iſt in Vergleichung mit der geringſten Gefahr, für ſich ſelbſt partheyiſch zu urtheilen und das Anſehn eines wichtigen Geſetzes bey ſich und andern zu ſchwächen, für nichts zu achten. Hingegen kann die Ausnahme unſchuldig ſeyn, wenn ſie wichtige Vortheile anderer und zwar vieler Menſchen zum Zwecke hat, und die Umſtände eine gehörige und hinreichende Glaubwürdigkeit von dem guten Erfolge geben. Cleon hat Euſebien verſprochen, ſein Schickſal mit dem ihrigen durch die Ehe zu vereinigen, bald darauf wird ihm eine reichere und vornehmere Schönheit, die vielleicht auch mehr Tugenden beſitzt, angetragen. Er bricht ſeine Zuſage und thut Unrecht. Würden wir aber ein gleiches Urtheil über ihn fällen, wenn er, um einen bürgerlichen Krieg zu verhüten, eine ihm angenehmere Verlobte verlieſſe, um ſich mit demjenigen zu verbinden, der nur unter dieſer Bedingung ſeinem Vaterlande die Ruhe gönnen will? Ich glaube, Nein. Denn die höhere Verbindlichkeit gegen das Allgemeine hebt die geringere gegen eine einzelne Perſon auf.

Wenn eine an ſich nützliche Abweichung von einem Geſetze vor der groſſen Welt offenbar wird, und die Umſtände, die dieſelbe zu rechtfertigen ſcheinen, nicht bekannt werden; wenn überdieß das Exempel ſehr ſchadet: Alsdann muß man auch in dieſem Falle das Geſetz beobachten. Man nehme an, einen nicht allein ſeltnen, ſondern auch unmöglichen Fall, daß ein Menſch, der ſich in ſolchen äuſſerlichen Umſtänden befände, daß ihm eine rechtmäſſige Ehe unterſagt wäre, mit völliger

Ueberzeugung wüßte, die Tugend der Enthaltſamkeit würde den Verluſt ſeiner Geſundheit oder ſelbſt ſeines Lebens nach ſich ziehen. Wird er dadurch die Erlaubniß zu wollüſtigen Ausſchweifungen erhalten, oder wird er ſeine Unordnungen dadurch rechtfertigen können? Wie abſcheulich müßte nicht die Moral ſeyn, die ihm eine ſolche Erlaubniß ertheilte, und ſollten auch ſeine Ausſchweifungen noch ſo geheim und verborgen bleiben. Von offenbaren Laſtern verſtehts ſichs, daß das Verbot, beſonders in dieſem Falle um ſo viel verbindlicher iſt, je mehr das Anſehen deſſen verführen kann, [illegible] ſie ausüben will.

Diejenigen Abweichungen, welche durch beſondre Umſtände dem Anſcheine nach gerechtfertigt werden, ſind bald erlaubt, bald unerlaubt, und zwar bald mehr bald weniger; je gewiſſer nämlich oder ungewiſſer in dem beſondern Falle die guten Wirkungen derſelben für das allgemeine Beſte ſind, und je mehr oder weniger gefürchtet werden darf, daß das Exempel ſchaden könne.

Wenn wir dieſe Bedingungen in acht nehmen, unter welchen man keine Abweichungen von dem Geſetze wagen muß; ſo iſt es leicht, allgemeine Kennzeichen erlaubter Abweichungen zu geben, obgleich die Anwendung derſelben auf einzelne Fälle immer ſchwer bleiben wird. Wir dürfen erſtlich zu auſſerordentlichen Zeiten die Geſetze nicht erfüllen, die offenbar für die gewöhnlichen gegeben werden. Das Geſetz von den unreinen Thieren war in Hungersnoth für die Juden eben ſo wenig verbindlich; als man des weigernden Beſitzers eines Brunnens in einer Feuersbrunſt ſchonen darf.

Einige Geſetze ſind wie Sprichwörter oder Maximen zu verſtehen, und ſcheinen nur allgemeine Geſetze, weil ſie von dem Geſetzgeber geſagt ſind. Die Worte des Heilandes, daß wir jemanden, der uns den Rock nehmen will, auch den Mantel laſſen ſollen, erklären meine Gedanken.

Wenn eine Handlung wegen des einen Umſtandes als befohlen, wegen des andern als verboten angeſehn werden kann, ſo wird man erſtlich unterſuchen müſſen, ob beyde Umſtände mit gleicher Gewißheit da ſind, und ob die Handlung wegen dieſes Umſtandes eben ſo gewiß unter die verbotnen, als wegen jenes Umſtandes unter die befohlnen gehöre. Denn die vorzügliche Wahrſcheinlichkeit muß in dem Gehorſame gegen Gott, eben ſowohl als in der Beförderung unſers irrdiſchen Glücks zur Regel dienen. Jedoch geſetzt die Wahrſcheinlichkeit ſey auf beyden Seiten gleich: alsdann wird ein Verbot jedesmal einem Befehle vorzuziehen ſeyn, welcher nur überhaupt etwas gebietet, aber die Zeit, die Mittel und die Art und Weiſe der Erfüllung in unſre Freyheit ſtellt; ich ſage, das Verbot iſt alsdann vorzuziehen, woferne noch andre Zeiten und Umſtände zu hoffen ſind, da man dem Befehle, ohne irgend ein Verbot zu übertreten, nachleben kann. Es iſt verboten, die Eltern zu betrüben; es iſt eine Pflicht, die Verdienſte zu lieben und zu belohnen. Weil aber bey der Pflicht dieſer Belohnung und Liebe die Zeit und die Mittel unbeſtimmt ſind; ſo wird eine Tochter faſt allemal ſündigen, wenn ſie ſich wider Willen der Aeltern mit einem verdienſtvollen und ſchönen Jünglinge von niedrigem Stande verheirathet.

Sollte ein verbietendes und gebietendes Geſetz, was die Zeit, die Gegenſtände und die Mittel betrifft, im gleichen Grade beſtimmt oder im gleichen Grade unbeſtimmt ſeyn, und in irgend einem andern Falle mit einander ſtreiten: So wird man von demjenigen abweichen müſſen, durch deſſen Hintanſetzung der gröſte uneigennützige Vortheil erhalten, oder der gröſte Schaden abgewendet wird; wobey man aber theils auf die Handlungen ſelbſt, theils auf das Exempel, das man andern dadurch giebt, theils auf die Gewohnheiten, die man ſich dadurch zuziehet, wie auch auf die Zahl und Wichtigkeit der Geſetze, die man durch ein ſolches Verfahren beobachtet oder hintanſetzt, ſeine Aufmerkſamkeit richten muß. Eben dieſe Regel findet ſtatt, wenn von zwo Handlungen, die nicht zugleich geſchehen können, nur eine möglich oder gar nothwendig iſt; und wir uns zur Wahl entſchlieſſen wollen. Der Vorzug, welchen alle Vernünftige den Pflichten gegen das Vaterland, gegen die Familie, gegen Wohlthäter und verdiente Männer, gegen ſeine Bediente und Bekannte vor andern Pflichten, und den Amtsverrichtungen vor andern nützlichen Geſchäften einräumen, gründet ſich auf die angeführten Vorſchriften.

Man iſt dem höchſten Weſen einen unendlich gröſſern Gehorſam, als den Menſchen ſchuldig. Aber daraus folgt nicht, daß eine jede Pflicht, die ſich einigermaſſen auf den äuſſerlichen Gottesdienſt beziehe, wichtiger als alle andern ſey, welche die Glückſeligkeit der Menſchen zum unmittelbaren Gegenſtande haben. Wenn man der Obrigkeit lieber ungehorſam ſeyn, oder ſeine gottesdienſtliche Parthey lieber unglücklich machen, als der Lichter und Crucifixe auf dem Altare entbehren wollte, oder wenn ein Bedienter wider das Verbot ſeiner hülfsbedürftigen kranken Herrſchaft den öffentlichen Gottesdienſt beſuchte: So wäre es eine falſche Wahl unter den Pflichten. Denn es iſt gleichfalls Gottes Befehl, den Obern zu gehorchen, und Hülfloſen beyzuſtehen.

Viele Eigennützige haben keine groſſe Mühe zu entſcheiden, wenn ſie entweder ſich ſelbſt oder andere hintanſetzen oder verſäumen müſſen. Ich bin mir ſelbſt der Nächſte, und bin nicht verbunden, mit meinem Schaden dem Vaterlande, der Kirche, den Verdienſtvollen, den Wohlthätern und den Freunden zu helfen. Einige reden wirklich ſo, einige denken ſo, und ſehr viele handeln nicht anders, als wenn ſie ſo dächten. Allein was gewinnen dieſe niedrigen Gemüther, die von ihren eignen wahren Vortheilen ſo klein und verächtlich denken? Sie ſchränken wirklich ihre Glückſeligkeit ein, anſtatt ſie zu erweitern. Und wie elend würden ſie nicht werden, wenn es nicht immer noch einige gäbe, welche edler und großmüthiger zu denken und zu handeln gewohnt ſind.

Mein Herr,

Da ich nicht zweifle, daß Sie bey Ihrem weitläuftigen Aufſeheramte auch ein Auge auf die Sitten im Umgange haben werden: So nehme ich mir die Freyheit, mich bey Ihnen über eine Art unerträglicher Menſchengeſichter zu beſchweren, welche ſehr oft die beſte und aufgeräumteſte Geſellſchaft verderben. Dieſes ſind die Rechthaber, die nicht allein keinen Widerſpruch vertragen können, ſondern auch ſo unverſchämt ſind, daß ſie, um uns von ihrem Verſtande zu überzeugen, allen denen, welche ſich ins Geſpräch mit ihnen einlaſſen, oder aus Wohlſtand einlaſſen müſſen; zu demonſtriren ſuchen, daß ſie keinen haben. Sprechen ſie, ſo muß von denen, welchen ſie ihre Weisheit aufdringen, alles mit einem blinden und demüthigen Beyfalle aufgenommen werden, und niemand darf einer andern Meinung ſeyn, oder ſie werden nicht eher aufhören, uns mit ihren unwiderſprechlichen Gründen zu verfolgen, bis ſie uns ſtumm diſputirt haben. Und das thun ſie auf eine ſo ſtolze und übermüthige Art, mit einem ſo richterlichen und entſcheidenden Tone, und mit ſo vieler Verachtung in ihrer Mine, daß man entweder in die Verſuchung geräth, ihnen unangenehme und bittre Wahrheiten zu ſagen, oder Unrecht haben und ihre Eitelkeit über unſre Beſcheidenheit triumphiren laſſen muß. Man iſt in gleicher Gefahr, wenn man ſelbſt ſprechen will. Denn wenn ſie gleich in ihrem Herzen eben das denken und glauben, was wir glauben: So hat man doch gewiß eine Widerlegung alles deſſen zu erwarten, was man ſagt, und das bloß um ihren Witz auf Unkoſten des Unſrigen zu erheben. Erzählt man etwas, ſo iſt man immer falſch berichtet worden, und ſie müſſen uns im Vertrauen ſagen, daß ſie ganz andre und ſichere Nachrichten haben. Wer kann nun dieſe ewigen Rechthaber und Zänker ausſtehen? Und ſollen dieſe Tyrannen des Umgangs angenehme Zuſammenkünfte entweder zum Stillſchweigen zwingen, oder ſie nöthigen, ſich zu Unanſtändigkeiten wider ſie herabzulaſſen, um nur ſolche Störer des geſellſchaftlichen Friedens los zu werden? Ich erſuche Sie alſo, mein Herr Ironſide, ſie ihre Züchtigung empfinden zu laſſen, und ſie einmal in aller ihrer Lächerlichkeit bloszuſtellen. Wenn Sie dieſes in einem Blatte thun, ſo will ich, da ich einige ſolche Unerträgliche kenne, ſolches ſo gleich in der Geſellſchaft meiner Freunde und in ihrer Gegenwart öffentlich vorleſen, um uns dadurch wegen des Verdruſſes zu rächen, den ſie uns ſo oft verurſacht haben.

Ich bin,

Mein Herr,

Ihr ergebener Diener.

T. R.

Zwey

Zwey und funfzigſtes Stück,

Da ich nicht allein auf alles, was die Glückſeeligkeit, den Geſchmack und den Ruhm meines zweyten Vaterlandes betrifft, aufmerkſam zu ſeyn ſuche, ſondern auch an dem, was zu der Beförderung des einen oder des andern etwas beytragen kann, den aufrichtigſten und lebhafteſten Antheil nehme: So freue ich mich beſonders auch darüber, daß ich in einigen unſrer Dichter einen edlern Geſchmack und den Geiſt der alten nordiſchen Poeſie erwachen ſehe. Ich werde niemals ein Schmeichler der Nation werden, die ich liebe; denn Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit müſſen einem Ironſide angeerbt ſeyn; aber alles Schätzbare, was ich an ihr bemerke, werde ich entweder in der Stille oder öffentlich erheben. Dieſe Geſinnungen bekenne ich mit Vergnügen, da mir eben ein däniſches Originalgedicht bekannt geworden iſt, welches mir die angenehme Hoffnung macht, daß diejenigen unter uns, die vor andern mit Talenten zu den ſchönen Wiſſenſchaften beglückt ſind, den Alten und den groſſen Ausländern, die ſich durch vorzügliche Werke des Genies unſterblich gemacht haben, auch in ihrer Sprache mit einem rühmlichen Erfolge nacheifern werden.

Ein Maytag iſt der Name dieſes Gedichts, welches zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt iſt, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen, welches aber doch ſo viele wahre poetiſche Schönheiten hat, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt.

Der Entwurf des Gedichtes iſt dieſer: Der Dichter, Herr Tullin, beſchließt unſre Stadt aus Verdruß über ihre moraliſchen Unvollkommenheiten zu verlaſſen, und nach Norwegen zu gehen, wo er ſich mehr Vergnügen verſpricht. Er führt ſeinen Entſchluß aus, und dort wirft er ſich auf einer angenehmen Höhe nieder, wo er ſich dem Vergnügen überläßt, die Natur in ihrer ſchönſten Pracht, in der Pracht des Frühlings zu bewundern. Mitten unter dem Entzücken, womit ihn dieſer herrliche Anblick begeiſtert, der in ihm die lebhafteſten Empfindungen einer über die Allmacht und Güte der Gottheit verwunderten Dankbarkeit erweckt, hört er eine Stimme aus dem Walde, die Stimme ſeines Freundes, Menalcas, welcher das Glück, nun mit dem Eintritte des Frühlings ſeine geliebte Melicinde umarmen zu können, beſingt. Hierauf redet der Dichter ſeine Muſe an, Theil an der Freude ſeines Freundes zu nehmen, überläßt ſich ihrem Lobe, und ſieht in ſeiner freundſchaftlichen Begeiſterung das Glück mit ſeinen Wohlthaten ſich in dem Augenblicke ihrer Verbindung aus den Armen des Schickſals über ſie herabſchwingen.

Kenner guter Gedichte ſehen, daß dieſer Entwurf eines Poeten nicht unwürdig ſey; daß er ſich unterſcheide und von der gemeinen Bahn entferne. Es iſt ein hiſtoriſches Gemälde, das ſeine Einbildung ſchildert, und dieſes Gemälde gehört nicht unter die gemeinen und alltäglichen Erfindungen. Man muß vielmehr erwarten, daß höhere Gelegenheiten einen ſolchen Geiſt auch zu noch ſchönern Erfindungen veranlaſſen werden.

Ich muß bemerken, daß der Dichter auch das Aeußerliche, nämlich die Versart, nach dem ganzen Entwurfe einzurichten und abzuwechſeln geſucht hat. Da wo er von dem Anblicke der ſchönen Gegend, die er beſingt, hingeriſſen wird, in der achten Strophe verläßt er, um ſeine Begeiſterung durch eine ſolche Unordnung auszudrücken, ſein erſtes Sylbenmaß auf eine kurze Zeit. Als er die Stimme ſeines Menalcas aus dem Walde hört, bricht er ſeine Strophe ab, und läßt vier Zeilen fehlen. Der Geſang ſeines Freundes iſt auch in einer andern Versart abgefaßt, und, da er ſich unmittelbar an ihn wendet, ſo wählt er wieder Strophen, die keine gewiſſe Regel beobachten und darinnen eine Aehnlichkeit mit den Dithyramben der Alten haben. Alles dieſes iſt original, und beweiſt, daß der Dichter eine freye und kühne Denkart in der Poeſie beſitze. Ich bedaure nur, daß er ſich vergeſſen und über die Strophe, worinnen Menalcas ſingend eingeführt wird, die Melodie geſetzt hat, wornach ſein Lied geſungen worden ſeyn ſoll, weil er dadurch denen eine Blöße giebt, die in Gedichten ſchneller bemerken, was zum Spotte Gelegenheit giebt, als was Beyfall und Lob verdient.

Kühnheit und Lebhaftigkeit in den Gemählden, Feuer in den Empfindungen, in verſchiednen Stellen auch Hoheit und Zärtlichkeit, Adel und Neuheit in den Metaphern, und unterſchiedne glückliche poetiſche Figuren ſind vorzügliche Schönheiten dieſes Gedichtes. Der Ausdruck ſelbſt füllt das Ohr, iſt tönend, und hat nichts Weichliches, nicht das Frauenzimmerliche, das eine Sprache vielleicht angenehm macht; ſie aber gemeiniglich auch entnervt. Er hat, ohne daß er ſich ſolches vorgeſetzt zu haben ſcheint, ſolche Worte gewählt, deren Sylben ſehr klangreich ſind, und beſitzt darinnen dasjenige, was ich immer in den wormiſchen Predigten bewundert habe.

Ehe ich noch desjenigen gedenke, was mir fehlerhaft zu ſeyn ſcheint, ſo muß ich mich dem Vergnügen überlaſſen, einige ſchöne Stellen auszuzeichnen. Die Abbildungen deſſen, was ihn ſeinen Aufenthalt der Stadt zu verändern bewegt, haben viel Nachdruck und ernſthafte Satire; folgende Züge können es beweiſen:

Mit

Min Muſa kom og lad os flye
Fra dette melancholſke Fængſel,
Hvor Ønſker daglig døe i Trængſel
Og fødes for at døe paa nye;
* * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * * *

Hvor Rigdom ſulter for at faae
Det Støv, den til ſin Arving borger:

Hvor Retten ſelv er Tærning-Kaſt
Hvor Ja af Hyklere bortleyes;
Hvor Dyder med Ducater veyes,
Hvor Fattigdom er ſtørſte Laſt:
Hvor Rigdom giør en Daare klog,
Ærværdig, ædel, ſindrig, klygtig;
Hvor Sindets Roe ſin Affkeed tog
Da Reyſomhed blev giort landflygtig.

* * * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * *

Hvor Viisdom ſelv er bundet til
De Love, ſom af Daarer ſtiftes;
Hvor man maa leve, elſke, giftes,
Ey ſom man ſelv, men Moden, vil.
Hvor Tvang er Vellyſt; Mad blir Gift;
* * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * *

Hvor ingen nok forſigtig kan
Blant Ræve, Tigre, Løver vandre,
Som endnu værre er end andre,
Hvor — — — — O min Muſa lad os flye

Den Sværm, hvor Luſten ſelv anſtikker;
Hvor Her! og Tie! og Frygt! og Flye!
Er Reglen for at leve ſikker.

Sog op det Sted, hvor Frihed boer,
Hvor kunſtlet Sorg, ſelvgiorte Plager
Udiger ey Livets fleeſte Klager
Men Smile ſelv hos Armod groer;
Hvor jeg og du kan leſe lidt
De Tanker ſom laae før i Lænker,
Og uden Tummel drikke frit
Den Nectar ſom Naturen ſkiænker.

„Meine Muſe, komm und laß uns aus dieſem melancholiſchen Kerker fliehen, wo die „Wünſche täglich in Drangſalen ſterben, und „gebohren werden, um wieder zu ſterben; —— „wo der Reichthum hungert, um den Staub zu „erlangen, den er ſeinem Erben borget; wo „das Recht ſelbſt ein Würfelſpiel iſt; wo das „Ja der Heuchler weggeliehen wird; wo man „die Tugenden nach Gold wägt, und die Armuth die größte Laſt iſt; wo Güter den Thoren klug, ehrwürdig, ſinnreich und witzig machen; wo die Ruhe des Gemüths wegeilte, „als die Vergnügſamkeit gezwungen worden „war, landflüchtig zu werden! —— wo die „Weisheit ſelbſt den Geſetzen unterworfen ſeyn

„muß, die die Thoren geben; wo man nicht leben, lieben, und heyrathen kann, wie man ſelbſt „will, ſondern wie die Mode will; wo Zwang „Wolluſt iſt, und die Mahlzeit Gift; — — wo „niemand unter den Füchſen, Tigern und Löwen vorſichtig genug wandeln kann, die noch „ſchlimmer ſind, als die andern, weil ſie mehr „Verſtand haben; — — wo (o Muſe, laß uns „den Schwarm verabſcheuen, der ſelbſt die Luft „anſteckt;) wo Höre! und Schweige! und „Zittre! und Fliehe! die Regel iſt, der man „folgen muß, um ſicher zu leben. Laß uns die „Stätte aufſuchen, wo die Freyheit wohnt; wo „erkünſtelte Sorgen und ſelbſtgeſchaffne Quaalen nicht des Lebens meiſte Klagen ausmachen; wo ſelbſt das Lächeln ſich bey Armuth „aufhält; wo ich und du die Gedanken, die vorher in Feſſeln lagen, befreyen und ohne Geräuſch und ungehindert den Nektar trinken „können, den die Natur einſchenkt.

Alle dieſe Gedanken ſind juvenaliſch und ſtark, gleichwie der Ausdruck edel und kühn iſt. In dem Vergnügen, welches der Dichter bey dem Anblicke der ſchönen Natur auf der Höhe empfindet, „wo er in dem Augenblicke entzückt

„und von Luſt begeiſtert wurde, als das Auge „neugierig im Umkreiſe umherflog, ruft er „aus:

O Gud! Hvad Skueplads var her
For Lugt, for Syn og alle Sandſer!
En nye Natur omhængt med Krandſer
Fremviiſte Eden her og der.
Den luttret Luft ſin Ambra ſlied,
Naar Zephyr ſine Vinger rørte,
Saa Lugten ſtrax i Vellyſt flød;
Hvert Aande-dræt nye Balſam førte.

Forundrings-fuldt mit Øye ſaae
Et Landſkab af Naturen malet,
Som i en herlig Runding praled,
Hvor grønt ſig tabte i det blaa.
Den heele Krebs var overalt
Med en Zaphir blaae Vælving dekket,
Hvis Grundvold deels paa Bierge faldt,
Og deels ſig med i Havet ſtrækket.

* * *

Fra Havet var en Teppe lagt,
Hvor Grunden grønt i Grønt ſkatteret,
Med Guult og Rødt og Blaat ſtafferet,
Fremviiſte Aarets Morgen-Dragt.
Nyefødde Planter titted op,
Ved Solens Kraft til Liv opvakte,
Med grønne Kroner paa ſin Top
Til Vidne om det Haab de bragte.

Hiſt laae et Bierg, hvis ſvære Krop
En prægtig Skueplads beſtemte,'
Dets Roed ſig i Afgrunden giemte
Og Toppen ſteg mod Skyen op.
Det ſom en Saerſkild Verden laae
Af Jord og Marmor ſammenæltet,
Man hiſt og her en Grotte ſaae,
Hvor Solen havde Sneen ſmeltet.

Den ranke Gran paa Biergets Top
Sin Pyramide Form opreiſte,
Og med den ſmale Spidſe kneiſte
Høytidelig mod Himlen op.
Dens Bull og Roed af Balſam fuld
Sig havde her ſaa ſtærkt forſtandſet,
At den ſin Kamp mod Froſt og Kuld
Forloed med Seyer-Tegn omkrandſet.

En krummet Slange-formig Dal,
Nedſænket laae ved Biergets Fedder,
Hvor tuſind nys udſprungne Redder,
Afbildede en Blomſter-Sal.
I denne ſurrede en Bæk
Igiennem en Allee af Pile,
Hvis Vand, nu Iſens Baand var væk
Knap kunde nok for Glæde iile.

„O Gott, welch ein Schauplatz für die Empfindung; für alle Sinne! Eine neue Natur „mit Kränzen geſchmückt zeigte hier, zeigte da „ein Eden. Die reine Luft ſchüttete ihren Am-

„bra aus, ſo oft der Zephyr ſeinen Fittig bewegte,
„daß der Geruch in Wolluſt zerfloß und
„jeder Odemzug ihm neuen Balſam zuführte.

„Voll Verwundrung ſah mein Auge eine
„Landſchaft von der Natur gemalt, welche in
„einem herrlichen Umkreiſe prangte, wo ſich
„das Grün ins Blaue verlor. Ueberall war der
„ganze Kreis mit einem ſaphirnen Gewölbe bedeckt,
„deſſen Grund theils auf den Berg hinabfiel,
„theils ſich in das Meer niedererſtreckte.

* * * * * * * * * * * * * *

„Von dem Meere ab war ein Teppich ausgebreitet,
„wo der Grund Grün in Grün ſchattirt
„und mit Gelb, Roth und Blau ausgeſchmückt
„die Morgenpracht des Jahres zeigte.
„Neugebohrne Pflanzen blickten in die Höhe,
„durch die Kraft der Sonne zum Leben erweckt,
„mit grünen Kränzen auf ihren Häuptern zum
„Zeugniſſe der Hoffnung, die ſie brachten.

„Dort lag ein Gebirge, deſſen ungeheurer
„Körper zu einem majeſtätiſchen Schauplatze
„beſtimmt war. Seine Wurzel verwahrte ſich
„im Abgrunde; ſeine Spitze ſtieg in die Wolken
„hinauf, eine beſondre Welt von Erde und Marmor
„zuſammengeknetet. Hier und da ſah man

„eine Grotte, wo die Sonne den Schnee zerſchmelzt hatte.

„Auf dem Gipfel des Gebirgs erhob die „ſchlanke Fichte ihre pyramidenmäßige Geſtalt, „und brüſtete ſich feyerlich mit ihrer Spitze gegen den Himmel hinauf. Ihr Stamm und „ihre Wurzel, voll von Balſam, hatte ſich hier „ſo ſtark verſchanzt, daß ſie ihren Kampf wider „Kälte und Froſt, umkränzt mit Siegeszeichen „verließ.

„Niedergeſenkt zu des Berges Füſſen, wo „tauſend neuaufſproſſende Wurzeln einen Blumenſaal bildeten, lag ein krummes ſchlängelndes Thal. In dieſem rieſelte ein Bach durch „eine Allee von Weiden, deſſen Waſſer, da nun „die Feſſeln des Eiſes aufgelöſt waren, kaum „vor Freude fortſtrömen konnte.

Ich würde ein Mistrauen in den guten Geſchmack der Leſer verrathen, wenn ich mich zu zeigen bemühte, wie ſchön dieſe Beſchreibungen ſind. Man iſt mit dem Dichter auf ſeinem nordiſchen Gebirge gegenwärtig; man ſieht alles vor ſich liegen; er belebt und begeiſtert ſeine Gemälde. Die neugebohrnen Pflanzen, mit ihren Kränzen auf dem Haupte zum Zeugniſſe der Hoffnung, die ſie bringen, dieſe Pflanzen, die in die Höhe hinauf blicken; das Gebürge, eine beſondre Welt, von Erde und Marmor zuſammengeknetet; die Fichte, die ſich mit ihrem Gipfel zum Himmel brüſtet, die wider den Froſt kämpft und den Kampf mit Siegeszeichen bekränzt verläßt, und der Bach, der nach den aufgelöſten Feſſeln des Eiſes kaum vor Freude forteilen kann, alles das ſind vorzüglich ſchöne und originale Züge.

Die prächtigen Gegenſtände der Natur erheben den Dichter zu dem Schöpfer derſelben, und wie voll Empfindung und Feuer ſind nicht die Gedanken, die ihm die Betrachtung ihrer Wunder eingiebt!

Her fløy min Siæl i dette Nu
Med hellig Ild i hver en Evne,
Hen til — — hvordan maa jeg dig nævne?
Nævnleſen Væſen! Store Du!
Den fløy fra denne Cirkel ud,
Hvor alt med Almagt var omringet,
Og fra hver Punct i Kredſen GUD!
Udi Fornuftens Øre klinged.

Uſkabte Skaber, naadig, viis,
Hvis Kierlighed er uden Ende,

Som har, paa det man Dig ſkal kiende,
Skabt for hver Sands et Paradiis.

* * * * * * * * * * * * * *

Du giør vel Sommer, Vinter, Høſt,
Til Tolke for din Magt og Ære,
Men Vaaren —— hvad ſkal den da være?
O Skaber den er idel Røſt!
Den til den døve vantro Flok,
Med Milioner Tunger taler.

* * * * * * * * * * * * * *

Den er blant alle Dig meeſt liig,
Den ſkaber, danner, og opliver,
Opholder, nærer, Kræfter giver,
Den er —— den er ſnart ſelve Dig.
Hvor lidt veed de af Glæde, ſom
I Qualm og Støv og lukte Mure,
Naar al Naturen raaber: Kom!
Blant tunge Tanker frygtſom lure?

Du vækker alting op til Liv,
Og viiſer nye Almagts Scener.
Du intet Creatur formeener,
At ſee Effecten af dit Bliv!
Kand da en Skabning, hvis Forſtand
Sig over andre høyt ophæver,
Din Almagt ſee koldſindig an?
Ja med Foragt! —— min Gud jeg bæver!

Jeg tumles i et bundløſt Hav
Blant diſſe ſtore Foraars Under;
Min Siæl vel ſeer, men ey udgrunder

Det Vellyſt-Syn, du her mig gav;
Jeg ſeer dit Vink. En Urt et Løv
Kand af den andens Aſke vække,
Hvi ſkulde da din Haand af Støv
En raadnet Krop ey nye udklække?

Jeg ſeer hvert Kræ med al ſin Kraft
Til dig ſom ſin Velgierer ſigter:
Er jeg, min Gud, da uden Pligter,
Som meer end de af dig har havt?
Ney Siæl og Sind og Sands forgabt,
Din Magt og Kiærlighed betragter;
Ja Verden er forgiæves ſkabt
For den, ſom dette Syn foragter.

„Hier flog meine Seele in dieſem Nun mit „einem heiligen Feuer in jedem Gefilde um„her, hin zu — — wie ſoll ich dich nennen, „namenloſes Weſen, Großer Du! Sie flog „aus dieſem Cirkel hinaus, wo alles von All„macht umringt wird, wo von einem jeden „Punkte her Gott in das Ohr der Vernunft „ertönt.

„Unerſchaffner Schöpfer, gnädig, weiſe, „deſſen Liebe unumſchränkt iſt; der du für „jeden Sinn, damit man dich erkennen möge, „ein Paradies erſchaffen haſt, Du biſt alles und „alles in Dir; überall ſieht man deine Fuß„tapfen. * * * * *

„Du macheſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling —— Was ſoll dieſer ſeyn? O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen. * * * *

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich, er erſchafft, er bildet, er belebt, er erhält, er nährt, er giebt Kraft und Stärke; er iſt —— er iſt beynahe Du ſelbſt. —— Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube verſchloßner Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauern.

„Du erweckeſt alles zum Leben, und zeigeſt uns neue Scenen der Allmacht. Du verſagſt keinem erſchaffenen Weſen das Glück, die Wirkungen deines Werde! zu ſehen. Kann denn ein Geſchöpf, deſſen Verſtand ſich weit über andre emporſchwingt, deine Allmacht kaltſinnig anſehen? —— Ja ſo gar mit Verachtung? —— O mein Gott, ich erzittre! ———

„Ich taumle in einem grenzenloſen Meere unter dieſen großen Wundern des Frühlings.

„Meine Seele ſieht wohl; aber ſie ergründet „dieſes Gefühl von Wolluſt nicht, das du mir „hier gabſt. Ich ſehe deinen Wink. Ein „Kraut, ein Laub kann aus der Aſche des andern erwachen, und deine Hand ſollte nicht „den Staub meiner Verweſung zu einem neuen „Leben begeiſtern können?

„Ich ſehe jedes erſchaffne Weſen mit aller „ſeiner Kraft ſich zu dir, zu ſeinem Wohlthäter „neigen: Habe ich denn, mein Gott, keine „Pflichten, ich, der ich mehr von dir, als dieſe „empfangen habe? Mein Seele, Empfindung „und Sinne verlieren ſich in der Betrachtung „deiner Macht und Liebe. Ja die Welt iſt vergebens für den erſchaffen, der dieſe Empfindung verachtet.

Mehr Gedichte in dieſem Tone würden dem Genie und dem Herzen des Verfaſſers und zugleich der Nation Ehre machen, wenn er zumal ſich nichts erlauben wollte, was dem verirrten Geſchmacke des großen Haufens ſchmeichelt und Kennern wahrer Schönheiten niemals gefallen kann. Denn ich kann nicht läugnen, daß dieſes Gedicht einige Flecken habe, von denen es gereinigt zu werden verdient,

dient, und Verbeſſerungen können einem ſolchen Geiſte nicht ſchwer fallen, gleichwie ihm gegründete Critiken angenehm ſeyn und ihn aufmuntern müſſen.

In einigen Strophen hat ſich der Poet zu ſolchen Spielen des Witzes herabgelaſſen, die er ſich, zumal in einem ſo edeln Gedichte, nicht hätte aufdringen laſſen ſollen. Darunter rechne ich in der zwey und zwanzigſten Strophe das Echo im Reime, welches ſich im Deutſchen nicht ausdrücken läßt, weil Eigenſchaften und Schöpfer nicht reimen; Worte, die im Däniſchen einen gleichtönenden Ausgang haben; in der ſiebzehnten Strophe aber einen ſo genannten muſikaliſchen Ausdruck, welcher viel zu geſucht zu ſeyn ſcheint, als daß er für natürlich gehalten werden könnte. Er ſoll den Geſang der Vögel nachahmen:

See hvor vi elſke, vi, vi, vi!
Seht, wie wir lieben, wir, wir, wir!

Das ſöde Dirlirlili in der neunzehnten Strophe iſt von gleicher Art. Der Dichter könnte ſich vielleicht auf andre Dichter zu ſeiner Rechtfertigung berufen; allein Exempel von Fehlern können zwar verführen; aber dennoch dürfen ſie nicht nachgeahmt werden, wenn ſie auch dem großen Haufen, den ſolche Flitterwerke, mehr als wirkliche Schönheiten zu beluſtigen pflegen, noch ſo ſehr gefallen möchten.

Ueberdieß wünſchte ich, daß die Beſchreibungen, mit denen das Gedicht anfängt, mehr von einander getrennt und nicht durch ſo viele Strophen mit einem bloßen wo fortgeſetzt worden wären. Da eine Ode immer als ein Geſang betrachtet werden muß: So ſoll billig, wenn mehr Strophen ein Ganzes ausmachen ſollen, der Dichter ſich nur in einer ganz auſſerordentlichen und ungewöhnlichen Begeiſterung von den gewöhnlichen Regeln entfernen.

Ich übergehe einige Ausdrücke, die theils nicht ſo edel ſind, als der herſchende Ausdruck iſt, theils auch zur bloßen Ausfüllung dienen, wie etwa die Redensart in der dritten Strophe: *Som hver Mand ſeer.* Ich bin gewiß, daß Herr Tullin ſelbſt ſich dieſe Füllwörter nicht vergiebt, wenn er ſeine Arbeit mit einem kritiſchen Auge wieder überſieht. Allein man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich ſo geringe Unvollkommenheiten nicht bemerken würde, wenn ich glaubte, daß ſich das Uebrige in ihre Geſellſchaft ſchickte. Ich wünſche nur, daß ich öfter Gelegenheit haben möge, von vortrefflichen Originalgedichten meines zweyten Vaterlandes zu reden, gleichwie ich mir vorgenommen habe, meine Gedanken über einige beſondere Vortheile, welche die Sprache deſſelben für die Poeſie hat, einmal nach einem noch vertrauterm Umgange mit ihr bekannt zu machen.

Drey und funfzigſtes Stück.

Ich habe vor einigen Wochen zwey Schreiben erhalten, die in ihrem Innhalte Charaktere zeigen, welche einander völlig entgegen ſind. So ſehr meine Correſpondentinn wider das Stadtleben eingenommen iſt, und ſo aufrichtig mir ihr Wunſch zu ſeyn ſcheint, weit von dem Geräuſche deſſelben entfernt zu leben: So zufrieden, ſo ausſchweiſend jovialiſch kömmt mir der junge Herr vor, der mich aufmuntern will, meine Blätter mehr für ſeine ſangviniſche Gemüthsart einzurichten. Meine

Leſer werden ſuchen, zwiſchen den verſchiedenen Geſinnungen, die in beyden Briefen geäußert ſind, das glückliche Mittel zu treffen, wodurch ſie ſich eines dauerhaften und unſchuldigen Vergnügens verſichern, und ſowohl für die Stadt, als für das Land Beweiſe ſeyn mögen, daß Weisheit, Tugend, und Geſchmack an wahren Ergetzlichkeiten überall glücklich machen.

Mein Herr Ironſide,

Ich bin vor einigen Tagen mit meinem Vormunde von dem ruhigen, unſchuldigen und glücklichen Lande in die Stadt zurückgekommen, ich, die ich an den Ergetzlichkeiten derſelben ſo wenig Geſchmack finde, und, wenn ich ganz von mir ſelbſt abhienge, gern auf unſern Gütern eine beſtändige Einſiedlerinn bleiben wollte. Aber weil ich unter einem Vormunde ſtehe; weil ich von Stande bin; weil ich es auch der Ehre und dem Anſehen meiner Familie ſchuldig ſeyn ſoll, den Winter in Kopenhagen zuzubringen: So muß ich mich der Nothwendigkeit unterwerfen. Aber wie traurig, wie verhaßt iſt mir nicht die Lebensart in der Stadt gegen diejenige, die ich auf dem Lande führte! Erwarten Sie keine Beſchreibung der glückſeeligen Tage von mir, wo ich, mir und meiner Neigung zur Einſamkeit überlaſſen, und von den Lächerlichkeiten und Thorheiten der Städte befreyt, alle Annehmlichkeiten einer der anmuthigſten Gegenden genoß, und aus ſo mannichfaltigen Quellen der Freude das reinſte und unſchuldigſte Vergnügen ſchöpfen konnte, das, indem es mit den ſanfteſten und frölichſten Empfindungen alle Sinne befriedigt, ſelbſt die Seele verbeſſert und erhebt. Wirkliche Empfindungen laſſen ſich ſchwer beſchreiben, und wenn ich es könnte: So würde es mir doch unmöglich ſeyn, ihnen ſtark genug zu ſagen, wie leer mir das Leben in der großen Welt vorkömmt, wie man die Geſellſchaften zu nennen pflegt, worinnen ich erſcheinen muß; wie entblößt es mir von aller wahren Luſt zu ſeyn ſcheint. In den Umſtänden und Verbindungen, worinnen ich mich befinde, kann ich mich unmöglich allen Tyranneyen der Mode entreiſſen; ich muß mich länger vor dem Nachttiſche und Spiegel verweilen, und mehr Zeit und Sorgfalt auf meinen Anzug wenden, als mir lieb iſt. Und warum denn? Um in dem noch übrigen Theile dieſer kurzen Wintertage deſto nicht Langeweile zu haben; um, in unſre ſo beſchwerliche Kleidung eingefeſſelt, ohne Hunger einige Stunden länger am Tiſche zu ſitzen und mich an dem Lobe des Koches zu beluſtigen; um entweder eine Geſellſchaft eben ſo müßiger Damen, als ich bin, zu erwarten, oder ſelbſt in einer Zuſammenkunft zu erſcheinen, wo ich vielleicht unter die Sonderlinge meines Geſchlechts gerechnet werde, weil man mir den Verdruß anſieht, daß ich den gedankenloſen Theil deſſelben vermehren ſoll; oder um mich einer Menge junger Herren ſehen zu laſſen, die mir mehr vaukanſoniſche als wirkliche Menſchen zu ſeyn ſcheinen; oder um in eine Comödie fortgeriſſen zu werden, wo ich, ſtatt der Sprache der guten Sitten oder des Geſchmacks zu hören, von dem niedrigſten Witze beleidigt, über Verſpottungen ſolcher Thoren lächeln ſoll, die billig unter der Satyre des Theaters ſeyn müßten, oder endlich bis in die Mitternacht am Spieltiſche zu gähnen. Ach, mein Herr, ich bitte ſie, lehren ſie mich doch das ſchwere Geheimniß, unter den Winterluſtbarkeiten der Stadt aufgeräumt und frölich zu ſeyn und unter allen Zeitvertreiben und betäubenden Ergetzlichkeiten der Langenweile und dem Verdruſſe zu entfliehen. Ich bin

Mein Herr,

Ihre beſtändige Leſerinn

Amalia v. Z**.

Hier iſt auch das Schreiben des Herrn, der das Stadtleben dem Landleben unendlich weit vorzieht. Die Betheurungen, Flüche, und Schwüre, die er vermuthlich gebraucht hat, um ſeine Schreibart aufzumuntern und den Ruhm eines freyen und witzigen Kopfes auch gegen mich zu behaupten, habe ich weggelaſſen, aus Furcht, daß man Seine Wohlgebohrnen mit ihrem Reitknechte verwechſeln und an ſeinem vornehmen Stande zweifeln möchte.

Alter Herr,

Ich hoffe doch nicht, daß ſie dieſen Titel übel nehmen; denn ich denke, daß ſie nicht ſo finſter und ernſthaft ſeyn würden, wenn ſie meine jungen Jahre hätten. Für Leute, deren Blut einen ſo taktmäßigen, gravitätiſchen Gang ſchleicht, als das Blut eines Funfzigers oder Sechzigers, wie Sie ungefähr ſeyn müſſen, mögen ihre Moralen noch gut genug ſeyn; aber für Leute unſers gleichen, die noch einen friſchen und feurigen Puls haben, müſſen Sie was Luſtigers ſchreiben, wenn Sie uns gefallen ſollen. Was gehen uns doch, die wir keine Kinder haben, und haben mögen, ihre Nachrichten von ihrer Erziehung, und alle ihre andern ſchönen Lehren an, bey denen man einſchlafen möchte, wenn man weiß, was Fröhlichkeit und Luſt iſt. Auf dem Lande; ja auf dem Lande unter einem grünen Baume, entweder nahe bey einem betrübten Bache, oder bey einer noch betrübtern Heerde, woran ſich manche ſo vergnügen ſollen, mögen ſie wohl ein vortreffliches Mittel ſeyn, einen melancholiſchen Menſchen noch melancholiſcher zu machen, wenn man nämlich mit der Vernunft vorlieb nehmen muß, weil man nichts für ſeine Sinne hat. Ach! damit ich doch auch einmal ſeufze; ach wie froh bin ich, daß wir endlich einmal von dem verdrießlichen, von dem entſetzlichverdrießlichen Lande zurückgekommen ſind! Der ewige Sommer! Meinethalben möchte es in ganz Dänemark oder zum wenigſten in Kopenhagen beſtändig Winter ſeyn! Mich ſechs ganzer Monate in eine ſo langweilige, ſo unerträgliche, ſo todte Einſamkeit lebendig begraben müſſen, und in meinem ſechs und zwanzigſten Jahre! Sie werden ſich wundern, daß ich bey meiner Munterkeit mich entſchlieſſen können, Kopenhagen zu verlaſſen, ob es gleich im Sommer auch nicht ſo lebhaft in der Stadt iſt, als im Winter, und ich würde mich ſelbſt darüber verwundern, wenn nicht ein alter Onkel thäte, dem ich folgen muß, weil ich einmal von ihm erben ſoll. Unterdeß bin ich faſt geſtorben, und ich weiß nicht, wie es noch mit mir geworden wäre, wenn ich nicht zuweilen einen Haſen zu ſchieſſen, oder ein Volk Rebhüner aufzujagen gehabt hätte. Früh aufſtehen, weil man ſich zeitig niederlegt, um die erſchrecklich langen Sommerabende zu verſchlafen, mit einem alten Manne im Garten Thee trinken, ſodann einige Stunden die Alleen auf und nieder ſchleichen, ſich darauf ohne Geſellſchaft zu Tiſche ſetzen müſſen, und hernach kaum einige Stunden herumreiten können: Welch eine Lebensart! Wiſſen Sie, Ironſide, was mir beynahe für ein Unglück begegnet wäre? Vor Unmuth, und weil ich nicht wußte, wie ich mir die Zeit vertreiben ſollte, hätte ich mich faſt verliebt, und was daß ſchlimmſte iſt, in die Tochter eines benachbarten Landjunkers, der in ſeinem ganzen Leben niemals in die Stadt gekommen iſt, und vielleicht von ihr nichts weiß, als was der Marktpreis vom Korne iſt; verliebt, mein Herr, und zwar ſo in allem Ernſte verliebt, daß ich glaube, wenn wir uns länger auf dem Lande verſpätet hätten, ich hätte gar geheyrathet. Ich, noch ſo jung und ſo gemacht für alle Luſtbarkeiten der Jugend, und eine Frau! Das wäre eine Freude für meinen Onkel geweſen, der ſogar gern ein Großonkel werden möchte! O wie vergnügt bin ich nicht, daß ich der lächerlichen Figur entgangen bin, die ich mit einer Frau gemacht haben würde! Und wer weiß, was dennoch geſchehen wäre; denn ich bin in allem, was ich thue, ſehr feurig und geſchwind, wenn ſich der Gegenſtand meiner Flammen nicht ſo verſchämt und ehrbar angeſtellt hätte! Sie wollte meine Scherze gar nicht verſtehn, und zu allen meinen luſtigen Einfällen nicht einmal lächeln, die mir doch hier eine allgemeine Bewunderung und manchen Fächerſchlag zugezogen hätten; ſo pedantiſch iſt die Erziehung unſrer Landfräuleins! Jedoch was iſt noch mein

Glück geweſen! Nun bin ich endlich wieder in der Stadt; nun lebe ich wieder auf; ich denke mein Leben zu genieſſen, und ich will gewiß alles einbringen, was ich verſäumen mußte. Wie ich mich vergnügen werde, das brauche ich Ihnen eben nicht zu ſagen; denn die alten Herren machen gerne Gloſſen. Aber weil Sie doch ſo eine Art von Modeblatt ſchreiben und man manchmal ſo von Ihnen in Geſellſchaft ſpricht: So bitte ich Sie, verſchonen Sie mich mit Ihren Ernſthaftigkeiten, oder ich mache eine Verſchwörung wider Sie, daß es Ihren Verleger gereuen ſoll, Ihre Blätter drucken zu laſſen. Verſparen Sie ihr mürriſches Weſen auf den Sommer; denn da denke ich ſie nicht zu leſen. Ueberſetzen Sie lieber etwas von einem gewiſſen Crebillon, der ſehr luſtig zu leſen ſeyn ſoll, den ich aber nicht geleſen habe, weil ich zu patriotiſch bin, als daß ich Franzöſiſch gelernt haben ſollte. Unter dieſer Bedingung bin ich,

Mein alter Herr,

Ihr ergebner Diener,
Anton von Freudenfeld.

Auf das erſte Schreiben habe ich beynahe nichts zu antworten, als dieſes, daß mir das

Misvergnügen, meiner ſehr ernſthaften und edeldenkenden Correſpondentinn zu weit getrieben zu ſeyn ſcheint. Ich bin zwar darinnen mit ihr einig, daß, was man in der großen Welt Winterluſtbarkeiten zu nennen pflegt, ein Gemüth, welches ſich an edlere Arten von Vergnügen gewöhnt hat, mehr traurig machen, als aufheitern kann. Unterdeß bin ich doch der Meinung, daß es einem Fräulein von ihrer Art zu denken nicht ſchwer fallen werde, das Geheimniß zu finden, mitten unter denſelben die Empfindungen einer edlen Freude ſelbſt zu genieſſen und auch andern mitzutheilen. Sie beſitzt dieſes Geheimniß in ihrem Verſtande und in ihrer Tugend. Unter den Perſonen vom Stande, die ſich den Winter über in dieſer Stadt verſammeln, giebt es gewiß viele, deren Umgang wegen der ſchätzbaren Eigenſchaften ihres Geſchmacks und ihres Herzens eine reiche und überflüßige Quelle des Vergnügens ſeyn muß. Von dieſen bin ich gewiß, daß ſie zu gut denken, als daß ſie ihre ganze Glückſeeligkeit in leeren Beſuchen, in bloſſen Gaſtereyen, und in der Todtenſtille des Spiels ſuchen ſollten. Dieſe dürfen es nur wagen, und edlere Arten von Vergnügungen einführen. „Ich bin gewiß, ſobald unſre Damen zeigen, daß man mit ihnen von mehr als dem Wetter oder von der Mode, oder von andern eben ſo unwichtigen Kleinigkeiten müſſe zu reden wiſſen, wenn man ihnen gefallen wolle: So werden ſie bald über die Veränderungen erſtaunen, die in dem Witze, beſonders unſrer jungen Herren, vorgehen werden. Alsdann wird man Perſonen von einem gewiſſen Range den Vorwurf nicht machen, daß ihr Leben nichts als entweder eine beſtändige Gaſterey oder ein immerwährendes Triſſet ſey.

Was das andre Schreiben betrifft: So muß ich wohl gegen einen ſo jungen Herrn den Namen und das Anſehn eines alten Herrn behaupten. „Ich verwundre mich alſo gar nicht, daß ihm das Leben auf dem Lande nicht gefällt, Denn dazu muß man Augen, und noch gewiſſe andre Eigenſchaften beſitzen, die man Verſtand, Geſchmack, und Tugend nennt. Wer leer iſt, iſt gemeiniglich überall leer. Daß meine Blätter melancholiſch machen ſollten, das ſehe ich leider! an ihm nicht, ob ich gleich wünſchte, daß ſie dieſe Wirkung auf ihn gehabt hätten.

Aber es giebt Seelen, an denen nichts verfangen kann, und unter dieſe ſcheint die ſeinige zu gehören. Die Geſchichte von meiner Erziehung kann er freylich nicht gebrauchen; allein ich wollte, daß ſie ſeinem Onkel oder ſeinem Hofmeiſter vor zwölf oder vierzehn Jahren bekannt geweſen wäre. Daß ſein Anfall von Liebe vorüber gegangen iſt, dazu wünſche ich ſeinem Landfräulein aufrichtig Glück. Denn vielleicht iſt er in ſeinem vierzigſten Jahre zur Heyrath noch zu jung, und ich muß mit ihm darinnen einerley Meynung ſeyn, daß er mit einer Frau, wenn ſie zumal ſo beſchaffen wäre, wie ich mir die Fräulein vorſtelle, eine ſehr lächerliche Figur gemacht hätte. Denn die macht man allezeit neben einer ſchönen und angenehmen Tugend. Was ſeine Scherze und muntern Einfälle betrifft, ſo mögen ſie wohl von der Art ſeyn, daß ſie eine andre Züchtigung als Fächerſchläge verdienen. Sonſt wollte ich wohl ſeinem Herrn Onkel den unmaßgeblichen Rath ertheilen, ein Auge auf die Geſundheit dieſes jungen Herrn zu haben, weil mir ein friſcher und feuriger Puls allezeit verdächtig geweſen iſt, und ihn dieſen Winter unter einer guten Aufſicht

ſicht lieber wieder auf das Land hinauszuſchicken, um in der friſchern Luft ſein Blut abzukühlen, damit er nicht durch eine plötzliche Krankheit den Erben und die Ehre ſeines Hauſes, und ſelbſt das Vergnügen verlieren möge, noch einmal Großonkel zu werden.

Vier und funfzigſtes Stück.

Die Geſchichte der Amazonen iſt ſo merkwürdig, und enthält ſo viel Auſſerordentliches, daß dadurch viele Schriftſteller, um nicht für leichtgläubig gehalten zu werden, veranlaßt worden ſind, an der Wahrheit derſelben und an der Wirklichkeit dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung unter dem ſchönen Geſchlechte zu zweifeln. Einige ſind gar ſo weit gegangen, daß ſie die Namen ihrer erſten und berühmteſten Heldinnen, der Lampedo, der Martheſia, und der Orithya für fabelhafte und erdichtete Namen erklärt haben. Man hält es für eben ſo unwahrſcheinlich, daß die Schweſtern der Antiopa, Hippolyte, und Menalippe den Theſeus und Herkules zum

Zweykampfe aufgefodert hätten, und von ihnen nicht ohne Mühe überwunden worden wären, und ob es gleich Geſchichtſchreiber von einem ſehr großen Anſehen giebt, welche der berühmten Pentheſilea, der getreuen Bundesgenoßinn des Priamus in dem trojaniſchen Kriege, die Erfindung der Streitaxt zueignen; So iſt man doch auch durch ihr Zeugniß nicht überredet worden, das Daſeyn dieſer muthigen und kriegeriſchen Damen zu glauben. Allein wenn man die Gründe einer ſo weit getriebenen Zweifelſucht genau betrachtet: So kömmt alles darauf hinaus, daß die Geſchichte zu wunderbar ſey, als daß ſie glaublich ſeyn könne; als wenn man nicht immer noch zuweilen die wunderbarſten und ſeltenſten Begebenheiten und Vorfälle erlebte. Es ſollte eine Republik von Amazonen gegeben haben, die das Joch der Abhängigkeit von dem ſtärkern Geſchlechte nicht allein völlig abgeworfen, ſondern ſich auch in einen förmlichen Krieg mit den benachbarten Männern eingelaſſen, ſie geſchlagen, und ganze Provinzen erobert hätten: eine Republik von lauter Kriegerinnen; da das Frauenzimmer doch von der Natur bloß zum Frieden erſchaffen

ſchaffen zu ſeyn ſcheint! Dieſes iſt denen, die ihre Wirklichkeit verdächtig zu machen ſuchen, ganz unbegreiflich. Denn ſollten wohl, ſagen ſie, Frauenzimmer ihre natürliche Zärtlichkeit, die ihnen angebohrne Sanftmuth, und die Sorge für ihre Reizungen ſo ſehr verläugnet haben, daß ſie, um nur den Bogen im Kriege beſſer gebrauchen zu können, ſelbſt gegen ſich die ſchrecklichſte Grauſamkeit ausgeübt hätten? Sie behaupten, daß man die Erfindung des Fächers mit der Erfindung der Streitaxt verwechſelt hätte, und ſie ſehen ſowohl den Theſeus als den Herkules für allzugalant an, als daß ſie die Unhöflichkeit begangen und Frauenzimmer überwunden haben ſollten, wenn ſie wirklich auch von einigen Heldinnen zum Zweykampfe aufgefordert worden wären.

Jedoch ſo ſcheinbar dieſe Zweifel auch ſeyn mögen, ſo überzeugen ſie mich doch nicht. Ich bin ſehr geneigt, einen jeden Buchſtaben in der Geſchichte der Amazonen zu glauben, und ich habe wichtige Gründe dazu. Ich brauche mich, die Meinung zu widerlegen, daß der kriegeriſche Geiſt nur in den rauhen Herzen der Männer wohne, gar nicht auf die neuern Zeiten zu berufen; ich habe eben ſo wenig nöthig, zum Beweiſe, daß ſich Tapferkeit und Schönheit vertragen können, die Geſchichte des Herkules und Herkuliskus anzuführen, wo die weltberühmte Valiska einen Bogen, den zehn rieſenmäßige Männer nicht ſpannen können, ohne Mühe ſpannt, und doch die feinſten Hände hat, in Turnieren die mannhafteſten Ritter aus dem Sattel hebt, ohne in dem ihrigen nur zu wanken, Europa und Aſien durchreiſt und doch die weiſſeſte Haut behält, und oft in einer Stunde ganze Räuberbanden erlegt, ohne einmal müde zu werden. Ich will das alles nicht zu meinem Vortheile gebrauchen; denn ich habe ganz andre Gründe. Um es meinen Leſern kurz zu ſagen, ich, der ich kraft meines Aufſeheramtes auf alles aufmerkſam bin, ich habe unter uns Amazonen entdeckt, die ſich unter einander verbunden haben, dieſen Namen wieder aus ſeiner Vergeſſenheit hervorzuziehen; und weil ich die Gefahr vorherſehe, die unſer Geſchlecht von ihnen zu beſorgen hat, und zugleich verſichert bin, daß die meiſten Frauenzimmer noch nicht in ihre Abſichten willigen; So kann ich nicht länger ſchweigen, ſondern muß ihre Anſchläge und Unternehmungen bey Zeiten entdecken, und dadurch, wenn es möglich iſt, zu vereiteln ſuchen.

Die Geſellſchaft der neuen Amazonen iſt, ſo viel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß iſt ſie doch ſehr furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach ſichern Nachrichten auf nichts Geringers als auf die Errichtung eines Univerſaldeſpotiſmus abzielen, und ob ſie gleich in den geſittetern Zeiten, worinnen wir leben, nicht ſo grauſame Mittel gebrauchen werden, als die alten Amazonen: So ſehe ich doch nicht, wie wir ihnen widerſtehen wollen, wenn wir nicht diejenigen Frauenzimmer auf unſre Seite zu bringen ſuchen, die von ihren Abſichten noch nichts zu wiſſen ſcheinen.

Sie haben, wie mich deucht, aus der Geſchichte gelernt, daß die Frauen der alten Celten, von denen die nordiſchen Völker abſtammen ſollen, allen Berathſchlagungen beygewohnt, in allen Gerichtshäuſern und andern Verſammlungen den Vorſitz gehabt, alle Stimmen nach ihrem Gefallen gelenkt, und immer den entſcheidenden Ausſchlag gegeben haben.

Allein ſie ſollen damit nicht zufrieden ſeyn, ſondern nach dem Rechte der Wiedervergeltung eine eben ſo tyranniſche Herrſchaft über uns ausüben wollen, als die Männer oft über ihr Geſchlecht ausgeübt haben. Man ſieht daraus, was böſe Exempel für gefährliche und ſchlimme Folgen nach ſich ziehen, und ich rathe deswegen allen Männern, die gewiſſe Vorzüge zu haben glauben, in dem Gebrauche derſelben ſehr vorſichtig und behutſam zu ſeyn, damit nicht ein unauslöſchliches Kriegsfeuer zwiſchen beyden Geſchlechtern ausbrechen möge. Denn wie würde es in ſolchem Falle um den edlen Hausfrieden ausſehen?

Was meine neuen Amazonen betrifft: So ſollen ſie ihre gewaltthätigen Abſichten weniger durch offenbare Feindſeligkeiten, als durch die Künſte einer ſehr feinen Politik auszuführen ſuchen. Weil ſie ſich vorgeſetzt haben, ſowohl über die itzige, als über die künftige Männerwelt eine deſpotiſche Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen haben die Damen ſchon lange behauptet: So ſollen ihre Anſtalten beſonders wider unſre jungen Herren gerichtet ſeyn. Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verſtand allezeit über einen ſchwächern herrſche. In dieſer Ueberzeugung ſuchen ſie es bey ihnen ſo weit zu bringen, daß ſie die Ausbildung ihres Geiſtes unterlaſſen, ihre Seele mit Kleinigkeiten beſchäfftigen, und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geſchäfften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie ſelbſt ſtellen ſich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernſthaften und nützlichen Unterredungen überläſtig würde; als wenn ſie ſich wirklich mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen ließen; als wenn ſie vor dem bloßen Namen eines Buches erſchräcken, und durch nichts, als Spielwerke, glücklich wären. Allein das iſt lauter Politik und Liſt, und ſo ſcharfſichtige Augen, als die meinigen, laſſen ſich von dieſer Verſtellung nicht hintergehen. Ich bedaure nur unſre jungen Herren, welche die Netze gar nicht zu ſehen ſcheinen, die ihnen auf eine ſo feine Art gelegt werden. Um ſie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen ſie dieſelben zum Geſchmacke am Putze, zur Veränderung der Moden, und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie ſehr ihnen alle dieſe feindſeeligen Anſchläge auf den Umſturz der itzigen Einrichtung der Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unſern jungen Herren. Sie kleiden ſich nicht etwa ordentlich und anſtändig; ſie putzen ſich und ſind länger vor ihrem Nachttiſche, als die meiſten Damen; ſie ſind ſo ſtolz auf einen gutfriſirten, wohlgepuderten Kopf; ſie ſind ſo weichlich; ſie können ſo wenig Witterung und Kälte vertragen; ſie haben ſogar auch ſchon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Geſicht verändern wollte, ſo könnte man einige ganz füglich im Schnürleibe gehen laſſen. Wiſſenſchaft und Geſchmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anſpruch; in guten Büchern zu leſen, würde eine Galeerenarbeit für ſie ſeyn, und wenn ſie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten: So würden ſie gar nichts mehr wiſſen. So weit haben es ſchon unſre Amazonen gebracht. Wie weit dieſes noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unſre Jünglinge mit der Zeit, wenn ſie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in Geſellſchaft werden bringen müſſen, das will ich der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leſer überlaſſen.

Man darf aber eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unternehmungen bloß auf unſre jüngere Welt einſchränken. Einigen von ihnen, die verheyrathet ſind, ſoll es ſchon gelungen ſeyn, den Deſpotismus, auf den ihre Anſchläge abzielen, in ihren Häuſern einzuführen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß ſich Männer bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andre wirthſchaftliche Verrichtungen über ſich zu nehmen, die man ſonſt nur unter die Geſchäffte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält es für ſeine Schuldigkeit und Ehre, den Einkauf deſſen, was in der Küche nöthig iſt, und die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Geſchmacke ſeiner hochgebietenden Amazone zu beſorgen, und mit einigen ſoll es auch ſo weit ſchon gekommen ſeyn, daß ſie bey der Zubereitung der Speiſen gegenwärtig ſind, und einen Pudding oder Roſtbeef ſo gut zu machen wiſſen, als die ausgelernteſte Köchinn. Man darf, um davon verſichert zu werden, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen Geſchäfften ſo viel Geſchmack gewonnen, daß ſie ihre Gelehrſamkeit auch in Geſellſchaften hören laſſen. Ich weiß gar wohl, was manche zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen pflegen. Sie ſagen, daß ſie ſich wohl ihrer Oeconomie annehmen müßten/ damit nicht alles zu Grunde gehen möchte/ weil ihre geliebten Hälften nichts von der Wirthſchaft und Küche verſtünden; weil ſie zu vornehm dazu erzogen wären; weil ſie ihrem Stande gemäß in Geſellſchaften erſcheinen müßten, und ſo viele Beſuche anzunehmen und zu geben hätten; weil ſie in dem Küchenrauche ihren Teint verderben würden; oder weil ſie ſich ihrer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit wegen, gezwungen ſähen, den Vormittag im Bette zuzubringen. Allein ſie mögen ſagen, was ſie wollen, ich glaube, daß ſie demüthige und unterthänige Sclaven geworden ſind, und ſich glücklich ſchätzen, daß ſie noch, gleich dem erſten Vezier, über die Bedienten zu gebieten haben, diejenige ausgenommen, welche die Ehre hat, um die Perſon ſeiner Deſpotinn zu ſeyn, und in ihren geheimen Angelegenheiten bloß ihre Befehle zu erwarten.

Weil die Amazonen vorherſehen, daß ſie, um ihr Project eines Univerſaldeſpotiſmus auszuführen, nicht allein Verſchlagenheit und Liſt, ſondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreiſtigkeit und Unerſchrockenheit der Männer nöthig haben möchten: So haben ſie ſchon auch deswegen die nöthigen Maaßregeln genommen. Eben hieraus ſoll die ſo weit getriebne Entblößung einiger Frauenzimmer entſpringen, denen andre bloß aus Unwiſſenheit und um modiſch zu ſeyn, nachfolgen. Man glaubt gemeiniglich, daß es geſchehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben ſollten. Allein man irrt ſich ſehr, und ich habe die wahre Urſache entdeckt. Es geſchieht bloß, um ſich an die Kälte zu gewöhnen, weil ſie nicht wiſſen, ob ſie nicht mit der Zeit genöthigt ſeyn möchten, Wintercampagnen zu thun.

Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andre den jungen Herren und Männern ſo dreiſt ins Geſicht ſehen, andre in der Comödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man ſonſt, wenn man auch lächelte, das Geſicht doch hinter dem Fächer zu verbergen pflegte, ſo laut und dreiſt lachen, als die kühnſte und unverſchämteſte Mannsperſon. Eben daher kömmt es auch, daß viele in den Betheurungen ſo geſchickt ſind, die ſich ſonſt die Kriegsmänner vorbehielten, und noch andre bis in die ſpäteſte Mitternacht wachen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.

Ich könnte noch viele andre Anekdoten mittheilen; allein dieſes mag vors erſte zur Nachricht ſowohl für unſer Geſchlecht als für die Damen genug ſeyn, welche noch keine andre Herrſchaft verlangen, als die ihnen unſchuldige Reizungen und die Annehmlichkeit ihrer Sitten und ihres Herzens über uns verſchaffen. Vielleicht aber entſchlieſſe ich mich, eine Liſte von den gefährlichſten Amazonen mitzutheilen, wenn ich ſehe, daß ſie ihre feindſeligen Abſichten fortſetzen ſollten.

Notabene! Nicht zu vergeſſen, daß die meiſten von ihnen häßlich ſind, und auf ſo verzweifelte Anſchläge bloß darum gefallen ſeyn ſollen, weil ſie keine Hoffnung haben, ſich auf andre Weiſe ſowohl unter unſerm Geſchlechte, als unter dem ihrigen in Anſehen zu ſetzen.

Fünf und funfzigſtes Stück.

Ein ganz auſſerordentlicher und beſonders merkwürdiger Vorzug der geoffenbarten Religion vor allen andern Religionen iſt dieſer, daß der öffentliche Gottesdienſt, den ſie verordnet, ganz entweder in der Unterweiſung des Verſtandes oder in der Erweckung und Bewegung des Willens und ſeiner Leidenſchaften zu einer vernünftigen und weiſen Einrichtung unſrer Handlungen beſteht. Der Vortrag ſolcher Wahrheiten, die entweder als Vorſchriften, oder als Gründe und Quellen derſelben betrachtet, ganz moraliſch ſind, das Gebet, der Preis der Gottheit und die Erinnerung unſrer ſelbſt an die großen Pflichten der menſchlichen Natur, dieſes macht den öffentlichen Gottesdienſt des Chriſtenthums aus. Bloß dieſe Beobachtung ſollte uns einen höhern Urſprung deſſelben als einen bloß menſchlichen vermuthen laſſen, wenn man zumal bedenkt, wie abgeneigt die Menſchen ſind, ſich ſelbſt mit der Betrachtung moraliſcher Wahrheiten zu beſchäfftigen, oder ſie andern anzurathen. Wie unwürdig der Vernunft und der Liebe zum Guten ſind nicht die Gottesdienſte aller bloß menſchlichen Religionen! Wer kann an ihre meiſten Feſte ohne Erröthen und Abſcheu gedenken? Welche Religion hat ein öffentliches Lehramt, und Lehrer, die auf das feyerlichſte und ernſtlichſte verpflichtet werden, alle Menſchen ſowohl von der Häßlichkeit, Schande und Gefahr des Laſters, als von der Schönheit, Würde und Unentbehrlichkeit einer jeden Tugend zur menſchlichen Wohlfarth zu unterrichten, und vorzüglich auf die innere Verbeſſerung ihrer Einſichten und Neigungen zu bringen? Ein Menſch, der nicht aller Empfindung des Guten beraubt iſt, ſollte, wenn er auch von der Göttlichkeit des Chriſtenthums nicht überzeugt wäre, doch in Abſicht auf den bürgerlichen und politiſchen Nutzen theils der Religion ſelbſt, theils ihres Gottesdienſtes, alles vermeiden, was die glückſeeligen Einflüſſe, die man davon erwarten kann, verhindern möchte.

Aller dieſer Betrachtungen wegen kann ich meine Unzufriedenheit mit denen nicht verbergen, welche Hochachtung und Ehrfurcht gegen die beſte und liebenswürdigſte Religion vorgeben, und doch in der Abwartung des von ihr verordneten öffentlichen Gottesdienſtes auf eine unverantwortliche Weiſe nachläßig ſind oder ſich demſelben unter den nichtigſten Vorwendungen ganz entziehn.

Und was ſind doch die Entſchuldigungen, mit denen man ein ſolches Verhalten zu rechtfertigen ſucht? Man hört ſie zuweilen in Geſellſchaften und im vertrautern Umgange mit denen, die ſich der Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienſt ſchuldig machen. Bald iſt es die Einbildung von der Unnöthigkeit des Unterrichtes in Wahrheiten, die ihnen ſchon bekannt ſind, und die Ueberredung, daß ſie ihre Stunden beſſer gebrauchen könnten, da ſie keine Hoffnung hätten, neue Einſichten zu erhalten. Bald iſt es eine vorgebliche Anſtößigkeit entweder des Vortrags der Lehrer, oder gewiſſer gottesdienſtlichen Gebräuche, oder auch derjenigen, die den öffentlichen Uebungen der Religion beywohnen; bald iſt es die Erfahrung, die ſie haben wollen, daß die Abwartung des Gottesdienſtes von keinem merklichen Nutzen und Einfluſſe auf ihr Herz geweſen ſey.

Man muß geſtehen, daß es nur allzuviele giebt, welche ſich mit der ſtolzen Einbildung ſchmeicheln, daß ſie des öffentlichen Unterrichtes entbehren könnten; allein es wird auch, ſo lange Menſchen gefunden werden, die allzuvortheilhaft und partheyiſch von ſich denken, eine mit immer neuen Beyſpielen beſtätigte Erfahrung bleiben, daß diejenigen, die ſich weiſe genug dünken, noch weit von der ihnen nöthigen Weisheit entfernt ſind. Unterdeß ich will ihnen ihre hohe Meinung von ihrer Wiſſenſchaft zugeben; ich will meine Nachſicht noch weiter treiben und mich nicht darauf einlaſſen, was ſie des Beyſpiels wegen ihren Nebenmenſchen ſchuldig ſind, die nicht, wie ſie, von ſich rühmen dürfen, daß ſie der öffentlichen Unterweiſungen entbehren können; ich will nur einen Augenblick bey dem Einfluſſe ſtehen bleiben, den eine jede überlegte, vorſetzliche und ernſtliche Erinnerung an ſchon erlangte nützliche Einſichten in moraliſche Wahrheiten auf unſer Herz haben muß.

Die edelſten und vortrefflichſten Lehren ſind unſtreitig ein überflüßiger und unfruchtbarer Reichthum, wenn es ihnen an Wirkſamkeit und Leben fehlt; wenn ſie im Gedächtniſſe verborgen liegen; wenn ſie wegen andrer deutlicherer und ſtärkerer Vorſtellungen ihre Kraft nicht äuſſern können, und deßwegen anzuſehen ſind, als wenn ſie dem Verſtande völlig unbekannt und fremd wären. Wie können ſie aber wirkſam und lebendig werden, wenn ſie dem Geiſte nicht gegenwärtig ſind; wenn er ſie nicht oft und mit vorzüglicher Neigung und Luſt durchdenkt; wenn er ſie nicht von verſchiednen Seiten betrachtet; wenn ſie niemals andre Reihen von Jdeen unterdrücken und verdunkeln; wenn er ſie nicht auf alle Arten ſeiner Fähigkeiten und Kräfte wirken läßt? Je öfter ſie gedacht werden, und je mannichfaltiger die Verknüpfungen ſind, in denen ſie gedacht werden, deſto unauslöſchlicher werden ſie auch; deſto ſtärker und triumphirender wird die Macht derſelben über das Herz; deſto ſchneller erwachen ſie in allen den Umſtänden, wo ihre Wirkung zu unſerm wahren Glücke nothwendig und unentbehrlich ſeyn mag. Wenn wir alſo niemals bey der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes Gelegenheit hätten, neue Einſichten zu erlangen, oder die, ſo wir ſchon beſitzen, von neuen Seiten kennen zu lernen, und zu erweitern; welches doch zu behaupten bey den meiſten eine Dreiſtigkeit ſeyn würde, die eben ſo viel Stolz als Unwiſſenheit enthielte; So wäre ſchon die bloße Erinnerung an nützliche Wahrheiten Antrieb und Verbindlichkeit genug, die öffentlichen Uebungen der Religion durch ſeine Gegenwart in dem nöthigen Anſehen, beſonders bey dem großen und rohen Haufen zu erhalten; zu geſchweigen, daß es für diejenigen, die nur eine natürliche Religion zugeben eine unverletzliche Pflicht ſeyn muß, die Ehrfurcht, welche ſie dem höchſten Weſen ſchuldig ſind, auch durch ſichtbare Handlungen der Anbetung zu bezeigen, und die erhabenſten Geſinnungen, welcher der menſchliche Geiſt fähig iſt, zu erhalten, auszubreiten und fortzupflanzen. Und welche Begriffe kann man ſich von der Liebe eines Menſchen zur Wahrheit und Tugend machen, welcher der Religion nicht die Achtung bezeigt, ſo er vielleicht einem Schauſpiele erweiſt, das er, ungeachtet es vielleicht nicht ſehr vortrefflich iſt, dennoch unverändert und von einerley Spielern vorgeſtellt, zu wiederholten malen ſehen und hören kann?

Die beſſere und nützlichere Anwendung der Zeit auſſer dem öffentlichen Gottesdienſte iſt eine unzulängliche und zugleich verwägne Entſchuldigung für die Vernachläßigung deſſelben. Und wie wollten diejenigen, welche ſich damit rechtfertigen, die dazu beſtimmte Zeit beſſer anwenden? Ohne Zweifel durch ähnliche Beſchäfftigungen, und durch Uebungen des geheimen Gottesdienſtes, oder auch durch ſolche große Handlungen der Menſchenliebe, die keinen Aufſchub leiden und die glückſeeligſten Einflüſſe in die allgemeine Wohlfarth haben. Allein es werden wohl wenige gefunden werden, die um ſolcher großmüthigen Thaten und höherer Verbindlichkeiten willen die öffentliche Uebung der Religion zu verſäumen gezwungen wären, und was den geheimen Gottesdienſt betrifft: So muß jedermann geſtehn, daß eine ſehr weſentliche Pflicht die andre nicht aufhebe; daß vielmehr eine mit der andern vereinigt werden müſſe. Ich ſchweige davon, daß der äußere Gottesdienſt, wenn er ohne Zerſtreuung, und mit der nöthigen Sammlung des Gemüths verrichtet wird, allezeit den inneren befördert, gemeiniglich auch zur wirklichen Aufklärung des Verſtandes oder zu ſchnelleren Beſſerung und Verſchönerung des Herzens mehr beyträgt, als die geheime Uebung der Religion, weil nur wenig Menſchen die erforderliche Fähigkeit und Stärke des Geiſtes beſitzen, ohne von andern erweckt und unterſtützt zu werden, ſich mit einer praktiſchen Betrachtung moraliſcher Wahrheiten, mit dem Lobe und der Anbetung des höchſten Weſens, ſeines Schöpfers und Vaters zu beſchäfftigen.

Allein geſetzt daß eine beſſere und edlere Anwendung der Zeit möglich wäre: Wie müßte der nicht, der mit einer ſolchen Möglichkeit ſeine Entfernung von dem öffentlichen Gottesdienſte entſchuldigen wollte, alle ſeine Tage und eine jede Stunde derſelben zur Verherrlichung der Gottheit und zur Beförderung des allgemeinen Beſtens nützen? Wie müßte der nicht einen jeden Augenblick ſeines Lebens mit einer groſſen That bezeichnen; wie erhaben und übermenſchlich müßte nicht ſeine Tugend ſeyn! Allein wie ſehr iſt nicht zu wünſchen, daß alle die, ſo ſich dem Gottesdienſte entziehen, ohne ſich doch für Verächter der Religion zu erklären, die Stunden, die ſie der allgemeinen Erbauung rauben, nicht entweder in einer gedankenloſen Bequemlichkeit und Ruhe, oder gar durch ſchändliche Ausſchweifungen zernichten möchten!

Ich will nicht läugnen, daß die Lehrer der Religion die Wahrheiten, die ſie verkündigen, ſehr oft auf eine würdigere Art verkündigen könnten, und wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, von vielen derſelben geleſen zu werden, ſo würde ichs wagen, ihnen deswegen ganz freymüthige Vorſtellungen zu thun. Ihr Vortrag könnte oft ſowohl der Vortrefflichkeit, der Hoheit und dem göttlichen Urſprunge, als dem Endzwecke ihres Amtes angemeßner ſeyn. So wenig ich jemals die Achtung aus den Augen ſetzen werde, die man ihrem Stande und ſelbſt ihnen ſchuldig iſt, wenn man ihnen keine vorſetzliche Beleidigung, oder keine vorſetzlichfehlerhafte Beobachtung ihrer Pflichten verweiſen kann: So muß ich doch bekennen, daß viele vorbereiteter, viele ordentlicher und deutlicher, viele edler, angenehmer, lebhafter und eindringender reden könnten. Dieſe wollen ſich herablaſabſaſſen und werden gemein; jene wollen ſich vielleicht erheben, und werden unverſtändlich und ſchwülſtig; einige ſind zu leer, und andre zu voll, und verſchwenden eine Gelehrſamkeit, die den Catheder beſſer, als die Kanzel ſchmückte. Dieſes kann nicht geläugnet werden, und daher iſt der Wunſch ſehr gerecht und billig, daß diejenigen, die berufen ſind, der Welt die unentbehrlichſten und erhabenſten Wahrheiten zu verkündigen, ſich immer der Gröſſe ihres Amtes, der Rechenſchaft, die ſie erwartet, und des Nutzens, den ſie dem gemeinen Weſen ſchaffen können, erinnern möchten. Warum ſoll die Religion nicht ſowohl ihre Demoſthenen und Ciceronen haben, als die Politik; oder weil die Natur nicht allen einen gleichen Geiſt giebt, warum ſollte nicht jeder Lehrer ſuchen, ſo deutlich, ſo gründlich, ſo angenehm und rührend zu werden, als es ſeinen eingeſchränkten Fähigkeiten möglich iſt? Und ſie könnten es alle werden; die Offenbarung iſt eine unerſchöpfliche Quelle der Beredſamkeit; das Herz kann, und es wird ſie zu rührenden Rednern machen, wenn es die Wahrheiten der Schrift liebt, und von einer eifrigen Begierde entflammt wird, die Unwiſſenden zu erleuchten, die Laſterhaften zu beſſern, und die Guten in der Ausübung der Religion und Rechtſchaffenheit zu befeſtigen.

Allein geſetzt daß auch alle Lehrer ihre Verbindlichkeiten nicht eifrig und pflichtmäßig genug beobachteten; daß diejenigen, die einen geläuterten Geſchmack am Wahren und Schönen haben, nicht mit ihnen zufrieden ſeyn; daß ſie ſelbſt durch einen ausgearbeitetern überlegtern Vortrag ihren Lehren noch einen ſchnellern Eingang in die Gemüther des großen Haufens verſchaffen könnten: So wird doch dadurch, ſo lange ſie noch Wahrheit verkündigen, niemand berechtigt, ſich den allgemeinen Uebungen der öffentlichen Andacht zu entziehen. Die meiſten Menſchen werden ſich ohne ihre Hülfe nicht beſſer, deutlicher, gründlicher und lebhafter unterrichten, und überhaupt iſt es die Wahrheit, und nicht die Schönheit und Anmuth des Vortrags, die ſie bey dem Gottesdienſte ſuchen ſollen. Wer hindert uns überdieß, unter der Menge von Lehrern, die uns zur Gottſeeligkeit und Rechtſchaffenheit anführen und erwecken ſollen, zu unſrer Beſſerung und Erbauung diejenigen auszuſuchen, die am meiſten mit unſrer

Art zu denken und mit unſerm Geſchmacke übereinſtimmen?

An den gottesdienſtlichen Gebräuchen und Handlungen, die in keinem unmittelbaren göttlichen Befehle gegründet ſind, ſollte billig niemand einen Anſtoß nehmen, oder zu nehmen vorgeben, wenn nicht eine wirkliche Sündlichkeit derſelben, oder ein offenbarer Mangel der Uebereinſtimmung mit ihrem Endzwecke erwieſen werden kann. Denn in der Einrichtung unſers Verhaltens iſt vieles der Willkühr und Freyheit des Menſchen überlaſſen worden; wenn alſo die Bedeutung und Abſicht der Gebräuche gottesdienſtlich iſt, und ſie ſelbſt dazu nicht unbequem ſind, ſo bald wir uns nur ihrer Abſicht und Bedeutung bewußt zu bleiben ſuchen: So würde es einen ſehr ſtrafbaren Eigenſinn und einen unerträglichen Stolz verrathen, wenn wir uns der gemeinſchaftlichen Andacht darum entzögen, weil nicht alles nach unſern Einſichten und Wünſchen eingerichtet wäre. Wenn man einer ſolchen Art zu denken auch in andern als in gottesdienſtlichen Angelegenheiten folgen wollte: Was für Unordnung und Verwirrung im gemeinen Weſen würde nicht daraus entſpringen?

Daß der öffentliche Gottesdienſt von den Meiſten, die ihm beywohnen, nicht mit der Stille, der Aufmerkſamkeit, der Ehrerbietung, Ernſthaftigkeit und Feyerlichkeit abgewartet werde, als er ſollte, dieſes iſt freylich unläugbar, und macht ihrem Herzen und ihrer Frömmigkeit keine Ehre. Daß aber einige vorgeben wollen, ſie entzögen ſich aus bloßer Begierde, beſſer zu ſeyn, und an fremden Unordnungen keinen Theil zu nehmen, den allgemeinen Uebungen der Andacht, dieſes ſcheint mir unter unanſtändigen Rechtfertigungen der Abſonderung vom gemeinſchaftlichen Gottesdienſte die unanſtändigſte zu ſeyn. Denn da niemand an fremden Unordnungen Theil nimmt, als derjenige, der ſie billigt, oder ſich in eine ſtrafbare Nachahmung derſelben verwickeln läßt: So ſollten ſie durch ein öffentliches und ſichtbares Beyſpiel einer beſſern und gewiſſenhaftern Abwartung des Gottesdienſtes ihr thätiges Misfallen an der Entweihung deſſelben zu erkennen geben und durch ihr Beyſpiel lehren, wie dieſe weſentliche Pflicht des Chriſten auf eine anſtändigere Art beobachtet werden müſſe. Denn die Abſonderung davon kann mit Recht von niemanden für ein ſicheres und zuverläßiges Kennzeichen ihres Mißfallens gehalten werden, weil dazu eine Einſicht in das Innre ihrer Herzen nothwendig iſt. Ja es kann eben ſowohl ein Beweis der Gleichgültigkeit und der Verachtung ihrer Pflicht ſeyn. Denn wenn es auf dieſen Beweis ankömmt, ſo war la Mettrie ein ſo guter Chriſt, als ſie.

Jedoch einige könnten vielleicht noch zu ihrer Vertheidigung ſagen, daß ſie von der Abwartung öffentlicher Andachten nicht die vortheilhaften Wirkungen erfahren hätten, die davon verſprochen würden; daß ſie dieſelben ohne lebhaftere Empfindungen zu erhalten, verließen; daß ſie alſo dieſer Erfahrung wegen es für ihren beſondern Zuſtand zuträglicher zu ſeyn erachteten, die ſonſt darauf verwendete Zeit zu andern Geſchäfften oder Uebungen zu gebrauchen. Allein entweder ſie haben unrichtige Begriffe von den Wirkungen, die dem öffentlichen Gottesdienſte zugeſchrieben werden, und alsdann müſſen ſie ihre Vorſtellungen davon ändern, oder die Schuld, daß ſie die guten Wirkungen deſſelben nicht empfinden, liegt an ihrem Herzen, und alsdann müſſen ſie es beſſern.

Oft verwechſelt man ſinnliche Bewegungen und Rührungen des Gottesdienſtes mit den guten und vortheilhaften Wirkungen deſſelben, und wer die erſten nicht empfindet, kann ſich überreden, daß er gar nicht auf ihr Herz gewirket habe, ob ſie gleich ſich keiner vorſetzlichen Vernachläßigung ihrer Pflichten ſchuldig wiſſen. Allein man muß ſie nicht mit einander verwechſeln, indem die erſten nicht allezeit die andern nach ſich ziehen, dieſe aber ſehr oft ohne jene erfolgen können. Denn viele können oft von dem bloßen Tone einer ihnen angenehmen Stimme bis zum Weinen gerührt werden. Doch ſelten machen ſolche Thränen fruchtbar; zu geſchweigen, daß es eine gewiſſe Art geiſtlicher Weichherzigkeit giebt, die mit ſehr groben Laſtern wohl beſtehen kann. Um zu wiſſen, ob die öffentlichen Unterweiſungen mit den andern Uebungen der gemeinſchaftlichen Anbetung ihre Wirkung gethan haben, muß man die Beſchaffenheit ſeines Verſtandes und ſeines Herzens unterſuchen, und ſeine tägliche Aufführung prüfen. Ein guter Saame geht nach und nach und unvermerkt auf, und wächſt eben ſo allmählig und ohne Geräuſch, bis er zu der reichſten Erndte reift. Die Fragen: Bin ich erleuchteter, weiſer, ſchlüßiger meine Pflichten zu erfüllen, geneigter zum Guten, fertiger in der Ueberwindung meiner Leidenſchaften, ſtandhafter in der Tugend geworden? ſind, wenn wir nur ſtrenge und unpartheyiſch genug gegen uns ſind, nicht ſchwer zu entſcheiden. Und das alles müſſen wir durch eine gewiſſenhafte Abwartung des Gottesdienſtes werden. Freylich werden es viele nicht, die doch keinen öffentlichen Unterricht verſäumen: Allein die ganze Schuld liegt auch nur an ihnen ſelbſt. Theils erſcheinen ſie ohne alle Vorbereitung, und zu allen Handlungen, welche glückliche Folgen haben ſollen, gehört Ueberlegung und Vorbereitung; theils erſcheinen ſie aus bloß maſchinenmäßiger Gewohnheit, und ohne ſich der Abſicht des Gottesdienſtes und ihrer Pflichten bey demſelben bewußt zu werden. Ohne Aufmerkſamkeit und aus einer Zerſtreuung in die andre verlohren, richten ſie ihr Gemüth unter den verkündigten Wahrheiten nicht vornehmlich auf die, die zur Beſchäfftigung mit Gott und zum Wachsthume in der Tugend für ſie die bequemſten ſind: Wie können ſie denn die glückſeeligen Wirkungen des öffentlichen Gottesdienſtes erfahren? Allein ſie werden ſie gewiß empfinden, wenn ſie der nachdrücklichen Auffoderung der Offenbarung gehorchen: *Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hauſe Gottes gehſt, und komme, daß du höreſt!*

Sechs und funfzigſtes Stück.

So oft ich an das Frauenzimmer, dieſe liebenswürdige Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes gedenke, und die gewöhnlichen Schickſale, Beſchäfftigungen und Vergnügungen deſſelben mit denen vergleiche, zu welchen ſie wirklich beſtimmt ſind, ſo oft finde ich mich genöthigt, viele von ihnen für ſehr bedauernswürdig und unglücklich zu halten, ob ſie mir gleich keine Empfindung ihres unglücklichen Zuſtandes zu haben ſcheinen. Die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts iſt zwar in einigen Stücken von der Beſtimmung des unſrigen unterſchieden; ſie iſt aber in denen, worinnen ſie ſich unterſcheidet, nicht geringer, ſondern vielmehr eben ſo groß und wichtig als ſie. Wenn einige unter uns daran zweifeln ſollten: So würde ſolches eben ſo viel unanſtändige Unwiſſenheit, als lächerliche Eitelkeit verrathen. Es iſt gewiß, daß Frauenzimmer, als Menſchen betrachtet, aus eben den Quellen Vergnügen und Glückſeeligkeiten ſchöpfen ſollen, aus denen wir ſie ſchöpfen; daß ſie alſo, zum Genuſſe derſelben zu gelangen, eben die Pflichten zu erfüllen haben, ohne deren Erfüllung wir der wahren Ehre und Freude der menſchlichen Natur beraubt bleiben. Sie haben gewiſſe Arten der Erkenntniſſe und der Tugenden mit uns gemein, ob ſie gleich wegen der beſondern Einrichtung ihrer Natur auf eine andre Art zur Beförderung der allgemeinen Wohlfarth angewendet werden müſſen, als von uns. Die Unwiſſenheit, die Eitelkeit, der Müßiggang, oder eine unfruchtbare Geſchäfftigkeit in Kleinigkeiten ſind ihnen ſo unanſtändig als uns, und wie wir uns durch gewiſſe Arten von Vollkommenheiten von ihnen unterſcheiden ſollen, ſo haben auch ſie ihre eignen

Vorzüge, durch welche ſie die beſondern Endzwecke ihres Geſchlechtes erfüllen müſſen. Erlaubt ihnen die Natur nicht, ſich um die allgemeine Glückſeeligkeit durch die Geſchäffte verdient zu machen, welche uns zu unſerm Antheile zugemeſſen ſind: So haben ſie andre Pflichten, deren Beobachtung von einem nicht minder ausgebreiteten und unentbehrlichen Einfluſſe in das gemeinſchaftliche Beſte iſt. Sind wir, wenn wir den Umfang der göttlichen Abſichten mit uns überſehen, beſtimmt, auch der Seele nach der ſtärkere Theil des menſchlichen Geſchlechtes zu ſeyn: So muß man es für ihre Beſtimmung halten, uns eben ſo ſehr durch die Schönheit ihrer Seele, und durch Feinheit und Zärtlichkeit edler Empfindungen zu übertreffen, als ſie uns durch den Reiz und die ſchönere Bildung des Körpers übertreffen; und ſo ſehr uns weibliche Thorheiten und Fehler erniedrigen, ſo ſehr müſſen ſie durch männliche Thorheiten und Laſter beſchimpft werden.

Iſt es nun gewiß, daß man ſehr wenig zum Ruhme eines Mannes ſagt, wenn man weiter nichts zu ſeinem Lobe ſagen kann, als daß er einen ſehr feſten und ſtarken Körper habe; daß er trefflich reiten oder fechten könne: So muß es billig ein Frauenzimmer für eine Beleidigung halten, wenn alles Lob, das man ihm giebt, in dem Lobe ſchöner Augen, regelmäßiger Züge, einer blühenden Farbe und einer feinen und zärtlichen Beſchaffenheit ihres Geſichts oder ihrer Hände beſteht.

Es hat freylich das Anſehen, als wenn die meiſten Frauenzimmer mit einem ſo kleinen Lobe zufrieden und mit einem edlern Ehrgeize völlig unbekannt wären. Die Damen werden mir die Freymüthigkeit vergeben, mit der ich dieſes Geſtändniß thue. Ich habe genug von den witzigen Schriften geleſen, die mit angenehmen Thorheiten erfüllt ſind, um ihnen viel artige Schmeicheleyen über ihre Reizungen, über eine einnehmende Geſtalt, über eine ſchöne Taille, über ſchwarze oder blaue Augen, und andre ſolche Vorzüge machen zu können. Wie leicht wäre es, ſo manchen guten und ſchlechten Anakreon auszuſchreiben, um die Ehre zu erhalten, einen unterſcheidenden Platz auf ihrer Toilette einzunehmen! Allein wenn ſie ſo würdig von ſich ſelbſt denken, als ſie billig denken ſollten, ſo muß ihnen meine ne Offenherzigkeit mehr gefallen, als alle Artigkeiten, die ſie von dem ſinnreichſten und angenehmſten Schmeichler hören können, da ich zumal geſtehe, daß, wenn einige von ihnen nicht in einem höhern Grade liebenswürdig ſind, die Schuld davon weniger an ihnen, als an uns liege, die wir entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, wie viel beſſer und glückſeliger wir durch ſie werden könnten, wenn wir alles dazu beytrügen, was wir dazu beytragen ſollten, daß die Schönheit ihrer Seelen eben ſo groß und vorzüglich, als ihre äußerlichen Reizungen und Annehmlichkeiten ſeyn möchte.

Ich bin gewiß, daß keine Dame ſich mit dem Ruhme befriedigen werde, von bewunderten Statüen nur dadurch unterſchieden zu ſeyn, daß ſie leben, daß ſie ſich bewegen, ſich kleiden, und ſich einen Theil ihrer Schönheiten durch die Zauberey des Putzes ſelbſt mittheilen können. Daher nehme ich mir auch die Freyheit, ihnen, mit aller Hochachtung gegen ſie, vorzuſtellen, daß ſie einen Geiſt haben, der eben die Fähigkeiten und Eigenſchaften beſitzt, als der unſrige; daß es vielleicht einige Kräfte ihrer Seele gebe, in denen ſie die unſrige über treffen können; daß alſo ihre Beſchäftigungen dieſer edlen Fähigkeiten würdig ſeyn müſſen. Allein ſie werden mir auch erlauben, die Frage zu thun, ob die gewöhnlichen Beſchäfftigungen der meiſten Frauenzimmer wirklich damit übereinſtimmen; ob ſie die erhabne Glückſeeligkeit genießen, zu der ſie berufen ſind; ob ſie der Würde ihrer Beſtimmung gemäß leben, oder ob nicht vielmehr ihre ſchönſten Kräfte ungebraucht bleiben? Nehmen nicht den Meiſten die Toilette, die Sorge für den Putz, die Beſuche, die Comödie, die Oper und das Spiel alle die Zeit weg, die ihnen der Schlaf übrig läßt? Erſcheinen ſie nicht in den Geſellſchaften, mehr um nur geſehen, als wegen der Vorzüge ihres Geiſtes hochgeachtet zu werden; mehr um bloß da geweſen zu ſeyn, als um etwas zu ſagen, oder zu thun? Verkennen dieſe angenehmen Müßiggängerinnen ihre Beſtimmung nicht ſo ſehr, daß ſie, ich weiß nicht was für Vorwürfe fürchten, wenn ſie ſich durch moraliſche Vorzüge im Umgange unterſcheiden ſollten? Allein ſie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig zu glauben, daß die Perſonen unſres Geſchlechts kein ausſchließendes Recht zu einem mit groſſen nützlichen Wahrheiten bereicherten Verſtande, zu einem ausgebildeten und blühenden Witze, zum Geſchmacke an allen Arten des Schönen, und zu edeln Empfindungen haben; daß es vielmehr die Reizungen der Seele ſind, durch welche ſie über unſre Ehrfurcht und Zuneigung herrſchen müſſen.

Wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo wird es wenig Frauenzimmer von einem gewiſſen Stande geben, die, ſo ſehr man auch die Ausbildung ihres Geiſtes vernachläßigt haben mag, doch nicht ſo viel Empfindung des Guten hätten, daß ſie eine auch nur mittelmäßige Beſchreibung einer Dame, die ſich der Würde ihrer Beſtimmung bewußt iſt, und mit einem aufgeklärten Verſtande eine zärtliche Neigung für Unſchuld und Tugend vereinigt, nicht der beſten und farbenreichſten Beſchreibung eines ſchönen Geſichts vorziehen würden. Diejenige, die es nicht thun ſollte, müßte entweder ganz Coquetterie ſeyn, oder ſie müßte eben vor dem Spiegel ſitzen. Damit ſie aber die Erfahrung ſelbſt an ſich machen können, ſo will ich mich an die Abbildung eines Frauenzimmers wagen, das gröſſerer Verdienſte wegen liebenswürdig iſt, als diejenigen ſind, die bloß äußerliche Reizungen verſchaffen. Ich werde ſie mit Fleiß nicht ſchätzbarer abbilden, als billig alle die ſeyn ſollten, welche weder durch ganz niedrige Umſtände noch durch äußerſt dringende Sorgen für die nothwendigſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Lebens gezwungen werden, ſich mit ſolchen Arbeiten zu beſchäfftigen, die ſie vor dem Mangel und vor dem Verluſte ihrer Unſchuld bewahren.

Amalia hat frühzeitig empfinden gelernt, daß ſie eine Seele beſitzt, die einen zu großen Urſprung hat, als daß ſie in ihren Beſtrebungen auf eine kleine und vergängliche Glückſeligkeit eingeſchränkt ſeyn ſollte. In der gewiſſeſten Ueberzeugung, daß vor ihrem Schöpfer unter den Seelen kein Unterſchied iſt, daß ſie vielmehr alle Gegenſtände ſeines Wohlgefallens ſeyn müſſen, wenn ihre Freude rein, ihrer hohen Abkunft würdig, und dauerhaft ſeyn ſoll, betrachtet ſie ihn als die einige Quelle aller wahren Schönheit. Sie kennt ſeine Vollkommenheiten und bewundert ſie; ſie kennt ſie aus dem Unterrichte ſeiner Religion, und entdeckt ſie auch in ſeinen Werken. Sie weiß die groſſen Wahrheiten der Offenbarung und glaubt ſie. Ihre Einſichten ſind gründlich, und ob ſie gleich keine gelehrte Erkenntniß davon hat, ſo verſteht ſie doch die wichtigſten Lehren ſo ſehr, daß ſie ſich mit Deutlichkeit, Zuneigung und Anmuth darüber erklären kann, ohne jemals den Ton oder die Mine einer Lehrerinn anzunehmen. Sie kennt ihre Verbindlichkeiten gegen das höchſte Weſen und liebt ſie, und es iſt ihre tägliche Beſchäfftigung, ſowohl in ſeiner Erkenntniß als in ihrer Zuneigung gegen ihn vollkommner zu werden. Ihre Frömmigkeit iſt aufrichtig, ungekünſtelt und heiter, und nach der beſondern natürlichen Einrichtung ihrer Seele mehr eine ſanfte und zärtliche, als eine heftige und feurige Empfindung.

Eine Seele, die ſo eifrig iſt, ihre weſentlichſten Pflichten zu erfüllen, kann die Pflichten nicht verkennen, welche ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Ihre beſtändige Sorge geht auf die Verſchönerung aller Fähigkeiten ihrer Seele, ohne ihren Körper zu vernachläßigen, nicht unempfindlich gegen die Reizungen deſſelben, aber weit entfernt, zu glauben, daß die Schönheit deſſelben einige Achtung verdiene, wenn ſie nicht durch einen viel ſchönern Geiſt erhöht wird.

Ihr Verſtand iſt ſchon mit allen den großen Wahrheiten bereichert, welche unſre Führerinnen auf dem Wege der Tugend und Glückſeeligkeit ſeyn müſſen. Allein ſie ſucht ihn täglich noch mehr auszubilden, und entſetzt ſich vor dem Vorwurfe nicht, daß ſie ſich als ein denkendes Weſen betrachte, welches vortrefflichen Werken Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſie leſen und ſich daraus beſſern kann. Sie hat ſich einen ſehr ſichern Geſchmack erworben, weil ſie alles, was ſie lieſt, zugleich empfindet und überlegt. Unterdeß ſammelt ſie in dem Felde der Erkenntniß nur die Blumen oder die Früchte, und die Dornen überläßt ſie uns. Sie kennt verſchiedne Wiſſenſchaften, aber nur von der Seite, wo ſie entweder auf das Herz wirken, oder ein unſchuldiges Vergnügen erhöhen können. Ihr Witz wird dadurch immer reicher, feiner, lebhafter und anmuthiger. Sie weiß es, daß es mit der Sittſamkeit eines Frauenzimmers ſtreite, in den Unterredungen des Umganges zu herrſchen und ſich aller Geſpräche zu bemächtigen; aber ſie gewinnt dadurch, daß ſie öfter ſchweigt als ſpricht, weil alsdann alles, was ſie ſagt, richtiger, überlegter, und ſchöner iſt. Es iſt ſchon ein auſſerordentlicher Ruhm für einen Mann, mehr Verſtand zu haben, als zu zeigen. Einem Frauenzimmer muß ein ſolcher Ruhm noch weit mehr Ehre ſeyn, weil die Sittſamkeit der angenehmſte Schmuck aller ihrer Vorzüge und Reizungen iſt.

Allein ihre Zufriedenheit und Ruhe entſpringt mehr aus ihrem Herzen als aus ihrem Verſtande. Die Reinigkeit ſeiner Bewegungen und Empfindungen, und die unbefleckte Unſchuld ihrer Sitten, dieſe ſind ihr Stolz, ihre Glückſeeligkeit, ihre unvergängliche Schönheit. Es iſt ihr nicht genug, nicht laſterhaft zu ſeyn, und beſonders ſich vor den Ausſchweifungen zu bewahren, welcher ſie ſich nicht ſchuldig machen könnte, ohne vorher alles Gefühl der Schamhaftigkeit aus ihrer Seele vertilgt zu haben. Vor ſolchen Unordnungen ſind Frauenzimmer von einem gewiſſen Range und Anſehen in der Welt, wenigſtens ſo lange ſie noch unverheyrathet ſind, ſelbſt durch ihren

Stand und durch die öffentliche Schande geſichert, die ſie unausbleiblich begleitet, und auch durch die edelſte Aufführung nie völlig wieder ausgelöſcht werden kann, wenn ſie ſich einmal dadurch erniedrigt haben. Allein Amalia würde ſehr misvergnügt mit ſich ſelbſt ſeyn, wenn ihre Tugend bloß darinnen beſtünde, daß ſie ſich nicht entehrte. Sie beſtrebt ſich unabläßig alle ihre Wünſche, ihre Entſchließungen, ihre Begierden und Leidenſchaften den unveränderlichen Geſetzen gemäß einzurichten, welche die wahre Würde der menſchlichen Natur beſtimmen; überzeugt, daß jedes Laſter, das eine Perſon des männlichen Geſchlechts ſchändet, die Seele eines Frauenzimmers noch ungeſtalter mache, weil es der Verführung dazu vielweniger ausgeſetzt iſt, als ſie. Denn in der ganzen Schöpfung kann kein häßlicherer Anblick gefunden werden, als eine häßliche Seele in einem Körper, der eben ſeiner vorzüglichen Reizungen wegen zur eigentlichen Wohnung der Tugend geſchaffen zu ſeyn ſcheint.

Sie iſt tugendhaft; aber ſie iſt es nicht, um deſto mehr bewundert zu werden. Die liebenswürdigſte Tugend verliert ihren Werth, wenn die Eitelkeit mehr Antheil daran hat, als das Gewiſſen. So wenig ſie aber auch eitel, und ſo ſorgfältig ſie iſt, den Adel ihres Herzens durch Beſcheidenheit und Demuth zu erhöhen: So können doch ihre tugendvollen Geſinnungen nicht in ihrem Herzen verſchloſſen bleiben; ſie breiten ihren Glanz über ihr Aeußerliches aus. Auch der Laſterhafte kann ſie nicht ohne Ehrerbietung ſehen; ein fortgeſetzter Umgang mit ihr würde ihn vielleicht ſo weit bringen, daß er ſich ſeiner ſelbſt ſchämte und ſich beſtrebte, durch eine beſſere Beſchaffenheit ihre Achtung zu verdienen.

Unterdeß iſt ihre Unſchuld und Tugend, wie ihre Schönheit. Sie ſchimmert nicht ſo ſehr, daß man ſie auf einmal ganz ſehen ſollte. Ihr Geſicht wird immer ſchöner, je länger man ſie ſieht, und ihre Tugend immer ſchöner, je genauer man ſie kennen lernt.

Amalia glaubt, daß ihr ihre Zeit ſo theuer, und koſtbar, als einem Manne ſeyn müſſe; denn ſie iſt überzeugt, daß ſie von dem vermeidlichen Verluſte einer Stunde eine eben ſo ſchwere Rechenſchaft zu geben habe, als er. Sie bildet ſich nicht ein, daß ſie ihres zärtlichen Körpers wegen des Schlafes mehr bedürfe, als wir. Den größten Theil der Zeit widmet ſie Gott, ihrer Seele, und der Tugend, und die Stunden des Tages, die ſie nicht den Pflichten des Umganges ſchuldig iſt, widmet ſie dem beſondern Berufe des Frauenzimmers, und beſtrebt ſich, diejenigen Fähigkeiten zu erlangen oder zu erhöhen, deren Ausbildung zur häuslichen Wohlfarth und Glückſeeligkeit unentbehrlich iſt, um ſich niemals der Gefahr auszuſetzen, von denen übertroffen oder getadelt zu werden, deren Geſchäffte ſie anordnen und regieren ſoll.

Sie iſt gegen die Schönheit ihres Körpers nicht gleichgültig; denn warum ſollte ſie ihren Augen verbieten, das zu ſehen, was andre Augen mit Vergnügen bemerken? Sie betrachtet ſie als ein Geſchenk der Natur, das ſie nicht vernachläßigen darf, ob ſie gleich nicht ſtolz auf das iſt, was ſie ſich nicht ſelbſt gegeben hat. Sie betrachtet ſie als eine Aufmunterung, ihre Seele deſto ſchätzbarer und liebenswürdiger zu machen. Die ſchönſte Farbe des Geſichts iſt nicht dauerhafter, als die Farbe der

Blumen: Wie bald verblühen beyde! Welch ein Unglück alſo für ein Frauenzimmer, wenn ſie ihren Stolz über ihre verblühte Schönheit bis in ihr Alter behält, wo er ſich in jeder Runzel des Geſichts beſchämt und gedemüthigt ſieht! Dieſes weiß Amalia, und beſtrebt ſich, Vollkommenheiten zu beſitzen, die ſo wenig durch die zerſtörende Macht der Zeit ihren Glanz verlieren, daß ſie vielmehr immer glänzender werden.

Sie iſt weit über die thörichte Einbildung erhaben, daß Kleider einem Menſchen ein Verdienſt geben können. Die Schönheit braucht keinen fremden und erkünſtelten Schmuck und die Häßlichkeit kann dadurch nicht verborgen werden; gemeiniglich hat vielmehr die Kleidung eine ganz andre Wirkung, als ſich diejenigen, die den Putz zu ſehr lieben, davon verſprechen; denn ſie macht den Mangel der Schönheit ſichtbarer. Amalia iſt in der Kleidung ſorgfältig, ohne eigenſinnig und eitel zu ſeyn. Sie kleidet ſich nach der Mode, wenn ſie der Unſchuld ihres Herzens weder unanſtändig noch gefährlich iſt. Eine neue Mode gefällt ihr nicht, weil ſie neu iſt, und deswegen eilt ſie auch niemals, den erſten Befehlen derſelben zu gehorchen. Sie unterſucht allezeit, ob ſie auf eine leichte und natürliche Weiſe eine Verſuchung für ſie oder für andre veranlaſſen, und eine unordentliche Einbildung aufbringen und erhitzen kann, und alsdann widerſteht ſie ihrer Tyranney mit einem Muthe, der ihrer Tugend einen neuen Werth giebt: Daher verabſcheut ſie die bis zur Ausſchweifung tiefen Ausſchnitte der Frauenzimmerkleidung. Denn wenn ſolche von Mannsperſonen für die eigentliche Kleidung der unanſtändigſten Coquetterie erklärt wird: Wofür muß ſie nicht ein Frauenzimmer halten, das auf den Ruhm der Keuſchheit und Unſchuld eiferſüchtig iſt?

Im Umgange iſt ſie ſittſam, ohne ſchüchtern zu ſeyn, auf eine edle Art frey, und doch zurückhaltend, beſonders gegen unſer Geſchlecht. Sie empfindet ihren Beruf zu gefallen, und ihre ganze Aufführung beweiſt, daß ſie nur durch die Tugend zu gefallen wünſche. Sie verachtet den Ruhm, viele Bewunderer und Schmeichler um ſich zu ſehen, und erlaubt ihren Augen das eingebildete Vergnügen nicht, Eroberungen zu machen. Je ſiegender eine Schönheit iſt, deſto mehr iſt ſie in Gefahr beſiegt zu werden. Sie iſt freylich verführeriſch genug, wenn ſie ſich vornimmt, zu verführen; allein ſie verführt auch diejenigen, die ſie beſitzen, gemeiniglich noch mehr, als die, die ſie zu verblenden ſucht. Amalia iſt alſo, ihrer Reizungen wegen ſo wenig für ſich eingenommen, daß ſie ſo gar, ohne einer Ueberwindung ihrer ſelbſt nöthig zu haben, andern Frauenzimmern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen kann, wenn ſie ſchöner ſind, als ſie.

Nunmehr nehme ich mir die Freyheit, Sie, meine geehrteſten Damen, zu erſuchen, daß ſie, wenn ſie dieſes leſen, ſelbſt urtheilen, ob es ihnen angenehmer ſey, daß man von ihnen denke, wie man von Amalien denken muß, oder daß man weiter nichts von ihnen zu ſagen wiſſe, als daß ſie ſehr gut gebildet ſind; daß ihren Augen zu einer vollkommnen Schönheit nichts als eine liebenswürdige Seele fehlt; daß der Hals, deſſen Anblik uns ganz unverwehrt iſt, ſehr weiß ſey; daß ſie zwar nicht ſprechen können, daß ſie aber doch ſehr angenehme Lippen haben; daß ſie, um uns alle ihre äußerlichen

Reizungen zu zeigen, ihrem Schneider volle Macht und Gewalt über ihre Kleidung geben; daß ſie das Spiel vollkommen verſtehn; daß man ſie endlich bewundern muß, ohne ſie hochachten zu können. Ich denke zu vortheilhaft und ehrerbietig von ihnen allen, als daß ich glauben ſollte, ſie könnten ſich in der Wahl, die ich ihnen überlaſſe, auf eine ihrem wahren Ruhme nachtheilige Weiſe irren.

Sieben und funfzigſtes Stück.

Obgleich die göttliche Offenbarung nicht eben dazu veranſtaltet worden iſt, daß ſie durch die Schönheiten des Geiſtes und der Schreibart, durch Gemälde, Bilder, Gleichniſſe, Metaphern, Allegorien und andre Reizungen eines ſinnreichen Witzes oder einer glücklichen und reichen Einbildung gefallen, und das Vergnügen eines feinen und geläuterten Geſchmackes werden ſollte: So iſt ſie doch auch von dieſer Seite betrachtet, ſo bewundernswürdig, daß ſie mit allen menſchlichen Schriften, die doch bloß in der Abſicht zu gefallen

len geſchrieben wurden, um den Vorzug ſtreiten kann. Selbſt heidniſche Kunſtrichter haben erkannt, daß man in der Schrift Stellen von einer ſolchen Hoheit fände, die von keinem Dichter oder Redner übertroffen würden. Sie gleichet in ihrer Einrichtung der Einrichtung der Welt. Das ſinnliche Vergnügen der Menſchen iſt unſtreitig nicht der letzte und erhabenſte Endzweck der erſchaffenden Allmacht geweſen; zumal da ſie nur zu einem Aufenthalte der Prüfung und Vorbereitung beſtimmt iſt. Allein mit welchen freygebigen Händen iſt nicht alles, was die Augen erfreuen, oder die Seele in ein angenehmes und fröliches Erſtaunen ſetzen kann, durch die ganze Schöpfung vertheilt? Und hat nicht ein jedes Geſchöpf, auſſer ſeiner eigentlichen Beſtimmung, auch ſeine ihm eigenthümliche Schönheit? Wen entzückt der Frühling nicht? Und hat nicht ſelbſt der Winter ſeine Schönheiten? Die Offenbarung trägt eben dieſen Charakter der Gottheit in ſich ausgedrückt, der ſich in der Welt, dem ganz unmittelbaren Werke ſeiner Hände ausgedrückt hat, mit dem Unterſchiede, daß er bey den Menſchen, die er begeiſterte, nur diejenigen Gaben regierte und erhöhte, aus denen Schönheiten des Geſchmacks entſpringen konnten, da hingegen die Geſchöpfe ihm ihr Daſeyn und ihre Ausbildung ganz zu danken haben. Die Schrift ſoll eigentlich nur unterrichten, nur erleuchten, nur das ausgeartete Herz umbilden, heiligen, und verſchönern, das iſt ihr erſter und größter Endzweck; und gleichwohl findet jede Kraft der menſchlichen Seele ihre eigentliche Nahrung darinnen. Sie unterrichtet uns zwar deutlich; aber ihre Deutlichkeit iſt nicht bloße Deutlichkeit; ſie iſt Licht, ſie iſt Glanz. Sie beweiſt; ihr Unterricht iſt gründlich; aber dieſe Gründlichkeit hat nicht das Rauhe und Trockne methodiſcher Schlüſſe; ſie iſt voll Anmuth, voll Leben; der größte Redner kann von ihr lernen, mit welcher Stärke man nicht für die bloße Vernunft, ſondern für den ganzen Menſchen beweiſen müſſe. Sie iſt beſtimmt, den Willen zu bewegen und zu neuen Empfindungen zu verändern: Und mit welcher Macht bewegt ſie nicht? Wie weiß ſie nicht alle Leidenſchaften der menſchlichen Seele, gleich den Wellen des Meeres zu erheben und zu ſtillen, fortzureiſſen, zu überwältigen? In Verwunderung zu ſetzen, die Verwunderung bis zum Erſtaunen zu erhöhen, die Liebe zu entzünden, Haß zu entflammen, die Seele durch Schrecken und Entſetzen zu erſchüttern: Das iſt alles in ihrer Gewalt. Man muß mit den Propheten, mit den Pſalmen, mit vielen Geſprächen des Erlöſers, und mit den Reden und Briefen Pauli und Johannis ganz unbekannt ſeyn, wenn man dieſes nie empfunden hat.

Alle Regeln der Beredtſamkeit und Dichtkunſt ſind aus den vortrefflichen Werken großer Dichter und Redner hergeleitet worden. Homers Genie war eher als der kritiſche Verſtand des Ariſtoteles, wie die Natur eher war, als ihre Nachahmung. Man forſchte nach den Urſachen, warum die Gedichte dieſes Geiſtes einen ſo angenehmen Eindruck auf die Seele machten, und ſich einer ſo allgemeinen Bewunderung bemächtigten, und ſo wurden die Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften erfunden. Allein ich bin überzeugt, daß ſie noch nicht alle entdeckt ſind. Wenn nun die Schriften der göttlichen Offenbarung mit eben dem kritiſchen Geiſte unterſucht würden, und beſonders die Pſalmen und die Schriften der Propheten: So würde gewiß die menſchliche Erkenntniß auch hierinnen mit vielen neuen Einſichten bereichert werden. Ich ſchließe dieſes daraus, daß man beſonders in dem poetiſchen Theile der Schrift Schönheiten findet, die in keinem menſchlichen Dichter gefunden werden. Eben deswegen beklage ich es oft, daß ſo wenig Ausleger derſelben mit den ſchönen Wiſſenſchaften und ihren Regeln bekannt geweſen ſind. Hätten die Meiſten von ihnen mehr guten Geſchmack gehabt: So würden wir auch die Offenbarung noch von viel andern Seiten kennen, als wir ſie wirklich kennen. Und wie viel würden nicht dadurch die Ueberſetzungen derſelben gewinnen?

Die Freygeiſter verachten die Schrift; aber wenn ſie dieſelbe nur als ein Werk des Geſchmacks leſen wollten: In welche Hochachtung und Bewunderung würde ſich nicht ihre Verachtung verwandeln? Betrachteten ſie dieſelbe bloß mit den Augen eines Longin: Welche Schönheiten würden ſie nicht darinnen entdecken! Wenn man in den Werken eines Miltons oder Klopſtocks Stellen antrifft, denen man aus allen Dichtern der alten und neuern Zeiten nichts an die Seite ſetzen kann: So häben ſie dieſe Vorzüge bloß den Vorzügen der Offenbarung vor allen menſchlichen Werken zu danken.

Ich beſchäfftige mich zuweilen mit der Offenbarung in der Abſicht, auch die ſchönen Seiten derſelben kennen zu lernen, und ich ſehe dieſe Art der Betrachtung als die Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung an. Und wie viel Vergnügen ſchöpfe ich nicht daraus, wenn ich ſehe, daß dieſe Kräfte unſrer Seele eben ſo viel Nahrung darinnen finden, als eine nach Wahrheit begierige Vernunft, oder ein Herz, das Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit liebe!

Ich will zum Beweiſe deſſen, was ich ſo ſtark empfinde, nur bey demjenigen anfangen, was ich in einer meiner letzten geheimen Betrachtungen dieſer Art an der Schrift bewundert habe, mit dem Vorſatze, meinen Leſern künftig auch noch andre Beweiſe davon mitzutheilen, und zugleich in der Hoffnung, daß ihre Hochachtung und Ehrfurcht gegen das beſte Buch, das wir haben, auch dadurch eine neue Stärke erhalten werde.

Glückliche und wohlgewählte Gleichniſſe ſind zu allen Zeiten für einen vorzüglichen Schmuck der Werke gehalten worden, die nicht allein unterrichten und beſſern, ſondern auch vergnügen und gefallen ſollen. Sie ſind eine von den angenehmſten Beſchäfftigungen des menſchlichen Witzes, indem die Entdeckung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten verſchiedner Gegenſtände allezeit mit einem unmittelbaren Vergnügen daran verbunden iſt. Gleichniſſe haben auch allezeit die Wirkung, daß ſie die Deutlichkeit unſrer Vorſtellungen erhöhen, und mehr Licht und Glanz darüber ausbreiten, als ſie auſſer der Vergleichung haben. Je richtiger, je neuer, und unerwarteter ſie ſind, deſto gröſſer iſt auch das Vergnügen, das ſie erwecken. Wer mit den ſchätzbarſten Werken des menſchlichen Witzes, und zugleich mit der Offenbarung bekannt und vertraut iſt, der wird wiſſen, daß dieſe beſonders auch in glücklichen Gleichniſſen unendlich reicher, mannichfaltiger und vollkommner iſt, als jene, und in der Anwendung derſelben alle Abſichten, um welcher willen ſie gebraucht werden können, beſſer erfüllet, als ſie.

Unterſuchet man die Abſichten, die man durch Gleichniſſe erreichen kann, ſo kann man einen vierfachen Endzweck derſelben angeben. Entweder ſie ſollen den verglichnen Gegenſtand bloß deutlicher und heller machen, und in eine Art anſchauender und ſinnlicher Erkenntniß verwandeln; oder ſie ſollen die Vorſtellungen davon erhöhen und einen lebhaften Begriff von ihrer Größe erwecken; oder ſie ſollen dienen, uns länger mit dem verglichnen Gegenſtande zu beſchäfftigen, und die Aufmerkſamkeit zu unterhalten, ohne ſie zu ermüden, damit die Vorſtellung davon unauslöſchlicher werde; oder ſie ſollen endlich die Begeiſterung vermehren und die Leidenſchaften ſtärker rühren und bewegen. Die Offenbarung pflegt gemeiniglich in ihren Gleichniſſen mehr als eine dieſer Abſichten zu vereinigen, allezeit auf die beſte Art und mit dem glücklichſten Erfolge.

Zu der erſten Art der Gleichniſſe wird nichts als Deutlichkeit, Richtigkeit und Genauigkeit erfodert, ob ſie gleich ihren Endzweck um ſo viel leichter und beſſer erreichen, je neuer und unerwarteter ſie ſind. Der Gegenſtand, von dem ſie hergenommen ſind, muß bekannt ſeyn, und die Aehnlichkeit in die Augen leuchten; er braucht keine Hoheit und Gröſſe zu haben, und der Ausdruck hat keiner beſondern Schönheit nöthig; zu viel Glanz könnte gar oft mehr ſchaden, als nützen. Ein vortreffliches Beyſpiel davon findet man bey dem Jeſaias. Er will den Stolz des aſſyriſchen Königs über ſeine Siege deutlich machen. Das Gleichniß, welches er ihm in dieſer Abſicht in den Mund legt, hat weder in dem Gegenſtande, von dem es hergenommen wird, noch in dem Ausdrucke etwas Groſſes und Prächtiges; aber in welch einem Lichte zeigt es denſelben nicht? *

Ich habe die Länder anders getheilt
Wie ein Mächtiger
Ihre Bewohner zu Boden geworfen.
Meine Hand hat funden die Völker,
Wie ein Vogelneſt,
Wie man Eyer aufrafft,
Hab ich alle Lande zuſammengerafft.
Da war niemand, der einen Flügel bewegte,
Oder mit aufgeſperrtem Schnabel ziſchte.

Was kann uns von dem Glücke und zugleich von der ſtolzen Einbildung dieſes Siegers eine

---

* Jeſ. 10, 14.

hellere und ſinnlichere Vorſtellung geben, als dieſes durch keine Kunſt erhöhte und verſchönerte Gleichniß, deſſen Ausdruck ſo voll edler Einfalt, voll bloſer Natur iſt, bloß dadurch ſo ſchön, daß es von einem Gegenſtände hergenommen wird, den man ſelten bemerkt, ob er gleich nichts Ungewöhnliches hat? Und wie viele Ideen macht es nicht auf einmal deutlich? Daß der Eroberer mit Geſchwindigkeit ſiegte; daß er ein gewaltthätiger Sieger war; daß er, ohne Widerſtand zu finden, überwand; daß er von ſeinen Triumphen aufſchwillt, und ſich weit über die Ueberwundnen hinwegſetzt, alles dieſes drückt das Gleichniß aus.

In dieſen Gleichniſſen, wenn ſie zumal Begriffe deutlich machen ſollen, die auſſerhalb den Sinnen liegen, beruht in Abſicht auf den Endzweck, den man dadurch erwecken will, auſſerordentlich viel auf der Art der Einrichtung, oder, wie die Kunſtrichter reden, auf der Oekonomie, wenn ſie zumal von ganz bekannten und gemeinen Gegenſtänden entlehnt ſind. Man kann die Wirkungen und Schickſale der Wahrheit, die nach der verſchiednen Beſchaffenheit und Empfänglichkeit der Menſchen nothwendig verſchieden ſind, mit den verſchiednen Wirkungen und Schickſalen eines auf verſchiednen Boden ausgeſtreuten Saamens vergleichen, und dieſe Vergleichung, wie ſie auch eingerichtet ſeyn mag, wird allezeit die Deutlichkeit unſrer Vorſtellung erhöhen. Aber niemand wird einen ſchönern Vortrag dieſes Gleichniſſes erfinden können, als denjenigen, den unſer beſter Lehrer erwählt hat. Er hat nämlich demſelben die Geſtalt einer Erzählung gegeben, und dadurch wird es nicht allein neu, ſondern auch unerwartet. Es bringt nicht allein mehr Deutlichkeit und Licht in unſre Vorſtellungen von dem göttlichen Worte, ſondern reizet und beſchäfftigt auch die Aufmerkſamkeit. Ein Säemann, der Saame, der verſchiedne Boden, worauf ihn der Säemann ausſtreut, der harte Weg, wo er von den Vögeln weggenommen wird, weil er nicht mit Erde bedeckt liegt, der Felſen, wo er keine tiefen Wurzeln ſchlagen kann, die Dornen, die ihn erſticken, und der gute Boden, wo er hundertfältige Früchte bringt: das ſind alles bekannte Gegenſtände; die Aehnlichkeiten zwiſchen den verſchiednen Wirkungen und Schickſalen des

Wortes und des Saamens ſind vollkommen richtig und leuchten in die Augen; der Ausdruck iſt ganz natürlich und ungekünſtelt; aber alle dieſe Eigenſchaften zuſammen hätten in der Form einer gewöhnlichen und ordentlichen Vergleichung nicht Reiz genug für die Aufmerkſamkeit gehabt; dieſen aber erhält ſie dadurch, daß ſie die Geſtalt einer Geſchichte empfängt. Jeder Theil derſelben erweckt Erwartung, und deſto heller wird das Licht, das ſie über unſre Vorſtellungen von dem Worte der Wahrheit ausbreitet, ſo bald wir nur die Abſicht und Erklärung davon ſehen.

Wie glücklich würde nicht der Unterricht der Unwiſſenden, der Einfältigen und der Kinder ausfallen, wenn die Lehrer derſelben ſolche Gleichniſſe zu erfinden, und ihnen beſonders die Geſtalt des Vortrags zu geben wüßten, die man in den Gleichniſſen des Erlöſers findet!

Die Offenbarung iſt den Gleichniſſen, deren vornehmſte Abſicht die Deutlichkeit, oder die Sinnlichkeit der Erkenntniß iſt, ſehr reich; ſie iſt dabey kurz und mannichfaltig; ſie häuft lieber Gleichniſſe auf Gleichniſſe, wenn es nöthig iſt, dem verglichnen Gegenſtande viel Licht mitzutheilen, als daß ſie dieſelben nach der Gewohnheit der Nationen, die weit kälter denken, als die Morgenländer, in weitſchweifige Beſchreibungen ausdehnen ſollte. Zuweilen läßt ſie dieſelben, wie ſie ſind, ohne ihnen, weil ſie von gemeinen und bekannten Dingen entlehnt werden, einen Glanz der Neuheit mitzutheilen; zuweilen aber thut ſie ſolches, wenn dadurch unſre Vorſtellung auſſer der gröſſern Klarheit auch mehr Stärke und Eindruck gewinnen kann. Zum Beweiſe dient folgendes Gleichniß, welches die Raubbegierde der in Judäa einfallenden Chaldäer ſichtbar und lebhaft vorſtellen ſoll: *

Sie ſind beißiger
Denn die Wölfe des Abends.

Die Vergleichung der Chaldäer mit Wölfen konnte ihre Raubbegierde ſinnlich genug abbilden; aber der glücklichgewählte Umſtand der Zeit macht den hohen Grad derſelben deutlich, und dadurch erhält die Vorſtellung ſelbſt mehr Leben und Stärke. Wie raubbegierig müſſen Wölfe nicht ſeyn, die bis auf den Abend gehungert haben! Eben

---

* Hab. 1, 8.

Eben ſo ſehr muß man die Schrift bewundern, wenn ſie eben dieſelben Gleichniſſe verändert und von neuen Seiten zeigt. Zephanja braucht das vorhin bemerkte Gleichniß von der Raubbegierde ungerechter Richter: *

Ihre Richter ſind wie Wölfe am Abend,
Die nichts laſſen bis auf den Morgen überbleiben.

Dieſer Zug malt den höchſten Grad der Raubbegierde. Die Aehnlichkeit zwiſchen beyden wird nicht entwickelt; die Deutlichkeit zwar würde durch die Entwicklung nicht leiden, aber die Stärke würde leiden. Da alle Gleichniſſe der Schrift gemeiniglich von der Natur oder von Begebenheiten, die bekannt genug ſind, hergenommen werden: So thun ſie ihre Wirkung auf alle Nationen und auf alle Zeiten.

Was die Gleichniſſe betrifft, welche unſern Vorſtellungen Hoheit und Gröſſe mittheilen ſollen: So iſt kein Homer, kein Pindar, deſſen Vergleichungen die Gleichniſſe der Schrift übertreffen, oder erreichen könnten. Alles was in der Natur erhaben und groß iſt, die Ceder, der Palmbaum, der Carmel, der Libanon, der

---

* Zephan. 3, 3.

der Baſan mit ſeinen vielen Hügeln, das Weltmeer mit ſeinen Waſſerwogen wird zu ſolchen Vergleichungen gebraucht. Wenn die unbegreifliche Hoheit der Gedanken Gottes gegen die Gedanken der Menſchen vorſtellig gemacht werden ſoll: So wird die Höhe des Himmels gegen die Höhe der Erde gerechnet zum Maaßſtabe genommen: *

So viel der Himmel höher iſt denn die Erde,
So ſind auch meine Wege höher, denn eure Wege
Und meine Gedanken, denn eure Gedanken.

Wie verliert ſich nicht die Erde, dieſer Punkt der anderwärts mit einem Stäublein in der Waage verglichen wird, in der unermeßlichen Höhe des Himmels! Ich will von dieſer Art Gleichniſſe nur eins noch aus dem neunzehnten Pſalme anführen, das theils zuſammengeſetzt, theils in ſeiner Ausführung auſſerordentlich bewundert zu werden verdient. Es enthält derſelbe eine verborgne Vergleichung der Wirkungen des Wortes Gottes mit dem moraliſchen Eindrucke, den billig die Werke der Schöpfung auf jeden menſchlichen Geiſt machen ſollten. Ich nenne ſie

---

* Jeſ. 55, 8. 9.

ſie eine verborgne Vergleichung, weil ſie durch kein Gleichwie und Alſo ausgeführt wird. Sie iſt aber beſtimmt, unſre Vorſtellungen von den Wirkungen geoffenbarter Wahrheiten zu erhöhen. Der göttliche Sänger braucht alſo das Erhabenſte, was der Menſch auſſer dem unmittelbaren Worte Gottes denken kann, die Schöpfung. Wie die ganze Natur das menſchliche Geſchlecht von dem Daſeyn und von den Vollkommenheiten Gottes unterrichtet; wie dieſer Unterricht allgemein und für alle Völker veranſtaltet iſt; die Sonne die ganze Erde erleuchtet, und ihr Licht mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit von einem Ende derſelben bis zum andern verbreitet, und durch ihre Hitze alles erwärmet: Alſo iſt es auch mit den Wirkungen der Offenbarung beſchaffen. Eine ſolche Vergleichung muß die Seele erheben; die Aehnlichkeiten des Wortes Gottes mit dem, was in der Natur das Gröſte iſt, ſtralen in die Augen. Allein wenn ſie an ſich ſchon groſſe Begriffe davon erwecken müſſen: Wie ſehr wird nicht dieſe Wirkung durch die Art des Vortrags verſtärkt! David iſt ganz Begeiſterung; er ſcheint an keine Vergleichung zu denken; allein der plötzliche

Uebergang von den majeſtätiſchen Werken der Schöpfung zum Worte Gottes zeigt deutlich genug an, daß er beyde Gegenſtände zuſammen und in der Aehnlichkeit gedacht habe, die ſie mit einander haben. Die Pracht des Ganzen wird beſonders noch mehr durch einige Nebengleichniſſe erhoben, die er in die Hauptvergleichung einrückt. Dieſes ſind die Vergleichungen der aufgehenden Sonne, mit einem Bräutigam, der in vollem Schmucke aus dem Brautgemache hervorgeht, und ihre Geſchwindigkeit mit dem geſchwinden Fortgange eines freudigen Helden. Die Ideen eines Bräutigams, der aus dem Brautgemache kömmt, und eines freudigen und in ſeinen Unternehmungen ſchnellen Helden haben ſowohl Anmuth als Größe.

Der Herr ſchuf mitten in der Welt
Der Sonn ein majeſtätiſch Zelt.

Früh ſtreut ſie, daß der Tag erwache,
Der Morgenröthe Stralen aus,
Sie prangt: So tritt vom Brautgemache
Der frohe Bräutigam heraus.
Sie läuft den Weg, den Gott gebeut,
Mit Freuden, wie ein Held ſich freut.

Ein kürzeres, aber eben ſo bewundernswürdiges Gleichniß von der erhabnen Art finden wir in dem majeſtätiſchen Lobgeſange Moſis, den er kurz vor ſeinem Tode ſang. Denn ſo vergleicht er die zärtliche Sorgfalt Gottes gegen die Iſraeliten *

Wie ein Adler ausführt ſeine Jungen
Und über ihnen ſchwebet.
Er breitete ſeine Fittige aus
Und nahm ihn und trug ſie auf ſeinen Flügeln.

Ich kann mich bey der dritten Art der Gleichniſſe nicht ſehr verweilen, um nicht allzuweitläuftig zu werden. Ein Leſer braucht nur die Beſchaffenheit derſelben zu kennen; er darf nur wiſſen, daß die Vergleichungen, die vorzüglich die Abſicht haben, die Aufmerkſamkeit zu erwecken oder zu unterhalten, und zugleich die Ermüdung des Geiſtes zu verhüten, mehr von anmuthigen und reizenden, als von erhabnen oder großen Gegenſtänden hergenommen werden müſſen; davon darf er nur unterrichtet ſeyn, um faſt überall in den Propheten die ſchönſten Gleichniſſe dieſer Art zu entdecken. Selten ſind ſie weitläuftig ausgebildet, welches andre

---

* 5 B. M. 32, 11.

Schriftſteller zu thun pflegen; aber ihre Kürze iſt in der Natur unſrer Seele gegründet. Wenn ihre Aufmerkſamkeit nicht aus einer ganz auſſerordentlichen Luſt und Sehnſucht nach einem Gegenſtande entſpringt, ſo ermüdet der Verſtand bey einer anhaltenden Betrachtung ähnlicher Verhältniſſe eben ſo leicht, als das Auge von einem lange unverwendeten Anblicke eines Dinges ermattet. Aus eben dieſem Grunde häufet die Schrift lieber mehr Gleichniſſe zuſammen, als daß ſie eins zu ſehr ausbilden ſollte, weil zumal in dem, was Vergnügen und Schmuck betrifft, Verſchiedenheit und Abwechslung die beſte Wirkung thun.

Doch ich eile zu denen Gleichniſſen, deren vornehmſte Beſtimmung die Erweckung und Beſchäfftigung unſrer Leidenſchaften iſt. Wer mit den Werken des bloß menſchlichen Genies oder Witzes bekannt iſt, der weiſt, daß auch groſſe Geiſter in dem Gebrauche derſelben ſehr unglücklich zu ſeyn pflegen. Gemeiniglich ſchwächen ſie den Affect und die Begeiſterung mehr, als ſie dieſelbe erhöhen. Wie weit werden ſie nicht von der Schrift und ihren göttlichen Verfaſſern übertroffen! Sie kennen die Gegenſtände

ſtände, deren Anblick oder Erinnerung eine unmittelbare Wirkung auf die menſchlichen Leidenſchaften hat; ſie wiſſen ſie von der Seite zu zeigen, wo ſie am geſchwindeſten rühren und hinreiſſen; ſie wiſſen zu verhüten, daß man nicht den verglichnen Gegenſtand über den, mit dem er verglichen wird, oder dieſen über jenen vergeſſe, und ſich mit dem einen oder mit dem andern zu ſehr und zu anhaltend beſchäfftige: Gleichwohl wiſſen ſie es auch ſo einzurichten, daß die Vergleichung, die einen Affect erwecken oder vermehren ſoll, keine ruhige und kalte Gegeneinanderhaltung zween verſchiedner Gegenſtände ſey; man ſieht gar nicht, daß ſie ſich mit einem ausdrücklichen Vorſatze vorgenommen haben, zu vergleichen; die Gleichniſſe entſpringen aus ihrer eignen Begeiſterung; ſie ſind von dem Gegenſtande, mit dem ſie vergleichen, ſowohl gerührt, als von dem, den ſie mit ihm zuſammenhalten. Zum Beweiſe aller dieſer Anmerkungen will ich mich nur auf ein einziges Beyſpiel aus dem Propheten Joel berufen. Er will durch die angedräute Plage der Heuſchrecken die Leidenſchaften der Furcht, des Schreckens und der Angſt in Bewegung bringen,

gen, und dieſe Abſicht ſucht er beſonders auch durch ein ſchreckendes Gleichniß zu erreichen. Er wählt dazu die Verwüſtungen, die ein grauſamer Krieg anrichtet, und mit dieſen vergleicht er die fürchterlichen Folgen dieſer Plage. Man begreift leicht, daß ein ſolches Gleichniß etwas von der Art und Beſchaffenheit der im Vorhergehenden betrachteten Gleichniſſe an ſich habe. Es iſt daſſelbe einer verſchiednen Oekonomie und Ausbildung fähig. Der Prophet konnte alle Aehnlichkeiten, welche die Verwüſtungen des Krieges mit den Folgen der Heuſchreckenplage haben, auf einen Haufen häufen, und ſodann dieſe durchgehen, und die Gleichheit mit jenen zeigen, oder er konnte auch auf eine umgekehrte Art verfahren. Allein er möchte es auf dieſe oder jene Weiſe angefangen haben: So würde, ſo ſchön auch der Ausdruck, ſo feurig und begeiſtert er auch geweſen wäre, doch die eigentliche Abſicht des Gleichniſſes entweder nicht, oder ſehr unvollkommen erreicht worden ſeyn. Die Einbildung, durch welche er auf das Herz wirken muß, würde ſich vielleicht mit den Verwüſtungen des Kriegs mehr als mit der gedräuten Heuſchreckenplage beſchäfftigt haben.

ben. Deswegen geht auch der Prophet die verſchiednen Aehnlichkeiten zwiſchen beyden göttlichen Strafen in verſchiednen Abſätzen durch, und ſo, als wenn er das Fürchterliche der Heuſchrecken und ihrer Verwüſtungen in vielen Gleichniſſen ſichtbar, gegenwärtig und lebhaft zu machen ſuchte. Es kann nichts ſchöner und bewundernswürdiger ſeyn, als die ſtufenweiſe Vertheilung der verſchiednen Aehnlichkeiten zwiſchen beyden Zorngerichten. Ich will verſuchen, die ganze Stelle in reimfreye recitativiſche Strophen zu überſetzen:

Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer,
Nach ihm eine brennende Flamme.
Wie ein Eden iſt vor ihm das Land,
Hinter ihm gleichts einer öden Wüſte.
Niemand wird vor ihm entrinnen.
An Geſtalt den Roſſen ähnlich
Rennen ſie wie Reuter.

Sie ſprengen über die Gebürge,
Wie die Wagen raſſeln,
Wie die Flamm im Strohe lodert.
Wie ein mächtig Volk zum Streit gerüſtet.

Die Völker werden ſich vor ihm entſetzen,
Bleich ſind aller Angeſichte
Wie die Töpfen.

Sie werden laufen wie Rieſen
Und wie Krieger die Mauern erſteigen;
Jeder wird vor ſich dahinziehn
Eilen und nicht ſäumen.

Keiner wird den andern irren,
Keiner weicht aus ſeiner Ordnung.
Sie werden durch die Waffen brechen
Und nicht verwundet werden.
Sie werden in der Stadt
Durch alle Gaſſen fliegen,
Auf den Mauern laufen,
In die Häuſer ſteigen,
Und gleich den Dieben
Durch die Fenſter brechen

Vor ihm zittert das Land
Und bebet;
Himmel, Sonn, und Mond
Werden finſter,
Und die Sterne verhalten
Ihren Schein.

Acht und funfzigſtes Stück.

So ſorgfältig ſich auch Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder beſtreben mögen, ſie von ihrer erſten Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr

Herz verderben, oder die angebohrne Unordnung deſſelben unterhalten und vermehren kann; ſo nothwendig es auch iſt, ſehr frühzeitig mit denſelben als mit vernünftigen Weſen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueberlegung fähig ſind: So iſt es dennoch beynahe unmöglich, dieſe wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch ſchmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben ſo unläugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von Natur ſehr verſchiednen Charakteren der Kinder einige der Züchtigungen mehr, und andre derſelben weniger bedürfen. Die Leidenſchaft der Furcht, wenn ſie wohl regiert wird, kann eben ſo vortreffliche und glückliche Wirkungen haben, als die Liebe. Was fürchtet aber die Natur mehr, als Schmerzen, und wer fürchtet dieſe heftiger, als Kinder, bey denen die Sinnlichkeit und Empfindlichkeit des Körpers weit gröſſer, als bey Erwachſnen iſt? Aeltern ſollten alſo die Ausſprüche Salomons nie vergeſſen: *Ruthe und Strafe giebt Weisheit; aber ein Knabe ſich ſelbſt gelaſſen ſchändet ſeine Mutter. Züchtige deinen Sohn, ſo wird er dich ergetzen. Ein Kna-*

de läßt ſich mit Worten nicht züchtigen; denn ob ers gleich verſteht, ſo nimmt ers ſich doch nicht an.

Unterdeß wiſſen ſich die wenigſten der härtern Mittel der Erziehung recht zu bedienen. Oft ſchaden ſie durch den unverſtändigen Gebrauch der Strafe mehr, als ſie nützen; und ich habe Kinder gekannt, welche die ohne Mäßigung und Regel gebrauchte Härte verderben hat. Was hilft auch die beſte Abſicht, wenn bey der Ausführung Weisheit und Vernunft fehlt?

Die Schmerzen, welche man durch die Züchtigung verurſacht, ſollen gewiſſe Fehler und Untugenden verbeſſern, und die Kinder ſollen durch die Furcht, ſie wieder zu empfinden, bewogen werden, ſie zu unterlaſſen, und deswegen auf ihre Hendlungen aufmerkſamer zu ſeyn. Weil es aber billig iſt, daß man niemanden der Empfindung des Schmerzes ausſetze, wenn die Abſicht deſſelben durch andere Mittel erreicht werden kann: So iſt offenbar, daß er entweder das äuſſerſte oder das ſicherſte Mittel ſeyn müſſe. Aus dieſen beyden Grundſätzen laſſen ſich alle Regeln herleiten;

die man bey der Züchtigung der Kinder zu beobachten hat.

Man hat alſo zuförderſt auf die Beſchaffenheit des Schmerzes ſelbſt zu ſehen. Billig muß es ein ſolcher Schmerz ſeyn, der den Erfolg wirklich hervorbringen kann, den man wünſcht. Dazu iſt nöthig, daß er nicht ſowohl ſtark, als vielmehr anhaltend und fortdauernd ſey. Ein Schmerz, der wegen ſeiner plötzlich vorübergehenden Empfindung leicht vergeſſen wird, kann nur einen ſehr ſchwachen Eindruck im Gemüthe zurücklaſſen. Aus dieſem Grunde muß man ſehr ſelten, oder, welches beſſer iſt, niemals mit der bloßen und flachen Hand ſtrafen. Der Schmerz der dadurch verurſacht wird, iſt mehr Betäubung, als Empfindung, und faſt in eben dem Augenblicke vorüber, in welchem der Schlag aufhört. Folglich verdient die Empfindung, welche eine Ruthe verurſacht, die aber aus ſehr dünnen und von allen Knoten gereinigten Sproſſen gebunden ſeyn muß, den Vorzug nicht ſowohl darum, weil von einem vorſichtigen Gebrauche derſelben niemals eine dem Körper nachtheilige Beſchädigung zu befürchten iſt, als vielmehr darum, weil ſie mehr Theile deſſelben trifft und eine Empfindung verurſacht, die länger anhält. Unterdeß muß ſowohl die Heftigkeit als die Dauer dieſer Züchtigung ſo eingerichtet werden, daß man allezeit nach der verſchiednen Beſchaffenheit der Untugenden, die man dadurch auszurotten wünſcht, verſchiedne Grade der Strafe haben möge.

Schmerzhafte Beſtrafungen ſollen nur die letzte und die ſicherſte Zuflucht derer ſeyn, welche ſich mit der Erziehung der Kinder beſchäftigen. Alſo werden auch nur gewiſſe Arten von Fehlern und Untugenden, die am meiſten ihrer künftigen Folgen wegen zu fürchten ſind, damit geahndet und verbeſſert werden müſſen, und man darf ſie nicht bey denen gebrauchen, die ſich durch andre und gelindre Mittel heben laſſen. Ja man muß ſich ihrer auch bey jenen nicht eher bedienen, als bis man alle gelindern Mittel vergebens verſucht hat. Alles kömmt vornehmlich auf die Unterſuchung des Grades von Bosheit und Muthwillen an, der ſich in ihren Untugenden äußert. Entſpringen ſie aus den von der Kindheit unzertrennlichen Unvollkommenheiten, die kein vorſetzlich böſes Herz beweiſen, aus der ihr natürlichen Flüchtigkeit, Unbeſtändigkeit, Veränderlichkeit, Zerſtreuung und aus andern ähnlichen fehlerhaften Eigenſchaften, oder haben ſie gar ihren Grund in einer kränklichen Leibesbeſchaffenheit: So wird die Züchtigung der Ruthe ſehr ſelten, und ſo zu ſagen, nur im äußerſten Nothfalle gebraucht werden dürfen, damit ihr Wille ſich ſelbſt mehr anſtrenge, wider die beſtraften Fehler zu kämpfen. Allein die meiſten ſolcher Unvollkommenheiten laſſen ſich durch eine weiſe Nachſicht, durch Geduld und Aufmerkſamkeit, und durch die gute Art heben, mit welcher ſie beſchäfftigt und unterrichtet werden, und überdieß verändern ſie ſich ſelbſt durch die Zeit. Es iſt daher unvernünftig und grauſam, beſonders in ihren erſten Jahren mit der Ruthe deswegen zu züchtigen, weil ſie nicht ſo lange einerley Gedanken verfolgen können, als Erwachſne, nicht immer auf einer Stelle ſtille ſitzen, leicht durch äußerliche Eindrücke zerſtreut werden, und von einem Gegenſtande zum andern eilen. Nur alsdann wird ſolches nöthig ſeyn können, wenn ſich mit dieſen fehlerhaften Eigenſchaften eine offenbare Bosheit des Willens verbindet.

Nach der Erfahrung, die ich durch eine vieljährige Aufmerkſamkeit erlangt habe, ſind die Lügenhaftigkeit und der Mangel der Aufrichtigkeit, die Rachbegierde, die Feindſeeligkeit und die Schadenfreude, der Neid und ein hartnäckiger Eigenſinn, welcher beſonders durch ein boshaftes Geſchrey ſeine Endzwecke zu erreichen ſucht, die Störrigkeit, und die Tücke diejenigen Untugenden, die vor andern einen zugleich weiſen und ſtrengen Gebrauch der Ruthe erfodern. Selten richten bloſſe Vorſtellungen genug wider ſie aus; denn ob ſie gleich ein Knabe verſteht, ſo nimmt er ſichs doch nicht an. Allein da zu befürchten iſt, daß ſolche Laſter durch die ſtrengſten Züchtigungen allein nicht gehoben werden können: So müſſen Aeltern und Lehrer vornehmlich alle die Gelegenheiten und Veranlaſſungen zu verhindern ſuchen, wodurch ſie gereizt und in ihrem Wachsthume befördert werden, und man muß, ſo viel nur möglich iſt, die vorläufigen Urſachen hinwegzuſchaffen bemüht ſeyn, auch, wenn es angeht, ihnen die Gegenſtände entziehen, gegen welche ſie ſich zu äußern pflegen. Leider ſind die meiſten Aeltern ſelbſt an dieſen ſo ſchändlichen Untugenden ihrer Kinder ſchuld, und zwar durch die unverſtändige Freude die ſie über die Boßheiten ihres erſten oder zweyten Jahres äußern, indem ſie dieſelben für allerliebſte Artigkeiten, oder für Kennzeichen eines anfangenden Witzes halten. Ich zittre faſt allezeit, wenn ich einen Vater oder eine Mutter ihr Kind einen kleinen loſen Schelm nennen höre.

Wenn die Züchtigung mit der Ruthe für nöthig und unentbehrlich geachtet wird: So muß die Abſicht derſelben von den Kindern nicht verkannt, und nicht mit andern unrechtmäßigen Urſachen verwechſelt werden können. Manche Aeltern und Lehrer züchtigen auf eine ſolche Art, daß die Kinder, welche ſich eben ſo gern mit ihrer Unſchuld ſchmeicheln, als große und erwachſne Sünder, beynahe auf die Gedanken kommen müſſen, daß ihre Züchtigungen bloß aus dem übelaufgeräumten Weſen, aus der Verdrießlichkeit und aus dem Eigenſinne ihrer

Vorgeſetzten entſpringen. Dieſes pflegt ſehr leicht zu geſchehen, wenn dieſe wirklich gegen die Untugenden, die ſie beſtrafen, ſich zuweilen in einem hohen Grade aufgebracht, zuweilen aber ganz gleichgültig und unempfindlich bezeigen. Und was können auch Kinder aus einem ſo ungleichen Verhalten anders ſchließen? Wie kann der nöthige Abſcheu an dem beſtraften Fehler erweckt und kräftig werden? Sie müſſen alſo aus unſerm ganzen Verhalten deutlich ſehen können, daß man ſie bloß aus einem gerechten und verdienten Abſcheue an ihren Unordnungen ſtrafe, und wenn ſie nur einiges Gebrauches der Vernunft mächtig ſind: So muß man ihnen begreiflich zu machen ſuchen, daß man ſie aus Liebe und zu ihrem Beſten züchtige. Eben deswegen ſollten Aeltern vornehmlich ſich ſelbſt den Gebrauch der Ruthe vorbehalten; theils weil ſie von den Kindern am meiſten geliebt werden; theils weil ſie natürlicher Weiſe unter der Züchtigung ſelbſt am meiſten Zärtlichkeit und Liebe gegen ſie zu äußern pflegen. Zum wenigſten müſſen andre dieſes Mittel der Erziehung nicht gebrauchen dürfen, ohne ſich durch ihr vorhergehendes Betragen ihrer Zuneigung und Liebe verſichert zu haben. Die erwünſchte Wirkung ſchmerzlicher Beſtrafungen wird um ſo viel glücklicher erhalten werden, je deutlicher die Kinder ſehen, daß man ungern und gezwungen ſtraft.

Jede Untugend, die man durch den Gebrauch der Ruthe zu verbeſſern ſucht, muß vorher ſchon mit harten und ſtrengen Geberden und Worten beſtraft worden ſeyn. Wenn er alsdann noch nöthig iſt: So wird der Erfolg befördert und erleichtert, wenn man nicht ohne eine gewiſſe Art von Zurüſtung und Feyerlichkeit ſtraft. Die Aeltern können ſich in der Gegenwart des ſchuldigen Kindes von der Nothwendigkeit ſchmerzlicher Strafen unterreden. Die Mutter kann vielleicht alles anführen, was ſich etwa zur Entſchuldigung deſſelben ſagen läßt, und der Vater, der eben ſo ſehr, als ſie geliebt, noch mehr aber gefürchtet werden muß, kann ſie widerlegen, und ſie muß die Richtigkeit der Widerlegung eingeſtehen. Man muß die Strafe ankündigen; man muß ſich mit groſſem Ernſte erklären, daß man vor der Vollziehung derſelben keine Abbitten annehmen wolle; man muß ihm ſagen, wenn die Furcht es zu Thränen bewegt, daß man dadurch nicht gerührt werden dürfe, weil Ermahnungen und Warnungen ſo lange keinen Eindruck gemacht hätten. Man muß die Beſtrafung wirklich anfangen wollen. Vielleicht wirkt alles dieſes ſo ſehr auf das ſchuldige Kind, daß man die Züchtigung ſelbſt noch aufſchieben kann. Aber alsdann muß auch die Vergebung von einer gewiſſen Feyerlichkeit begleitet werden. Das Geſicht muß einen gleichen Ernſt behalten; man kann ſich aber das Anſehen geben, als wenn man nachdächte und ſelbſt unſchlüßig wäre, damit der im Kinde erweckte Affect der Reue und Furcht nicht ſo gleich verſchwinde, und der Eindruck zunehme. Man muß ſich einige Zeit bitten laſſen, und vorher veranſtaltet haben, daß Fürbitten eingelegt werden.

Wenn man das erſtemal zu dieſem unangenehmen Mittel greifen muß: So muß zwar die Beſtrafung nicht den äußerſten Grad der Empfindlichkeit erreichen; aber ſie ſoll doch billig in einem hohen Grade empfindlich ſeyn, damit die Erinnerung an ſie deſto mehr

Gewalt über den Willen haben möge. Iſt die Empfindung zu ſchwach: So kann ein Kind, wofern es zumal nicht ſehr gutgeartet iſt, den geringen Schmerz verachten, und ſich einbilden, daß jede Strafe eben ſo leicht überſtanden werden könne.

Nach der vollzognen Beſtrafung müſſen die Kinder nicht ſo gleich wieder zu ihren gewöhnlichen Beſchäfftigungen und Ergetzungen zugelaſſen werden, damit ſie nicht die Kunſt lernen, ſich nach der Erduldung ſolcher Schmerzen zu zerſtreuen. Aeltern und Lehrer müſſen ſich vielmehr bemühen, das Andenken der Schuld, die ihnen die Züchtigung zuzog, zu erneuern, ſie von der Nothwendigkeit der Strafe zu überführen, ihnen, wenn es der Umfang ihrer Ideen zuläßt, die Folgen der beſtraften Fehler bekannt zu machen, ihnen, wenn ſie ſich aufmerkſam und gelehrig beweiſen, ein für ſie beſorgtes und liebreiches Herz zu zeigen, ſie von der Nichtigkeit des Vergnügens, welches ſie in ihrem Fehler ſuchten, zu unterhalten, ihnen Mittel an die Hand zu geben, wie ſie ſich vor den Rückfall in den beſtraften Fehler bewahren können und ſie auf das nachdrücklichſte zu verſichern, daß mit ihrer Beſſerung auch die väterliche oder mütterliche Zuneigung gegen ſie wieder zunehmen werde.

Beſonders muß mit Sorgfalt verhütet werden, daß die Kinder nach empfangner Strafe kein Mittleid finden. Faſt alle Wirkungen derſelben, welche ihre Verbeſſerung befördern konnten, ſind verloren, wenn ſie verdienter Schmerzen wegen beklagt werden. Sie werden dadurch zur Liebe gegen diejenigen verwöhnt, welche ihren unordentlichen Leidenſchaften ſchmeicheln und ihre Ausſchweifungen verbergen können, haſſen hingegen die, ſo ihren unordentlichen Willen zu ihrem wirklichen Beſten zu brechen ſuchen. Eben deswegen muß man ſeinen Bedienten alles Mitleiden mit ihnen auf das allerernſtlichſte unterſagen; denn wenn man ſich auf ſie verlaſſen könnte, daß ſie etwas mit guter Art thun könnten: So ſollte man ihnen noch dazu befehlen, eine Art von Gleichgültigkeit und Geringſchätzung gegen die Kinder anzunehmen, welche ſich das Misfallen ihrer Aeltern zuziehen. Allein ſo weit darf man gemeiniglich nicht gehen.

Ein ſtolzer Schriftſteller wird ſich nicht zu einer ſolchen Materie erniedrigen; allein ein Aufſeher, deſſen erſte und beſtändige Abſicht der Nutzen ſeiner Leſer ſeyn muß, darf ſich keinen Stolz erlauben, und nichts, was einen moraliſchen Einfluß, auf das allgemeine Beſte haben kann, ununterſucht und unempfohlen laſſen, ſo alltäglich und gemein es einigen ſcheinen mag, da zumal ſehr oft eben das am unbekannteſten iſt, was jedermann wiſſen und ausüben ſollte.

Neun und funfzigſtes Stück.

Es iſt nunmehr die Feyer des Feſtes wieder da, welches beſtimmt iſt, unſer Andenken an die Geburt des Erlöſers der Welt zu erneuern. Eine groſſe Begebenheit, von der unendlich viel abgehangen hat! Durch ſie wurde die Göttlichkeit der moſaiſchen Religion beſtätigt; durch ſie wurde die Wahrhaftigkeit Gottes gerechtfertigt, und die Zeit, der Ort, und alle Umſtände dieſer Geburt verbinden zum Glauben an eine Lehre, welche dem ganzen Erdkreiſe eine neue Geſtalt gegeben den hat. Der Geburtstag Jeſu Chriſti verdienet billig als der Geburtstag der Kirche betrachtet zu werden. Wer die erſtaunlichen Folgen deſſelben, die Verſöhnung der Gefallnen, die Vertilgung der Abgötterey, die Ausbreitung der göttlichſten Wahrheiten, und tauſend andre Wohlthaten erwägen will, die wir dem Evangelio ſchuldig ſind, der wird keiner Aufmunterung zu einer würdigen Feyer dieſes Feſtes bedürfen! Mit welchen Empfindungen der Freude, der Anbetung und der Dankbarkeit ſollte es nicht von allen Bekennern des chriſtlichen Namens gefeyert werden! Ich wünſche mit Eifer, daß nachſtehende Ode etwas dazu beytragen möge!

Nimm deine Pſalter, Volk der Chriſten!
Was ſchlummerſt du in todten Lüſten?
Erwach aus deiner ſtummen Ruh!
Ein hoher Tag kömmt! Nimms zu Ohren!
Er ruft dir: Gott iſt dir gebohren!
Gott iſt ein Kind und weint wie du!
Den Ewigen, der nun auch Menſch iſt, zu ehren,
Vereiniget euch mit frohlockenden Chören!
Wer dankt nicht ſeinem Retter gern?
Bringt Ehre dem HErrn! Bringt Ehre dem HErrn!

Ich will mit euch zum Hauſe wallen,
Wo er uns gern ſieht niederfallen,
Und hier dieß Kind mit euch erhöhn.
Sein Nam iſt HErr! Ich dank und ſinge!
Der HErr allein thut große Dinge
Und größre ſollen wir noch ſehn!
Der Ewige hat ſich uns herrlich erzeiget!
Der Himmel iſt wieder zur Erde geneiget,
Auf die ihr Richter gnädig ſieht!
Dieß dank ihm auch, Menſch, und bring ihm dein Lied!

Zwar was kann ihm der Menſch erwiedern?
Wenn dankt er gnug? In allen Liedern
Erhöhn die Thronen ihn zu ſchwach.
Sie wiſſens und lobſingen weiter.
Sey mein Geſang, ſey ihr Begleiter,
Und fleug dem Lied der Thronen nach!
Verliere dich in der Unſterblichen Chören!
Der Menſchenfreund wird dich bemerken und hören,
Er weiß, daß er ward, was ich bin;
Fleug alſo mein Lied, voll Zuverſicht hin!

Nun eilts; doch Wege gleich den Wüſten
Wo niemand wandelt. Noch ſind Chriſten?
Und in mein Lied ſtimmt niemand ein?
Nur einzeln und von wenig Frommen
Seh ich noch Dankgeſänge kommen;
Sonſt ſängt, ihr Himmel, ganz allein.
Der Tag, den die Seraphim ewig erneuern,
Erkaufte die Menſchen! Wir müſſen ihn feyern!
Um uns verließ Gott Thron und Reich.
Der Ewige ward nur Sterblichen gleich.

Das ward er, Feinde zu befreyen,
Die ſtets noch ſeine Huld entweihen,
Aufrührer macht der HErr ſo groß!
Wir, unſers Schöpfers letzte Kinder,
Wir ſehn uns — (Und wir waren Sünder!)
Durch ihn ſelbſt in der Gottheit Schoos!
Die herrlichſten Geiſter, Gewalten u. Thronen,
Die unten am Stuhle des Ewigen wohnen,
Sie, die dieß hohe Wunder ſahn,
Erſtaunten dafür und beteten an.

Was für geheimnisvolle Liebe
Die Gott fühlt! Ja! Gott iſt die Liebe!
Doch, Menſchen ſagt, was ihr denn ſeyd?
Gebt ſeinem Lob das ganze Leben;
Noch habt ihr nichts zurück gegeben,
Und ihr ſchweigt, ſelbſt wenn Gott ſich freut?
Er freuet ſich, wenn er zur Rechten im Throne
Die Menſchheit erblicket, verherrlicht im Sohne,
Auch euer Vater will er ſeyn,
Und ihr, ihr wolltet kein Danklied ihm weihn?

Ihr erſten Zeiten ſeyd verſchwunden,
Wo noch die Chriſten das empfunden,
Was Lieb und Andacht fühlen ſoll!
Da war doch ſtets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufſteigender Geſänge voll?
Ein heiliges Echo der feyernden Lieder
Erſchallte herab, da lobſangen ſie wieder,
Ein jeder war ganz Dankbarkeit!
Nun biſt du nicht mehr, du ſeelige Zeit!

Der Chriſten Augen ſind geſchloſſen;
Mit einem tiefen Schlaf umfloſſen,
Ruhn ihre Seelen Todten gleich.
Um eitle Güter zu erwerben,
(Treuloſe Sklaven, wenn ſie ſterben,)
Vergeſſen ſie ein ewig Reich.
Vor ſchmeichelnden Freuden, vor niedrigen Sorgen
Bleibt ihrem Geſichte die Hoheit verborgen,
Die doch den Menſchen Gott verliehn,
Doch denen nur, die dem Eiteln entfliehn.

Dieß aber wollen ſie nicht wiſſen!
In gleichen dicken Finſterniſſen
Lag ſonſt, Immanuel, dein Land.
Als du nun bald erſcheinen ſollteſt,
Und deinen Himmel neigen wollteſt,
Da war kein Wunſch nach dir entbrannt.
Judäa lag ſchlummernd und ohne Verlangen,
Den nahen erbeteten Gott zu empfangen!
Der, der ſich nicht den Vätern gab,
Steigt ungewünſcht zu den Enkeln herab.

Die Väter und Propheten ſchliefen,
Die ihn herab zur Erde riefen:
Wenn neigſt du doch den Himmel, Gott?
Bald wurden die ſo vielen Zeiten,
Da er nicht kam, wie Ewigkeiten.
Schon triumphirte Satans Spott:
„Jahrhunderte ſterben, und werden gebohren,
„Und ſterben. Nun ſind doch die Menſchen verlohren!
„Ihr Held und Retter kömmt nun nicht.
„Ich ſeh, daß auch Gott reut, was er verſpricht.

„Nun iſt bald mein Triumph vollkommen.
„Nun wird mein Raub mir nicht genommen.
„Der Löw aus Juda iſt nicht da.
„Liegt Davids Stamm nicht ganz zerbrochen?
„Aus dieſem ward mein Feind verſprochen.
„Ja, meiner Herrſchaft Zeit iſt nah.
„Umſonſt hab ich nicht die Gefallnen verklaget,
„Umſonſt hab ich nicht die Empörung gewaget!
„Bald hab ich, was ich ſtets geglaubt,
„Ich, Satan, Gott ſeine Menſchen geraubt.

„Hab ich nicht überall Altäre?
„Und werden nicht zu meiner Ehre
„Selbſt Menſchenopfer angebrannt?
„Um nun mein Werk ganz zu vollenden,
„Will ich, Judäa, dich verblenden,
„Noch haſt du Gott nicht ganz verkannt.
„Dann will ich mich über den Ewigen ſetzen;
„Der Himmel ſolls ſehen, und ſoll ſich entſetzen!
„Der bleib ihm ſklaviſch unterthan!
„Der Erdkreis iſt mein; der betet mich an!

Die Schöpfung zittert. Doch Gott ſchweiget
Der Gott war und Gott iſt. Er neiget
Geheimnißvoll ſein Haupt zum Sohn.
Die Schöpfung, die vor Abſcheu bebte,
Empfand dieß Schweigen Gottes, lebte,
Und ließ den Sklaven Gottes drohn.
Damit ihm Judäa bald unterthan werde,
Durchwandelt indeſſen der Stolze die Erde,
Sieht ſich verehrt in Holz und Stein,
Und glaubt ſchon der Gott der Erde zu ſeyn.

Nun ſieht es Jakobs Erbe liegen,
Sieht ſeine Herrſcher mit Vergnügen,
Denn die entſagten längſt dem HErrn.
Das Volk; mit Satzungen beſchweret,
Die ſie ſein Moſes nicht gelehret,
Trägt ſeiner Treiber Laſten gern.
Stolz giebt er den Großen, und über dem Volke
Hängt Dummheit in einer einſchläfernden Wolke;
Voll Laſter, voll Unwiſſenheit,
Wie iſt nicht dein Land, Meſſias, entweiht!

Der Satan ſieht den Stamm von Jeſſen,
Wie er zerſtört liegt! So vergeſſen,
Daß man kaum ſeine Wurzel weis!
Wie leicht iſt die nicht ausgerottet!
Er ſieht die Jungfrau wohl und ſpottet:
Welch ein verſchmähtes dürres Reis!
Wie liegt es im Staube, vergeſſen, verachtet,
Vom Satan verſpottet, von Gott nur geachtet,
Der deſſen, was den Stolz verſchmäht,
Nicht ſpottet, es kennt, hervorzieht, erhöht!

Siegprangend jauchzt nun der Rebelle.
Zeuch, neuer Gott, hin, ſags der Hölle,
Daß ſie Gott nicht umſonſt entſagt.
Du haſt verwüſtet und zerſtöret,
Umſonſt haſt du dich nicht empöret,
Umſonſt die Erde nicht verklagt.
Nun wirſt du dich über den Ewigen ſetzen,
Der Him̃el wirds ſehen, und wird ſich entſetzen.
Die Erd iſt dir ſchon unterthan.
Dich betet vielleicht der Himmel auch an.

Nun iſt dein groſſes Werk vollendet.
Auch liegt Judäa ganz verblendet
Durch deinen mächtigen Betrug.
Nun haſt du dir dein Reich erſchaffen,
Du kamſt, die Völker aufzuraffen,
Und dir gelangs; denn du biſt klug.
Auch haſt du dir, Satan, die Gottheit gegeben.
Du Läſterer, mag auch die Art ſich erheben,
Wenn eines Starken Arm ſie führt?
Noch haſt du, o Sklav, zu früh triumphirt!

Schon gürtet, denn Gott will ihn ſenden,
Der Sohn mit Wahrheit ſeine Lenden,
Sein Panzer iſt Gerechtigkeit.
Er führet der Gefangnen Sache.
Sein Helm iſt Heil, ſein Schwerdt iſt Rache,
Und Eifer um den HErrn ſein Kleid.
Er ſchwöret, der Mittler, den Satan zu ſchelten.
Dir wird nun, Verführer, der Starke vergelten,
Damit der Erdkreis von dir frey,
Dem Vater und ihm nur unterthan ſey.

Der HErr verzeucht, doch darfſt du meinen,
Es werde nie ſein Grimm erſcheinen?
Dir ungeſehn iſt er dir nah.
Gott wandelt auch in Finſterniſſen.
Kein Sturm brauſt unter ſeinen Füſſen;
Kein Berg zerſchmilzt, und Er iſt da.
Du kömmſt nicht, o Friedenerwerber, in Wettern.
Du wirſt ihr den Kopf zwar, der Schlange, zer-
Doch nicht in deiner Majeſtät. (ſchmettern,
Er thuts unerkannt, bedrängt, und verſchmäht.

Du kamſt vordem auch, zu erretten.
Du kamſt, Gott, aus Aegyptens Ketten
Dein ſeufzend Erbe zu befreyn.
Doch ſchrecklich warſt du, HErr, zu lehren:
Sich wider dich, Gott, zu empören,
Sey Pharao noch allzuklein. (Grimme
Kaum kamſt du, und als von dem rächenden
Hin durch die Natur die gebietende Stimme:
Verwandle dich! allmächtig fuhr:
Da war ſie nicht mehr die erſte Natur!

Noch ungefürchtet dem Rebellen
Schlugſt du den Nil, die Bäch und Quellen,
Und Nil und Quell und Bach war Blut
Dann folgten immer größre Zeichen,
Chams ſtolzen Enkel zu erweichen,
Und ſtets verſtockt ihn größre Wuth;
Du ſandteſt Inſecten, ſo furchtbar als Rieſen,
Viehwürgende Seuchen und giftige Drüſen,
Den Hagel, welchen ſein Genoß
Dein Donner hinab auf Zoans Land ſchoß.

Der Wütrich trotzt dir noch zum Hohne.
Da ſandteſt du von deinem Throne
Um Mitternacht dein Schwerdt herab.
Aegyptens Tod war ihm geboten.
Der Engel würgt und ſtand auf Todten;
Schnell war Palaſt und Land Ein Grab!
Doch wollt er im Meere dein Iſrael würgen.
Da gieng es in Waſſer, wie zwiſchen Gebürgen,
Nur auf den Frevler ſtürzt es her,
Begrub ihn in ſich: Da war er nicht mehr!

So kömmſt du ſchrecklich und ein Rächer
Gekrönter trozender Verbrecher!
So ſtrafſt du ſtolzer Thoren Spott!
Dein Sohn kömmt nicht, daß er betrübe,
Kein Donnerer, ſanft, wie die Liebe,
Kein Donnerer, und doch auch Gott.
Was ſchmücken Erobrer und Henker der Erden
Mit Sklaven den Aufzug, geehrter zu werden?
Dir jauchzt kein Sklav und Schmeichler zu,
Erniedrigter Gott, wie herrlich biſt du!

Der Satan ſpotte mit den Thoren,
Daß du ein ſchwaches Kind gebohren,
Kein König und Erobrer biſt.
Ihm mag es immer Thorheit ſcheinen;
Du wollteſt für die Menſchen weinen,
Daß wir nicht würden, was er iſt.
Nun iſt uns der Hiñel nicht länger verſchloſſen!
Die Wege ſind offen! Die Nacht iſt verfloſſen!
Der Stern aus Juda bricht herein,
Nun ſollen wir Licht und Seraphim ſeyn!

Du kamſt, da zitterte die Hölle.
Da bebt und fragte der Rebelle:
Was jauchzt der Himmel auf der Welt?
Vergeh, Unſeeliger, vergehe!
Hier iſt der Aufgang aus der Höhe,
Immanuel, Gott, unſer Held!
Er kam. So geſchah des Unendlichen Wille!
Nun ruht doch die Welt u. der Erdkreis iſt ſtille,
Grüßt und bewillkommt ſeinen Freund,
Und zeigt auf das Kind und ſpottet den Feind.

Du raubteſt uns Gott durch die Sünde.
Was zitterſt du vor dieſem Kinde,
Und giebſt ihm die Gefangnen los?
Du machteſt uns zu deinen Knechten.
Nun liegſt du! Freut euch, ihr Gerechten!
Seyd unverzagt; denn Gott iſt groß!
Die Scheidewand bricht, die von ihm uns geſchieden
Der Engel frohlockt und verkündigt den Frieden.
Wir ſind nicht mehr der Hölle Spott.
Die Ehre ſey Gott! die Ehre ſey Gott!
Erſt wird er niederknien und ſtreiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre ſind der Preis des Siegs.
Er leidet, Gott uns zu verſühnen.
Dann werden ihm die Völker dienen;
Wir ſind die Beute ſeines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen.
Wie herrlich iſt der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpft! Es krönet der Sohn!
O Sohn, o Held, o Ueberwinder,
O Wiederbringer, Fels der Sünder,
O aller Völker Schutzpanier;
Heil der Gefallnen! Vor dem Wetter
Uns eine Zuflucht! Gott der Götter,
Es frohlockt jeder Himmel dir!
Der Köcher der Engel voll hoher Geſänge
Ertönet! Es jauchzet die ſtrahlende Menge!
Soll nicht ihr Wiederhall der Menſch,
Der Seelige, ſeyn! Der ſeelige Menſch?

Erwach, erlöſtes Volk der Chriſten!
Was ſchlummerſt du in todten Lüſten?
Erwach aus deiner ſtummen Ruh!
Vernimm die Engel; nimms zu Ohren!
Sie rufen: Gott iſt dir gebohren.
Gott iſt ein Kind, und weint, wie du.
Den Ewigen, der nun auch Menſch iſt, zu ehren,
Vereiniget euch mit der Seraphim Chören!
Wer dankt nicht ſeinem Retter gern?
Bringt Ehre dem HErrn! Bringt Ehre dem HErrn!

Sechzigſtes Stück.

Wie ſehr könnten nicht die Menſchen ihre gegenwärtige Glückſeligkeit vervielfältigen, wenn ſie weiſer wären, oder die Mittel zu gebrauchen wüßten, die ihnen vergönnt ſind, ſich in einer ununterbrochnen Zufriedenheit zu erhalten, und aus allen Quellen eines reinen und unſchuldigen Vergnügens zu ſchöpfen, die ihnen täglich offen ſtehen! Eine Wahrheit, die ihnen oft geſagt worden iſt, und noch immer nur von Wenigen zu ihrem wahren Vortheile gebraucht wird! Die Meiſten klagen, ob ſie gleich bey einer ſorgfältigen und billigen Berechnung finden würden, daß die Summe ihres wirklichen Glücks die Uebel weit übertreffe, über welche ſie ſich beſchweren, wenn es anders wahre Uebel ſind, die zuweilen den Lauf ihrer Tage überwölken. Sie ſind immer im Ueberfluſſe arm, und fertig, an der Quelle zu verſchmachten. Sie haben nicht einmal für das Gute, das ſie von der wohlthätigen Hand der Vorſehung empfangen, Empfindung genug, und ſind dennoch ſo unbeſcheiden, daß ſie mehr fodern, als ſie empfinden können. Ja ſie genießen ihre Geſchenke mit einer ſolchen Schläfrigkeit und Unachtſamkeit, als wenn ihnen der Mangel oder der Verluſt derſelben ganz gleichgültig ſeyn würde. Sie fühlen und wiſſen nicht, daß ſie glücklich ſind; oder ihr Vergnügen, wenn ihre ſchlaffen Nerven noch zuweilen bis zum Bewußtſeyn ihrer Glückſeeligkeit erſchüttert werden, iſt ein ſchnellvorübergeflogner Augenblick, der keine Spur ſeines Daſeyns in der Seele zurückläßt, weil ſie es weder verlängern, noch durch ein fröliches und dankbares Andenken von ſeiner Flucht zurückrufen können.

Derjenige, deſſen Herz unedel genug iſt, daß er genoßne Wohlthaten vergeſſen kann, verdient keine empfangen zu haben. Eine dankbare Erinnerung an dieſelben gehört unter die nothwendigen Verbindlichkeiten der menſchlichen Natur, und die Vernachläßigung derſelben unter diejenigen Laſter, die vor andern mit Verachtung und Abſcheu beſtraft werden müſſen. Wir ſollten uns alſo, bloß um unſre Schuldigkeit zu erfüllen; bloß um uns weder zu erniedrigen, noch neuer Wohlthaten unwürdig zu machen, von Zeit zu Zeit mit dem Andenken an die angenehmen und glücklichen Vorfälle beſchäftigen, die uns in den ſchon zurückgelegten Zeiten des Lebens begegneten, ſie als väterliche Beweiſe der über unſre Wohlfarth waltenden Vorſicht betrachten, unſre Zufriedenheit dadurch erhöhen, und uns ſowohl zu einer gröſſern Ergebenheit in ihre Schickungen, als zu einem eifrigern und ſchnellern Fortgange in allen Tugenden aufmuntern. Sollten wir fähig ſeyn, die Undankbarkeit gegen Menſchen zu verabſcheuen, und die Undankbarkeit gegen den größten und liebenswürdigſten Wohlthäter vergeben können? Wie tief müßten wir denn nicht unter alle Würde und Hoheit unſrer Beſtimmung herabgeſunken ſeyn!

Allein wir ſollten uns nicht allein durch unſre Schuldigkeit, ſondern ſelbſt durch eine vernünftige Selbſtliebe reizen laſſen, uns mit der Erinnerung genoßner Wohlthaten und Glückſeeligkeiten zu unterhalten. Wir wünſchen uns den Beſitz eines ununterbrochnen Vergnügens, und wiſſen doch, daß alle menſchlichen Freuden im Genuſſe ſterben. Es giebt nur eine Art von Unvergänglichkeit für ſie. Dieſes iſt ihre Fortdauer in unſerm Andenken. Warum geben wir ihnen dieſe Unvergänglichkeit nicht, den Reichthum unſers Vergnügens zu vermehren?

Die Erinnerung an das Gute, welches wir genoſſen haben, iſt eine reiche und ergiebige Mine, worinnen ſehr viele, und ſehr unſchuldige und edle Freuden verborgen liegen. Das Glück begleitete entweder als eine natürliche und unausbleibliche Folge rechtmäßige und löbliche Handlungen, oder es war ein auſſerordentliches und unerwartetes Geſchenk der Vorſehung. Wie ſehr kann nicht ein dankbares Andenken an das eine und an das andre erfreuen! War es eine natürliche Belohnung der Tugend: Welch ein Vergnügen, mit einem ruhigen Gewiſſen, das uns keine vorſetzlichen Beleidigungen unſrer Pflichten zu verweiſen hat, auf das Vergangne zurückſehen zu können! Welch eine Freude, wenn es uns das Zeugniß giebt, daß wir ihren zuweilen rauhen Weg mit Standhaftigkeit und unverführt von den Blendwerken des Laſters gewandelt haben! Mit welchen Entzückungen muß nicht eine gutgeartete Seele Gott für den Beyſtand danken, womit er ſie zur Erfüllung ſeiner Geſetze begnadigte! Und welch eine heitre Zufriedenheit muß ſich nicht über einen Menſchen ausbreiten, wenn er ſeine zurückgelegten Tage mit auſſerordentlichen Denkmalen ſeiner Güte, ſeiner Vorſorge, und ſeines Schutzes bezeichnet ſieht! Unſer gegenwärtiges Glück erhält dadurch einen neuen Werth, wenn wir wahrnehmen, daß es eine Fortſetzung desjenigen iſt, das wir ſchon genoſſen haben.

In dem menſchlichen Leben iſt alles voll Abwechslung, alles, das Widerwärtige ſowohl als das Gute iſt eine beſtändige Ebbe und Fluth. Allein das Gedächtniß iſt eine mächtige Kraft. Selbſt aus dem Widerwärtigen kann es Vergnügen hervorbringen, weil es uns daſſelbe als überſtanden vorſtellt; als ein Uebel, das ſeiner Macht beraubt iſt, uns mehr zu beunruhigen. Dem Guten hingegen, welches wir genoſſen, giebt es eine neue Gegenwart, und wir bleiben dadurch Eigenthümer desjenigen, was ſonſt auf ewig für uns verloren ſeyn würde. Oft verſchönert es daſſelbe noch; indem die Erinnerung es von den Widerwärtigkeiten entkleidet, welche die Freude des erſten Genuſſes verminderten.

Niemand wird leicht einen Theil ſeines Lebens zurücklegen, ohne zugleich viele Gefährlichkeiten und wirkliche Bedrängniſſe zu überwinden, oder aus irgend einem Labyrinthe gerettet zu werden, aus welchem er mit aller Vorſicht und Klugheit ſelbſt keinen Ausweg entdecken konnte. Mit was für einer lebhaften Freude ſieht ein Steuermann nicht aus dem Hafen auf die ſtürmiſche See zurück, wo er in Gefahr war, Schiffbruch zu leiden! Und was für Luſt, aus eigner Erfahrung zu wiſſen, daß oft das eingebildete Glück, dem wir zueilten, den Verluſt unſrer wahren Wohlfarth nach ſich gezogen haben würde, das Unglück aber, das wir fürchteten, nur ein Uebergang zu unſerm wahren Glücke war! Bewaffnen wir unſre Seele mit einem ſolchen Gedanken: So werden die neuen Stürme, die ſich in dem Fortgange unſres Lebens erheben können, weniger erſchrecken, und vielleicht haben uns die ſchon überſtandnen Bedrängniſſe Mittel gelehrt, wenn uns gleiche Widerwärtigkeiten überfallen, ſie leicht und glücklich zu überwinden.

Die Hoffnung hat unſtreitig große Einflüſſe auf unſre gegenwärtige Glückſeeligkeit, und die Erwartung eines Gutes hat ſehr oft mehr Anmuth, als der wirkliche Beſitz. Fröliche Ausſichten können das traurigſte Gemüth erheitern, und dem, der unter der Laſt ſeiner Widerwärtigkeiten beynahe erliegen will, eine neue Stärke mittheilen, ſich durch alle Hinderniſſe durchzuarbeiten, die ſich ſeinem beſſern Schickſale widerſetzen. Allein wie oft iſt nicht die Hoffnung eine zwar angenehme, aber auch eine ſehr gefährliche Betrügerinn! Wir laſſen uns von ihr verleiten, Anſchläge und Entwürfe zu machen, die in der Ausführung mislingen, und zu unſerm deſto empfindlichern Verdruſſe mislingen, je mehr wir davon erwarteten. Vor einem ſolchen Misvergnügen verwahrt ein weiſes Andenken an das Vergangne. Dieſes mäßiget ausſchweifende Hoffnungen, lehret uns bloße Träume einer nach Glück und Freude ſehnſüchtigen Einbildung von gegründeten Erwartungen unterſcheiden, und läßt uns auch auf die kein allzuſichres Vertrauen ſetzen, deren Ausgang über allen Zufall des Gegentheils erhoben zu ſeyn ſcheint. Es verhindert zwar dadurch jene Trunkenheit, welcher ſich die Seele überläßt, wenn ſie ſich mit einem auſſerordentlichen obgleich falſchem Glücke ſchmeichelt; eine Trunkenheit, die uns in der erſten Begeiſterung ſo entzückend zu ſeyn ſcheint, ob ſie gleich mehr eine angenehme Unſinnigkeit, als eine wahre Freude iſt. Wir gewinnen aber dennoch mehr als wir verlieren; denn wir genieſſen alsdann das gegenwärtige kleinere Glück, das wir ſonſt nicht geachtet hätten; unſre Ruhe bleibt ſich gleich; wir erwarten weniger und zur Vergeltung fürchten wir auch weniger; auch wird unſer Herz nicht ſo ſtark verwundet, wenn uns einige Entwürfe, uns in angenehmere Umſtände zu verſetzen, misglücken ſollten. Wir waren darauf vorbereitet, und aus Hoffnungen, die uns fehlſchlagen, ohne uns mehr als eine ſchnellvorübereilende Unluſt zu verurſachen, pflegen gemeiniglich andre eben ſo angenehme Hoffnungen zu entſpringen.

Alle dieſe Betrachtungen ſollten einen jeden vernünftigen Mann aufmuntern, ſich oft mit dem Andenken des Vergangnen zu beſchäfftigen. Er erfüllt, wenn es mit einer wahren Dankbarkeit gegen den Beherrſcher und Regierer aller unſrer Begebenheiten und Schickſale geſchieht, eine Schuldigkeit, und zugleich vermehrt er ſeine Glückſeeligkeit. Ein Sittenlehrer kann keine Zeit dazu beſtimmen; aber wenn kann eine ſolche Beſchäfftigung anſtändiger ſeyn, als bey dem Beſchluſſe eines Jahres?

Ich muß es geſtehn, es iſt eine für mich rührende Vorſtellung, wenn ich hoffe, daß dieſe Gedanken meine Leſer veranlaſſen können, ſich der glücklichen Begebenheiten, die ſie in dem Umlaufe dieſes Jahres erlebt, und andrer Wohlthaten, die ihren Tagen Heiterkeit und Glanz gegeben haben, mit Dankbarkeit und Vergnügen zu erinnern. Wenn ſie wirklich nachdenken: Welche unzählbare Urſachen werden ſie nicht entdecken, die Treue und Aufſicht Gottes über ſie zu bewundern! Was für eine Freude, wenn ſie alle ihre Wege mit den Fußſtapfen ſeiner wachſamen Liebe bezeichnet ſehen; wenn ſie wahrnehmen, daß ſeine Güte gegen ſie mit jeder flüchtigen Stunde erneuert wurde, und ihre Unachtſamkeit oder ihre Unempfindlichkeit nicht durch die Zurückhaltung, ſondern durch die Vergröſſerung ihrer Wohlthaten zu überwinden ſuchte! Dieſer kann vielleicht mit einem frohlockenden Herzen ſagen: Wieder ein heitres und glückliches Jahr mehr! Meine Geſundheit iſt noch immer unerſchüttert; meine Kräfte haben noch alle ihre Stärke und Lebhaftigkeit; noch immer konnte ich mit einer ſich immer gleichen Munterkeit des Geiſtes meine Geſchäffte verrichten; meine rechtmäßigen Entwürfe ſind mir gelungen; mein Vermögen iſt vermehrt worden; ich habe mehr Macht und Anſehn erhalten, Gutes zu thun; meine Familie iſt geſeegnet, und wie viele reine und edle Freuden habe ich nicht in einem vernünftigen Umgange, und in den Armen einer vertraulichen Freundſchaft genoſſen? Andre können ſich vielleicht glücklich preiſen, daß ſie aus großen Gefahren errettet, oder von tödtlichen Krankheiten befreyt, oder den Nachſtellungen und Unternehmungen ihrer Feinde entriſſen worden ſind; noch andre, daß ihnen Gott in ihren Leiden Muth, Geduld, und Standhaftigkeit verlieh; daß er ihre Bekümmerniſſe linderte; daß er ihnen dieſen oder jenen wichtigen Verluſt ertragen half, oder auf eine unerwartete

tete Weiſe erſetzte. Wenn ſolche Gedanken ihr Herz zur Dankbarkeit gegen den, der die Quelle alles Guten iſt, entflammen; wenn ſie ſich dadurch erwecken laſſen, in dem Fortgange ihres Lebens noch getreuer und ſorgfältiger in der Erfüllung ihrer mannichfaltigen Verbindlichkeiten zu werden: Mit welchem Vergnügen werden ſie nicht dieſes Jahr beſchlieſſen, und mit welchen angenehmen Ausſichten in die Zukunft?

So lebhaft unterdeß dieſes Vergnügen ſeyn muß, ſo reicht es doch nicht an die Freude, welche der empfinden wird, dem ſein Herz, nach einer genauen und unpartheyiſchen Unterſuchung ſeiner ſelbſt das Zeugniß giebt: In dieſem Jahre wurde ich weiſer und rechtſchaffner; in dieſem Jahre habe ich gefährliche Vorurtheile und noch gefährlichere Leidenſchaften überwunden; mein Geſchmack am Guten iſt richtiger und ſicherer, meine Luſt an der Religion und Tugend lebendiger und wirkſamer geworden, und ich darf hoffen, daß ich in dem Fortgange meines Lebens auf ihren glücklichen Pfaden noch gröſſere und geſchwindere Schritte thun, und endlich das würdigſte Ziel aller menſchlichen Wünſche, eine ſeelige Unſterblichkeit erreichen werde.

* * *

Der nordiſche Aufſeher

herausgegeben

von

Johann Andreas Cramer.

Zweyter Band.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Benjamin Ackermann,
1762.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorbericht.

Da die Abſicht und Einrichtung dieſer Blätter aus ihrem Inhalte hinlänglich beurtheilt werden kann, ſo iſt eine Vorrede vor dem zweyten Theile ſo überflüßig, als vor dem erſten. Unterdeß habe ich nicht unterlaſſen wollen, da eine neue Ausgabe des **nordiſchen Aufſehers** in kleinerm Formate und mit kleinerm Drucke veranſtaltet wird, die Beſitzer dieſer gröſſern zu verſichern, daß ich und meine Freunde, ungeachtet wir eine in den Briefen über die neuſte Literatur befindliche Critik über einige dieſer Blätter mit aller Aufmerkſamkeit geleſen und er=

wogen haben, Veränderungen darinnen zu machen nicht für nöthig halten. Kleine Verbeſſerungen des Ausdrucks ſind zwar von keiner Bedeutung in Abſicht auf das Ganze; ſie ſollen doch aber am Ende dieſes Werkes, welches wir mit dem dritten Theile zu beſchließen denken, auch denen, welche die größre Ausgabe haben, mitgetheilt werden.

Da die Aufmunterung zur Tugend und zum Geſchmacke an der Wahrheit und an vortrefflichen Schriften das vornehmſte Augenmerk der Verfaſſer iſt, ſo halten ſie ſich für belohnt genug, wenn dieſer Endzweck auch nur bey einigen nicht ganz verfehlt wird.

J. A. Cramer.

Ein und ſechzigſtes Stück.

Der Herr iſt Gott! Von Ewigkeiten
Der Herr! Der Herr in unſern Zeiten!
Er war, er lebet, er wird ſeyn!
Was er beſchleußt, wer will es wenden?
Der Weltbau iſt in ſeinen Händen;
Wenn er ſie losläßt, ſtürzt er ein.
Noch aber wandelt ſeine Bahnen
Der Weltbau, den ſein Finger hält;
In ſeiner Allmacht Oceanen
Schwimmt auch der Tropf noch, unſre Welt.

Wie lange noch von ſeinem Schonen
Erduldet, o ihr Nationen,
Die ihr in dieſem Tropfen ſpielt?
Wie lange noch, eh er entbrennet,
Allgegenwärtig und verkennet
In keinen Wundern euch gefühlt?
Wie lang ein Vater und kein Rächer,
Entheiligt und ein Dulder doch!
Er hieng die Erd an Nichts; Verbrecher,
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Nicht ewig, obgleich ſeine Gnaden
Unendlich ſind, und Myriaden
Von Jahren ihm kaum Tagen gleich.
Der Heilige läßt Ewigkeiten
Nicht ſchänden! auch nicht ſtets, ihr Zeiten
Der Nachſicht und Vergebung, euch!
Wenn die Geliebteſte der Welten
Zu kühn mit Greueln ſich entweiht,
Dann ſchilt er ſie; dann iſt ſein Schelten
Verderbende Gerechtigkeit.

Der Rächer wachet auf zur Strafe
Zum Tödten, wie ein Held vom Schlafe,
Vom Wein erwacht, das Schwerdt ergreift,
Und würgt, daß Tauſende der Krieger
Hinſtürzen; ringsum um den Sieger
Zu Leichenhügeln aufgehäuft.
Schon ganze Heere ſind geſunken;
Das Schwerdt, das er geſchwungen hat,
Würgt noch, und würgt vom Blute trunken
Noch nicht der Ströme Blutes ſatt.

Noch ein Jahrhundert, ſprach der Rächer,
Für meinen Erdkreis voll Verbrecher,
Noch ein Jahrhundert der Geduld.

Die Sünderwelt hört nicht die Stimme,
Entſetzt ſich nicht vor ihrem Grimme,
Vervielfächt ihrer Frevel Schuld.
Des Zornes Schätze ſind verſiegelt,
Noch häuft ſie Trotz und Spott auf Spott;
Und das Jahrhundert ſchießt beflügelt
Mit Greuln belaſtet auf zu Gott.

Und nun — ihr Cherubim fallt nieder;
Des Himmels Heere, bebt! Ihr Lieder,
Der Welten Harmonien, ſchweigt!
Deckt, deckt das Antlitz, o ihr Thronen!
Gott zürnt, der Richter will nicht ſchonen;
Der Richter iſt kein Gott, der leugt.
Deckt, deckt das Antlitz, o ihr Thronen,
Bebt mit der Erd und betet an!
Gott zürnt, und will nicht länger ſchonen,
Und hat Verderben angethan.

Und nun gebeut er ſeinen Waſſern;
Noch einen, einen Tag den Haſſern
Von dem, der ein Jahrhundert gab!
Kein Tag! Der Tiefen Schlünd, ergoſſen
Nun Meer' und Waſſerhimmel floſſen
Und donnerten auf ſie herab.

Vertilgt, vertilgt, ihr Weltzerſtörer
Die Frevler, wie der Herr gebot!
Sie ſind vertilgt nun, die Empörer,
Durch Einen allgemeinen Tod.

Die Rieſen ſind vertilgt. Ihr Schöpfer
Tritt in den Koth ſie, wie ein Töpfer
Auf Ton tritt, und die Erd iſt rein.
In Einen Ocean verſchlungen
Nicht mehr entweiht von Läſterungen
Werth eine neue Welt zu ſeyn.
Er ſchließt die Tiefen, und die Seen
Senkt er tief in der Erde Bauch;
Und Noah opfert; in die Höhen
Steigt nun zu Gott ein ſüßer Rauch.

Bey ſeinem ausgeſöhnten Namen
Schwört Gott, daß ſeines Noah Saamen
Nie eine Sündfluth treffen ſoll.
Ihr Völker werdet nicht Verbrecher!
Es hat den Köcher noch der Rächer
Von tödtenden Geſchoſſen voll.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß Gottes Grimm die Ungerechten,
So oft er will, verderben kann.

Er trägt die Welt mit ſeinem Worte;
Er wurzelt aus aus ihrem Orte
Die Länder, wenn ſie ihn verſchmähn.
Er zürnt, und alle Himmel beben!
Sein Odem haucht und Welten leben;
Er haucht nicht mehr, und ſie vergehn.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß er im Zorn die Ungerechten
So oft er will, verderben kann!

Sie ſind ſchon neuer Greuel ſchuldig.
Herr, Herr, barmherzig und geduldig
Und gnädig, langſam zum Gericht,
O ſchau nicht her, o Gott, Verſchoner,
Auf Sodoms frevelnde Bewohner,
Wend ab dein Aug und zürne nicht!
Wenn deine Flammen, Gott, entbrennten,
So möchten Fromme mit vergehn:
Weltrichter ſchone; vierzig könnten
Gerecht ſeyn, zwanzig, oder — zehn!

Ach fänd er dieſe! Doch er findet
Auch die nicht! Nun ſo glüht, entzündet
Euch, Flammen Gottes, tilgt ſie aus!
Stralt, flammt herab; Jehovah richtet!
Zerſtört, vertilget ſie, zernichtet

Die Stadt voll Greul in Schutt und Graus.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß er im Zorn die Ungerechten,
So oft er will, verderben kann!

Der Herr verbirgt zahlloſe Plagen
In ſeinen Schätzen, die zu ſchlagen,
Die ihm die Gnade nicht gewinnt.
Doch trägt er, doch verſchont er lieber.
Es brauſt ſein Sturm und fleugt vorüber,
Der Sünder zittert und entrinnt.
Und dennoch fährt er fort zu haſſen
Den, der ihn duldet, trotzt und meint:
Er werde ſtets ſich trotzen laſſen,
Weil ſeine Rache ſpät erſcheint.

Europa wandelt in dem Lichte
Der Wahrheit, ſpottet der Gerichte,
Ein Sodom! Eine Heidenwelt!
Es häuft und thürmet Sünd auf Sünde,
Dann tritt auf das Gebirg von Sünde
Der Rächer, der den Zornkelch hält.
Gieb, ruft ihm eines Donners Stimme,
Der Welt den Taumelbecher hin!
Sie trinke, daß in Blut ſie ſchwimme
Und fühle, daß ich Richter bin!

O Könige, geſetzt auf Thronen,
Zu ſeegnen eure Nationen,
Ach haltet den Verderber auf!
Laßt eure Reiche ſich verhüllen
Und ſeufzen, ſeinen Grimm zu ſtillen;
Seufzt, Völker, weint zu Gott hinauf!
Umſonſt! Der Rächer würgt auf Erden,
Und ſeines Zornes Erndte ſoll,
Rein ſoll ſie abgeerndtet werden;
Denn ihrer Bosheit Maas iſt voll.

Unzählbar, ſtürmiſch, wie die Wogen
Des Weltmeers, wenn es brauſt, ſo zogen
Die Nationen aus zum Krieg.
Wie Waſſer haben ſie vergoſſen
Das Blut der Chriſten! Meere floſſen
Durch jeden wandelbaren Sieg.
Noch ſtrömts. Zwar ſinken auch die Wellen;
Der Sturm tobt ſchwächer und ſie ruhn,
(Furchtbare Stille!) mehr zu ſchwellen,
Den Abgrund tiefer aufzuthun.

Und zum Verderben aufgewiegelt
Und von der Grauſamkeit beflügelt
Durchfleugt die Herrſchſucht Reich auf Reich:
Und ihr, ihr wollt Bekenner Gottes
Genannt ſeyn? Chriſten? — O des Spottes!

Wer heuchelt ſolchen Heuchlern gleich?
Ach können Chriſten wider Chriſten
Die Menſchlichkeit ſo wild entweihn,
Und gleich den Tygern in den Wüſten
Nach Raub und Blut ſo durſtig ſeyn?

Die frölichſten Gefilde trauern,
Umſonſt beſchützen Wäll und Mauern
Die ſichern Städte vor der Wut;
Ein Feuer aus der Höll entzündet,
Flammt, daß man ihre Spur kaum findet,
Bezeichnet nur durch Menſchenblut.
Die Väter klagen ihrer Kinder,
Die Kinder ihrer Väter Tod;
Dann jauchzt, dann ſchwingt der Ueberwinder
Das Schwerdt, das mehr zu würgen droht.

Ach jauchzet nicht Triumphgeſänge,
Wo eine jammervolle Menge
Die abgezehrten Hände ringt!
Erbarmet euch der Angſt der Armen,
So wird ſich eurer Gott erbarmen,
Der ſeinen Rath durch euch vollbringt!
Baut nicht Trophäen auf die Trümmern
Der Länder, deren Blut noch raucht;
Es möchte Gott auch euch zertrümmern,
Der euch zu ſeinen Hammern braucht.

Doch wo iſt Mitleid? Noch zu würgen,
Mehr Todtenhügel aufzubirgen,
Das iſt der Wunſch; der Ruhm des Kriegs!
Noch iſt das Ende nicht erſchienen!
Häuft denn Ruinen auf Ruinen!
Genießt der Erndten eures Siegs!
Gott wills. Es dürſtet noch nach Raube
Der Krieger, den nichts rühren kann;
Zertretne Völker flehn im Staube
Noch ſtets umſonſt zu Gott hinan.

Wo fürchtet ſich der Menſch zu wüten,
Wenn er der Welt allein gebieten
Allein will frey und furchtbar ſeyn?
Ihr Wellen brauſt nicht! Euch empöre
Kein Sturmwind und die ſtillen Meere
Durchſtürme nur der Menſch allein!
Er, er wird toben, wird zerſchmettern,
Wird quälen; plündern; — ſelbſt den Freund!
Ergrimmter als in Winterwettern
Die Flut! Ein unverſöhntrer Feind!

O Brüder all aus einem Blute
Gebohren! Tobte nur nicht, ruhte

Der Blutdurſt nur in eurer Bruſt!
Erſchrecken würdet ihr, erzittern,
Die Menſchheit würde ſie verbittern,
Der blutenden Triumphe Luſt!
Was ſind Eroberer am Tage
Des fürchterlichen Weltgerichts?
Vor Gott was ſind ſie, unſre Plage?
Ein Greuel ſeines Angeſichts!

O Scandinavien erhebe
Die Hände! Bete, daß er lebe,
Dein Friedrich, ſeiner Völker Freund!
Nimm Weihrauch, zünd ihn an, und bitte,
Daß Gott mit Heil Ihn überſchütte,
Ihn, über den kein Jammer weint!
Der Oelzweig grünt in ſeinen Händen!
O möchte doch der Herr Ihn weihn,
So vieler Völker Angſt zu enden,
Und ſie durch Ihn, wie uns erfreun!

Du ſtrafſt, Weltrichter, doch dein Wille
Iſt auch Erbarmen! Sey denn ſtille
O Schwerdt des Richters, ruh einmal!
Ach endlich fahr in deine Scheide;
Verwandle Herr in Ruh und Freude
Des Kriegs genug empfundne Quaal!

Laß, laß die Schwerdter nun ermüden!
Schmelzt, Völker, ſie in Sicheln um!
Euch gebe der Erbarmer Frieden,
Ihn, unſers Vaters Luſt und Ruhm!

Zwey und ſechzigſtes Stück.

Man wird wenig Menſchen finden, welche nicht zuweilen die ſchon alten Klagen über die Kürze und Flüchtigkeit des Lebens erneuern und nicht wünſchen ſollten, daß ſie es verlängern und die Zeit auf ihrer ſchnellen Flucht aufhalten könnten. Aber wie ſelten ſind nicht diejenigen, denen ſolche Klagen Ehre machen, und können wohl ſolche Wünſche denen ein Ernſt ſeyn, welche ſich in ſo vielen unbeſchäfftigten Stunden ſo oft über die unerträglich lange Dauer derſelben beſchweren, ihnen Flügel wünſchen, und es gerne ſähen, wenn zuweilen ganze Tage und ganze Wochen aus ihrem flüchtigen Daſeyn ausgetilgt werden könnten, weil ſie nicht wiſſen, was ſie mit ſich und mit ihrer Zeit anfangen ſollen?

Es giebt zwar; (zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts ſey es geſagt!) einige auſſerordentliche Menſchen, welche ſo begierig ſind, zur Verherrlichung ihres unendlichen Urhebers und zur Beförderung der allgemeinen Wohlfarth zu leben, ſo ſorgfältig, keine Gelegenheit, die ſich ihnen anbeut, Gutes zu thun, und keine einzige von ihren Pflichten zu vernachläßigen, ſo fruchtbar in der Erfindung nützlicher Unternehmungen und ſo glücklich in der Ausführung vortrefflicher Abſichten, daß ſie wirklich für die Größe ihrer Tugend und für ihren Eifer, mit ihrem Leben zu wuchern, zu wenig Zeit zu haben ſcheinen. Allein ſo würdig ſie derjenigen ſind, welche ſo viele Tauſende verlieren, oder misbrauchen und zernichten, ſo klein iſt doch die Anzahl dieſer bewundernswürdigen Menſchen. Den Meiſten wird ſie zur Laſt, und ungeachtet ſie ein ſo koſtbares Gut iſt, daß es ſelbſt der Dankbare nicht wieder erſtatten kann, ſo bieten ſie es doch einem jeden zum Raube an, ſehr zufrieden und glücklich, wenn ſie einen Räuber finden. Sie reiſen, wie der Zuſchauer ſagt, durch die Zeit, als durch ein Land voll wilder und dürren Einöden; man möchte durchfliegen können, um deſto geſchwinder zu den angenehmen Ruheplätzen zu kommen, die man in der Ferne zu entdecken glaubt. Man kann alſo leicht begreifen, daß ein Jahr für ſehr viele unter uns eine erſtaunlich lange Zeit ſeyn müſſe; daß es eine große Menge Stunden darinnen geben werde, über welche ſie nicht anders als ſehr verlegen ſeyn können.

Was ſoll Cidalinde mit einem ganzen Jahre anfangen? Mit acht tauſend ſieben hundert und ſechzig Stunden? Sie muß nothwendig erſchrecken, wenn ſie daran denkt, wie ewig ihr zuweilen nur eine einzige Stunde wird. Ich will gar nicht ſagen, daß ſie für die ganze Summe zittern dürfte. Sie hat ihre Einrichtung ſchon ſo getroffen, daß die meiſten vergehen, ohne daß ſie ihre Flucht einmal bemerkt. Allein ſo genau die Berechnung iſt, die ich über ihre Zeit gemacht habe, ſo finde ich doch noch immer eine beträchtliche Menge von Stunden, die ihr ſehr zur Laſt ſeyn müſſen. Man kann ſich leicht davon überzeugen, wenn man folgende ſehr billige

Berechnung nur mit einem flüchtigen Blicke durchgehen will:

Zum Schlafe. Für einen zärtlichen Körper, kann nicht weniger gerechnet werden, als zehn Stunden auf Tag und Nacht. Beträgt im Jahre . . . 3650

Zu Conferenzen mit dem Medicus. Cidalinde iſt zwar ziemlich geſund; allein man hat zuweilen Vapeurs. Man fürchtet auch oft, daß man krank werden könne, wenn man es auch noch nicht iſt. Auf die Woche nur drittehalb Stunden gerechnet, macht im Jahre . 125

Zum Ankleiden. Nur zwo Stunden; denn ſie kann diejenigen Frauenzimmer nicht ausſtehn, die ſo viel Zeit vor dem Spiegel verderben. Macht . . 730

Zum Eſſen. Nur drey Stunden des Tags, den Caffee eingerechnet. Macht . . 1095

Viſiten anzunehmen. Die Woche nur dreymal, und auf einen

Beſuch nur in allem zwo Stunden. Beträgt 312

Zum Spiele. Denn der Menſch muß doch eine Gemüthsergetzung haben. Nicht alle Tage, verſteht ſich, nur dreymal in der Woche und jedesmal nur ſechs Stunden, welches gewiß viele Damen ſehr billig finden werden. Macht in allem . 936

Zum Kirchengehn. Denn Cidalinde iſt keine Heidinn. Alle Sonntage und Feſttage iſts nicht möglich; man hat ſeine Verhinderungen. Vierzigmal im Jahre und jedesmal zwo Stunden. Beträgt 80

Zur Oper und Comödie. Man lebt in der großen Welt, und was würde dieſe ſagen, wenn man in keiner Loge geſehen würde? In ſieben Monaten die Woche nur einmal ungefähr vier Stunden, beträgt zuſammen . . . 120

In den Wagen ein und auszuſteigen. Auf die Woche nur drey Stunden, beträgt 150

Den Küchenzettel täglich anzuſehen. Denn Cidalinde bekümmert ſich um ihre Oeconomie. Auf die Woche in allem zwo Stunden; macht . .	104
Zum Spatzieren und Ausfahren auf dem Lande. Für fünf Monate, und auf den Monat 123 Stunden gerechnet, beträgt .	615
Zum Ausſehen aus dem Fenſter, im ganzen Jahre nur .	132
Summe	8049
Dieſe von der Summe aller Stunden des Jahres abgezogen	8760
Bleiben 711 Stunden.	

Wirklich ſieben hundert und eilf Stunden, die alle unbeſetzt ſind! Was ſoll Cidalinde thun, ſich von ſo viel Stunden zu entledigen? Geſetzt ſie hielte den Aufſeher, weil ich mir doch wohl ſchmeicheln darf, ein Modeblatt zu ſchreiben; und ſie brauchte auch zum Anſehn und Weglegen jedesmal eine Viertelſtunde, welches gewiß reichlich gerechnet iſt: So macht doch das im ganzen Jahre nicht mehr als ungefähr dreyzehn Stunden, und es bleiben noch immer faſt ſieben hundert volle Stunden übrig. Was ſoll ſie thun? Leſen?

> Den Augen ſchadet vieles Leſen,
> Und ihr Paar Augen iſt ihr lieb.
>
> Hagedorn.

Arbeiten? Aber Arbeiten ſchickt ſich nicht für Vornehme. Und was können Damen von einem gewiſſen Stande arbeiten, wobey ſie nicht ſitzen müſſen? Sie müſſen ſo ſchon genug ſitzen. Viel Sitzen aber macht hypochondriſch und kann die beſte Geſundheit verderben. Für ſeine Geſundheit ſoll man ſorgen. Alſo kann man leicht denken, daß man in ſieben hundert Stunden viel Langeweile haben müſſe. Man kann daraus ſehen, welche nützliche Einflüſſe alle Arten von Künſten ins menſchliche Leben haben. Denn wenn es weder Poeten, noch Componiſten, noch Kartenmacher gäbe: Wie würde eine Cidalinde mit einem ganzen Jahre auskommen können?

Unterdeß hat doch Cidalinde eine ſolche Einrichtung getroffen, daß ſie ihrer meiſten

Stunden ſchon los werden wird, ohne ſich eben ſehr davon beſchwert zu fühlen, und wenn man ſich ja nicht zu helfen weiß, ſo kann ſie mit ihrem Manne reden, oder einmal in der Geſellſchaft ihrer Kinder einſchlafen, oder den Schneider ſprechen, oder den Kaufmann kommen und ſich allerley neue Stoffe vorzeigen laſſen, und in die übrige Langeweile muß ſie ſich finden: Denn Vornehme müſſen doch auch etwas zu leiden haben, ob es gleich ein großes Leiden iſt, wenn man nicht weiß, wo man mit ſeiner Zeit hin ſoll. Aber wie es der Herr von Fortunat machen wird, ſich von der ſeinigen zu befreyen, das weiß ich nicht. Ein junger Herr von drey oder vier und zwanzig Jahren darf gewiß nicht ſo lange ſchlafen, als eine Dame. Mit acht Stunden kann er ſehr bequem auskommen; das wären zwar für einen von den ſeltnen Menſchen, von denen ich im Anfange geredet habe, ſieben hundert und dreyßig gewonnen; aber er hat eine Laſt mehr. Nun darf er wohl auch nicht ſo viel Stunden aufs Spiel wenden, als Cidalinde. Denn wenn eine Dame auch alle Tage noch mehr dazu beſtimmen ſwen wollte, als dieſe thut: So wird doch niemand die dem ſchönen Geſchlechte ſchuldige Achtung und Höflichkeit ſo weit vergeſſen, daß er ſie eine Spielerinn heißen ſollte. Eine Perſon aus unſerm Geſchlechte muß ſchon vorſichtiger ſeyn. Den Küchenzettel wird er gewiß nicht anſehen; in die Oper wird er nicht kommen, weil er kein Italieniſch verſteht; in die Kirche auch nicht, weil er nicht zum großen Haufen gehören will. Vielleicht braucht er auch eine Viertelſtunde weniger zu ſeinem Anzuge. Wenn ich alles dieſes überrechne, ſo kann er leicht tauſend leere Stunden mehr haben, als *Cidalinde*. Wo ſoll er mit ſo vieler Zeit hin? Ein Amt hat er nicht; ſeine eignen Angelegenheiten braucht er nicht ſelbſt zu beſorgen; dafür bezahlt er ſeinen *Scrivekarl*, und auf ſeinen Gütern den *Verwalter*. Was bleibt ihm alſo übrig? Denken; Studiren, wird vielleicht ein beſchwerlicher Rathgeber ſagen. Aber das Denken hat ſchon lange angefangen, unter jungen Herren abzukommen, und das Studiren noch mehr. Denn wenn man reich iſt, oder einmal Kriegsdienſte nimmt: Was braucht man viel zu wiſſen? Und dazu gehört doch allezeit Kopfbrechen. Wie ſehr beklage ich alſo nicht den Herrn von Fortunat wegen des langen Jahres, wovon noch nicht einmal vierzehn Tage zurückgelegt ſind!

Als ein Ironſide ſollte ich freylich allen denen, die zu viel Zeit haben, ein Mittel vorſchlagen, ſie zu verkürzen. Ich kenne aber kein andres, als dasjenige, welches ſchon lange vor mir mein Großoheim, der Zuſchauer, vorgeſchlagen hat. Dieſes iſt die Ausübung der Tugend. Allein was kann ein Aufſeher mehr thun, wenn ſie keinen Geſchmack daran finden? Was für eine Veränderung müßte nicht mit ihnen vorgehen? Vielleicht könnte ſie in ihren Herzen gewirkt werden, wenn ſie erwägen wollten, daß dieſes Jahr für alle Cidalinden und Fortunate das letzte ſeyn könnte. Der Gedanke iſt freylich ſehr ernſthaft; Aber wenn er mit Ernſt gedacht würde: Wie würden ſie die Zeit nicht ſchätzen lernen? Und wie gern würden ſie nicht der Ermahnung folgen, die eines Youngs ſo würdig iſt: Gieb ſie, wie Geld mit ſparender Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit ſo viel zu erkaufen, als er werth iſt, und was er werth ſey, darum frage die Sterbebetten. — Ueberall herrſcht Zeitvertreib, des Menſchen höchſter Wunſch; Spielen iſt Leben: Und iſt es denn auch ein Spielwerk zu ſterben?

Drey und ſechzigſtes Stück.

Der Ackerbau belohnt, wenn man ihn zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen ſucht, zu dem er durch Wiſſenſchaft Klugheit und Fleiß gebracht werden kann, mit einem ſolchen Ueberfluſſe, und es iſt theils die Bevölkerung, von welcher das Anſehn und die Sicherheit eines Staates abhängt, theils die Aufnahme aller Arten von Manufacturen und Gewerben, worauf ſich eine geſegnete und weitläuftige Handlung gründet, ſo unmöglich, wenn er entweder mit Nachläßigkeit getrieben, oder durch unüberſteigliche Hinderniſſe in ſeiner möglichen Verbeſſerung aufgehalten wird, daß alle öffentlichen Anſtalten zur Beförderung deſſelben einen jeden, dem die allgemeine Glückſeeligkeit nicht gleichgültig iſt, eben ſowohl zur Dankbarkeit verpflichten, als ſie eine lebhafte Freude in ihm erwecken müſſen, wenn er ſelbſt auch an den Vortheilen, die daraus entſpringen, keinen unmittelbaren Antheil haben ſollte. Denn in einem gemeinen Weſen iſt alles ſo genau mit einander verbunden; alles, es ſey Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, hat einen ſo ausgebreiteten Einfluß auf alle Mitglieder des Staats, daß die Glückſeeligkeit des Ganzen, nothwendig Glückſeeligkeit eines jeden Theiles ſeyn muß, wenn ſolches auch von unachtſamen Augen niemals bemerkt würde.

Dieſe Geſinnungen erwachten in mir, als ich vor einigen Tagen die vortreffliche Verordnung las, mit welcher unſer theuerſter König den Beſchluß des vorigen Jahres für ſeine Unterthanen ſo merkwürdig gemacht, und die mannichfaltigen Denkmale ſeiner väterlichen Liebe und Sorgfalt für ihre Glückſeeligkeit durch einen neuen und billig unvergeßlichen Beweis vermehrt hat; eine Verordnung, welche den Eigenthümern in

Seeland neue Quellen des Seegens aufſchließt, weil ſie ihnen die Freyheit giebt, die ſchädliche Gemeinſchaft der Felder und Uebertrifften aufzuheben. Sie iſt in ihrer ganzen Einrichtung ſo beſchaffen, daß mir niemand zu dem Namen eines Patrioten ein Recht zu haben ſcheint, deſſen Herz, ſo bald ſie ihm bekannt iſt, nicht von neuen Empfindungen der zärtlichſten Zuneigung und Dankbarkeit gegen ſeinen König durchdrungen wird. Und niemand ſollte gewiß dankbarer ſeyn, als der Eigennützigſte, weil ihm eine ſo vortreffliche Gelegenheit angeboten wird, in ſeinen Beſitzungen neue Eroberungen zu machen. Schon mein Vergnügen iſt ſo lebhaft, daß ich nicht mehr Freude empfinden könnte, wenn ich der größte Eigenthümer in Seeland wäre. Ich bin nun aufs neue in meiner Ueberzeugung beſtärkt, daß Dänemark, ſo viel der Eifer eines Königes, als ein Vater zu regieren, und die Treue derer, die er zur Ausführung ſeiner Abſichten braucht, dazu beytragen kann, eins der glücklichſten und geſegneteſten Reiche ſeyn, und die Schuld, wenn wir das Gegentheil davon entdecken ſollten, bloß an uns ſelbſt, und theils an unglücklichen Vorurtheilen, von denen wir uns nicht losreißen wollen, theils an dem Mangel unſers Eifers, unſrer Einſicht und Luſt, glücklich zu werden, liegen müſſe.

Weil eine Wohlthat, die die allgemeine Wohlfarth betrifft, auch von denen erkannt und geprieſen zu werden verdient, die keine Wiſſenſchaft von den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten unſers Landweſens haben; ſo werden mir meine kundigern Leſer erlauben, denen, die nicht ſo gut, als ſie, unterrichtet ſind, aus einem vorzüglich ſchönen Schreiben über dieſe Materie, das man in dem erſten Theile des däniſchen ökonomiſchen Magazins findet, theils die nöthigen Begriffe von dem, was man unter der Gemeinſchaft der Felder und Uebertrifften verſteht, mitzutheilen, theils einige ungemein ſchädliche und nachtheilige Folgen derſelben kurz zu zeigen.

Es giebt in unterſchiednen däniſchen Provinzen dreyerley Arten gemeinſchaftlicher Felder. Zu der erſten Art gehören diejenigen oft ſehr großen Stücken Lands, worauf verſchiedne Dörfer ihr Vieh weiden dürfen, und dieſe werden die eigentlichen Uebertriften genannt. Zur andern Art gehören die, worauf die verſchiednen Theilhaber eines Dorfs ihre Heerden graſen laſſen können; eine dritte Art der Felleſkab oder Gemeinſchaft entſpringt daher, daß die Felder der Bauern unter einander liegen, und keiner die ſeinigen von den Aeckern der andern abgeſondert hat. Jede Art der Gemeinſchaft hat ihre ſchädlichen Folgen, aber die andre und dritte Art gründen ſich gewiſſermaaſſen auf die erſte, ohne deren Hebung die Abſchaffung der übrigen unmöglich iſt.

Die nachtheiligen Folgen dieſer Gemeinſchaften ſind beynahe unzählbar und leuchten jedem verſtändigen Kenner des Landweſens in die Augen. Ja es iſt, ſie einzuſehn, nicht einmal nöthig, daß man ſelbſt ein Landmann ſey. Man braucht nur die niedrigen Leidenſchaften zu kennen, von denen die meiſten Menſchen in ihren Handlungen regiert werden; man braucht nur zu wiſſen, daß ſie gemeiniglich eigennützig, herriſch und eiferſüchtig auf einander zu ſeyn, oder doch nach bloß eigenſinnigen Einfällen zu handeln pflegen, um den mannichfaltigen und ſehr wichtigen Schaden zu begreifen, der aus dem gemeinſchaftlichen Beſitze und Gebrauche gewiſſer Felder nothwendig entſpringen muß. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß gemeinſchaftliche Weiden verſchiedner Dörfer oder verſchiedner Theilhaber überſetzt werden. Das Geſetz verbietet es; allein wer kann immer wachen und zuſehn, ob jemand mehr Vieh darauf treibe, als er nach dem Rechte ſollte? Folglich graſt immer eine gröſſre Anzahl darauf, als davon erhalten werden kann. Die meiſten Thiere, die auf ſolchen Weiden gehn, kommen entweder wegen des Mangels der nöthigen Nahrung um, oder bleiben ſo unanſehnlich und klein, daß ſie dem Beſitzer mehr zur Laſt als zum Nutzen gereichen. Ueberdieß ſchicken ſich auch die meiſten Uebertrifften nicht zu Weiden, welches entweder natürliche oder künſtliche Wieſen ſeyn ſollten; als Saatland aber würden ſie ihre Theilhaber reich machen. Es giebt vernünftige Eigenthümer, die dieſes wohl einſehen; aber andre, die immer Freyheiten und Herrlichkeiten zu verlieren befürchten, und ſich oft wider die nöthigſten Aenderungen ſetzen, bloß um ihre Macht zu zeigen, die ihnen ein gemisbrauchtes Geſetz giebt, hindern alle beſſern Einrichtungen, die vorgeſchlagen werden mögen. Die Aecker können entweder nicht genug ausruhn, oder wegen der ſchlechten Umſtände des Viehes durch die Düngung nicht hinlänglich verbeſſert werden. Kein Dorf iſt vor dem andern, und kein Eigenthümer vor dem andern ſeiner Feldmarken mächtig: Wer kann denn die Verſuche andrer Völker nachahmen, oder zur gröſſern Aufnahme des Ackerbaues ſelbſt neue Verſuche anſtellen? Die Hölzungen müſſen zugleich unendlich leiden, und wie ſehr ſollten ſie nicht bey dem überall in Europa immer mehr einreißenden Holzmangel geſchont werden! Wenn auch einige Eigenthümer einen Wald einzäunen wollen, um den Anflug des jungen Holzes zu befördern oder zu ſchützen; So werden es diejenigen hindern, die einen Antheil an der Graſung darinnen haben. Und wie ſchädlich iſt nicht dieſe Gemeinſchaft für die Eigenthümer in Abſicht auf die Jagd, da jeder, der in einem Dorfe nur vier Tonnen Hartkorn beſitzt, auf der gemeinſchaftlichen Uebertrifft alles niederſchießt, was er antrifft, und dadurch alles Wild aufreiben würde, wenn es nicht auf den Hauptgütern oder in den königlichen Hölzungen geheegt würde? Die Gemeinſchaft der Bauernfelder unter einander, iſt vielleicht in einem noch gröſſern Grade ſchädlich. Keiner kann ſein Feld nach ſeiner Einſicht und nach ſeinen beſondern dürftigern oder beſſern Umſtänden auf die vortheilhafteſte Art für ſich gebrauchen, weil einer von allen abhängt, und alle von einem abhängen. Der Landmann kann nicht ſäen, wenn er will; er kann nicht erndten, wenn er will; ſeine Saat mag reif oder unreif ſeyn, er muß aberndten; denn die ſchon einen Winter und faſt auch einen Sommer durch ausgehungerten Kühe ſollen ſich auf den Erndtefeldern, die mehr Gras als Rocken oder Gerſte getragen haben, erholen und zu Kräften kommen, um auf den Winter wieder hungern zu können. Alles dieſes ſind groſſe Uebel, die aus den Gemeinſchaften entſpringen, und ihre Anzahl ließe ſich leicht vergröſſern. Wenn ſie gehoben werden: Welche Vortheile müſſen nicht dadurch ſowohl alle Eigenthümer, als alle ihre Bauern gewinnen? Die Erfahrung hat es ſchon an den Gütern bewieſen, deren Eigenthümer wegen der Theilung unter einander einig werden können, und dadurch die Einkünfte derſelben faſt bis auf die Hälfte verbeſſert haben. Ueberdieß kann man ſowohl an den hollſteiniſchen, als auch an einigen ſchleswigiſchen Bauern ſehen, welch ein Glück es ſey, ſeine Felder mit einer völligen Unabhängigkeit von ſeinen Nachbaren bearbeiten zu können.

Alle Vortheile nun, die aus der Aufhebung der Gemeinſchaft der Uebertrifften und andrer Felder unausbleiblich entſpringen müſſen, können nun erhalten werden, nachdem unſer theuerſter König die Abſonderung der Dörfer und Eigenthümer von einander in ihren Feldern durch die Theilung und Einheegung derſelben oder durch Verwechslung und Umtauſch zugelaſſen und verordnet hat. Die ſo ſchädliche Jagdgerechtigkeit auf vier Tonnen Hartkorn iſt eingeſchränkt und auf zehne geſetzt, und zugleich iſt anbefohlen, die

Mooſe und Sümpfe abzugraben, und in wirklich fruchtbares Land zu verwandeln, die Bäche zu reinigen, und dem Waſſer einen freyen Lauf zu machen. Welche Summen kann nicht Seeland allein in einem einzigen Jahre durch eine ſo heilſame Verordnung gewinnen! So nöthig ſie zur Verbeſſerung und Aufnahme unſers Landweſens war, mit ſo vieler Weisheit, und Vorſicht, allen nur einigermaaſſen ſcheinbaren Beſchwerden und allen Proceſſen vorzukommen, mit ſo vieler Großmuth, Gnade und Liebe gegen die Unterthanen iſt ſie abgefaßt. Anderwärts ſuchen die Beherrſcher ihre Einkünfte oft mit dem Verderben und Elende eines ganzen Volkes zu vergröſſern; hier ſucht der Monarch die Einkünfte ſeiner Unterthanen zu vergröſſern, ohne ſelbſt dabey gewinnen zu wollen, welches doch keinem rechtſchaffnen Mann unbillig vorkommen würde. Denn der König erklärt ausdrücklich, daß die Uebertrifften, die in fruchtbare Aecker verwandelt werden möchten, ungeachtet der erhöhten Nutzung derſelben, dennoch in der Matrikul nicht höher angeſetzt werden ſollten; überdieß geſchehen auch den Eigenthümern

Verheiſſungen beſonderer Begnadigungen, wenn ſie wirklich Fleiß anwenden wollen, — reicher und glücklicher zu werden. Er überläßt es ihnen, ſich über die Abtheilung oder die Verwechslung der gemeinſchaftlichen Felder mit einander zu berathſchlagen, und die vortheilhafteſte Art, auf die ſie vorgenommen werden kann, ſelbſt zu überlegen. Unpartheyiſche und der Sache kundige Schiedsrichter ſollen allen vorkommenden Streit entſcheiden, und weil alle neuen Einrichtungen mit einiger Beſchwerlichkeit verknüpft zu ſeyn pflegen: So hat der Wohlthäter ſeiner Staaten ſelbſt die edle und liebreiche Herablaſſung, ſeinen Unterthanen vorzuſtellen, daß dasjenige, was ihre Vorältern Nützliches im Landweſen eingerichtet hätten, auch nicht ohne Beſchwerlichkeit und Mühe eingerichtet worden wäre. Wer aus der Geſchichte oder aus eigner Kenntniß weiß, mit welcher Unfreundlichkeit und Härte in andern Ländern die ökonomiſchen Umſtände und Einrichtungen derſelben zuweilen verändert worden ſind, der muß gerührt werden, wenn er einen unumſchränkten Beherrſcher eine ſo gütige Sprache reden hört, und ſollten es denn nicht alle die ſeyn, die der König ſeine geliebten und treuen Unterthanen nennt? Wenn derjenige ein vortrefflicher Vater iſt, der ſeine Kinder mit allen ſeinen Bemühungen glücklich zu machen ſucht, unter vortrefflichen Vätern aber derjenige, als der beſte geprieſen zu werden verdient, der, weil er gutgeartete Kinder zu haben hofft, großmüthig genug iſt, mehr ihr Rathgeber und vertraulicher Freund, als ihr Beherrſcher zu ſeyn: Was ſind wir denn nicht unſerm Friedrich ſchuldig, und was müſſen wir nicht thun, den Namen getreuer und von ihm geliebter Unterthanen zu verdienen?

Vier und ſechzigſtes Stück.

Ich habe über die Betrachtung, welche die Anwendung der ſo koſtbaren und unwiederbringlichen Zeit betrifft, unterſchiedene Briefe erhalten, die ich heute meinen Leſern mittheilen will. Man wird aus den Gedanken, welche ſie bey meinen Correſpondenken veranlaßt haben, ſehen, daß die Bemühungen eines Moraliſten zwar ſelten den Eindruck hervorbringen, den er zu machen wünſcht; daß er aber doch nicht ganz an dem Nutzen derſelben zu verzweifeln Urſache hat, und zuweilen, beſonders unter dem Frauenzimmer, Herzen findet, auf welche ſeine in ihren Endzwecken ſo vortrefflichen Lehren die verlangte Wirkung thun. Doch ich habe keinen Raum zu einer längern Vorrede. Hier ſind die Briefe.

Mein Herr,

Ich würde in dem unruhigen und misvergnügten Zuſtande meines Herzens, worein mich Ihre Betrachtung über den Werth und die Anwendung der Zeit geſetzt hat, noch unzufriedner mit mirſelbſt ſeyn, als ich ſchon bin, wenn ich Ihnen nicht die Wirkungen bekannt machte, die es auf mich gehabt hat, und billig auf einen jeden machen ſollte, welcher ſich noch nicht bis zu einer völligen Unempfindlichkeit gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet hat. Zu meiner eignen Demüthigung muß ich geſtehn, daß ich mich in

Ihrer Cidalinde ſo deutlich finde, als wenn ich das Original zu Ihrem Gemälde geweſen wäre, und möchte nur dieſes kränkende Bekenntniß eine Genugthuung für alle die Zeit ſeyn, die ich ſchon in meinem Leben verloren habe! Ihre Rechnung über die Stunden einer ſo leeren und unbedeutenden Perſon, die leider! unter unſerm Geſchlechte nur allzuviele ihres Gleichen hat, erſchreckte mich eben ſo ſehr, als ſie mich beſchämte. Ich bin ſchon in meinem zwey und dreyßigſten Jahre, und ich bin verheyrathet; ich habe Töchter, die ich in der Meinung, ſie zur großen Welt geſchickt zu machen, völlig nach mir zu bilden anfieng, und in allen dieſen Jahren habe ich die einzigen würdigen Endzwecke meines Daſeyns eben ſo ſehr verkannt, als vernachläſſigt. Sie ſind alle verloren; unwiederbringlich verloren! Wie bitter iſt nicht dieſe Wahrheit, die ich nicht läugnen kann, und wie bekümmert ſie mich nicht! Ich muß Ihnen alles ſagen: ich bin unruhig, niedergeſchlagen, unglücklich, elend; nicht allein, weil ich die verfloßnen Jahre nicht zurückrufen kann, ſondern auch, weil ich nun nicht weiß, was ich mit der Zeit, die ich noch vor mir ſehe, anfangen ſoll. Ich weiß mich eben keiner Unordnungen ſchuldig, die man gemeiniglich Laſter nennt; aber ich ſehe auch in meinem Leben nicht die löblichen Handlungen, die, wie ich nun zu glauben anfange, mehr wahres Vergnügen geben müſſen, als alle die Kleinigkeiten, Eitelkeiten und Zerſtreuungen, worinnen wir von einer Thorheit zur andern flattern und frölicher zu ſeyn ſcheinen, als wir wirklich ſind. Ich ſchlafe nicht ſo lange mehr als ſonſt; denn die unruhigen Gedanken, die ſie in mir erweckt haben, verwandeln ſich in Träume, die mich früh genug aufwecken; aber deſto länger wird mir der Tag. Ich ziehe mich geſchwinder an; denn nun iſt mir meine Toilette verhaßt, woran ich ſonſt ſo ernſtlich berathſchlagen konnte, was für eine Blume ich in die Haare ſtecken oder wie ich meinen andern Putz nach der neuſten Mode verändern ſollte; aber auch dadurch bekomme ich eine leere Stunde mehr, die ich nicht auszufüllen weiß. Bey Tiſche bringe ich noch eben ſo viel Zeit zu, als ſonſt, weil ich nicht von mir ſelbſt abhänge. Ich empfange; ich gebe noch Beſuche; man ſieht mich auch noch bey dem Spieltiſche; denn ich kann die Furcht, lächerlich zu werden, nicht ausſtehn; aber ich bin mir überall zur Laſt, weil mich überall der Gedanke verfolgt, daß ich meine Zeit ſehr ſchlecht anwende. Mein ganzes Haus ſieht es, daß ich übel aufgeräumt bin; meinem Manne, der ein halber Fortunat iſt, beſorge ich zur Laſt zu fallen! alles was ich thue, um mich aufzuheitern, iſt vergebens; alle Welt ſagt, daß ich bis zum Melancholiſchwerden hypochondriſch bin; aber ach! ich brauche es nicht erſt zu werden. Wenn ich keine andre Geſellſchaft habe als mich, eine verdrießliche Geſellſchaft: So will ich leſen; doch kaum habe Ich ein ernſthaftes Buch in der Hand; kaum fange ich an zu leſen: So ſind die Gedanken weg, und es fehlt mir eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als Luſt. Was ſoll ich nun thun, lieber Herr Aufſeher, und was meinen Sie zu meinem Zuſtande? Wie ſoll ich mich von meinen Unruhen befreyen, und ohne lächerlich zu werden, meine Zeit beſſer anwenden? Ich will mich nicht entſchuldigen; aber mein wertheſter Herr, es bleibt doch auch gewiß, daß wir anders erzogen ſeyn ſollten. Ertheilen Sie uns doch ja einige Regeln zur vernünftigen Erziehung unſerer Töchter, und geben Sie dadurch Ihren Blättern einen neuen Werth. Wenn Sie einen Rath und auch Troſt für mich wiſſen: So werden Sie dadurch ſehr verbinden

Ihre mit ſich ſelbſt äuſerſt misvergnügte
Leſerinn,

Meliſſa.

Meliſſa iſt auf dem Wege, nicht allein ihre Zeit zu gewinnen, ſondern auch glücklicher zu werden, wenn ſie nicht die Zerſtreuung, zu der gemeiniglich diejenigen ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, welche zu glauben anfangen, daß ſie Urſache haben, mit ſich ſelbſt unzufrieden zu ſeyn; wenn ſie vielmehr eine ernſtliche Unterſuchung ihrer Pflichten als das erſte und ſicherſte Mittel braucht, von ihren gegenwärtigen ſehr heilſamen Unruhen befreyt zu werden. Ein Frauenzimmer, und ein Frauenzimmer von Stande hat große und wichtige Pflichten. Meliſſa wird bald mit ihrem eignen Herzen ausgeſöhnt werden, wenn ſie dieſe Pflichten zu kennen und auszuüben ſucht; wenn ſie muthig genug iſt, die erſten Beſchwerlichkeiten zu überwinden, die ſie auf ihrer neuen Laufbahn antreffen wird! Sie iſt verheyrathet und zwar an einen halben Fortunat. Wie glücklich iſt ſie nicht vor tauſend andern, daß der Gefährte ihres Lebens ſolches nur halb iſt! Sie wird ihn beſſern, wenn ſie ſich gebeſſert hat. Denn was iſt einer edlen und weiſen Zärtlichkeit unmöglich, und wie viel kann die Tugend nicht ausrichten, wenn ſie die Geſtalt eines Frauenzimmers annimmt? Meliſſa hat Töchter: Wenn ſie dieſelben nicht für die groſſe Welt, ſondern für die künftige Welt bildet, die allein dieſen Namen verdient: Mit welcher Freude wird ſie nicht auf die Stunden zurückſehn, wo ſie zuerſt den koſtbaren Werth ihrer Zeit kennen lernte! Und wie beneidenswürdig wird nicht ihr Schickſal ſeyn, wenn ſie in den Jahren ihrer Kinder, worinnen ſie dieſelben zur Religion und zu einem würdigen Gebrauche ihres Lebens anführt, alle diejenigen wiedergewinnt, die ſie ſelbſt zeither verloren hat! Die Welt mag vors erſte glauben, daß die Urſache von der Veränderung ihrer gegenwärtigen Lebensart Hypochondrie iſt; in der Folge wird ſie erſtaunen, daß es Tugend war. Sie wird ſie dann bewundern und tauſendmal glücklicher preiſen, als den in der That mehr übel aufgeräumten als luſtigen Herrn, von welchem nachſtehendes Schreiben kömmt.

Mein Herr,

Nach und nach werden Sie immer unerträglicher; ein Bekenntniß, das Ihnen vermuthlich nicht angenehm ſeyn wird, das Sie aber, wie Sie es anfangen, wohl verdienen. So lange Sie in Ihrer Sphäre blieben, konnte ich Sie leiden, und wenn mir Ihre Moral zu trocken war, ſo wußte ich mir zu helfen; ich las ſie nicht. Aber nun vergeſſen Sie ſich. Denken Sie vielleicht, daß ich mich ſchämen werde, Ihnen zu ſagen, daß ichs errathen habe, wen Sie unter dem Herrn von Fortunat meinen? Sie irren ſich. Ich achte, was ein Stubenſitzer von einem Gelehrten ſchreiben mag, zu wenig, als daß ichs Ihnen verbergen ſollte, wie ſehr ich Ihre Satyre verlache. Was geht Ihnen meine

Zeit an? Was haben Sie ſich zu bekümmern, wie ich ſie anwende? Sie können, mein ſehr beſchäfftigter Herr, nicht begreifen, was ich damit anfangen werde; ich, der ich jung bin, und Vermögen genug habe, mir ſo viel fröliche Tage zu machen, als ich will? Denken Sie vielleicht, daß ich voll Verzweiflung über meine lange Weile Ihre finſtern Blätter bis zum Gähnen leſen und wieder leſen und noch einmahl leſen werde? Was ſich doch ein alter ſauertöpfiſcher Moraliſt einbilden kann! Sie verdienten zwar eine Begegnung, die ich nicht nennen will; aber man muß mit einem Autor Ihrer Art ein wenig Mitleiden haben. Wie kann ein Einſiedler wiſſen, was man in der großen Welt thut? Man muß es Ihnen aber einmal für allemal ſagen, daß man in der großen Welt keine lange Weile hat. Ich bin gar nicht, ob ich gleich früher, als die Damen auf bin, mit meiner Zeit verlegen, ſo lange es noch Toiletten, Antichambern, Aſſembleen, Spieltiſche, Jagd und Oper, und einen Stall giebt, worinnen man zuzuſehen hat, was der Engelländer und der Brillant macht. Ich könnte noch von tauſend andern

Beſchäfftigungen reden; aber ein bürgerlicher Kopf kann ſich keinen Begriff davon machen, und die Herren überweiſen Gelehrten bereden ſich gar leicht, daß wir in der großen Welt eben ſolche Grillenfänger ſeyn müſſen, als ſie ſind. Aber ſo weit ſoll es mit mir nicht kommen. Alſo überlaſſen Sie mir nur meine Zeit, ohne ſich über ihre Anwendung zu ängſtigen; fangen Sie mit der Ihrigen an, was Sie wollen, und danken Sie mirs, daß Sie dasmal ſo gut davon kommen.

Anton von Frölich.

Mein Herr,

Da ich vor kurzem bey einem Herrn war, dem ich gegen eine billige Erkenntlichkeit mit meinem ſauern Schweiße diene; denn ich diene meinem Nächſten gern, wenn ich keinen Schaden davon habe, und etwas ehrliches dadurch erwerben kann: So ſah ich während der Zeit, daß er ſeinen Wechſel ſchrieb, ein gedrucktes Blatt auf dem Tiſche liegen. Die Neugierigkeit iſt zwar mein Fehler nicht; das Neue ausgenommen was man auf der Börſe erfährt, und als ein rechtſchaffner

Kaufmann wiſſen muß; da ich aber ſo viel Zahlen auf demſelben erblickte: So nahm ichs in die Hand, weil ich immer viel mit Rechnungen zu thun gehabt habe. Ich habe niemals etwas von Ihren Blättern gehört; denn, mein Herr, ein Mann, der ſeinen Geſchäfften nachgeht, kann ſich mit dem Leſen nicht abgeben, und viel Leſen iſt, mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, in meinen Augen auch ein Müßiggang; die Connoiſſementer und Priſen nehmen einem ſo ſchon Zeit genug weg. In dieſen ſchweren Zeiten hat man alle Hände voll zu thun, daß ein ehrlicher Mann nicht zurückkomme, und es iſt ſo ſchwer etwas rechtes zu verdienen, daß man eben ſein liebes Geld nicht für Bücher ausgeben darf. Denn, mein Herr, Bücher ſind doch immer ein todtes Capital, und etwas zu thun, damit man nichts verdient, iſt, verzeihn Sie mirs, mein Herr, in meinen Augen eine Thorheit. Unterdeß kann ich doch nicht unterlaſſen, Ihnen meine Zufriedenheit zu bezeugen, da ich ſehe, daß Sie ein Freund der Arbeit und Geſchäfftigkeit ſind. Die Cidalinde, die Sie ſo hübſch heruntermachen, muß doch eine rechte Müßiggängerinn ſeyn, und wie viel muß ſie nicht jährlich ihrem Manne koſten! Gewiß, mein Herr, ich klagte auf die Eheſcheidung, wenn ich eine ſolche Verſchwenderinn zur Frau hätte. Wie könnte es denn ein ehrlicher Mann mit ihr ausſtehn! Dem Himmel ſey Dank, daß ich eine Frau habe, die jeden Dreyling dreymal ummendet, ehe ſie ihn ausgiebt. Doch genug davon! Könnten Sies, mein Herr, nicht durch Ihre Blätter dahin bringen, daß man zehn pro Cent für ſeine Capitale auf ſichre Hypothek bekommen könnte? In dieſen bedenklichen Conjuncturen, wo das Geld ſo rar wird, ſind das gewiß ſehr billige Intreſſen, und wers braucht, würde es gerne geben. Alsdann entſchlöſſe ich mich wohl, Ihre Blätter zu halten, obgleich drey Schillinge und ein Dreyling ſehr viel für ein Blatt gedrucktes Papier iſt, und ich am Ende des Jahres wohl mehr als die Hälfte daran verlieren möchte; die Renten ungerechnet. Ich bin, auf billige Bedingungen, allezeit,

Mein Herr,

Ihr dienſtbereitwilliger Diener,

Nicolaus Agio.

Fünf und ſechzigſtes Stück.

Da unſre Herzen zur freudigen Unterwerfung unter alle Befehle und Führungen Gottes um ſo viel williger ſeyn müſſen, je vollkommner und lebhafter unſre Ehrerbietung gegen ein Weſen iſt, welches der einzige Gegenſtand der äußerſten Bewunderung aller ſeiner Geſchöpfe zu ſeyn verdient: So ſollten wir uns oft mit Vorſtellungen beſchäfftigen, die in uns das ihm ſchuldige Erſtaunen unterhalten und vergröſſern können. Keine Gedanken können dieſen wichtigen Endzweck glücklicher befördern, als diejenigen, welche die Betrachtung der Hoheit Gottes in jedem Verſtande hervorbringen muß, der zu großen Begriffen nicht ganz unfähig iſt. Wir empfinden eine natürliche Neigung in uns, dasjenige zu verehren, was in ſeinen Eigenſchaften, Kräften und Wirkungen über uns oder über andere Gegenſtände erhaben iſt, die mit uns verknüpft ſind. Zu welch einer tiefen feyerlichen Ehrfurcht und Anbetung müſſen wir denn uns nicht verbunden und angefeuert fühlen, wenn wir uns beſtreben, Gott in ſeiner unendlichen Majeſtät zu denken! Denn was für eine Unermeßlichkeit iſt es nicht, die ſein Daſeyn, ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Thätigkeit, und ſeine Abſichten über die faſt unendliche Reihe ſeiner Geſchöpfe erhebt!

Gott iſt der Höchſte: Welch ein Gedanke! Welch ein Reichthum großer Vorſtellungen liegt in dieſer einzigen Idee nicht! Er kann von keinem einzigen Weſen völlig gedacht, von keinem ganz empfunden werden. Jeder Gedanke, der ſich mit ihm beſchäfftigt, muß, wenn er des Allervollkommenſten nicht zu unwürdig ſeyn ſoll, mit dem Begriffe der Unendlichkeit verbunden ſeyn; und dennoch wird Er in keinem einzigen ganz gedacht. Je reiner und heller unſre Ideen werden; je mehr ſie von aller Sinnlichkeit entfernt ſind; je weiter ſie ſich über alle Sphären der Endlichkeit und Einſchränkung emporzuſchwingen ſtreben, deſto mehr erſtaunt zwar die bewundernde Seele; deſto gewiſſer wird ſie, daß ſie den Höchſten denkt; aber deſto unausſprechlicher wird er auch für ſie; deſto mehr ſieht ſie, daß ſie vergebens arbeitet, ſich ſeiner Höhe zu nähern, und dennoch bleibt es ihre Schuldigkeit, von jeder neuen Stufe, die ſie ihm näher gekommen iſt, zu noch höhern hinaufzuſteigen.

Es hat tiefſinnige Weltweiſen gegeben, welche behauptet haben, daß wir nicht ſowohl die wahre Exiſtenz ſelbſt, als vielmehr nur einen Schein davon beſäſſen. Ein übertriebner Gedanke, der ſchwer von dem Vorwurfe des Widerſpruchs gerettet werden kann! Unterdeß hat er doch das Schickſal andrer Irrthümer: er iſt eine halbe Wahrheit. Gott iſt ſelbſt in ſeinem Daſeyn auf eine unbegreifliche Weiſe von andern Weſen unterſchieden. Er iſt nicht allein die Quelle aller Wirklichkeit und Dauer, welche wir in ſeinen Geſchöpfen finden, ſondern er beſitzt auch eine Art des Daſeyns, die mit keiner andern Wirklichkeit verglichen werden kann. *Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde*: Dieſes iſt ſein erhabenſter Name, den ihm die

Offenbarung giebt; ein Name, der in einem noch hellern Lichte glänzt, wenn ſie ihn in andern Stellen auf folgende Weiſe umſchreibt: Der da war, der da iſt, der da ſeyn wird. Welche Geheimniſſe liegen nicht darinnen! Die erſten Geiſter müſſen darinnen ein unergründliches Meer von Gedanken finden, von denen jeder eine neue Tiefe iſt.

Ich bin; allein wie lange iſt es wohl, daß ich ſagen kann: Ich war? Ich war vor einem Jahre, vor zehn Jahren, vor dreyſſig, vor ſechzig, vor achtzig Jahren. Man findet zuweilen einige, welche ſagen können: Ich war vor hundert Jahren. Aber welch ein Alter! Welch eine ſeltne Erſcheinung iſt ein ſolcher Greis nicht! Ein Leben von noch mehr Jahrhunderten ſcheint ſo etwas Unermeßliches zu ſeyn, daß ſogar die Offenbarung angefeindet worden iſt, weil, nach ihrer Erzählung, vor den Zeiten der Sündfluth viele Menſchen beynahe tauſend Jahre erreicht haben. Aber welch eine unendliche Anzahl von Zeitläuften würde nicht auch ein tauſendjähriger Menſch hinter dem Anfange ſeines Daſeyns antreffen! Die Dauer dieſer Sonne mit ihren Planeten iſt groß; aber der beflügelte Gedanke ereilt die Gränzen derſelben bald, und es mögen vielleicht ſchon lange vor ihrem Daſeyn unzählbare andre Welten den Ruhm ihres Schöpfers verkündigt haben. Wer wagt ſich mit ſeinen Gedanken an das Alter der Engel? Denn es ſind gewiß nicht alle Geiſter, in Betrachtung des unveränderten Zuſtandes ihrer Exiſtenz, gleich den Menſchen, wie die Blumen, welche geſtern aufblühten und heute verwelken. Doch wenn es auch einen Geiſt gäbe, deſſen Daſeyn mit dem Leben aller Menſchen nicht ausgemeſſen werden könnte; ſo würde er doch nicht, wie Gott, von allen Zeitpuncten ſagen dürfen: *Ich war.*

Gott iſt ewig, und unveränderlich ewig; *Er iſt der, der da iſt.* Unſer Daſeyn iſt ein entlehntes Daſeyn; es iſt noch zu ſtolz geſprochen, unſre Wirklichkeit einen Tropfen aus ſeiner Exiſtenz zu nennen. Die Sonnen werden in ihre erſten Finſterniſſe verlöſchen; die Welten, worinnen wir ſo viel Ordnung, Uebereinſtimmung, Schönheit und Pracht bewundern, werden einſinken; und wir Menſchen auf einem kleinen anmuthigen Hügel könnten mit ihm auf eine kleine Zeit in Staub verwandelt; alle Geiſter könnten mit der ganzen Reihe der Erſchaffnen in Nichts vertilgt werden, und doch gäbe es auch alsdann noch eine unendliche grenzenloſe Würklichkeit, das unermeßliche Daſeyn des, der allein ſagen kann: Ich bin, der ich bin.

Wir dürfen hoffen, daß Gott alle Erſchaffnen im Daſeyn erhalten werde; die Unendlichkeit ſeiner Güte verbietet uns, an ihrer Fortdauer zu zweifeln. Unterdeß exiſtirt doch auch das beſtändigſte und unwandelbarſte Geſchöpf nicht auf die Art, wie Gott exiſtirt. Die beſten werden in einem ewigen Wirbel von Abwechslung und Veränderung umhergetrieben, niemals ſich ſelber gleich, immer entweder im Abnehmen, oder im Wachsthume. Der Menſch theilt ſein Leben in Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten; er denkt ſich aber noch kleinere Theile deſſelben, die vielleicht für gewiſſe Arten von Geſchöpfen ein langes Leben ſind; auch in einer ſo kleinen Dauer wird er nicht, wie Gott, von ſich ſagen können: Ich bin, der ich bin. Niemals hat er eben dieſelbe Summe von Bewußtſeyn, niemals eben dieſelbe Summe von deutlichen und dunkeln Gedanken; niemals eben dieſelbe Summe von Begierden und Empfindungen. Itzt drängen ſich dieſe Gedanken ans Licht, und plötzlich verdunkeln ſie ſich, um andre empor kommen zu laſſen; wir erwählen in dieſem Augenblicke, was wir in dem nächſten verwerfen; eine Empfindung unterdrückt die andre; ein Wunſch, ein Entſchluß treibt den andern, wie in einem Strome immer ein Tropfen den andern fortſtößt. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Daſeyn des Menſchen in dem dunkeln Schooße ſeiner Mutter, und zwiſchen dem Daſeyn deſſelben in der erſten Kindheit! Wie wenig gleicht er ſich ſelbſt, wenn er noch, wie eine Pflanze, wächſt, und wenn er zum erſtenmale dankbar gegen ſeine Mutter lächelt, und nun zu beweiſen anfängt, daß er eine Seele hat; wenn er die erſten Worte ſtammelt, und wenn er zum Knaben, oder vom Knaben zum Jünglinge aufblüht, oder vom Jünglinge zum Manne, und vom Manne zum Greiſe reiſt! So mannichfaltig ſind die Veränderungen, denen der Menſch in ſeinem Daſeyn unterworfen iſt, und der erhabenſte endliche Geiſt muß gleiche Abwechslungen in ſeinem Daſeyn erfahren. Keiner iſt mehr, der er war; keiner wird der ſeyn, der er itzt iſt. Dieſes iſt Gott allein. Sein Daſeyn leidet keine Abwechslung, er iſt, der er war; er wird der ſeyn, der er iſt; er iſt, der er ſeyn wird, über alle Geſchöpfe in ſeiner Dauer erhoben, der Urſprung und die Quelle, aus dem ein jedes endliches Daſeyn nach dem andern hervorfließt, ohne daß ſie dadurch verändert oder erſchöpft würde.*

Von keinem Geſchöpfe läßt ſich ſagen, daß es ſey, was es ſeyn wird. Der Engel wird nicht aufhören, ein Engel zu ſeyn; der Menſch wird nicht aufhören, ein Menſch zu ſeyn; die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Arten endlicher Weſen ſind beſtändig; ihre Naturen werden nicht in einander verwandelt werden, und dennoch kann man von keinem einzigen weder in Abſicht auf ſeine Eigenſchaften und Zuſtände, noch ſelbſt in Abſicht auf ſein Daſeyn ſagen, daß es ſey, was es ſeyn wird; denn ſeine Dauer iſt niemals die Ewigkeit; er wird nur in der Ewigkeit ſeines Gottes fortdauern. Alle Zeitalter, die wir leben ſollen, reichen nicht an ſeine Dauer; es ſind immer Schranken, in denen wir fortwandeln. Wie wir keinen Zeitpunct wiſſen, wo einmal Gott nicht geweſen wäre; ſo können wir uns auch keinen vorſtellen, wo er nicht ſeyn, wo er nicht eben derſelbe ſeyn wird. Es iſt nur für uns eine Glückſeligkeit, daß wir künftig nicht ſeyn werden, was wir gegenwärtig ſind. Wir wären äußerſt elend, wenn wir immer einerley Empfindungen, immer einerley klare oder deutliche Vorſtellungen hätten; wenn wir immer in dem ermüdenden Kreiſe eben derſelben Wünſche und Begierden umherſchweifen müßten, immer in einerley Schranken von Erkenntniß und Wiſſenſchaft eingeſchloſſen. Gottes Seeligkeit hingegen beſteht darinnen, daß er ſeyn wird, der er war und iſt; eben ſo ſeelig, ehe er ſchuf; eben ſo ſeelig, nachdem er unzählbare Welten zur Wirklichkeit gebracht hat; ein Weſen, das über alle war, das über alle iſt, das über alle ſeyn wird. Welch eine Höhe, zu welcher wir uns mit unſern Vorſtellungen empör zu ſchwingen ſuchen, ohne ſie erreichen zu können! Wer kann die Natur des Höchſten begreifen, da es kein einziges Geſchöpf giebt, von deſſen Weſen wir uns ganz deutliche Begriffe machen können. Wir ſehen von allen nur die Oberfläche. Wir haben viel, ſowohl von unſerm Körper, als von unſerer Seele entdeckt; der Zergliederer und der Philoſoph haben ſich mit einem gleichen Eifer beſtrebt, unſre innerſte Beſchaffenheit zu erforſchen, und den Menſchen mit dem Menſchen bekannt zu machen: aber wie unendlich viel bleibt uns nicht von uns verborgen! Welche Geheimniſſe, die wir nicht aufklären können! der Körper iſt kein Geiſt, und der Geiſt kein Körper; man empfindet den Unterſcheid dieſer Begriffe, aber wer hat noch die Frage beantwortet: Was iſt das innre Weſen des Geiſtes? Was iſt das innre Weſen des Körpers? Doch laßt uns annehmen,

men, wir verſtünden die geheimnißvolle Beſchaffenheit eines jeden Dinges; geſetzt, wir ſähen das Innerſte der Schöpfung vor uns aufgedeckt; wir überſchauten, wie Gott, das Weſen aller Geſchöpfe, von dem erſten Geiſte an, deſſen Gedanken am nächſten an die Gedanken ſeines Schöpfers gränzen, bis auf den Wurm, vom Wurme bis zum Sonnenſtäublein, und von dieſem, das vielleicht noch erſtaunlich zuſammengeſetzt iſt, bis auf das, über welches ſich tiefer hinunter nichts kleiner denken läßt; geſetzt auch, daß wir nicht allein dieſes alles, ſondern auch die Verſchiedenheiten, die ein jedes Ding zu einem beſondern Weſen machen, deutlich begreifen könnten, und es reichen ohne Zweifel Ewigkeiten nicht zu, uns eine ſolche Kenntniß zu geben, weil das Endliche dem Unendlichen ſich wohl immer nähert, es aber doch niemals ganz erreicht: Dennoch könnten wir mit allen ſolchen Kenntniſſen nicht einmal einen bejahenden Begriff von dem Weſen Gottes in uns hervorbringen. Die Weſen aller Dinge ſind, wenn ſie auch alle vereinigt werden könnten, kaum ein Schatten von dem ſeinigen; der Schatten iſt aber nicht die Sonne. Das Weſen Gottes iſt etwas Höheres; es iſt ein Weſen über alle Weſen. Wer muß nicht über die Hoheit deſſelben erſtaunen, wenn er ſich in dieſe Betrachtungen vertieft? Wer empfindet ſeine Endlichkeit ſo wenig, daß er ihn nicht mit der tiefſten Erniedrigung ſeines Herzens anbeten ſollte? Und wenn wir uns vorſtellen, daß dieſes ſo erhabne Weſen auf unſre Niedrigkeit herabſieht, und mit Augen der zärtlichſten Güte und Erbarmung herabſieht: Wer verkennt alsdann ſeine Schuldigkeit ſo ſehr, daß er nicht in den Ausruf des königlichen Dichters einſtimmen ſollte: *Herr, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt!*

Sechs und ſechzigſtes Stück.

Die natürliche Neigung beyder Geſchlechter gegen einander iſt von ſolcher

Wichtigkeit, daß die Regeln, welche ſie regieren und in der Ordnung der Weisheit und Tugend erhalten müſſen, die äußerſte Aufmerkſamkeit verdienen. Der freygeiſteriſche Theil der Welt, der ſeine Leidenſchaften durch keine Geſetze einſchränken laſſen will, ſieht dieſen Hang der Natur für eine hinlängliche Entſchuldigung aller der Unordnungen an, worein ſie ſich ſtürzen. Allein was kann man anders von denen erwarten, die ſo wenig Achtung gegen die Würde ihrer Natur haben, daß ſie ſich ſelbſt zu den Thieren erniedrigen, die in ihren Empfindungen und Bewegungen nur von ihrem Inſtincte getrieben werden? Und was könnten über dieſe die Vorſtellungen eines Ironſide ausrichten, die ſo lange ohne Eindruck bleiben müſſen, ſo lange er ihnen nicht zum Gebrauche der Vernunft verhelfen kann, welche ſie entweder ſchon verloren haben, oder noch zu verlieren, ſich alle mögliche Mühe geben?

Der Menſch iſt in vielen Begierden nur dadurch von der niedrigen Claſſe der Lebendigen unterſchieden, daß er dieſelben ſeiner

Vernunft unterwürfig machen kann. Dieſe und die Religion, von der nicht ohne Grund behauptet wird; daß ſie nichts anders, als eine höhere und ſicherere Vernunft ſey, ſind uns eben dazu verliehen, daß wir die Endzwecke unſrer Leidenſchaften, Neigungen, und Begierden unterſuchen, und dieſe in eine ſolche Uebereinſtimmung und Ordnung untereinander bringen ſollen, ohne welche jene nicht erreicht werden. Dieſe Beſtimmungen aber, nach denen ſie eingeſchränkt werden müſſen, ſind unſre Selbſterhaltung, die Vollkommenheit unſrer Natur, und das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft. Das ſind die Grenzen, die keine Neigung überſchreiten darf, und wer ſie überſchreitet, der verſchuldet ſich gegen den Urheber ſeines Weſens durch ſeine zügelloſen Begierden, und er wird alle die nachtheiligen Folgen verantworten müſſen, die aus einer ungehinderten Sättigung derſelben ſowohl in Abſicht auf die Zerrüttung ſeiner eignen Natur, als in Abſicht auf das Beſte andrer Weſen entſpringen können. Er wird ſich vergebens auf einen natürlichen Hang be-

berufen, den er nur empfieng, damit er einen ſtärkern Antrieb hätte, große und wichtige Endzwecke durch Ordnung und Weisheit glücklicher und ſelbſt mit einem lebhaften Vergnügen zu erfüllen.

Dieſe Betrachtungen, die in alle Handlungen des Lebens ſehr glückliche Einflüſſe haben müſſen, ſollten auch den Umgang beyder Geſchlechter mit einander regieren. Ungeachtet es unter ihnen Perſonen geben mag, die in der Trunkenheit der Eigenliebe ſich ſelbſt genug zu ſeyn ſcheinen; ſo iſt dennoch jedem die Geſellſchaft des andern angenehm. Clelia ſcheine auf ihre Figur einen noch ſo hohen Werth zu ſetzen; ſie achte vor dem Spiegel das Lob des Stutzers noch ſo wenig, weil ſie ihren eignen Augen mehr als fremden zutraut; ich glaube doch, daß ſie ihren Spiegel, trotz aller ihrer Selbſtzufriedenheit, vor Verdruß zerbrechen könnte, wenn die artige Figur immer in ihr Putzzimmer eingeſchloſſen bleiben ſollte; und ich will ihr ſtolzes Auge ſchon belauſchen, wenn es auf die Mine eines artigen Herrn lauern ſollte, um darinnen eine Schmeicheley für ſich zu leſen. Eben das behaupte ich von dem eitelſten Chapeaus in Kopenhagen, die zwar auch auſſer dem Cirkel von Damen über ein gutfriſirtes Haar mit einem ſo innigen Vergnügen lächeln mögen, als etwa eine Clelia über ein glücklich angebrachtes Bouquet lächelt, die aber doch nicht mehr gekränkt werden könnten, als wenn ſie eine Zeitlang von keinem Frauenzimmerauge beobachtet würden. So ſehr beſtätigts die Erfahrung, daß der Umgang beyder Geſchlechter mit einander Vergnügen giebt, gleichwie dieſes Vergnügen wirklich mit mannichfaltigem Nutzen begleitet iſt.

Die Welt würde viel von ihrer Vollkommenheit und Schönheit verlieren, wenn der öffentliche Umgang des weiblichen und männlichen Geſchlechtes mit einander aufgehoben, und jenes, wie bey den orientaliſchen Nationen in den innerſten und verborgenſten Theil unſrer Häuſer verſchloſſen würde. Gewiſſe Unordnungen und Laſter würden zwar bey einer ſo ungerechten Verbannung des Frauenzimmers nicht begangen werden; auch würden tauſend Lächerlichkeiten und Thorheiten

heiten verſchwinden, die den Poeten und Satirenſchreibern einen ſo reichen und unerſchöpflichen Stoff für ihren Witz verſchaffen; es würde an Spielerinnen, an artigen Herumläuferinnen, an unerbittlichen Spröden, an Koſtbaren, und an Coquetten fehlen; man würde auch keine allerliebſte ſüße Herren, keine Liebäugler, Witzlinge und amoureuſe Gecken ſehen. Das wäre freylich ein Gewinn; allein er wäre doch ſo groß nicht, daß er den Verluſt, den wir erleiden müßten, erſetzen könnte. Denn was würde aus tauſend Mannsperſonen werden, die weder mit ihrem Kopfe, noch mit ihrem Herzen für die menſchliche Geſellſchaft brauchbar, und doch nicht ganz unerträglich ſind, weil durch den Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte wenigſtens ihr Aeußerliches angenehm, oder leidlich iſt. Was würde das gemeine Weſen mit Amyntorn anfangen, von dem man itzt beynahe nicht merkt, daß er eine bloße Null darinnen iſt? Er hat weder Wiſſenſchaft noch Geſchicklichkeit zu gemeinnützigen Geſchäfften, und ſeine Seele iſt in dem acht und zwanzigſten Jahre ihres Daſeyns noch immer eine unbeſchriebne Tafel; es müßten denn Thorheiten darauf ſtehn, woran ich doch auch zweifle, weil gewiß immer die eine die andre auslöſcht. Gleichwohl erſcheint er in allen Geſellſchaften, ohne eben misfällig zu ſeyn. Er geht aus Neigung gegen die Damen ſo gut gekleidet, als ein Mann, der auf ſein Aeußerliches nicht weniger als auf ſeine Seele hält; denn er läßt ſeine Kleider bey dem beſten Schneider arbeiten; er macht ein nichtsbedeutendes Kompliment, und jede Verbeugung artiger als kein Tanzmeiſter; er erzählt auch; (einige meinen aus dem Pitaval, andre aus dem Pepliers;) einige Hiſtörchen ſo natürlich, als wenn er ſie ſelbſt erdacht hätte; er behauptet ſeinen Platz an jedem Spieltiſche zum Vergnügen jeder Dame, die mit ihm ſpielt, und niemand übertrift ihn in der Kunſt, die Karte zu miſchen, und im Anſtande ſie zu geben.

Jedoch es giebt weit wichtigere Vortheile, die aus einem wohleingerichteten Umgange beyder Geſchlechter entſpringen und entſpringen können, wenn ſie ſich nur beyde von den Grundſätzen einer wahren Tugend und Ehre regieren laſſen. Es ſcheint, daß ſich jedes Geſchlecht von dem andern durch ſeine eignen Vollkommenheiten und Vorzüge, unterſcheiden ſoll; der Grund davon mag nun entweder in der Natur eines jeden, oder in der gegenwärtigen Einrichtung der Welt liegen. Die Tugend ſoll ſowohl unſre höchſte Ehre, als der vornehmſte Schmuck des Frauenzimmers ſeyn; in ihr vereinigt ſich die Beſtimmung des einen und des andern Geſchlechtes. Allein ſie kann verſchiedne Eigenſchaften und Geſtalten annehmen, und in jeder muß ſie verehrt und bewundert werden. Nach meinem Urtheile muß die Stärke, die unſerm Körper eigen iſt, auch in Abſicht auf die Tugend, als unſer unterſcheidender Charakter angeſehen werden; die Schönheit hingegen und die Gefälligkeit, als das beſondere Merkmal der weiblichen Tugend, alſo daß dieſe in dem Grade liebenswürdiger ſeyn wird, in welchem jene mehr Ruhm und Ehre verdient. Man würde mich aber ſehr unrichtig verſtehen, wenn man daraus ſchlieſſen wollte, daß ein Frauenzimmer keinen Anſpruch auf die Ehre, und ein tugendhafter Mann keinen Anſpruch auf die Liebe machen könnte, indem niemanden eine Vollkommenheit entzogen wird, weil man gegründete Urſachen hat, ihm einen gewiſſen Grad davon nicht beyzulegen. Daß die weibliche Tugend nicht die moraliſche Stärke erreichen kann, die für die unſrige möglich iſt, das kömmt von den Umſtänden her, worein Frauenzimmer geſetzt ſind; ſie iſt ein entbehrlicher Vorzug für ſie, weil ſie zu ganz andern Beſchäfftigungen beſtimmt ſind, als wir. Und wie leicht können ſie nicht gewiſſe Arten von Ehre entbehren, von denen ſie doch nie völlig ausgeſchloſſen ſind, wenn ſie mehr geliebt werden? Eben ſo iſt es in Abſicht auf die Schönheit der Tugend unmöglich für uns, eben ſo reizend und liebenswürdig zu ſeyn, als das Frauenzimmer, wenn wir auch den Körper gar nicht mit in Rechnung bringen. Wir ſind in eine Sphäre von Geſchäfften eingeſchloſſen, worinnen wir gewiſſe Fähigkeiten unſrer Seele nicht zu der Feinheit ausbilden können, welche über Geſpräche und Handlungen den heitern

Glanz verbreitet, der ſie einnehmend macht. Unſre Sitten würden alſo immer eine gewiſſe Dunkelheit und misfällige Rauhigkeit behalten; wenn ſie nicht durch den Umgang mit dem reizendern Geſchlechte gemildert würden.

Damit nun jedes Geſchlecht des andern würdig und die natürliche Neigung zwiſchen dem einen und dem andern eine Quelle wahrer und dauerhafter Glückſeeligkeit für beyde werde: So müſſen ſie mit vereinigter Bemühung an der Ausbeſſerung theils ihrer gemeinſchaftlichen, theils ihrer eignen und beſondern Vollkommenheiten arbeiten; ſie müſſen auch dieſe einander mitzutheilen und dadurch ihren Werth zu erheben ſuchen. Wir müſſen uns beſtreben, ihrer Tugend mehr Gründlichkeit, Feſtigkeit, Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu geben, welches aber freylich unmöglich wird, wenn die Dame im Guten mehr Mann iſt, als wir. Die Frauenzimmer hingegen ſollten ſichs angelegen ſeyn laſſen, durch das Angenehme und Gefällige, wodurch ſich ihre Tugend vor der unſrigen hervorthun muß, unſre Sitten ſanfter zu machen, und unſerm ganzen Betragen, durch die Macht, die ſie über uns beſitzen, eine Leutſeligkeit und Anmuth mitzutheilen, die unſern Ernſt von der Finſterniß entwölkt; welche Urſache iſt, daß auch der beſte Mann mehr geſcheut als verehrt wird.

Wenn die Frauenzimmer dieſe großen, dieſe ihrer angebohrnen Vorzüge ſo würdigen Endzwecke ausführen wollen: So muß freylich die Kunſt der Natur beyſtehn. Ihre Seele kann in ihrer Art ſo reizend werden, als ihr Körper iſt; aber dieß iſt der Unterſchied, daß ſie zur Schönheit ihres Körpers nichts beytragen, daß ſie aber die Schönheit ihrer Seele ihren eignen Bemühungen, zu verdanken haben können; daß jene ſie bloß zu einem Gegenſtande unſers Vergnügens, dieſe hingegen zu einem Gegenſtande unſrer Ehrerbietung und Liebe macht. Man müßte eben ſo niedrig als menſchenfeindlich von ihnen urtheilen, wenn man zweifeln könnte, welches ſie vorzüglich zu ſeyn wünſchten. Ich zum wenigſten zweifle nicht, daß Frauenzimmer, die ſich ſelbſt achten, den Vorſatz haben alle ihre Beſtimmungen zu erfüllen. Allein zum Ziele ihrer Wünſche können ſie gewiß mehr durch die Hülfe der

Weisheit, als durch die Hülfe der Mode gelangen, ſo viel Gewalt auch dieſe eben ſowohl über den gedankenloſen Theil unſers Geſchlechtes, als über ſie haben mag. Ich ſollte, meiner Zuſage und meinem Charakter gemäß das Meinige dazu beytragen. Allein da es ein ſchweres Unternehmen iſt, das keine gemeinen Kräfte erfodert; ſo habe ich mir, beſonders da ich immer älter werde, dieſe Arbeit zu erleichtern geſucht. Ich habe, ob ich gleich in der Stille lebe, nach und nach verſchiedne Frauenzimmer von vorzüglichen Eigenſchaften kennen gelernt. Weil ich nun lange geglaubt habe, daß eine Aufſeherin, und noch vielmehr eine Geſellſchaft Aufſeherinnen mehr als alle Ironſiden zur Verbeſſerung der Damen ausrichten müßten: So äußerte ich, anfangs im Scherze, meine Meinung, daß ſie es ſeyn ſollten; und erbot mich zu ihrem beſtändigen Secretäre. Ungeachtet ihrer Beſcheidenheit iſt endlich aus dem Scherze Ernſt geworden. Sie haben verſprechen müſſen, mir über alles, was die Damen angeht, ihre Gedanken mitzutheilen. Ich habe ihnen zu erkennen gegeben, daß ich, um dem Publico die nöthige Ehrfurcht gegen ſie beyzubringen, ihre Charaktere beſchreiben müßte; und ſie haben endlich darein gewilligt, mit dem Vorbehalte, daß ich ſie auf eine ſolche Weiſe einrichten möchte, daß ſie nicht erkannt würden, und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß, wenn die Beſchreibungen zu ihrem Vortheile gereichten, ſie mir weniger glauben wollten, als ſich beſtreben würden, meinen Gemälden zu gleichen. Weil ſie nun durchaus nur incognito Aufſeherinnen ſeyn wollen: So ſollen ſie den Namen der Unſichtbaren haben. Wenn alſo künftig Frauenzimmer oder auch junge Herren Luſt bekommen, ſich ihrer Aufführung wegen Raths bey Frauenzimmern zu erholen: So dürfen ſie ſich nur an die Unſichtbaren wenden, und ich, ihr Secretär, werde ihnen, was in der Geſellſchaft erkannt und beſchloſſen wird, treuligſt und pflichtmäßigſt berichten.

Sieben und ſechzigſtes Stück.

Ich zweifle nicht, daß viele Leſer und Leſerinnen begierig ſeyn werden, die Charaktere

raktere der Aufſeherinnen zu kennen; ich habe auch wirklich den Verſuch gemacht, ſie zu beſchreiben; allein ich muß bekennen, daß es mir ſchwer geworden iſt, Frauenzimmer abzuſchildern, die in den weſentlichen Vollkommenheiten ihres Geſchlechtes einander ähnlich ſind, und ſich nur durch verſchiedne Nebenzüge von einander unterſcheiden. Meine Zeichnungen ſind getreu, ob ſie gleich nicht alle diejenige Schönheit beſitzen, die ich ihnen, wegen der beſondern Vorzüge dieſer Damen, gern gegeben hätte. Unterdeſſen habe ich ſie ihnen ſelbſt nicht vorgeleſen, weil ich fürchtete, daß mich ihre Beſcheidenheit, ungeachtet ihrer Zuſage, zwingen möchte, meine Gemälde zu unterdrücken, und ob ich gleich nicht ſo viel Autorſtolz beſitze, daß ich nichts von meinen Arbeiten verlieren könnte: So hätte ich mir doch, wenn ich dazu genöthiget worden wäre, ein großes Vergnügen verſagen müſſen. Nun aber freue ich mich ſehr auf unſre erſte Zuſammenkunft; denn ob ſie gleich ihre Augen in keiner Geſellſchaft werden niederſchlagen dürfen, weil ſie unſichtbar ſind: So werden ſie es doch vor mir thun. Allein ſie mögen immer erröthen: Warum haben ſie ſich ſo lange geweigert, das Amt der Aufſeherinnen zu übernehmen, wozu ſie einen ſo natürlichen Beruf haben.

Die ganze Geſellſchaft beſteht aus ſechs Perſonen, aus einer Wittwe, die ich die Frau Goodworth nennen will, aus zwo verheyratheten, und drey noch unverheyratheten Frauenzimmern. Jene ſollen Cäcilia und Philinde, und dieſe Pulcheria, Wilhelmine und Henriette heißen. Da ich nicht zweifle, daß es unter den Damen dieſer Stadt viele geben werde, die meinen Freundinnen gleichen; ſo bin ich es zufrieden, daß man ſie für die Aufſeherinnen halte, und ich zweifle eben ſo wenig, daß ſie ſich beſtreben werden, in allen ihren Handlungen dieſen Charakter zu behaupten. Allein Kopenhagen iſt groß, und deswegen ſchmeichle ich mir, daß man doch die wahren Originale nicht entdecken werde, ſo lange ſie ſich ſelbſt des Vorrechts der Unſichtbarkeit nicht begeben wollen.

Frau Goodworth hat nicht lange ihr ein und vierzigſtes Jahr angetreten, ein Frauenzimmer, welches unter diejenigen Schönheiten gehört, welche man die beſtändigen nennen kann, die in ihrer angenehmſten Blüthe bey dem erſten Anblicke nicht ſo einnehmend zu ſeyn ſcheinen, als ſie ſind, bey denen man aber immer neue Reizungen entdeckt, je länger man mit ihnen umgeht. Alle ihre Geſichtszüge ſind ſo regelmäßig, daß ſie in vielen ſpätern Jahren nicht weniger angenehm ſeyn wird, als ſie itzt iſt. Der Glanz der Jugend, der ihr fehlt, iſt durch eine Heiterkeit erſetzt, die dem ſanften Lichte eines ſchönen Herbſtes gleicht. Jedoch ich will lieber von ihrer vortrefflichen Seele reden. Wie ſehr wünſchte ich nicht, daß ich dieſe ſo beſchreiben könnte, daß alle Damen ſich beſtreben möchten, ein ſolches Herz zu beſitzen! Es ſcheint von ihrer erſten Jugend an beſonders zu einer großen und lebhaften Empfindung und Ausübung aller ihrer Pflichten gegen die Gottheit gebildet worden, und die Erziehung, die ſie von ihren Aeltern empfangen hat, muß ausnehmend gut geweſen ſeyn. Ihre Einſichten in den Umfang aller Lehren der Religion ſind deutlich, ausgebreitet, und unüberwindlich gewiß, und ſie würden mir beynahe zu männlich zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie die Wahrheit eben ſo methodiſch wüßte, als ſie dieſelbe gründlich weiß. Sie beſitzt eine auserlesne Samlung von Schriften, welche die Lehren des Chriſtenthums nicht allein durch bündige Schlüſſe für eine nachdenkende ſcharfe Vernunft, ſondern auch durch die Hülfe einer glücklichangewendeten und rührenden Beredſamkeit für das Herz abhandeln, und, indem ſie erleuchten, zugleich erbauen und mit den erhabenſten Empfindungen begeiſtern. Das Leſen derſelben iſt, auſſer ihrer eignen Andacht und nach dem Unterrichte zwo liebenswürdiger Töchter, ihre liebſte Beſchäfftigung; ein vorzügliches Vergnügen aber in dieſer Art findet ſie theils in Doddridgens Anfang und Fortgang der Gottſeeligkeit; theils in den Andachten der Frau Rowe, die ſie im Engliſchen lieſt. Sie iſt eines ruhigen und gelaſſenen Geiſtes; alle ihre Unterredungen beweiſen eine Seele, in welcher alle Leidenſchaften niemals ſtärker wirken, als es groſſe und würdige Endzwecke begehren, eine Seele, die über kleine Abſichten und Glückſeeligkeiten zu weit erhaben iſt, als daß ſie dadurch zu heftigen Wünſchen oder Empfindungen gereizt werden ſollte. Allein wenn ſie mit ihren Töchtern, oder in dem vertraulichen Umgange mit ihren Freundinnen, oder auch nur mit ihren Bedienten von dem höchſten Weſen, von ſeinen Vollkommenheiten, von ſeinen Wohlthaten oder von ihren künftigen Erwartungen redet: So geſchieht es mit ſo viel Lebhaftigkeit und Feuer, und ihre Augen ſtralen mit einem ſolchen Lichte, daß man gerührt werden muß, weil man in dem Augenblicke empfindet, daß ihre einzige ſtarke Leidenſchaft eine ſehr erleuchtete Frömmigkeit ſey. Sie weiß alles, was ein Frauenzimmer wiſſen darf, ohne pedantiſch zu ſeyn; am beſten aber kennt ſie ihre weiblichen, mütterlichen, und häuslichen Pflichten, in deren Ausübung ſie eine Fertigkeit erlangt hat, die alle Gelegenheiten dazu mit Geſchwindigkeit zu bemerken und auszuüben weiß. Ihre Einſichten hat ſie eben ſo ſehr der Er-

ſahfahrung und mannichfaltigen Prüfungen, als dem weiſen Gebrauche vortrefflicher Schriften zu danken. Sie ſchämt ſich nicht, zu bekennen, daß ſie leſe, ohne in dem, was ſie für eine Schuldigkeit hält, einen Ruhm zu ſuchen. Ihre Frömmigkeit und Tugend iſt durch viele Bitterkeiten und harte Trübſale des Lebens bewährt worden. Ihre Aeltern hatten ſie an einen Mann verheyrathet, der in ſeinen Grundſätzen und Sitten ein Freygeiſt war, der aber ſowohl ihr, als ihren Aeltern ſeine laſterhafte Gemüthsart unter einem beſcheidnen und einnehmenden Aeuſſerlichen zu verbergen gewußt hatte, um den Wünſche einer Leidenſchaft nicht zu verfehlen, die bloß von ihrer Schönheit und Jugend entzündet worden war. Sie übergab ſich ihm zwar mehr aus Gehorſam gegen ihren Vater, als aus Neigung; ſie fieng ihn aber an zu lieben, weil er zärtlich und liebenswürdig zu ſeyn ſchien! Allein ſie wurde ihm gleichgültig, als er ihrer Schönheit gewohnt war, und er dachte noch zu unedel, als daß er ſich hätte Mühe geben ſollen, in ihrem Herzen neue Reizungen zu entdecken.

Da er in den erſten fünf Jahren keine Kinder mit ihr zeugte: So gieng ſeine Gleichgültigkeit oft ſo weit, daß er ihr mit Unfreundlichkeit und Härte begegnete. Welch ein Schickſal für ein edelgeſinntes und zärtliches Herz! Doch wie ſehr wurden nicht ihre Leiden vergröſſert, als ſie die Ausſchweifungen eines Mannes erfuhr, welcher der Gefährte, die Hülfe und das Vergnügen ihres Lebens ſeyn ſollte! Eine grauſame Entdeckung für ihr Herz, das unterdeß mehr davon, daß er ſich durch ſein Laſter der Gefahr eines immerwährenden Elendes ausſetzte, als von dem Unrechte gerührt wurde, welches ſie ſo wenig verdiente. Allein eben dieſes vermehrte ihre Bekümmerniß, und machte ſie wegen ihrer Aufführung um ſo viel verlegner, je eifriger ſie wünſchte, daß er endlich dahin gebracht werden möchte, ſich mit der von ihm beleidigten Tugend und Rechtſchaffenheit wieder auszuſöhnen. Sie ſah, daß er ihre Grundſätze, ihre frommen und edlen Geſinnungen, und noch mehr ihre Vorwürfe fürchtete, und ſie beſchloß, jenen allezeit zu folgen, und dieſe zu unterdrücken.

Sie konnte zwar der Gewalt nicht widerſtehen, welche ihr Kummer über ihren zärtlichen Körper ausübte; aber ſie ſuchte doch ihn mit ihren geheimen Thränen vor ſeinen Augen zu verbergen. Er fuhr lange fort, ſeine eigne Wohlfahrt und ſie zu beleidigen, ungeachtet ihre Aufmerkſamkeit, ihm zu gefallen, durch jede wiederholte Beleidigung eine neue Stärke zu empfangen ſchien! Wie viel brauchte ſie nicht in dieſer Prüfung Geduld, Standhaftigkeit und Muth! Und wie gewiß hätte ſie in dieſem Kampfe der Tugend mit der Natur, welcher durch ſolche Schickſale nur allzutiefe Wunden geſchlagen zu werden pflegen, unterliegen müſſen, wofern ſie nicht durch die Religion unterſtützt worden wäre! Endlich fiel ihr Mann in eine ſchwere Krankheit, die ihm ſeine Ausſchweifungen zuzogen. Der Zuſtand ſeines Körpers war wegen der Schmerzen, die er leiden muſte, bejammernswürdig, und noch elender der Zuſtand ſeiner Seele, die nun aus ihren fröhlichen Träumen zum Gefühle der empfindlichſten Reue erwachte, welche im Anfange von einer völligen Verzweiflung wenig unterſchieden war. Allein ſeine Thereſia empfand ein ſo groſmüthiges Mitleiden gegen ihn, daß ſie ihn keinen Augenblick ſich ſelbſt überließ. Sie ſuchte die Schmerzen ſeines Körpers mit der hülfreichſten und erfindſamſten Zärtlichkeit zu erleichtern, und die Unruhen ſeines Herzens, ohne ihm zu ſchmeicheln, ſo zu lindern, daß mit der Liebe gegen die Tugend, die Liebe gegen ſie zugleich entzündet wurde, und er änderte ſeine Grundſätze und Geſinnungen ſo ſehr, daß alle ihre vorher ausgeſtandnen Leiden durch die freudige Gewißheit erſetzt wurden, die Seele eines Mannes gerettet zu haben, der ſie nun, von ihren Verdienſten gerührt, mit einer eben ſo großen Ehrfurcht, als Liebe betrachtete. Er erholte ſich wieder, und nun war der Umgang mit ihr ſeine größte irrdiſche Glückſeeligkeit; allein er lebte nur noch drey Jahre mit ihr, und hinterließ ſie mit zwo kleinen Töchtern in einer Traurigkeit, die ſo groß war, als wenn ſie immer die glückſeeligſte und geliebteſte Frau geweſen wäre. Sie begab ſich zu einer alten Tante, von der ich dieſe Umſtände weiß, beſchloß, in keine Vorſchläge zu einer neuen Ehe zu willigen, und ſich in der Stille bloß der Erziehung ihrer Töchter zu widmen, die auch ſo ſehr gelungen iſt, daß ſie, ungeachtet die Aelteſte noch nicht dreyzehn Jahre iſt, von der Geſellſchaft, ſo wenig auch ihre vortreffliche Mutter darein willigen wollte, zu Beyſitzerinnen erklärt worden ſind. Sie liebt keinen ausgebreiteten Umgang; und die liebenswürdigen Frauenzimmer, die ich noch zu beſchreiben habe, ſind beynahe die einzigen, mit denen ſie oft und vertraulich umgeht. Alle ihre Tugenden werden durch eine aufrichtige Beſcheidenheit erhoben, die aber mit dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld und mit einem edlen Vertrauen zu ſich ſelbſt ſo vermiſcht iſt, daß ſie, ohne Ehrerbietung zu verlangen, ſich doch gleich bey dem erſten Anblicke der größten Ehrerbietung verſichert. Ihre Freundinnen bewachen eine jede ihrer Minen, weil ſelbſt ihre Blicke lehrreich ſind. Sie iſt aufrichtig und freymüthig und ſie wird ihren Freundinnen die Fehler, die ſie an ihnen entdeckt, auf eine ſo angenehme Art bekannt machen, daß dieſe ſich in dem Augenblicke, wenn ſie es thut, ganz zuwider, von ihr aber beynahe bezaubert werden. Selten ſagt ſie ihnen Lobſprüche; aber wenn ſie abweſend ſind, ſo verliert ſie ſich in ihrem Lobe, und welche Freude muß ein ſolches Lob nicht erwecken, wenn daſſelbe auch erſt nach vielen Monaten wieder erfahren wird! Sie iſt großmüthig und mildthätig, ohne von dem kläglichen Anſehen, das ſich viele Bettler zu geben wiſſen, hintergangen zu werden, und ſie ſucht ihre Wohlthaten beſonders denen zuzuwenden, die mit allem ihren Fleiße ſich wider den Mangel nicht genug ſchützen können. Mit einem Worte, ſie iſt ein Muſter ihres Geſchlechts, eine Clariſſa, die zu einer gleichen Höhe der weiblichen Tugend fähig iſt, ohne jemals nöthig gehabt zu haben, um einer Uebereilung willen gleiche Beweiſe davon zu geben.

Unter ihren Freundinnen hat Cäcilia die größte Aehnlichkeit mit ihr, eben ſo tugendhaft, aber nicht ſo geprüft als ſie, ein Frauenzimmer von ſieben und zwanzig Jahren, das, ſo zu ſagen, in der völligen Blüthe der Schönheit und Unſchuld ſchimmert. Man ſollte glauben, daß die Natur einen beſondern Fleiß daran gewendet hätte, ihren Körper zur Wohnung der Tugend zu bilden, die ſich am liebſten in ihren großen blauen Augen aufzuhalten ſcheint. Sie ſucht alle ihre Pflichten mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit zu erfüllen, und ſie thut dieſes mit einer Freudigkeit, welche über ihre Schönheit und Jugend einen Glanz ausbreitet, der ſie noch jünger und ſchöner macht, als ſie iſt. Gleichwohl iſt ſie ſich deſſen ſo wenig bewußt und ſie verhüllt ihre Reizungen in eine ſo leutſeelige und demüthige Sittſamkeit, als wenn ihr ihr Spiegel immer das Gegentheil geſagt hätte. Sie hat das freundſchaftlichſte Herz; ſie iſt ſo begierig, von ihren Freundinnen geliebt zu werden, und iſt ſelbſt eine ſo feurige Freundinn, daß denen, die ſie kennen, ihr Herz zu keinen andern Empfindungen, als zum Gefühle der Freundſchaft fähig zu ſeyn ſcheint, bis man ſie in der Geſellſchaft ihres glücklichen und liebenswürdigen Mannes ſieht, welchen ſie mit einer ſolchen Zärtlichkeit liebt, als wenn, auſſer der Liebe zu ihren noch höhern Verbindlichkeiten ſeiten nur die Liebe gegen ihn die einzige Empfindung ihrer Seele ſeyn dürfte. Gleichwohl hat ſie in allen Zuſammenkünften, wo ſie mit ihm iſt, ſo viel Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit gegen die Anweſenden, und nimmt an dem allgemeinen Vergnügen ſo viel Antheil, daß man von der Zärtlichkeit, mit der ſie ihren Mann von andern unterſcheidet, ſo wenig beleidiget wird, daß man vielmehr in eine angenehme Ungewißheit geräth, wer von beyden glücklicher ſey, der Mann, der ſo ſehr geliebt wird, oder die Frau, die ihre Pflicht mit ſo viel Neigung und Freude zu erfüllen weiß. Sie hört auf alles, was geſagt wird, mit einer ſo anmuthigen Aufmerkſamkeit, als wenn jeder, der ſie reden hört, etwas Wichtiges zu ſagen hätte, und eben deswegen ſpricht ſie ſelbſt ſehr wenig. Allein alles, was ſie ſagt, iſt ſchön, und um ſo viel angenehmer, je mehr Muſik in ihrer Stimme iſt. Weil ihre äußerlichen Umſtände ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich mit vielen häuslichen Angelegenheiten nicht beſchäfftigen darf, welche andre verhindern, ihren Verſtand ſo auszubilden, als ſie vielleicht wünſchen mögen; So widmet ſie, (denn ihre kleine Cäcilia geht erſt in ihr drittes Jahr) faſt alle Stunden, die ſie nicht in dem Umgange ihres ſehr beſchäfftigten Mannes genießen kann, dem Leſen der beſten Schriftſteller, die ihre Empfindung des Guten immer mehr erweitern, und zugleich ihren Geſchmack immer feiner machen. Jeder groſſe und vortreffliche Gedanke entzückt ſie bis zur Begeiſterung; beſonders erweckt alles, was die Tugend ſchön und liebenswürdig ſchildert, eine Wolluſt in ihr, die nicht zu beſchreiben iſt. Sie iſt nun auch des Vortrefflichen ſo gewohnt worden, daß ihr das Mittelmäßige unerträglich iſt. Ihr Mann liebt die Schauſpiele; allein, ſo gefällig ſie ſich auch in allen ihren Handlungen gegen ihn bezeigt, ſo erſcheint ſie doch, weil er kein gebieteriſcher Mann iſt, ſelten bey denſelben; ich weiß aber nicht, ob ich dieſes ihrem Geſchmacke oder ihrer zärtlichen Tugend zuſchreiben ſoll; nur ſo viel weiß ich, daß ſie ihren Mann mit Vergnügen begleiten würde, wenn immer bloß die guten unter den molieriſchen und destouchiſchen Arbeiten, oder die zärtlichen Schweſtern von Gellerten, oder einige andre neuere ſehr ſchätzbare Stücke vorgeſtellt würden. Unterdeß iſt ihr doch, bey aller Fröhlichkeit ihres Geiſtes, jeder Verfaſſer, der zur Ausbreitung der Tugend arbeitet, um ſo viel lieber, je ernſthafter und tiefer er iſt, und ungeachtet ſie bey jeder unſchuldigen Naivetät eines la Fontaine lächeln kann: So ſind dennoch in ihren Augen Young und Pope diejenigen Schriftſteller, die, nach ihrem Urtheile, am meiſten geleſen zu werden verdienen. Wie glücklich macht ſie ihren Mann nicht, den ſie mit Vergnügen nicht allein als ihren Geliebten, ſondern auch als ihren Herrn betrachtet, ungeachtet er ſich niemals noch als einen Herrn gegen ſie zu beweiſen Reizung und Luſt gehabt hat. Sie folgt in allen ihren Handlungen den Grundſätzen der Religion mit einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit, daß ſie in ſpätern Jahren die Frau Goodworth vielleicht noch übertreffen würde, wenn ſie nicht zu glückliche Ausſichten vor ſich hätte, als daß ſie befürchten dürfte, von ähnlichen eben ſo auſſerordentlichen und harten Widerwärtigkeiten geprüft zu werden.

Ich würde von Philinden, und meinen übrigen Freundinnen genug ſagen, um vortheilhafte Begriffe von ihnen zu erwecken, wenn ich auch weiter nichts zu ihrem Ruhme anführte, als daß ſie die eifrigſten Bewunderinnen dieſer beyden ſo würdigen Frauen ſind, und ſie alle zum Vorbilde ihrer Aufführung erwählt haben. Allein ich muß doch, wegen der beſondern Verrichtungen, in welche ſich nach meiner Abſicht dieſe Aufſeherinnen theilen werden, etwas weitläuftiger ſeyn. Philinde hat eingeſchränktere Einſichten und Fähigkeiten, als die Frau Goodworth oder als Cäcilia, obgleich ihre Liebe zu ihren Pflichten ſo ſtark iſt, als bey dieſen ihren Freundinnen. Sie weiß es ſelbſt, ohne ſich, was doch eben kein ganz ungewöhnlicher Fehler unter Frauenzimmern iſt, durch den Anblick höherer Vorzüge zu einer niedrigen Eiferſucht reizen zu laſſen. Die Ausbildung ihres Verſtandes iſt in ihrer erſten Jugend vernachläßiget worden, weil ihre Aeltern glaubten, daß ein Frauenzimmer auſſer einer unſchuldigen und tugendhaften Gemüthsart, Vollkommenheit genug beſäſſe, wenn ſie alle häuslichen Angelegenheiten mit einer vorzüglichen Geſchicklichkeit zu beſorgen wüßte. So lehrbegierig Philinde iſt, und ſo viel natürlich guten Geſchmack ſie auch beſitzt: So kann ſie doch nicht lange leſen, ohne in Zerſtreuungen zu verfallen, und ſie wundert ſich oft, daß Cäcilia mit ſo vielen Büchern habe fertig werden können, als ſie ſchon geleſen hat. Sie hat ſonſt einen Verſtand, der ſehr naiv iſt, und ich höre ſie von der Küche lieber reden, als manchen Doctor, der ſehr glücklich wäre, wenn er von ſeinen Wiſſenſchaften ſo viel verſtünde, als ſie von ihrer Küche weiß. Sie iſt eine vortreffliche Wirthinn, und verſteht vielleicht im ganzen Königreiche das Hausweſen am beſten. Ihre Bedienten, die in ihrem Hauſe gutgehalten ſind, ohne verzogen zu werden; müſſen getreu ſeyn, weil ſie ihr Auge überall finden, und ungeachtet ſie nicht zu viel von ihnen verlangt, ſo bezahlt ſie doch keine Müßiggänger. Sie ſteht früh auf, und ſo kann ſie nicht allein alles mit Bequemlichkeit, und ohne

Uebereilung und Verwirrung verrichten, ſondern ihre Bedienten müſſen auch zu einer billigen Stunde auf ſeyn, und dem Exempel von Fleiß und Arbeitſamkeit folgen, das ihnen ihre Gebieterinn auf eine ſo rühmliche Art giebt. Sie trägt dadurch ſehr viel zur Glückſeeligkeit ihres Mannes bey, der ohne ſie bey ſeinen mittelmäßigen Einkünften ſeinem Range nicht ſo viel Ehre machen würde, als er, ungeachtet der jährlichen Zunahme ſeiner Familie allezeit gethan hat, ohne ſich in Schulden zu ſetzen.

Wilhelmine, die ein gutes liebenswürdiges Herz beſitzt, hat, ſeitdem ſie die Freundſchaft dieſer ſchätzbaren Frauen genießt, ſehr viel in dem Umgange mit ihnen gewonnen, und da ſie noch jung iſt, ſo wird ihr Verſtand und Geſchmack gewiß noch eben ſo angenehm und reizend werden, als ihre Geſtalt, die vollkommen artig iſt. Sie, die noch vor einem Jahre kein Buch ausſtehen konnte, lieſt nun mit großer Begierde, und bereichert ihr glückliches Gedächtniß ſo ſehr mit den Ideen des Schönen und Vortrefflichen, daß man ſie ihres Geiſtes wegen bald eben ſo ſehr bewundern wird, als wegen der guten Art, mit der ſie ſich kleidet. In dieſer Wiſſenſchaft hat ſie, weil es ihr vordem an Anweiſung zu edlern Geſchäfften gefehlt hat, eine auſſerordentliche Einſicht und Geſchicklichkeit erlangt, und kein Poet kann den Plan eines Gedichtes mit mehr Uebereinſtimmung einrichten, als ſie einen Anzug anzuordnen weiß, der nach ihrem Urtheile, beſonders bey Damen immer viel Aufmerkſamkeit verdient, ungeachtet nun ihre Hochachtung für eine bloß ſchön gekleidete Perſon um viele Grade und beynahe ganz bis auf den gehörigen Punct herabgeſunken iſt. Ich freue mich ſehr, wenn ich ſie zuweilen mit einiger Selbſtzufriedenheit Cäcilien eine Blume aus den Haaren nehmen ſehe, die, wie ſie gründlich darzuthun im Stande iſt, ſich nicht genau genug zu der Farbe des Kleides ſchickt, das ſie trägt. Was mich aber, als einen alten ernſthaften Mann am meiſten vergnügt, iſt das, daß ihr Anzug und Putz nach den ſtrengſten Regeln der Sittſamkeit eingerichtet iſt. Niemals habe ich ſie ſo ſehr entblößt geſehen, daß ſie bey einem kühnen und durchdrindringenden Anblicke zu erröthen gezwungen geweſen wäre. Ich hoffe, ich werde ſie überreden können, die Aufſicht über die Moden zu übernehmen, und, wenn es geſchieht, ſo werde ich alle meine aufſeheriſche Gewalt brauchen, über die Vollziehung der Geſetze zu halten, die ſie mit Einſtimmung der ganzen Geſellſchaft zu geben für gut finden möchte.

Pulcheria hat bey aller Zärtlichkeit ihres blühenden Geſichts, ſo viel Edles und Großes in ihrer Mine, daß ſich ihr auch die dreiſteſten jungen Herren mit Sittſamkeit und Ehrerbietung nähern müſſen. Sie beſitzt, auſſer einer gründlichen und geſetzten Tugend, die alle Verſuchungen fürchtet, und ſie eben deswegen überwinden würde, viel Feinheit in ihrem Geſchmacke und in ihren Empfindungen, viel Lebhaftigkeit des Geiſtes, die aus leichtbegeiſterten Augen hervorſchimmert, und dabey eine auſſerordentliche Fähigkeit, diejenigen, die ſie ſchätzt, aufzumuntern. Allein ſie muß ihre Geſellſchaft kennen und ſie muß auch mehr aus Frauenzimmern, als aus Perſonen von unſerm Geſchlechte beſtehen, gegen welche ſie viel Miſtrauen und Zurückhaltung äuſſert, ob ſie gleich kein unempfindliches Herz beſitzt. Sie zeiget gegen ſie nicht das geſellige, liebreiche, und freymüthige Betragen der Cäcilia, wiewohl ſie ſo wenig blöde und ſchüchtern iſt, als ſie. Allein ſie hat keine groſſe Meinung von der Rechtſchaffenheit unſers Geſchlechts, ſeitdem ſie von einem Manne, welcher eine ſehr ernſthafte Liebe und Zärtlichkeit für ſie vorgegeben und ſie wirklich zur Gegenliebe zu bewegen angefangen hatte, einem Frauenzimmer nachgeſetzt worden iſt, das bey viel weniger Verdienſten ein größres Vermögen beſaß, als ſie. Sie hatte ſich ſo ſehr auf die Verſicherungen ſeiner Redlichkeit und auf eine gewiſſe Mine der Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit verlaſſen, welche damit übereinzuſtimmen ſchien, daß ſie bey jeder Artigkeit, die ihr geſagt wird, ſo ſehr auf ihrer Hut iſt, als wenn ihrem Herzen ein gefährlicher Fallſtrick gelegt würde. Ihr Miſtrauen hat ſie in der That ſehr ſcharfſichtig gemacht, daß ſie auch den angenehmſten Heuchler leicht entlarven wird, und ich weiß nicht, wen ein

Frauenzimmer über die wahren Abſichten ihrer Liebhaber beſſer zu Rathe ziehen könnte, als ſie.

Henriette iſt; ſie mag es mir verzeihen; ich bin ſo aufrichtig, als ein Spiegel, — nicht ſchön. Jedoch das heißt die Artigkeit beleidigen; ich will alſo, ohne doch der Wahrheit zu nahe zu treten, den Ausdruck ändern, ſie iſt nicht ſo ſchön, als ſie geweſen ſeyn würde, wenn die böſen Blattern — Aber das iſt vielleicht nicht beſſer, als das erſte, und wird ſie nicht durch ein ſolches Bekenntniß aufgebracht werden, weil ſie ein Frauenzimmer iſt? Ich wollte, daß ſie es werden könnte; ſo wäre ich dadurch gerächt, daß ſie oft ihrem Witze Freyheiten gegen mich erlaubt hat, die, weil ich ſie, die Wahrheit zu geſtehen, nicht mit eben ſo viel Witz bezahlen konnte, mir nicht mit der Ehrfurcht übereinzuſtimmen ſchienen, die man einem Ironſide ſchuldig iſt. Doch ich muß nur fortfahren, die Wahrheit zu ſagen, ſie iſt nicht ſchön, aber ſie iſt ſo angenehm, und ſie weiß mit ihren ſchwarzen durchdringenden Augen, mit denen ſie ausrichtet, was ſie will, ſo viel

Seele über ihr ganzes Geſicht auszubreiten; ſie hat ſo viel Unſchuld und Tugend in ihrem Herzen, und ſo viel Lebhaftigkeit, ſo viel Munterkeit in ihrer Einbildung, und einen ſo reichen und unerſchöpflichen Witz, eine ſo glückliche Gabe, fein und ſinnreich zu ſcherzen, daß die Blattern eine noch zehnmal größre Verwüſtung in ihrem Geſichte angerichtet haben könnten, und man würde es doch nach einem halbſtündigen Umgange mit ihr vergeſſen haben. Sie iſt ein Beweis, daß ein Frauenzimmer, wenn ſie nur ihre Seele ausſchmücken will, alle Nachläßigkeiten der Natur in der Bildung ihres Körpers, und alle Beleidigungen der Schönheit durch Krankheiten oder andre unangenehme Zufälle erſetzen kann. Sie iſt aufrichtig, geſellig, und gutherzig, und dabey ſehr höflich in ihrem Umgange; doch hat ſie eine Neigung zu ſpotten, die, wenn ſie nicht ſo gutherzig und ſo ſehr höflich wäre, als ſie iſt, denen viel Furcht und Unruhe verurſachen würde, mit denen ſie umgeht. Ihre Fertigkeit, das Lächerliche zu entdecken, und der feine Witz, mit dem ſie jede Ungereimtheit zu verſpotten weiß, ungeachtet ſie niemals beleidigt, ſind Vorzüge, die ſie manchem jungen Herrn furchtbar machen ſollten, welcher ſich vielleicht eben der Thorheiten wegen gefällt, die ihn zum würdigen Gegenſtande einer lachenden Satire machen. Niemand kann mit ihrer muntern und unſchuldigen Spötterey auskommen, und man verliert mit dieſer angenehmen Schwäzerinn allezeit, wenn man ſich mit ihr einläßt. Was ich oft bewundere, iſt die Biegſamkeit ihres Witzes, der ſich in ſeinen Scherzen allezeit nach den verſchiednen Gemüthsarten derjenigen richtet, mit denen ſie umgeht. Da ich aus den Briefen, die ſie mit ihren Freundinnen wechſelt, weiß, wie richtig, ſchön und lebhaſt ſie ſich ausdrückt: So wollte ich meinen Blättern viel Munterkeit verſprechen, wenn ich ſie überreden könnte, zuweilen einen Aufſeher über die Fehler der Damen, oder auch über die jungen Herren zu ſchreiben. Allein ſie hat mich ſchon einmal mit meinem Vorſchlage ausgelacht; unterdeß werde ich doch meine Schreibetafel bey mir haben, wenn ich mit ihr in Geſellſchaft bin, und man kann nur, wenn man in meinen künftigen Aufſätzen einige Ironien finden ſollte, ſie alle auf Henriettens Rechnung ſetzen.

Dieſes ſind alſo die Charaktere der Unſichtbaren. Ich hoffe, daß man an ihren Talenten zum Aufſeheramte nicht zweifeln wird, und ich verweigre mir deswegen, um ſie nicht allzuroth zu machen, das Vergnügen, noch mehr Gutes von ihnen zu ſagen. In dem nächſten Blatte werde ich von den erſten Einrichtungen reden, die wir in unſrer Geſellſchaft getroffen haben.

Acht und ſechzigſtes Stück.

Ich erfülle heute die Zuſage, die ich am Schluſſe meines vorigen Blattes gethan habe, und theile dasjenige mit, was ich in meinem erſten Protocolle, die Geſellſchaft der Unſichtbaren betreffend, aufgezeichnet habe.

Nachdem über meinen Vorſchlag, der im Anfange, als ein bloßer Scherz aufgenommen wurde, viel Angenehmes geſagt worden war, nahm ich endlich mein ernſthaftes ironſidiſches Geſicht an, wendete mich an alle meine ne Damen und ſagte: Es bleibt alſo doch bey Ihrem Verſprechen, daß Sie mich in meinem Amte unterſtützen, und Aufſeherinnen ſeyn wollen? Alle lächelten, aber auf eine Art, woraus ich ſchließen ſollte, daß ſie wünſchten, der Scherz möchte nun nicht weiter fortgeſetzt werden. Ich will Ihr Lächeln nicht verſtehn, fuhr ich mit Beybehaltung meiner ernſthaften Mine fort, und ich verſichre Sie, daß alles, was ich geſagt habe, bey mir ein wenig mehr als Scherz iſt. Frauenzimmer, die wie Sie denken, ſollten billig einem Moraliſten beyſtehn, welcher beyden Geſchlechten nützlich zu werden wünſcht. Warum wollten Sie mir eine Hülfe verweigern, die mir ſo nöthig iſt? Sie müſſen mir viele wichtige Anmerkungen mittheilen können, und ſo groß auch Ihre Beſcheidenheit ſeyn mag, ſo darf ſie doch nicht ſo weit gehn, daß Sie Einſichten verleugnen ſollten, mit denen Sie ſich von ſo vielen andern unterſcheiden. Sollten Damen von ihrem Charakter nicht ſowohl über ihr eignes Herz, als über die Herzen andrer Frauenzimmer Betrachtungen angeſtellt haben, zu denen wir Männer mit aller unſrer Scharfſichtigkeit unfähig ſind?

Betrachtungen über unſer eignes Herz, unterbrach mich Henriette mit ihrer muntern halb muthwilligen Mine? Und alſo denken Sie, daß wir geſchwätzig genug ſind, auch ſo gar die Geheimniſſe unſrer eignen Herzen auszuplaudern, damit Sie ſie weiter ausplaudern können? Gewiß Sie müſſen ſchon ſehr arm ſeyn, mein guter Herr Aufſeher, daß Sie ——

Das kann wohl ſeyn, verſetzte ich, und wenn das iſt, ſollten Sie denn nicht ein wenig Mitleiden mit mir haben und mir etwas von Ihrem Ueberfluſſe mittheilen? Geſetzt ich plauderte einige Geheimniſſe ihres Herzens aus; Was kann Ihnen daran liegen, da Sie unſichtbar ſind? Sie, die Sie weit mehr Geſellſchaften ſehen, als ich, müſſen ſowohl die gute, als die unvollkommnere Seite Ihres Geſchlechtes beſſer kennen, als ich. Ich, der ich wenig andre Damen ſehe, als Sie, kenne nur die gute Seite.

Ein Schmeichler; alle Mannsperſonen ſind doch Schmeichler gegen uns, ſagte Pulcheria!

cheria! Ich ſehe, daß wir uns ſo gar vor einem Ironſide hüten müſſen. Um ſo viel mehr; fuhr Philinde fort, weil er uns verführen will, Böſes von andern zu reden. Wir ſind ohnedieß geneigter zu tadeln, als zu loben.

Und warum nicht, meine ſehr menſchliche Philinde, wenn es in der Abſicht geſchieht; durch Ihre Hülfe Mittel anzugeben, wie das Böſe, das Sie tadeln, geändert werden kann. Aber wenn Sie ſich in eine ſo unangenehme Materie nicht einlaſſen wollen: So bleibt uns zu nützlichen Unterredungen immer Stoff genug übrig. Ich habe das kühne Verſprechen gethan, in meinen Blättern auch von der Erziehung der Töchter zu reden. Sie, meine geehrteſte Goodworth, haben hierinnen eine Erfahrung, die mir in einer ſo ſchweren Materie viel Licht geben muß. Ich kann von meinem Vorſchlage nicht abgehen; Sie müſſen Aufſeherinnen ſeyn.

Frau Goodworth ſchien etwas Verbindliches ſagen zu wollen; allein Henriettens angenehme Lebhaftigkeit kam ihr zuvor und ſagte: Gut, mein Herr Arthur; es bleibt dabey; Aufſeherinnen und beſonders Aufſeherinnen über den Aufſeher ——

Von Herzen gern, erwiederte ich. Deſto weniger werde ich mich ſelbſt vergeſſen, und deſto glücklicher werde ich mein Amt verwalten, wenn Sie mir in den ſchwerſten Geſchäfften deſſelben beyſtehn wollen. Es geſchicht gar zu leicht, daß man nicht in den Spiegel ſieht, den man andern vorhält.

Verſtehn Sie das, meine liebe Henriette? ſagte Cäcilia. Sie verdienen dieſe kleine Strafe, weil Sie dem Herrn Ironſide Gelegenheit geben, uns noch mehr bey unſerm ſcherzhaften Verſprechen zu halten. Unterdeß bin ich beynahe begierig zu ſehn, wie lange ein Einfall dieſer Art fortgeſetzt werden kann. Vielleicht verſchaffe er uns noch einige eben ſo vergnügte Abende, als dieſer iſt. Ein ſolcher Scherz kann auch wohl mehr Nutzen haben, als wir denken. Wir können, wie ich hoffe, von dem Herrn Aufſeher, Regeln lernen, indem wir uns verbindlich machen, andern Regeln zu geben. Und wie ſehr würden wir es ihm nicht Dank wiſſen, uns auf eine ſo angenehme Art zu einem Geſchäffte verführt zu haben, dem wir nicht gewachſen ſind, wenn das Ihnen meine theuerſte Goodworth, eine Veranlaſſung mehr geben könnte, uns in vielen wichtigen Dingen, die unſer Geſchlecht betreffen, ihre reifen durch eine lange Erfahrung geprüften und beſtätigten Einſichten mitzutheilen. Sie haben zwo liebenswürdige Töchter; beyde eifern ihnen nach; beyde verſprechen der Troſt und die Belohnung ihres ſpäteſten Alters zu ſeyn. Meine kleine Cäcilia; (hier glühten ihre Wangen von der mütterlichſten Zärtlichkeit;) eine liebe Knoſpe, die erſt aufbricht: Wie gern wollte ich, daß ihre Erziehung der Freundſchaft Ehre machen möchte, der Sie mich würdigen! Meine liebſte Goodworth, der Herr Ironſide kann unmöglich ſo lehrbegierig ſeyn, als ich.

Alle Blicke waren auf die Frau Goodworth gerichtet, alle von einer Freundſchaft und Liebe beſeelt, die eben ſo ehrerbietig, als zärtlich war; ſie billigten jede Sylbe, die Cäcilia geſagt hatte.

Ich weiß es, meine geliebteſte Cäcilia, daß Sie gütig; daß Sie bis zu einer freundſchaftlichen Ausſchweifung gütig von mir denken, und Sie, meine Theuerſten, alle eben ſo gütig. Ich müßte ſehr unbeſcheiden von mir urtheilen, wenn ich glaubte, daß ich Ihnen, die Sie Ihre Pflichten ſo gewiſſenhaft ausüben, etwas Wichtiges ſagen könnte, wozu es ſo auch keiner neuen Veranlaſſung brauchte. Ich freue mich Töchter zu haben, die mir nicht ungehorſam ſind. Wenn ihre Erziehung meine Wünſche nicht getäuſcht hat, ſo iſt es einem Lehrer zuzuſchreiben, den ſie alle in ihrem Herzen haben. Da aber meine Cäcilia geneigt iſt, den Einfall unſers gemeinſchaftlichen Freundes noch einige Zeit fortzuſetzen: So will ich ihn durch meinen Widerſtand nicht verderben.

Ich beugte mich gegen ſie, ſehr gerührt von dem Namen eines gemeinſchaftlichen Freundes, den mir dieſe würdige Frau beylegte. Ich freue mich, ſagte ich, eine allgemeine Einwilligung erhalten zu haben und wünſche mir zu meinen Gehülfinnen Glück. Allein da einmal ein ſo guter Anfang gemacht worden iſt, ſo muß ich wohl einige weitere Vorſchläge ——

Weitere Vorſchläge, ſagte Philinde; ich bin keine Freundinn von weitern Vorſchlägen; es iſt ſo ſchlimm genug, daß ich unter die Aufſeherinnen hineingezogen worden bin, da ich mit der Aufſicht in meinem Hauſe nicht recht fertig werden kann. Und worauf zielen die weitern Vorſchläge ab?

Auf eine ordentliche Einrichtung der Geſellſchaft. Die Aufſeherinnen müſſen doch eine Präſidentinn haben.

Vortrefflich! unterbrach mich Henriette. Eine Präſidentinn! So ſieht es deſto feyerlicher aus, wie eine Akademie glaube ich, oder wie ein Collegium. Damit wir aber noch mehr Aemter hätten, ſo könnten wir auch einen Director annehmen, und das könnte Herr Arthur Ironſide ſelbſt ſeyn. So bekäme doch ſein Titel die gehörige Länge: Arthur Ironſide, Aufſeher über die nordiſchen Reiche und Director von der Akademie der Aufſeherinnen.

Director, das iſt zu viel Ehre. Ich bin mit dem beſtändigen Secretair zufrieden, wenn Sie mich dazu annehmen wollen. Allein wir müſſen wohl zur Wahl ſchreiten.

Und wen wählen ſie, ſagte Pulcheria? Ich weiß wohl, wem ich meine Stimme geben würde; allein der Vorſchlag kömmt von Ihnen; Sie müſſen ihn ausführen.

Wählen müſſen Sie, meine Damen; ein Secretär protocollirt nur. Unterdeß hoffe ich, Sie werden der Schönſten ihre Stimmen geben.

Bosheit! Bosheit! Und bey einem Ironſide, rief Henriette! Sie denken vielleicht, uns alle zu veruneinigen, mein Herr, ohne Zweifel weil Sie ſich vor den Aufſeherinnen über den Aufſeher zu fürchten anfangen. Vermuthlich haben Sie nicht gedacht, daß wir uns ſo weit einlaſſen würden. Allein Sie mögen ſich nur nicht bereden, daß Sie bloß Frauenzimmer vor ſich haben. Sie ſollen nicht ſo leicht wieder davon kommen; mein Herr Secretär. Ich denke nicht, daß mir eine von meinen Freundinnen die Präſidentinnſtelle ſtreitig machen wird, und alsdann ſollen Sie eine ſtrenge Präſidentinn an mir haben. Damit Sie mir aber doch den Vorwurf nicht machen können, daß ich mich aufdringe, ſo will ich mich ordentlich dazu erwählen laſſen. Und hierauf eilte ſie fort, holte Papier, Dinte, und Feder, ſchnitt ſechs Zettel, gab ſie hin, und ſagte mit eben der Luſtigkeit, mit der ſie alles dieſes gethan hatte: Hier iſt Papier; zeichnen Sie jede auf dieſen Zettel den Namen derjenigen an, die Präſidentinn ſeyn ſoll. Ich hoffe, es wird der meinige ſeyn. Die Munterkeit und Freude, worein ſie alle geſetzt waren, machte, daß jede ſchrieb, den Zettel zuwickelte, und mir denſelben zuſtellte. Auf allen ſtand: Frau Goodworth, und auf dem ihrigen: Cäcilia.

Nachdem ich ſie geleſen hatte, ſagte ich, die Voreiligkeit iſt beſtraft, meine ſtolze Henriette. Frau Goodworth, ſagen die meiſten Stimmen.

Die Frau Goodworth wollte reden; vermuthlich dachte ſie etwas zu antworten, das ſehr beſcheiden war; allein unſre angenehme Schwätzerinn ließ ſie wieder nicht zum Sprechen kommen, und ſagte: Ueberlaſſen ſie mir ihn nur; ich will es ſchon zu ahnden wiſſen, daß er mich um meine Präſidentinnſchaft gebracht hat. Herr Ironſide ſcheint noch nicht erfahren zu haben, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, und zwar auf ſeiner empfindlichſten Seite. Denn; (und ſo wandte ſie ſich mit einem luſtigzornigen Auge zu mir;) in dem Puncte der Schönheit ſind wir alle ſehr zärtlich, wir mögen Recht dazu haben oder nicht. Es geht uns mit der Schönheit eben ſo, wie Ihnen mit der Tapferkeit. Jeder von ihnen will für beherzt gehalten werden, und wenn er gleich —— Doch Sie ſollen es von mir lernen.

Und am allerliebſten von Ihnen, wenn ich einmal lernen muß, was ein beleidigtes Frauenzimmer iſt. Aber da wir nun ſo weit mit unſrer Geſellſchaft ſind: So müſſen wir noch, damit an einer ordentlichen Einrichtung derſelben gar nichts fehle, auf Geſetze denken, zu denen ſich die Aufſeherinnen verpflichten. Nachdem auch hierüber viel im Ernſte und im Scherze geſprochen werden war: So kamen unterſchiedne Verordnungen zu Stande, von denen ich itzt nur folgende bekannt machen will.

„Die Aufſeherinnen verbinden ſich, gerecht gegen andre zu ſeyn, wenn ſie erſt ſtrenge gegen ſich geweſen ſind, und wollen ſich zugleich allezeit erinnern, daß die Gütigkeit im Urtheilen beſonders dem Geſchlechte anſtändig ſey, das am meiſten zu gefallen wünſcht.„

„Sie verbinden ſich, die Fehler, welche ſie bemerken werden, vornehmlich dadurch zu verbeſſern, daß ſie ſie ſelbſt nicht haben, und die Vollkommenheiten beſitzen, die denſelben entgegen geſetzt ſind.„

„Sie verbinden ſich, keinen von dem andern Geſchlechte gefallen zu wollen, der ſeinen größten Werth ſeinem Schneider und Friſirer ſchuldig iſt, wie wohlgewachſen, jung und angenehm auch ſonſt ſeine Figur ſeyn mag, und die unverheyratheten Aufſeherinnen machen ſich anheiſchig, keinen zu lieben, der nicht eben ein ſo gutes Herz, und, weil ſie nicht gereizt zu werden wünſchen, über die Männer zu herrſchen, die ſie wählen, keinen, der nicht mehr Wiſſenſchaft, Einſicht und Klugheit beſitzt, als ſie.„

„Auch verbinden ſie ſich, keine Zweydeutigkeiten zu erdulden, als welche wider die Ehrfurcht ſtreiten, die ſie zu fodern ſich berechtigt halten, und unterſagen ſie deswegen

gen allen denen, welche auf Unkoſten ihrer Sittſamkeit witzig ſeyn wollen, aufs ernſtlichſte und bey der Strafe ihrer ewigen Verachtung.„

„Die Verheyratheten verbinden ſich, bey der Aufſicht über ihre Familie anzufangen, indem ſie überzeugt ſind, daß diejenigen, welche weder gute Mütter noch gute Wirthinnen und Frauen ſeyn können, gar keine Tüchtigkeit zum Charakter einer Aufſeherinn haben.„

„Endlich vereinigen ſie ſich, keine Gemeinſchaft mit den Amazonen zu unterhalten, und beſonders auch in ihrem Anzuge ſich aufs ſorgfältigſte von ihnen zu unterſcheiden.„

Neun und ſechzigſtes Stück.

Welch ein mannichfaltiges und edles Vergnügen findet nicht ein Geiſt, der die höhern Freuden der Seele eitlen und ſinnlichen Zeitverkürzungen vorzuziehen weiß, in den Werken der ſchönen Wiſſenſchaften, und in dem Umgange mit den vortrefflichſten Genien des Alterthums und der neuern Zeiten!

Wenn ein großer Dichter uns durch die Zauberey ſeiner feurigen und glücklichen Phantaſie die Schönheiten der Schöpfung in einem uns ungeſehnen Lichte zeigt, oder die ſtärkern Leidenſchaften der Seele erſchüttert, und dadurch unſrer Neigung zur Thätigkeit ſchmeichelt, ohne dieſe allzuſehr anzuſtrengen, jene aber in eine wirkliche ſehr heftige Aufwallung zu empören; oder wenn er die zärtlichern Saiten unſers Herzens trifft und bald die ſanften Bewegungen einer unſchuldigen Liebe, bald die reizenden Scenen eines ſtillen und ruhigen Landlebens ſchildert; wenn er einen höhern Flug nimmt, die Hoheit und die Würde der Religion und Tugend preiſt, und ſo zu ſagen, aus den Wolken die Laſter niederdonnert; wenn wir einen Demoſthenes die Athenienſer mit ſeiner hinreißenden unwiderſtehlichen Beredtſamkeit aus ihrer feigen und unmännlichen Schlafſucht aufſtürmen, und mit einer unauslöſchlichen Hitze, das Vaterland zu vertheidigen, entflammen ſehen, oder wenn wir fühlen, wie Saurin den kühnen und trotzigen Sünder gebeugt, den unempfindlichſten Augen Thränen abgepreßt, und viele Zuhörer mit großen und himmliſchen Geſinnungen begeiſtert haben muß: So wird aus den Empfindungen, welche dieſe Arten von Ideen hervorbringen müſſen, eine der Würde unſrer Natur ſo anſtändige und zugleich eine ſo durchdringende und einnehmende Freude entſpringen, daß wir uns unter dem Genuſſe derſelben ſchämen würden, wenn uns der Gedanke einfiele, ſie mit unſern niedrigern Ergetzungen auch nur vergleichen zu wollen.

Ich weiß es wohl, daß ſehr viele einer ganz andern Meinung ſeyn, und vielleicht heimlich denken werden, daß ich die Sprache eines Pedanten rede, welcher immer unter ſeinen Büchern vergraben bleibt. Allein man kann ihren Widerwillen gegen ein Vergnügen, das nicht innerhalb den Grenzen der Sinne liegt, erklären, ohne einmal den Grund davon in Urſachen aufzuſuchen, die ihrem Herzen keine Ehre ſeyn würden, ob es gleich unſtreitig iſt, daß nicht wenige an dem Leſen vortrefflicher Schriften darum keinen Geſchmack finden, entweder weil ſie von denſelben beſtraft zu werden fürchten, oder weil ihre herrſchenden Leidenſchaften den Verſtand ſchon an eine Zerſtreuung gewöhnt haben, die ihnen alle anhaltende Aufmerkſamkeit zu einer unerträglichen Laſt macht. Man darf, wenn man fähig ſeyn will, die Schönheiten in den Werken der Dichtkunſt und Beredtſamkeit zu empfinden, nicht ganz unwiſſend ſeyn: man muß auch ſeinen Geſchmack nicht durch das Leſen alltäglicher Schriftſteller verderbt haben. Menſchen, die niemals einen andern Umgang gehabt haben, als mit Leuten, die gemein und niedrig in ihren Sitten und Ergetzlichkeiten ſind, werden in der beſten und geiſtreichſten Geſellſchaft gähnen; weder die edelſten und nützlichſten Unterredungen, noch die aufgeräumteſten und feinſten Scherze werden ſie aus ihrer Schlafſucht erwecken; ſie werden ſo geſchwind aus der Geſellſchaft aufbrechen, als ſie können. Eben ſo geht es ihnen mit den unſterblichen Schriften groſſer Geiſter. Denn in den Werken eines Virgils, eines Youngs, eines Addiſons, eines Racine, eines Hallers oder Gellerts leſen: Was iſt das anders, als mit dieſen vortrefflichen und würdigen Männern in Geſellſchaft ſeyn?

Unterdeß kann man ſich von einem unanſtändigen Umgange und von den niedrigen Geſinnungen und Fehlern, mit denen man darinnen angeſteckt wird, auf keine andre Art befreyen, als daß man, auch wider ſeine Neigung, die Geſellſchaft beßrer Menſchen ſucht; daß man auf ihre Vollkommenheiten aufmerkſam wird; die Verſchiedenheit und den Werth ihrer Charaktere kennen lernt, und ſich um einen Freund und Anführer bewirbt, der uns näher mit ihnen bekannt macht, und uns nach und nach zu ihrer Vertraulichkeit verhilft; daß man endlich ſich beſonders die Mühe giebt, ſelbſt die Grundſätze und Regeln einer guten Lebensart und Aufführung einzuſehen. Alsdann wird man in ihrem Umgange ſo viel Frölichkeit empfinden, daß man ſich beklagen wird, ſie ſo lange entbehrt zu haben, und eben ſo ſehr wird man ſich bedauern, daß man ſich des feinen und ſo nützlichen Vergnügens ſo lange beraubte, welches die wirklich ſchätzbaren Werke des Genies verſchaffen, wenn man durch ein fortgeſetztes, vielleicht im erſten Anfange nicht ſo angenehmes Leſen derſelben richtigere Einſichten in ihren Werth erhalten, nach und nach ſeinen Geſchmack gereinigt und erhöht, und aus den Schriften, welche die Grundſätze und Quellen des Schönen erklären, die Regeln erlernt hat, durch deren Beobachtung ſich einige glückliche und ſeltne Geiſter den Dank von mehr als einer Nachwelt erworben haben.

Man muß alſo, um in ihrer Geſellſchaft vergnügt werden zu können, Geſchmack; man muß ein Gefühl des Wahren und Schönen erlangt haben. Jeder Menſch hat einige natürliche Anlage zu dieſem Gefühle, die ſchon durch das bloße Leſen guter Werke ohne einigen weitern Unterricht ſehr erweitert und ausgebildet werden kann. Wenn man die Comödie nur aus den beſſern Stücken des Moliere, des Destouches, des Boiſſy, und der Madame Grafigny kennt: So wird es uns, auch ohne einen Aubignac vom Theater geleſen zu haben, unmöglich ſeyn, den Pantalon der italieniſchen Bühne auszuſtehn und ſollten auch das Parterre und die Logen vor Lachen kaum wieder zu ſich ſelbſt kommen können. Man wird nicht einmal dem Moliere ſeine Farcen vergeben, ſo viel auch in einigen Witz verſchwendet ſeyn mag. Sind wir zuerſt durch den Polieukt oder den Heraclius des Corneille, durch die Athalie oder die Phädra des Racine, durch Addiſons Cato oder durch die Alzire mit der tragiſchen Muſe bekannt geworden: So wird man ſich alles, was in einem Sheakſpear Erhabnes, Pathetiſches und Erſtaunenswürdiges ſeyn mag, nicht verführen laſſen, ſeine großen Fehler zu entſchuldigen, wenn ſie auch, bloß als abgeriſſne Stücken des Poeten betrachtet, noch ſo ſchön wären; man wird vielmehr wünſchen, daß das größte tragiſche Genie ſpäter erſchienen wäre und ſich dadurch genöthigt geſehen hätte, ſich weniger der Wildheit ſeiner Phantaſie zu überlaſſen, ſondern vielmehr eine ihm ſchon vorgezeichnete Bahn zu laufen. Die Seele gewinnt bloß durch ein aufmerkſames, oft wiederholtes Leſen vortrefflicher Schriften, ohne ſich bewußt zu ſeyn, daß ſie die Regeln der äſthetiſchen Vollkommenheit, der Ordnung, Harmonie und Uebereinſtimmung der Mittel in einem Plan zu gewiſſen Endzwecken aus regelmäßigen

Werken abſondert, eine ſolche Richtung auf das Schöne, welche nicht allein eine beſtändige Luſt an denſelben, ſondern auch eine groſſe Richtigkeit in ihren Urtheilen darüber hervorbringt. Allein ſo unſtreitig dieſes iſt, ſo glücklich muß man ſeyn, gleich die beſten und regelmäßigſten Schriftſteller zu treffen. Man kann unter den Dichtern zuerſt einen Ovidius oder einen Lucan, oder unter den neuern Geſchichtſchreibern, die ſich unterſcheiden wollen, einen Rainal leſen, und alsdann wird es uns vielleicht ſehr ſchwer werden, jenen den Virgil, und dieſem einen Boſſuet oder Henault vorzuziehen.

Je leichter man nun zum Nachtheile ſeines Vergnügens irren kann, wenn man unter den mannichfaltigen Arbeiten des menſchlichen Geiſtes bloß auf ein gut Glück wählt, deſto nothwendiger iſt es, mit dem Leſen der Dichter, und andrer Schriften, welche zu ergetzen ſuchen, um deſto ſichrer zu nützen, das Leſen ſolcher Werke zu verbinden, die den Quellen des Schönen nachforſchen, und die Grundſätze und Regeln aufſuchen, welche den wahren Werth eines jeden Autors beſtimmen,

men, und uns vor der Gefahr bewahren, glänzende Fehler; (denn die meiſten Fehler großer Genie haben etwas Blendendes;) für wirkliche Vollkommenheiten zu halten.

Es haben zwar in dieſer Materie ſo viele gearbeitet, daß auch hier die Wahl nicht leicht iſt. Unterdeß verdient doch denen, welche das Vorrecht eines richtigen und feinen Geſchmacks zu beſitzen, und in den Geheimniſſen der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo zu ſagen, eingeweiht zu werden wünſchen, keiner mehr empfohlen zu werden, als Batteux, einer ihrer begünſtigſten Lieblinge in ſeiner Einleitung zu den ſchönen Wiſſenſchaften. Der Dichter, der Redner, der ſinnreiche Moraliſt, der Geſchichtſchreiber, und derjenige, der ſich an die Ueberſetzung großer Schriftſteller wagt, finden in dieſem vortrefflichen Werke die Geſetze, von denen ſie ſich nicht entfernen können, ohne ſich unter den Pöbel der Scribenten zu verlieren; ihr Leſer aber kann, wenn er nach denſelben urtheilt, gewiß ſeyn, daß er bald unter die Kenner gehören werde, deren Beyfall jeder Verfaſſer für eine ſeiner angenehmſten Belohnung halten wird, deren

Tadel hingegen einem jeden Sohne des Bachos furchtbar ſeyn muß.

Um dieſer Urſache willen wünſche ich, daß dieſes Werk eins von den Leibbüchern meiner Leſer und Leſerinnen werden möge. Denn wie nöthig iſt nicht, wenn ſich der Geſchmack zu bilden anfängt, für die Schriftſteller, welche das Lob einer Nation zu verdienen ſuchen, ein erleuchtetes Publicum? Alle Unſichtbaren, Philinden ausgenommen, die ſich dieſes Werk von Cäcilien erklären läßt, wiſſen ihren Batteux beynahe auswendig, und ich rathe deswegen allen unſern jungen Herren, ſich geſchwind mit ihm bekannt zu machen, weil ſie nicht wiſſen können, ob nicht vielleicht einmal eine Aufſeherinn mit ihnen davon ſprechen möchte!

Man kann, um in dem ganzen weitläuftigen Felde der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt zu werden, keinen zuverläßigern und zugleich keinen angenehmern Führer wählen, als ihn. Er beſtreut den Weg, den er führt, überall mit Blumen; er beweiſt die Regeln der Schönheit und des guten Geſchmacks, die er aufklärt, und feſtſetzt, durch ſein eignes

Beyſpiel, und man ſieht faſt überall einen Verfaſſer, der ſich mit der äußerſten Sorgfalt in acht nimmt, kein Geſetzgeber zu ſeyn, der der erſte Uebertreter der Vorſchriften wird, die er ertheilt.

Einige möchten ihm, beſonders in der Unterſuchung über das Weſen und die höchſten Grundſätze der ſchönen Wiſſenſchaften mehr Tiefe, und einigen ſeiner Erklärungen und Regeln, mehr Einſchränkung und Beſtimmung wünſchen, und vielleicht beſäße er alle dieſe Vorzüge in einem höhern Grade, wenn er ſich weniger beſtrebt hätte, den Philoſophen zu verbergen. Allein man darf ihn nur ganz, und ganz mit Aufmerkſamkeit geleſen haben; ſo wird man dieſe kleine Unvollkommenheiten, welche nur Schatten in einem ſchönen Gemälde ſind, leicht entdecken können.

Danken wir demjenigen, der uns zum Umgange mit Männern behülflich iſt, die unſre Erkenntniſſe erweitern, oder unſer Herz beſſern, oder uns ein unſchuldiges und edles Vergnügen verſchaffen: Wie ſehr muß ſich nicht ein Batteux ſeine Leſer verbinden, da er ſie durch ſein Werk in die Geſellſchaft ſolcher Geiſter bringt, die zu allen Zeiten die Ehre und der Stolz ihrer Nationen ſeyn werden! Die größten Schriftſteller unter den Griechen, Lateinern, und Franzoſen ſcheinen in ſeinem Werke vor uns ins Leben zurückgerufen zu werden. Bald wird man in die Zeiten eines Homers, eines Pindarus, Ariſtophanes, Sophokles und Euripides, eines Theokritus, Moſchus und Bion; bald in die Zeiten eines Terentius, eines Virgilius, Horaz, Phädrus und Juvenals; bald in das Jahrhundert eines Malherbe, Corneille, Moliere, Racine und Boileau verſetzt; die Bekanntſchaft mit ihnen ſteigt bis zur Vertraulichkeit; man ſtudirt ihren ganzen Charakter aus; man bewundert ſie bis zum Entzücken, ohne doch von ihren glänzendſten Unvollkommenheiten verblendet zu werden.

Die rammleriſche Ueberſetzung dieſer Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, die zu viel verlöre, wenn man Auszüge von ihrem Innhalte geben wollte, erreicht die Vollkommenheit des Originals, und iſt ein Beweis, daß das Deutſche in allen würdigen Materien keiner Sprache weichen dürfe. Der ſtrengſte Kunſtrichter würde wider dieſe ſchöne Copie nichts erinnern können, wenn ſie nur zuweilen weniger genau, weniger ängſtlich wäre. Sie hat für Deutſche den Vorzug, daß ſie eben ſo ſorgfältig zu ihrem eignen Gebrauche eingerichtet iſt, als immer das Original für die Franzoſen ſeyn mag.

Wie ſehr wünſche ich nicht, daß uns jemand einen däniſchen Batteux geben, und ihn zugleich durch nöthige und glückliche Veränderungen für unſre Nation noch brauchbarer machen möchte, als er wirklich ſchon im Originale oder im Deutſchen iſt! Allein derjenige, der ſich an dieſes Unternehmen wagte, müßte der Schönheiten der nordiſchen Sprache eben ſo mächtig ſeyn, als der Verfaſſer der ſo nützlichen und rührenden Gedanken über die Liebe zum Vaterlande.

Siebenzigſtes Stück.

Ich habe gehofft, mehr Correſpondenten und Correſpondentinnen zu erhalten, wenn erſt die Geſellſchaft der Aufſeherinnen errichtet ſeyn würde, und meine Hoffnung fängt an erfüllt zu werden. Denn wenn auch nicht an mich geſchrieben wird: ſo ſchreibt man doch an die Unſichtbaren Briefe, und dieſe können ſie nicht anders, als unter meiner Addreſſe empfangen. Eine ſolche Correſpondenz wird mir mein Amt ſehr erleichtern, ohne daß das Publicum dabey verlieren wird. Denn wer wird ſich nicht beſtreben, ſo geſitteten Damen etwas zu ſagen, das die ganze Welt mit Vergnügen leſen könne? Was die Schmeicheleyen betrifft, die mir beyläufig gemacht werden: ſo betrachte ich ſie als Complimente, die bloß zu meiner Aufmunterung beſtimmt ſind.

An die Unſichtbaren.

Endlich iſt ein Theil meiner Wünſche erfüllt. Unſer Geſchlecht braucht in der That eine beſondre Aufſicht, und ich habe mit einem Verlangen, welches ich wohl Ungeduld nennen könnte, gewünſcht, daß einmal eine unter uns aufſtehen und dieſes Amt über ſich nehmen möchte. Unſer alter Aufſeher; (ich nenne ihn alt, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt;) iſt zwar noch munter genug, um mit unſerm Geſchlechte umzugehen: Allein er iſt mir gar zu ſehr zurückhaltend. Eine gewiſſe Ernſthaftigkeit, die Männern ſeiner Art eigen iſt, erhält ihn in ſeiner Sphäre, wenn er ſich bis zu frauenzimmerlichen Kleinigkeiten herunterlaſſen ſoll.

Ihr Entſchluß, meine Freundinnen, verdient Beyfall, und ich bin die erſte, die Ihren Richterſtuhl erkennt. Ich denke, es iſt Beſcheidenheit, daß Sie Ihre Ausſprüche nicht ſelbſt thun wollen: Aber iſt denn wirklich keine unter Ihnen, die das Amt eines Sekretairs ſelbſt verrichten könnte? Ich kann hier meine Eiferſucht nicht unterdrücken; ich hätte gewünſcht, daß Sie die Ehre Ihrer Entſcheidungen nicht mit dem Geſchlechte getheilt hätten, welches uns ohnedieß ſo gern von allen Geſchäfften ausſchließt. Jedoch Sie ſind in Ihrer Wahl glücklich geweſen, und dieß beruhiget mich. Ich muß Ihnen, meine Freundinnen, einen Vorſchlag thun, der, wie ich hoffe, Ihnen nicht gleichgültig ſeyn wird. Sie haben Correſpondentinnen nöthig; und ich verſpreche Ihnen von Zeit zu Zeit Nachrichten zu geben, die Sie ſchwerlich von einer andern Hand ſo authentiſch werden erhalten können. Aber wollen Sie mich in Ihre Geſellſchaft aufnehmen? Dieſe Ehre iſt die einzige Bedingung. Mich dünkt, daß ich mich zu dem Amte einer Kundſchafterinn nicht übel ſchicke. In einem Alter, wo ich weder ſpröde, noch coquett mehr bin, beſuche ich alle öffentliche Zuſammenkünfte und eine Menge von Privatgeſellſchaften. Im Winter findet man mich in der Comödie, in der Oper und im Concerte; im Sommer theile ich mich in die Promenaden des roſenburger Gartens, des Walles und von Friedrichsberg. Ich kenne alle Spröden und Coquetten. Ich weiß alle ſüſſe Herren vom Hofe und in der Stadt mit Namen zu nennen. Meinen Augen entwiſcht keiner von den unverſchämten Blicken, die Corinna von ihrem Buſen, den nie ein Halstuch berührte, über alles, was um ſie her eine männliche Geſtalt hat, ausſtreut; und ich weiß ſehr genau, wie viel Complimente Narciß, der auf dreyßig Schritte weit Ambra und Eſſenzen ausduftet, ſich ſelbſt täglich vor dem großen Spiegel zulächelt.

lächelt. Wollen Sie Ballhiſtörchen wiſſen; denn ich erſcheine manchmal auch auf Bällen: Welcher lächerliche Miſchmaſch von Eitelkeit, Stolz, Eiferſucht, Wolluſt und Pralerey! Welche unerſchöpfliche Quelle von Thorheiten! Die geheimſten Intriguen ſind mir nicht verborgen. Dorimene, die in dem öſtlichen Theile der Stadt wohnet, hat ſich eine kleine abgelegne Wohnung gemiethet, wo ſie ſich über die Abweſenheit ihres Mannes mit ihren Freunden tröſtet. Die arme Frau! Zu Hauſe erinnert ſie alles, was ſie ſieht, an ihren Mann, und er iſt bey der Armee in Holſtein: Wer kann das ausſtehen? Der gnädige Herr, der neulich das unſchuldige vierzehnjährige Kind verführt hat, heißt —— bald hätte ich das Ungeheur genannt. Wie viel könnte ich Ihnen nicht von Cleon, dem Eroberer, deſſen Golde keine Hand jemals widerſtanden hat; und von der Schwätzerinn Fabulla, die die Sturmglocke ihrer Nachbarſchaft iſt, erzählen!

Sie ſehn, meine Schweſtern, denn ich betrachte mich ſchon als Ihre Mitgehülfinn; Sie ſehn den Reichthum meines Vorrathes.

Wollen Sie ſich deſſelben bedienen: ſo ſoll es Ihnen an Materie, und Ihrem Sekretair an Beſchäfftigung niemals fehlen. Bis wir einander näher kennen lernen, nenne ich mich bloß

die Kundſchafterinn.

Nachſchrift.

Iſt es nothwendig, daß ich mich dem nordiſchen Aufſeher zu erkennen gebe? Er hat die unſichtbaren Aufſeherinnen geſchildert; ſeine Zeichnungen haben den Charakter der Wahrheit, und ich erkenne die meiſten Originale. Was wird aber der Mann zu meinem Charakter ſagen? Ich bin weder eine Goodworth, noch eine Cäcilia, das fühl ich wohl: Aber ich habe Muth genug, es in ihrer Geſellſchaft werden zu wollen.

Antwort.

Ich habe das Geſuch der Kundſchafterinn den Unſichtbaren vorgetragen. Auf ihr Verlangen ſoll ich, beſonders auf das Poſtſcript, zu erkennen geben, daß es ihre Freude ſeyn wird, von ihr nicht allein nachgeahmt, ſondern auch übertroffen zu werden; daß ſie aber die Aufnahme derſelben noch nicht in Ueberlegung nehmen können, bis ſie durch ſichre Proben überzeugt worden ſind, ob ſie eben ſo viele Fähigkeit zum Auskundſchaften tugendhafter Charaktere beſitzt, als ſie ſcharfſichtig genug zu ſeyn ſcheint, die fehlerhaften, lächerlichen und laſterhaften zu entdecken.

Mesdames,

Machen Sie ſich ſo unſichtbar, als Sie immer wollen; ich getraue mir Sie alle mit Namen zu nennen. Die junge Frau mit den großen blauen Augen —— die gutherzige Wittwe —— und die ſchlaue Henriette —— O ich kenne Sie. Waren Sie nicht neulich zuſammen in der Oper? Danken Sie es, Mesdames, meiner diſcreten Gemüthsart, daß ich Sie nicht verrathe. Wiewohl hat der nordiſche Aufſeher ſolches nicht ſchon gethan? Giebt es vielleicht andre Originale, die ſeinen Gemälden gleichen? Ich zweifle ſehr. Mit Ihrer Erlaubnis, Mesdames, daß ich mit dem Maler ein Wort ſpreche. Da er den Brief zuerſt ſieht: ſo kann er das, was ich ihm ins Ohr zu ſagen denke, ausſtreichen, wenn er glaubt, daß Sie dadurch beleidigt werden können.

„Ihre Gemälde, mein Herr, ſind vortreff„lich. Sie ſind glücklich im Treffen; Sie „zeichnen richtig und edel; aber ſoll ichs „frey herausſagen? Ihre Farben ſind nicht „genug gebrochen. Sie wiſſen es ſelbſt, die „Hauptparthien erſcheinen alsdann in deſto „gröſſerm Lichte, wenn die Theile, die im „Schatten gehalten werden müſſen, aus fal„ſchen und ſehr gebrochnen Farben angelegt „werden. Ich will Ihnen einige Nuancen „angeben, welche der Schönheit Ihrer Ge„mälde nichts benehmen werden; ſie ſind aber „aus den Originalen ſelbſt hergenommen. „Frau Goodworth iſt ein wenig hypochon„driſch; Cäcilia für ihr Alter zu ernſthaft; „Philinde unruhig; die kleine Wilhelmine „in ihren Handlungen allzuſymmetriſch; „Pulcheria zu ſtrenge. Henriette — das „iſt wirklich ein gefährliches Frauenzimmer; „ich habe nichts bey ihr zu erinnern, ich müßte „denn ſagen, daß ſie ſich nicht immer gleich „iſt. Wollten Sie nunmehr Ihre Portraits „noch einmal retouchiren?

Ich wende mich wieder zu Ihnen, Mesdames. Ihre Vereinigung gegen mehr, als zwo Drittel des menſchlichen Geſchlechts hat die ganze Stadt in Bewegung geſetzt. Man redet nicht ſo viel von der neuen Allianz der italieniſchen Fürſten mit dem K. von Pr. als von der Ihrigen mit dem nordiſchen Aufſeher. Das Gleichniß iſt nicht allzurichtig: Aber welches Gleichniß hinket nicht? Unſichtbare Aufſeherinnen! Mir ſchauert die Haut, wenn ich daran gedenke. Ich bin von Natur ein wenig furchtſam, und ich würde dem frömmſten weißen Geiſte die Hand nicht geben, wenn er mir erſchiene.

Welcher Mann wird ins künftige vor ſeiner Frau ſicher ſeyn? Denn ich merke es gar wohl, es iſt doch hauptſächlich auf unſer Geſchlecht abgeſehn. Wird nicht ein jeder fürchten müſſen, an ſeiner lieben Hälfte eine Verrätherinn zu finden, wenn dieſe Conföderation allgemein werden ſollte? Doch es hat keine Gefahr. Die Conföderation wird ſich nicht ſo leicht vermehren; dafür iſt mir endlich der Charakter unſerer meiſten Damen in der Stadt Bürge; welches ich doch aber nicht geſagt haben will, um dem nordiſchen Aufſeher zu widerſprechen. Die Ehemänner können ſich alſo, deucht mich, beruhigen. Aber den Jünglingen, welche vielleicht Abſichten auf die unverheyratheten Mitglieder der unſichtbaren Geſellſchaft haben können, gebe ich den gutgemeinten Rath, ſich wohl vorzuſehn, und wenn ſie nicht wenigſtens Muth genug fühlen, Grandiſone oder Beauchamps zu werden, es nicht zu wagen —— Henriette, Pulcheria und Wilhelmine, werden Sie mirs auch vergeben, daß ich unſre jungen Herren vor Ihnen warne? Ich bin mit der größten Hochachtung

Mesdames

Ihr demüthiger Verehrer und Bewunderer,

J. F. B.

Mein Herr Aufſeher,

Ich muß Ihnen öffentlich Dank dafür abſtatten, daß Sie uns in die Bekanntſchaft Ihrer unſichtbaren Aufſeherinnen bringen wollen. Mein Mann, welcher überhaupt gern an allem zweifelt, was man Gutes von unſerm Geſchlechte ſagt, will nicht glauben, daß es wirkliche Perſonen ſind. „Ich kenne den nordiſchen Aufſeher wohl, ſagte er, er beſchreibt euch Frauenzimmer nicht wie ihr ſeyd, ſondern wie ihr ſeyn ſolltet.„ Das hat er von ſeinem Vater, der ein Engländer war, geerbt, und er iſt in dieſem Falle eben ſo reich an Erfindungen, als er. Der Mann hat ſich ja ſelbſt erfunden. So wenig man in London Clariſſen findet, eben ſo wenig wird man hier in Kopenhagen eine Goodworth oder eine Cäcilia antreffen.„ Iſt das nicht eine erſchreckliche Satyre auf unſer ganzes Geſchlecht? Widerſpreche ich ihm: und wie könnte ich hier ſchweigen? ſo bin ich partheyiſch; und gewinne weiter nichts, als daß er mich umarmt und die beſte Frau von der Welt nennt. Mein Mann, ich muß es Ihnen verrathen, hat überhaupt beſondre Meinungen. Auch an der Wirklichkeit eines Carl Grandiſons zweifelt er; und wenn ich ihn frage, ob er denn glaubt, daß es ſolche Männer gebe; ſo ſagt er, daß man wenigſtens in London keinen ſuchen müſſe, und daß er auf ſeinen langen Reiſen nur Ein Original zu Richardſons Gemälde habe kennen lernen. Ich habe ein beſſeres Vertrauen zu unſerm Geſchlechte, te, und ich hoffe, daß die Unſichtbaren endlich die ungläubigen Männer von einem ſo ungerechten und für uns ſo nachtheiligen Irrthume überzeugen werden. Wie freue ich mich nicht über eine ſo vortreffliche Geſellſchaft, und wie ſehr wünſche ich nicht, daß ſie ihre edlen Abſichten erreichen mögen! Dieſes wird aber unfehlbar geſchehen, wenn man ſich bey Ihnen derjenigen unſichtbaren Aufſeher erinnert, die uns an allen Orten umgeben und dereinſt Zeugen unſrer Aufführung ſeyn werden. Ich bin

Mein Herr,
Ihre Leſerinn und verbundne Dienerinn,
S. v. F***

Nachſchrift.

Mein Mann fängt ſich ſchon an zu fürchten, nachdem er meinen Brief geleſen hat. Er erbietet ſich öffentliche Abbitte zu thun, ſo bald ſich ihm eine von den Unſichtbaren zu erkennen geben wird.

An die Aufſeherinnen.

Ich bediene mich Ihrer gütigen Erlaubniß, Sie in einer ſehr wichtigen Sache um Rath zu fragen. Wie ſoll ichs aber machen, daß Ihnen mein Vortrag gefällt, da ich noch ſo ungeübt im Schreiben bin? Doch ich verlaſſe mich darauf, daß Sie mir meine Blödigkeit zu gute halten. Ich will alſo ohne Umſchweife anfangen. Vor drey Wochen ungefähr nahm mich meine Tante das erſtemal mit in die Oper, weil ich eine Liebhaberinn vom Singen bin. Ich hörte nichts, als die Muſik, und ſah nichts, als das Schauſpiel —— Bey dem Ballette wandte ich meine Augen einmal auf unſre Nebenloge und ward einen jungen Herrn gewahr, der mir ein tiefes Compliment machte und mich mit unverwandten Augen anſah. Ich konnte ſeinen Anblick nicht ertragen, und zog mich hinter meine Tante zurück, welche ſich mit der Frau von F*** unterhielt. Beym Herausgehen war derſelbe junge Herr an der Thür unſrer Loge und bot mir die Hand, welche ich auch, nach einiger Weigerung, auf den Wink meiner Tante annahm, und ſo nach dem Wagen gieng. Ich kannte den Menſchen ja nicht: Warum ſollte ich mich denn von ihm führen laſſen? Von dieſer Zeit an verfolgt er mich an alle Orte, wo ich hingehe. Nicht einmal in der Kirche bin ich vor ihm ſicher. Auf dem groſſen Concerte ſtellt er ſich gerade vor mich, und ſieht mir ſtarr in die Augen, als wenn er mich durchſehn wollte. Ich kann die ganze Zeit über meine Augen kaum aufſchlagen, denn ich begegne ſeinen abſcheulichen Blicken. Was ſoll ich anfangen? Ich wünſche mir oft den Muth und die Augen von der Anna Howe, um den unverſchämten Kerl auf einmal in Nichts zu verwandeln. Meine ehmalige Hofmeiſterinn, welche eine Franzöſinn aus Berlin war, hat mich oft wegen meiner Schüchternheit ausgeſcholten; und wenn ich nicht dreiſter geworden bin, ſo hat es wenigſtens nicht an ihr gelegen. Ich gebe ihr das Zeugnis, daß ſie mit Mannsperſonen ganz nicht blöde war. Sie erzählte mir viel von der freyen Lebensart in ihrem Vaterlande, und ſpottete ſehr grob über die Sittſamkeit des däniſchen Frauenzimmers, welche ſie eine gezwungne Sprödigkeit nannte. Mir ſelbſt machte ſie vor dem Jahre, als meine Mama für gut fand, ſie aus dem Hauſe zu thun, das unhöfliche Abſchiedscompliment: Adieu meine ſteife Puppe; ich gebe ihr den

Rath, ſich niemals in der großen Welt ſehn zu laſſen; bleibe ſie zu Hauſe bey ihrer melancholiſchen Frau Mama, und leſe ſie ihr etwas aus ihrer übernatürlichen Clariſſa und aus dem milzſüchtigen nordiſchen Aufſeher vor. Das Feuer ſchoß mir ins Geſicht, und doch konnte ich ihr kein Wort ſagen. Das böſe Menſch! Wie froh bin ich, daß ſie nicht mehr da iſt! Nun kann ich ungeſtört leſen. Meine Mama ſagt mir oft, daß ein junges Mägdchen in Geſellſchaft mit Mannsperſonen weder allzufreundlich noch zu ernſthaft und zurückhaltend thun müſſe. Sie warnt mich abſonderlich vor einer Gattung, welche ſie im Scherze adoniſirte Affengeſichter zu nennen pflegt. Meine Tante hingegen meint, daß ein Mägdchen von funfzehn Jahren; (ich bin funfzehn Jahre und drey Monate;) allezeit aufgeräumt ſeyn müſſe. Ich bin von Natur mehr freundlich als finſter, und es kömmt mir ſchwer an, wenn ich jemanden ein ſaures Geſicht machen ſoll. Ich kann mir aber von Mannsperſonen nicht ſo lange in die Augen ſehn laſſen. Wie ſoll ich nun die Mittelſtraſſe treffen? Was rathen Sie mir?

Selinde.

Weil ich dieſe Briefe nicht ganz unbeantwortet laſſen kann; So melde ich dem Herrn J. F. B., daß ich kein Bedenken gehabt habe, den Unſichtbaren ſeinen Brief ganz zu zeigen; daß er ſie aber, ungeachtet Wilhelmine bey dem Worte: Allzuſymmetriſch ein wenig roth geworden iſt, noch nicht geſehen hat; daß er endlich Recht hat, zu bemerken, daß diejenigen, die ſolche Herzen zu beſitzen wünſchen, als die Herzen einer Pulcheria oder Henriette ſind, ſich wohl vorſehen, und in ganz andern Eigenſchaften zeigen müſſen, als nur allzuviele von unſern jungen Herren verrathen.

Mit der Frau S. v. F. wünſchen die Aufſeherinnen in eine nähere Bekanntſchaft zu kommen, wenn es geſchehen kann, ohne ihre Unſichtbarkeit abzulegen. Sie ſind von dem Schluſſe ihres Briefes ſehr gerührt worden, und ſie werden dieſen edlen Gedanken zu brauchen ſuchen, um in der Uebung aller ihrer Pflichten immer vollkommner zu werden. Ich kann nicht unterlaſſen anzumerken, daß, nachdem ich dieſe Stelle geleſen hatte, ich in Cäciliens Auge eine Thräne entdeckte, die mir unendlich ſchöner und ſchätzbarer war, als diejenigen, die Alexander bey der Erzählung von den Thaten ſeines Vaters vergoſſen haben ſoll.

Endlich ſind die Unſichtbaren von dem unſchuldigen Charakter, der ſich in dem Briefe von Selinden äuſſert, ſehr eingenommen. Sie rathen ihr aber, ihre Augen, wenn ſie ihren Verfolger ſieht, weniger niederzuſchlagen. Denn vielleicht ſucht er eben dieſes, in der Hoffnung, ihr dadurch ſelbſt auf eine dem Anſehen nach für ihn nachtheilige Weiſe wichtig zu werden, gleichwie ſich Greville im Grandiſon beſondre Vortheile verſpricht, wenn es ihm gelingen möchte, die Miß Byron zum Zorne wider ſich zu reizen.

Ich rücke zum Beſchluſſe folgendes Schreiben ein, weil es vielleicht einigen Liebhabern der Natur angenehm ſeyn kann.

Mein Herr,

Ich ſtelle es Ihnen anheim, ob Sie dieſen Brief drucken laſſen wollen, da er kein moraliſches Phänomenon, ſondern die Erſcheinung eines lange erwarteten Cometen be-

betrifft. Die Nachricht davon iſt aus einer kleinen Schrift genommen, die vor kurzem in Leipſig herausgekommen iſt.

Der Comet von 1682, deſſen Wiederkunft ſchon Halley auf die gegenwärtige Zeit vorherverkündigt hat, iſt nach den gelehrten dresdner Anzeigen zuerſt von einem ſächſiſchen Landmanne, Namens Palitzſch, zu Problis bey Dresden den 25 und 27 December des vorigen Jahres entdeckt, und nachher von einem Liebhaber der Sternkunde den 18 und 19 Jenner, obgleich nur durch Ferngläſer in einem ſchwachen Lichte und ohne Schweif an der Stelle geſehen worden, wo er nach der newtonianiſchen Theorie und nach ſeiner eignen vorgängigen Ausrechnung erſcheinen mußte. Im verwichnen Monate hat er noch zuweilen, obgleich nur in einer unanſehnlichen Geſtalt, bloß durch Tubos, bemerkt werden können; in dem itzigen Monate aber wird ſolches nicht möglich ſeyn, weil er ſich in den Sonnenſtralen verbirgt, aus denen er ſich, vor dem achten April, nicht entwickelt. Um dieſe Zeit aber erſcheint er, wenn der Verfaſſer der angeführten Schrift richtig urtheilt, bey ſeiner beſchleunigtern Annäherung zur Erde, etwas gröſſer als ein Stern der zweyten Größe, mit einem nicht unanſehnlichen Schweife in der erſten Morgendämmerung um 3½ Uhr in der oſtſüdoſtlichen Gegend des Himmels, der ſehr heiter ſeyn muß, wenn man ihn mit bloßen Augen ſehen ſoll. Den 13 Aprill zeigt er ſich wie ein Stern der erſten Größe, mit einem Schweife von ſechs bis ſieben Graden und den 18 Aprill in der Größe des Jupiters des Morgens um die vorhin bemerkte Zeit; allein ſein Glanz verliert viel von dem ſtarken Mondlichte. Von der Zeit an nähert er ſich, wegen ſeiner ſtark zunehmenden ſüdlichen Breite denen, die nach der Linie zu und jenſeits dem Aequator wohnen. Am 21ſten Aprill geht er eine halbe Stunde vor der Sonnen Aufgange auf. Sein Kopf iſt alsdenn im Durchſchnitte halb ſo groß als der Mond, und ſein Schweif mit dem Horizonte auf funfzehn Grade parallel, und dennoch wird er in ſeinem ſehr matten Lichte, eben wegen der Nähe des Horizontes und der ſtarken Dämmerung kaum auf einige Minuten, und mit Mühe, geſehen. Vom 23 Aprill bis zum 28ſten erſcheint er weiter gegen Süden und näher an der Linie in ſeiner größten Pracht, mit einem Schweife von dreyßig bis vierzig Graden, der von uns abſteht, und deswegen nicht ſchaden kann, ungeachtet der Körper ſelbſt nur noch 2300 Halbmeſſer der Erde von uns entfernt iſt. Am 1ſten May zeigt er ſich nach dem Untergange der Sonne wieder über unſerm Horizonte und geht erſt um eilf Uhr des Abends in der ſüdweſtlichen Gegend deſſelben unter, halb ſo groß, wie der Mond, mit einem Schweife von zwölf Graden nach Oſten zu, und ſehr ſichtbar, wofern ſein Anſehen nicht durch die Nähe des Horizonts und ſeiner Dünſte geſchwächt wird. Den dritten May erſcheint er nur ſo groß als Jupiter, den achten wenig gröſſer als ein Stern der zweyten Größe, und alsdann wird er in wenig Tagen ganz aus unſerm Geſichte verſchwinden.

Der Verfaſſer dieſer Vorherverkündigung von dem Laufe dieſes Cometen nennt ſie gewagt; ſie hat unterdeß dieſes vor ſich, daß ſchon lange vor ſeiner Erſcheinung der berühmte Clairaut am 15 November des vorigen Jahres eine Abhandlung von ihm in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorgeleſen und durch ſeine Schlüſſe herausgebracht hat, daß er nicht eher, als gegen den Aprill dieſes Jahres wieder erſcheinen werde.

Aſtrophilus.

Ein und ſiebenzigſtes Stück.

Eine weiſe Austheilung der Belohnungen iſt in der kleinern Regierung einer Familie faſt eben ſo unentbehrlich und wichtig, als in einem wohleingerichteten Staate, indem beſonders in der Erziehung und Bildung der Kinder zur Tugend ſehr viel dadurch ausgerichtet werden kann. Viele Aeltern wiſſen, daß die Furcht die Gemüther ſclaviſch macht; viele ſind auch ſo zärtlich gegen ſie, daß es ihnen unmöglich iſt, ſie durch nöthige Beſtrafungen zu beugen, vernachläſſigen deswegen alle heilſame Betrübniß derſelben, und wollen bloß die Hoffnung zur Triebfeder aller ihrer Handlungen machen. Sie vergeſſen aber, daß durch Belohnungen eben ſo viel verdorben werden kann, als durch unzeitige und übertriebne Beſtrafungen. Aeltern und Lehrer müſſen ſich alſo auch im Gebrauche der Vergeltungen von einer erleuchteten Vernunft leiten laſſen.

Die Belohnungen, mit denen man den Geiſt der Kinder aufmuntern kann, ſind von verſchiedener Art. Sie beſtehen entweder in Dingen, die theils ihrer Sinnlichkeit, theils ihrer natürlichen Neigung zur Veränderung und Abwechslung angenehm ſind, und wie mannichfaltig können dieſe nicht ſeyn? oder ſie beſtehen in einer dem guten Verhalten gemäß eingerichteten Aeußerung der Gunſt und des Wohlgefallens der Aeltern und Lehrer und ihrer Freunde, oder endlich in Beyfall und Lob, womit ſie ihren Fleiß und Gehorſam unterhalten und anfeuern.

Da alle weſentlichen Neigungen und Begierden in ihrer eigentlichen Natur und Beſtimmung unſchuldig ſind, auch ſo oft befriedigt werden können, als es möglich iſt, ohne höhere Endzwecke zu vernachläßigen, oder auch einer vor der andern, zum Nachtheile der Vernunſt zu viel Stärke und Lebhaftigkeit zu ertheilen: So dürfen Aeltern und Lehrer zur Aufmunterung ihrer Kinder faſt alle Arten von Belohnungen brauchen, die an ſich nichts verwerfliches haben. Und hierinnen gehe ich von den ſtrengen Sittenlehrern ab, welche behaupten, daß man Spielwerke, gewiſſe Annehmlichkeiten für den Geſchmack, oder für die Augen, Kleidungen und andre Dinge, welche der Sinnlichkeit der Kinder Freude machen, niemals als Belohnungen und Aufmunterungen gebrauchen ſollte; als wenn man über der Seele den Körper ganz vergeſſen müßte, oder als ob alle niedrigere Anmuth und Freude ganz unerlaubt wäre Warum ſollte man das, was ſelbſt bey völliggebildeten Menſchen ein Mittelendzweck ihrer Handlungen ſeyn darf, nicht auch bey Kindern zu einem mitwirkenden Bewegungsgrunde gebrauchen dürfen?

Unterdeß muß man in dem Gebrauche der verſchiednen Vergeltungen, wodurch Kinder aufgemuntert und in eine größre Thä-

tigligkeit geſetzt werden können, nach Regeln verfahren, die aus den wichtigſten und vornehmſten Endzwecken der menſchlichen Natur und der Anwendung ihrer Kräfte hergeleitet werden müſſen, weil dieſe in der Kindheit keine andern ſeyn können, als in unſern reifern Jahren. Sie vereinigen ſich alle in unſern Pflichten, die wir ausüben ſollen, weil wir eine weſentliche Abhängigkeit von Gott empfinden; weil wir ihm die höchſte Dankbarkeit und Liebe ſchuldig ſind; weil endlich die Tugend ſich durch eine ihr eigne innerliche Schönheit und Güte anpreiſt, und nur auf ſie eine wahre und dauerhafte Glückſeligkeit folgen kann.

Aus dieſen großen Grundſätzen aller wahren Tugend, aller wirklich edlen und rühmlichen Sitten und Handlungen folgt zuförderſt, daß man auch bey Kindern ſich mit der äußerſten Sorgfalt beſtreben müſſe, auf alle nur mögliche Weiſe zu verhüten, daß Belohnungen nicht als einer ihrer Hauptzwecke von ihnen angeſehen werden mögen. Aeltern und Lehrer müſſen ſie dahin zu bringen ſuchen, daß ſie ihre Pflicht thun, weil ſie Pflicht iſt; daß ſie das Gute lieben, mehr, weil es einen eignen ſchätzbaren Werth hat, als darum, weil dieſe Liebe mit beſondern Belohnungen vergolten wird; mehr darum, weil ſich niemand in einer andern Ordnung des göttlichen Wohlgefallens verſichern kann, als weil ſich zufällige Annehmlichkeiten damit verknüpfen laſſen. Denn fangen Kinder einmal an, bloß um der Vergeltungen willen, die ihnen zugeſagt werden, nach Erkenntniß und Einſicht zu ſtreben, und dem Willen derer zu gehorchen, die ſie über ſich erkennen müſſen: So wird ſie weder Wahrheit noch Tugend mit ſo ſtarken Banden feſſeln können, daß ſie ihnen nicht abtrünnig werden ſollten, wenn ſie entweder keine Belohnungen mehr dafür erwarten, oder wenn ſie von Irrthum und Laſter durch angenehmere, obgleich allezeit falſche und eitle Verheißungen getäuſcht werden. In allen Pflichten liegt ein ihnen eigenthümliches ſo großes Vergnügen, daß man ſie in ihrem wahren Werthe und in ihrer weſentlichen Schönheit nur lebendig genug kennen darf, um ſie auszuüben, auch wenn man durch keine beſondern Belohnungen angefeuert wird. Kinder müſſen in mannichfaltigen Arten von Erkenntniſſen unterrichtet werden, und es iſt keine leichte Mühe, ihren Verſtand nur mit nützlichen Einſichten zu bereichern. Gleichwohl darf man ſie nur zu einem Geſchmacke an der Luſt, welche die Erkenntniß der Wahrheit ſelbſt gewährt, zu bringen wiſſen, und man wird keiner andern Belohnungen zu ihrer Aufmunterung nöthig haben. Jede neue Einſicht, die ſie erlangen können, wird Vergeltung genug ſeyn. Man wird ihnen nur von einem neuen Buche ſagen dürfen; ſo werden ſie ſich durch die Verheißung eines ſolchen Geſchenkes mit einer Freude begeiſtern laſſen, die ſo leicht keine andre Belohnung hervorbringen wird, und iſt nicht eine ſolche Freude Beweis genug, daß ſie das Licht um des Lichtes, oder die Wahrheit um der Wahrheit willen lieben? Mit den Vollkommenheiten des Willens verhält es ſich nicht anders. Man beſtrebe ſich nur, ihnen den innern Werth einer Tugend bekannt und empfindlich genug zu machen: So werden ſie die Tugend um der Tugend willen ſelbſt ausüben.

Aeltern mögen nur den Verſuch anſtellen, und ſelbſt einem Knaben Gelegenheit und Mittel geben, einem elenden Menſchen zu helfen; ſie mögen ihm nur die glücklichen Folgen ſeiner Hülfe begreiflich, und wenn es möglich iſt, ſichtbar werden laſſen; ſie mögen ihm etwa die Freude weinender Kinder zeigen, die durch den von ihm erfreuten Vater beglückt wurden; ſie mögen ihn zugleich zur Einſicht in das bringen, was entſtanden ſeyn würde, wenn er ihm nicht geholfen hätte; endlich mögen ſie ihn gewöhnen, ſolche Handlungen des Mitleids und der Großmuth oft auszuüben, damit er eine Fertigkeit darinnen erlange: Wird er ſie bey neuen Gelegenheiten nicht wieder ausüben, ohne Belohnung, und bloß um die Freude der Ausübung ſelbſt nicht zu verlieren, wofern ihn nicht ganz auſſerordentlich mächtige Verſuchungen zum Gegentheile reizen? Denn das iſt die Natur aller Fertigkeiten, daß die Anwendung derſelben mit einem unmittelbaren Vergnügen verbunden iſt; daß man, ſo zu ſagen, ſchon befriedigt genug wird, wenn man ſie geübt hat, und ſollte es auch mit einiger Anſtrengung geſchehen ſeyn.

Der Schluß iſt alſo leicht, daß beſondre Belohnungen nicht gebraucht werden dürfen, wenn man Kinder durch die Pflicht ſelbſt zur Erfüllung derſelben anfeuern kann. Ihr Fleiß, ihr Gehorſam, jede ihrer Tugenden erhält einen höhern Adel und Werth, wenn ſie die Beobachtung ihrer Schuldigkeiten als die Glückſeeligkeit, nach der ſie ſtreben müſſen, und zugleich als das einzige Mittel betrachten, ſich in den beſtändigen Beſitz derſelben zu ſetzen. Ich weiß, daß es ſchwer iſt, ſolche Geſinnungen in ihre Seele zu pflanzen, weil eine ungewöhnliche Geſchicklichkeit dazu gehört, Gemüther, die zu ernſthaften Betrachtungen noch ſo unfähig ſind, mit ſolchen Schönheiten bekannt zu machen, die die Sinne nicht erſchüttern, und ſelbſt in reifern Seelen ſelten den tiefen Eindruck hervorbringen, den ſie bey allen wirken ſollten. Aeltern müſſen auch deswegen in der Wahl der Lehrer, denen ſie die Bildung ihrer Kinder überlaſſen wollen, vorſichtig und behutſam ſeyn, und ſich beſtreben, ſolche aufzuſuchen, die ein Amt von der Wichtigkeit mehr aus Neigung und Pflicht, als aus bloßer dringender Nothwendigkeit übernehmen. Dieſes alles iſt unläugbar; aber da es einmal die Schuldigkeit der Menſchen iſt, rechtſchaffen und tugendhaft zu ſeyn, ohne lohnſüchtig zu ſeyn: Werden ſie wohl in ſpätern Jahren mit leichterer Mühe dazu gebracht werden, wenn ſie in ihrer Kindheit ſchon an Belohnungen verwöhnt und immer fertig ſind, zu fragen: Was wird uns dafür?

Belohnungen ſollen nur ein Antrieb, nur eine Aufmunterung und nicht ein Hauptzweck unſrer Bemühungen ſeyn. Folglich müſſen ſie nur in ſeltnen Fällen, nur alsdenn gebraucht werden, wenn, wegen der nöthigen Ueberwindung gewiſſer Hinderniſſe und Schwierigkeiten eine größre Thätigkeit, und mehr Anſtrengung der Kräfte erfodert werden. Verſchwendet man ſie: So beraubt man ſich ſelbſt dadurch der Macht, dasjenige dadurch zu leiſten, was ſie eigentlich wirken ſollten. Wenn in einem Staate jede gute und rechtſchaffne Handlung mit einer beſondern Vergeltung belohnt würde: Wer würde aus eignem Antriebe, aus Hochachtung und Neigung gegen ſeine Pflichten ſelbſt ſeine Schuldigkeit thun? Ein ſolches Verhalten würde die traurigſten Folgen haben: Warum ſollten ſie denn in einer Familie nicht auch zu fürchten ſeyn?

Dieſes ſind nur allgemeine Betrachtungen, die noch ſehr erweitert und beſtätigt werden könnten. Allein ſie ſind zur Erkenntniß der beſtimmtern und genauern Regeln nothwendig, von denen ich in einem andern Blatte reden werde.

Zwey und ſiebenzigſtes Stück.

Iſt es eine durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit, daß zur Ausübung der Rechtſchaffenheit und Tugend nichts ſtärker und kräftiger aufmuntre, als eine feſte und lebendige Ueberzeugung, daß das Wohlgefallen Gottes, und ſeine väterliche Aufſicht und Gnade die unausbleibliche Belohnung einer willigen Unterwürfigkeit unter ſeine Geſetze ſey: So müſſen weiſe Aeltern dieſen Antrieb bey ihren Kindern ſo frühzeitig gebrauchen, als es nur die Fähigkeit ihres Verſtandes zulaſſen will. Man muß ſie deswegen mit der Geſchichte gottesfürchtiger und tugendhafter Menſchen bekannt machen, und ſich beſtreben, ihnen in dem Leben derſelben auf die faßlichſte Weiſe die Spuren einer beſondern göttlichen Vorſorge, Liebe, oder Beſchützung zu zeigen, und überhaupt ſie zu überführen ſuchen, Gott, als der höchſte Beherrſcher aller Dinge, habe eine ſolche Einrichtung der Welt veranſtaltet, daß ordentlicher Weiſe nichts, was zu unſrer wahren Wohlfahrt auf der Erde gehören mag, ohne eine willige Abhängigkeit von ſeinen Geſetzen, erlangt werden könne.

Allein, da zur Wirkſamkeit dieſes Antriebes ſchon ein gewiſſer Grad deutlicher Erkenntniß erfodert wird, und zugleich eine Fähigkeit, von Vorſtellungen gerührt zu werden, die keine Gemeinſchaft mit den Sinnen haben: So müſſen die Aeltern zuförderſt ihre Kinder gewöhnen, ihre Gewogenheit, Liebe, Zärtlichkeit, Vorſorge und Hülfe als eine Belohnung ihres Gehorſams und Wohlverhaltens zu betrachten. Dieſes wird unausbleiblich geſchehen, wenn ſie auf eine beſtändige und regelmäßige Weiſe ihr äußerliches Betragen gegen dieſelben nach der verſchiednen Beſchaffenheit ihres Verhaltens einrichten. Kinder mögen eben ſo gern geachtet und geliebt werden, als Erwachſne; eine jede väterliche und mütterliche Liebkoſung, eine freundliche Mine, ein lächelndes Geſicht rührt ſie, und ſie können ſich darüber freuen, daß die Aeltern eine Luſt daran finden, ſich mit ihnen zu beſchäfftigen, oder ſich auch zuweilen in ihre unſchuldigen Spiele zu miſchen. Eben ſo fähig ſind ſie, ſich über die Gleichgültigkeit derſelben gegen ſie, über ihr finſtres Geſicht, über ein unfreundliches Betragen, über eine ſichtbare Abneigung, ſich mit ihnen zu unterreden, oder auch ihre kindlichen Schmeicheleyen anzunehmen, und über andre Aeußerungen eines künſtlichen Widerwillens gegen ſie zu betrüben, ob ſie ſich gleich ſehr leicht daran gewöhnen, wenn ſie entdecken, daß ſolches aus Eigenſinn oder aus andern Urſachen entſpringt, welche ſich

nicht

nicht auf ihre Aufführung beziehen. Folglich muß das äußerliche Betragen der Aeltern nach dem gröſſern oder geringern Eifer der Kinder zu gehorchen abwechſeln; ſie müſſen ſich um ſo viel liebreicher, gütiger und zärtlicher gegen dieſelben bezeigen, je beſſer ſie ſind, und je aufmerkſamer ſie ſich beweiſen, ihrer Liebe werth zu ſeyn, deſto ſorgfältiger müſſen ſich Väter und Mütter beſtreben, ſie zu überzeugen, daß ſie auf eine unterſcheidende Art für ſie ſorgen, und eine vorzügliche Freude über ihre Aufführung empfinden. Können ſich Aeltern wegen ihrer beſondern Umſtände und Verhältniſſe nicht mit der Erziehung ſelbſt beſchäfftigen: So müſſen ſie ſich doch, und zwar in ihrer Gegenwart, bey den Aufſehern und Lehrern, denen ſie ihre Kinder anvertrauen, auf eine angelegentliche Art nach ihrer Aufführung erkundigen, gewiſſe beſtimmte Zeiten zum vertraulichern Umgange mit ihnen ausſetzen, und zu dieſem nur diejenigen zulaſſen, welche ſich durch Gehorſam und Fleiß hervorthun.

Hieraus folgt, daß ſich Aeltern hüten müſſen, die Kinder durch Verheißung gewiſſer ihnen angenehmen Belohnungen von Unarten, Fehlern und Unordnungen abzubringen. Viele pflegen, wenn dieſelben eigenſinnig ſind, wenn ſie nicht gehorchen wollen, wenn ſie weinen, und mit Geſchrey und Hartnäckigkeit auf ihren Willen beſtehen, ihnen alles zu verheißen, woran ſie ſonſt einen Gefallen haben, um nur von der Unruhe frey zu werden, die ihnen eine ſolche Aufführung verurſacht. Sie können zuweilen etwas dadurch ausrichten; allein die Wirkung davon iſt nur eine Palliativcur. Das Uebel wird nicht gehoben, ſondern nur gehemmt oder beſänftigt, und gewinnt eben dadurch eine neue Stärke. Und wenn ſie dafür belohnt werden ſollen, daß ſie aufhören, ſtrafbar zu bleiben, und einen gerechten Unwillen wider ſie noch mehr zu reizen: Wodurch wird man ſie erfreuen können, wenn ſie ſich beſtreben, unſrer beſondern Gewogenheit und Liebe würdig zu werden? Man kann vielleicht in einigen ſeltnen Fällen ſeine Zuflucht zu einem ſolchen gefährlichen Mittel der Beſſerung nehmen müſſen, und verheißt man alsdann dieſe oder jene Belohnung; ſo muß man freylich ſeine Zuſage unverbrüchlich erfüllen. Es kann nöthig ſeyn, um die aufgebrachte Leidenſchaft derſelben zu unterbrechen; aber wenn ſie nun ruhiger ſind, ſo muß man ſie auf alle mögliche Weiſe zu überführen ſuchen, daß man, wenn ſie in einen ähnlichen Fehler fallen, ſie ſeinen äußerſten und ſtrengſten Unwillen empfinden laſſen werde.

Spiele und andere Ergetzlichkeiten für die Sinne, dürfen zwar als Aufmunterungen und Belohnungen gebraucht werden; aber niemals, oder doch nur höchſtſelten, als Antriebe zur Erlangung ſolcher Erkenntniſſe, die ihnen durch ſich ſelbſt angenehm werden können, und eben ſo wenig als Antriebe zur Ausübung ſolcher Pflichten, die ſich ſelbſt mit Nutzen und Vergnügen belohnen, ſobald ſie zu einer Fertigkeit darinnen gekommen ſind. Um deswillen muß man ihnen nicht verheiſſen, daß man dieſes oder jenes Spiel erlauben wolle, wenn ſie auf den Unterricht, den man ihnen in wichtigen Wahrheiten ertheilen will, aufmerkſam ſeyn würden. Denn ſie gewöhnen ſich dadurch, dieſe Aufmerkſamſamkeit als etwas Unangenehmes und Beſchwerliches anzuſehen, dem ſie ſich unterwerfen müſſen, um nicht des Vergnügens beraubt zu werden, welches ſie von dem verheißnen Spiele erwarten. Am beſten können ſie als Aufmunterungen zu ſolchen Beſchäfftigungen und Uebungen gebraucht werden, die den Kindern ſehr beſchwerlich fallen, und doch mit keinem eignen und unmittelbaren Nutzen und Vergnügen verbunden ſind. Die meiſten Kinder lernen mit der äußerſten Mühe Buchſtaben kennen und zuſammenſetzen, und je mehr ſie von der erſten Entwickelung ihres Verſtandes an zum Gebrauche deſſelben angewöhnt worden ſind, deſto verdrießlicher fällt es ihnen, theils, weil ſie die Veränderung lieben und doch einerley Zeichen ſich oft vorſtellen ſollen; theils auch, weil ſie bey einzelnen Buchſtaben und Sylben nichts denken können. Weil nun Uebungen dieſer Art nur ſo lange anhalten, bis die dadurch abgezielte Fertigkeit erhalten iſt: So kann man ſie zu deſto größrer Anſtrengung ihrer Aufmerkſamkeit und Geduld mit Spielen und andern ſinnlichen Ergetzlichkeiten dazu aufmuntern, ob man gleich auch darinnen zurückhaltend werden muß, ſobald man wahrnimmt, daß ſie zu viel Antheil daran nehmen, und unruhig und misvergnügt zu ſeyn anfangen, wenn ſie dieſer Luſt entbehren ſollen; daß ſie die Stunden der Ergetzlichkeit entweder kaum erwarten können, oder doch mit allzu großer Sehnſucht und mit Ungeduld erwarten.

Unter den täglichen Spielen, die man den Kindern ſowohl zur Ruhe, als zur Aufmunterung erlauben muß: ſind die beſten diejenigen, die ihren Körper in eine gemäßigte Bewegung ſetzen. Sie ſind ſchon vergnügt, wenn ſie ihre Stelle verändern können. Sie bedürfen keiner ausgeſuchten und künſtlichen Beluſtigungen; eine Kugel, ein Federball, ein Kräuſel verſchaffen ihnen gewiß ein eben ſo lebhaftes Vergnügen, als den Erwachſenen Opern und Bälle geben.

Wenn die Aeltern ſich in Umſtänden befinden, worinnen ſie auch auf die Spiele und andre Ergetzlichkeiten, die ihren Kindern zur Aufmunterung dienen ſollen, einige Unkoſten wenden können: So läßt ſich leicht eine ſolche Einrichtung derſelben treffen, durch welche das Vergnügen ſelbſt zum Unterrichte wird. Ein Kaufmann, wenn es anders bey uns Kaufleute giebt, die es nicht für eine Schande halten, ihre Kinder die Handlung lernen zu laſſen, die ſie reich macht, kann ſeinen Sohn mit einem Rechentiſche oder mit einem kleinen Kramladen beluſtigen, welcher mit allerley Waaren angefüllt iſt, wodurch er vielleicht zu Spielen veranlaßt wird, die eine Handlung und ein Gewerbe im Kleinen vorſtellen. Ein Künſtler kann dem ſeinigen nach und nach verſchiedne kleine Werkzeuge ſeiner Kunſt; ein Gelehrter dem ſeinigen von Zeit zu Zeit erleuchtete Landcharten, Gemälde, Kupferſtiche, und Naturalien, eine Erdſphäre, oder Himmelskugeln, ein Fernglas oder ein Vergröſſerungsglas zum Geſchenke machen. Das Merkwürdige, welches Kinder an ſolchen Belohnungen entdecken, reizet ihre Neubegierde, und indem ihre Sinne auf eine angenehme Weiſe beluſtigt werden, erhält man Gelegenheit, ihren Verſtand mit mannichfaltigen nützlichen Erkenntniſſen zu bereichern.

Wächſt der Verſtand der Kinder mit ihren Jahren, ſo vervielfältigen ſich auch die Ergetzlichkeiten, mit denen man ſie aufmuntern und erfreuen kann. Ihre Lehrer verſprechen ihnen, wenn ſie ihre Pflichten mit Freudigkeit thun, beſonders wo dazu einige auſſerordentliche Anſtrengung gehört, einen Spatziergang; ſie verſprechen ihnen, ſie mit den mannichfaltigen Schönheiten der Natur bekannt zu machen; ſie in die Werkſtätte von Künſtlern und Handwerkern zu führen, und ihnen da zu zeigen, durch wie mannichfaltige, mühſame und zuſammengeſetzte Operationen ihnen die Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verſchafft werden. Dieſes ſind zwar alles ſinnliche Ergetzlichkeiten; allein von ſolchen Belohnungen ſind ſo wenig nachtheilige Folgen zu befürchten, daß ſie ihnen vielmehr große Vortheile verſchaffen, indem ſie dieſelben aufmuntern und vergnügen.

Sollen die Aeltern ihren Kindern auch Geldgeſchenke machen, ſie für ihren Fleiß oder für ihre gute Aufführung zu belohnen? —— Vergeltungen dieſer Art können ihren Nu-

Nutzen haben, ſo bald nicht zu befürchten iſt, entweder, daß eine unordentliche Liebe zum Gelde in ihnen entſtehn werde, oder daß ſie es nicht gut anwenden dürften. Allein ſie müſſen erſt von dem Gebrauche deſſelben unterrichtet ſeyn, und man muß es ihnen als ein Mittel geben, löbliche Handlungen auszuüben. Man verſchafft ſich zugleich dadurch eine Gelegenheit, die Neigungen ſeiner Kinder auszuforſchen, und ſie unvermerkter Weiſe zu einer vernünftigen Oeconomie anzuführen.

Unter allen Bewegungsgründen, die geſchickt ſind, einen ſtarken Eindruck auf vernünftige Weſen zu machen, ſind keine mächtiger, als Schande und Ehre, und wenn man das Herz der Kinder gegen ſie empfindlich zu machen gewußt hat; ſo hat man zur glücklichen Erziehung derſelben viel gewonnen. Und dieſes iſt auch ſo ſchwer nicht. Sie finden bald ein ſehr lebhaftes Vergnügen an Hochachtung, Vorzug und Beyfall. Allein es iſt bey den Belohnungen mit Lobſprüchen, eine groſe Behutſamkeit nöthig. Ehrbegierde und Ruhmſucht grenzen nahe an einander, und da Aeltern leicht geneigt ſind, ihre Kinder mehr zu loben als dieſelben verdienen, wenn ſie zumal ſehen, daß ſie dadurch aufgemuntert und angefeuert werden: So iſt zu befürchten, daß ſie ſich dadurch zur Eitelkeit und Selbſtzufriedenheit verleiten laſſen, die ſie nachläßig und ſorglos macht, wofern ſie einmal des Beyfalles und der Hochachtung derer verſichert zu ſeyn glauben, von denen ſie hervorgezogen zu werden wünſchen. Man muß ſie alſo frühzeitig von dem Weſen und Nutzen der wahren Ehre unterrichten, und ihnen die Urſachen zeigen, die uns bewegen müſſen, nach der Hochachtung und dem Lobe andrer Menſchen zu ſtreben. Man muß ſie überführen, daß man die Ehre nicht als einen letzten Endzweck, ſondern nur als ein bequemes und gemeiniglich unentbehrliches Mittel zu großen und edlen Abſichten betrachten, und die Schande nur deswegen fliehen müſſe, weil ſie uns der Mittel beraube, unſre weſentliche und innerliche Wohlfahrt und zugleich die allgemeine Glückſeeligkeit zu befördern, und dieſes iſt deswegen nothwendig, damit ſie nicht aufhören, ihre Pflichten zu lieben, wofern ſie ſehen, daß ſie nicht von dem Beyfall belohnt werden, den ſie erwarten.

Ich beſchließe dieſe Gedanken, die, wenn ſie gleich nicht alle den Vorzug der Neuheit haben, doch ſo nützlich ſind, daß ſie nicht oft genug wiederholt werden können, mit der Anmerkung, daß man mehr Belohnungen geben, als verheiſſen müſſe. Verſprochne Belohnungen werden leicht als eine Schuld angeſehen, die man bezahlen muß, und dadurch wird ihr Werth und Nutzen verringert. Je unerwarteter ſie ſind, deſto angenehmer ſind ſie, und je angenehmer ſie ſind, deſto mehr muntern ſie auf, und man gewinnt alsdann von einer Belohnung ſo viel, als vielleicht zwo verheißne Vergeltungen nicht ausgerichtet haben würden.

Drey und ſiebenzigſtes Stück.

Die Alten, ſowohl die Griechen als die Römer, ſcheinen mir gegen diejenigen

gen unter ihnen, welche ſich durch auſſerordentliche Verdienſte des Geiſtes und des Herzens über andre erhoben, weit gerechter und dankbarer geweſen zu ſeyn, als die Neuern. Jeder rühmliche Charakter wurde unvergeßlich und zwar nicht allein in ihren Geſchichtbüchern, ſondern in einer beſtändigen Erinnerung ihrer Zeitgenoſſen und Nachkommen. Alle öffentlichen und häuslichen Unterredungen erſchollen von ihren Namen; überall wurden ſie als Führer auf den Weg der Ehre angeprieſen, und ſie fanden wirklich auch Bewunderer, die ihre Hochachtung gegen ſie dadurch zu beweiſen ſuchten, daß ſie ihnen nacheiferten, und wieder Beyſpiele für andre zu werden ſtrebten. Ich hoffe, daß die Zeiten des Chriſtenthums reicher an jeder Art von Tugend ſind; allein es ſcheint, daß wir weniger aufmerkſam auf große und vorzüglichtugendhafte Charaktere ſind, als wir ſeyn ſollten. Sie finden zwar wohl noch Geſchichtſchreiber; allein ihre größte Unſterblichkeit in dieſer Welt iſt gemeiniglich nur eine Unſterblichkeit in Büchern, die ſelten geleſen werden. Man ſollte ſie mehr in den Geſprächen des Umganges, in eignen einſamen Betrachtungen ihrer Beyſpiele, und beſonders in den Unterweiſungen leben laſſen, die wir unſern Kindern geben. Welche Vortheile würden nicht daraus entſpringen! Wie viel ſchneller und weiter würde ſich nicht die Liebe zu einer jeden ſittlichen Vollkommenheit und Schönheit ausbreiten! Jedes Geſchlecht findet auch in den neuen Zeiten große Exempel, die, mit der gehörigen Einſchränkung und Abänderung nachgeahmt zu werden verdienen, und um ſo viel ſichrer nachgeahmt werden können, je erleuchteter, reiner und vollkommner ihre Tugend iſt. Zum Beweiſe davon, und vornehmlich zur Aufmunterung ihnen nachzufolgen, werde ich zuweilen das Andenken einiger ſolcher Beyſpiele erneuern, und zum Vergnügen des ſchönen Geſchlechtes heute mit einer der würdigſten und vortrefflichſten Damen, mit der Frau Eliſabeth Rowe den Anfang machen.

Eliſabeth Rowe, eine Tochter von Walter Singern, einem Edelmanne von einem guten Geſchlechte und Eliſabeth Parnell wurde ungefähr mitten in der andern Hälfte des vorigen Jahrhundertes (Im Jahr 1674 den 11 Sept.) zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet gebohren. Ihr Vater war einer der würdigſten Männer, voll Verſtand, voll edler Einfalt in ſeinen Sitten, voll Ehrfurcht gegen Gott, ſo unveränderlich in vortrefflichen Grundſätzen, ſo eifrig ſeine Pflichten zu erfüllen, und zugleich ſo liebreich und wohlthätig gegen alle Nothleidenden, daß er ſich eine allgemeine Hochachtung und die Liebe der Perſonen vom erſten Range erwarb. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein ſolcher Vater ſeiner Tochter die vortrefflichſte Erziehung gegeben und ihr Herz nach dem ſeinigen gebildet haben werde. Sie lernte, wie ſie in einem ihrer Werke ſagt, frühzeitig den Gott ihrer Väter erkennen, und anbeten, und in ihrer Kindheit ſchon ihre Hände zu ihm aufheben. Eben ſo frühzeitig wurde ſie zu dem Leſen der beſten Schriften angeführt, und da ſie ihr Vater ihren natürlichen Neigungen und Fähigkeiten in Abſicht auf die Wiſſenſchaften und Künſte, welche zur Verſchönerung der Tugend dienen, überließ; ſo äußerte ſich bald in ihr eine eben ſo große Liebe, als Geſchicklichkeit zur Poeſie und Malerey. Sie liebte auch die Muſik, beſonders die ernſthafte und majeſtätiſche, die mit großen und erhabnen Empfindungen harmonirt. Ihre geliebtere Leidenſchaft aber war die Poeſie, zu welcher ſie auſſerordentliche Talente beſaß. Schon in ihrem zwey und zwanzigſten Jahre machte ſie auf die dringenden Bitten ihrer Freunde eine Sammlung von Gedichten bekannt, die vornehmlich wegen des edlen Gebrauchs ihrer Poeſie mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen wurden. Ihr ſich unterſcheidendes Verdienſt, die Reizungen ihrer Perſon, und die Annehmlichkeiten ihres Umganges erwarben ihr bald Bewunderer, welche das Vergnügen und die Sorgen des Lebens mit ihr zu theilen wünſchten, und unter dieſen liebte ſie vornehmlich der berühmte Prior. Allein ein ſo ſeltnes Glück war dem Herrn Thomas Rowe vorbehalten, dem älteſten Sohn von Benoni Rowe, einem Gelehrten, der mit einer weitläuftigen Einſicht in viele Wiſſenſchaften große Gaben für die Kanzel verband, und er war ſowohl wegen ſeiner

Gelehrſamkeit, als wegen ſeiner moraliſchen Vorzüge dieſes Glückes würdig. Er liebte ſeine Gemahlinn mit der ſtärkſten und lebhafteſten Zärtlichkeit, und die Ehe veränderte den ehrerbietigen Liebhaber in keinen gleichgültigen und herrſchſüchtigen Mann. „Möchteſt du,“ redete er ſie in einem rührenden Gedichte an, das er lange nach ſeiner Verheyrathung an ſie richtete, „mit deinen himmli„ſchen Schriften und mit deinem leuchten„den Beyſpiele noch diejenigen glücklich ma„chen, die erſt gebohren werden! Möchteſt „du doch lange dein reizendes Gefängniß be„wohnen, und nur ſpät, ſehr ſpät, die We„ge betreten, die in die Wohnungen des „Lichts führen; möchteſt du doch erſt nach „vielen Jahren mit unvergänglicher Herrlich„keit gekrönt werden! Ja, der Himmel wird „nicht taub bey meinen Bitten bleiben. „Es „müſſe die ungewiſſe Zeit meines Lebens kurz „ſeyn, und meine letzte Stunde früher kom„men, als die deinige! Du müſſeſt, wenn „ſie kömmt, bey mir ſeyn, meinen ſchwachen „Körper zu unterſtützen, und mich ſterben „zu lehren! Mich zu lehren, die Schrecken

„der Natur zu überwältigen, auf ein dauerhaftes Glück zu hoffen, und mich in der „Wonne der Ewigkeit zu verlieren! Meine „brechenden Augen werden ſich auf dich heften; ich werde dich in meinen erſtarrenden „Armen halten, und ſo zur ewigen Ruhe „einſchlummern. Der Tod wird ſeine ſchreckliche Geſtalt verlieren; heiter wird ſein Anblick ſeyn, und alles wird um mich her lächeln, wenn ich den Himmel und dich an „meiner Seite ſehen werde.“

Die Wünſche des Herrn Rowe wurden zur groſſen Bekümmerniß ſeiner Gemahlinn ſehr bald erfüllt. Sein allzugroßer Eifer im Studiren griff ſein zärtliches Temperament ſo ſehr an, daß er in eine Auszehrung fiel und nach einer fünfjährigen Ehe in der Blüthe ſeines Lebens, im acht und zwanzigſten Jahre ſtarb. Eliſabeth Rowe war über dieſen Verluſt beynahe untröſtbar, und bezeugte bis an ihren Tod das zärtlichſte und ehrerbietigſte Andenken gegen ſeine Tugend und Liebe, und eine beſtändige Achtung und Ergebenheit gegen ſeine Familie. Bald nach ſeinem Ende begab ſie ſich aus London in

die

die Einſamkeit und erwählte Frome in der Grafſchaft Sommerſet zu ihrem Aufenthalte. Sie kam bloß auf die Bitten ihrer Freundinnen einigemal nach London, ſie in ihren Bekümmerniſſen zu tröſten. Allein ſie kehrte gemeiniglich ſehr bald nach ihrer Einſamkeit zurück. Hier beſchäfftigte ſie ihr Leben theils mit Uebungen der eifrigſten Andacht, theils mit der Ausarbeitung der Schriften, die ihrem Herzen eben ſo viel Ehre machen, als ihrem Genie, und mit einer weiſen Anwendung ihres Vermögens zu Werken der wohlthätigſten und großmüthigſten Menſchenliebe. Sie hatte ſo wenig Neigung für dieſe Welt, in welcher ſie ſo ſehr gefallen haben würde, wenn ſie ſich entſchloſſen hätte, ihre Einſamkeit zu verlaſſen, daß ihre Gedanken ſich unaufhörlich mit der Ewigkeit und mit ihrer Vorbereitung zum glückſeeligen Eingange in dieſelbe beſchäfftigten. Dieſer erfolgte vor drey und zwanzig Jahren, nachdem ſie immer einer ununterbrochnen Geſundheit genoſſen hatte, und zwar nach ihrem Wunſche, da ſie ſich eben von einer Krankheit völlig erholt zu haben ſchien, plötzlich in der Nacht, und nach dem Urtheile der Aerzte, am Schlage. Man fand ein gottſeeliges Buch aufgeſchlagen bey dem Stuhle, von dem ſie in Ohnmacht geſunken war, und zugleich einige zerſtreute Papiere, worauf ſie unterſchiedne kurze Gebete geſchrieben hatte, unter andern eins, worauf folgende Worte ſtanden: „O Gott führe und „lenke meine Seele! Bewahre ſie vor Sünden! Rede; laß mich deinen Willen erkennen! Rede deutlich zu meiner Seele; denn „ſie hört auf deine Stimme! Erfülle ſie mit „Liebe, mit Licht und Friede; laß ſie deine „göttlichen Tröſtungen empfinden. Rede, „himmliſchen Geiſt, zu meiner Seele; laß ſie „deine Liebe und die Freuden des Himmels „ſchmecken!“ Man fand noch einige Zeilen, die aber, vermuthlich weil ihre Hand bey der Annäherung des Todes gezittert hatte, ſo unleſerlich geſchrieben waren, daß man ihren Innhalt nicht herausbringen konnte. Man fand auch in ihrem Zimmer noch vier Briefe, die ihren Freunden erſt nach ihrem Tode übergeben werden ſollten, auſſerordentlich rührende Briefe, die mit den erhaberſten Geſinnungen eines wahren Chriſtenthums begeiſtert ſind. Sie hatte, aus Furcht, daß eine langwierige Krankheit ſie zu einer ihrer Frömmigkeit unanſtändigen Furcht, Niedergeſchlagenheit und Schwermuth reizen möchte, ein beſchleunigtes Ende gewünſcht, und ihre Bitte war erfüllt worden. Heinrich Grove, einer von ihren geliebtern Freunden, ſchrieb deswegen über ihren Tod in folgenden Ausdrücken an einen Freund! „Ob gleich ihr Verluſt eine allgemeine Betrübniß erwecken wird: So war „doch die Art deſſelben ein Theil ihrer Glückſeeligkeit. In einem Augenblicke leben und „in dem nächſten oder nach einem kurzen Zwiſchenraume von Unempfindlichkeit, ſich nicht „allein von den Schrecken des Todes, ſondern von dem Tode ſelbſt befreyt, und in „dem Beſitze der ewigen Seeligkeit ſehen; in „dieſem Augenblicke ſich mit dem andächtigen „Gebete zu Gott beſchäfftigen, oder ſich in „ſüſſe Betrachtungen über ſeine Vollkommenheiten verlieren, und in dem andern ſich in „ſeiner Gegenwart befinden, umringt mit „Herrlichkeit und Wonne, und in einem Zuſtande,

„ſtande, deſſen Freuden unausſprechlich „ſind: Wie würdig iſt nicht ein ſolcher Aus„gang aus dem Leben unſrer Wünſche! Wie „viel Freude muß er nicht ſelbſt unſern hin„terlaſſnen Freunden verurſachen!

Unter ihren großen Eigenſchaften und Tugenden verdient ihre reine, erhabne, und feurige Frömmigkeit, die alle ihre Schriften heiligte, zuerſt genannt zu werden. Sie war die Ehre und Glückſeeligkeit ihres Lebens. Sie hatte die tiefſte Hochachtung gegen die heilige Schrift, die ſie unermüdet las. Unterdeß waren die Bücher des neuen Teſtaments, die Pſalmen, und diejenigen Prophezeyungen, welche ſich auf den Erlöſer der Welt beziehen, der Theil der Bibel, worüber ſie ihre meiſten Betrachtungen anſtellte. Sie betete dreymal in Geheim des Tages und den Sonnabend widmete ſie vorzüglich zur Vorbereitung auf den öffentlichen Gottesdienſt des folgenden Tages, den ſie mit der feyerlichſten Andacht abwartete. So feurig aber ihre eignen Empfindungen der Religion waren: ſo verſichern doch ihre eignen Worte, daß ſie weder das Weſen, noch den größten Werth der Frömmigkeit darein ſetzte, und weit davon entfernt war, von allen gleiche Entzückungen derſelben zum Beweiſe ihrer Ergebenheit und Liebe gegen Gott zu verlangen. „Ich habe," ſchreibt ſie in einem Briefe an eine vertraute Freundinn, „lange keine gottſeeligen Selbſtbetrachtungen „aufgeſetzt. Die Hitze der Andacht nimmt „vielleicht gleich andern Leidenſchaften mit „dem Leben ab; aber ich hoffe, der ſtille, „vernünftige und gründliche Theil der Religion „wird immer zunehmen." Für dieſen gründlichen Theil hielt ſie die Ausübung des Chriſtenthums, wie aus einem andern Briefe an eben die Dame erhellt, worinnen ſie ſagt: „Ich erinnere mich nicht, daß ich „eine Wiedererſtattung zu thun, oder irgend „eine Beleidigung meines Nächſten gut zu „machen habe. Ich halte auf den Theil der „Religion, der das menſchliche Geſchlecht „angeht, mehr, als auf alle andächtigen „Entzückungen, und ich glaube, daß jener, „um glücklicher zu ſterben, weit nöthiger, „als dieſer ſey." Je richtiger dieſe Grundſätze ſind, deſto mehr Bewunderung verdient ſie, daß ſie beydes in ihrer Frömmigkeit ſo wohl zu vereinigen wußte. Welche Tugenden, welche ſchöne nachahmungswürdige Vorzüge des Herzens und des Lebens mußten nicht aus einer ſo reinen Quelle entſpringen? Und welch eine Ruhe, welch eine Herrſchaft über alle ihre Leidenſchaften, welch eine Heiterkeit und Glückſeeligkeit des Gemüths!

Wie vollkommen erfüllte ſie nicht ihre Pflichten gegen andre! Einer von den ſchönſten Zügen ihres Charakters war ihre kindliche Ehrfurcht und Liebe gegen den würdigſten Vater. Man hat ſie oft ſagen hören, daß ſie hätte lieber ſterben, als ihm misfallen wollen. Der größte Schmerz, den ſie in ihrem Leben empfunden hat, war der, welchen ihr der Tod deſſelben verurſachte; denn er gieng bis zu einer Art von Convulſion, von der ſie ſonſt in ihrem ganzen Leben frey geweſen iſt.

Während ihrer glücklichen Ehe äußerte ſie die vollkommenſte Hochachtung und die zärtlichſte Zuneigung gegen den Herrn Rowe, deſſen Herz ſie ſich durch alle Tugenden eines guten Charakters und den angenehmſten Umgang zu erhalten wußte, aufmerkſam, ſich nach ſeinem Geſchmack zu richten, ſelbſt in Dingen, die wider den ihrigen ſtritten, und voll Eifer, ſeine Leiden zu vermindern, und ſein Vergnügen zu erhöhen. Ihre Neigungen und Talente waren von der Natur auf alles was erhaben war, gerichtet, und doch vernachläßigte ſie keine von den niedrigern Verpflichtungen, welche die Geſetze des Wohlſtandes dem ſchönen Geſchlechte auflegen, und bemächtigte ſich keines von den Vorrechten, die nicht mit der Unterwürfigkeit beſtehen konnten, welche die Vorſchriften des Chriſtenthums von ihr verlangten. Ihr Gemahl war lebhaft und nicht allezeit Herr über ſeine Lebhaftigkeit; ſie aber hatte ſich immer in ihrer Gewalt, und wußte ihn auf die angenehmſte Art zu beruhigen. Sie bemühte ſich, ohne ſich über ihn zu erheben, ihn zu eben dem Grade von Vollkommenheit in der Religion und Tugend zu bringen, nach den ſie mit einem ſolchen Eifer ſtrebte. Seine Krankheit war langwierig, und ſie verließ ihn niemals, ſondern bewies eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit gegen ihn, und wich von

ſeinem Bette nicht, bey dem ſie ganze Nächte wachte, als wenn es darauf ankam, etwas zu ſeiner Erleichterung oder zu ſeinem Vergnügen zu thun. Ihr Schmerz, welchen ſie bey ſeinem Tode empfand, wurde nur von dem übertroffen, den ſie bey dem Tode ihres Vaters fühlte. Sie ehrte auch ſeine Aſche durch den unveränderlichen Entſchluß, beſtändig im Wittwenſtande zu leben; ein Entſchluß, deſſen Ausführung ſie niemals gereute. Sie drückt ſich hierüber kurz vor ihrem Ende in einem Briefe an die Frau Marrow, der ihr nach ihrem Tode übergeben werden ſollte, alſo aus: „Ich habe, was das meinem ge-
„liebten Gemahle ſchuldige Andenken betrifft,
„alles gethan, was ſo auſſerordentliche Ver-
„dienſte fodern konnten. Ich ſehe in dieſem
„Stücke mit Zufriedenheit und Vergnügen
„auf meine Aufführung zurück, nicht allein,
„weil ich gethan habe, was Billigkeit und
„Dankbarkeit verlangten, ſondern auch, weil
„ich einen tugendhaften Nachruhm nach mei-
„nen Tode zu haben wünſchte. Und ſollte
„auch die Seele, wenn ſie nun die Wohnung
„ihres Leibes verlaſſen hat, unempfindlich ſe-

„wohl gegen das Lob, als gegen den Tadel
„der Menſchen ſeyn; ſo iſt man doch dem ge-
„heiligten Namen der Tugend ein uneigennü-
„tziges Opfer ſchuldig.“

Ihr Umgang hatte alles, was die Geſellſchaft einer Dame reizend und angenehm machen kann. Ihre Schönheit war nicht die regelmäßigſte, aber doch einnehmend; eine blühende Geſundheit auf ihren Wangen, und feurige Augen, viel Anmuth, Harmonie und Muſik in ihrer Stimme und die ſanfte Leutſeligkeit, die ſich über alle ihre Minen ausbreitete, verſicherten ſie der Liebe [illegible] Ehrerbietung aller Herzen. Ihre Bekanntſchaft mit den Großen machte, daß ſie alle Vortheile einer guten Lebensart und in ihren Sitten, ungeachtet ihrer Einſamkeit, die Artigkeit des Hofs beſaß. Sie war eine Feindinn der Pracht, und liebte eben ſo wenig die Kunſt des Putzes, ob ſie ſich gleich eine unanſtändige Nachläßigkeit in ihrem Anzuge nicht vergeben haben würde. Sie hatte auch fremder und entlehnter Annehmlichkeiten nicht nöthig, um denen zu gefallen, mit denen ſie umgieng. Ihr Witz war unerſchöpflich und ſie drückte ihre Gedanken mit einer eben ſo ſchönen als natürlichen Beredſamkeit aus. Man konnte nicht in ihrer Geſellſchaft geweſen ſeyn, ohne dieſelbe erleuchteter und tugendhafter verlaſſen zu haben. Sie redete nicht, um mit ihrem Verſtande zu ſchimmern; ſie bemächtigte ſich niemals des Geſprächs, und drang niemanden ihre Meinungen auf. So groß auch die Verſuchungen waren, die ſie zur Eitelkeit reizen konnten, ſo blieb ſie doch allezeit demüthig und ließ diejenigen, die weniger Einſichten und Talente hatten, die Hoheit ihres Geiſtes ſo wenig empfinden, daß ſie vielmehr alle Vorzüge deſſelben in ihrer Beſcheidenheit und Herablaſſung gegen ſie zu verbergen ſuchte.

Sie herrſchte ſo unumſchränkt über ihre Leidenſchaften, daß ſie allezeit einer vollkommnen Ruhe des Geiſtes genoß, welche die angenehmſte Heiterkeit über ihr Aeußerliches ausbreiten mußte. Man hat unter ihren Freunden nicht ausmachen können, ob ſie jemals zornig geworden ſey. Die faſt in keinem menſchlichen Leben vermeidlichen verdrießlichen Zufälle, die andre zu ſehr unanſtändlſtändigen Ausſchweifungen des Zornes zeigen, beunruhigten ſie ſo wenig, daß ſie gemeiniglich nur einen Scherz daraus machte.

Sie war eine unverſöhnliche Feindinn der Verleumdung und Spötterey, und der Neid war ihr ſo verhaßt, als wenn eine ſo niedrige Leidenſchaft ſich keines menſchlichen Herzens bemächtigen könnte. Loben zu können, war eine ihrer lebhafteſten Freuden, und ſie verſäumte keine Gelegenheit, wo [illegible] die Verdienſte ihrer Freunde erheben, und ihre Fehler mit der freundſchaftlichſten Partheylichkeit gegen ſie verbergen konnte, ob ſie gleich auch nicht unterließ, ſie mit einer zärtlichen Sanftmuth darüber zu beſtrafen, allezeit eifrig, edelmüthig, und dienſtfertig in ihrer Freundſchaft, beſonders aber ſehr aufmerkſam und beſorgt, ſie zur Liebe gegen jede edle und erhabne Tugend anzufeuern.

Sie liebte die Einſamkeit und Stille; allein ſie rieth andern nicht zu einem eingezogenen Leben. Nicht lange vor ihrem Tode ſchrieb ſie an einen ihrer Freunde: „Sie be„leidigen das menſchliche Geſchlecht mit ihren „Wünſchen nach einem ſtillen und unbeſchäff-

„tig-

„ßigten Leben. Beyſpiele von Großmuth und „Gerechtigkeit ſind allzu ſelten in der Welt, „als daß eine einzige Perſon von Verdienſt „verborgen bleiben ſollte, ob es gleich wahr „iſt, daß es eine Menge unnützer und laſterhafter Menſchen giebt, die der Geſellſchaft „ſich ſehr verbinden würden, wenn ſie dieſelbe verlaſſen wollten, weil alsdann nur diejenigen, die die Wohlfarth des gemeinen „Weſens wirklich befördern könnten, die öffentlichen Aemter verwalten würden.“ In einem andern Briefe ſagte ſie: Meine Religion iſt nicht menſchenſcheu; ſie iſt gerade das Gegentheil; ſie iſt leutſelig und geſellig.

Gegen die Bedienten, die ſie in Krankheiten oft ſelbſt verpflegte, und durch Leſen gottſeeliger Schriften unterhielt, war ſie die gütigſte, gelindeſte und liebreichſte Gebieterinn, und gegen die Armen und Nothleidenden die ſorgfältigſte, mitleidigſte und großmüthigſte Wohlthäterinn. Die Hälfte ihrer jährlichen Einkünfte war zu Werken der Liebe gewidmet, und zwar durch ein feyerliches Gelübde, das ſie, wie ſie ſich in einer Stelle ihres Tagebuches ausdrückt, nicht etwa in einer Stunde der Furcht und Angſt, ſondern in der Freude und Dankbarkeit ihres Herzens gegen Gott gethan hatte. Sie verſagte ſich oft lieber einige Nothwendigkeiten des Lebens, als daß ſie einen Bedrängten hätte ungetröſtet von ſich laſſen ſollen. Es dauert mich, ſagte ſie, kein Geld, als das, was ich auf mich ſelbſt wende; denn ich bedenke, wie viel Arme ich dadurch erfreuen könnte. Auſſer den Geldalmoſen und den erbaulichen Büchern, die ſie austheilen ließ; arbeitete ſie mit ihren eignen Händen, die Dürftigen zu kleiden. Sie beſuchte die Armen in ihren ſchlechteſten Wohnungen, wenn ſie krank waren. Beſonders wendete ſie viel auf die Unterweiſung verlaſſener Kinder. Ihre Wohlthaten wurden zuweilen auf einen undankbaren Boden ausgeſtreut; allein ihr mildreiches Herz verlohr deswegen nichts von ſeinem Eifer, Gutes zu thun. In ihren ſpäten Jahren ſagte ſie zu einer ihrer vertrauteſten Freundinnen: Ich hätte in meinem Leben nicht halb ſo viel Vergnügen, wenn es keine Arme gäbe. Ihre Großmuth breitete ſich aber nicht allein auf die Bedürftigſten aus, ſondern oft auch über diejenigen, die nicht eben den äußerſten Mangel litten, und ſie pflegte zu ſagen: Es wäre eine von den größten Wohlthaten, die man einem Menſchen erweiſen könnte, wenn man ihn von den traurigen Sorgen eines allzukümmerlichen Vermögens befreyte.

So groß und leuchtend dieſe Tugenden waren; ſo wenig ſtrebte ſie nach dem Lobe der Menſchen. Sie verlangte kurz vor ihrem Ende, daß ihr Prediger in der gewöhnlichen Gedächtnißpredigt kein Wort von ihr erwähnen möchte. Ich möchte gern, ſagte ſie, in meines Vaters Grabe liegen, und weder Grabſtein noch Aufſchrift auf meinem Staube haben, den ich freudig der Vergeſſenheit und Verweſung überlaſſe, bis er zu einer herrlichen Unſterblichkeit erweckt werden wird.

Kurz, ihr ganzes Leben war eine vollſtändige Sittenlehre, und was ihr einen erſtaunlichen Vorzug giebt, eine ausgeübte Sittenlehre für ihr Geſchlecht. Ich weiß, daß jede meiner Leſerinnen, gerührt von einem ſo groſſen und bewundernswürdigen Charakter, bekennen wird, daß ſie ein Schmuck deſſelben geweſen ſey. Aber wird wohl auch eine jede von ihnen den Entſchluß faſſen, ſie als eine der ſchönſten und rühmlichſten Beyſpiele ſo ſorgfältig nachzuahmen; als es ihre eignen perſönlichen Fähigkeiten, Umſtände und beſondern Verhältniſſe zulaſſen?

In einem andern Blatte hoffe ich von den Vorzügen ihrer Schriften zu reden, und zugleich einige von ihren Briefen mitzutheilen, welche nicht allein ihr ſehr erhabnes Genie beweiſen, ſondern auch die Nachrichten, die ich in dem gegenwärtigen Blatte von ihrem Herzen gegeben habe, beſtätigen werden.

Vier und ſiebenzigſtes Stück.

Er wird, erſcheinen wird der Schrecklichſte der Tage,
Er eilt, der Rache Sohn, er fleugt;
Die Erde ſiehts und flammt; der Alte nimmt die Wage
Und jedes Engels Jubel ſchweigt.

Die Erndt iſt reif! Schlagt an! So ſpricht ein Donner Gottes,
Der nie gedonnert hat. Er tönt:
Gott iſt zu müde nun des Frevelns und des Spottes,
Der Himmel und Gericht verhöhnt.

Verſammlet euch! Ihr ſollt, gerichtet ſollt ihr werden;
Gewogen jeder, wie er that;
Zuerſt vor allen ihr, ihr Könige der Erden,
Gewogen jeder, wie er that!

Und eine große Schaar —— O finſtre, finſtre Stunde
Für alle Peiniger der Welt!
Wie ſchreckt, wie tödtet ſie! Sie mit der Höll im Bunde,
Wie zittern nun Tyrann und Held!

Das Schrecken Gottes ſtürzt mit ausgeſpannten Flügeln
Auf die Eroberer herab,
Und reißt ſie mit ſich fort. Sie flehn, ſie flehn den Hügeln:
Begrabt uns! —— Keiner wird ihr Grab!

Und von der Erde ſchreyt: Vertilgt nun ihrem Grimme,
Des Unterthans, des Fremden Blut,
Beraubter Väter Harm, verwaiſter Kinder Stimme
Und jedes Opfer ihrer Wut.

Und Myriaden ſtehn und fodern, ſie zu rächen,
(Sie trugen ein unmenſchlich Joch!)
Sie klagen, tiefer ſinkt die Wage mit Verbrechen
Belaſtet, immer tiefer noch!

Ach hätten ſie nur noch den Fluch voraus empfunden,
Vor Gott gekrümmt ſich —— ſich bekehrt!
Vergebung hätten ſie im Tode noch gefunden,
Von dem Erbarmer noch erhört!

Nun, o der Angſt! der Quaal! Sie hören ſich verdammen,
Und ewig ſteigt ihr Rauch nun auf,
Und donnernd ſtrömt auf ſie mit ſiebenfachen Flammen
Der Abgrund ſeine Glut herauf.

Wo iſt nun ihr Triumph? Wo ſind die Ehrenſäulen?
Wo iſt das laute Lobgeſchrey
Der Schmeichler, die den Zorn mit ihren Göttern theilen?
Wo der Trophäen ſtolz Gebäu?

Ihr Ruhm flog weit umher, gleich dräuenden Gewittern;
Wo ſind die ſtolzen Namen nun?
Es nannte ſie die Welt voll banger Furcht, mit Zittern;
Wo ſind die ſtolzen Namen nun?

Itzt hallte, wenn ſie nicht ihr Stolz verblendet hätte,
Der Himmel ihre Namen nach!
Nun ruhet Fluch darauf, und Motten ſind ihr Bette,
Und ihre Herrlichkeit iſt Schmach.

Wie ſeelig wird er ſeyn; (Er wird es einſt empfinden!)
Der König, der ein Vater iſt,
Der, daß der Richter einſt auch der Monarchen Sünden
Verdammen werde, nicht vergißt!

Er zückt für ſeinen Ruhm kein mörderiſches Eiſen;
Er zeigt zum Schutze nur ſein Schwerdt,
Groß durch der Völker Glück; die Engel werdens preiſen,
Daß Er kein Held zu ſeyn begehrt.

Er, er verſchmäht voll Muth den Lorbeer, der vom Blute
Der leichenvollen Schlacht entſprießt;
Und hat den Troſt, daß Er nicht ſeines Gottes Ruthe,
Daß Er ein Seegen Gottes iſt.

Zu ſeinen Zeiten blüht der Fromme, der Gerechte.
Die Völker, die der HErr Ihm giebt,
Sind in kein eiſern Joch gefeſſelt, keine Knechte,
Sind Kinder, die Er zärtlich liebt.

Er herrſcht gerecht und mild, wird nie des Wohlthuns müde,
Und ſie, wenn auch die Wut des Kriegs
In allen Reichen tobt, beglänzt ein heitrer Friede,
Und ſie bedürfen keines Siegs.

Und alle flehn für Ihn mit Seegen überſchüttet
In Dank und in Gebet vereint,
Wie Scandinavien für ſeinen Vater bittet,
Für Friedrichen, den Menſchenfreund!

Sein Name fleugt umher die Luſt der fernſten Reiche,
Bewundert, ſeegnend, wie das Licht
Der Morgenſonne glänzt; daß Ihm ſein Herrſcher gleiche,
Wo iſt ein Volk, und wünſcht es nicht!

Wenn der Gerichtstag kömmt, wenn ſie gerichtet werden,
Der Erde Könige vom HErrn,
Begnadigt wird er dann und nicht gerichtet werden,
Denn Er, Er fürchtete den HErrn.

Die Wittwen treten auf, und die erquickten Kranken,
Die Waiſen, die ſein Lob erhöhn,
Ein ſtralend Zeugenheer! um Gott für Ihn zu danken,
Von Gott Ihn nun belohnt zu ſehn.

Aus lichten Wolken ſteigt an ſeines Richters Throne
Für ihn empor ein neuer Thron!
Er jauchzt nun! O wie ſtralt des guten Königs Krone!
Wie herrlich iſt, wie groß ſein Lohn!

Fünf und ſiebenzigſtes Stück.

Wenn eine Eliſabeth Rowe ſich entſchließt, eine Schriftſtellerinn zu ſeyn: ſo kann man ſich, bloß wegen ihres moraliſchen Charakters, eine ſehr gegründete Hoffnung machen, daß ſich ihre Werke unterſcheiden, und ſowohl den Nutzen, als das Vergnügen ihrer Leſer in einem hohen Grade befördern werden. Denn wenn ſie auch nicht von dem fruchtbarſten und glücklichſten Genie begeiſtert würden: Welche Schönheiten würde ihnen nicht bloß ein Herz mittheilen, das keine andere als große und erhabne Empfindungen kennt? Allein ungeachtet dieſe ihren Schriften den ſchätzbarſten Werth ertheilen; ſo hatte ſie doch auch von der Natur ſo ſeltne Vorzüge des Geiſtes empfangen, und vereinigte mit der Größe und Hoheit ihrer Gedanken eine ſolche Kühnheit der Vorſtellung, eine ſo feurige und in neuen Bildern ſo reiche und ſchimmernde Einbildung, eine ſolche Abwechslung in glücklichen Erfindungen und eine ſolche Stärke und Richtigkeit des Ausdrucks, daß ſie wegen ihres Genies eben ſo ſehr bewundert zu werden verdient, als ſie mit Recht wegen ihres ſo vortrefflichen Lebens verehrt, geliebt, und zur Nachahmung angeprieſen wird. Unterdeß muß ich geſtehn, daß ſie, gleich andern Schriftſtellern ihrer Nation, ſich zuweilen der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft zu ſehr überläßt, und alsdann ſich mehr zu beſchäfftigen ſcheint, uns mit ſchönen und meiſterhaften Schilderungen zu unterhalten, als in unſern Herzen rührende Empfindungen hervorzubringen, obgleich alle ihre Arbeiten beſtimmt ſind, die reinſte und erhabenſte Liebe zur Frömmigkeit und Tugend zu erwecken, und in den Gemüthern, die nur einiger Ernſthaftigkeit fähig ſind, den tiefſten und lebendigſten Abſcheu an allen Laſtern hervorzubringen. Die Werke, die man ihr zu danken hat, ſind: Briefe der Todten an die Lebendigen; moraliſche und ergetzende Briefe; die Geſchichte Josephs, ein Gedicht, welches ſie noch kurz vor ihrem Tode mit zwey Büchern vermehrte; Uebungen der Andacht, welche der berühmte und fromme Iſaac Watts nebſt einer Beſchreibung ihres Lebens bekannt gemacht hat, und endlich vermiſchte Werke, die, gleich dieſen, erſt nach ihrem Tode im Drucke erſchienen ſind. Ihre Werke fanden einen ſo ausgebreiteten Beyfall, daß die Ausgaben derſelben ſchnell und mehr als einmal nach einander wiederholt werden mußten. In keinem von denſelben herrſcht mehr Empfindung, als in ihren Uebungen der Andacht, ungeachtet die Schreibart derſelben in einem hohen Grade dichteriſch und beſonders der Pſalmen und Propheten ſehr ähnlich iſt. Ich mag kaum daran gedenken, daß es theils von ihren Briefen, theils von ihren Andachten deutſche Ueberſetzungen giebt, ſo unglücklich ſind die ſchönſten Originale geweſen, in ihren Copien ganz verſtellt zu werden, wiewohl auch darinnen noch viele und große Schönheiten hervorſchimmern. Ich würde mich mit Vergnügen länger über den Charakter ihrer Schriften ausbreiten, wenn ich nicht glaubte, daß ihn jeder lieber in einigen ihren Arbeiten ſelbſt, als in einer fremden Beſchreibung ausgedrückt ſehen werde. Ich wähle daher einen ihrer Briefe von den Todten an die Lebendigen; einen von den Briefen, die erſt nach ihrem Tode ihren Freunden übergeben werden ſollten und endlich einige ihrer poetiſchen Andachten.

An — —

So verſchieden auch mein itziges Daſeyn von meinem vorigen Zuſtande ſeyn mag: ſo iſt doch meine zärtliche Zuneigung gegen die ſchöne Climene unveränderlich, und wie mein Leben mit meiner Thätigkeit unausſprechlich weit über das ſterbliche Leben erhöht worden iſt: ſo erheben ſich auch die wohlthätigen Geſinnungen meiner Natur zu einer edlern Stufe der Großmuth empor. Niemals habe ich mit einer uneigennützigern Zärtlichkeit Theil an ihren Umſtänden genommen; ich habe ihre nächtlichen Schlummer; ich habe ihre einſamen Gänge bewacht; ich bin ihr, gleich ihrem Schutzengel überall nachgefolgt, der ſie auch, aus Gefallen an dem Eifer, mit dem ich für ſie beſorgt war, ſehr oft meiner Aufſicht überlaſſen hat. Ihre gegenwärtige Gefahr, meine theure Climene, macht mich ſo bekümmert, als man in meinem glückſeeligen Stande werden kann und deswegen konnte ich mich unmöglich enthalten, Ihnen dieſe Warnung zu geben, die Sie zu Ihrem großen Erſtaunen auf Ihrem Nachttiſche unter den Tändeleyen finden werden, die ganz das Gegentheil davon ſind.

Sie ſind, o allzuleichtgläubige Schöne, an dem Rande Ihres Unterganges; es iſt Verrätherey und Betrug in Alkanders Augen und auf ſeiner Zunge, und wenn Sie die beſchloßne Zuſammenkunft erlauben, ſo ſind Sie verloren. Schande und Verderben erwartet Sie, und die feindſeeligen Geiſter, welche die Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes beneiden, ſpotten ſchon meiner frommen Sorge, und ihr himmliſcher Schutzgeiſt ſcheint auch halb entſchloſſen zu ſeyn, ſeine Aufſicht aufzugeben; eine zärtliche Bekümmerniß überwölket ſein himmliſches Antlitz, gleich der

Wolke, die einen roſenfarbigen Morgen überſchattet. In dem tiefſten Stillſchweigen der Nacht, da die Schöpfung in einen allgemeinen Schlummer eingewiegt zu ſeyn ſchien, hörte ich ihn in der Finſterniß eines benachbarten Gehölzes, das Sie oft beſuchen, ſeine Silberlaute zu ſo ſanften, ſo traurigzärtlichen Tönen ſtimmen, als diejenigen waren, mit welchen die Diener des Himmels den Verluſt des Paradieſes und die frevelhafte Uebertretung des erſten gefallnen Weibes, bejammerten. Und Sie, unglückliche Climene, werden von den Höhen der Ehre und ſelbſt von dem ſchönſten Triumphe der Tugend herabſtürzen! Was wird das männliche Geſchlecht denken, und weſſen kann das unſrige ſich rühmen, wenn eine ſolche Unſchuld, eine ſolche Redlichkeit, eine ſolche Sittſamkeit, als die Ihrige, zernichtet werden ſollte? Das Laſter wird frohlocken, wird ſpotten, Climenen unter ihren Sclaven zu finden, und kaum wird es ſeinen Sieg glauben können, voll Erſtaunen, gleich den barbariſchen Galliern in dem römiſchen Senate, welche ihn für eine Verſammlung von Göttern hielten, bis ſie dieſelben bluten ſahen.

Mit welch einer laſtervollen Mine, mit welch einer übermüthigen Eitelkeit verließ Sie nicht die letzte Nacht Ihr junger Verführer! Wie ſtolz über den unerwarteten Fortgang ſeiner Abſichten, da er ſo viel über Sie gewonnen hatte, daß Sie in die verlangte ſtrafbare Zuſammenkunft einwilligten! Ich ſtand bey Ihnen, ein unſichtbarer Zeuge von den Unruhen Ihres Herzens, von Ihrer Reue, von der Verwirrung, worinnen er Sie verließ. In welcher Unordnung waren Sie nicht; wie verdrießlich; wie ungleich ſich ſelbſt! Es war eben die Stunde, da Sie ſonſt Ihre Andacht hatten; die Bibel lag bey Ihnen, die Sie in die Hand nahmen; aber Sie unterſtanden ſich nicht ſie zu öffnen, aus Furcht vor den Vorwürfen, die Sie von der Heiligkeit ihrer Geſetze erwarteten. Sie waren zerſtreut und dieſe Zerſtreuung Ihrer Gedanken erweckte die Hoffnung in mir, daß Sie ſich wieder faſſen, und ſich von dem ſtrafbaren Verſprechen losmachen würden, das Sie gethan hatten. Ich war ſchon im Begriffe, mich ſichtbar zu machen, um Ihre wankende Tugend zu befeſtigen; aber die ungegründete Furcht, welche die Sterblichen vor den Einwohnern höherer Welten haben, hielt mich zurück; die Wirkung hätte Ihrer furchtſamen Gemüthsart wegen zu gefährlich ſeyn können, ſo ſehr ich auch meine Erſcheinung gemildert haben, und ſo ſanft auch meine Anrede geworden ſeyn möchte. Ich dachte alſo, dieſer Brief würde weniger in Erſtaunen ſetzen, und Sie überreden, ohne Sie zu ſehr zu beunruhigen.

Sie haben nur noch wenig Stunden übrig, um ſich wieder zu ſammeln. Ach wollten Sie wohl einen unbefleckten Namen mit dem Frieden und der Unſchuld Ihres Gemüths dieſer blinden ausſchweifenden Leidenſchaft aufopfern, von der Ungerechtigkeit gegen die unglückliche Sylvia nichts zu ſagen, an welche Alkander durch tauſend Gelübde verbunden iſt, die ſich aber nun in der Dunkelheit abhärmt, ein elendes Opfer ſeiner Falſchheit und Meineydigkeit? O ſeyn Sie tugendhaft und mitleidig; barmherzig gegen ſie, und gerecht gegen ſich ſelbſt!

Nach dieſer Warnung ſelbſt von einem Todten, wie viel ſchwerer, wie viel ſtrafbarer wird nicht Ihr Verbrechen ſeyn! Sie müſſen ſich freywilliger Weiſe dem Verderben überliefern und ſich mit Vorſatz und kalter Ueberlegung in die Verdammniß ſtürzen. Sie müſſen gleich Verzweifelten alle Ihre Anſprüche auf die himmliſche Glückſeeligkeit aufgeben, alle Hoffnungen auf die Welten des Lebens und der Wonne, einer unſterblichen Schönheit und Jugend. O wie weit übertrifft dieſe diejenige, von welcher Sie auf Ihrer niedrigen Welt, in dieſem Augenblicke, zu Ihrer größten Gefahr, ſo ſehr bezaubert ſind!

An die Gräfinn von Hartford.

Madame,

Dieſes iſt der letzte Brief, den Sie von mir empfangen werden, die letzte Verſicherung einer aufrichtigen und beſtändigen Freundſchaft von mir. Wenn wir wieder zuſammen kommen: So wird es in jenen glückſeeligen Gegenden geſchehen, wo die Liebe in aller ihrer Vollkommenheit herrſcht. Vielleicht bin ich der erſte von den ſeeligen Geiſtern, die Ihnen zu Ihrer Ankunft in den Gefilden der ewigen Wonne glückwünſchen werden. Der Himmel mag mein Zeuge seyn, welch einen zärtlichen Antheil ich an Ihrer Glückſeeligkeit nehme. Zu ihm habe ich meine brünſtigſten Wünſche emporgeſandt, daß Sie vor den ſchmeichelnden Verblendungen der Welt verwahrt bleiben möchten. Und möchten Sie doch einſt, wenn nun das Beyſpiel Ihrer Gottſeeligkeit den Menſchen lange ein Seegen geweſen iſt, Ihren Lauf in Friede beſchlieſſen, und in die Wohnungen einer unveränderlichen Freude eingehn!

Ich nehme nun hier Abſchied von Ihnen, aber, wie ich hoffe, einen kurzen Abſchied, weil ich in der völligen Verſicherung ſterbe, daß wir bald wieder zuſammen kommen werden! Aber auf welch einer Höhe von Glückſeeligkeit! In welch einer Erweiterung aller unſrer Kräfte! Was für entzückende Betrachtungen werden wir über die Seeligkeiten anſtellen, die wir ewig beſitzen werden! Ewig werden wir Preis und Ehre und Anbetung dem geben, der uns geliebt und uns mit ſeinem Blute gewaſchen hat! Dieſer iſt nun mein Heil und meine Hoffnung! Dieſer Name, auf den die Heiden trauen, in welchem alle Geſchlechter auf Erden geſegnet ſind, iſt nun meine herrlichſte Zuverſicht und meine ſicherſte Stütze. Bloß durch ſein Verdienſt hoffe ich vor der vollkommnen Heiligkeit zu beſtehen, und um ſeiner Gerechtigkeit willen gnädig angenommen zu werden.

Wie nichtig würden meine Hoffnungen ſeyn, wenn ich mich auf nichts zu verlaſſen hätte, als auf die Werke, welche entweder von meiner ſtolzen Einbildung, oder von einer freundſchaftlichen Partheylichkeit gute Werke genannt werden, ohne mehr als glänzende Sünden zu ſeyn, wenn die Heiligkeit meines Gottes ſie nach der Strenge unterſuchen ſollte. Wenn er ſie wöge, welche Mängel würde der an meinen beſten Handlungen finden, vor welchem ſelbſt die Himmel nicht rein ſind! Ach wenn ich nicht meine Hoffnung auf das Verdienſt und die Verſöhnung eines Erlöſers ſetzen könnte: Wie elend wäre mein Zuſtand! Welche Verzweifung würde mich ergreifen! Ungeachtet aller meiner Vorzüge, wie groß ſie auch ſeyn möchten, würde ich zurückbeben, und vor dem einzigen Gedanken erzittern, daß ich nun vor der unbefleckten Majeſtät Gottes erſcheinen ſollte! O JEſu, welche Anmuth, welche Harmonie iſt in deinem Namen! Himmliſche Freude, die Unſterblichkeit liegt in demſelben! Die Engel müſſen ihn auf ihren güldnen Harfen preiſen! Die erretteten Völker müſſen dich von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen!

Was für ein Traum iſt nicht dieſes ſterbliche Leben! Welche Schatten ſind doch alle Gegenſtände der Sinne! Alle Herrlichkeit der Welt, meine theuerſte Freundinn, wird Ihnen in der fürchterlichen Stunde des Todes wie Nichts vorkommen, wenn Sie nun von allem, was ſichtbar iſt, losgeriſſen und in den Bezirk einer ganz unkörperlichen Welt entzückt werden.

Ich habe Urſache zu glauben, daß dieſes mein letzter Abſchied in dieſer Welt ſey. Die Barmherzigkeit Gottes gebe, daß wir nicht ewig getrennt bleiben! Seine Vorſehung, deren Beyſtand und Schutz ich erbitte, müſſe Sie in unſerm heiligſten Glauben beſtändig erhalten und alle Ihre Schritte auf dem Pfade der vollkommenſten Tugend leiten!

So leben Sie denn glücklich, Geliebteſte meiner Freundinnen, bis wir einander

der in dem Paradieſe Gottes wieder ſehen!

Eliſ. Rowe.

* * *

Laß, o Quell der Liebe, meine entzückte Seele ewig aus deinen ergetzenden Strömen ſchöpfen! Laß dieſelbe ſich in die Tiefe, in die Fülle deiner Freuden verſenken, wo ſich alle ihre unendlichen Begierden in einem ewigen Ueberfluſſe vollkommen ſättigen und verlieren werden! Habe ich wohl, o Geliebteſter meiner Seele, eine Freude, nur einen Gedanken von Glückſeeligkeit auſſer dir! Sind wohl meine Wünſche dadurch beruhigt, daß du meine Tage mit Ueberfluß und Friede gekrönt haſt? Setze ich nicht alle Freude, den ganzen Troſt meines Lebens in deine Huld, allein in deine Liebe? Was nützt mir dieſe eitle traumvolle Scene vergänglicher Dinge? Meine Gedanken ſchwingen ſich weit über die Grenzen jener Welten hinauf! Dieſe Welt iſt mir gekreuzigt; ich bin für alle ihre leeren Schimmer geſtorben. Aber wie ſchmachtet meine Seele nach dir mit brünſtigen, uneingeſchränkten Wünſchen! Für dich erwachen alle meine Kräfte; was Begierden erwecken, was erfreuen, was alle Wünſche befriedigen kann, iſt in dir nur, du unendlicher Abgrund von Entzückung und Liebe! Wie wandelt meine Seele in dieſen weiten unermeßlichen Freuden umher! Wie verdunkeln ſich nicht in mir alle Gedanken auſſer dem deinigen! Ich vergeſſe meiner; ich vergeſſe alles auſſer dir dem herrlichſten, dem ewigen Gegenſtande meiner Beſchäfftigung! Du ſollſt auch meiner Seele eingeprägt bleiben, gegenwärtig bis in den Tod, und nach dem Tode werde ich durch die ganze Dauer meines unſterblichen Weſens meine Aufmerkſamkeit nur auf deine majeſtätſchen Vollkommenheiten richten!

* * *

Zerſtreue jene Wolken; laß mich deine Herrlichkeit ſehen, die mich zu dir zieht! Ich muß befriedigt, meine Sehnſucht muß geſtillt, meine unendlichen Begierden müſſen erfüllt werden, oder du haſt dein edelſtes Werk vergebens erſchaffen.

Die Thiere ſind glückſeelig; ſie erreichen das Ziel ihrer Natur, ihre Sinne werden geſättigt und ſie hoffen keine höhere Seeligkeit; denn ſie wiſſen nichts von dir, der du ihre mannichfaltigen Geſchlechter ins Daſeyn riefſt; ſie ſind zufrieden, weil ſie kein höheres Gut, weil ſie deinen Namen nicht kennen.

Aber der Menſch, fähig einer unſterblichen Seeligkeit, ſtrebt nach einem unendlichen, obgleich ungeſehenen Gegenſtande, und nur da kann er die Ruhe finden, die er ſucht.

Sechs und ſiebenzigſtes Stück.

Wenn man an der Wahrheit, welche die Seele mit ſo vielen edlen und erhabnen Freuden bereichert, nur einigen Geſchmack gewonnen hat; ſo kann man leicht verleitet werden, die glücklichen Geiſter, welche, von der Natur mit auſſerordentlichen Fähigkeiten des Verſtandes begünſtigt, ſich über alle Grenzen der gemeinen Einſicht hinausſchwingen, ganze Wiſſenſchaften beynahe mit Einem Blicke überſehen, oder auch in den Bezirken der menſchlichen Erkenntniß Entdeckungen über Entdeckungen machen, mit einer Eiferſucht anzuſehen, die, wenn ſie gleich vom Neide unterſchieden bleibt, ihm doch darinnen ähnlich iſt, daß ſie traurig macht, und das Vergnügen mindert, welches man über ſeine eignen, obgleich geringern Reichthümer empfinden könnte. So nöthig iſt es, auch die edelſten Arten von Begierden einzuſchränken, und ihnen nicht mehr Gewalt über ſich zu erlauben, als eine weiſe und erleuchtete Vernunft zulaſſen kann, weil ſie für die Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths faſt eben ſo ſchlimme Wirkungen haben können, als die viel niedrigern und unedlern Leidenſchaften der Sinnlichkeit, die Wolluſt und der Geiz! Es iſt mit einem groſſen Verſtande und mit dem Ueberfluſſe einer ſehr ausgebreiteten Erkenntniß, wie mit einem großen Vermögen beſchaffen. Die Reichſten ſind ſelten die Glücklichſten, weil nicht allein die Verwaltung eines großen Reichthums mit vielen Sorgen verknüpft iſt, ſondern auch vornehmlich darum, weil ihn wenige zu ihrem eignen Glücke und zur Beförderung des Glückes andrer

drer Menſchen zu gebrauchen wiſſen; ein Geheimniß, welches nur durch ein edles Herz erlangt werden kann.

Der Urheber der Natur hat, wegen der mannichfaltigen Endzwecke ſeiner Regierung, nicht einem jeden Verſtande gleich viel Stärke gegeben. Einigen ſind ſo viele Fähigkeiten deſſelben verliehen, daß ſie ſich mit ihrer Hülfe, ſo zu ſagen, des ganzen Gebietes der menſchlichen Wiſſenſchaft bemächtigen können. Wie viel vermögen dieſe nicht zur Erweiterung ſowohl, als zur Erhöhung der allgemeinen Glückſeeligkeit, wenn ſie ihre Einſichten zu den Endzwecken anwenden, die dadurch befördert werden ſollen! Welch ein Licht können ſie nicht über das menſchliche Geſchlecht ausbreiten! Welche Vorurtheile und Irrthümer, die, wie unwichtig ſie zuweilen ſcheinen mögen, doch allezeit ſehr ſchädliche Einflüſſe in die Wohlfarth der Geſellſchaft haben, können ſie nicht vertilgen, oder doch von ihrer tyranniſchen Herrſchaft entſetzen! Welche unbekannte, welche nähere und angenehmere Wege zum Glücke können ſie nicht bähnen! Glückſeelig ſind ſie, wenn ſie ihre reichen Erkenntniſſe zu ſolchen würdigen und groſſen Abſichten gebrauchen! Sie werden verehrt; ſie werden bewundert werden, obgleich dieſes der geringſte Tribut iſt, den ſie verdienen. Aber wenn ſie auch ihren Verſtand nicht zum allgemeinen Beſten anwenden; wenn ihre Erkenntniſſe entweder nur todte und vergrabne Schätze ſind, ein Licht, das niemanden leuchtet, als ihnen, und mit ihnen verliſcht, oder wenn ſie gar mit ihren Einſichten oder mit den Talenten ihres Genies ſchädlich werden: Wer wird ſie bewundern? Der Neid ſelbſt würde noch zu viel Ehre für ſie ſeyn. Jeder Verfaſſer wünſcht ſich Leſer; es iſt natürlich, daß er nicht ganz unbekannt ſeyn will; aber eher wollte ich, gleich den mittelmäßigſten Schriftſtellern, in eine immerwährende Vergeſſenheit verſinken, als durch den wollüſtigen Witz eines jüngern Crebillons unſterblich werden, und ich möchte die ſchönſten und unvergänglichſten Werke eines Voltaire nicht gemacht haben, wenn ich zugleich der Scribent ſeines Briefs an Uranien ſeyn ſollte. Wie viel beſſre Mitglieder des menſchlichen Geſchlechts würden ſehr viele große Geiſter geweſen ſeyn, wenn ihr Verſtand eingeſchränkter geblieben wäre! Manche witzige Köpfe wären der Welt am Pfluge nützlicher geworden, als ſie mit allem ihrem Genie am Schreibepulte wurden, und Dionyſius, der Schulmeiſter, hat ſich ohne Zweifel um die Bürger zu Corinth verdienter gemacht, als Dionyſius, der Tyrann, um Sicilien.

So nützlich große Geiſter dem menſchlichen Geſchlechte werden können: So kann die Welt doch ihrer leichter entbehren, als derjenigen, die in allen Umſtänden, Begebenheiten und Verhältniſſen des Lebens ihre Pflichten erfüllen. Eben deswegen bemerkt man auch in Abſicht auf die moraliſchen Kräfte des Menſchen keine ſo ungleiche Austheilung, als bey den Vorzügen und Talenten des Verſtandes. Man kann in vielen vortrefflichen Wiſſenſchaften nicht allein ein Fremdling ſeyn, ſondern auch ſo eingeſchränkte Fähigkeiten beſitzen, daß man niemals in ihren Geheimniſſen eingeweiht zu werden hoffen darf; und doch kann man diejenigen, die ſie ganz begreifen, auf der Laufbahn der Tugend

gend weit hinter ſich laſſen. Es müſſen vielleicht ganze Jahrhunderte verfließen, ehe das Genie eines Newtons erſcheint; aber der Newton, der ſich beſtrebte, ein guter Bürger zu ſeyn; der von einer aufrichtigen Ehrfurcht gegen die Religion und von einer redlichen Menſchenliebe begeiſtert wurde, der rechtſchaffne, der beſcheidne, der großmüthige, der unter den grauſamſten Schmerzen geduldige Newton, kann beynahe jeder Menſch, auch mit einem ſehr mittelmäßigen Verſtande werden. Wenige können das Licht in ſeine untheilbaren Elemente auflöſen; wenige den Geſtirnen ihre Laufbahn vorzeichnen: Wem wird es aber an Kraft fehlen, wenn es ihm nur nicht an einem aufrichtigen und ernſtlichen Willen fehlt, ein rechtſchaffner Unterthan, ein getreuer Freund, ein weiſer und ſorgfältiger Vater, ein zärtlicher Mann, in ſeinem Amte ſorgfältig und unverdroſſen, in ſeinen Pflichten gegen das Vaterland eifrig, gegen einen jeden dienſtfertig und leutſeelig, in den Widerwärtigkeiten, die ihn treffen, gelaſſen und ſtandhaft, mitleidig, und wenn es ſeine Umſtände erlauben, hülfreich gegen die Nothleidenden, und in ſeinem Tode getroſt und freudig zu werden?

Wenn wir auf die Ewigkeit ſehen; ſo hat der Verſtand nicht ſo groſſe und herrliche Ausſichten der Belohnung vor ſich, als das Herz. Nach der Offenbarung wird der Richter, welcher den künftigen Zuſtand der Menſchen nach ihrem gegenwärtigen Verhalten mit der höchſten und reinſten Unpartheylichkeit einrichten wird, nicht die Erkenntniſſe, ſondern den Gebrauch derſelben zum allgemeinen Beſten und nicht die Talente, ſondern die Tugenden belohnen. Ich will dadurch nicht behaupten, daß die Vorzüge des Verſtandes in die Hoheit und Glückſeeligkeit, die in einer beſſern Welt erwartet wird, keinen Einfluß haben könnten; denn wie könnte ich läugnen, daß die Fähigkeit zu allen Tugenden um ſo viel gröſſer ſey, je gröſſer die Erleuchtung iſt? Allein die Wirklichkeit eines höhern Grades von Rechtſchaffenheit iſt keine nothwendige Folge der Erleuchtung, ſondern eines ernſtlichen und lebendigen Willens. Je kräftiger dieſer iſt, deſto höher wird ſich unſre Tugend emporſchwingen.

Ob wir alſo gleich zur möglichſten Verbeſſerung und Erweiterung unſers Verſtandes verbunden ſind: So müſſen wir doch vornehmlich die moraliſchen Kräfte unſerer Seele zu ſtärken und von einem Grade der Lebhaftigkeit und Wirkſamkeit zum andern zu erhöhen ſuchen. Kein Menſch weiß, wie weit ſich ſeine Kraft erſtrecken werde, bis er feſt und unveränderlich entſchloſſen iſt, das zu thun, was er thun kann. Ein ernſtlicher Vorſatz hat oft Dinge ausgeführt, die ihm während ſeiner Unthätigkeit und Trägheit unmöglich zu ſeyn, und ſein Vermögen unendlich weit zu überſteigen ſchienen, und es giebt in uns viele Geſchicklichkeiten, die der Beſitzer nicht kennt, die im Gemüthe verborgen liegen und nur eine bequeme Gelegenheit erwarten, gebraucht zu werden und ihre Wirkſamkeit zu offenbaren. Man muß ſich nur üben, ein innerliches Wohlgefallen an allen guten und rechtſchaffenen Handlungen zu empfinden; dieſes Wohlgefallen muß zur Luſt werden; dieſe Luſt müſſen wir unterhalten und ihre Lebhaftigkeit vermehren; die Luſt muß den Vorſatz hervorbringen, der ſich immer mehr in unſerm Herzen befeſtigen muß; man muß ſich die Schwierigkeiten, die er zu überwinden haben möchte, im Voraus vorſtellen, und auf Mittel denken, ſie zu überwältigen. Die Veranlaſſungen zu den Handlungen werden kommen, und nach einer ſolchen Vorbereitung werden wir erſtaunen, daß es uns nicht ſchwerer wird, edel zu ſeyn, und unſre Pflicht zu thun. Wir werden ſie wiederholen, und wenn erſt gute Neigungen und Vorſätze ein Uebergewicht erhalten haben: So werden wir bey der Beobachtung unſrer Schuldigkeit ſelbſt den Widerſtand nicht ſcheuen.

Allein man muß freylich ſehr früh anfangen, die Neigungen zu ſeinen Pflichten auszubilden. Nur das Laſter ſchießt, gleich dem Unkraute, geſchwind auf; die Tugend wächſt langſam und bedarf einer ſorgfältigen Pflege, wenn ſie unter den mannichfaltigen Stürmen, die ſie zu befürchten hat, zur Reiſe kommen ſoll. Dieſes iſt beſonders in der Kindheit und Jugend des Menſchen nöthig, und Aeltern, welche ihre Kinder glücklich zu machen wünſchen, ſollten ſich die Verbeſſerung ihrer Herzen weit ernſtlicher angelegen ſeyn laſſen, als die Erweiterung ihrer Einſichten. Wenn dieſe nur nicht vernachläßigt wird, ſo wird ſchon das Herz dem Verſtande beyſtehen, wenn eine beſondre Anſtrengung deſſelben erfodert wird. Wenn ſich aber erſt laſterhafte Neigungen eingewurzelt haben: Wie ſchwer wird es nicht ſeyn, ſie wieder auszurotten!

Unterdeſſen müſſen diejenigen, die ſchon einen falſchen Weg betreten und im Böſen eine Fertigkeit erlangt haben, nicht verzweifeln. Hätten ſie auch ihre moraliſchen Kräfte beynahe ganz zernichtet; ſo können ſie doch, (obgleich ohne Wunderwerk, nicht auf einmal,) wieder erneuert werden. Sie müſſen nur, ſo ſtark auch ihre laſterhafte Gewohnheiten geworden ſeyn mögen, die Hoffnung ihrer Beſſerung nicht ſelbſt aufgeben. Zuerſt müſſen ſie widerſtehen wollen, und dieſen Vorſatz müſſen ſie faſſen, wenn ihre unordentlichen Leidenſchaften ruhen. Sie müſſen ihren verderbten Neigungen wirklich entgegenzuſtreben anfangen, und dieſen Widerſtand fortſetzen. Können ſtrafbare Gewohnheiten nicht auf einmal abgelegt werden: So laſſen ſich doch die Stricke, die uns feſſeln, nach und nach zerreiben und endlich völlig zerreißen. Selten wird ein Menſch in einem ſo hohen Grade verderbt ſeyn, daß er nicht zu einer Tugend vor der andern, ſeines Temperaments wegen, geſchickt ſeyn ſollte. Giebt es nun eine, welche ſelbſt von unſrer natürlichen Beſchaffenheit begünſtigt wird: So wollen wir ſie nur pflegen. Unter dem Schatten der Zweige, die ſie ausſtößt, werden auch andre hoffnungsvolle Saamen aufgehn und wachſen. Dann werden unſre Seelen Bäumen gleichen, die zu verſchiednen Zeiten Früchte tragen. Wenn dieſe reifen, blühen andre und verheißen eine neue Erndte.

* * *

Folgendes Schreiben verdient, ſeines Innhaltes wegen, Aufmerkſamkeit. Ich glaube, daß es genug iſt, daſſelbe einzurücken, da zumal Henriette eine allzugroße Liebhaberinn der Muſik iſt, als daß ſie mit Vergnügen in dem Charakter einer Aufſeherinn bey dem großen Concerte erſcheinen ſollte.

Mein Herr Ironſide,

Ich bin ein großer Liebhaber der Muſik, und ich halte die angenehmen Wirkungen, die ſie mit ihrer Zauberkraft in mir hervorbringt, für das edelſte Vergnügen unter den ſinnlichen Beluſtigungen. So oft ich bey einer auch nur mittelmäßigen Muſik zugegen bin: So werde ich gleich ganz Ohr, und das iſt ein jeder, wie mich deucht, ſowohl dem Componiſten, als denen ſchuldig, die ſie aufführen. Beſonders werde ich dieſes, wenn ich geiſtliche Muſiken höre; ich bin bey jedem Recitative, bey jeder Arie ſo ſtille, daß ich mich kaum Odem zu holen getraue, aus Furcht, ich möchte die Spielenden ſtören, oder mich ſelbſt um eine rührende Stelle bringen.

Hieraus können Sie leicht den Schluß machen, daß ich ein Billet zum großen Concerte und die Erlaubniß der großmüthigen Freunde und Beförderer der Muſik, die niemanden von dieſem Vergnügen ausſchließen, der zum Gefühle deſſelben nicht unfähig zu ſeyn ſcheint, ſehr zu ſchätzen wiſſe. Sollte ich nach der Menge derer, die dabey erſcheinen, urtheilen: So müßte jeder ſo viel Geſchmack daran finden, als ich. Aber ſo rühmlich kann ich nicht von allen denken, mein Herr Ironſide. Viele Herren und Damen ſcheinen nur zu kommen, weil ſie, dem Anſehen nach, nicht an andern Orten mit einander ſprechen können. Dadurch entſteht nun ein Geräuſch, welches oft die ſchönſten Stellen der Muſik verderbt. Denken Sie, zu welchem Verdruße für mich, da ich zumal befürchte, daß wegen einer ſolcher Aufführung auch endlich die Unſchuldigen die Erlaubniß verlieren können, dieſes Vergnügen mit denen zu theilen, die gewiß den Aufwand, den es koſtet, nicht machen, um auch ſich deſſelben auf die unangenehmſte Art beraubt zu ſehen! Sie könnten vielleicht einem ſolchen Verluſte zuvorkommen, wenn Sie einmal in dem großen Concerte, und zugleich mit einer von den Unſichtbaren, mit Henrietten etwa, wofern ich den unmaßgeblichen Vorſchlag thun darf, erſcheinen, und ihre Gegenwart zum Schrecken aller derer, die nicht ſchweigen können, vorher ankündigen bigen wollten. Wie ſehr würden Sie nicht dadurch verbinden

Ihren fleißigen Leſer,
Melodius.

Sieben u. ſiebenzigſtes Stück.

Unter den mannichfaltigen wichtigen Betrachtungen, welche die Leiden des Erlöſers bey denen veranlaſſen können, die gewohnt ſind, ernſtlich über die Religion nachzudenken, verdienen diejenigen eine beſondre Aufmerkſamkeit, welche die Vorherverkündigung desjenigen betreffen, was er von dem grimmigen Haſſe ſeiner Feinde erdulden müſſen. Denn in welche ehrerbietige Verwunderung müſſen wir nicht geſetzt werden, wenn wir ſehen, daß von ſeiner Perſon und von ſeinen Schickſalen auf der Erde, während ſeiner tiefen Erniedrigung, auch die beſonderſten Umſtände und Begebenheiten vorhergeſagt wurden, deren Erfüllung nicht in ſeiner Gewalt war, ſondern bloß von den Geſinnungen und der Freyheit andrer Menſchen abhieng? Von dieſer Art ſind unter andern auch die Theilung ſeiner Kleider, das Loos, das um ſein Gewand geworfen wurde, der Eſſig, und die Galle, welche ihm die Kriegsknechte am Kreuze zur Stillung ſeines Durſtes darboten: Welche beſondre Umſtände! Und ſie wurden alle in den Pſalmen ſo deutlich, und ſo viele Jahrhunderte vorher geweiſſagt! Wen muß dieſes nicht in ſeinem Glauben an die beſte Religion befeſtigen! Weſſen Ueberzeugung, die ſchon durch andre Gründe zu einer unumſtößlichen Gewißheit erhöht worden iſt, muß nicht dadurch noch mehr vergrößert werden! Und wie wichtig iſt nicht bloß dieſer unläugbare Nutzen der Prophezeyungen!

Unter den Weiſſagungen der Leiden Chriſti haben die Pſalmen, in denen er redend eingeführt wird, einen ſehr merkwürdigen Vorzug vor den andern. Seine Geſchichtſchreiber erzählen ſeine Leiden mit der äußerſten Einfalt, und auch, wenn wir diejenigen ausnehmen, die er am Oelberge erduldete, nur die ſichtbaren Leiden, welche von allen Zuſchauern beobachtet werden konnten. Sie ſagen nichts von den Empfindungen, welche der Anblick derſelben billig bey andern hervorgebracht haben ſollte, und eben ſo wenig von denen, die er ſelbſt empfunden hat. Sie beſchreiben bloß, was geſchehen war; denn ſie wollten keine rührende und bewegliche Geſchichte ſchreiben, um den Feinden, die das Evangelium haben würde, keine Gelegenheit zu dem Vorwurfe zu geben, daß ſie, um die Leidenſchaften leichter und gewiſſer zu erwecken, vergrößert hätten, welches diejenigen zu thun pflegen, die in ihren Geſchichten bewegen und einnehmen wollen. Die Begebenheiten und beſondern Umſtände waren für einen jeden, der ſie mit den gehörigen Geſinnungen betrachtete, an ſich ſelbſt mehr als zu rührend.

Unterdeß iſt es doch überaus nützlich zu wiſſen, welches die Empfindungen und Geſinnungen des Erlöſers bey ſeinen Leiden waren. Dieſe nun hat uns Gott in den prophetiſchen Pſalmen entdeckt, welche den Vorwurf nicht zu befürchten hatten, der vielleicht einer rührenden Beſchreibung ſeiner Leiden hätte gemacht werden können. Wir lernen aus denſelben, welch einen ſchmerzlichen Eindruck dieſelben auf ſeine Seele gemacht haben, und ſie erhöhen durch die Beſchreibung derſelben den hohen Werth deſſen, was er für uns erduldet hat. In dieſer Abſicht theile ich auch meinen Leſern eine poetiſche Ueberſetzung des neun und ſechzigſten Pſalmes mit, worinnen theils die Leiden des Erlöſers und ſeine Empfindungen unter denſelben, theils die Strafen, womit die Bosheit ihrer Urheber geahndet werden ſollte, theils die Geſinnungen, die ſie bey uns wirken müſſen, mit groſſer Deutlichkeit vorherverkündigt worden ſind.

Der 69 Pſalm.

Errette mich und hilf; denn aufgebrachte Wellen
Begraben, Gott, mich tief hinab in ſich.
In bodenloſen Schlamm verſink ich; Tiefen ſchwellen
Und rauſchen und bedecken mich.
Die Fluthen dräuen mir mit meinem Untergange,
Und du verweilſt ſo lange?

Ich hab empor zu dir, Gott meines Heils, geflehet,
Und müde mich in meiner Angſt geſchrien.
Mein Hals iſt heiſch und brennt; mein Angeſicht vergehet,
Weil deine Rettungen verziehn.
Um Hülfe, Gott, um Troſt iſt meiner Seele bange,
Und du verweilſt ſo lange?

Mehr iſt der Feinde Schwarm, als Haar auf meinem Haupte,
Der ungereizt mich zu verderben wacht;
Bezahlen ſoll ich nun, o HErr, was ich nicht raubte;
Die mich verderben, haben Macht!
Ihr Haß iſt unverdient; ich weiß mich ohne Schulden:
Kannſt du den Frevel dulden?

Du kennſt, Allwiſſender, die Thorheit, die ich trage,
Du kenneſt mich, und meine Schulden, Gott!
Beſchäme nicht an mir, wenn ich umſonſt dir klage,
Die dir vertraun, HErr Zebaoth!

Nicht ſchamroth mach an mir, Gott Iſraels, die Frommen,
Die ſeufzend zu dir kommen.

Mein Antlitz iſt entweiht. Die Schmach von allen Sündern
Drückt in den Staub um deinetwillen mich.
Ich, meinen Brüdern fremd, fremd meiner Mutter Kindern,
Ich habe keinen Freund, als dich!
Der Eifer für dein Haus verzehrt mich, mich verzehret
Die Schmach, die dich entehret!

Ich wein, ich faſte, HErr, und meine Seele leidet.
Sie ſehn mein Leid, und ſpotten mein dazu;
Ich, ihr Geſpött, ich bin in einen Sack gekleidet;
Wer kann mich tröſten, als nur du?
Ich hör im Thore, Gott, von mir verächtlich ſprechen!
Ich bin das Lied der Zechen!

Am Tage meiner Angſt will ich zu dir nur beten;
Dir fleh ich, Gott, zur angenehmen Zeit.

Wie groß iſt deine Huld! Sie müſſe mich vertreten,
Erretten den, der zu dir ſchreyt!
Bey dir iſt Treu und Heil; du ſiehſt, wie viel ich trage;
Ach höre meine Klage!

Entreiß mich aus dem Schlamm; entreiß mich meinen Haſſern,
Und übergieb mich nicht in ihre Wut!
Reiß, eh ich ganz vergeh, mich aus den tiefen Waſſern;
Mich überſtröme nicht die Flut!
Schleuß, ſchleuß den Abgrund zu, daß ſie mich nicht ergreife,
Die Tiefe! Nicht erſäufe!

Wie mild iſt deine Huld! Wie reich iſt deine Güte!
Vernimm mich, HErr, und wende dich zu mir!
Verbirg dein Antlitz nicht; mit trauerndem Gemüthe
Hoff ich, dein Knecht, mein Heil von dir.

Erſchein auf mein Gebet, mit dem erſeufztem Heile,
Verzeuch, verzeuch nicht! Eile!

Ach nahe dich zu mir, um meiner Feinde willen,
Erlöſe mich! Du kenneſt meine Scham!
Und meine Schand und Schmach! Komm, komm, mein Leid zu ſtillen,
Und lindre gnädig meinen Gram!
Du weiſt es, wer mich haßt! Die Schmach bricht meine Seele,
In welcher ich mich quäle.

Ich wart auf Mitleid zwar; doch niemand wills beweiſen;
Auf Tröſter, Gott; doch dieſe find ich nicht.
Mit Galle wollen ſie, ſo matt ich bin, mich ſpeiſen;
So ſpotten ſie mir ins Geſicht!
Ich, wenn ich dürſte, muß von denen, die mich haſſen,
Mir Eſſig bieten laſſen.

„O Rächer, ihnen ſey, vor ihrem Angeſichte,
„Ihr Tiſch ein Netz, ein Fallſtrick, ein Gericht!

„Ihr Auge ſehe nicht, verſchlieſſe ſich dem Lichte,
„Und Nacht bedeck ihr Angeſicht!
„Laß wanken, weil ſie mich, die kühnen Frevler, ſchänden,
„Laß wanken ihre Lenden!

„Geuß deine Rach auf ſie! Dein Zorn, dein Grimm ergreife
„Der Sünder Schwarm! Verödet ſteh ihr Haus,
„Und niemand wohne da! Der Läſtrer Hütten ſchleife,
„Und rotte die Verbrecher aus!
„Sie drängten, den du ſchlugſt; den, ſo du hart ſchlugſt, ſpotten
„Der Dränger Läſterrotten.

„Laß Straf auf Strafe ſie verfolgen und verderben!
„Verſchleuß, verſchleuß vor ihnen deine Huld!
„Tilg aus des Lebens Buch die Frevler! Laß ſie ſterben!
„Vergilt den Frevlern jede Schuld!

„Ihr Name werde nicht mit denen angeſchrieben,
„Die deine Rechte lieben!

Wie ich ſo elend bin! Mit Schreckniſſen umgeben!
Errette nun; beſchütz, erhöhe mich!
Mit Liedern will ich dann, Gott, deinen Ruhm erheben;
Mit hohem Danke preis ich dich!
Ich weiß, daß dieß Geſchenk dein Vaterherz mehr rühre,
Als viel gehörnte Stiere.

Die Hartgeplagten ſehns; es freuen ſich die Armen;
Und wer, o Gott, dir zu gefallen ſtrebt.
Ihr Herz empfindet ſich, HErr, HErr, durch dein Erbarmen
Mit einer neuen Kraft belebt.
Die Armen hört der HErr, und er will nicht verachten
Die, ſo in Feſſeln ſchmachten.

Der Himmel lobe Gott! Es lob ihn Meer und Erde,
Und was daſelbſt durch ſeine Güte lebt!

Für Zion wacht der HErr, daß ihm geholfen werde;
Gott, der ſein Iſrael erhebt.
Der HErr wird, wenn wir nur auf ſeine Güte trauen,
Die Städte Juda bauen.

Da wohnen; da erfreun ſich Iſraels Geſchlechte,
Ein heilig Volk, das ſeinen Willen übt!
Ererben wird das Land der Saame ſeiner Knechte,
Und wer den Namen Gottes liebt.
Sie werden ewig da; denn Gott will ſie belohnen,
In ſtolzer Ruhe wohnen!

Acht und ſiebenzigſtes Stück.

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelbigen werde ich mir ſehen, und meine Augen werden ihn ſchauen und kein Fremder, Hiob 19, V. 26. 27.

Das Anſchaun Gottes.

Mit Zittern freu ich mich,
Und würd es nicht glauben;
Wäre der nicht der Ewige,
Der mirs verheiſſen hat!
Denn ich weiß es, ich fühl es:
Ich bin ein Sünder!
Würd es wiſſen und fühlen;
Wenn auch ſein göttliches Licht
Heller mir meine Flecken nicht zeigte,
Nicht enthüllte
Meiner Seele Todesgeſtalt!
Mit tief anbetendem Erſtaunen,
Im Staube zitternd, freu ich mich!
Ich werde Gott ſchaun!

Forſch ihm nach, dem göttlichſten Gedanken,
Den du zu denken vermagſt,
O die du, nah am Grabe deines Leibes,
Doch ewig biſt!

Nicht, daß du wagteſt
Ins Allerheiligſte zu gehn!
Viel unüberdachte,
Viel nicht geprieſne, nicht gefeyerte,
Himmliſche Gnaden
Sind im Heiligthume.

Von ferne, nur von ferne,
Nur Einen gemilderten Schimmer,
Damit ich nicht ſterbe!
Einen für mich durch Nacht
Gemilderten Schimmer
Deiner Herrlichkeit ſeh ich.

Wie groß war der, der beten durfte:
Hab ich Gnade vor dir gefunden; ſo laß mich
Deine Herrlichkeit ſehn!
Der ſo zum Unendlichen
Beten durft', und erhört ward!

Ins Land des Golgatha kam er nicht!
An ihm rächt' es ein früherer Tod,
Daß er Einmal, nur Einmal
Nicht glaubte!
Wie groß zeigt ihn
Selbſt die Strafe!

Und doch verbarg der Vater ihn
In eine Nacht des Bergs,
Als vor dem Endlichen
Des Sohnes Herrlichkeit
Vorübergieng!
Als die Poſaun auf Sinai ſchwieg,
Und die Stimme der Donner!
Als Gott von Gott ſprach!

Uneingehüllt durch Nacht,
In eines Tages Lichte,
Das keine Schatten ſichtbarer machen,
Schaut er nun Jahrhunderte ſchon,
(Wir haltens für Jahrhunderte!)
Auſſer den Schranken der Zeit,
Ohn Empfindung des Augenblicks,
Dem der Augenblick folgt,
Schaut er nun
Deine Herrlichkeit,
Heiliger!
Heiliger!
Heiliger!

Namloſeſte Wonne meiner Seele!
Gedanke des künftigen Schauns;
Du, du biſt meine große Zuverſicht,

Du biſt der Fels,
Auf den ich trete
Und gen Himmel ſchaue,
Wenn die Schrecken der Sünde,
Des Todes Schrecken,
Wenn ſie fürchterlich drohn,
Mich niederzuſtürzen!

Auf dieſem Felſen, o du,
Den nun die Todten Gottes ſehn
Laß mich ſtehn,
Wenn mich die Allmacht
Des unbezwingbaren Todes
Einſt ringsum einſchließt!

Erheb, o meine Seele, dich
Ueber die Sterblichkeit!
Blick auf, und ſchau!
Schau oft; ſo wirſt du ſtralenvoll
Des Vaters Klarheit
In JEſu Chriſti Antlitz ſchaun!

Hoſianna! Hoſianna!
Die Fülle der Gottheit
Wohnt in dem Menſchen
JEſu Chriſto!

Kaum ſchallt der Seraphim Harfe noch,
Sie bebt!
Kaum tönt ihre Stimme noch,
Sie zittert! ſie zittert!

Hoſianna! Hoſianna!
In dem Menſchen JEſu Chriſto
Wohnt die Fülle der Gottheit!

Selbſt damals, da einer der Strahlen Gottes
Auf unſre Welt,
Jene Weiſſagung heller leuchtet', erfüllt ward;
Da er verachtet und elend war,
Als kein anderer Menſch
Verachtet und elend war!
Selbſt damals erblickten,
Nicht die Sünder,
Aber die Engel
Des Vaters Klarheit
Im Angeſichte des Sohns!

Ich ſeh, ich ſehe den Zeugen!
Neun entſetzliche Mitternächte
Hatt' er gezweifelt!

Hatt' er mit der Schmerzen bängſtem
Anbetend gerungen!

Ich ſeh ihn, und ahndende Freuden,
Wie keine der Freuden iſt,
Welche die Erde nur giebt,
Durchbeben, erſchrecken mich!
Glühn an meiner Stirn!
Schlagen in meinem Herzen!
Ich ſeh ihn!

Ihm erſcheint der Auferſtandne! . . .
Seine Hände legt er
In des Göttlichen Wunden!
Himmel und Erde vergehen um ihn!
Auch er ſieht die Klarheit des Vaters
Im Angeſichte des Sohns.
Ich hör, ich hör, ich hör ihn!
Er ruft!
(Himmel und Erde vergehen um ihn!)
Er ruft:
Mein HErr! und mein Gott!

Neun und ſiebenzigſtes Stück.

Ich bin zwar, wenn ich mich recht kenne, noch nicht ernſthaft genug zu einem Sittenrichter; allein ich kann mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der ſich ſeiner Geſinnungen bewußt iſt, ſagen, daß ich ein aufrichtiger Feind aller Thorheiten bin, die dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig ſind. Kleine und faſt unſchädliche Thorheiten kann man allenfalls einem jeden laſſen: Denn man nimmt dem Menſchen allemal ein Vergnügen, wenn man ihm eine Thorheit nimmt; und wer wird nicht jedweden gern ſein Vergnügen gönnen? Wenn ſie aber gröſſer und gefährlicher werden, dann iſt es Zeit ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Wer wollte ſo ſtrenge ſeyn, einem politiſchen Handwerksmanne ſeine Freude zu verderben, wenn er da, wo er ſein am Tage mit Mühe erworbenes Geld des Abends ohne Sorgen vertrinkt, mit einer lächerlich wichtigen Mine von dem gegenwärtigen Kriege ſpricht, und ſeinen Zechbrüdern mit vieler Liſtigkeit die Fehler der Generale und die Geheimniſſe der Cabineter ganz zuverläßig entdeckt? Man läßt ihn Allianzen und Frieden ſchließen, Feſtungen erobern und Schlachten gewinnen, und den Krieg da und dorthin ſpielen, ohne ſeinen Eroberungen Einhalt zu thun, oder ſeinen Staatsſtreichen bey Zeiten zuvor zu kommen. Allein er würde die Obrigkeit nöthigen, ihn unter genauere Aufſicht zu bringen, ſobald er ſichs einfallen laſſen wollte, Misvergnügen wider die Regierung unter ſeinen Nebenpöbel auszuſtreuen, und der Anführer einer Rotte von Aufrührern zu werden.

Aus einer ähnlichen Urſache wünſchte ich, Herr Ironſide, Ihre Aufmerkſamkeit auf eine gewiſſe Art Leute rege zu machen, die ſich ebenfalls gern ein beſonderes Anſehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil ſie es durch nichts Klügers zu thun wiſſen, Freygeiſter ſind. Leute, deren Unglaube mehrentheils, (ihrem verderbten Herzen unbeſchadet) aus einem ungeſchicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrathe von Gelehrſamkeit, mit einem Worte, aus einer ſehr zählbaren Menge einſeitiger Kenntniſſe und Einſichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß ſie Leute von Verſtande und Wiſſenſchaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer ſolchen Anklage allenfalls vor jedem Richterſtuhle zu erweiſen, wenn ſie einmal dergleichen Vertheidigung nöthig haben ſollten. Allein die Schuld liegt doch wenigſtens nicht an ihrem guten Willen, und ſie ermangeln nicht, den beſtmöglichſten Schaden unter denen anzuſtiften, denen es eben ſo, wie ihnen ſelbſt an den gehörigen Einſichten fehlt, und die eben ſo, wie ſie, mit deſto mehr Leichtſinn und Eitelkeit verſehen ſind.

Meine Umſtände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Geſellſchaft zu ſeyn, und ehe ich ſie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernſthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man ſie dadurch in ihren eignen Augen nur um ſo viel wichtiger macht, ohne ſie zu beſſern. Und ſind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe ſchon tauſendſendmal beantwortet? Sind ſie nicht bloſſe Nachſager? Aber das wiſſen ſie entweder nicht, oder ſie wollen es nicht wiſſen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man ſich ſehen laſſen will, entweder recht, oder gar nicht lernen müſſe, iſt jedermann bekannt. Halbgelehrte und Halbdenkende ſind die überläſtigſten Leute auf dem Erdboden. Sie wiſſen gerade ſo viel, als man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten ſie mehr; ſo würden ſie ſich auch ſelbſt darauf antworten können, oder ſich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen laſſen.

Wer ſind die meiſten Freygeiſter geweſen? War es Newton? Iſt es Young? Oder ſind es die ganz Ungelehrten, die eine geſunde Vernunft und ein redliches Herz beſitzen? Nichts weniger. Nur die unſeeligen Mitteldinge zwiſchen beyden, welche weder die höhern Einſichten der erſtern, noch die redliche Einfalt der andern beſitzen.

As heavy mules are neither horſe nor aſs.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn —— iſt ein aufrichtiger Chriſt; ſein Herr iſt ein Freygeiſt, denn er will nicht unter den Pöbel gehören; und Newton, Richardſon und Baumgarten ſind wieder eben das, was ſein Diener iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt ſind, was dieſer bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weiſe haben Leute ſeines gleichen gemeiniglich auch nicht Spitzfündigkeit genug, die Erheblichkeit der weiſen Lehren unſerer Freygeiſter zu begreifen: So wie ſich der ehrliche Sancho Panſa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die ſein ritterlicher Herr für Rieſen anſah, wirkliche Rieſen wären. Sie lachen alſo ganz offenherzig darüber, oder verachten ſie ohne Complimente. Und ſo geht es dieſen eingebildeten Helden, wie den jungen Lehrlingen in der Fechtkunſt, die zwar ihre Geſchicklichkeit gern an jedermann verſuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfale zu Boden ſchlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederſtößt.

Zweifeln iſt der erſte Schritt zur Wahrheit, haben ſie einmal irgendwo gehört oder geleſen: Dieſen erſten Schritt haben ſie gethan, und darüber ſind ſie auch ſchon aus dem Odem gekommen; ſie haben ſich alſo ganz wohlbedächtig entſchloſſen, ſtehen zu bleiben. Iſt es nun ein Wunder, daß ſie nichts weiter können, als zweifeln? Ein Grad mehr Verſtand, ein Grad mehr Wiſſenſchaft würde ihnen ihr ganzes Syſtem, (wenn ſie anders etwas haben, das einem Syſtema ähnlich ſeyn ſoll); über den Haufen werfen; ſie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr werden, und die Fehler in ihren Schlüſſen entdecken, und was wollten ſie alsdenn anfangen? Mit wem könnten ſie diſputiren? Und diſputiren müſſen ſie doch; denn es iſt ihr gröſtes Talent: Das Talent aller derjenigen, die, wie Pope von den Eroberern ſagt, nicht weiter ſehen, als ihre Naſe reicht, und gleichwohl alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter ſehen, als ſie.

Sie ſind ein paar Jahre auf Akademien geweſen; das iſt, (zumal wie ſie dieſe Zeit angewandt haben,) gerade ſo lange, als man nöthig hat, die Namen der Kunſtwörter, oder aufs höchſte einen leichten Umriß von einigen Wiſſenſchaften zu lernen. Mit dieſem Schaume von Gelehrſamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben ſie nicht einmal berühet;) mit dieſem Schaume von Gelehrſamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung ſetzt, ohne es zu reinigen, ſpringen ſie in die große Welt. Sie wiſſen genug, um ihr entſcheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes unbändiges Herz, dem der Unglaube ſchmeichelt, rennt mit dem ſchwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr zu thun hat, als nachzuſtolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie ſie ſich bey ihrem Stolze mit einem ſo geringen Antheile von Wiſſenſchaften für ihre Perſon begnügen können. Und vielleicht habe ich die Urſache ausfündig gemacht. Hier haben Sie, Herr Aufſeher, meine Muthmaaſſung.

Ein gewiſſer Schriftſteller vergleicht die Wiſſenſchaften mit den ſtarken Getränken, von denen niemand mehr zu ſich nehmen darf, als ſein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unſere jungen Freygeiſter dieſes geleſen, und aus einem allzubeſcheidnen Mistrauen in die Stärke ihrer Köpfe, (welches doch ſonſt nicht ihr Fehler zu ſeyn ſcheint,) die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß geſagt, bey dem Weine ſelbſt, eben ſo wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines ſolchen Mistrauens an ihnen gewahr werden: Allein Menſchen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charakteren.

Sollte ich wirklich hinter die wahre Urſache gekommen ſeyn, ſo kann ich dieſen Herren eine ſehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt iſt. Ich finde nämlich, daß die Wiſſenſchaften auch eine gewiſſe Eigenſchaft haben, worinnen ſie der Fieberrinde gleichen, die, wenn ſie in einem allzugeringen Maaſſe, und nicht eine gewiſſe Zeitlang hinter einander genommen wird, die Waſſerſucht, oder eine Auszehrung verurſacht, zwo gefährliche Krankheiten, die ſich ſelten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen dieſe Bemerkung auch noch in allerhand andern Fällen nützlich ſeyn können. Denn ſie ſprechen von andern Künſten und Wiſſenſchaften eben ſo unverzagt, als von der Religion, ob gleich ihre Einſichten in jene nicht tiefer ſind, als in dieſe. Man erſtaunt, wenn man hört, wie ſie den Worten Poeſie, Heldengedicht, Muſik, Ausführung, Compoſition, Zeichnung, Colorit eben ſo übel mitſpielen, als den Wahrheiten des Chriſtenthums: Ob ſie gleich damit, weil die Sache keine ernſthaftern Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als daß ſie ſich einigen Anmerkungen ausſetzen, auf die ſie eben nicht ſtolz ſeyn dürfen.

Eine Erinnerung, mein Herr Aufſeher, die Sie vor kurzem bey einer andern Gelegenheit einigen jungen Herren gaben, hatte ſo ſichtbar eine gute Wirkung, daß ſie jedermann in die Augen fiel. Dieſes läßt mich hoffen, daß es vielen Eindruck machen würde, de, wenn Sie einmal in einem Ihrer Blätter auch über dieſe Materie etwas ſagen wollten. Ich bin

Mein Herr,

Ihr ergebenſter
F.

Mein Herr Ironſide,

Da ich weiß, daß Sie Ihre Aufſicht auch über den Umgang erſtrecken, wie ich zu meiner beſondern Zufriedenheit aus verſchiednen Blättern wahrgenommen habe: So erſuche ich Sie, uns einmal ein ſichres Mittel anzuzeigen, wie man ſich gegen eine gewiſſe Art unerträglicher Menſchen verwahren könne, welche ich die Schmeißfliegen der Geſellſchaft nenne. Sie verdienen einen ſolchen Namen, weil ſie alle Eigenſchaften dieſer Inſecten beſitzen. Sie drängen ſich überall zu, und wenn man nicht die Thüren vor ihnen verſchließt, ſo kann man ſie nicht abwehren. Sie haben in ihrer Perſon nichts, das angenehm wäre, man müßte ſich denn an ihren im Sonnenſcheine bunten Flügeln beluſtigen wollen. Zum Unglücke überreden ſie ſich, daß ſie Verſtand und Witz genug haben, nicht einen nur, ſondern alle in der Geſellſchaft zu unterhalten; obgleich ihr Geſchwätz gemeiniglich eben ſo ſinnlos iſt, als das Summen der Maykäfer im Frühlinge. Unterdeß iſt das noch ihre beſte Eigenſchaft. Gleich allen andern Schmeißfliegen, ſtechen oder beflecken ſie die Perſonen, auf die ſie anfallen. Welch einen wichtigen Dienſt würden Sie nicht denen leiſten, die einen tugendhaften und ergötzenden Umgang lieben, wenn Sie etwas ausfündig machten, wodurch man ſich dieſes Ungeziefers entledigen könnte. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr ergebner Diener.
Apomyos.

Mein Herr,

Ich liebe die Kürze, und bin ein Freund aller energiſchen Worte. Daher ſind die meiſten Sprachen mangelhaft für mich; ſonderlich wenn ich einen Charakter machen ſoll, Es giebt einige; dieſe kommen mir ſehr zu ſtatten. Der Erfinder des Wortes Menſchengeſicht hat mir aus mancher Verlegenheit geholfen. Wie nachdrücklich! Wie mahleriſch! Warum vermehrt man nicht ihre Zahl? Man benennt ſonſt die Leute nach ihren vornehmſten Talenten. Man ſagt: Ein Genie, ein ſchöner Geiſt. Es giebt Menſchen, deren größtes Talent Eſſen und Trinken iſt. Sollte man nicht von einem ſolchen ſagen können: Es iſt ein Magen! Eine Geſellſchaft Mägen. Wie oft muß man nicht in ſolchen Geſellſchaften ſeyn! Ich bin,

Mein Herr,

Max Kurz.

Achtzigſtes Stück.

Ich würde mir einen Vorwurf darüber machen, und vielleicht iſt er mir von einigen meiner Leſer ſchon gemacht worden, daß ich in meinen Blättern einer der reichſten

ſten und ſchönſten Quellen eines edlen Vergnügens, der Muſik, noch nicht erwähnt habe; wenn es nicht zum Theil deswegen geſchehen wäre, weil mir es überflüßig zu ſeyn ſcheint, etwas anzupreiſen, deſſen Vortrefflichkeit faſt von dem ganzen menſchlichen Geſchlechte erkannt wird. Nur ſehr wenig Menſchen erklären ſich mit Verachtung und Widerwillen gegen dieſe liebenswürdige Kunſt, entweder aus elenden Vorurtheilen eines blödſinnigen Verſtandes, oder aus Mangel einer Empfindung, die ihnen von der Natur verſagt worden iſt: Und dieſen habe ich weiter nichts zu ſagen, als ihnen das Schweigen über dieſen Punkt anzurathen. Denn wenn die lebendigen Geſchöpfe auf dem Erdboden ein Urtheil über die Sonne fällen ſollten; ſo müßten, meines Erachtens, die Maulwürfe keine Stimme dabey haben.

Zwar hat man noch weniger gute Schriften über dieſe Materie, als man zur Ehre unſers Jahrhundertes vermuthen ſollte; allein die Wiederherſtellung der Gelehrſamkeit und des Geſchmackes in Europa iſt noch nicht alt. Geiſtreiche Scribenten und tiefe

Kenner der übrigen ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, wie ein Batteux iſt, ſind zum Unglücke bisher noch allzuwenig mit der Muſik bekannt geweſen; ſo wie es hingegen großen Virtuoſen oft an den Vorzügen der erſtern gefehlt hat. Jedoch man wird, wie ich hoffe, nach einiger Zeit nicht mehr Urſache haben, dergleichen Klagen zu führen, und die Gelehrten ſowohl, als die Tonkünſtler werden ſehr viel dabey gewinnen. Jene werden dadurch Einſichten und Kenntniſſe bekommen, die ihnen wichtig und angenehm ſeyn müſſen, und dieſe werden ſich nicht mehr den unangenehmen Vorwurf machen laſſen dürfen, welchen, wie ich nicht irre, ein gewiſſer franzöſiſcher Graf im Vertrauen gegen ſeine Freunde äußerte, daß er die Muſikos liebte und hochſchätzte, wie ihre Inſtrumente, die während einer Muſik unentbehrlich und vortrefflich ſind, auſſerdem aber zu nichts dienen, als wieder in ihr Futteral geſteckt zu werden.

Man hat bereits einen guten Anfang gemacht. In Deutſchland haben unter andern Krauſe, Quanz, Scheibe, Marpurg, und der mir unbekannte Verfaſſer der vermiſchten Gedanken in Marpurgs Beyträgen zur Aufnahme der Muſik ſchon ſehr ſchätzbare Werke von dieſer Art geliefert. Denn ich rede hier nicht von Schriften, welche bloß für diejenigen geſchrieben ſind, ſo die Geheimniſſe der Muſik als Künſtler ſtudiren.

Ich werde heute weder von den Vorzügen der Muſik überhaupt, noch von einigen beſondern Theilen derſelben reden: (dieſes behalte ich mir auf eine andre Zeit vor;) Ich will ſie itzt von einer einzigen Seite betrachten, von welcher ſie mit dem Inhalte einiger meiner vorigen Blätter gewiſſer maaſſen in Verbindung ſtehet; in ſo fern ſie nämlich einen Theil einer guten Erziehung ausmacht, und eine der angenehmſten und beſten Beſchäfftigungen in einſamen Stunden iſt.

Ueberhaupt müſſen die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften bey jeder guten Erziehung zum Grunde aller andern gelegt werden. Sie geben der Seele Heiterkeit und Leben; ſie beſtimmen, läutern, veredeln viele unſrer Ideen und Empfindungen, machen ſie feiner und breiten über alle unſre Gedanken und Handlungen eine Schönheit, Anmuth und Leichtigkeit aus, welche ſonſt durch nichts erhalten werden kann. Ein Menſch, der ſich zwar in einer von den höhern Wiſſenſchaften vollkommen macht, dabey aber jene vernachläßigt, gleicht einem Gebäude, welches zwar regelmäßig und dauerhaft iſt, wo aber weder der Tüncher, noch der Mahler, noch der Bildhauer, noch ein andrer Künſtler etwas zur Zierde und zum Vergnügen angebracht hat, deſſen inwendige und auswendige Mauern noch nackend ſtehen; mit einem Worte, welches in Anſehung des Schmuckes noch nicht einmal einer Scheune oder einem Gefängniſſe den Vorzug ſtreitig machen darf.

Die Griechen, welche die Kunſt Kinder zu erziehen, und große Männer aus ihnen zu bilden, unter allen Völkern am beſten verſtunden, fiengen mit den ſchönen Künſten an. Sie trieben ſie alle; aber die Muſik hatte den erſten Rang: Sie war ein ſo nothwendiger Theil bey ihrer Erziehung, daß es eine eben ſo große Schande war, nichts in der Muſik zu wiſſen, als nicht leſen können. In der That muß man ſich einen Geſchmack in allen erwerben, wenn man die eben angeführten Vortheile davon haben, oder auch in einer einzelnen zu einer großen Vollkommenheit gelangen will. Sie ſind ſo nahe mit einander verſchwiſtert, daß ſie nicht ohne Nachtheil von einander getrennt werden können; ſie bieten einander gemeinſchaftlich die Hand, und die Kenntniſſe und Einſichten in die Eine, erleichtern, vermehren und berichtigen auch unſre Einſichten in die andre.

Ein Dichter ohne Kenntniß und Geſchmack in der Mahlerey und Muſik, wird allemal Hauptmängel in ſeinen Werken laſſen, oft unrichtige Wege gehen, und ſeines Zweckes verfehlen; wenigſtens wird er ihnen nicht alle die Vollkommenheiten geben, die er ihnen auſſerdem ertheilen könnte. Ein Mahler, der mit den Werken der Dichtkunſt und ihren Regeln unbekannt iſt, wird beynahe allemal ein mechaniſcher Künſtler bleiben, oder doch, ſo groß auch ſein natürliches Genie ſeyn mag, nimmer ſo vortrefflich und fehlerfrey in ſeinen Compoſitionen, ſo richtig, ſtark und ſchön im Ausdrucke, und ſo gelehrt in der Coſtüme ſeyn, als derjenige, ſo bey einem gleich großen Genie den Vortheil jener Kenntniſſe vor ihm voraus hat. Ein Muſikus, der nicht die Poeſie und ſelbſt einige Theile der Beredſamkeit ſtudirt, wird bey weitem nicht ſo vollkommen in ſeiner Kunſt werden, als ein andrer, der mit eben demſelben Genie und eben ſo vieler Einſicht in die Geheimniſſe der Tonkunſt noch jene Wiſſenſchaft verbindet. Und ſo laſſen ſich dieſe Anmerkungen auch, wiewohl in einem geringern Grade, auf alle diejenigen anwenden, welche dieſe Künſte nicht als ihr Hauptwerk ſtudiren.

Wenn es aber nun nothwendig und nützlich iſt, in keiner einzigen von dieſen Künſten ein Fremdling zu ſeyn; warum will man denn nicht ſo frühzeitig einen Anfang darinnen machen, als man nur immer kann? Die Jahre der Kindheit haben gewiſſe vorzügliche Geſchicklichkeiten dazu, die, wenn ſie einmal verloren ſind, unwiderbringlich verloren ſind. Die Wißbegierde dieſes Alters, ſeine Neigung beſchäfftigt zu ſeyn, die

Leichtigkeit mit welcher Kinder alles faſſen, was ſinnlich iſt, und die Biegſamkeit und Schnelligkeit aller ihrer Gliedmaaſſen ſind Vortheile, die man nicht ungebraucht laſſen muß, da man überdieſes die nachfolgenden Jahre mit gröſſerm Nutzen zu andern Dingen anwenden kann.

So wie die Kräfte der Seele nach und nach hervorbrechen und ſich entwickeln; ſo müſſen ſie auch auf die beſten Gegenſtände gerichtet, beſtimmt und geordnet werden. Jedermann geſteht, daß man den Körper von der zarteſten Kindheit an, ehe er noch üble Gewohnheiten und Fertigkeiten bekömmt, zu leichten, freyen, natürlichen, angenehmen und ſchönen Stellungen und Bewegungen gewöhnen müſſe. Man findet für gut, ſie in dieſer Abſicht bey Zeiten einem Tanzmeiſter zu übergeben: Sollte man für den Geiſt weniger Sorge tragen? Und der Geiſt gewinnt durch den Unterricht in den übrigen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften mehr, als der Körper durch das Tanzen. Sie bilden ihn nicht nur; ſie geben ihm auch Nahrung.

Vielleicht macht man mir den Einwurf, daß Kinder auf ſolche Weiſe über die Kräfte ihres Alters angeſtrengt würden. Allein dieſes läßt ſich vermeiden, wenn man mit ihren Beſchäfftigungen gehörig abwechſelt; keine anhaltende Anſtrengung bloß auf eine einzige von dieſen Künſten, noch viel weniger aber auf ernſthaftere Wiſſenſchaften, die erſt für die reifern Jahre gehören, von ihnen fodert, und ihnen die nöthigen Leibesbewegungen, und den Schlaf nach ihrem eignen Belieben verſtattet.

Kinder ſind noch thätiger, als Erwachſene. Sie wollen immer beſchäfftigt ſeyn. Richtet man dieſen Trieb nicht auf etwas Nützliches; ſo werden ſie ihn an unnützen Dingen zu ſtillen ſuchen. Gewiſſe nützliche Beſchäfftigungen ſind ihnen eben ſo leicht und angenehm, als ihre gewöhnlichen Spiele. Sie lernen eben ſo bald leichte und ſchöne Verſe, als ein abgeſchmacktes Wiegenlied der Amme. Sie hören eben ſo gern eine anmuthige Fabel in Verſen oder in Proſa, und eine wunderbare und rührende Geſchichte erzählen, als ein Hexenmährchen ihrer Wärterinn. Sie laſſen ſich eben ſo gern im Singen oder auf einem muſikaliſchen Inſtrumente unterrichten, als ſie Kartenhäuſer bauen; und ihr Geſchmack bildet ſich eben ſo leicht und unvermerkt zu den Schönen und Regelmäßigen, als er durch das Schlechte verdorben werden kann.

Exempel beweiſen in ſolchen Dingen am beſten, und meine Leſer werden mir, wie ich hoffe, glauben, wenn ich ſie verſichre, daß ich Kinder von ſieben Jahren geſehen habe, welche ſchon viele Schönheiten eines Gedichtes fühlten, und bisweilen ſelbſt die darinnen befindlichen kleinen Fehler wider den Geſchmack und wider die Sprache wahrnahmen. Auf der Mahlerakademie in Paris ſieht man Knaben von eilf bis zwölf Jahren die ſchon vortrefflich zeichnen, und die Schönheiten und Fehler in fremden Zeichnungen eben ſo gut bemerken, als geſchickte Mahler, die ſchon ihr zwanzigſtes Jahr zurück gelegt haben. Wie weit es dieſes Alter in der Muſik bringen könne, davon haben wir in Kopenhagen ein Beyſpiel, welches man, ehe es vorhanden war, kaum für möglich gehalten haben würde.

Mit der Muſik läßt ſich unſtreitig am füglichſten der Anfang machen. Man kann ſie darinnen noch einige Jahre eher als im Zeichnen unterrichten. Der Klang eines Inſtrumentes reizt die Kinder; der Geſang, die Sprache der Freude und der Frölichkeit iſt ihrem Alter natürlich, und das Gehör iſt viel früher im Stande einen halben Ton zu unterſcheiden, als das Auge, den Unterſchied in dem Schwunge einer mehr oder weniger krummen Linie zu bemerken; ſo wie die Hand weniger Sicherheit und Feſtigkeit nöthig hat, eine beſtimmte Taſte auf dem Claviere zu treffen, als den Umriß eines Körpers, der auf die Spitze eines Haares geſetzt werden muß, richtig zu ziehen. Zudem erfodert das Zeichnen einen länger anhaltenden Fleiß, und lohnt nicht ſo geſchwind mit ſo vielem Vergnügen als die Muſik. Das flüchtige Weſen der Kinder verlangt aber Abwechslung, die ſelbſt Perſonen von reiferm Alter eine nöthige und angenehme Erquickung iſt, und oft die Stelle der Ruhe bey ihnen vertritt.

Da die Kinder gemeiniglich unruhig und heftig in ihren Leidenſchaften ſind; ſo muß man dieſe Lebhaftigkeit mit aller Sorgfalt auf unſchädliche und edle Gegenſtände zu richten ſuchen; und ich weiß keinen, welcher in dieſer Abſicht der Muſik vorgezogen zu werden verdiente. Man wird, wo es nöthig iſt, ſich ihren Neigungen zu widerſetzen, weit weniger Widerſtand antreffen, wenn ſie ihren Verdruß über eine unbefriedigte Begierde durch die Muſik vertreiben können. Die Erfahrung lehrt uns, daß es wider heftige Gemüthsbewegungen kein beßres Mittel gebe, als ſich von den Gedanken an den Gegenſtand unſrer Unruhe loszumachen. Allein hier ſind oft die ſtärkſten Bewegungsgründe der Vernunft ſelbſt bey Erwachsnen unkräftig: Wie viel mehr bey Kindern? Leidenſchaften werden am ſicherſten durch angenehme Empfindungen von andrer Art beruhigt, und unter dieſen gehört der Muſik die Oberſtelle.

D. Luther, ein Mann, den nur wenige nach ſeinem verehrungswürdigen Charakter kennen, hält die Muſik ebenfalls für das allerſicherſte Mittel wider die Leidenſchaften *. Er giebt ihr den nächſten Platz nach der Theologie, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, Wirkungen hervorbringt, welche, auſſer der Religion, nur von der Muſik hervorgebracht werden können. Er erklärt, daß er die Herzoge von Bayern, ob ſie gleich nicht die beſten Geſinnungen gegen ihn hätten, doch auſſerordentlich hochſchätzte, weil ſie ſo groſſe Freunde der Muſik wären. In einer Seele, ſagt er, die viel Empfindung für die Muſik hat, muß nothwendig der Saame zu vielen andern guten Eigenſchaften liegen.

Ich muß noch eines wichtigen Nutzens nicht vergeſſen, welcher durch ſie bey Kindern erhalten werden kann, die von Natur träge ſind. Wie man bey ſolchen überhaupt kein Mittel unangewandt laſſen muß, ſie aus ihrer Schläfrigkeit zu bringen; wie man ihre Seele gleichſam aller Orten berühren muß, um auszuſpüren, wo ſie das meiſte Ge-

---

* Seckend. in Luth. p. 20.

Gefühl hat, damit man ſie von derſelben Seite in Bewegung bringe: So kann man beſonders mit der Muſik in dieſer Abſicht den ſicherſten Verſuch machen, und ich bin gewiß, er wird nur bey den allerwenigſten fehlſchlagen. Iſt ſie nicht nach dem einſtimmigen Urtheile faſt aller Menſchen beynahe das unfehlbarſte Gegenmittel wider die ſo verdrüßliche lange Weile? Es giebt Stunden, wo uns faſt alles in der Welt ſo gleichgültig iſt, daß man nicht eigentlich ſagen kann, daß man in ſolchen Zeiten lebe; wenigſtens empfindet man ſeine Exiſtenz nur durch einen gewiſſen Verdruß. Dieſer Zuſtand, welcher gemeiniglich von einem Mangel der Veränderung der Seele herrührt, iſt durch nichts leichter zu verjagen, als durch die Muſik. Sie erweckt die Lebensgeiſter, und ſetzt ſie in Bewegung; man erheitert ſich; man lebt wieder.

Sonderlich ſollte man durch einen frühzeitigen Unterricht in dieſer liebenswürdigen Kunſt, diejenige Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes in den Stand ſetzen, ſich ihre unbeſchäfftigten und einſamern Stunden durch ein ſo reizendes Vergnügen zu erheitern, welchen die Sittſamkeit und der Wohlſtand nicht erlauben, an ſo vielen andern Ergetzlichkeiten Theil zu nehmen, die ſich unſer Geſchlecht nicht verſagen darf. Aus Mangel ſolcher edlern Beluſtigungen, nehmen ſie ihre Zuflucht ſo oft zu andern, die eben nicht die beſten Folgen für ihren Geiſt ſowohl, als für ihr Herz und für ihre Glückſeligkeit, und für die Wohlfahrt ihrer Männer und Kinder haben. Würden die Frauenzimmer dabey gewinnen oder verlieren, wenn ſie die Karte mit dem Claviere vertauſchten?

Sie läßt ſich noch zu verſchiednen andern eben ſo wichtigen Abſichten brauchen. Die erſten Geſetzgeber der alten Nationen faßten ihre Geſetze in Verſe ab, und brachten ſie in Melodeyen, um ihnen einen deſto leichtern Eingang in die Herzen des Volks zu verſchaffen, und ſie ſowohl dem Verſtande als dem Gedächtniſſe dadurch faßlicher zu machen. In den neuern Zeiten hat man die Anmerkung gemacht, daß die geiſtlichen Geſänge vor zwey hundert Jahren viel beygetragen haben, die Erkenntniß der Religion unter dem Volke auszubreiten, und die Kirchenverbeſſrung zu befördern. Könnte man nicht Kindern auf ſolche Weiſe die nöthigſten und nützlichſten Wahrheiten der Sittenlehre und ſelbſt der Religion beybringen? Könnte man ſie nicht in ſchönen und rührenden Geſängen auf die Wunder Gottes in der Natur aufmerkſam machen; ihnen die Anmuth und Hoheit der Tugend und die Freuden der Tugendhaften lehren, und ſie mit der Hoffnung eines ewigen und glückſeeligen Lebens begeiſtern? Iſt es nicht eine unwiderſprechliche Wahrheit, daß keine Erkenntniſſe wirkſamer in der Seele ſind, als diejenigen, ſo ihr ohne Zwang und mit angenehmen Empfindungen eingeflößt werden?

Ich wünſchte, daß zu dieſer Abſicht eine Sammlung vorhanden ſeyn möchte, die man Kindern ohne Bedenken in die Hände geben könnte. Die darinn enthaltene Stücke müßten ſowohl in Abſicht auf die Poeſie, als auf die Muſik mit vieler Behutſamkeit gewählt werden. Man müßte dazu leichte und ſchöne Poeſien ausſuchen, die nichts enthielten, was der Unſchuld der Sitten im geringſten gefährlich ſeyn könnte; und die Muſik müßte ebenfalls leicht, ſingbar, natürlich, ausdrückend und dem Inhalte der Verſe angemeſſen ſeyn.

Man würde ſich bey einem ſolchen Unternehmen vielleicht der Poeſie wegen am meiſten in Verlegenheit befinden. Denn man wird mir zugeſtehen, daß viele Oden und Lieder, die an ſich Perſonen von geſetzterm Alter unſchädlich, und vielleicht, eines feinen Witzes und andrer poetiſchen Schönheiten wegen, ſelbſt ſchätzbar ſeyn können, dennoch nicht von Kindern geleſen und auswendig behalten werden müſſen. Dieſes iſt die Urſache, warum ich die berliner Oden, welche von einigen der größten Tonkünſtler unſerer Zeiten in die Muſik geſetzt ſind, und in Anſehung der Compoſition alle ſchon erwähnte Vorzüge haben, nicht als ein Beyſpiel einer ſolchen Sammlung anführen kann, ob ſich gleich ein Auszug dieſer Art daraus verfertigen ließe, ſonderlich aus den geiſtlichen und moraliſchen. Die Herren Verfaſſer würden ſich ohne Zweifel das Publicum ſehr verbinden, wenn ſie ſich ſelbſt einer ſolchen Arbeit unterziehen wollten, und ich getraue mir, zu ſagen, ſie würde ihrer Bemühungen nicht unwürdig ſeyn.

Ich habe mich durch das Vergnügen, von den Vortheilen der Muſik für die Kinder zu reden, verführen laſſen, mich ſo lange dabey aufzuhalten, daß ich von ihrer Geſchicklichkeit die Andacht in unſern einſamen Stunden zu befördern, nur noch wenig ſagen kann. Ich darf mich ohnedieß nicht erſt in einen Erweis darüber einlaſſen; ich beziehe mich bloß auf die Erfahrung aller derer, welche der Andacht nicht unfähig, und zugleich gegen die ſüſſe und rührende Sprache der Muſik empfindlich ſind. Sollte mir jemand Schuld geben, daß ich damit der Hoheit, der Würde und der Kraft der Religion zu nahe träte; ſo läßt ſich zwar dieſer Einwurf durch verſchiedne Gründe ſehr leicht und bündig widerlegen: Ich glaube aber, daß ich für die, ſo ihn etwa machen könnten, ſchon genug geſagt habe, wenn ich ſie bitte, ſich zu erinnern, daß Gott ſelbſt die Muſik zu dieſer Abſicht geheiligt, da er ſie bey ſeinem Dienſte in dem Tempel der Iſraeliten anbefahl; daß ſich ein David durch ſein Saytenſpiel zum Lobe Gottes ermunterte; daß ſie in den Schulen der Propheten gelehrt wurde, und daß ſelbſt ein Apoſtel die Ermahnung giebt: Ermuntert euch unter einander mit Pſalmen und Lobgeſängen und geiſtlichen lieblichen Liedern.

F.

Ein und achtzigſtes Stück.

Die Vorſehung begnadiget uns, wenn wir zumal unſre Umſtände mit dem Unglücke ſo vieler Völker um uns her vergleichen, mit ſo auſſerordentlichen Wohlthaten; wir genieſſen eines ſo ſtolzen Friedens; alle Nationen wünſchen ſich ſo ſehr unſer Schickſal, und wir ſcheinen ſo ſehr die Geliebten des Himmels zu ſeyn, daß wir wohl Urſache haben, die ernſthafteſten Betrachtungen über unſre Aufführung anzuſtellen, und mit Unpartheylichkeit zu unterſuchen, ob wir wirklich auch ſo groſſe und unterſcheidende Glückſeeligkeiten als Reizungen und Aufmunterungen zur getreuern und eifrigern Erfüllung unſrer Pflichten anwenden, oder nicht. Ich glaube nicht ohne Grund zu hoffen, daß wir nicht unter die verderbteſten Nationen gehören; und beſonders darf der Unglaube unter uns ſein Haupt noch nicht mit der Frechheit aufheben, mit welcher er ſeine tyranniſche Herrſchaft unter andern Völkern ausbreitet. Aber ſind wir darum beſſer als viele von denen, die unter den grauſamen Bedrängniſſen eines Krieges ſeufzen, der dem chriſtlichen Namen ſo viel Schande macht? Wir wiſſen, daß der morgende Tag zu einer ſolchen wichtigen Unterſuchung für einen jeden beſtimmt iſt. Möchte ſie doch von allen, die den Ruhm, Chriſten zu ſeyn, noch nicht verläugnet haben, mit einer beſondern Ernſthaftigkeit und Redlichkeit angeſtellt werden! Und möchten doch die Gedanken etwas dazu beytragen, die ich heute meinen Leſern über den Rückfall aus der Tugend ins Laſter mittheilen will!

Nicht alle Laſterhaften ſinken ſo tief, daß Religion und Tugend gar keinen Eindruck mehr auf ihre Herzen machen ſollten. Sie empfinden zuweilen die Schändlichkeit ihrer Unordnungen, und zuweilen ſind auch die Folgen derſelben ſo unglücklich, daß ſie die Rechtfertigung ihrer Ausſchweifungen aufgeben, ſich dem Schmerze ernſthafter Unterſuchungen unterwerfen, ihre Laſter mit Abſcheu zu betrachten anfangen, ihre nothwendigen und unauflöslichen Verhältniſſe gegen das höchſte Weſen erwägen, von der Schönheit und dem Glücke der Tugend gerührt werden, nach der Ruhe ſeufzen, welche alle Rechtſchaffnen genießen, die Veränderung ihres Lebens wünſchen, beſchließen, und wirklich auch unternehmen. Glückſeelig ſind ſie und ein himmliſcher Friede wird bald ihre bekümmerten Gemüther erquicken, wenn ſie dieſes Unternehmen mit Muth, Weisheit, Vorſicht und Beſtändigkeit ausführen; wenn der Abſcheu gegen ihre Laſter ſo lebhaft und ſtark geworden iſt, daß ſie auf einmal alle Feſſeln derſelben zerbrochen haben; wenn ſie nun von einem Eifer brennen, der alle Hinderniſſe, Schwierigkeiten und Verführungen überwältigt, die ſich der Ausführung ihrer edlen

edlen Entſchließungen widerſetzen! Allein diejenigen, die auf dem Kampfplatze der Tugend auf einmal Helden werden, ſind ſehr ſeltne Erſcheinungen. Die meiſten, wie ernſtlich auch ihre Vorſätze geweſen ſeyn mögen, fallen, ehe ſie eine gewiſſe Höhe von Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit erreichen, oft zurück, und viele fallen auch ſo oft, daß ſie endlich das Vermögen, wieder aufzuſtehen, ganz verlieren.

Wenn der Uebergang von der Tugend zu den Laſtern, die man zu verabſcheuen angefangen und zu unterlaſſen, beſchloſſen hat, ſchnell erfolgt: So iſt dieſes freylich ein ſchlimmes Anzeichen, zumal wenn die Neigung und Verſuchung, dazu nicht ſehr ſtark geweſen iſt, und noch ſchlimmer iſt es, wenn die Veranlaſſung dazu bloß innerlich ſeyn ſollte. Denn ein ſolcher plötzlicher Rückfall beweiſt entweder, daß die Entſchließung, ein beßres Leben anzufangen, weder ſehr ernſtlich noch ſehr lebhaft war, oder daß die Laſter, welche man verlaſſen wollte, ſich nicht allein ſehr tief eingewurzelt, ſondern auch durch die öftere Ausübung derſelben, eine nur allzuunüberwindliche Gewalt über das Gemüth erlangt haben. Wenn ein Entſchluß in einem hohen Grade ernſtlich iſt: So können ihn nur zween Feinde überwinden, die Zeit, und eine auſſerordentliche Macht. Entweder das Herz muß, ſo zu ſagen, vom Laſter mit Sturme wieder erobert werden, oder die Zeit muß die guten Vorſätze nach und nach auslöſchen. Wenn man anfängt, ſeltner an ſeine guten Entſchließungen zu denken; wenn der Abſcheu gegen das Laſter in ſeiner Heftigkeit ermattet; wenn ſich das reizende und liebenswürdige Bild der Tugend entfernt, oder, wenn wegen der Zerſtreuungen, worein man ſich einläßt, Nebel zwiſchen uns und demſelben aufſteigen, die ſeinen hellen Glanz vermindern: So iſt freylich ein Rückfall ſehr möglich; aber man ſieht auch, daß er nicht gar zu ſchnell auf gute Vorſätze erfolgen kann. Alles dieſes iſt aus der Natur unſrer Seele ſehr begreiflich.

Der Rückfall iſt ſehr leicht und gemeiniglich unausbleiblich, wenn auch der Entſchluß der Beſſerung ernſtlich war, wofern er mehr durch die Vorſtellungen der Furcht und einer nahen Gefahr, als durch andre und erhabnere Gründe hervorgebracht worden iſt. Die Furcht kann zwar zuweilen ganz auſſerordentliche Veränderungen wirken, wie das Beyſpiel des Abtes de la Trappe beweiſt. Der plötzliche und unerwartete Anblick einer ſchnell verſtorbnen Perſon, die, wie er, in die Laſter und Wollüſte der Welt zerſtreut und mehr als ſeine Freundinn geweſen war, bewog ihn zu der allerſtrengſten Lebensart, und verwandelte einen Weltmann auf einmal in einen Styliten. Allein ſolche Wirkungen hat die Furcht nicht oft, wenn ſie zumal nicht bald durch edlere Urſachen der Beſſerung unterſtützt wird. Verſchwindet die Gefahr, worinnen ein Menſch wegen ſeiner Ausſchweifungen zu ſeyn glaubte, ſo hört gemeiniglich auch die Furcht auf; man eilet ohnedieß, ſich von ſchrecklichen Vorſtellungen ſo bald zu befreyen, als man kann. Man hatte ſich zur Tugend nicht aus einer lebhaften Erkenntniß ihrer Vorzüge und glücklichen Folgen entſchloſſen; man hatte vielleicht gar nicht daran gedacht, oder die Vorſtellungen davon waren doch nur dunkel geweſen; ſie konnten alſo nicht kräftig werden. Nunmehr nimmt das Laſter ſeine reizende Geſtalt wieder an, und wenn uns auch die Tugend noch ſchön zu ſeyn ſcheinen ſollte: So dünkt ſie uns doch eine ſehr melancholiſche Schönheit zu ſeyn. Es zeigt ſich eine Gelegenheit zum Laſter; die erſten Leidenſchaften erwachen; man ſchmeichelt ſich noch, daß man ihnen widerſtehen will, und man iſt ſchon gefallen.

Rückfälle aus der Tugend ins Laſter, ſind für die Glückſeeligkeit des Menſchen mit einer ſehr groſſen Gefahr verknüpft, zumal, wenn ſie oft wiederkommen. Um rechtſchaffen zu ſeyn, in der Ausübung der Frömmigkeit ſeine Freude zu finden, und ſich durch edle Thaten zu der wahren Würde und Hoheit der menſchlichen Natur emporzuſchwingen, dazu ſind einige gute und geſetzmäßige Handlungen nicht genug. Jede Tugend iſt eine Fertigkeit; zu einer jeden gehört eine ganze Reihe von Thaten, die mit unſren Pflichten übereinſtimmen. Wie nun dazu eine ununterbrochne Uebung erfodert wird: So begreift man leicht, daß, wo es, ſo zu ſagen, eine immerwährende Ebbe und Flut von Tugend und Laſter giebt, kein hoher Grad von Fertigkeit im Guten erlangt werden könne. Ein Menſch aber, der es darinnen zu keiner Feſtigkeit bringt, hat von ſeiner Abwechslung in der Rechtſchaffenheit und in der Unordnung alles zu befürchten. Wer das erſtemal die Früchte des Laſters verſuchen will, der träumt von Glückſeeligkeit; er jagt einem Gute nach, welches er verachten würde, wenn ers kennte. Die Leidenſchaft verblendet; die Sinne betriegen; die Vorurtheile verführen; er hat das Leere in dem Schatten, den er verfolgt, noch nicht empfunden. Derjenige hingegen, der ſich ernſtlich vorgeſetzt hat, ein Leben zu führen, welches die Geſetze der Religion verlangen, weiß, wie ſehr die Verheißungen des Laſters täuſchen; er hat die dringende Nothwendigkeit tugendhaft zu ſeyn, erkannt; er hat eingeſehen, daß derjenige, der zum Genuſſe eines wahren Glückes zu kommen wünſcht, ſeine weſentlichen Verhältniſſe gegen Gott, gegen ſich, und gegen das allgemeine Beſte zu erfüllen ſuchen müſſe. Je öfter er ſich mit Aufrichtigkeit und Ernſt entſchloſſen hat, dieſes zu thun, deſto öfter iſt dieſe Ueberzeugung in ihm erneuert worden. Wenn er nun gleichwohl oft zurück fällt: Welch ein Uebergewicht müſſen nicht ſtrafbare Gewohnheiten über ſeine Neigung zur Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit erlangt haben?

Ueberhaupt iſt die Natur der menſchlichen Seele ſo geartet, daß ſie nicht lange in einem unentſchiednen Zuſtande aushalten kann. Es iſt ihr unmöglich, immer hin und her zu ſchwanken. Der Verſtand kann nicht immer zweifeln; er behauptet entweder ſehr bald, oder läugnet das, woran er zweifelt. Mit dem Herzen hat es eine gleiche Bewandniß. Mit der beſtändigen Veränderung ſeiner Entſchließungen iſt allzuviel Unruhe verbunden; man beſtimmt ſich endlich, einen Weg zu gehen, wohin er auch führen mag. Wenn alſo ein Menſch in die Ausſchweifungen, die er einmal verabſcheut hatte, oft zurückfällt: So iſt dieſes ein eben ſo gewiſſes Anzeichen, daß er endlich mit Beſtändigkeit auf dem Wege des Laſters fortgehen werde, als man mit Zuverläßigkeit wiſſen kann, daß der Damm nicht ewig widerſtehen könne, an dem die

Wellen oft und mit Ungeſtüm anſchlagen, von dem ſie auch immer einige Stücken abreißen, ohne daß ſich jemand um die Ausbeſſerung deſſelben bekümmert. Die guten Entſchließungen müſſen, je ſeltner ſie ausgeführt werden, um ſo viel mehr von ihrer Lebhaftigkeit und Stärke verlieren. Wenn man den Verſuchungen ſich mit einem ſo ſchwachen Widerſtande entgegenſetzt, ſo muß ihre Macht beſtändig zunehmen; der Abſcheu gegen das Laſter wird vermindert; man gewöhnt ſich an die Häßlichkeit deſſelben, wie man das Unangenehme einer Perſon durch den beſtändigen Umgang mit ihr ertragen lernt, und ob man gleich Erfahrung genug hat, daß unſre Begierde nach Glückſeeligkeit und Luſt keine Befriedigung darinnen findet: So wird es doch endlich zum Bedürfniſſe, das zwar keine Freude gewährt, das man aber doch nicht entbehren kann. So ſehr auch die Tugend gefallen mag, ſo fängt man ſie doch an, als ein Ziel anzuſehen, welches man zu erreichen keine Kräfte hat; man wirft die Schuld ſeiner Schläfrigkeit und Muthloſigkeit auf die Schwachheit der menſchlichen Natur; man erfindet, um ſich ſeinen Pflichten zu entziehen, Ausflüchte; man wird zwar von dem Richter in ſeinem Buſen beſtraft; allein dieſe Beſtrafungen werden immer unerträglicher; man ſucht ſich zu betäuben, und hält die Betäubung für Ruhe; man fängt an ſich in ſeinen Ausſchweifungen glücklich zu preiſen, und ſo verſchwindet nicht allein alle Liebe zur Religion und Tugend aus dem Herzen, ſondern die erſte ſchwache Zuneigung gegen ſie verwandelt ſich endlich in Haß. Man wird ein entſchloßner Sünder; immer kühner und verwägner, und was ſoll nun eine Beſſerung wirken können, wenn die Wahrheit allen Reiz für uns und alle Gewalt über unſern Verſtand verloren hat?

Aber ſoll man denn bey denen, die ihre redlichen und ernſtlichen Entſchließungen, tugendhafter zu werden, nicht ſo gleich mit dem glücklichſten Erfolge bewerkſtelligen, ſondern noch zuweilen von den verderbten Gewohnheiten und Leidenſchaften, die ſie haſſen, überwältigt werden, alle Hoffnung aufgeben? Das ſey ferne! Es iſt Hoffnung bey Rückfällen, wenn ſie nicht ſo gar ſchnell auf die gefaßten Vorſätze der Beſſerung erfolgen; wenn man wie von einem Sturme niedergeworfen wird; wenn man wider ſich ſelbſt kämpft; wenn man das geliebte Laſter, ſo zu ſagen, nur halb begeht; wenn die genoßne Luſt deſſelben mit einer augenblicklichen Reue begleitet wird; wenn man neue und noch ernſtlichere Bemühungen anwendet, ſich von einer Tyranney loszureißen, die man eben deswegen heftiger verabſcheut, weil ſie uns der Tugend untreu macht. Bey ſolchen Geſinnungen wird man immer weniger ſtraucheln; alle guten Vorſätze werden eine größre Feſtigkeit erhalten, und endlich wird man, wegen der Vorſicht, die man anwendet, und wegen der ſorgfältigern Wachſamkeit über alle unſre Schritte, mit Sicherheit auf den glückſeeligen Wegen der Religion und Tugend wandeln. Man wird aber die gefährlichen Rückfälle von der Tugend ins Laſter um ſo viel glücklicher vermeiden, je öfter man die gefaßten guten Entſchließungen erneuert, und man wird ſich immer weniger zu fürchten haben, wenn man ſich von den Gegenſtänden, die man mit einer unordentlichen

Hitze liebte, deutliche Begriffe zu bilden ſucht; wenn man ſich gewöhnt, nicht nach dem Eindrucke der Empfindung, ſondern mit Ueberlegung zu handeln; wenn man die Sinnlichkeit immer mehr unterdrückt und die Stärke der Vernunft vermehrt; wenn man die Gelegenheiten der Laſter flieht, die man ablegen will; wenn man die Gelegenheiten zu den entgegengeſetzten Tugenden ſorgfältig bemerkt und braucht, auf ſeine innern Veränderungen aufmerkſam iſt, öftere Prüfungen ſeiner ſelbſt anſtellt, die Einſamkeit liebt, und ſich fleißig zu dem Weſen wendet, das keine ernſtliche Bitte um Weisheit und Stärke zum Guten unerhört läßt.

Zwey und achtzigſtes Stück.

Die Menſchen treiben gewiß die Ungerechtigkeit ſehr weit, wenn ſie ſich über den Mangel des Vergnügens in einer Welt beklagen, welche ihnen in allen Reichen der Natur ſo mannichfaltige und unerſchöpfliche Quellen der unſchuldigſten und lebhafteſten

Freude öffnet. Wir haben ſo viele Sinne, die alle vergnügt werden können, ohne daß man zur Ausſchweifung ſeine Zuflucht zu nehmen braucht; wir dürften aber beynahe nur Augen haben, und ſie brauchen, um in einem hohen Grade glücklich zu ſeyn. Wer ſeinen Geiſt ſo auszubilden geſucht hat, daß er fähig iſt, von Ordnung, Abſicht, Plan, Regelmäßigkeit und Schönheit gerührt zu werden: Wo findet der nicht Anläß und Gelegenheit, einen ſo edlen Geſchmack zu befriedigen? Das kleinſte Inſect, der Wurm, der von tauſenden ungeſehn und ungeachtet zertreten wird, und die unſcheinbarſte Muſchel oder Schnecke können ihn in die äußerſte Verwunderung ſetzen. Welchem noch ſo prächtigen Gaſtmale, welcher noch ſo ſchimmernden und rauſchenden Geſellſchaft würde nicht ein Swammerdamm die Zergliederung einer Biene oder einer Gartenſchnecke vorgezogen haben? Und was ſind wirklich alle Antiquitätenſammler, gegen die Sammler von Naturalien, die es aus Vergnügen und Luſt an den Werken der Natur ſind, wenn ſie auch nicht einmal alle die Einſicht und Erleuchtung beſitzen,

ſitzen, die ihre Luſt noch mehr veredeln würde?

Die Schaalthiere ſowohl auf der Erde, als in den Flüſſen, Seen und Meeren ſcheinen wegen ihres einfachen, oder vielmehr wegen ihres uns unbekannten Lebens unter den lebendigen Geſchöpfen nur einen ſehr niedrigen Rang einzunehmen. Aber auch hier findet der lehrbegierige Menſch eine Welt, die für ſeine Unterſuchung und Bewunderung zu groß und zu weitläuftig iſt. Noch hat die Erkenntniß derſelben nicht die Höhe von Vollkommenheit erlangen können, die andre Theile der Naturkunde erreicht haben. Man hat zwar viele merkwürdige Erfahrungen von den Schaalthieren geſammelt; aber nur wenige Naturkündiger haben Beobachtungen über die innre faſt bey allen Arten ſehr verſchiedne Beſchaffenheit, Einrichtung, und Bildung derſelben und über den Nutzen und Gebrauch ihrer mannichfaltigen Theile und Gliedmaſſen angeſtellt, obgleich Liſter, Swammerdamm, von Heide, und einige andre weit darinnen gekommen ſind. Allein auch das, was man ſchon entdeckt hat, iſt ſchon fähig, denjenigen, den die Betrachtung der Natur und ihrer Wunder erfreuen kann, zu entzücken, und in das ehrerbietigſte Erſtaunen nicht allein über die Allmacht Gottes, ſondern vornehmlich über die Unendlichkeit ſeiner Weisheit und Güte zu verſetzen. Und ſoll nicht dieſes die vornehmſte Wirkung aller Erkenntniß der Natur ſeyn, und können ſich ihre Beobachter und Kenner einen edlern und höhern Endzweck bey ihren Unterſuchungen vorſetzen?

Man kann dieſe Abſicht ſchon in einem hohen Grade befördern, wenn man bloß die wunderbaren Gebäude, welche die Schnecken und Muſcheln bewohnen, oder wenn man, phyſikaliſcher zu reden, die Gebeine betrachtet, welche dieſe Thiere einſchließen und ihnen nicht allein als weichen und leichtverletzlichen Körpern zum Schutze, ſondern auch in ihren Bewegungen zur Unterſtützung dienen. Die Mannichfaltigkeit und Abwechslung in den Geſtalten und Bildungen ihrer Schaalen, die unzählbare Menge ihrer Abänderungen, die Verſchiedenheit ihrer Farben, und tauſend kleine Auszierungen an denſelben übertreffen alle Vorſtellung. Und gleichwohl entdeckt man überall Abſicht, Regel und Ordnung. Man muß, um ſich einigen Begriff davon machen zu können, ein Cabinet oder das vortreffliche regenfußiſche Conchylienwerk geſehen haben, welches die Stelle eines Cabinets für diejenigen vertreten kann, die dieſen Theil der Natur zu kennen wünſchen, ohne den Aufwand machen zu wollen, der mit der Anſchaffung einer nicht ganz mittelmäßigen Samlung ſolcher Naturalien verbunden iſt. Es iſt lange kein Werk an das Licht getreten, das wegen deſſen, was die Kunſt daran gethan hat, allen Liebhabern und Kennern ſolcher Schriften ſo ſehr bekannt zu ſeyn verdient, als dieſes. Der Künſtler Franz Michael Regenfuß hat darinnen alles geleiſtet, was man von der Vereinigung des Stichels und Pinſels erwarten kann.

Der Künſtler hat ſein Werk, welches in ſeiner Art noch das einzige iſt, dem Könige zugeeignet, weil es, nach dem Ausdrucke der Zueignung, befreyt von der gewiſſen Gefahr, ein unvollendeter Verſuch einer beſondern Erfindung zu bleiben, unter die

Denkmale der Gnade gehört, die ſchon ſo vielen Werken der Kunſt Wirklichkeit und Dauer gegeben hat.

Der Vorbericht erzählt die Geſchichte des Werkes, und unterrichtet uns, wem die Welt für das Verzeichniß der Conchylienſchriftſteller, und für die Beſchreibung ſowohl der däniſchen Naturalienſammlungen, als der abgebildeten Schnecken und Muſcheln verbunden zu ſeyn Urſache hat, und meldet, daß zum zweyten und dritten Theile ſchon viele Originalgemälde fertig liegen.

Auf ein ſehr vollſtändiges Verzeichniß derer, die von den Conchylien und ihren Bewohnern geſchrieben haben, folgt eine Nachricht von den vornehmſten däniſchen Naturalienſammlungen, und zwar nur von denen, die in Kopenhagen befindlich ſind. Es iſt merkwürdig, daß Dänemark mit Italien ſich der erſten und älteſten Cabinetter von Werken und Seltenheiten der Natur und Kunſt rühmen kann, und es wird deswegen eine gerechte Verwunderung darüber geäuſert, daß ein Linnäus, wenn er in ſeiner Beſchreibung des königlichen Cabinetes in Stockholm unterſchiedner königlicher und fürſtlicher Naturalienſammlungen gedenkt, und dieſe Beyſpiele der Liebe zur Natur in Portugall und Spanien aufſucht, von Dänemark ſchweigt, wo er ſie doch viel näher finden konnte. Es iſt nicht möglich, ſich über die Beſchaffenheit und die Vorzüge einer jeden auszubreiten; ſie verdienten alle beſchrieben zu werden. Allein auſſer den königlichen Sammlungen iſt unſtreitig das hochgräfliche Moltkiſche Cabinet das ſehenswürdigſte und prächtigſte, und es verdient nicht allein wegen der Menge, der Verſchiedenheit, der Mannichfaltigkeit und Ordnung, ſondern auch wegen der Koſtbarkeit und Seltenheit ſeiner Naturalien bewundert zu werden. Für Kenner ſaget man genug, wenn man anmerkt, daß man unter den Schnecken eine ächte und ganz unbeſchädigte Wendeltreppe antrifft; eine Schnecke, die wirklich jedes Auge durch die auſſerordentliche Künſtlichkeit, Regelmäßigkeit und Schönheit ihres ganzen Baues und wegen der ſo vollkommen geometriſchen Abmeſſung ihrer Wendungen in Erſtaunen ſetzen muß.

In einer vorläufigen Einleitung werden zuförderſt einige Anmerkungen über den edelſten und wichtigſten Nutzen vorgetragen, den eine erweiterte Kenntniß der Natur und beſonders auch eine genauere Kenntniß der Conchylien gewähren muß. Dieſer iſt kein andrer als eine ausgebreitetere, vollkommnere und lebhaftere Einſicht in die Vollkommenheiten Gottes. „Wir können, heißt es, über die Wunder ſeiner Schöpfung nicht nachdenken, ohne zum Erſtaunen über dieſelben fortgeriſſen zu werden. Wenn wir hier die Augen verſchließen, oder mit Nachläßigkeit öffnen: So müſſen nothwendig unſre Vorſtellungen von ſeinen Vollkommenheiten ſehr eingeſchränkt, ſehr dunkel, ſehr unfruchtbar bleiben; aber gründliche und zugleich ausgebreitete Einſichten in die Natur geben ihnen eine Art von Unendlichkeit, die allein den unermeßlichen Abſtand zwiſchen uns und unſerm großen Schöpfer zu vermindern ſcheint. Die unzählbare Menge ſeiner Werke, die Verſchiedenheit und Abwechslung ihres Entwurfs, die reiche Quelle von Mitteln zur Ausführung deſſelben, die Mechanik und Kunſt in den Geſchöpfen,

ſchöpfen, und ſelbſt die anſcheinende Unordnung darinnen bemächtigt ſich der Bewunderung. Der menſchliche Geiſt in der namenloſen Anzahl ſeiner herrlichen Wunder verloren, fühlt niemals ſeinen göttlichen Urſprung mehr, als wenn er in der Betrachtung derſelben, wenn er in der Mannichfaltigkeit dieſer harmoniſchen und widerwärtigen Verknüpfungen, in dieſen Welten von Weſen, wo nach unſern Einſichten die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit der größten Verwirrung abzuwechſeln ſcheint, wenn er in dieſer unaufhörlichen Folge von Zerſtörung und Erneuerung am tiefſten verſunken iſt. Nichts vergröſſert unſern Begriff von der Allmacht ſo ſehr, als dieſes majeſtätiſche Schauſpiel, durch welches ſie ſich in ihrer Unendlichkeit offenbaret. Mit welch einer Empfindung von Ehrfurcht gegen ihre Weisheit und Güte muß nicht ein ſolcher Anblick des Weltgebäudes begeiſtern? Wie vollkommen ſind nicht die Vorſtellungen von Gott, die aus ſolchen Einſichten entſpringen; wie würdig des Schöpfers, da ſie gleiſam durch ſeine eigne Hand gebildet werden und keine Träume kühner und umherſchweifender Einbildungen ſind, welche durch Träume einer noch vermeßnern Einbildung wieder zernichtet werden! So unzertrennlich Einſchränkung und Endlichkeit von allen Wundern der Natur ſind: So hat ihnen dennoch der Schöpfer eine gewiſſe Unermeßlichkeit mitgetheilt, die, ſo zu ſagen, der Widerſchein ſeiner eigenthümlichen Unendlichkeit iſt, und derjenige, welcher über die Menge und Weitläuftigkeit ſeiner Erkenntniſſe ſtolz werden wollte, würde ſeine Eitelkeit bald gedemüthigt ſehen, wenn er einen Blick auf dasjenige thäte, was ihm die Natur zeigt. Jede beſondre Art von Geſchöpfen, die ſich oft, ungeachtet ihrer weſentlichen Gleichheit, in faſt unzählbare kleinere Familien ausbreitet, kann eine neue Wiſſenſchaft erzeugen, die für den geſchäfftigſten Geiſt keine Grenzen hat. Hier werden die Menſchen allezeit unbearbeitete Felder antreffen; jeder abändernde Charakter des menſchlichen Verſtandes kann hier ſeine ihm angemeßne Arbeit, und einen neuen noch unbetretnen Weg zu ſeinem unendlichen Urheber finden, der mit beſondern Annehmlichkeiten beſtreut iſt, und er wird nur Aufmerkſamkeit und Fleiß, nur Neigung zum Unterſuchen, nur eine geſunde Beurtheilung und ſelten Genie brauchen, neue Arten der Erkenntniſſe, neue Arten eines höhern Vergnügens und zugleich neue Beſtätigungen der göttlichen Güte und Weisheit zu entdecken.„

Der Verfolg der Einleitung beweiſet dieſes. Man findet zuerſt eine kurze Nachricht und Abbildung von den Schriftſtellern, die in dieſem Theile der Naturkunde gearbeitet haben. Da in dieſer Nachricht die Zeitordnung beobachtet worden iſt: So erkennt man daraus den ſtufenmäßigen Fortgang dieſer Wiſſenſchaft. **Plinius**, **Gesner**, **Aldrovandi**, **Bartholin**, **Worm**, **Liſter**, **Bonanni**, **Swammerdamm**, **Reaumür**, **Rumph**, **Breyne**, **Klein**, **Gualtieri**, und **Adanſon** ſind die großen Naturforſcher, die ſich auch hier über andre erheben. Dieſe ſind es, welche uns ſowohl mit den Thieren ſelbſt, als mit ihren Schaalen genauer bekannt gemacht haben, und ſie ſind es auch, welche für die Richtigkeit der Beſchreibung Bürge ſind, die hier ſowohl von jenen, als von dieſen gegeden wird. Sie iſt keines Auszuges fähig, weil nichts daraus weggelaſſen werden kann, ohne ſie entweder unvollſtändig, oder dunkel zu machen. Aber man muß nothwendig in die äußerſte Verwunderung geſetzt werden, wenn man daraus lernt, daß man in den Schaalthieren nicht allein faſt alle die Theile, die man in größern Körpern von Lebendigen findet, ſondern auch noch andre darinnen antreffe, die eben ſo künſtlich ſind; wenn man ſieht, wie ſie ſich erhalten und bewegen; wenn man beſonders die mannichfaltigen Arten ihrer Fortpflanzung betrachtet! „Welche Beweiſe von der grenzenloſen Allmacht, und wenn man den Ausdruck erlauben will, von der unendlichen Erfindſamkeit des Schöpfers! Eine ſo kleine Maſſe Fleiſch, als das Fleiſch der meiſten Muſcheln und Schnecken iſt, zu ſolchen organiſchen Körpern gebildet zu ſehen, worinnen ein forſchendes Auge ſo viele Gliedmaſſen, Nerven, Muſkeln, Drüſen, Canäle und andre Theile beobachtet; zu ſehen, wie ſehr dadurch die verſchiednen Arten des Lebens und der Luſt vervielfältigt werden; überall Regel, Plan, und Abſicht zu entdecken, und zwar in einer unendlichen Veränderung und Abwechslung; überall, beſonders auch in den Schaalen und Gehäuſen dieſer Thiere ſo richtige Abmeſſungen, ſo künſtliche und allezeit ſo regelmäßige Verhältniſſe und ſo erſtaunliche allezeit ſchöne Verſchiedenheiten zu erblicken: Welch ein Vergnügen! Und wie fähig iſt ein ſolches Vergnügen nicht, einen nachdenkenden Geiſt in die ehrerbietigſte Verwunderung über Gott zu ſetzen.„

Auf dieſe Einleitung folgen die regenfußiſchen Tafeln mit den dazu nöthigen Tabellen, welche in chronologiſcher Ordnung theils die kurzen Beſchreibungen andrer Schriftſteller von den abgebildeten Conchylien anführen, theils die Namen derſelben in verſchiednen Sprachen enthalten und alle mit viel Genauigkeit und Fleiß gearbeitet ſind. Dieſe werden von den kratzenſteiniſchen und ſpengleriſchen Beſchreibungen begleitet, die ſich durch ihre Genauigkeit, Deutlichkeit und Ausführlichkeit empfehlen. Sie beweiſen, wie vortrefflich die regenfußiſchen Abbildungen ſind, wie weit ſie die ſchönſten Kupferſtiche zurücklaſſen, denen mit den Farben der

Natur ſo zu ſagen das Leben fehlt, und wie verdient das Lob iſt, welches ihnen ſchon Doiſſin in ſeinem Gedichte von der Kupferſtecherey gegeben hat: Die Stiche des Herrn Regenfuß ſind unſtreitig die vollkommenſten, die man jemals in dieſer Art geſehen hat. Es ſind Conchylien nach der Natur vorgeſtellet, aber ſo mit Farben erleuchtet, daß ſie mit dem Pinſel allein gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Drey und achtzigſtes Stück.

Ich habe ſchon in einigen meiner Blätter geäußert, welch einen hohen Werth ich der göttlichen Poeſie der heiligen Schrift zueigne. Da nun die Wahrheit, daß Moſes, Hiob, David, Jeſaias und andre Propheten, bloß als Dichter betrachtet, ſich mit allen großen menſchlichen Genien in einen glücklichen und ehrenvollen Wettſtreit hätten einlaſſen können, noch nicht ſo ſehr bekannt iſt, als ſie doch bekannt zu ſeyn verdient, indem durch die Ueberzeugung davon unſre Hochachtung gegen das unentbehrlichſte und ſchätzbarſte Buch zu einem deſto höhern Grade erhoben werden muß: So habe ich mir vorgenommen, dieſelbe einmal an einem ganzen Gedichte zu beweiſen. Man findet in der Schrift nicht alle Arten von Gedichten; allein man braucht ſich nicht darüber zu verwundern. Die Propheten brauchten die Poeſie, welche die Sprache der Begeiſterung und des Herzens iſt, dazu, wozu ſie eigentlich angewendet werden ſollte, — Empfindungen auszudrücken und Empfindungen in andern hervorzubringen. Folglich iſt dieſelbe, wenn ich den Hiob, das hohe Lied, den Prediger Salomons und gewiſſe Stücken der Propheten ausnehme, welche theils epiſch, theils dogmatiſch, theils didaktiſch ſind, faſt überall bloß lyriſch. Es ſind Geſänge, die gemeiniglich von der Muſik begleitet wurden. Welche Geſänge, und, ohne itzt auf den erhabnen und göttlichen Innhalt zu ſehen, wie voll von poetiſchen Schönheiten!

Die Wahl, um dieſes zu beweiſen, iſt ſchwer; allein ich wähle, wegen des Feſtes, welches wir in dieſer Woche feyern, den acht und ſechzigſten Pſalm. Ehe ich aber den Verſtand mit der Betrachtung ſeiner mannichfaltigen Schönheiten beſchäfftige, werde ich ihn meinen Leſern erſt in einer freyen poetiſchen Ueberſetzung mittheilen, und weil die Einſicht in das Poetiſche deſſelben ſehr von der Einſicht in ſeinen wahren und eigentlichen Sinn abhängt: So will ich den großen und für das menſchliche Geſchlecht ſo merkwürdigen Innhalt dieſes Pſalmes vorausſchicken, und ihn ſelbſt in dem nächſten Blatte, als ein lyriſches Gedicht betrachten.

Es gehöret dieſer Pſalm unter diejenigen, welche meſſianiſche genannt werden, weil er eine Prophezeyung von den auſſerordentlichen und herrlichen Begebenheiten enthält, welche nach der von Chriſto vollendeten Erlöſung der Menſchen dem Erdkreiſe eine ganz neue Geſtalt mitgetheilt haben. Es wird ſolches in dem neuen Teſtamente von dem Geiſte Gottes, als dem einzigen untrieglichen Ausleger der heiligen Schrift ſelbſt verſichert, indem Paulus aus dieſem Pſalme einen Beweis der Auferſtehung JEſu Chriſti und ſeiner Erhöhung in den Himmel herleitet. Allein wenn wir auch dieſes Zeugniß nicht hätten: So würde der Innhalt ſelbſt laut genug für ſich reden.

Der vornehmſte Gegenſtand des Geſanges iſt die Aufrichtung des Reiches Gottes unter den Menſchen, die nach der majeſtätiſchen Auffarth des Erlöſers in den Himmel, durch den Dienſt ſeiner Apoſtel, ungeachtet aller Widerſetzung ſeiner Feinde, erfolgen ſollte.

Der göttliche Sänger fängt mit dem Wunſche an, daß die Feinde des Meſſias zerſtreut werden möchten; ein Wunſch, der in dem Munde eines Propheten eine gewiſſe Verheiſſung und Weiſſagung iſt. Gleich darauf kömmt er auf die nähere Offenbarung deſſelben unter den Menſchen und ermuntert nicht allein zu ihrem Preiſe, ſondern auch zu einer würdigen Vorbereitung auf ſeine Ankunft: Singet Gott, lobſinget Gott; machet Bahn, dem, der da ſanft herfähret; er heißet Herr, und freuet euch vor ihm! Man wird ſich hier erinnern, daß Jeſaias in der Folge verkündigte, dieſes würde kurz vor der Erſcheinung des Meſſias die Stimme eines Predigers in der Wüſte ſeyn. Er heiſſet Herr. Im Ebräiſchen lautet es eigentlich: Sein Name Jehova tröſtet uns. Eine Redensart, die ſchon Moſes gebraucht hat, den groſſen Engel des Bundes, der die Iſraeliten aus Aegypten führte, zu bezeichnen.

Hierauf wird, nach einer nähern Beſchreibung dieſer großen Perſon, die Offenbarung derſelben mit der Offenbarung Gottes auf dem Sinai verglichen. Dieſe war majeſtätiſch, aber ſie erfüllte die Gegenwärtigen mit dem fürchterlichſten Schrecken; ſie war mehr eine Offenbarung der Heiligkeit, als der Gnade; die Offenbarung des Meſſias ſollte erfreulicher ſeyn: Nun aber giebſt du Gott einen gnädigen Regen, und dein Erbe, das dürre iſt, erquickeſt du, daß deine Thiere darinnen wohnen können;*du labeſt die Elenden mit deinen Gütern. Sie iſt beſtimmt, die wahre Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes zu befördern: Der Herr giebt ſein Wort mit großen Schaaren von Evangeliſten. Es iſt umſonſt, daß ſich die Feinde des Erlöſers der Ausbreitung ſeiner Lehre widerſetzen: Die Könige der

Heerſchaaren fliehen, und die Einſame, die verlaßne Kirche, ſiegt, und theilt den Raub aus. Die Apoſtel dürfen ſich nur ruhig halten; (zu Felde liegen heißt es, aber unrichtig, in der lutheriſchen Ueberſetzung:) So werden ſie mit ihrer Lehre glänzen, wie die Flügel der Tauben, und der Berg Gottes, die Kirche, wie ſie auch von dem Propheten Jeſaias genannt wird, ſoll groß und fruchtbar werden. Denn Gott hat Luſt auf demſelben zu wohnen, Gott, der in die Höhe gefahren iſt, das Gefängniß gefangen geführt, und Gaben, die Gaben des Heiligen Geiſtes, unter die Menſchen ausgetheilt hat. Solche Wunder verdienen ein tägliches Lob! Es mögen Trübſalen über die Bekenner Gottes kommen; bey ihrem Gott ſind Ausgänge vom Tode; ſie haben einen Herrn, der vom Tode errettet. Er wird auch gewiß alle ſeine Feinde und die Feinde ſeiner Kirche überwinden, und die Siegeslieder, die einſt bey der Errettung der Jüden aus Aegypten angeſtimmt wurden, werden auch bey einer viel herrlichern Offenbarung des Meſſias angeſtimmt werden. Lobet Gott, den Herrn, in den Verſammlungen, für den Brunnen Iſrael, oder richtiger nach dem Ebräiſchen: Lobet in den Verſammlungen, Gott, den Herrn, der aus dem Brunnen Iſraels entſprungen iſt, oder, wie Paulus ſich ausdrückt, der nach dem Fleiſche aus den Vätern herkömmt. Nichts iſt gerechter, als dieſes Lob des Meſſias. Er hat ſein Reich unter den Menſchen durch Lehrer aus den Stämmen Benjamin, Juda, Sebulon und Naphthali aufgerichtet. Die Könige ſelbſt müſſen ſeine Religion annehmen; die Verfolger werden vertilgt; er giebt ſeinem Worte und ſeinem Volke Kraft. Wie billig iſt es nicht, daß die ganze Erde frohlocke und ausrufe: Gelobet ſey Gott! Wer kann ſich weigern in dieſem Pſalme den Meſſias zu ſehen?

Ich habe dieſen Geſang in meiner freyen Ueberſetzung deſſelben unter den Propheten und verſchiedne Chöre ausgetheilt, theils durch die Abänderung der Versarten das Feyerliche deſſelben beſſer auszudrücken, theils auch die Abwechslung der darinnen herrſchenden heiligen Leidenſchaften ſichtbarer zu machen.

Der Prophet.

Es erſcheine der Herr! Es erhebe ſich Gott,
Jehovah Zebaoth!
Er räche ſeines Namens Ehre,
Zermalme ſeiner Feinde Heere!
Es erſcheint der Herr! Es erhebe ſich Gott,
Jehovah Zebaoth,
Daß er vor ſeinem Angeſichte
Seiner Haſſer Schwarm zernichte!

Mächtig wirſt du, o Herr, die Verbrecher zerſtreun;
Wie Rauch ſo laß ſie ſeyn!
Zerſchmelze ſie, wie Wachs in Flammen!
Reiß aus' vertilge ſie zuſammen!
Wer gerecht iſt, o Gott, der müſſe ſich freun,
Von Herzen fröhlich ſeyn!
Er jauchze! Seine Freudenlieder
Töne jeder Erdkreis wieder!

Erſtes Chor.

Singet, ſinget dem Herrn!
Frohlocket mit Pſalmen dem Herrn!
Frohlockt, damit die Welt es höre,
Triumphgeſänge ſeiner Ehre!

Singt Jubel! Stimmt an!
Macht, machet ihm Bahn!
Er kömmt in wilde Wüſteneyen.
Heil iſt im Namen des Jah!
Der Herr Meſſias iſt da!
Erſcheint, euch vor dem Herrn zu freuen.

Frohlocket dem Herrn;
Der Waiſen Vater und Herrn;
Der Wittwen Richter und Belohnung,
Dem Heiligen in ſeiner Wohnung!
Er, weil er ſie liebt,
Giebt ihnen, er giebt
Verlaſſenen das Haus voll Kinder,
Die ihr gefeſſelt wart, euch
Befreyt er, machet euch reich
Und läßt im Dürren nur die Sünder.

Zweytes Chor.

Du zogſt vor deinem Volke hin;
Gott, da du in der Wüſte Sin
Vor deinem Volk einherzogſt,
Vor Iſrael einherzogſt,
Da bebten auch Fromme! Wie zitterten ſie!

Da rauſcht es! Da bebte vom Donnergetümmel
Die Erde! Da troffen die ſchmelzenden Himmel!
Alles erzitterte! Selbſt der Sinai!
Vor dir Jehovah Zebaoth,
Vor Iſraels Gott!

Drittes Chor.

Nun iſt alles Ruh;
Nunmehr ſchenkeſt du
Einen gnädigen Regen
Daß dein Erbe, die Dürren ſich,
O Herr Meſſias, durch dich
Freuen und erquicken mögen;
Daß die Wüſteney
Deiner Frommen Wohnung ſey;
Daß die matte Heerde
Satt von deinen Gütern werde!

Der Prophet.

Der Herr verkündigt ſeine Lehre,
Die Lehre ſeines Heils, der Welt.
Groß ſind der Friedensboten Heere,
Ein jeder freudig und ein Held!

So ſangen, nach blutigen Kriegen,
Jungfräuliche Reihen von Siegen,
Und jauchzten, daß das Land erklang,
Den frölichen Triumphgeſang.

Alle Chöre.

Der Heere Könige flohen!
Sie flohen! Sie flohen!
Zerſtreut entflohn ſie! Nach dem Streite
Gieng, die daheim ſich hielt, heraus
Und theilte der Beſiegten Beute,
Den Lohn der Ueberwinder aus.

Der Prophet.

Seyd, ſeyd nur ſtill
Und leidet, was Gott will,
Und haltet euch in euren Gränzen;
Wie Taubenflügel ſollt ihr glänzen:
Es glänzt das Gold, das Silber glänzt
Nicht ſchöner, als ihr Fittig glänzt.

So will es Gott!
Der Herrſcher Zebaoth
Verordnet Fürſten unter ihnen,
Und die beſiegten Völker dienen.

Da flieht die Nacht; dann wird ſie ſchnell,
Wie Schnee, von ſeinem Glanze hell.

Der Berg des Herrn
Iſt groß und ſtreckt ſich fern,
Wie Baſans gipflichtes Gebirge;
Ein ſeegentriefendes Gebirge!
Du biſt dem Berge Baſan gleich,
So fruchtbar und ſo hügelreich!

Der Herr iſt hier!
Warum beneidet ihr
Den Berg, ihr gipfelreichen Berge?
Der Herr hat Luſt zu dieſem Berge.
Er fuhr herab, ihn einzuweihn;
Hier thront er. Ewig ſoll er ſeyn!

Ein feyernd Chor
Der Engel fleugt empor.
Sein Wagen ſind zweymal zehn tauſend,
Verdoppelte zweymal zehn tauſend.
Der Himmel wartet ſchon auf dich,
Schon öffnen ſeine Pforten ſich!

Der Herr iſt hie,
Hie iſt der Herr. Der Sinai

Glänzt ganz vor ſeinem Angeſichte
In Heiligkeit, in vollem Lichte.
Wir ſind verſöhnt; nun donnert nicht
Der hohe Sina mit Gericht!

Du triumphirſt,
Du fährſt empor; du führſt
Nun die Gefängniſſe gefangen,
Und haſt für uns Geſchenk' empfangen.
Herr, o Begnadiger, du giebſt
Sie deinen Menſchen, die du liebſt.

Es dräuet zwar
Der Widerſacher Schaar;
Doch plötzlich ruht, ſo ſehr er wütet,
Es ruht ihr Grimm; denn er gebietet!
So legt die ſtolze Welle ſich,
Wenn Gott gebietet: Lege dich!

Erſtes Chor.

Gelobt, gelobt ſey unſer Gott!
Gelobt Elohim Zebaoth!
Er giebt uns eine Laſt von Plagen,
Er giebt ſie täglich uns zu tragen;
Wir klagen!

Gleich rettet Gott uns, unſer Gott;
Gelobt, gelobt, gelobt ſey Gott!

Zweytes Chor.

Es preiſe mit Liedern ihn Iſraels Saame!
Uns rettet der Herr, und hilft er in Eil.
Herr Zebaoth iſt ſein herrlicher Name:
Der Herr, der Herr iſt unſer Heil!

Drittes Chor.

Bey ihm iſt Rettung in Noth,
Der Ausgang ins Leben vom Tod
Iſt bey dem Gewaltigen! Bringet,
Bringt Stärke dem Herrn! Frohlockt ihm! Lobſinget!

Der Prophet.

Mit Zorn geängſtet und mit Schrecken
Wird ſeine Macht der Herr erwecken,
Zerſchmeiſſen ſeiner Feinde Haupt,
Eh ihre wilde Rott es glaubt.
Sie wandeln kühn in ihren Schulden,
Ein dräuender ergrimmter Schwarm!
Der Herr wird ihre Wut nicht dulden;
Zerſchmeiſſen wird ſie Gottes Arm!

Entflöhn ſie auch auf Baſans Höhen,
Entflöhn ſie in die tiefſten Seen,
Ich fände ſie auf Baſans Höh,
Im Abgrund, in der tiefſten See.
So ſpricht der Herr! Er liegt bezwungen,
Der Haufen! Auch ruht ſeine Wut.
Zerknirſche deiner Hunde Zungen;
Dein Fuß zerknirſche ſie in Blut!

Man ſah, mein Gott, wie du einhergiengſt,
Wie du im Heiligthum einhergiengſt,
Mein Gott, mein König, als das Meer
Den Wütrich einſchlang und ſein Heer.
Die Sänger jauchzten auf und ſangen;
Die Harfen froher Spieler klangen;
Der Töchter Jakobs Paukenſchall
Verdoppelte der Wiederhall.

Die Chöre.

Kommt, laſſet uns vor Gott erſcheinen;
Vor Gott, mit Jubel und mit Dank!
Preiſt, preiſt den Herrn in den Gemeinen,
Gott, der aus Jakobs Quell entſprang!

Der Prophet.

Da, da regiert vor dir,
Von deiner Kraft geſtärkt, dein Benjamin, der Kleine,
Die Fürſten Juda herrſchen hier,
Ein zahlreich Heer in der Gemeine.
Die Fürſten Sebulon; die Fürſten Naphthali:
Sie alle herrſchen über ſie.

Dein Gott erbaut dein Reich,
Damit die Welt an dir ſein Wohlgefallen merke!
Welch Reich iſt deinem Reiche gleich?
O ſtärk es uns durch deine Stärke!
Es iſt ein göttlich Werk; Nimm deines Werks dich an;
Dein iſt es; denn du haſts gethan!

Dein Tempel wo du wohnſt,
Bewegt die Könige, Geſchenke dir zu bringen.
In Salem, Herrſcher, wo du thronſt,
Erſcheinen ſie, dein Lob zu ſingen.

O ewig wolleſt du in deinem Tempel ſeyn,
Daß deiner ſich die Völker freun!

Schilt, ſchilt das Thier im Rohr,
Den Leuen, der uns dräut; die ungezähmten Thiere!
Sie heben wild ihr Horn empor!
Schilt die Verſammlung wilder Stiere!
Schilt den, der uns zertritt, der um ein ſchnödes Geld
Auf uns, als ſeine Beute, fällt.

Er kömmt, der Herr zerſtreut
Mit ſeines Armes Kraft die Völker, die gern kriegen.
Aegyptens Fürſten ſind bereit,
Anbetend, Gott, vor dir zu liegen.
Auch flehet dir gebeugt, mit ausgeſtreckter Hand,
Das überwundne Mohrenland.

Erſtes Chor.

Es erſchalle frohlockender Völker Geſang!
Ihr Reiche der Erde, bringt Ehre, bringt Dank,

Ein himmelantönendes Jubelgetümmel
Dem ewigen Herrn der Himmel der Himmel!

Zweytes Chor.

Der Herr iſt ewig und ewig ſein Reich!
Wer herrſcht; wer herrſchet ihm gleich?
Seht, er wird ſeine Stimm' erheben,
Und Stärke ſeiner Stimme geben!

Drittes Chor.

Erſcheint in feſtlicher Pracht,
Lobſingende feyernde Chöre!
Bringt, bringt Jehovah Preis und Macht,
Dem Herrſcher in Jakob und Iſraels Ehre!
Er herrſcht; er triumphirt;
Wer darf ihm widerſtehen?
Jehovah, Jehovah regiert,
Und ſeine Stärk iſt in den Höhen!

Alle Chöre.

Noch laſſen wir unſere Jubel erſchallen.
Der Herr in ſeinem Heiligthum,
Er, er verdienet unſern Ruhm;
Verdient, daß wir ihm niederfallen.

Der Herr, der Herr iſt Gott!
Der Herr iſt Iſraels Gott!
Jehovah wird ſein Volk erheben,
Und Stärke ſeinem Volke geben!
Er, er Jehovah Zebaoth!
Gelobet, gelobet, gelobet ſey Gott!

Vier und achtzigſtes Stück.

Wenn es gewiß iſt, daß lyriſche Gedichte, welche von einer rührenden Muſik begleitet werden ſollen, ihren höchſten Werth und Vorzug theils durch mannichfaltige, groſſe, und intereſſante Empfindungen, theils durch die glückliche Art ihrer Abwechslung und ihres Ausdruckes erhalten: So wird man geſtehen müſſen, daß der göttliche Pſalm, deſſen freye Ueberſetzung in dem vorigen Blatte mitgetheilt worden iſt, unter die vollkommenſten Geſänge gehöre. Nichts kann erhabner, merkwürdiger, und wichtiger ſeyn, als der Innhalt deſſelben. Die Einrichtung und Ordnung iſt diejenige, welche eine geheiligte Natur in der Art, wie verſchiedne Gemüthsbewegungen aus einander entſpringen, beobachten muß. Alles iſt Empfindung, und welch eine mannichfaltige und abwechſelnde Empfindung! Die Muſik hat nicht nöthig, ihre Kunſt zu brauchen, den Sänger lebhafter und rührender zu machen, als er wirklich iſt; ſie darf ihn nur begleiten. Der Ausdruck iſt voll Seele, voll Kraft, Größe und Hoheit, und ſelbſt ein jedes Bild, welches darinnen vorkömmt, Affect, und gemacht, die Empfindungen, die das Ganze hervorbringt, nicht allein zu unterhalten, ſondern zu beleben. Alles dieſes verdient einige beſondre Anmerkungen.

Zu einem ſehr vollkommnen lyriſchen Dichter iſt es noch nicht genug, daß er dasjenige, was er beſingen will, ſelbſt empfinde, und was er empfindet, auch glücklich auszudrücken wiſſe. Denn wenn die Gegenſtände, welche ſeine Empfindungen begeiſtern, nur entweder für ihn, oder für eine gewiſſe Art Menſchen groß und wichtig, oder angenehm und ſchön ſind: So werden andre entweder gar nicht davon gerührt werden, ſo rührend ſein Gedicht auch für ihn, oder für diejenigen ſeyn mag, die mit ihm von einerley Objecten erſchüttert und zum Affect gereizt werden, oder man muß ſich erſt in ihre Stelle ſetzen; eine Bemühung, die nur unächte und, ſo zu ſagen, gekünſtelte Leidenſchaften hervorbringt. Eben darinnen beſteht der Vorzug, den die Dichter des alten Bundes in Abſicht auf das Intereſſe vor allen andern voraus haben. Um von den Oden und Hymnen eines Pindars oder Callimachus gerührt werden zu können, muß man gleichſam ſich in einen Griechen verwandeln, und da dieſes doch nur durch die Hülfe der Einbildung geſchehen kann: So begreift man leicht, daß die pindariſchen Oden ganz andre Eindrücke auf die Griechen gemacht haben müſſen, als ſie auf uns machen können, wie ſehr wir uns auch beſtreben, mit unſrer Einbildung Zuſchauer bey den olympiſchen und nemeiſchen Spielen abzugeben. Aber von der Poeſie der heiligen Schrift mit den edelſten und erhabenſten Empfindungen beſeelt zu werden, braucht man nur ein Menſch zu ſeyn, der von dem Urſprunge, von der Beſtimmung, und von der wahren Glückſeeligkeit

keit ſeiner Natur unterrichtet iſt. Daher ſind die Gedichte der Offenbarung, Gedichte für alle Völker und für alle Zeitalter. Die Gegenſtände derſelben, deren Anblick und Betrachtung ſehr große und ſehr vortreffliche Empfindungen wirken muß, verlieren ihre Kraft niemals; ſie bleiben allezeit wichtig, wenn nur die Menſchen nicht ſelbſt dasjenige verkennen wollen, was ihre wahre gegenwärtige und zukünftige Wohlfarth angeht. Es iſt zwar unläugbar, daß, weil die geoffenbarte Religion lange Zeit nur Einem gewiſſen Volke vertraut geweſen iſt, nicht alle einzelnen Schönheiten der bibliſchen Gedichte von denen empfunden werden können, die von den beſondern Verfaſſungen und Schickſalen deſſelben gar keine Kenntniß haben. Allein wegen dieſes Umſtandes hört doch nicht das Ganze derſelben auf rührend und beweglich zu ſeyn. Man muß freylich um gewiſſe beſondre Schönheiten des acht und ſechzigſten Pſalmes zu fühlen, die Begebenheiten des iſraelitiſchen Volkes kennen. Wenn ſie aber auch, bey einer vorausgeſetzten Unwiſſenheit darinnen, nicht alle empfunden werden:

ben: So bleibet doch der vornehmſte Inhalt für die, denen es nicht an aller Kenntniß und Empfindung der Religion fehlt, auſſerordentlich merkwürdig, wichtig, und erhaben. Denn können wohl die Thaten und Offenbarungen Gottes, mit den Begebenheiten, die daraus entſprungen ſind, oder noch daraus entſpringen ſollen, jemals dem menſchlichen Geſchlechte gleichgültig ſeyn, woſern es nicht entweder in eine völlige Verfinſterung des Verſtandes, oder in eine völlige Verderbniß des Herzens verſunken iſt?

In dem Pſalme, von dem wir reden, wird die Offenbarung eines Erlöſers der Menſchen, welcher Gott iſt, wird die Aufrichtung ſeines Reiches und deſſen Ausbreitung auf der Erde, die Einführung der Religion, und die Ueberwindung alles Widerſtandes gegen dieſe groſſen Abſichten der göttlichen Gnade beſungen. Woran kann dem Menſchen mehr gelegen ſeyn, als an dieſen ſo wichtigen Begebenheiten und Thaten der Gottheit? Und was kann zugleich Gröſſers und Erhabners gedacht werden?

Mit dieſer Merkwürdigkeit, Wichtigkeit und Hoheit des Hauptinnhaltes ſtimmt die ganze Art der Vorſtellung und jede Ausſchmückung überein. Mehr als einmal ſtellt der heilige Dichter eine Vergleichung zwiſchen der Offenbarung des Meſſias in den letzten Zeiten und zwiſchen andern ältern göttlichen Offenbarungen an. Es werden alſo immer große Gegenſtände großen Gegenſtänden entgegen gehalten, wodurch unſtreitig die Wichtigkeit des Ganzen ungemein erhöht wird. Welch einen Eindruck mußten nicht ſolche Vergleichungen auf die Iſraeliten zu den Zeiten Davids machen!

Lyriſche Dichter, wenn ihre Arbeiten ihren Endzweck glücklich erreichen ſollen, müſſen keiner andern Ordnung folgen, als derjenigen, welche die Natur im Affecte unter der Erzeugung verſchiedner und abwechſelnder Leidenſchaften aus einander beobachtet. Der Menſch denkt während ſeiner lebhaften Empfindungen in keinen methodiſchen, nach den Regeln der Logik eingerichteten Sätzen, Urtheilen, Schlüſſen und Beweiſen; er iſt nicht beſchäfftigt, auf dem Wege der Demonſtration Wahrheiten zu erfinden, oder an einander zu ketten; es ſind Wünſche, es ſind Aufmunterungen an andre; es ſind Vorſätze, kurze Erzählungen deſſen, wovon die Seele gerührt iſt, es mag vergangen, gegenwärtig oder zukünftig ſeyn, Beſchreibungen, Gemälde, Vergleichungen, Anreden, Perſonendichtungen, Ausrufungen, und andre Bewegungen des Herzens, deren Verbindung unter einander man nicht allezeit gleich einſehen kann, weil in dem Zuſtande der Begeiſterung die Ideen mit einer unausſprechlichen Geſchwindigkeit auf einander folgen, welche verurſacht, daß viele Nebenideen verſchwinden, die deutlicher gemacht werden, wenn die Seele ruhiger und kälter iſt. Darinnen iſt nun keine wahre Unordnung; es iſt nur eine Ordnung nach andern Geſetzen, als die ſind, welche die Dialektik vorſchreibt. In unſerm Pſalme iſt ein wirklicher Zuſammenhang; aber es iſt der Zuſammenhang des heiligſten und ſchönſten Affects.

Weil dieſer göttliche Geſang eine begeiſterte Weiſſagung zukünftiger Dinge iſt: So läßt ſich hier die Frage aufwerfen, ob die Eingebung derſelben vor ſeiner Ausarbeitung, oder unter derſelben erfolgt ſey. Man kann zwar hierüber, weil die Frage eine Begebenheit betrifft, durch Muthmaßen nichts Gewiſſes beſtimmen; aber mir kömmt doch das Erſte in einem hohen Grade wahrſcheinlich vor. Denn es erhellt aus dem Ganzen, daß David den Vorſatz gehabt habe, nicht allein ſeine eigne Empfindungen zu beſchreiben, ſondern auch gleiche Bewegungen in andern hervorzubringen. Er arbeitete dieſen Geſang für den Tempel, als ein Stück der iſraelitiſchen Liturgie, wie ſolches deutlich aus den vielen Aufmunterungen an andre erhellt, die in dieſem erhabnen Liede ſo oft vorkommen.

Der ganze Pſalm iſt Affect, und fängt mitten in der Leidenſchaft an. Denn der Wunſch, daß Gott aufſtehen, und ſeine Feinde zerſtreuen möge, die gleich darauf folgende Anrede an Gott, die Gottloſen zu vertilgen, und ein neuer Wunſch, welcher die Freude der Gerechten begehrt, beweiſt, daß vor dieſen Vorſtellungen eine vielleicht ſehr lange Reihe andrer Ideen vorhergegangen ſeyn müſſe. Nur in einem Geſange iſt ein ſolcher affectvoller Eingang ſchön; ein epiſches, und überhaupt ein längers Gedicht würde dadurch verunſtaltet werden.

Ich habe geſagt, daß in lyriſchen Gedichten viele Nebenideen ausgelaſſen werden, die die Seele in einem ruhigen Zuſtande deutlich ausgedrückt haben würde; daß eben daraus die ſchöne Unordnung entſtehe, welche mit Recht in den Oden eines Pindars oder Horatius geprieſen wird. In der höchſten Vollkommenheit findet man ſie in unſerm Pſalme. Ich will nur Ein Exempel geben. Nach der Aufmunterung im fünften Verſe folgt auf die Beſchreibung des erſcheinenden Meſſias eine ſehr begeiſterte Erinnerung an die Offenbarung Gottes, welche die Iſraeliten hatten, als ſie aus Aegypten ausgeführt worden waren. Man ſieht nicht ſo gleich ein, durch welch ein Band dieſe Ideen mit einander verbunden ſind, und doch iſt ein wirklicher Zuſammenhang da. In einer ruhigen Betrachtung über das, was den Propheten itzt begeiſtert, würde David geſagt haben: „Der Meſſias, zu deſſen Preiſe ich aufmuntre, „verdient das lebhafteſte Lob: er iſt ein Erbarmer aller derer, die elend ſind; er er-

„ſcheint, ſich der Gefangnen und Verlaßnen anzunehmen, ſie zu ſeegnen, die Abtrünnigen aber in der Dürre zu laſſen, und wie die Offenbarung Gottes, da er vor ſeinem Volke voranzog, und ihnen in der Wüſte ſein Geſetz gab, ſelbſt ſeine Heiligen mit Schrecken erfüllte: So iſt die Erſcheinung des Meſſias bloß wohlthätig, und diejenigen, die vor Sehnſucht nach ſeinem Heile faſt verſchmachteten, werden nun erquickt.“ Ich würde nicht bloſſe Anmerkungen; ich müßte einen Commentarius über den ganzen Pſalm ſchreiben, wenn ich jede einzelne Schönheit dieſer Art bemerken, und die Nebenideen ergänzen wollte, die mir wegen der hohen Begeiſterung darinnen ausgelaſſen zu ſeyn ſcheinen. Ich hoffe aber meine freyere Ueberſetzung oder Nachahmung ſo eingerichtet zu haben, daß meinen nachdenkenden Leſern dieſe Ergänzung nicht allzuſchwer fallen ſoll.

Die Verſchiedenheit und Abwechslung der heiligen Leidenſchaften, worein der Prophet in dieſem Geſange ſich und andre verſetzt, iſt bewundernswürdig. Man ſieht ihn zuerſt von einem frommen und gerechten Unwillen gegen die Feinde Gottes entbrannt. In dieſem Zorne, der aus einem feurigen Abſcheue gegen ihre Laſter entſpringt, wünſcht er, daß ſich Gott aufmachen, ſie zerſtreuen und vertilgen möge. Wer iſt heilig und kann Empörer gegen eine unendliche Majeſtät mit Gelaſſenheit anſehen, und wer kann ſich, wenn keine Beſſerung derſelben zu hoffen iſt, von dem billigen Wunſche ihrer Beſtrafung enthalten? Wer kann Gott lieben, ohne auch ſeine Heiligkeit zu lieben, die eine beharrliche Bosheit mit der ſtrengſten Rache verfolgen muß? Der Anfang iſt alſo, wie er ſeyn ſoll, voll Begeiſterung, ob er gleich noch eine ganz beſondre Schönheit beſitzt, welches ich zeigen werde, wenn ich auf den poetiſchen Ausdruck unſers Pſalmes komme.

Jedoch der Affect des Zorns iſt allezeit ein unangenehmer Affect; eine gebeſſerte menſchliche Seele ſucht ſich davon loßzureiſſen, und dieſes thut auch David. In der Begeiſterung ſehen wir ſelten einen Gegenſtand, ohne zugleich in großer Geſchwindigkeit auch das Gegentheil davon wahrzunehmen.

Die Gottloſen und ihre Schickſale erinnern den Dichter an die Gerechten, und auf dieſe Weiſe erzeugt ein Wunſch den andern:

Wer gerecht iſt, o Gott, der müſſe ſich freun,
Von Herzen frölich ſeyn!
Er jauchze; ſeine Freudenlieder
Töne jeder Erdkreis wieder!

Nun iſt der Uebergang zu lauter angenehmen und frölichen Vorſtellungen natürlich und leicht. Die Aufmunterung zum Preiſe Gottes, der zur Erlöſung der Menſchen erſcheint, die Vorſtellung, daß er ein Vater der Wittwen und Waiſen iſt, und der Einſamen ein Haus voll Kinder giebt und die Gefangnen ausführt, alles dieſes ſind ſehr freudige Ideen. Allein wie ihn erſt der Gedanke an die furchtbare Heiligkeit Gottes auf die Betrachtung ſeiner Güte leitete ſo bringt dieſe jenen zurück, der gleich darauf die Idee der göttlichen Gnade erneuert, indem der Affect die verſchiednen Offenbarungen Gottes mit einander vergleicht, woraus denn eine bewundernswürdige Abwechslung des Schreckens und der Beruhigung entſpringt. Man zittert mit den Iſraeliten am Sinai, wenn man den Dichter ſingen hört:

Gott da du in der Wüſte Sin
Vor deinem Volk einherzogſt,
Vor Iſrael einherzogſt;
Da bebten auch Fromme! Wie zitterten ſie!
Da rauſcht es! Da bebte vom Donnergetümmel
Die Erde! Da troſſen die ſchmelzenden Himmel!
Alles erzitterte! Selbſt der Sinai!

Man wird aber auch ſogleich, mit der allerſüßeſten Ueberraſchung wieder beruhigt:

Nun iſt alles Ruh,
Und nun ſchenkeſt du
Einen gnädigen Regen!

Aus dieſer ſo ſanften Stille entſpringt eine ſehr lebhafte und anhaltende Freude, die in mannichfaltigen und ſehr abgeänderten Empfindungen und Bewegungen des Herzens lange fortdauert, und bloß dadurch, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, die Farbe eines andern Affectes annimmt, weil der Prophet neben den glückſeeligen Wirkungen der Offenbarung des Meſſias auch die ſchrecklichen Schickſale ſeiner Feinde erblickt. Seine Freude, die zu einer herrſchenden Empfindung geworden iſt, erlaubt es ihm nicht, ſich bey dieſem Anblicke zu verweilen. Er geht vielmehr durch die Erinnerung, welch eine dankbare Freude die alten Jſraeliten über die vormalige göttliche Errettung von ihren Feinden empfunden hatten, in den Affect der Bewunderung und des Lobes hinüber, und dieſer veranlaßt wieder eine ſtillere Betrachtung der Wohlthaten, welche dazu reizen, bis er eben dadurch eine neue Stärke empfängt, und in die lebhafteſte Aufmunterung zum Preiſe eines ſo herrlichen Gottes ausbricht. Könnten wohl in einem ſo kurzen Geſange mannichfaltigere, verſchiednere und zugleich ſchönere Vorſtellungen mit einander abwechſeln?

Und wie mannichfaltig und bewundernswürdig ſind nicht die Schönheiten des Ausdrucks! Die Schreibart hat alle Begeiſterung, die ſo große, ſo feurige und ſo göttliche Empfindungen verlangen können. Mit der edelſten Einfalt, und mit einer Deutlichkeit, die das Licht ſelbſt iſt, vereinigen ſich Neuheit, Nachdruck und Hoheit. Die Vergleichungen ſind, wie es die Leidenſchaft begehrt, kurz, und ſo ſchön ſie auch ſind, ſo verweilt ſich doch der Dichter nicht bey ihnen; denn je künſtlicher die Ausführung deſſelben wird, deſto kälter muß der Poet, und deſto gröſſer die Selbſtgefälligkeit ſeyn, die er dadurch verräth. Weil der Pſalm prophetiſch iſt und deswegen eine gewiſſe heilige Dunkelheit in Abſicht auf die vorherverkündigten Begebenheiten erfoderte; ſo werden die Wohlthaten und Glückſeeligkeiten des neuen Bundes unter Bildern vorgeſtellt, die von dem hergenommen ſind, was der alte Bund Groſſes und Vorzügliches hatte. Die Hitze des Affects wird ſo wenig dadurch geſchwächt, daß ſie vielmehr eben davon eine neue Nahrung empfängt. Die Metaphern, die zuweilen kurze Allegorien werden, ſind immer neu und ſtark; die Wendungen der Gedanken unerwartet, und die Figuren des Ausdrucks kühn und feurig. Jedoch es iſt nöthig, daß ich dieſes mit einigen Beyſpielen beſtätige; denn ich würde allzuweitläuftig werden, wenn ich eine jede einzelne Schönheit bemerken wollte.

Gleich der Anfang hat im Ausdrucke etwas Großes und Feyerliches. Denn die Worte: *Es ſtehe Gott auf, daß ſeine Feinde zerſtreuet werden, und die ihn haſſen, vor ihm fliehen*, ſind eben diejenigen, die vordem Moſes bey dem jedesmaligen Aufbruche der Bundeslade brauchte, über welcher die Herrlichkeit Gottes wohnte. Was mußte nicht ein gläubiger Iſraelit von einem ſolchen Eingange erwarten, der ihn an die mannichfaltigen großen Errettungen erinnerte, die ſeine Väter der unter ihnen gegenwärtigen Gottheit zu verdanken gehabt hatten?

Eine für uns weniger deutliche, aber eben ſo ſchöne Anſpielung dieſer Art findet man im zwölften Verſe. Hier heißt es nach dem Ebräiſchen: *Der Herr giebt das Wort; der Jungfrauen, die fröliche Nachrichten verkündigen, iſt ein großes Heer.* Eigentlich iſt, wie der Zuſammenhang beweiſt, die Rede von den Apoſteln. Sie werden aber hier durch eine kühne Metapher mit den Chören von Jungfrauen verglichen, welche die vormaligen Siege der Iſraeliten und die herrlichen Thaten Gottes unter ihnen zu beſingen pflegten. Dieſe Anſpielung habe ich deswegen verſtändlicher alſo auszudrücken geſucht:

Der Herr verkündigt ſeine Lehre,
Die Lehre ſeines Heils der Welt.
Groß ſind der Friedensboten Heere,
Ein jeder freudig und ein Held.
So ſangen nach blutigen Kriegen
Jungfräuliche Reihen von Siegen,
Und jauchzten, daß das Land erklang
Den frölichen Triumphgeſang!

Die gleich darauf folgende von Luthern unrichtig überſetzte Stelle: **Die Könige der Heerſchaaren flohen; ſie flohen,** zeigt den Inhalt dieſes Triumphgeſanges, und iſt, wenn die Hülle der Allegorie weggenommen wird, zugleich eine prächtige Vorſtellung von den zukünftigen Siegen der Kirche über ihre Feinde. Wie ſchön iſt ſie nicht durch die feurige Wiederholung:

Der Heere Könige flohen!
Sie flohen! Sie flohen!

Was die Bilder betrifft, die im Folgenden von dem Glanze der Taubenflügel, von dem ſchneehellen Lichte, welches durch das Evangelium die verfinſterte Welt erleuchten ſollte, und von dem hügelreichen Berge Baſan hergenommen werden, mit dem die Kirche theils wegen ihrer Fruchtbarkeit im Geiſtlichen, theils wegen ihrer vielen beſondern Gemeinen verglichen wird: So brauche ich mich bey der Schönheit derſelben nicht aufzuhalten, weil ſie einem jeden in die Augen ſtralen muß.

Eine beſonders vortreffliche Stelle iſt die Beſchreibung des Wagen Gottes, Meſſias, auf welchem ſich der Meſſias zur Rechten der Majeſtät in die Höhe erhoben hat: *Der Wagen Gottes iſt viel tauſendmal tauſend.* Im Ebräiſchen heißt es eigentlich: *Der Wagen Gottes iſt zweymal zwanzigtauſend und viele Myriaden.* Welch eine große Vorſtellung von der Menge Engel, die ihn bey ſeiner Auffarth in den Himmel begleiteten!

ten! Ich habe ſie einigermaßen in folgenden Verſen nachzuahmen geſucht:

Ein feyernd Chor
Der Engel fleugt empor;
Sein Wagen ſind zweymal zehntauſend
Verdoppelte zweymal zehntauſend.

Noch eine ſehr vortreffliche Stelle muß ich bemerken, weil ſie in der unrichtigen proſaiſchen Ueberſetzung verſchwindet. Dieſe ſaget im ſieben und zwanzigſten Verſe: **Lobet Gott den Herrn in den Verſammlungen für den Brunn Jſrael;** Worte, die keinen Verſtand geben. Nach dem Ebräiſchen heißt es eigentlich: **Lobet in den Verſammlungen Gott, den Herrn, der aus dem Brunnen Jſraels entſpringt.** Kann man ſich wohl von der Menſchwerdung des Meſſias und ſeiner Herkunft nach dem Fleiſche von den Vätern eine poetiſchere Vorſtellung denken?

Ich hätte mich in der Anführung von den Schönheiten der Schreibart viel mehr ausbreiten können; allein dieſes kann für nachdenkende Leſer genug ſeyn, und wer die angeführten zu empfinden fähig iſt, dem kann es nicht ſchwer fallen, die übrigen zu entdecken.

Fünf und achtzigſtes Stück.

Wofern es unmöglich iſt, die Höhe von Rechtſchaffenheit zu erreichen, welche erſtiegen werden muß, um einen nicht unbilligen Anſpruch auf den großen Namen eines Tugendhaften machen zu dürfen, ohne die Geſetze, die den Gebrauch unſrer Kräfte und die ganze Einrichtung unſers Verhaltens beſtimmen und regieren ſollen, oftmals und in vielerley Fällen ausgeübt zu haben: So kann man leicht mit Ueberzeugung einſehen, daß eine fertige Entdeckung guter, und eine eben ſo glückliche Beobachtung und Vermeidung gefährlicher und böſer Gelegenheiten unter den mannichfaltigen Uebungen, welche edle Fertigkeiten erleichtern, und befeſtigen, nicht den niedrigſten Rang einnehmen. Wem es hier an geſchwinder Einſicht und richtiger Beurtheilung fehlt, der wird auch bey dem aufrichtigſten Entſchluſſe, ſeinen Pflichten getreu zu ſeyn, auf dem Wege der Tugend nur ſehr langſame Schritte thun, indem tauſend zu guten Handlungen ſehr bequeme Veranlaſſungen ungenützt vorübereilen werden, weil er ſie nicht ſieht, die Schuld davon mag nun an der Blödigkeit oder an der Trägheit, oder auch an der Zerſtreuung ſeines Verſtandes liegen. Er wird ſich von demjenigen weit zurückgelaſſen ſehn, der jede innerliche und äußerliche Reizung zur gewiſſenhaften Leiſtung ſeiner mannichfaltigen Verbindlichkeiten bemerkt, und, an eine ſchnelle Beobachtung derſelben gewöhnt, jede, die ſich ihm anbietet, ergreift, jede zu ſeinem Vortheile anwendet, durch jede löbliche Handlung, die er unternimmt, ſeiner Liebe zur Tugend eine neue Stärke mittheilt, und das Leben derſelben, ſo zu ſagen, immer lebendiger macht. Es hat mit jeder andern Kraft der menſchlichen Natur die Bewandniß, daß ſie zu dem Grade von Stärke, deſſen ſie fähig iſt, nicht gelangen kann, ohne oft gebraucht und angeſtrengt zu werden. Aber welch ein Unterſchied iſt gleichwohl in dem Wachsthume unſrer in ihren Beſtimmungen ſo weit von einander verſchiednen Kräfte! Sind, damit ich meine Gedanken durch ein Beyſpiel deutlicher mache, unſre körperlichen Fähigkeiten bis auf den Grad erhöht, den ſie nicht überſchreiten können: So nimmt ihre Stärke eben durch den Gebrauch wieder ab, der ſie erweckte und vermehrte; die Uebung ſchwächt ſie nun, und je öfter ſie angeſtrengt werden, deſto ſtumpfer werden ſie, und deſto ſchneller erfolgt ihre Abnahme. Nur die Fertigkeiten der Tugend ſind eines unaufhörlichen Wachsthumes fähig; mit jeder Anwendung empfangen ſie ein neues Leben, werden ſie unſterblicher, werden ſie immer mächtiger, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu überwältigen, und der Wettläufer in den Schranken der Religion und Rechtſchaffenheit ermüdet ſo wenig durch ſeinen ſchnellen Fortgang, daß ihm vielmehr jeder noch ſchnellere Schritt auch eine größre Geſchwindigkeit und Freudigkeit mittheilt. Doch ſo weit kann es niemand bringen, ohne ſeine mannichfaltigen Pflichten oft erfüllt zu haben. Wer kann ſie aber oft erfüllen, wenn es ihm an Geſchicklichkeit und Luſt fehlt, die Gelegenheiten dazu glücklich zu entdecken und ſorgfältig zu gebrauchen?

Man erſtaunt, wenn man überdenkt, wie viel Gutes Ariſtides ſchon gethan hat, man mag ſein Leben aus der Nähe oder aus der Ferne überſehen; man erſtaunt noch mehr, wenn man ſich vorſtellt, wie viel man noch und zwar mit der allerzuverläßigſten Gewißheit von ihm erwarten darf. Wenn er nicht gelernt hätte, oder es nicht wiſſen wollte, daß ein Rechtſchaffner bey aller Größe und Würde ſeiner Tugend und bey einem noch ſo feurigen Eifer, allen ſeinen Pflichten zu gehorchen, immer Urſachen genug übrig behalte, ſich zu demüthigen: Mit welcher Selbſtzufriedenheit könnte er nicht ſeine Aufführung betrachten, und wie nahe wäre er der Gefahr nicht, ſich der Vorzüge zu überheben, die ihren ſchönſten Werth von der Beſcheidenheit, und von einer ſittſamen Mäßigung ſelbſt einer nicht unerlaubten Freude darüber empfangen? Man braucht dieſen Liebenswürdigen nicht lange zu kennen, um zu wiſſen, daß jede Stunde ſeines

Lebens oft mit mehr als einer edlen und rühmlichen Handlung bereichert und verſchönert werde. Ueberläßt er ſich den Verbindlichkeiten ſeines Berufes: Wie eifrig erfüllt er ſie nicht; mit welcher Treue; mit welcher Gewiſſenhaftigkeit! Erſcheint er in den Geſellſchaften, welches gemeiniglich auch aus Pflicht geſchieht; auch in die Geſellſchaften begleiten ihn Religion und Tugend, und überall in der heiterſten und angenehmſten Geſtalt; ſie begeiſtern ſeine Geſpräche, die alle entweder nützlich, oder verbindlich ſind. Man iſt begierig zu wiſſen, warum ſich Ariſtides in der Tugend ſo ſehr von andern unterſcheide, welche man gleichwohl nicht beſchuldigen darf, daß es ihnen an Neigung und Luſt zu ihren Pflichten fehle? Wahre Tugend zu beſitzen, dazu muß man freylich ein Chriſt ſeyn; ſie in einem höhern und vorzüglichern Grade zu beſitzen, dazu iſt auch ein beſondrer und ungewöhnlicher Einfluß des Beyſtandes unentbehrlich, ohne welchen ſich der Menſch zu keiner andern, als zu einer bloß ſcheinbaren Größe emporſchwingen kann. Allein dieſes ſind die erſten und allgemeinen Urſachen, und dieſe bringen ihre Wirkung nicht unmittelbar hervor. Worinnen ſollen wir alſo die Mittelurſachen ſuchen, wodurch ſie wirken? In ſeinen natürlichen Fähigkeiten und Talenten? Aber wie oft bleiben die ſchönſten Gaben der Natur ungebraucht, gleich Schätzen, welche der Beſitzer oft faſt weniger kennt, als eine ſcharfſichtigere Welt? Wie oft werden ſie auch entweder ganz zernichtet oder durch Laſter geſchändet? In der Erziehung? Aber wie viele können ſich nicht rühmen, durch eine weiſe und vortreffliche Erziehung auf den Weg der Tugend geleitet worden zu ſeyn? Warum gehen ſie denſelben, wenn ſie ihn auch nicht verlaſſen, doch mit einer ſolchen Trägheit? Warum verlieren ſie ſich unter der Menge derer, die, wenn ſie gut genug bleiben, um weder verachtet noch verabſcheut zu werden, ſich doch nicht beſtreben, ſo vortrefflich zu ſeyn, daß ſie eine beſondre Hochachtung, Verehrung und Bewunderung verdienten? Sollen wir Ariſtidens moraliſche Vorzüge ſeinen äußerlichen Umſtänden zuſchreiben? Aber ſo würden große und erhabne Tugenden nicht ſo ſelten in der Welt ſeyn, wenn es bloß auf Geburt, Anſehn und Macht ankäme. Woraus ſollen wir alſo ſeine ſo auſſerordentliche Fertigkeit in allen löblichen Handlungen herleiten? Am beſten unſtreitig aus der Gewohnheit, alle Gelegenheiten zum Guten, ehe ſie vorüber ſind, ſchleunig wahrzunehmen, und aus der Luſt, ſie ihrer Beſtimmung gemäß anzuwenden. Dieſe Vollkommenheit iſt es, welche, ſo zu ſagen, jeder Tugend Flügel giebt! Glücklich iſt das Volk, das ſich rühmen kann, in verſchiednen Ständen mehr als einen Ariſtides zu beſitzen, wenn ſie ſolches auch in verſchiednen Graden und auf verſchiednen Laufbahnen ſeyn ſollten!

Sechs und achtzigſtes Stück.

Es iſt nöthig, wenn wir in der Entdeckung und glücklichen Anwendung guter Gelegenheiten zu einer ſolchen Fertigkeit kommen wollen, durch welche wir unſre

Tugend nicht allein ſtärken, und von einer Stufe der Vortrefflichkeit zur andern erhöhen, ſondern auch unſre Zufriedenheit und Glückſeligkeit mit einem großen Ueberfluſſe wahrer Freuden vermehren können, daß wir uns mit den Vorſchriften bekannt zu machen ſuchen, welche uns in den Beſitz dieſer Vollkommenheit ſetzen, ſo bald wir in der Beobachtung derſelben Sorgfalt und Klugheit beweiſen. Da ein Menſch nicht allein durch wirkliche Laſter, ſondern auch durch Vernachläßigung der Pflichten, die Vernunft und Religion gebieten, ſtrafbar und unglücklich wird: So kann eine Betrachtung dieſer Regeln denen nicht anders als angenehm ſeyn, welche ſich von einer edlen Luſt begeiſtert fühlen, ihre Wohlfahrt und Ehre auf eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen.

Ich ſetze voraus, daß derjenige, welcher ſich gewöhnen will, die Gelegenheiten zum Guten, die ſich ihm anbieten, mit Geſchwindigkeit nicht allein zu entdecken, ſondern auch auf das vortheilhafteſte zu gebrauchen, eine deutliche, gegründete und zugleich lebhafte Erkenntniß ſeiner mannichfaltigen Obliegenheiten beſitzen müſſe. Dieſes bedarf keines Beweiſes, wenn man ſich nur erinnern will, daß ſie in ſolchen Verknüpfungen ſowohl unſrer eignen innerlichen und äußerlichen Umſtände, Schickſale, Veränderungen, als auch unſrer Verhältniſſe gegen andre Menſchen und Weſen beſtehen, wodurch die Erfüllung unſrer Pflichten entweder möglich gemacht, oder befördert wird. Wenn man dieſe nicht kennt, woher ſollen wir diejenigen Verbindungen unſrer Umſtände und Verhältniſſe entdecken, welche zur Ausübung der Tugend vor andern bequem und vortheilhaft ſind? Ein wichtiger Grund, die allernothwendigſten Einſichten zu erweitern, und unſre Verbindlichkeiten in ihrem ganzen Umfange überſehen zu lernen! Denn je vollkommner und lebendiger ſie ſind, deſto leichter muß es uns werden, alle Veranlaſſungen zu löblichen Thaten wahrzunehmen, und ihrem Endzwecke gemäß anzuwenden.

Da alle Gelegenheiten zum Guten nicht bloß in unſern äußern, ſondern vornehmlich in unſern innerlichen Umſtänden und Beſchaffenheiten und deren Zuſammenhange mit unſern Verhältniſſen gegen andre Menſchen und Weſen gegründet ſind: So begreift man leicht, daß die erſte Regel eine genaue Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und eine richtige und ſorgfältige Selbſterkenntniß verlange. Keine unſrer Handlungen kann zur Wirklichkeit kommen, wenn wir nicht von einem innern Antriebe dazu gereizt werden, er mag nun aus bloßer Empfindung, oder aus der Gegenwart heftiger Begierden und Leidenſchaften, oder auch aus deutlicher Erkenntniß entſpringen. Wir müſſen alſo die Triebfedern kennen, welche unſre Seele in Bewegung ſetzen; wir müſſen die Anzahl derer, die zugleich wirken, wir müſſen die verſchiednen Stufen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke kennen, wenn wir ſie nach den Erforderniſſen der Fälle, worein wir kommen, entweder vermehren und anfeuren oder zurückhalten und ſchwächen wollen. Und wie können wir die innern Beſchaffenheiten und Veränderungen unſres Verſtandes und ſeiner Kräfte, unſers Herzens und ſeiner Bewegungen mit unſern äußern Umſtänden und Ver-

Änderungen in diejenige Harmonie bringen, welche Religion und Rechtſchaffenheit begehren, wenn wir Fremdlinge in uns ſelbſt ſind? Wenn wir nicht wiſſen, was in unſerm eignen Herzen vorgeht, oder wenn es dem Bewußtſeyn davon an Deutlichkeit und Licht fehlt: Werden wir nicht in unſern Handlungen von jeder fremden Gewalt abhangen, die nur auf unſre Sinne wirken kann? Lerne dich ſelbſt kennen, iſt alſo eine Regel, deren Beobachtung, auſſer tauſend andern vortrefflichen Wirkungen, auch dieſe hat, daß ſie die Entdeckung und Anwendung aller guten Gelegenheiten erleichtert und befördert.

Weil überhaupt der Ausführung eines jeden Unternehmens, worein wir uns einlaſſen, nichts hinderlicher zu ſeyn pflegt, als theils die Zerſtreuung unſers Geiſtes, die gemeiniglich ihren Grund in einer allzumächtigen Sinnlichkeit hat, theils auch eine unordentliche Geſchäftigkeit, welche entweder auf keinen gewiſſen Endzweck gerichtet iſt, oder ihre Gegenſtände beſtändig verändert, oder verſchiedne Abſichten zu gleicher Zeit verfolgt, ohne ſie gehörig mit einander zu verbinden: So müſſen wir, um alle Gelegenheiten zum Guten leicht entdecken und gebrauchen zu können, uns von dieſen ſo nachtheiligen Unvollkommenheiten unſrer Seele zu befreyen, oder vor ihnen zu bewahren ſuchen. Die Gegenwart des Geiſtes und die Sammlung des Herzens ſind auch zu dieſem ſo wichtigen Endzwecke nothwendige und ſichre Mittel. Ein Menſch mag noch ſo ernſtlich entſchloſſen ſeyn, eine jede Gelegenheit zu rühmlichen Handlungen pflichtmäßig anzuwenden, und auch ſcharfſichtig genug, ſie zu entdecken; ſie wird ihm, ſelbſt wenn er ſie faſt ergriffen hat, noch entfliehen, wofern er zur Zerſtreuung gewöhnt, oder in eine Geſchäftigkeit verloren iſt, die ſich durch keine Regeln einſchränken und regieren läßt. Denn da wir beſtändigen Veränderungen unſers Zuſtandes ausgeſetzt ſind, und keine einzige in einer völligen Gleichheit mit ſich ſelbſt lange fortzudauern pflegt; da die Zerſtreuung und eine unordentliche Geſchäftigkeit eben darinnen beſteht, daß die Seele unfähig geworden iſt, eine Reihe von Gedanken, oder Bewegungen, oder Handlungen mit Beſtändigkeit fortzuſetzen, weil ſie keinem beſtimmten und feſten Entwurfe folgt; da überdieß jede Gelegenheit entweder verſchwindet, oder unbequem werden muß, wenn die Verknüpfung von einerley innerlichen und äußerlichen Umſtänden geſchwächt wird, oder völlig aufhört: So iſt derjenige, der dieſe Fehler noch nicht überwunden hat, immer in Gefahr, von der beſchloßnen und auch wohl ſchon angefangenen Ausführung edler Unternehmungen, zu denen ihn beſondre Veranlaſſungen reizen, durch fremde Gegenſtände abwendig gemacht zu werden, ſo bald ſie nur einen unvermutheten und plötzlichen Eindruck auf ihn machen. Ueber dieſe Gefahr iſt derjenige erhoben, der ſich ſo in ſeiner Gewalt hat, daß ihn nichts beunruhigt. Er iſt ſo frey; er iſt ſeiner ſelbſt und ſeiner Kräfte und ihrer Wirkungen ſo mächtig, und ſeine Augen ſind immer ſo offen und wachſam, daß er alle Veränderungen, die nicht von ihm ſelbſt entſpringen, bemerkt, ohne ſich ſelbſt dadurch verändern zu laſſen; daß er auf ſeinem Wege ſtandhaft fortgeht, wenn es nicht ſeine Pflicht ſelbſt erfodert, ſeine Handlungen anders einzurichten.

Ein Menſch, der ſich geübt hat, ſeine Gedanken zu ſammeln, und gegenwärtigen Geiſtes zu ſeyn, wie leicht muß der nicht ſeine Umſtände, ſeine Verhältniſſe gegen andre Menſchen, und überhaupt gegen alle Geſchöpfe, und deren Abwechslungen mit den Geſetzen Gottes vergleichen; wie leicht muß der nicht aus einer ſolchen Vergleichung einſehn, und, wie das Beſte aller Bücher ſagt, prüfen können, welches ſein guter, ſein ihm wohlgefälliger Wille ſey! Es giebt ſo merkliche Gelegenheiten zur Tugend für alle Menſchen, daß es beynahe gar keine Anſtrengung unſrer Aufmerkſamkeit zur Entdeckung derſelben bedarf; ſie dringen ſich, ſo zu ſagen, einem jeden auf; man müßte ſehr muthwilliger Weiſe ſeine Augen verſchließen, wenn man ſie nicht entdecken wollte. Allein es giebt Gelegenheiten zur Tugend, die es nicht gleich bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen; ſie ſtralen nicht in einem ſo ſtarken Lichte, als jene; man muß ſeine Aufmerkſamkeit ermuntern; man muß in der Beurtheilung ſehr genau, und doch zugleich ſehr geſchwind ſeyn, damit ſie nicht ungebraucht vorübereilen. Wie glücklich iſt alsdann nicht derjenige, der ſich in der Vergleichung aller Dinge mit dem Willen Gottes und mit ſeinen Pflichten bis zur Fertigkeit geübt hat! Dieſe wird ihn in den Stand ſetzen, ohne Verzug zu ſehen, was er thun muß, und welch einen vorzüglichen Werth haben nicht Tugenden, die bey weniger merklichen, weniger ſichtbaren Gelegenheiten dazu ausgeübt werden!

Jedoch es iſt unmöglich, in dem Gebrauche der Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen mit ſo vieler Treue und mit einem ſolchen Eifer zu verfahren, als wir ſchuldig ſind, wenn nicht unſre allgemeinen Entſchließungen, alle Geſetze, die unſern Gehorſam fodern, zur beſtändigen Richtſchnur unſers Verhaltens zu machen, zu allen Zeiten Wirkſamkeit und Stärke genug behalten. Wie nöthig iſt es nicht in dieſer Abſicht, öftere Betrachtungen über die Nothwendigkeit und wahre Beſchaffenheit derſelben anzuſtellen! Geben wir uns keine Mühe, ſie immer zu erneuern, ſo haben ſie das Schickſal aller Ideen unſres Geiſtes, die, wenn wir ſie nicht fortſetzen, endlich von andern ſo verdunkelt werden, als wenn ſie nie von uns gedacht worden wären. Wir müſſen uns alſo unſrer guten Vorſätze nicht allein bewußt bleiben; wir müſſen ſie auch in ihrer Herrſchaft über alle andern Gedanken, und über alle Wirkungen unſers Willens zu vertheidigen ſuchen. Wir müſſen zuſehen, daß die Ordnung, in welcher wir ſie zur Wirklichkeit bringen ſollen, nicht verrückt werde, und beſonders müſſen wir alle unſre Umſtände, und alle Veränderungen, die mit uns vorgehen, als Mittel anwenden, täglich ihre Stärke und Lebhaftigkeit zu vermehren. Je gröſſer dieſe iſt, deſto mehr wird uns an der Erfüllung derſelben liegen, und wer weiß nicht, wie wirkſam uns der Antheil macht, den wir an einem Gegenſtande unſrer Wünſche nehmen? Alsdann kann ſich unſrer Aufmerkſamkeit nichts entziehen, was in einigem Verhältniſſe damit ſteht; wir ſehen alles, und die Hoffnung, unſre Vorſätze auszuführen, wie beſeelt ſie nicht unſre Thätigkeit, und welche Hinderniſſe hilft ſie nicht überwinden?

Die Folge aus dieſen Erfahrungen iſt die Nothwendigkeit einer beſtändigen und angelegentlichen Erneuerung guter Vorſätze. Da nun dieſe, weil ihre Belohnung ſelten eine ſinnliche Luſt iſt, bloß durch die Uebung in einer deutlichen Erkenntniß unſrer Pflichten befördert werden kann: So können wir wider eine unordentliche Sinnlichkeit nie zu ſehr auf unſrer Hut ſeyn, weil eine reife und zuverläßige Beurtheilung durch nichts mehr verhindert wird, als durch ſie. Die Empfindung muß, ſelbſt wenn wir ſie auf moraliſche Güter richten, nie die vornehmſte Urſache unſrer Handlungen werden; denn auch ſie kann uns zu gefährlichen Verirrungen verleiten, weil ſie allezeit mit undeutlicher Erkenntniß verbunden iſt. Nur mit der Vernunft können wir den Zuſammenhang der Dinge, und das, was durch dieſen Zuſammenhang nothwendig und eine Verbindlichkeit wird, überſehen. Sie muß herrſchen, wie lebendig und wirkſam auch unſer moraliſches Gefühl ſeyn mag, und je ſtärker die Winde ſind, welche die Seegel füllen, deſto nöthiger wird ſie am Steuerruder. Die beſten Empfindungen werden leicht unordentlich, weil die Dunkelheit der Vorſtellung des Guten und Böſen leicht in eine Unrichtigkeit derſelben ausarten kann, oder auch weil die Grade derſelben den Graden deſſen, worauf ſie gerichtet werden, nicht gemäß, ſondern bald ſtärker, bald anhaltender ſind, als ſie ſeyn ſollten. Je weniger wir uns alſo unſern Empfindungen überlaſſen; je weniger uns ſinnliche Begierden und Abneigungen regieren, deſto leichter werden wir gute Gelegenheiten, ohne uns zu verirren, entdecken, und ſie deſto glücklicher, ohne in ihrem Gebrauche zu fehlen, zu unſerm wahren Vortheile anzuwenden wiſſen.

Allein wie wir zu allen moraliſchen Vollkommenheiten nur durch viele und verſchiedne Stufen, und auch nicht ohne oft auszugleiten und wieder aufzuſtehen, empor kommen können, gleich Kindern, die nicht mit Sicherheit gehen lernen, ohne oft geſtrauchelt zu haben: Alſo werden wir, ungeachtet des ernſtlichen Beſtrebens, dieſe Regeln zu beobachten, dennoch viele vortreffliche Veranlaſſungen zur Erfüllung unſrer Pflichten vernachläßigen. Soll uns nun dieſes Straucheln nicht zum Nachtheile gereichen; ſo müſſen wir von jedem Falle aufſtehn, und ſeltner fallen: und wünſchen wir dieſes; ſo müſſen wir uns einer lebendigen und heilſamen Erkenntniß unſerer Fehltritte, und der von uns verabſäumten guten Gelegenheiten befleißigen. Dieſes iſt das Amt des Gewiſſens, welches nicht allein über unſre noch bloß möglichen oder angefangnen, ſondern auch über die ſchon vollendeten Handlungen unpartheyiſch, und mit völliger Freyheit entweder für uns oder wider unſre Eigenliebe urtheilen ſoll, nachdem es unſre Thaten verdienen. Je wachſamer und zärtlicher ſolches iſt; je freymüthiger es uns begangne Fehler vorhalten, und uns zeigen darf, in welchen Fällen wir zu pflichtmäßigen Thaten veranlaßt wurden, ohne ſie verrichtet zu haben, deſto vorſichtiger werden wir in der Folge werden. Der verſchuldete und unwiederbringliche Verluſt guter Gelegenheiten und aller ihrer glückſeeligen Folgen wird uns kränken; je deutlicher unſre Erkenntniß davon wird, und je ernſtlicher noch immer unſre Luſt zur Tugend iſt, deſto eifriger wird uns eine ſolche ſchmerzhafte Empfindung machen, einem neuen Verluſte durch alle nur mögliche Aufmerkſamkeit und Gegenwart des Geiſtes vorzubeugen.

Nichts, was zur Beförderung der moraliſchen Güte und Glückſeeligkeit des Menſchen unternommen wird, bedarf einer Belohnung. Aber wie glücklich wären nicht die Stunden, worinnen dieſe Betrachtungen gedacht wurden, angewendet, und wie theuer belohnt, wenn ſie auch nur einen meiner Leſer bewegen möchten, nicht allein aufmerkſamer auf gute Gelegenheiten zu ſeyn, ſondern ſie auch, wegen des großen Gewinnes, den ſie verheißen, beſſer zu gebrauchen!

Sieben und achtzigſtes Stück.

Leſen iſt eine der edelſten, nützlichſten und angenehmſten Beſchäfftigungen, und einer der größten unter den Vorzügen, die nur einer kleinen Anzahl Menſchen zu Theile werden. So ſehr ein Vorzug, daß ſich ein jeder, der ihn hat, als Einen aus Zehntauſenden anſehen kann. Vielleicht ſage ich noch zu wenig. Gleichwohl welch eine Glückſeeligkeit, mit den gröſten Geiſtern aller Jahrhunderte in Geſellſchaft zu ſeyn, die herrlichſten Werke ihres Genies zu ſtudiren, und durch einen vertrauten Umgang mit ihnen, ihre ſchönſten Empfindungen, Gedanken und Einſichten, die Früchte eines vieljährigen Nachdenkens, und langer und vielfältiger Erfahrungen, mit leichter Mühe zu den ſeinigen zu machen.

Man ſieht leicht, daß ich hier nicht von demjenigen Leſen rede, welches uns als eine ſchlechterdings nothwendige Pflicht obliegt, wenn wir gewiſſe Wiſſenſchaften erlernen wollen; denn da dieſes aus beſondern Abſichten geſchicht: ſo hat es auch ſeine beſondern Regeln, die bey dem Unterrichte in jeder Wiſſenſchaft ausführlich gegeben werden. Ich habe itzt nur dasjenige Leſen zu meinem Augenmerke, wobey man ſich überhaupt den allgemeinen Endzweck vorſetzen ſollte, ſeinen Geiſt mit nützlichen und angenehmen Kenntniſſen zu bereichern, die Empfindung des Guten und Schönen zu ſchärfen und richtiger zu machen, und ſein Herz zu veredeln.

So groß und mannichfaltig nun zwar der Nutzen ſolches Leſens iſt; ſo kann es doch unſre Kräfte nicht über ihre natürlichen Gränzen ausdehnen: Aber es kann den natürlichen Talenten diejenige Vollkommenheit ertheilen, deren ſie fähig ſind; es kann alle Triebfedern der Seele in Bewegung ſetzen, die in ihr verborgnen Keime entwickeln, ihnen Saft und Wärme geben, und ſie zu Früchten reif machen. Der erfahrenſte Greis kann aus Büchern noch Nutzen ſchöpfen, und den Jüngling ſetzt ein kluger Gebrauch derſelben über ſeine Jahre hinweg.

Die Wenigſten ſehen es aus dieſem Geſichtspunkte an; die meiſten ſetzen ſich weit geringere Endzwecke dabey vor, und haben daher auch weit geringere Vortheile davon. Einige leſen, um einen wirklichen Hunger ihrer Seele nach Erkenntniß zu ſtillen; ſie verſehen es aber darinnen, daß ſie ſich in der Wahl ihrer Speiſen mehr darnach richten, was ihnen gut ſchmeckt, als was ihnen geſund iſt: Und leider haben wir es den Köchen unſerer Zeiten zu verdanken, daß oft die Speiſen, welche am wenigſten geſund ſind, den Geſchmack am meiſten reizen. Oft zieht man aber auch aus einem Fehler des Geſchmackes das Schlechte dem Guten vor. Einige ſehen bisweilen in ein Buch, nicht um einigen Nutzen davon zu haben, ſondern ſo, wie Viele bisweilen auf ihre Taſchenuhren ſehen; weil es andre auch thun; nicht, damit ſie ihre Zeit deſto ſparſamer eintheilen können.

Es giebt noch andre, welche Bücher leſen, um Fehler darinnen zu finden; die über eine Schrift eben ſo herfallen, als Zollbediente über das, was in die Stadt eingeführt wird, bloß um zu ſehen, ob Contrebande darinnen ſind. Und gemeiniglich machen ſie es noch ſchlimmer: Sie taſten, wie gewiſſe Seeräuber, wenn ſie keine Contrebande finden, auch das rechtmäßige Gut an, erklären es ohne Beweis für eine Priſe, und mishandeln den Eigenthümer noch dazu. Ob ihr Geſchmack und ihre Einſichten ſie auch be-

berechtigen, ſich das Anſehen der Kunſtrichter anzumaaſſen, das iſt gar keine Frage.

In unſrer güldnen Zeit iſt jeder Leſer
klug.

Und wenn er gleich bisweilen faſt nur in dem Verſtande lieſt, wie dieſes Wort in den Leſeſchulen genommen wird; ſo zieht er doch ohne Umſtände jeden Scribenten, der das Unglück hat, ihm in die Hände zu fallen, vor ſeinen Richterſtuhl, und

urtheilt kräftiger, je weniger er weis.

In der That erfodert es auch weit weniger Verſtand und Einſichten, als man gemeiniglich denkt, Fehler in einer Schrift zu finden; die ſeichteſten Köpfe ſind geſchickt dazu, und können es, wenn ſie ſich mit Ernſt darauf legen wollen, in dieſer edlen Kunſt bald ſehr weit bringen: Da man hergegen die Schönheiten eines Werkes nur in dem Maaſſe zu empfinden und zu beurtheilen fähig iſt, nach dem man ſelbſt mehr oder weniger Genie hat.

Unſre eigne Beſſerung, und die Erwerbung mehr und gröſſerer Vollkommenheiten zur Beförderung der allgemeinen Glückſeeligkeit iſt ein weit höherer und wichtigerer Vortheil, den man durch Leſen erhalten kann; und ſollte daher bey einem jeden auch der erſte und eigentlichſte Endzweck deſſelben ſeyn. Aber wie weit verfehlen ihn nicht alle die angeführten Gattungen von Leſern, und verſchiedne andre mehr, deren ich gar nicht erwähnen will!

Wofern dieſes ſeine Richtigkeit hat; (und läſſt es ſich wohl in Zweifel ziehen?) ſo muß der Nutzen einer Schrift dasjenige ſeyn, was hauptſächlich ihren Werth beſtimmt: Und ein Verfaſſer, wenn er richtig und edel denkt, wird aus keiner andern Urſache wünſchen und ſtreben, ſeinem Werke Schönheiten zu ertheilen, als um nützliche Wahrheiten und ſchöne Empfindungen in einer würdigen Geſtalt zu zeigen, und ihnen dadurch einen leichtern Eingang in die Herzen der Menſchen zu verſchaffen. Er wird ſich weit öfter fragen, was die Tugend, als was die Kritik von ſeinen Schriften urtheilen könnte.

Wer öffentlich vor dem Publico auftritt, der muß ſich allemal der Gefahr ausſetzen, den Vorwurf zu hören: Sein Werk könnte noch mehr Schönheiten haben, als es wirklich hat. Aber es ſteht in ſeiner Gewalt, dem Tadel zuvorzukommen, daß ſein Thema ein beßres ſeyn ſollte, als es iſt. Und dieſer Tadel iſt weit wichtiger, als jener, weil er ſeinen moraliſchen Charakter trifft, und keinen Entſchuldigungen Raum läßt.

Meine Abſicht kann hier gar nicht ſeyn, denjenigen das Wort zu reden, die ſich, ohne natürliche und erworbne Talente zu beſitzen, des Schreibens unterfangen, und ſich mit der Ausflucht zu ſchützen glauben, daß ſie des Nutzens wegen ſchrieben. Sie werden uns allezeit ihre Antwort wenigſtens auf Eine Frage ſchuldig bleiben müſſen, wenn ſie auch wirklich ſehr wohlgemeinte Abſichten bey ihrem Unternehmen haben. Allein ſo richtig die Regel iſt, daß man von einem Scribenten das Genie als ſeine erſte Eigenſchaft fodern könne: So wahr und ſo wichtig iſt auch die, daß der erſte Endzweck ſeines Werkes ein moraliſcher Nutzen ſeyn müſſe.

Niſi vtile eſt quod facimus, ſtulta eſt gloria.

Phaedrus.

Eine ſchöne Schrift ohne einen moraliſchen Werth, iſt eine ſchöne Blume ohne Geruch. Und derjenige, welcher ſie einer andern, die zwar in der Ausführung einige kleine Vollkommenheiten weniger, aber auch dafür weit mehr moraliſche Schönheiten hat, vorziehen kann; erniedrigt ſeinen eignen Charakter, indem er zu erkennen giebt, daß er das Kleid mehr ſchätze, als den Mann.

Eine tugendhafte, eine edle That iſt ſchöner als alle Werke der Kunſt, die der menſchliche Geiſt hervorzubringen fähig iſt. Salomo vor den Augen ſeines Volkes mit allen Zeichen der tiefſten Unterwerfung und der feurigſten Andacht gegen den Allmächtigen, iſt der vortrefflichſte Gegenſtand, den ſich ein Dichter oder ein Mahler wählen kann. Und wenn er ihn würdig ausführt; ſo hat er die gerechteſten Anſprüche auf unſere Bewunderung, auf unſere Hochachtung. Aber weit mehr Bewunderung, weit mehr Hochachtung verdient der, der ſeine Seele der

Seele Salomons in ihren Tugenden ähnlich zu machen ſucht.

Ein tugendhafter Mann iſt ohne Zweifel weit ſchätzbarer, als ein bloß artiger Mann. Einige Manoeuvres des Körpers, und wenn es hoch kömmt, auch deß Witzes, darinnen er vielleicht eben deswegen ſo fertig geübt iſt, weil dieſe Kleinigkeiten den ganzen wichtigen Circul ſeiner Beſchäfftigungen ausmachen, was ſind die, gegen die weit höhern Vollkommenheiten des erſtern? Es iſt wahr, ſie könnten dieſem noch einen kleinen Grad mehr Liebenswürdigkeit geben: Aber wird wohl ein vernünftiger Menſch die Frage aufwerfen, welche von beyden man am erſten an ihm miſſen könnte? Und wenn es Leute gäbe, die den letztern dem erſtern vorziehen könnten; verdienten die wohl, daß ſich jemand darum bekümmerte, was ſie für eine Meinung von ihm hätten? Und muß nicht der tugendhafte Mann in vielen Fällen nur deswegen den Anſpruch auf den Ruhm der Artigkeit aufgeben, weil in unſern Zeiten oft

Die Tugend lächerlich, das Laſter artig wird.

Hat man, um bey einem gewiſſen Theile der groſſen Welt den Namen eines Mannes, der zu leben weis, gänzlich zu verlieren, mehr nöthig, als ſich, wenn es die Gelegenheit erfodert, für die Sache gewiſſer Tugenden zu erklären? Da man gleichwohl vielen Beyfall finden würde, wenn man eben dieſe Tugenden lächerlich machte, und eine Menge freyer, oder richtiger zu reden, unverſchämter Dinge ſagte, die kein rechtſchaffner Mann ohne Unwillen anhören könnte. Giebt es nicht einen groſſen Theil des Publici unter gewiſſen artigen Nationen, bey dem es eine eben ſo lächerliche Sache iſt, ſeine Ehegattin zu lieben, als es für artig gehalten wird, eine Maitreſſe zu haben. Und nach den Grundſätzen einer Nation richtet ſich auch der Wohlſtand in den äuſſerlichen Sitten. Wird aber der wahre rechtſchaffne Mann ſo verzagt ſeyn, den niedrigen Geſinnungen des groſſen Haufens nachzugeben? Wird er ſich nicht darüber weg ſetzen? Wird er nicht dem Strome entgegen ſchwimmen?

Schriftſteller befinden ſich oft in gleichem Falle. Ein Autor, welcher das Gute und

Nützliche zur Hauptabſicht ſeines Werkes macht, wird vielleicht bisweilen auf die Schönheiten der Ausführung weniger Acht haben, und einige Kleinigkeiten vernachläßigen, weil größre Vollkommenheiten ſeine Aufmerkſamkeit beſchäfftigen; da hingegen ein Voltaire allen Schmuck des Witzes und des Genies anwendet, ſeinem Gifte einen ſüſſen Geſchmack zu geben. Der erſte iſt einer Cornelia ähnlich, die, weil ſie ihre Würde in Schönheiten von einer höhern Art ſucht, bisweilen eine Kleinigkeit in ihrem Putze nicht ſo vortheilhaft anordnet, als es vielleicht geſchehen könnte; und der letztere einer Lais, die alle ihre Aufmerkſamkeit anwendet, — um zu verführen. Wer ſie der erſtern vorzuziehen fähig wäre, der verdiente, — ſie zur Frau zu haben.

Ich muß noch einem Einwurfe zuvor kommen, der mit einigem Scheine gemacht werden könnte. Die ſchönen Künſte haben gleichwohl, könnte man ſagen, nicht den Nutzen, ſondern das Vergnügen zu ihrem Hauptendzwecke. Ich will es einmal zugeben; Aber was wird daraus folgen? Welchen Theil des menſchlichen Geſchlechtes will der Künſtler vergnügen, den beſſern oder den ſchlechtern? Und zu welchem will er ſelbſt gezählet werden? Kann er ſich damit entſchuldigen, daß es ihm in der Sache der Tugend nicht ſo gelingt, als in dem Gegentheile, oder in unnützen Kleinigkeiten? Heißt das etwas anders, als daß ſein Herz nur von dem Laſter und von nichtswürdigen Dingen begeiſtert werden könne? Muß er ſchreiben? Iſt ſein Ehrgeiz ſo unmäßig, daß er lieber einen jeden Ruhm, von welcher Art er auch ſey, als gar keinen haben will? Er beßre, er veredle erſt ſein Herz, und dann ſchreibe er.

Wer frey darf denken, denket wohl.

Und wer darf ſeine Gedanken freyer ſagen als ein Tugendhafter? Wie bedaure ich den ſonſt guten la Fontaine, dem es vielleicht nur daran fehlte, daß ihm ein tugendhafter Freund Gelegenheit gab, dieſe Ueberlegung anzuſtellen. Würde er weniger groß ſeyn, wenn er ſeine Erzählungen nicht geſchrieben hätte? Würde er von denen, die von der Seite ihres Herzens eben ſo ſchätzbar und liedenkwürdig ſind, als von der Seite ihres Geiſtes nicht noch weit höher geachtet werden?

Wie weit übertreffen hierinnen heydniſche Scribenten oft unſre getauften! Xenophon, Cicero und Plutarch werden allen Jahrhunderten unvergeßlich bleiben, und die Weiſen und Tugendhaften werden immer ihren Umgang ſuchen. Sie vergnügen darum nicht weniger, weil ſie nützlich ſind.

Der Künſtler wird, wenn er einen Stoff, der einen innerlichen Werth hat, glücklich bearbeitet, auch den Beyfall der Laſterhaften erzwingen, und die Tugendhaften wird er rühren, und zu ſeinen Freunden machen. Iſt aber ſein Gegenſtand unnütze: ſo kann er auch durch die ſchönſte Ausführung nicht das Herz aller Leſer begeiſtern, denn er intereſſirt es nicht. Es bleibt bey einer kalten Bewunderung. Und iſt ſein Thema gar laſterhaft; ſo können die Rechtſchaffnen zwar ſeine Talente bewundern, aber ſie werden wünſchen, möchte er ſie nicht misbrauchen; möchten ſie mit einem eben ſo vortrefflichen Herze vergeſellſchaftet ſeyn; möchte man ihn auch hochachten und lieben können!

Die ſo oft nachgeſagte Entſchuldigung eines römiſchen Dichters, daß eine Schrift eben nicht tugendhaft ſeyn müſſe, wenn es nur ihr Verfaſſer ſey; iſt ſehr armſeelig. Ein wahrhaftig tugendhafter Mann wird ſich allezeit ſchämen etwas zu ſagen, ja nur zu dem Verdachte Anlaß zu geben, daß er fähig ſey, es zu denken, was er zu thun ſich ſchämen würde. Xenophon, des Sokrates würdigſter Schüler, lobt ein ganzes Volk, die Perſer, deswegen, weil es dieſen Grundſatz hatte.

Vornämlich ſollten ſich ihn die Dichter zu einer feſten Regel machen. Poeſien haben mehr Gewalt über das Herz, als andre Schriften; und was hier noch mehr in Betrachtung gezogen zu werden verdient, ſie ſind hauptſächlich für junge Leute beſtimmt. Es giebt nur wenige von der Natur ſo begünſtigte Greiſe, als Young iſt, und Fontenelle war. Die meiſten geſtehen, daß ſie nicht mehr fähig genug ſind, die Schönheiten der Poeſie zu fühlen; daß ihr gegenwärtiges Wohlgefallen daran, mit dem, welches ſie in ihrem Jünglingsalter darüber empfanden, in gar keine Vergleichung komme. Daher auch wenige Dichter bis in ihr Alter ſingen; oder wenn ſie es thun, ſchön ſingen. Wie leicht aber thut etwas, das an ſich Perſonen von einem befeſtigten Charakter nicht gefährlich iſt, in einem jungen Herzen, welches noch ſchwankt, ſchlimmere Wirkungen, als es ſollte! Warum wollte man nun nicht alles vermeiden, was überhaupt keinen beſondern Nutzen hat, wenn es einigen, obwohl nicht nothwendiger Weiſe, ſchädlich werden kann? Plutarch und Quintilian haben ſehr richtig darüber gedacht: Laßt uns nicht von Heyden übertroffen werden!

Es giebt andere Menſchen, die alle Schönheiten der Ausführung aus Werken, welche die Sittenlehre und Religion betreffen, verbannen wollen, und ſich ſorgfältig hüten, ein Buch zu leſen, welches ſich durch dieſen Vorzug empfiehlt. Ein Vorurtheil, welches gemeiniglich aus unrichtigen Begriffen von dem Schönen in den Werken des Geiſtes, oder von einer übelverſtandnen Beſchaffenheit gedachter Wahrheiten herrührt, und zuweilen hat es in der That Schaden verurſacht. Allein wenn man ihnen darthut, daß ſchön ſchreiben nichts anders heißt, als, ſich deutlich, mit Ordnung, natürlich, edel und richtig ausdrücken: Werden ſie ſich wohl noch für verpflichtet halten, darwider zu eifern? Es kann unmöglich eine Frage ſeyn, ob es beſſer iſt, nützliche Wahrheiten, die auf das Herz wirken ſollen, in einer anmuthigen und liebenswürdigen Geſtalt zu zeigen; oder ſie platt, gezwungen, niedrig, kalt und trocken vorzutragen. Wenn die Menſchen ihren Werken Schönheiten geben können; was verdient wohl dieſen Vorzug mehr, als das Gute und Nützliche? Wurde die Sonne darum weniger ſchön geſchaffen, weil ſie der unentbehrlichſte Körper in unſerm Weltſyſteme iſt?

Einigen derſelben fehlt es von Natur an dem Gefühle des Schönen in den Werken des Geiſtes; ob ſie gleich ſonſt auſſerordentliche Talente haben und ſehr nützliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn können. Man kann dem Mathematikus keinen Vorwurf machen, von dem der engliſche Zuſchauer ſagt, er habe Virgils Heldengedicht geleſen, um den Reiſen des Aeneas auf der Landcharte nachzuſpüren. Seine Seele war nicht dazu gemacht, die poetiſchen Schönheiten dieſes vortrefflichen Dichters zu fühlen. Gemeiniglich iſt ein Theil dieſer Unempfindlichkeit der Erziehung zuzuſchreiben.

Diejenigen trägen Seelen, welche überhaupt durch nichts in der Welt aus ihrer ſchläfrigen Gleichgültigkeit gebracht werden können, was nicht unmittelbar ſie ſelbſt, oder vielmehr ihren Körper angeht, verdienen kaum erwähnt zu werden. Herr Orgon in Gellerts Luſtſpiele würde ſich von der beßten Tragödie nicht im geringſten rühren laſſen. Wenn man ihn auch völlig bereden könnte, daß die Geſchichte einer Clariſſa nach dem Buchſtaben wahr ſey; ſo würde doch das weiter nichts bey ihm wirken, als daß er ſich vielleicht die Mühe machte zu ſagen: „Was „leſt ihr aber das Buch, und weint noch dazu darüber? Sie iſt ja einmal todt, und ihr „könnt ſie doch nicht wieder lebendig machen.„

Noch andre erklären ſich zwar nicht wider alle, aber doch wider einige Arten des Schönen, weil ſie nur für einige Gefühl haben. Kein Scribent gefällt ihnen, der nicht gerade in ihrer eignen Sphäre denkt und empfindes. Sie würden gar nicht tadelnswürdig ſeyn, wenn ſie ſich begnügten, bloß zu ſagen: Dieſes iſt für mich nicht ſchön! Aber gemeiniglich ſind ſie nicht ſo beſcheiden. Leſen ſie einen erhabnen Autor, ſo kommen ſie nicht etwa auf den Verdacht, daß ſein Werk über ihren Geſichtskreis liege; ſondern ſie erklären es ohne weitere Umſtände für ſchwülſtig und unverſtändlich. Dergleichen Tadler verdienen in meinen Augen nicht weniger bedauert oder belacht zu werden, als der, welcher hartnäckig behaupten könnte, daß ein Adler nicht höher flöge, als eine zahme Gans, bloß weil ſeine Augen zu ſchwach wären, dem Vogel Jupiters in ſeinem Fluge nachzufolgen.

Es hat noch kein Genie gegeben, welches in allen Arten gleich groß geweſen wäre. Sokrates würde nicht zugleich Homer, Demoſthenes nicht Sokrates, und Aeſopus nicht Sophokles haben ſeyn können; Aber keiner von dieſen hat die, welche vor ihm lebten, verachtet. Große Geiſter ſchätzen allemal andre große Geiſter, und bewundern ihre Vollkommenheiten, wenn ſie gleich in ihren Gattungen von einander unterſchieden ſind.

Sie finden alles Schöne ſchön, ob ſie gleich in einem noch höhern Grade von demjenigen entzückt werden, was in den Bezirk ihres vorzüglichen Talentes gehört. Nur eingeſchränkte Seelen können nicht mehr als an Einer oder einigen Arten Geſchmack finden, und wenn ſie wenig Vernunft und nicht wenig Vorurtheile beſitzen, alles Uebrige verachten.

G.

Acht und achtzigſtes Stück.

Da ich unterſchiedne Schreiben empfangen habe, welche mich erinnern, in der Geſchichte meiner Erziehung fortzufahren, und zugleich von meinen Schickſalen dasjenige bekannt zu machen, wovon ich glaubte, daß es zum Unterrichte oder Vergnügen meiner Leſer gereichen könnte: So wage ich es, wieder von mir ſelbſt zu reden, weil ich beſonders dadurch veranlaßt werde, aufs neue von meinem ehrwürdigen Vater zu ſprechen, und das Andenken eines Mannes unvergeßlich zu erhalten, der alle Kräfte ſeines Geiſtes der Ausbreitung der Tugend und Frömmigkeit unter den Menſchen widmete, und mich ſowohl durch ſeine Lehren, als durch ſein Beyſpiel fähig gemacht hat, in ſeine Fußtapfen zu treten, und ihm auf einem ſo ſchönen Wege von ferne nachzufolgen. Unterdeß iſt dieſes nicht die einzige Urſache, welche mich zur Fortſetzung der Nachrichten bewegt, die ich von mir zu ertheilen angefangen habe. Viele haben die Art der Erziehung gebilligt, durch welche *Neſtor Ironſide* einen feſten Grund zu meiner wahren und beſtändigen Glückſeeligkeit zu legen ſuchte; aber ſie haben zugleich geurtheilt, daß dieſelbe nur bey ſehr wenig Kindern möglich ſey; daß ſie ſich bey vielen zugleich gar nicht anbringen laſſe; daß folglich der Vorſchlag dazu, in Abſicht auf den Nutzen, den das gemeine Weſen davon wünſchen möchte, unter die ſchönen Träume gehöre, deren Wirklichkeit in unſrer Welt nicht erwartet werden dürfe. Da nun ein ſolches Urtheil, wenn es, unterſtützt von einigen ſcheinbaren Gründen, Beyfall fände, diejenigen Aeltern, die ihre Kinder nach den Grundſätzen meines Vaters erzogen zu ſehen wünſchen möchten, zurückhalten könnte, ſeinem Plane mit den nöthigen Abänderungen zu folgen: So glaube ich, meine Gedanken darüber ſagen zu müſſen.

Ich muß alſo wiederholen, was ich gleich erinnerte, als ich die Erzählung meiner Erziehung anfieng: *Wenig Väter können dem Plane meines Vaters ganz folgen, weil ſich wenige mit der Erziehung ſelbſt beſchäfftigen können*; es mag nun dieſes daher kommen, daß ihnen die dazu nöthigen Fähigkeiten fehlen, oder auch daher, daß ihre Umſtände, und die Geſchäffte ihres Berufes ſie daran verhindern. Dem ungeachtet aber bleibt es eine gewiſſe Wahrheit, daß in verſchiednen Graden der Vollkommenheit alle Kinder in den höhern und niedrigern Ständen nach den Regeln, die *Neſtor Ironſide* beſtändig vor Augen hatte, erzogen werden können, und erzogen werden müſſen, wenn wahre Gottſeeligkeit und Frömmigkeit mehr unter den Menſchen herrſchen ſollen, als ſie herrſchen. Selbſt die öffentliche Erziehung in den Schulen ſowohl in den Städten, als ſelbſt auf dem Lande könnte, und wirklich ſollte ſie nach den Grundſätzen eingerichtet ſeyn, die ſeine Richtſchnur waren, ob ich gleich geſtehe, daß man, unzählbarer Vorurtheile und Hinderniſſe wegen eine ſolche Einrichtung noch nicht hoffen darf. Es müßten freylich ſehr viele theils von den Großen, theils von denen, welchen die Aufſicht über die öffentliche Erziehung anvertraut iſt, beſſer, edler und großmüthiger denken lernen, als man gemeiniglich denkt; es müßte auf den Akademien Lehrer geben, welche die ſchwere Kunſt, Kinder zu unterrichten und zur Tugend anzuführen, ordentlich, gleich andern Wiſſenſchaften vortrügen, und die mannichfaltigen Wege ausforſchten und bekanntmachten, auf denen Wahrheit und Rechtſchaffenheit in Seelen von verſchiednen Charakteren, Neigungen und Fähigkeiten gelangen können; es müßten auch die Kinderlehrer in den niedrigern Schulen, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, nicht allein in beſſere Umſtände geſetzt, ſondern auch mehr geehrt werden, als nun geſchieht; damit nicht jede zu allen andern bürgerlichen Geſchäfften untüchtige Perſonen zu einem Amte aufgerafft werden müßten, das unter die nützlichſten und wichtigſten ſelbſt für den Staat gehört. Allein wer darf Veränderungen erwarten, die zu einer ſo großen Verbeſſerung nöthig ſind? Unterdeß iſts genug, daß die Privaterziehung der Kinder, welche nicht ganz dürftige Aeltern haben, vortheilhafter eingerichtet werden kann.

Damit ich aber einen jeden meiner Leſer deſto gewiſſer davon überzeugen möge: ſo will ich ſie die Grundſätze und Regeln, nach denen mein Vater meine Erziehung einrichtete, nach und nach mit Einem Blicke überſehen laſſen, und zugleich, wo es nöthig zu ſeyn ſcheint, über die Möglichkeit, ſie auszuüben, einige Anmerkungen machen.

„In den beyden erſten Jahren der Kinder, oder wenigſtens ſo lange, bis ſie reden und ihre Gedanken in förmlichen Sätzen ausdrücken können, müſſen ſie der Aufſicht und Wachſamkeit ihrer Müt-

„ter überlaſſen werden. Dieſe ſind am fä-
„higſten, ihre erwachenden Begierden ſo
„zu regieren, daß keine vor der andern zu
„viel Stärke und Leben erhalte. Gegen
„ſie empfinden Kinder in den erſten Zeiten
„ihres Lebens eine ſtärkere und zärtlichere
„Zuneigung, als gegen ihre Väter, zu-
„mal, wenn ſie ganz Mütter geweſen ſind,
„und ſie ſelbſt geſäugt haben. Das, was
„rechtſchaffne Mütter itzt zu ihrem Beſten
„thun können, beſteht, auſſer der Wach-
„ſamkeit für ihre Geſundheit und für die
„Reinlichkeit ihrer Körper und ihres An-
„zuges, vornehmlich in der Bemühung,
„ſie dahin zu bringen, daß ſie von den
„Gegenſtänden, die auf ihre Sinne wirken
„nichts zu heftig, nichts mit Eigenſinn
„und Beſtändigkeit begehren, in der
„möglichſten Gegenwart bey ihnen, und
„in der Sorge, die Verſchlimmerung ih-
„rer Herzen durch thörichte, und zuwei-
„len ganz laſterhafte und unſinnige Schmei-
„cheleyen und Liebkoſungen der Bedienten
„zu verhindern.„

Man wird nicht läugnen, daß dieſes ſehr möglich ſey, wenn ſowohl Mütter mit ihren Pflichten nicht ganz unbekannt ſind, als auch Fähigkeit, und Luſt genug haben, ſie zu erfüllen, und kann man dieſes nicht mit Recht vorausſetzen? Es giebt freylich nur allzuviele Mütter, die kaum halbe Mütter ſind, und es ganz vergeſſen, daß ſie eigentlich für ihre Kinder und Männer leben ſollen; Mütter, die ſich um diejenigen, denen ſie das Leben gaben, gemeiniglich ſo wenig bekümmern, als wenn ſie wegen derſelben keine Rechenſchaft zu geben hätten; Mütter, die den größten Theil ihrer Zeit mit ihrem Putze, mit Beſuchen, und mit dem Spiele verſchwenden, und ihre Kinder ſo ſelten ſehen, als wenn alles Gefühl der natürlichen Zuneigung in ihnen erſtorben wäre; Mütter endlich, die ſie ihren Ammen und Wärterinnen preis geben, und nun ihrer Pflichten wegen ganz ruhig ſind, wenn ſie auch in noch ſo ſchlimmen Händen ſeyn ſollten. Ueberdieß iſt auch gewiß, daß die meiſten von ihnen in der Kunſt, mit ihnen auf eine vernünftige Art umzugehen ganz unerfahren ſind. Bleiben aber darum ihre Pflichten nicht nothwendige Pflichten? Müſſen ſie nicht an ihre Schuldigkeit erinnert werden? Und ſollte es nicht noch viele unter ihnen geben, die ein ſo gutes Herz und ſo viel Neigung zu ihren Pflichten haben, daß ſie nur auf den rechten Weg gewieſen werden dürfen?

Man wird alſo geſtehen müſſen, daß die Wahrheiten, welche das Verhalten gegen die Kinder in den beyden erſten Jahren ihres Lebens regieren müſſen, ausgeübt werden können, und die Unmöglichkeit ihrer Ausübung ſich bloß auf eine verſchuldete und vermeidliche Vernachläßigung der mütterlichen Pflichten gründen. Nicht anders verhält es ſich mit den Lehren und Vorſchriften, nach denen man ſich in den folgenden Zeiten richten muß. Man muß nur in zween Punkten mit mir einig ſeyn; man muß mit mir vorausſetzen, theils, daß man die Kinder vornehmlich zu einer wahren Frömmigkeit und Tugend anführen; theils, daß man eine ſolche Anleitung auf wirklich deutliche Erkenntniß gründen müſſe, welche nicht erhalten werden kann, wenn man dieſelben vie-

ler

lerley Wahrheiten ins Gedächtniß zu faſſen zwingt, ohne daß ſie einigen klaren Begriff damit verknüpfen. Wenn man darinnen mit mir übereinſtimmt: So wird man leicht einſehen, daß folgende Grundſätze und Regeln nicht allein beobachtet werden ſollten, ſondern auch ohne viele Schwierigkeiten beobachtet werden können.

„So bald die Kinder ſo viele Begriffe eingeſammelt haben, daß daraus die Ideen eines höchſten Weſens und der darauf gegründeten moraliſchen Wahrheiten ſtuſenweiſe entwickelt werden können: So macht eine ſolche Einrichtung, daß ſie die groſſen und herrlichen Benennungen Gottes nicht ohne Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht ausſprechen hören, um ſie nach der Erkenntniß derſelben begierig zu machen.„

„Machet den Kindern Gott als den beſten Freund der Menſchen, als ihren Wohlthäter und unter der Idee eines Vaters bekannt, damit ſie ihn zuerſt lieben und aus Dankbarkeit verehren lernen,

„und verhütet dadurch eine ſklaviſche „Furcht vor ihm.„

„Unterrichtet ſie von dem Endzwecke „des Sonntages und ſaget ihnen, daß „man an demſelben zuſammen komme, um „ſich von dieſem Freunde und Wohlthäter „der Menſchen zu unterreden, und ihm „für ſeine Wohlthaten zu danken, auch „neue Wohlthaten von ihm zu erbitten.„

„Weil ſich die Urſachen am deutlichſten und gewiſſeſten aus ihren Wirkungen erkennen laſſen: So zeiget ihnen „die Wirkungen der göttlichen Eigenſchaften, ehe ihr ſie von dieſen ſelbſt unterrichtet. Die Offenbahrung lehret dieſen „Weg, und will, daß wir von den Geſchöpfen zum Schöpfer emporſteigen „ſollen.„

„Um dieſer Abſicht willen laſſet ſie die „Schönheit, die Ordnung und Uebereinſtimmung der Geſchöpfe untereinander, „und beſonders ihre Verbindung mit unſerm Nutzen und Vergnügen beobachten. „Denn ſo lernen ſie am gewiſſeſten und

deut„

„deutlichſten einſehen, daß Gott als das
„weiſeſte und zugleich das gütigſte Weſen
„verehrt werden müſſe.„

„Wenn die Kinder ſo weit ſind; ſo iſt
„es Zeit, ſie zu lehren, daß Gott der
„Schöpfer aller Dinge ſey. Man muß
„ihnen aber vorher aus vielen Exempeln
„die Ideen von Entſtehen und Hervorbringen
„geläufig gemacht haben.„

„Während dieſes Unterrichtes, der immer
„erzählend, ſinnlich, und ſo intereſſant
„eingerichtet ſeyn muß, als es die Fähigkeit
„des Lehrers zuläßt, muß beſtändig
„die Nothwendigkeit, der Nutzen und
„die Billigkeit beſtimmter Regeln für
„unſer Verhalten gezeigt und aus der Erfahrung
„der Kinder ſelbſt mit Exempeln
„beſtätigt werden.„

„Wenn dieſes geſchehen iſt, und ihre
„Seelen klare Begriffe von Regeln haben:
„So muß man ſie unterrichten, daß Gott
„unſer Geſetzgeber und Herr ſey; daß man
„ihm gehorchen, und zwar aus Zuneigung
„und Liebe gehorchen müſſe, weil alle

„ſeine Geſetze auf unſre wahre Glückſeeligkeit abzielen, wenn es auch zuweilen „ſcheinen ſollte, daß ſie mit unſerm Vergnügen ſtritten.„

„Unter den Pflichten, die Gott befiehlt, „muß der Anfang im Unterrichte mit denen gemacht werden, welche die Kinder „ſchon ſelbſt ausüben können, ob man ihnen gleich im Voraus, ſo wie ſich ihre „Gedanken erweitern, auch die übrigen „bekannt machen muß.„

„Es iſt ſehr nützlich, die moraliſchen „Regeln, die ſie behalten ſollen, alle aus „der Schrift zu nehmen. Sie müſſen ſie „aber nicht auf die gewöhnliche Art auswendig lernen; man muß ſie oft erklären; man muß die Kinder oft daran erinnern, und ſie werden ſie dadurch eben „ſo geſchwind faſſen, als wenn man ſie ihnen aufgegeben hätte?„

Können ſolche Regeln ſchwer, oder nur bey wenigen Kindern auszuüben ſeyn? Oder kann man zweifeln, daß man es auf dieſem Wege leichter, als auf dem gewöhnlichen

Wege zur Erkenntniß und Wahrheit und zur Liebe gegen die Tugend bringen könne? Es iſt wahr, daß bey dieſer Methode verſchiedne Jahre verfließen werden, ohne daß ſie die gewöhnlichen Catechismusfragen wiſſen; Aber was hilft es, dieſe zu wiſſen, wenn ſie mit Unluſt und Zwang erlernt worden ſind, und werden ſie nicht im ſechszehnten Jahre wieder vergeſſen ſeyn?

Neun und achtzigſtes Stück.

Meine Leſer wiſſen aus demjenigen, was ich ſchon von meiner Erziehung geſagt habe, daß es ſich mein Vater mit einem vorzüglichen Eifer angelegen ſeyn ließ, mich, ſo weit dieſes in der Gewalt eines Menſchen ſteht, zum Chriſten zu machen, und für die beſte Religion nicht allein meinen Verſtand, ſondern auch mein Herz frühzeitig einzunehmen. Eben dieſer Abſicht wegen hatte er mir Chriſtum ſo oft als den vollkommenſten, als den gütigſten und liebenswürdigſten

Menſchenfreund vorgeſtellt, damit ich deſto williger ſeyn möchte, mich ihm, als meinem Lehrer, meinem Mittler, und meinem Herrn zu unterwerfen, und dadurch der Wohlthaten fähig zu werden, welcher alle diejenigen beraubt bleiben, die ihn muthwillig entweder verkennen oder verläugnen. Mein Vater erreichte ſeinen Endzweck; er machte mich eben ſo aufmerkſam, als begierig, den Urheber und Vollender meiner Glückſeeligkeit näher kennen zu lernen.

Zuerſt überzeugte er mich, daß er von Gott geſandt und berechtigt worden wäre, dem menſchlichen Geſchlechte den vollkommenſten Unterricht zu geben, wie wir ihm gefallen, und in der Gemeinſchaft mit ihm einer Wohlfahrt theilhaftig werden können, die allein unſre feurigſten Wünſche befriedigt. Er machte mir die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit eines ſo vollkommnen und unbetrüglichen Lehrers aus der Schwachheit unſerer Vernunft und aus unſrer Neigung zu irren, begreiflich, und beſonders zeigte er mir, wie wenig es auch den gröſten Geiſtern geglückt wäre, einen ſichern Weg zur wahren und dauerhaften Ruhe und Freude des Gemüths zu finden. Im voraus ſagte er mir, daß uns Chriſtus dieſen Weg gelehrt hätte; daß ihn nunmehr bey dem uns von ihm angezündeten Lichte auch ein Kind finden könnte; daß nun wirklich viele Kinder mehr nützliche und unentbehrliche Wahrheiten einſähen, als vordem ſelbſt die berühmteſten Weltweiſen mit allem ihren Nachforſchen nicht entdeckt hätten; daß es itzt in jedermanns Gewalt ſtünde, glückſelig zu werden; daß es zwar nicht alle Menſchen würden, daß man aber ſolches nicht ſeiner Lehre, ſondern ihrer Bosheit zuſchreiben müßte. Alles dieſes erzehlte er, und er befragte mich nicht eher darüber, als bis er gewiß wußte, daß ich den Innhalt ſeiner Unterweiſungen gefaßt hatte. Ein jedes Kind lernt mit einer um ſo viel gröſſern Geſchwindigkeit und Luſt, je geſchickter man ſeinen Unterricht ſo einzurichten weiß, daß es gleich in ſeinen erſten Antworten glücklich iſt.

Hierauf unterrichtete er mich, daß zwar Gott der Welt lange vor den Zeiten Jeſu

Chriſti Lehrer gegeben, ſie erleuchtet, und geſandt hätte, den Menſchen ſeinen Willen zu verkündigen, ſie von gefährlichen Irrthümern abzuhalten, und zur Frömmigkeit und Tugend aufzumuntern; daß aber auch durch ſie vorhergeſagt worden wäre, wie zu einer gewiſſen Zeit, unter einem gewiſſen Volke, aus einem gewiſſen Geſchlechte, und an einem dazu beſtimmten Orte ein Menſch gebohren werden würde, welcher der größte und vollkommenſte Lehrer ſeyn ſollte. Hier erklärte er mir, was Weiſſagungen wären, und zugleich machte er mir diejenigen bekannt, die Chriſtum, theils als eine auſſerordentliche Perſon, theils, als einen großen Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit bezeichnet haben. Er überführte mich, daß niemand prophezeyen könne, ohne eine auſſerordentliche und menſchlichen Kräften unmögliche Erleuchtung von Gott empfangen zu haben, und zugleich bewies er aus der Geſchichte des Erlöſers, daß alles, was vorzeiten von einem großen zukünftigen Lehrer aller Menſchen vorherverkündigt worden war, in Chriſto erfüllt worden wäre. So ordentlich, ſo ſtufenweiſe wurde ich von einer hiſtoriſchen Wahrheit des Chriſtenthums zur andern fortgeleitet: Wie gründlich mußte nicht meine Ueberzeugung werden?

Dieſe Ueberzeugung ſuchte er dadurch zu erhöhen und zu befeſtigen, daß er mir die Wunder des Erlöſers als unwiderſprechliche Beweiſe ſeiner göttlichen Sendung und ſeines Rechtes, der größte Lehrer der Menſchen zu ſeyn vorhielt. Er erklärte mir deswegen, was Wunder wären; wodurch ſie von bloß wunderbaren Handlungen unterſchieden würden; was ſie für Eigenſchaften haben müßten, wann ſie mit den Vollkommenheiten Gottes übereinſtimmen ſollten; wie weit ſie alle menſchlichen Kräfte überſtiegen, und wie unmöglich es wäre, ſolche auſſerordentliche Thaten zu thun, ohne mit der Kraft des Unendlichen dazu ausgerüſtet zu ſeyn. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß er mit beſondrer Sorgfalt mir die Vorzüge zu entdecken ſuchte, welche die Wunder des Erlöſers von den Wundern aller ältern Propheten unterſchieden.

Mein Vater war nicht zufrieden, daß er mich von allen dieſen Wahrheiten überzeugte. Er hielt ſich lange bey den moraliſchen Folgen derſelben und bey den Verbindlichkeiten auf, die in ihnen gegründet ſind. Iſt Chriſtus ein Lehrer von Gott geſandt, und unter allen göttlichen Boten, durch welche die Menſchen von ſeinem Willen unterrichtet worden ſind, der Größte, und Vollkommenſte: So haben ſeine Lehren ein Anſehen, dem man ſich nicht ohne Frevel widerſetzen kann; ſie müſſen Wahrheiten ſeyn, und wenn vielleicht einige davon für uns nicht alle die Deutlichkeit und Begreiflichkeit haben ſollten, die wir wünſchen möchten; ſo können ſie doch mit keinen andern gewiſſen Wahrheiten ſtreiten, und ſo lange kein Streit erweislich iſt, ſo lange müſſen ſie auch mit der tiefſten Ehrerbietung angenommen werden. Dieſes waren die Schlüſſe, die mich Neſtor Ironſide ſelbſt aus ſeinen Unterweiſungen folgern und oft mit veränderten Fragen und Wendungen folgern ließ, damit ſie lebendig würden. Mit welchen rührenden Ermahnungen begleitete er ſie nicht!

Wie nachdrücklich führte er mir nicht den Seegen zu Gemüthe, den wir dem weiſeſten und liebenswürdigſten Lehrer zu danken haben! Mit welcher Lebhaftigkeit zeigte er mir, welche thörichte, welche oft lächerliche, und allezeit gefährliche Irrthümer wir noch als Orakelſprüche glauben würden, wenn er nicht in der Welt erſchienen wäre, uns aus der Finſterniß zum Lichte zu bringen! — Ich mußte gerührt werden, und welche Kinder würden nicht gerührt, nicht zu einer wahren Ehrfurcht und Liebe gegen den erhabenſten und beſten Lehrer aller Lehrer bewogen werden, wenn diejenigen, denen der Unterricht der Jugend anvertraut iſt, von dem Eifer und der Treue meines Vaters begeiſtert wären!

Neunzigſtes Stück.

Nachdem mein Vater mich gründlich genug überzeugt zu haben glaubte, daß der Stifter unſrer göttlichen Religion der vollkommenſte Lehrer wäre, deſſen Unterricht wir mit der tiefſten Ehrerbietung annehmen müßten: So hielt ers für nothwendig, mich ſtufenweiſe ſo weit zu bringen, daß ich ihn auch als meinen Mittler und Verſöhner, als meinen Herrn, und als die Urſache aller meiner Seeligkeit erkennen, und mit einem wahren und demüthigen Vertrauen ergreifen und anbeten möchte. Ich wiederhole es, daß er ſolches ſtufenweiſe that, weil an der Art, wie man zu dieſer ſo wichtigen und zu unſrer wahren Ruhe ſo nöthigen Erkenntniß gebracht wird, auſſerordentlich viel gelegen iſt.

Zuförderſt erinnerte er mich ſo lebhaft und rührend, als er konnte, daß jede Uebertretung göttlicher Geſetze beſtraft zu werden verdiente; daß die gerechte Ahndung derſelben zwar nicht immer in dieſem Leben erfolgte, wie die Erfahrung bewieſe; daß ſie aber Gott in einem andern Leben und Zuſtande, ſeiner eignen Vollkommenheit und Gerechtigkeit wegen, erfolgen laſſen müßte, woſern keine ſolche Einrichtung möglich ſeyn ſollte, wodurch die unausbleiblich ſchlimmen Folgen einer völligen Aufhebung verdienter Strafen verhindert werden könnten. Auf dieſe Wahrheiten führte er mich durch Fragen, die jedes Kind ſo beantworten wird, wie jede noch ſo ſchwache Vernunft dieſelben beantworten muß, wenn ſie nur den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem moraliſchen Guten und Böſen einſieht, und einigen Begriff von der Heiligkeit oder von der ſittlichen Güte unſers höchſten Geſetzgebers hat. Er verweilte ſich beſonders bey den Pflichten gegen Gott. Iſt es gut; fodern es Billigkeit und Pflicht, ihn mehr, als ſeine Geſchöpfe zu lieben, und zu ehren, ſeine Wohlthaten mit dem eifrigſten und zärtlichſten Danke zu erkennen, alle unſre Handlungen nach ſeinem Willen einzurichten, in unſrer Seele das ſtärkſte und lebendigſte Vertrauen zu ihm zu unterhalten, gern mit andern von ihm und ſeinen Vollkommenheiten zu reden, und von ihm ſo groß und edel zu denken, als er verdient? Kann das Gegentheil eben ſo gut und nöthig ſeyn, oder verdient es nicht vielmehr den äußerſten Abſcheu und Haß? Muß nicht Gott ſelbſt über das Eine Verhalten urtheilen, daß es recht und gut, über das andre aber, daß es verwerflich und boshaft ſey, und muß er nicht, wenn er uns anders als ein vollkommnes Weſen bekannt ſeyn will, ſeine Handlungen nach der Verſchiedenheit dieſer einander entgegengeſetzten Arten des Verhaltens auch auf eine verſchiedne Weiſe einrichten? Kann er wohl einem Geſchöpfe, welches alle Liebe, alle Dankbarkeit, alle Unterwerfung gegen ihn aus den Augen ſetzt, mit eben der Güte begegnen, womit er diejenigen begnadigt, die ihre Pflichten gegen ihn erfüllen? Wenn ihm die Beobachtung ſeiner Geſetze gefällt, muß ihm nicht die Beleidigung derſelben misfallen, und, wenn ſie ihm misfällt, muß er nicht ſein Misfallen zu erkennen geben, wofern er nicht ſelbſt den Beleidiger ſeiner Befehle auf die Gedanken bringen will, es ſey ihm gleichgültig, ob man ſie erfülle oder nicht; er werde darum nicht weniger gütig gegen uns ſeyn, weil man ſich ſeinem Willen widerſetzt, und ihm den Gehorſam verweigert, den er in ſeinen Geboten von uns verlangt? Durch dieſe Fragen, die er ſo oft veränderte, bis ich ihren Verſtand ganz begriff, leitete er mich zu der Ueberzeugung, daß Gott die Uebertreter ſeiner Geſetze entweder beſtrafen, oder, wenn er ſie aus großer Erbarmung nicht beſtrafen wolle, doch eine ſolche Einrichtung machen müſſe, wodurch ſie von ſeinem heiligen Misfallen an ihrem Ungehorſame überzeugt und angetrieben werden können, von ihren Unordnungen abzulaſſen, und ſich vor ſeiner Gerechtigkeit und Heiligkeit eben ſo ſehr zu fürchten, als ihn wegen der unausſprechlichen Größe ſeiner Gnade mit der feurigſten Gegenliebe zu lieben.

Daß die Menſchen die Geſetze Gottes übertreten haben, und oft ſelbſt bey den beſten Entſchließungen, übertreten, oder, wenn ſie gehorchen, ſeine Befehle nur ſehr unvollkommen beobachten, dieſe Wahrheit brauchte keines Beweiſes, und mein Vater ſuchte ſie nur in meiner Seele durch eine fleiſſige und bewegliche Anwendung auf mich ſelbſt fruchtbar und lebendig zu machen. Er zeigte mir aus meinen eignen mannichfaltigen Vergehungen, wie ſehr auch ich ſchon das Misfallen des höchſten und vollkommenſten Weſens verdiente; wie ſtark die Neigung zu ſündigen auch bey mir wäre; wie viel Sorgfalt er immer anwenden müßte, mich von gehäufterm und gröſſern Beleidigungen der göttlichen Gebote zurückzuhalten; wie unglücklich ich endlich ſeyn würde, wenn ſie entweder in dem gegenwärtigen, oder in einem noch zukünftigen Leben beſtraft; wenn meine Schickſale darinnen nach meinem Verhalten in meinem itzigen Zuſtande eingerichtet werden ſollten. Er beſtätigte ſeinen Unterricht mit den feyerlichſten und nachdrücklichſten Ausſprüchen der Offenbarung über die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, über unſer ſittliches Verderben, über unſre Widerſpenſtigkeit gegen ſeinen Willen, über ſeinen Haß gegen alle Abweichungen von ſeinen Geſetzen, und über die ſchrecklichen Folgen ſeines Misfallens an den Sündern. Er hielt mir die Dräuungen vor, die er mit ſeinen Befehlen verknüpft hat; er erhob die Größe und Furchtbarkeit ſeiner Heiligkeit durch die Größe ſeiner Macht; er ließ mich daraus ſchließen, daß wir alles zu fürchten hätten, weil wir ſtrafbar wären; und zugleich ſuchte er die uns allen weſentliche Begierde nach Glückſeeligkeit ſo ſehr zu reizen, daß ich, durch ſo große Vorſtellungen erſchüttert, ſelbſt die Fragen thun möchte, ob wirklich ein ſo heiliges und groſſes Weſen ſeine Dräuungen unausbleiblich erfüllen würde; ob der ſündige Menſch ſich gar keine Hoffnung machen dürfte, oder ob vielleicht Gott nach ſeiner unendlichen Weisheit eine ſolche Einrichtung in Abſicht auf unſre künftige Glückſeeligkeit gemacht hätte, durch welche die Rechte ſeiner Heiligkeit mit ſeiner Güte vereinigt werden könnten.

Neſtor Irönſide gab mir auf dieſe Fragen, worauf er mich durch die weiſe Wendung ſeines Unterrichtes ſelbſt geleitet hatte, anfangs nur ſolche Antworten, welche Hoffnung erwecken konnten, ob ſie mich gleich in einiger Ungewißheit ließen, nicht weil er glaubte, daß ſein Verhalten hierinnen als eine allgemeine Regel beobachtet werden ſollte, ſondern weil er einen beſondern Grund dazu in dem, was meine Gemüthsart Eigenthümliches und Unterſcheidendes hatte, zu finden urtheilte. Er hatte bemerkt, daß ich alle Wahrheiten, die er mir entdeckte, leicht und mit Begierde annahm; daß ich aber bey eignem Nachdenken darüber eben ſo leicht zweifelte und mit Mühe von meinen Zweifeln zurückgebracht wurde, wenn ich nicht genug Zuſammenhang darinnen fand, weil in dem Vortrage vielleicht einige Glieder zur nöthigen Verknüpfung derſelben ausgelaſſen worden waren. Je gefährlicher nun meinem Vater die Neigung zum Zweifeln zu ſeyn ſchien, deſto nöthiger war es auch nach ſeinem Urtheile, mich nicht allzugeſchwind forteilen zu laſſen, ſondern zuweilen mit mir langſamere Schritte auf dem Wege der Wahrheit zu thun, ſelbſt wenn er glauben konnte, daß ich den Sinn ſeines Unterrichtes genug begreifen würde. Er ſuchte dem Irrthume vorzubeugen, daß die Reue über unſre Beleidigungen göttlicher Geſetze, der Vorſatz, ſich zu beſſern, und die Beſſerung ſelbſt, hinlängliche Mittel und verdienſtlich genug wären, das Misfallen Gottes an unſern Laſtern zu beſänftigen, und diejenige Glückſeligkeit zu erlangen, die unſre Seele wünſchen muß, wenn ſie des Gebrauches ihrer Vernunft mächtig iſt. Dieſen Endzweck zu erreichen lehrte er mich, daß zwar eine aufrichtige Reue über unſre Abweichungen von ſeinem Willen, und ein eifriges Beſtreben, uns zu beſſern, in Abſicht auf unſre nachfolgenden Schickſale nicht vergeblich wäre, daß aber beydes weder verdienſtlich noch zureichend ſeyn könnte, uns von der ſchon verdienten Beſtrafung völlig zu befreyen. Er erläuterte dieſes mit Beyſpielen von Kranken, die ſich durch Ausſchweifungen beſchwerliche und ſchmerzliche Uebel zugezogen haben. Dieſe natürlichen Beſtrafungen können ihn bewegen von ſeinen Unordnungen abzulaſſen, ſie nicht allein aufrichtig und lebhaft zu bereuen, ſondern ſich auch zu den entgegengeſetzten Handlungen zu gewöhnen. Eine ſolche Reue, der Vorſatz ſich zu beſſern, und das Beſtreben darnach können freylich nicht vergebens ſeyn; ſie verhüten wenigſtens die Verſchlimmerung der Uebel, die ſich der Sünder zugezogen hat; ſie können vielleicht auch ſeinen Zuſtand bis auf einen gewiſſen Grad erträglich machen; ſie verſchaffen der

Natur Zeit, ſich zu erholen, oder verzögern die völlige Zerſtörung derſelben. Allein ſie können doch die nachtheiligen Folgen der bereuten Unordnungen nicht ganz aufheben, ungeachtet ſie vielleicht durch die Hülfe eines geſchickten Arztes gehoben werden können, dem der Kranke ſeine Geneſung allein verdanken muß, wenn er ſich zumal ſeiner angenommen hat, ohne ſeine Hülfe geſucht zu haben. Gott, ſagte mein Vater, kann den Sündern einen ſolchen Arzt geben, der auf eine uns unbekannte Art die von ihnen verdienten Strafen, als die nothwendigen Folgen derſelben hinwegnimmt; wir können nicht einſehen und beſtimmen, was Gott thun kann, oder thun will, wenn es uns auch vorkommen ſollte, als wenn nur dieſes oder jenes möglich wäre. Einigermaſſen kann es unſre Vernunft vermuthen: Denn wie Gott in Abſicht auf das gegenwärtige Leben eine ſolche Einrichtung veranſtaltet hat, daß es wider die verderblichen Wirkungen gewiſſer Laſter Gegenmittel giebt, die ſolche Folgen entweder vermindern oder auch ganz aufheben: Warum ſollte ihm eine ähnliche Einrichtung in Abſicht auf unſre künftigen Schickſale unmöglich ſeyn? Mancher Menſch ſetzt ſich hier ſchon durch ſeine Thorheiten Gefahren aus, die ſeinen Untergang unausbleiblich nach ſich ziehen würden, wenn nicht andre Perſonen ins Mittel träten, und ihn retteten, welches vielleicht nicht ohne die Uebernahme vieler Beſchwerlichkeiten und Uebel geſchehen kann. Daß ſie dieſes thun, dieſes iſt unſtreitig der Wille Gottes. Erinnerſt du dich nicht des Kindes, das unlängſt durch ſeine Unvorſichtigkeit, dem Fluſſe ſo nahe kam, daß es von ſeinem jähen Ufer herabgleitete und dem Tode gewiß nicht entgangen ſeyn würde, wenn nicht ſein älterer Bruder herbeygeeilet wäre, und ihn mit großer Gefahr ſeines eignen Lebens herausgeriſſen hätte? Du ſahſt dem ſchrecklichen Zufalle aus dem Fenſter zu; du ſahſt, daß das unvorſichtige unglückliche Kind ſich ſelbſt nicht helfen konnte; du ſahſt, daß es ſich mit Händen und Füßen beſtrebte, nicht unterzuſinken. Dieſes Beſtreben, das mit der Reue eines Sünders viel Aehnlichkeit hat, war nicht ganz vergebens; denn ſein Bruder konnte ihn eher ergreifen. Aber würde er darum nicht verloren geweſen ſeyn, wenn ihm dieſer nicht zu Hülfe gekommen wäre? Es koſtete ihm viel Mühe, ihn zu retten; er war ſelbſt zu verſchiedenenmalen in Gefahr, von der Heftigkeit des Stromes fortgeriſſen zu werden, unterdeß rettete er ihn endlich noch. Vielleicht kann Gott den Sündern auf eine ähnliche Weiſe helfen. Er läßt uns in dieſem Leben ſo oft von andern errettet werden, wenn unſer Untergang unvermeidlich zu ſeyn ſchien; vielleicht iſt dieſes auch wegen des Elendes möglich, das uns in einer andern Welt bevorſtehen muß, weil wir ſeine Gebote ſo oft übertreten haben. Du weißt es, mein lieber Arthur, daß dich die Fürbitte deiner lieben Mutter von mancher Strafe befreyt hat, die ich ſchon an dir vollziehen wollte. Vielleicht giebt es einen Fürbitter für uns, deſſen Fürbitte Gott ſo angenehm und wichtig iſt, daß er ſein gerechtes Misfallen gegen uns durch ihn beſänftigen läßt. Allein mit unſerm eignen Verſtande können wir hierinnen zu keiner völligen Gewißheit kommen; nur das können wir mit

Ueberzeugung einſehen, daß, wenn eine Errettung der Sünder von ihren verdienten Beſtrafungen möglich iſt, Gott dieſelbe ſo einrichten wird, daß wir deswegen nicht an der Größe ſeiner Heiligkeit und ſeines Haſſes wider die Sünden zweifeln und uns einbilden können, es ſey ihm die Uebertretung ſeiner Geſetze gleichgültig, oder er werde den Menſchen glückſeelig machen, wie boshaft er auch in ſeinen Unordnungen zu verharren entſchloſſen ſey. Mehr können wir nicht durch eignes Nachdenken entdecken; wenn wir mehr zu wiſſen wünſchen, ſo müſſen wir uns Mühe geben, zu erfahren, ob uns Gott ſelbſt einen nähern Unterricht davon ertheilt habe.

Ein und neunzigſtes Stück.

Unter allen Königen, welche ſowohl wegen ihrer großen und auſſerordentlichen perſönlichen Eigenſchaften, als wegen ihrer vortrefflichen Regierung eines unvergeßlichen An-

Andenkens würdig ſind, verdient keiner ſo bekannt zu ſeyn, und keiner mehr bewundert zu werden, als El Schaddai, der erſte und älteſte König, deſſen Namen und Thaten in Schriften aufgezeichnet und verewigt worden ſind. Die Nachrichten von ihm ſind zwar weder vollſtändig noch ausführlich; unterdeß iſt doch dasjenige, was man von ihm wiſſen kann, ſo beſchaffen, daß ein jeder lehrbegieriger Geiſt nicht allein den größten Nutzen daraus ſchöpfen, ſondern auch ſowohl durch ſeine Vorzüge, als durch die wichtigen Begebenheiten ſeiner Regierung in das äußerſte Erſtaunen geſetzt werden muß. Dasjenige, was ich von ihm zu erzählen gedenke, wird die Richtigkeit dieſer Anmerkung unwiderſprechlich beſtätigen.

El Schaddai, welcher ſich bloß durch die Größe ſeiner Vorzüge zum Beherrſcher vieler weitläuftigen Reiche gemacht hatte, beſaß alle Vollkommenheiten, welche ihm auſſer der tiefſten Verehrung ſeiner Unterthanen, ihre zärtlichſte und erkenntlichſte Liebe erwerben konnten, und ſich eines jeden nicht ganz unempfindlichen Herzens bemächtigen müſſen. Er übertraf diejenigen, die er beherrſchte, eben ſo weit an Erkenntniſſen und Einſichten, als an Würde und Hoheit. So groß auch ſeine Reiche waren, denn niemand hat über ſo viele Nationen von ſo verſchiednen Gemüthsarten, Sitten und Fähigkeiten regiert, als er, ſo überſah er doch alles darinnen mit einem Auge, vor dem ſich nichts verborgen halten konnte. Er ſah eben ſo weit in das Vergangne zurück, als tief in die Zukunft; er kannte einen jeden ſeiner Unterthanen, von dem Pallaſte bis zur Hütte, und jeden ganz; er kannte ſeine Fähigkeiten, ſeine Neigungen, das Maas ſeiner Kräfte, die Verrichtungen, zu denen er vorzüglich geſchickt war, und zugleich den Grad von Glückſeeligkeit und Belohnung, der ihm zukam. Niemals hat ein König eine ſo tiefe und gegründete Einſicht in das Innerſte des menſchlichen Herzens gehabt, als er. **El Schaddai** drang bis zu ihren geheimſten Gedanken und Entſchlieſſungen durch, und es waren in dem ſcharfſinnigſten Geiſte keine Anſchläge, die er nicht entdeckte. Eben ſo genau kannte er die natürlichen Beſchaffenheiten und Unterſchiede ſeiner Länder, mit allen mannichfaltigen Folgen, die daraus entſpringen konnten. Unter ſeinen Unterthanen hatten viele, ſehr ausgebreitete Erkenntniſſe; aber niemand war, wie er, in allen Arten von Einſichten und Wiſſenſchaften gleich groß, und nur er war in einer jeden reicher, als alle in einer einzigen ſeyn konnten. Keine Macht kann mit derjenigen verglichen werden, die ihm bloß ſeine groſſen Erkenntniſſe verſchafften. Er konnte dadurch mit der gewiſſeſten Zuverläßigkeit die Möglichkeit und Vollkommenheit eines jeden Entwurfes beurtheilen; er konnte überſehen, welcher ſich am glücklichſten ausführen ließe; er kannte alle Wege, die zum Ziele ſeiner Abſichten führten; er ſah die Mittel, die er brauchen konnte; er ſah alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die zu befürchten waren, und die verſchiednen Möglichkeiten, ſie zu heben. Es war alſo nie zu beſorgen, daß er etwas unternehmen würde, das er nicht ausführen könnte, und wenn er etwas unternahm, ſo konnte man gewiß ſeyn, daß er überall, wo ſchwächern Einſichten ein Labyrinth zu ſeyn ſchien, woraus kein Ausgang möglich wäre, den Ausweg wußte, wie verborgen und wunderbar er auch in ſeinen Windungen ſeyn möchte. Er konnte auch um ſo viel weniger irren, je mehr er ſich in Abſicht auf ſeine Einſichten darinnen von allen andern unterſchied, daß er ſich ſeiner Erkenntniſſe zu allen Zeiten deutlich bewußt blieb; daß keiner ſeiner Gedanken den andern verdunkelte, daß jeder vielmehr in einem beſtändigen, ſich immer gleichen Lichte ſtralte.

So groß die Vorzüge ſeines Verſtandes waren, ſo groß waren die Vollkommenheiten ſeines Willens, die mit ihnen in der größten Uebereinſtimmung ſtanden, welche gedacht werden kann. Er beſaß eine Güte, die ſich über alle ſeine Unterthanen ausbreitete, und eine unausſprechliche Neigung, ihr Wohlthäter und Vater zu ſeyn. Unter ſeiner Herrſchaft ſollte alles vollkommner und glückſeliger werden; alles ſollte ſich von einem Grade der Ordnung, Harmonie und Vortrefflichkeit zum andern verſchönern. Nichts war ihm in dem weitläuftigen Umfange ſeiner Reiche gleichgültig, nichts verächtlich, nichts in ſeinen Augen ſo geringe, daß er ſolches nicht ſeiner Aufmerkſamkeit und Fürſorge gewürdigt hätte. Er betrachtete alle ſeine Unterthanen, von denen jeder einen freyen und ungehinderten Zutritt zu ſeinem Throne hatte, als ſeine Kinder, unaufhörlich beſorgt, alles in ihren Nutzen zu verwandeln, und jede ſeiner Handlungen zur Vergrößerung ihrer Wohlfarth wirken zu laſſen. Unterdeß bewies ſich ſeine Güte und Bereitwilligkeit, alle glücklich zu machen, als keine eigenſinnige und partheyiſche Güte, weil er von allen Leidenſchaften frey war, aus denen Eigenſinn und Partheylichkeit zu entſpringen pflegen. Er zog keinen dem andern vor, der ihm nicht, beſondrer und unterſcheidender Eigenſchaften und Fähigkeiten wegen, vorgezogen zu werden verdiente, und er folgte in der Austheilung ſeiner Gnadenbezeugungen eben ſo ſehr den Geſetzen der genauſten und ſtrengſten Billigkeit und Gerechtigkeit, als den Neigungen der vollkommenſten Güte, würdig, das Muſter und Beyſpiel aller Könige zu ſeyn, und doch allzu erhaben, als daß ſ. von ihnen erreicht werden könnte.

Er hatte ſeinen Unterthanen die weiſeſten und vollkommenſten Geſetze gegeben, und ſie waren auf eine ſo vortreffliche Art eingerichtet, daß die Beobachtung derſelben, ob ſie gleich nicht in allen einzelnen Fällen gleich bequem und leicht war, doch eben ſo ſehr die Wohlfahrt eines jeden, welcher ſie zu erfüllen ſuchte, als das allgemeine Beſte beförderten. Jedes war, auſſer ſeinen weſentlichen glücklichen Folgen, mit beſondern Belohnungen verknüpft. Alle Unterthanen waren durch die ſchönſte Subordination mit einander verbunden. Es war ihm unmöglich, ſeine eigne Ehre zu vernachläßigen; er wünſchte, als der vollkommenſte Beherrſcher bekannt und verehrt zu werden; allein er ſuchte ſeine Ehre bloß in ſeinen Bemühungen, ſie immer glücklicher und beſſer zu machen. Einem jeden war in der großen Geſellſchaft, die er regierte, der gehörige Rang und dasjenige Geſchäffte angewieſen, das ſeinen Kräften angemeſſen war, und den Grad von Vollkommenheit und Glückſeeligkeit beförderte, deſſen er fähig werden konnte. So mannichfaltig und ſo groß auch der

Unterſchied unter ihnen ſeyn mochte, ſo konnte doch niemand unter ſeinem Zepter klagen. Jeder hatte Vergnügen und Zufriedenheit genug; jeder war geehrt und glücklich, und jeder konnte noch geehrter und glücklicher werden. Weil er aber über ſie, nicht als über Sclaven, die nur aus Zwang gehorchen, ſondern als über freye Weſen herrſchen wollte: So verlangte er einen willigen Gehorſam, und ließ daher in allen ſeinen Reichen verkündigen, daß er, des allgemeinen Beſtens wegen, die Uebertretung ſeiner Geſetze eben ſo wenig ungeahndet laſſen würde, als diejenigen vergeſſen und unbelohnt bleiben ſollten, die mit Unterwerfung und Freudigkeit ſeine Befehle erfüllen würden. Seine Unterthanen, welche von der Größe ſeiner Weisheit und Macht eben ſo ſehr, als von ſeiner Neigung, ihre Wohlfarth beſtändig zu vergrößern, unterrichtet und überzeugt waren, ſtimmten alle darinnen mit einander überein, daß niemand an ſeiner wohlthätigen Regierung Theil zu nehmen würdig ſeyn könnte, als derjenige, der ſich in allen ſeinen Handlungen nach ſeinem Willen richtete; daß vielmehr ein jeder, welcher dieſes unterlaſſen würde, die ſtrengſten Beſtrafungen verdienen müßte.

El Schaddai hatte einen einzigen Sohn, Jedidja, der ihm in allen ſeinen Vorzügen gleich, ſein völliges Ebenbild und ſein höchſtes Wohlgefallen war. Er theilte ihm alle Erkenntniſſe ſeines Verſtandes und alle Vollkommenheiten ſeines Willens mit. Gleiche Gedanken, gleiche Neigungen, gleiche Entſchließungen, gleiche Endzwecke und Abſichten erzeugten zwiſchen dem Vater und dem Sohne eine Vereinigung, über welche keine höhere und innigere Uebereinſtimmung gedacht werden kann. Jedidja herrſchte im Beſitze aller Macht, alles Anſehens, und aller Ehre ſeines Vaters über die Reiche deſſelben eben ſo unumſchränkt, als er, und beyde genoſſen von ihren Unterthanen eine gleiche Bewunderung und Liebe.

Wie glückſeelig waren ſie nicht, ſo lange die Geſetze ihrer wohlthätigen Beherrſcher, von einem jeden in ſeiner Ordnung mit einem ununterbrochenen Eifer beobachtet wurden! Alle Mitglieder der zahlreichen Geſellſchaft, die unter ihrer Aufſicht und Fürſorge ſtand, waren durch die genaueſten Bande einer gemeinſchaftlichen Liebe, Hülfe und Vertraulichkeit mit einander vereinigt; ihre mannichfaltigen Kräfte wirkten alle nach verſchiednen Beſtimmungen und dennoch zu Einem groſſen Endzwecke, zum Beſten des Ganzen. Niemand durfte ſich beklagen, daß nicht alle gleiche Fähigkeiten und Talente hatten, noch zu gleichen Geſchäfften und Unternehmungen geſchickt waren, weil der Nutzen, der dadurch veranſtaltet und gewonnen wurde, ſich nach den Vorſchriften der ſtrengſten Billigkeit über einen jeden ausbreitete. Eiferſucht, Misgunſt, Geiz, Rachbegierde und Stolz waren unbekannte Leidenſchaften; überall herrſchten Einigkeit, Sicherheit, und Vergnügen. Die Unterthanen waren einander an Würde und Anſehen nicht gleich, indem der äußerliche Rang nach dem Werthe und Gebrauche der Fähigkeiten beſtimmt wurde, die einen von dem andern unterſchieden. Und dennoch beneideten die Geringern die Höhern nicht, weil dieſe ihre gröſſere Gewalt und Ehre nur zur Erweiterung der allgemeinen Wohlfahrt anwendeten. Eben ſo wenig verachteten die Höhern diejenigen, die von ihnen abhangen mußten; denn ihre niedrigern Geſchicklichkeiten waren ihnen zu ihrer Glückſeeligkeit unentbehrlich, und ſelbſt die edlern Fertigkeiten die ſie hatten, machten ſie zu Geſchäfften untüchtig, die weniger Geiſt und Talent erforderten, ohne darum weniger nothwendig zu ſeyn.

So lange dieſe Geſinnungen allgemein blieben, ſo lange konnte keiner von ihnen elend werden, weil nur die Laſter elend machen. Allein einige von den klügern und mächtigern Unterthanen des El Schaddai fingen an, ihre Macht über die ihnen geſetzten Grenzen erweitern, und eben ſo unumſchränkt über ihre Mitbürger regieren zu wollen, als er, und ſein Sohn, Jedidja; ſo ſehr vergaßen ſie, daß ſie ihre Hoheit und Gewalt bloß der Gnade ihrer weiſen und gnädigen Beherrſcher zu danken hätten. Ihre Begierde, ſich zu höhern Stufen des Anſehens und der Ehre emporzuſchwingen, als ſie verdienten, wurde dadurch, daß ſie dieſelbe nicht in ihrem erſten Urſprunge unterdrückken, ſo heftig, daß ſie endlich in eine offenbare Rebellion ausbrach. El Schaddai und Jedidja ſollten von ihrem rechtmäßigen Throne herabgeſtürzt werden, und es war beſchloſſen, alle diejenigen, die ſich als beßre und getreuere Unterthanen geweigert hatten, in ihre Empörung einzuwilligen, völlig auszurotten. Allein ihr eitles Vertrauen zu ihrer Liſt und Macht betrog ſie, und ſo ausſchweifend auch die Wut war, mit welcher ſie ihr frevelhaftes Unternehmen auszuführen ſuchten; ſo nahm es doch den Ausgang, den es verdiente: die Empörer wurden überwunden. Zur Strafe ihrer vermeßnen Rebellion wurden ſie aller Vorzüge, Ehren und Rechte beraubt, welche ſie unter dem Zepter der beſten Beherrſcher genoſſen hatten; ſie wurden aus ihren glückſeeligen Reichen durch ein unwiederrufliches Geſetz in eine angrenzende Wüſte verbannt, wo ſie allen Martern der Reue und des Grams über ihren mislungenen Aufruhr überlaſſen wurden.

Hier wurden ſie von allen Leidenſchaften des Haſſes, des Neides und einer vergeblichen Wut gefoltert. Sie hätten die Größe und Schändlichkeit ihrer Verbrechen erkennen, und ihre Zuflucht zur Erbarmung ihrer beleidigten Beherrſcher nehmen ſollen. Vielleicht wären dieſe, wenn ſie ſich gedemüthigt hätten, bewogen worden, ihre Strafe ſo ſehr zu lindern, als es die allgemeine Wohlfarth ihrer Reiche zulaſſen konnte. Allein ſie ſahen, was eine verdiente Beſtrafung ihrer Empörung war, nur als einen unglücklichen Ausgang derſelben an, und überredeten ſich, daß ihnen neue Unternehmungen mehr gelingen würden. Die Beleidiger hielten ſich für beleidigt und ſannen unaufhörlich auf Rache. Sie verſuchten die boshafteſten Künſte der Tücke und Verleumdung, andre Unterthanen ihres Ueberwinders und ſeines Sohnes in ihren Aufruhr zu verwickeln, ihnen ſeine Geſetze und Abſichten verhaßt zu machen, und ihre Herzen wider ſie aufzuwiegeln. Endlich gelangen ihrem Anführer die feindſeeligen Anſchläge, worauf ſich alle ihre Hoffnungen gründeten, bey den Häuptern eines zahlreichen Volkes, welche von ihrer Empörung und den ſchrecklichen Folgen derſelben noch keine Nachricht erhalten hatten. El Schaddai hatte denſelben und ihren Nachkommen auſſerordentliche Freyheiten und Vorrechte verliehen; er hatte ihnen beynahe eine ganz unumſchränkte Gewalt über das Reich gegeben, welches ſie bewohnten; ein Reich, das einen Ueberfluß an den edelſten Früchten und an allen Gütern hatte, welche dem Leben Bequemlichkeit, Vergnügen, und Glanz mittheilen können. Zum Tribute und als einen Beweis ihrer Dankbarkeit und Abhängigkeit verlangte er nichts, als die Früchte einiger ſchädlichen Bäume. Er unterſagte ihnen den Genuß davon, weil ſie ungeachtet ihres herrlichen Anſehens, ein Gift enthielten, das die Schönheit und Stärke ihrer Körper zerſtören konnte. Das Geſetz war leicht, und da auf die Uebertretung deſſelben der Tod und der Verluſt ihrer Vortechte geſetzt war, um ſie deſto eher in dem nöthigen Gehorſame zu erhalten, ſo konnte die Beobachtung deſſelben nur einer gereizten und aufgebrachten Sinnlichkeit ſchwer werden, die ſich aber ohne Mühe überwältigen laſſen mußte, ſo lange ſie von der Schädlichkeit dieſer gefährlichen Früchte überzeugt blieben, und die Dräuungen ihrer liebenswürdigen und wohlthätigen Beherrſcher fürchteten. Einer von den Empörern, der ſich unter ihnen einſchlich, und verſchlagen genug war, die Häupter derſelben zu überreden, daß er ihr Freund wäre, erzählte ihnen, nachdem er ſich durch ſeine Schmeicheleyen ihrer Vertraulichkeit verſichert hatte, von der Kraft der verbotnen Früchte ſo viel Wunderbares und Einnehmendes, rühmte die herrlichen Wirkungen derſelben ſo ſehr, berief ſich ſo ſtark auf ſeine eigne Erfahrung, und wußte ihre Beherrſcher auf die liſtigſte Weiſe ſo verdächtig zu machen, und das Verbot der angeprieſnen Früchte von ſo verhaßten Seiten zu zeigen, daß dieſe Leichtgläubigen verblendet wurden, und in ihrer Lüſternheit nicht allein das beſte und wohlthätigſte Geſetz übertraten, ſondern ſich auch mit ihrem ganzen Volke ihrem grauſamen Verführer unterwarfen, welches die Härte ſeines Joches nicht ſo bald empfand, weil es im Anfange täglich mit neuen Luſtbarkeiten zerſtreut, aber eben dadurch von allen nützlichen Beſchäfftigungen abgezogen wurde, ohne welche weder das allgemeine noch das beſondre Beſte der Verführten erhalten werden konnte. Dieſe Unglücklichen ſchweiſten in ihrer Verblendung ſehr bald ſo weit aus, daß ſie unter der Anführung derer, die ſie als ihre grauſamſten Feinde hätten haſſen ſollen, ſich auch wider ihren weiſen und großmüthigen Beherrſcher empörten, ſeine nützlichſten Geſetze nicht allein überall aufhuben, ſondern auch bis auf die geringſte Spur derſelben aus ihrem Andenken zu vertilgen ſuchten, alle Denkmale, die vorher zum Ruhme ſeiner Vollkommenheiten, und ſeiner wohlthätigen Regierung aufgeführt worden waren, niederriſſen und zerſtörten, und an ihrer ſtatt überall die Bildniſſe ſeiner Feinde zur öffentlichen und feyerlichen Verehrung aufrichteten.

So große Verbrechen verdienten, mit den gerechteſten Strafen geahndet zu werden. El Schaddai mußte das Anſehen ſeiner Oberherrſchaft und ſeiner weiſen Geſetze retten, oder es war zu befürchten, daß noch andre Völker einem ſo ſchändlichen Beyſpiele folgen und ſich zu einer gleich frevelhaften Empörung verführen laſſen würden. Und wenn er ſie mit Gleichgültigkeit angeſehen hätte, wer würde nicht an ſeiner eignen Vollkommenheit und Tugend gezweifelt, oder nicht geglaubt haben, daß es ihm an hinlänglicher Macht fehlte, ſolche Frevel zu rächen? Alle ſeine noch getreuen Völker erwarteten mit Begierde, was ihre Beherrſcher bey dieſer Begebenheit thun würden. Sie empfanden zwar einiges Mitleiden mit den neuen Aufrührern, weil ſie durch liſtige Ueberredungen zur Empörung verführt worden waren; aber ſie hätten auch denſelben ſo leicht widerſtehen können, daß ſich niemand unterſtand, eine Fürbitte für dieſe unglücklichen Verbrecher einzulegen, damit El Schaddai die verdiente Strenge gegen ſie durch Großmuth und Gnade mildern möchte, wenn noch einige Beſſerung derſelben zu hoffen wäre. Denn das Geſetz verdammte ſie nicht allein zum Verluſte aller ihrer Vorrechte, ſondern auch zum Tode. Und ſollte gleichwohl ein ganzes Volk mit allen ſeinen Nachkommen ausgerottet werden? Jedermann wußte, daß El Schaddai der gütigſte Beherrſcher wäre; man kannte aber auch ſeine unüberwindliche Liebe zur Gerechtigkeit. Jedermann wurde alſo auf den Ausgang aufmerkſam, und beſonders waren aller Augen auf Jedidja gerichtet, der immer eine vorzügliche Neigung zu dem verführten Volke geäuſſert hatte.

Jedidja war es auch, der von dem Elende auſſerordentlich gerührt war, worein es der Abfall von ſeinem Vater geſtürzt hatte. Er nahm ſich deſſelben bey ihm mit Nachdruck an, und da ſich dieſer erklärte, daß ein Denkmal ſeines Zornes gegen ſolche Verbrecher, des allgemeinen Beſtens wegen, nothwendig wäre, ſo erbot ſich ſein Sohn, daß er, zur Ausſöhnung der Rebellen, ſo viele Leiden übernehmen wollte, als ſeinem Vater gefällig ſeyn würde, ihm aufzulegen, wofern er nur dieſe Leiden als eine Genugthuung für ſie annehmen, und um derſelben willen diejenigen, die er von dem verführten Volke bewegen könnte, ihre Empörung zu bereuen, begnadigen und endlich wieder in den Genuß ihrer verlornen Vorrechte und Wohlthaten einſetzen wollte. Er wußte zwar, daß Leiden, die ein gerechtes Verhältniß gegen die von dem verführten Volke verſchuldeten Strafen haben ſollten, auſſerordentlich groß ſeyn müßten; aber er entſchloß ſich doch, dieſelben zur Errettung und Wiederherſtellung deſſelben in ſeine erſte Glückſeeligkeit, willig und mit aller möglichen Unterwerfung unter den Willen ſeines Vaters zu übernehmen.

El Schaddai fand an dem groſmüthigen Erbarmen ſeines Sohnes gegen Elende, die auch ihn durch ihre Empörung ſo ſehr beleidigt hatten, ein ſolches Wohlgefallen, daß er das Erbieten deſſelben annahm, weil er, nach ſeiner tiefen Einſicht in das Herz ſeiner Unterthanen vorher ſah, daß zum wenigſten ein ſehr großer Theil der Aufrührer durch dieſe auſſerordentliche und unerwartete Liebe gegen ſie gerührt, und bewogen werden würden, ihren Frevel zu bereuen, und wieder gehorſame Unterthanen zu werden. Er wußte auch, daß ſie auf die übrigen, die ihm getreu geblieben wären, ſehr vortheilhafte Eindrücke wirken könnte. Denn wer würde nicht mit Freuden dem gehorchen, der, um nur Glückliche zu machen, bereit war, ſelbſt für elende Aufrührer ſo viel zu thun? Niemand konnte an ſeiner Gerechtigkeit und an ſeinem Abſcheue gegen die Verbrechen der verführten Aufrührer zweifeln, weil er denſelben nicht vergab, ohne ſeinen Sohn für ſie leiden zu laſſen. Seine Güte, die er gegen ſie bewies, wenn ſie ſich durch die großmüthige Liebe ſeines Jedidja zur Reue und Beſſerung bewegen lieſſen, konnte niemand zu gleichen Bosheiten reizen; denn wenn ſie ſich dazu verführen laſſen wollten: Wie konnten ſie eine gleiche Begnadigung hoffen, da ſie ſich eben dadurch zu einer noch eifrigern Liebe gegen ihn verbinden laſſen ſollten? Er willigte alſo in den Entwurf, den ſein Sohn zur Errettung der Aufrührer gemacht hatte. Er ließ verkündigen, daß er den Entſchluß gefaßt hätte, ſich ihrer zu erbarmen, wenn ſich ſein Sohn entſchließen würde, ſich auf einige Zeit des Gebrauches ſeiner Herrlichkeit und Macht zu entäußern, und ſich allen den Leiden zu unterwerfen, die ihn treffen würden, wenn er ſich unter die Verbrecher be-

begäbe, ſie ſelbſt von der Strafbarkeit ihrer Empörung zu überzeugen, ſie zu ihrer Pflicht zurückzubringen und von dem harten Joche zu befreyen, das ihnen ihre Verführer aufgelegt hatten. Alsdann ſollten diejenigen, welche ſich von ihm beſſern ließen, wenn ſie erſt hinlängliche Beweiſe von der Aufrichtigkeit ihrer Reue und Beſſerung gegeben haben würden, völlig begnadigt und unter ſeine geliebten Unterthanen wieder aufgenommen werden. Jedidja blieb bey ſeiner Entſchließung, entſagte dem gegenwärtigen Genuſſe ſeiner Herrlichkeit und Freude, und begab ſich ohne Gefolg und Anſehen unter das Volk, welches er zu befreyen und wieder glücklich zu machen wünſchte.

Aber welche Leiden und Verfolgungen trafen ihn nicht unter dieſem verblendeten und elenden Volke! Denn die Verführer, welche ſeine wohlthätige Abſicht entdeckten, reizten daſſelbe zu allen Arten von Feindſeeligkeiten und Grauſamkeiten gegen ihn, und überredeten die Verführten, daß er gekommen wäre, ſie aus ihrem itzigen glückſeeligen

Zuſtande, wie ſie ihre Sclaverey nannten, unter die Gewalt ihres beleidigten Beherrſchers zurückzubringen, und ſie alsdann allen Zorn deſſelben in ſeiner gröſten Härte empfinden zu laſſen. Er ſah ſich täglich den bitterſten Verſpottungen und den boshafteſten Gewaltthätigkeiten preis gegeben. Zugleich war er von dem Hauſe ſeines Vaters entfernt, wo er die gröſten Glückſeeligkeiten genoſſen hatte, und ſeine Leiden wurden dadurch noch bittrer, daß es lange ſchien, als ob ihm ſeine Unternehmung ganz mislingen würde. Aber ſeine Standhaftigkeit und Geduld, und beſonders ſeine großmüthige Zuneigung gegen die Verführten überwanden endlich alle Schwierigkeiten und Gefahren. Seine Vorſtellungen machten einen glücklichen Eindruck. Sie fingen an von der Gröſſe ſeiner Liebe gerührt zu werden; viele entſagten den Verführern, und bereuten ihre Empörung. Man lernte die tyranniſche Herrſchaft derſelben empfinden; man erkannte ihre boshaften Abſichten; ihre öffentliche Verehrung wurde von Provinz zu Provinz aufgehoben; und ob ſie gleich noch viele Anhänger behielten, ſo brachte er es doch, nach unzählbaren Leiden ſo weit, daß er triumphirend zu ſeinem Vater zurückkehren konnte. El Schaddai begnadigte hierauf alle wiederkehrenden Verbrecher, die ſich einer beſondern Aufſicht ſeines Sohnes zu erfreuen hatten, alle ſeine Reiche erſtaunten über die Gnade des Vaters, der zur Errettung ſo vieler Unglücklichen in die Leiden ſeines Sohnes gewilliget, und über die großmüthige Erbarmung des Sohnes, der für ihre Glückſeeligkeit ſo viel erduldet hatte, und jeder wurde auf das vollkommenſte überzeugt, daß es die größte Glückſeeligkeit wäre, von ſolchen liebenswürdigen Beherrſchern regiert zu werden, und allen ihren Geſetzen mit einer vollkommnen Unterwerfung zu gehorchen.

Zwey und neunzigſtes Stück.

Ich kann nicht ausdrücken, von welchen Empfindungen der Dankbarkeit mein

Herz erhitzt wird, ſo oft ich mich erinnere, mit welcher Sorgfalt und Treue mein Vater mich in der wichtigen Lehre der Religion von der Erlöſung der Menſchen zu unterrichten ſuchte. In der Abſicht, die Wirkungen derſelben auf meinen Willen durch einen angenehmen und gefälligen Vortrag zu befördern, hatte er die Geſchichte ſowohl von dem Falle, als von der Verſöhnung unſres Geſchlechtes in die Erzählung eingekleidet, die ich, ihres lehrreichen Innhaltes wegen, in meinem letzten Blatte mitgetheilt habe. Er wußte, daß ich ſeine Unterweiſungen, wenn er ihnen das Anſehen einer Erzählung gab, mit Vergnügen wiederholen hörte; daß ich ihn alſo, meiner Gewohnheit nach, um die Wiederholung der Geſchichte des Königs El Schaddai und ſeiner Unterthanen bitten, und dadurch veranlaſſen würde, immer ausführlicher und zugleich immer nachdrücklicher über Wahrheiten zu ſprechen, von denen er wünſchte, daß ſie nicht allein einen frühzeitigen, ſondern auch einen tiefen und in ſeinen geſegneten Wirkungen lange fortdauernden Eindruck auf mich machen möchten. Er gieng in ſeiner Sorgfalt und Liebe hierinnen ſo weit, daß er in dem Tagebuche, welches er über meine Erziehung hielt, nicht allein die Stufen meines Wachsthumes in wichtigen Erkenntniſſen mit ihren Grenzen anmerkte, ſondern auch zuweilen ganze Unterredungen, worein er ſich mit mir über dieſe Materie einzulaſſen pflegte, aufſchrieb, und ſogar das, was ich gefragt oder geantwortet hatte, nicht ausließ, ob ich gleich nicht zweifle, daß er meine Worte verändert und ihnen eine erträglichere Geſtalt gegeben habe, als ich ihnen nach meinen Jahren geben konnte. Ich kann mich nicht enthalten, etwas davon herzuſetzen, und in einem andern Blatte einige von den Regeln auszuſchreiben, denen er, in Abſicht auf das Schwere und Geheimnißvolle in dieſer ſo wichtigen Lehre, zu folgen beſchloſſen hatte. Man wird aus dem Fragmente von Geſpräche, das ich mittheilen will, ſehen, wie er auch andre Arten von Erkenntniſſen zum Vortheile der Religion anzuwenden wußte. Wir hatten zu der Zeit, da dieſe Unterredung gehalten worden iſt, die Geſchichte des

Leonidas geleſen, woraus er unterſchiedne moraliſche Folgen herleitete, die Kenntniß derſelben deſto nützlicher zu machen. Dieſes iſt es alles, was ich als eine Art von Einleitung in das Folgende zu ſagen nöthig finde.

Vater. Alſo würdeſt du den Befehlen eines Leonidas wohl gern gehorchen?

Sohn. Mit Freuden, oder ich müßte wohl ſehr übel geartet ſeyn, wenn ich einem Könige nicht gehorchen wollte, der ein Leonidas zu ſeyn ſuchte. Nein, mein theureſter Vater, ich hoffe, daß ich mich ſeinem Willen niemals widerſetzen würde.

Vater. Das Zutrauen, das du zu dir haſt, iſt ein wenig zu groß. Wenn nun ſeine Befehle ſtrenge wären? Ein König, wie Leonidas, würde zuweilen ſehr harte Befehle geben.

Sohn. Das kann wohl ſeyn; aber dennoch wollte ich mich bemühen, ihm gehorſam zu ſeyn.

Vater. Ich bin mit deiner Antwort zufrieden, mein Sohn. Aber kannſt du mir die Urſache ſagen, warum du auch ſeinen härtern und beſchwerlichern Befehlen gehorchen wollteſt? Ich bin wohl zuweilen ein Leonidas gegen dich geweſen?

Sohn. Ich danke es Ihnen, liebſter Vater. Ich würde gewiß ein ſehr böſes Kind geworden ſeyn, wenn Sie mich niemals ſtrenge gehalten hätten. Sie ſind immer noch gütiger geweſen, als ich verdiene.

Vater. Du vermutheſt alſo, daß die Geſetze eines Leonidas, wenn ſie ſtrenge wären, auf das Beſte ſeiner Unterthanen abzielen, und daſſelbe auch gewiß befördern würden, wenn ſie nur dieſelben beobachteten?

Sohn. Das glaube ich.

Vater. Hoffentlich wirſt du das nicht ohne Urſache glauben. Wie kannſt du auf die Gedanken kommen, daß auch ſeine ſtrengern Befehle auf das Beſte ſeiner Spartaner abgezielt haben würden.

Sohn. Wie könnte ich anders von dieſem vortrefflichen Könige denken? Er hatte ja gegen ſeine Unterthanen eine ſo zärtliche Zuneigung, daß er für die Erhaltung derſelben lieber ſterben, als Herr von ganz Griechenland werden wollte.

Vater. Du hältſt alſo dieſes für eine ſehr rühmliche Handlung?

Sohn. Für eine ganz vortreffliche That. So viele Menſchen durch ſeinen Tod glücklich machen wollen, das iſt ſchön; das iſt groß! Alle Menſchen werden hier Einer Meinung ſeyn.

Vater. Wollteſt du denn auch eine ſo vortreffliche, ſo ſchöne, ſo große That thun? —— —— Du antworteſt nicht! —— Was willſt du mit deinen weitgeöffneten Augen ſagen? Entdecke mir deine aufrichtige Meinung. Iſaac war ein Jüngling und konnte ſterben wollen.

Sohn. Ich muß es Ihnen geſtehen, daß ich das Leben ſehr lieb habe. Wenn ichs ganz freywillig thun ſollte —— —— Aber ich hoffe, wenn ich älter ——

Vater. Man muß nicht aufs Aelter werden hoffen, mein Sohn, wenn es darauf ankömmt, gute Handlungen bloß thun zu wollen. Du wirſt niemals zu edlen und vortrefflichen Thaten fähig werden, wenn du dich nicht beſtrebſt, wenigſtens einen ernſtlichen Willen zu haben, das, was rühmlich und eine Pflicht iſt, mit Freuden zu thun, ehe die Gelegenheit zur wirklichen Ausübung da iſt. Daß ſolches nicht unmöglich ſey, ſiehſt du daraus, daß es Leonidas konnte, und er konnte es nicht allein. Es konntens auch ſeine Unterthanen. Eben da das Treffen mit den Perſern angehen ſollte, ſah er einige ganz junge Spartaner, die das männliche Alter noch nicht erreicht hatten. Ich weiß nicht, ob er dachte, daß ſie nicht gerne ſterben möchten. Genug ſie dauerten ihn, daß ſie in der erſten

Blüthe des Lebens für ihr Vaterland aufgeopfert werden ſollten. Er rief ſie deswegen zu ſich, und gab vor, daß er ſie mit einigen nöthigen Schreiben nach Sparta ſchicken wollte, und das that er aus Mitleid, und in der Abſicht, ihr Leben zu retten. Allein ſie erriethen ſeine Abſicht, und dasmal weigerten ſie ſich, obgleich auf eine ſehr beſcheidne und anſtändige Weiſe, ſeinem Befehle zu gehorchen. Einer, der ein wenig hitzig war, ſagte: Herr, ich bin hieher gekommen, dir als ein Soldat, und nicht als ein Läufer zu dienen, und ein andrer, der kein ſo feuriges Blut hatte, antwortete: Herr, erſt wollen wir fechten, und dann will ich deinen Bericht von der Schlacht überbringen.

Sohn. Aber ſterben, mein Vater, dazu gehört doch eine große Entſchließung. Wenn man todt iſt —

Vater. Ich ſehe, daß du dein kleines, junges Leben noch ſehr lieb haſt, und ich muß dir rathen, dir eine ſo ſehr heftige Neigung abzugewöhnen. Aber ich will dir einräumen, daß eine groſſe Entſchlieſſung dazu gehört, zu ſterben. Du wirſt alſo wohl deinen Leonidas dem Nero ſehr weit vorziehen.

Sohn. Dieſem Tyrannen, dieſem Wütrich, einem ſolchen unmenſchlichen Mörder, der Rom, um ſich den Brand von Troja vorſtellen zu können, anzünden, und darauf ſo viele tauſend unſchuldige Chriſten mit den grauſamſten Martern hinrichten ließ, unter dem Vorwande, daß ſie es geweſen wären, die in dieſer unglücklichen Stadt Feuer angelegt hätten? Er war ein abſcheulicher Kaiſer, —— —— ein abſcheulicher Kaiſer!

Vater. Du haſt Recht. Der Unterſchied zwiſchen einem Könige, der unzählige Unterthanen aufopfert, um die Schande eines Verbrechens nicht tragen zu wollen, das er zu begehen ſich nicht gefürchtet hatte, und zwiſchen dem, der ſein Leben zur Erhaltung ſeiner Unterthanen verlieſiren will, iſt bis zum Erſtaunen groß, und dieſer verdient, eben ſo ſehr geliebt zu werden, als jener des Haſſes und Abſcheues aller Menſchen werth iſt. Aber ſage mir einmal deine Gedanken von den Spartanern, für welche Leonidas ſterben wollte? Liebten; verehrten ſie einen ſo vortrefflichen König?

Sohn. Sie thaten es gewiß, wenn ich von ihren Geſinnungen gegen ihn nach der Beſchreibung urtheilen ſoll, die Sie mir von dieſem Volke gemacht haben. Und daß ſie beſonders ſeine letzte großmüthige Handlung verehrten, ſehe ich daraus, daß Ariſtodemus, der einzige Spartaner, der aus der Schlacht bey Thermopylä entkam, mit der größten Verachtung von ſeinen Mitbürgern empfangen und der Flüchtling ſo lange genannt wurde, bis er in einer andern Schlacht faſt unglaubliche Heldenthaten verrichtete, einen ſolchen Schimpf wieder auszulöſchen.

Vater. So hältſt du es alſo für eine große, rühmliche, überaus verdienſtliche

Shat,

That, für gute Menſchen zu ſterben, für Spartaner, die ihren König verehren und lieben?

Sohn. Unſtreitig.

Vater. Aber was würdeſt du denken, wenn ein tugendhafter Mann für einen böſen, laſterhaften und undankbaren Menſchen ſtürbe, um ihn durch ſeinen Tod beym Leben zu erhalten?

Sohn. Ich würde erſtaunen; aber ich glaube nicht, daß man eine ſolche That billigen könnte. Hier ſcheint mir die Liebe und Wohlthätigkeit übertrieben zu ſeyn.

Vater. Aber warum?

Sohn. Weil der Tugendhafte zu leben, und der Laſterhafte, der Undankbare allein zu ſterben verdient. Wie könnte wohl ein guter Mann für einen Böſen ſterben wollen?

Vater. Allein wenn nun der Tugendhafte wüßte, daß ſich der Laſterhafte durch einen ſolchen Beweis ſeiner Liebe bewegen

wegen laſſen würde, ſich zu beſſern, und aus einem boshaften Manne ein rechtſchaffner Mann zu werden?

Sohn. Ich glaube, daß der, der ſo großmüthig ſeyn und für einen ſolchen ſterben könnte, die allergrößte Bewunderung, und von demjenigen, dem er eine ſolche erſtaunliche Wohlthat erwieſe, die zärtlichſte Dankbarkeit verdiente. Ich denke aber auch, daß dieſes niemand thun würde.

Vater. Niemand? Und erinnerſt du dich denn keines einzigen, der etwas gethan hat, das einer ſolchen Handlung nicht allein gleich kömmt, ſondern ſie auch übertrifft? Du ſcheineſt ſehr bald vergeſſen zu haben, was ich dir nur neulich erzählt habe.

Sohn. Ja, mein liebſter Vater, ich erinnere mich an den König El Schaddai und an ſeinen Sohn Jedidja. Aber —

Vater. Was willſt du mit deinem Aber?

Sohn. Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht richtig denken ſollte. Sie haben mir befohlen, über alles nachzuſinnen, was Sie mir ſagen, und wenn mir Zweifel einfielen, Sie darüber zu befragen. Ich habe alſo gezweifelt, daß es unter den Menſchen einen El Schaddai und einen Jedidja —

Vater. Und habe ich dir denn geſagt, daß es unter den Menſchen jemals ſolche Beherrſcher gegeben habe?

Sohn. Aber wenn es unter den Menſchen keine gegeben hat, ſo müſſen wohl El Schaddai und Jedidja erdichtete Perſonen ſeyn.

Vater. Du übereilſt dich, mein Kind. Es folgt nicht, daß, weil es ſolche groſſe, in einem ſo hohen Grade liebenswürdige Könige nicht unter den Menſchen giebt, daß es gar keine gebe. Du ſollſt gleich ſehen, daß El Schaddai und Jedidja keine erdichteten Perſonen ſind. Antworte mir nur auf die einzige Frage: Giebt es ein Weſen, das alle Vollkommenheiten beſitzt; das alles weiß; das über alles Herr iſt; das alle vernünftigen Geſchöpfe glückſeelig machen will; das das Gegenwärtige, das Vergangne, und das Zukünftige mit einem Blicke überſieht; das alles, was es will, thun, und auch die ſchwerſten Unternehmungen glücklich ausführen kann; das niemals irrt; das für alles ſorgt; das die beſten Geſetze giebt, und allein würdig iſt, das Beyſpiel und Muſter aller Könige zu ſeyn, und doch allzu erhaben, als daß er von ihnen erreicht werden könnte?

Sohn. Ach, mein Vater! —— Und alſo iſt es Gott, den Sie mir unter dem Namen El Schaddai ſo groß, ſo gütig, ſo liebenswürdig beſchrieben haben, und Gott hat einen Sohn, der Jedidja heißt?

Vater. Ja, mein Sohn, nunmehr verſtehſt du mich. El Schaddai iſt Gott, und Gott hat einen Sohn, der für uns böſe, laſterhafte Menſchen gelitten hat, uns durch ſeine Leiden von den Strafen zu befreyen, die wir verdient, und uns wieder zum Genuſſe der Glückſeeligkeit zu bringen, die wir durch unſre Uebertretungen ſeiner weiſen und guten Geſetze verloren hatten. Die Welt mit allen ihren vernünftigen Geſchöpfen iſt das weitläufige Reich, welches El Schaddai und Jedidja mit einer unausſprechlichen Weisheit und Güte beherrſchen. Ich habe dir ſchon geſagt, daß wir Menſchen nicht die einzigen vernünftigen Geſchöpfe unſers Gottes ſind. Es giebt Geiſter, die keinen ſolchen organiſchen Körper haben als wir, und weit vollkommner und mächtiger ſind als wir. Dieſes ſind die geehrtern Unterthanen des El Schaddai, und unter dieſen, haben ſich einige wider ihn aufgelehnt, die ſich nun nicht beſſern wollen. Die Häupter des groſſen Volkes, welche von ihnen verleitet wurden, an ihrem Aufruhre Theil zu nehmen, ſind die beyden erſten Menſchen, und das reiche geſegnete Land, worüber ihnen El Schaddai eine faſt unumſchränkte Herrſchaft verliehen hatte, iſt dieſe Welt. Dieſe ſind es auch, welche ſich von jenen abgefallenen Geiſtern verführen lieſſen, Gott ungehorſam zu werden; und wir, ihre Nachkommen, ſind zum Theil durch ihre Schuld eben ſo undankbare Uebertreter geworden, als ſie. Aber merke es wohl, mein Sohn, nur zum Theil durch ihre Schuld; denn wir ſind eben ſo ſchuldig, eben ſo ſtrafbar, als unſre Stammältern. Ich werde dir dieß alles aus dem beſten Buche, das je geſchrieben worden iſt, weitläuftiger erzählen. Jedidja iſt Chriſtus, der groſſe und liebenswürdige Lehrer der Menſchen, von dem ich dich ſo oft unterhalten habe. Wir verdienten die ſtrengſte Beſtrafung; wir verdienten, ohne Aufhören elend zu ſeyn. Aber er iſt es, der ſich mit einer ſo unausſprechlichen Erbarmung erboten hat, uns durch ſeine Leiden beſſer und glückſeliger zu machen. Ihm haben wirs zu danken, daß uns Gott begnadigt, wenn wir uns durch ſeine Lehre zum Gehorſam gegen ihn zurückbringen laſſen. Er iſt es, der ſich des Genuſſes ſeiner Herrlichkeit und Freuden auf eine Zeitlang zu unſerm Beſten begab, und, was dich in das größte Erſtaunen verſetzen und zur lebhafteſten Dankbarkeit reizen muß, ſogar ein Menſch geworden iſt. Er iſt es, der lieber von den Menſchen ſelbſt verachtet, und mit den grauſamſten Feindſeligkeiten von ihnen verfolgt werden, als uns in unſerm verdienten Elende verderben laſſen wollte. Er hat ſich nicht einmal geweigert, ſein Leben unter der Erduldung der ſchrecklichſten Leiden und Märtern für uns aufzuopfern, weil er die Zuſage von ſeinem Vater erhalten hatte, daß alle diejenigen völlig begnadigt werden ſollten, die ſich ihm mit einem willigen Herzen unterwerfen würden. Er iſt nicht im Tode geblieben; er herrſcht nunmehr über alles, und ſorgt unaufhörlich für uns alle. Ihn, mein Sohn, muſt du als deinen Erretter erkennen, und anbeten, allen ſeinen Lehren und Geſetzen gehorchen, immer daran denken, wie unausſprechlich viel du ſeiner Gnade und Liebe ſchuldig biſt. O was würden wir nicht verdienen, wenn wir boshaft und undankbar genug ſeyn könnten, Wohlthaten zu verachten, die ſo unverdient und ſo unendlich groß ſind!

Dieſes iſt eine von den Unterredungen meines theuren Vaters mit mir über die Lehre von unſrer Erlöſung. Er hatte noch folgendes hinzugeſchrieben: Ich freue mich über den heutigen Tag, und ich danke für denſelben meinem Schöpfer und Erbarmer, deſſen Geſchenk mein Sohn iſt. Ich habe bemerkt, daß er gerühret worden iſt. Möchte mir es durch den Beyſtand ſeiner Gnade gelingen, dieſe Rührung in ihm zu erhalten und immer lebhafter zu machen! Möchte ich ihn doch durch eine ſo göttliche Lehre bewegen können, ſich vor allen Verführungen der Welt zu bewahren, welche nicht erkennen will, was zu ihrem Heile dient, den Weg der Gottſeeligkeit und Tugend niemals zu verlaſſen, in einer eifrigen Ausübung aller ſeiner Geſetze die Ruhe und Ehre ſeines Lebens zu ſuchen, und ſie mit allen den Wohlthaten und Seeligkeiten, welche den Tugendhaften verheißen ſind, in dem Wohlgefallen Gottes und in der Vereinigung mit ſeinem Erlöſer zu finden!

Der nordiſche Aufſeher.

Zweyten Bandes,

Zweyte Abtheilung.

Drey und neunzigſtes Stück.

Es giebt unſtreitig in der Lehre von der Erlöſung der Menſchen Tiefen, welche unſer Verſtand bey dem itzigen Umfange ſeiner Erkenntniſſe nicht ergründen kann, und ſie iſt in dieſer Abſicht ein Licht, welches mit ſeinem Glanze allezeit Augen verblenden wird, welche daſſelbe mit unverwendeten allzukühnen Blicken anſchauen wollen. Allein ſo unerforſchlich auch dieſe Tiefen ſeyn mögen: So kann doch der Menſch keine Wahrheiten glauben, welche nützlicher und heilſamer wären, als die, welche uns in dieſer Lehre verkündigt werden. Niemand wird auch einen Anſtoß daran nehmen, wenn er ſich nicht verwöhnt hat, auf dem Wege der Wahrheit ſtille zu ſtehen, oder gar zum Irrthume überzutreten, ſo bald ſein Verſtand bey ihr nicht alle die Befriedigung ſindet, die er wünſchen möchte. Es iſt unvernünftig, in allen unſern Erkenntniſſen eine gleich große Deutlichkeit zu verlangen; die meiſten Menſchen verlangen ſie auch nicht, wenn nur dasjenige, was ſie wiſſen und wiſſen können, ſo beſchaffen iſt, daß es ihnen einen wirklichen Nutzen gewähren kann. Eben ſo ſollten ſie ſich auch bey dem, was die Religion Unbegreifliches hat, beruhigen, und man brauchte ſich wirklich bey der Unterweiſung in ihren Lehren gar nicht darüber einzulaſſen, wofern die Feinde derſelben dieſe Beſchaffenheit nicht zu Zweifeln und Einwürfen misbrauchten. Damit nun dieſe einmal, weil ich zu den Wiſſenſchaften beſtimmt war, keinen nachtheiligen Eindruck auf mich machen möchten: So richtete mein Vater ſeine Unterweiſung ſo ein, daß dieſem Uebel bey Zeiten vorgebeugt wurde. Um nicht allzu weitläuftig zu werden, will ich meinen Leſern aus ſeinem Tagebuche nur diejenigen Gedanken mittheilen, denen er in dieſer Abſicht, als Regeln ſeines Verhaltens zu folgen beſchloſſen hatte.

Ich will es, ſagt er, meinem Sohne nicht verſchweigen, daß das Syſtem der Religion von der Erlöſung Lehren enthält, die, von gewiſſen Seiten betrachtet, ganz unbegreiflich und dunkel ſind; auch will ich ihn ſehr bald benachrichtigen, daß die Verächter des Chriſtenthums ihren Unglauben durch dieſe Dunkelheit zu rechtfertigen ſuchen, und Einwürfe darauf gründen, die, nach ihrem Vorgeben, unwiderſprechlich beweiſen, daß die geoffenbarte Religion nicht den hohen Urſprung habe, welcher derſelben von ihren Lehrern und Bekennern zugeeignet wird. So werden ihm die Geheimniſſe des Evangelii, wenn er ihre Vernunftmäßigkeit frühzeitig und auf eine überzeugende Art einſehen lernt, nicht zum Anſtoße gereichen, und die Einwürfe im voraus ihre Gefährlichkeit verlieren. Denn gemeiniglich verlieren ſie dieſelbe, wenn es ihnen an dem Reize der Neuheit fehlt; wenn man nicht unbereitet von ihnen überfallen wird; wenn es nicht das Anſehen hat, als erfahre man etwas, das uns in der erſten Jugend, ich weis nicht, aus was für Abſichten, verſchwiegen worden ſey. Es kömmt mir dieſes um ſo viel nöthiger vor, weil man oft die Gründe einer Wahrheit einſieht, ohne die Art zu wiſſen, wie man einen Gegner damit widerlegen müſſe.

Es kann in einer Lehre viel Unbegreifliches ſeyn, ohne daß ſie deswegen aufhört, eine nothwendige und nützliche Wahrheit zu bleiben. Dieſes iſt ein Grundſatz, den ich meinem Sohne beſtändig einſchärfen will. Die Natur hat ihre Geheimniſſe ſowohl, als die Religion; die ſcharfſinnigſten Geiſter verſchwenden ihre Mühe vergebens, ſie zu erklären: Sollten wir die Wirkungen des Magnets oder der elektriſchen Kräfte läugnen, weil es noch keinem Naturkündigen gelungen iſt, uns mit der Art und Weiſe, wie ſie wirken, bekannt zu machen; zu geſchweigen, daß vieles nur unbegreiflich iſt, weil man noch nicht den Grad von Erkenntniß beſitzt, der zur völligern Einſicht, als die Stufe, erfordert wird, auf welcher man dazu emporſteigen kann.

Es iſt nöthig, werde ich meinem Sohne ſagen, nach Deutlichkeit und Gewißheit in ſeiner Erkenntniß zu ſtreben, beſonders in allen Fällen, wo wir handeln ſollen, weil unſre Glückſeeligkeit mehr noch eine Folge von unſern Handlungen, als von unſrer Wiſſenſchaft iſt. Irrthümer, die in unſre Thaten wirken, ſind die gefährlichſten; denn wie weit breiten ſich nicht ihre Folgen aus? Hier iſt es löblich und zugleich eine Pflicht, in der Unterſuchung und Ueberlegung ſo weit zu gehen, als wir können, und uns nicht ſo leicht von einem ſchwachen Schimmer leiten zu laſſen. Und doch können wir hier auch nicht allezeit ſo viel Deutlichkeit und Gewißheit erhalten, als wir wünſchen, und der Weg, den wir gehen ſollen, liegt im Dunkeln, nur von einigen nicht ſehr hellen Stralen erleuchtet. Gleichwohl würde es ſehr oft mehr als Thorheit ſeyn, wenn wir dieſem dämmernden Lichte nicht folgen wollten. Der Menſch lebt hier im Stande der Prüfung, und es gehört zur Prüfung, wenn von ihm verlangt wird, auch den kleinſten Grad von Erkenntniß nützlich und pflichtmäßig zu gebrauchen. Mein Sohn muß alſo nur unterſuchen, ob die Geheimniſſe der

Religion moraliſch gut ſind; wird er davon überzeugt: ſo muß er dieſelben annehmen, wie unbegreiflich ſie auch auf gewiſſen Seiten ſeyn mögen.

Ehe ich aber mit ihm auf die moraliſche Güte der Geheimniſſe in der Religion komme, ſo will ich ihn, theils mit dem Grunde ihrer Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, wie auch aller für uns daraus entſpringenden Schwierigkeiten, theils mit der Abſicht ihrer Entdeckung und Offenbarung bekannt machen.

Es giebt einen doppelten Grund von der Unbegreiflichkeit gewiſſer Wahrheiten ſowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion. Einer liegt in Gott ſelbſt; der andre in der Natur des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Art, von Gott zu denken.

Gott muß nothwendig ein geheimnißvolles Weſen ſeyn, weil wir ein unendliches Weſen in ihm anbeten. Er iſt in allen ſeinen Eigenſchaften und Handlungen der Höchſte. Kein Menſch aber kann ſich den höchſten Grad eines Dinges oder einer Eigenſchaft mit vollkommner Deutlichkeit vorſtellen. Könnte er dieſes, ſo würde er aufhören, eingeſchränkt zu ſeyn; er würde ſelbſt unendlich werden. Es muß alſo Gott ſeinen Geſchöpfen viel entdecken können, das ihnen nicht ganz begreiflich iſt, vielleicht auch niemals ganz begreiflich wird. Es iſt eben deswegen wahrſcheinlich, daß, wenn es ihm gefällt, den Menſchen eine beſondre Offenbarung zu geben, Geheimniſſe darinnen ſeyn werden, die unſre Vorſtellung überſteigen. Nothwendig iſt es nicht, weil eine Offenbarung ſolcher Wahrheiten, die wir wohl durch Nachdenken entdecken können, doch ſehr nützlich ſeyn kann, weil der Weg des Nachdenkens ſchwer iſt, auch von allen Menſchen nicht betreten wird. Allein es bleibt doch wahrſcheinlich, und es folgt daraus, daß eine Offenbarung Gottes würdig ſey, welche uns nützliche Geheimniſſe bekannt macht. Sie ſtimmt mit der Hoheit und Größe ſeiner Natur überein, und wir ſind derſelben eben deswegen mehr Ehrerbietung und ſelbſt mehr Dankbarkeit ſchuldig.

weil durch die Entdeckung ſolcher Wahrheiten, die mit einiger Unbegreiflichkeit verhüllt ſind, immer die Grenzen unſrer Erkenntniß erweitert werden; denn auch die Dämmerung iſt beſſer, als eine völlige Finſterniß.

Ein anderer Grund ihrer Unbegreiflichkeit liegt in der Natur des Menſchen und ſeiner Vorſtellung von Gott, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen. Unſre Erkenntniß, die wir von ihm haben können, iſt keine unmittelbare, keine anſchauende Erkenntniß, und ſie kann es in unſerm itzigen Zuſtande nicht ſeyn, wenn nicht unſre natürliche Fähigkeit bis auf einen übernatürlichen Grad verändert und erweitert wird, wie nach dem Zeugniſſe der Offenbarung in einem künftigen Leben geſchehen ſoll. Alle Vorſtellungen, die wir von ihm haben, ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht unmittelbar dasjenige begreifen, was in Gott iſt, wie es iſt. Wir erkennen von uns ſelbſt und andern Gegenſtänden, die uns durch ein unmittelbares Anſchauen und Bewußtſeyn bekannt werden, gewiſſe Eigenſchaften und Wir-

kunlungen, die wir brauchen, gewiſſe Vollkommenheiten und Handlungen Gottes damit zu bezeichnen, die aber in Gott nicht eben das ſind, was ſie bey uns ſind; wir bezeichnen ſie aber damit, weil wirklich zwiſchen beyden eine wahre Aehnlichkeit ſtatt findet. So bemerken wir Weisheit in dem Menſchen und Weisheit in Gott. Die Weisheit in Gott iſt nicht das, was ſie bey uns iſt; wir drücken aber dieſelbe dadurch aus, weil in der ganzen Natur nichts gefunden werden kann, das mit dieſer Eigenſchaft der Gottheit mehr wirkliche Aehnlichkeit hat, als die Weisheit der Menſchen. Die göttliche Weisheit bleibt uns eine unbegreifliche Eigenſchaft, wenn wir auf die eigentliche Natur derſelben ſehen; wir haben doch aber immer einige Erkenntniß davon, und wir können nicht irren, ſo lange wir von dieſem Begriffe alles Menſchliche und Unvollkommne abſondern. Es laſſen ſich unterſchiedne Urſachen angeben, warum wir auf keinem andern Wege zu gründlichen und nützlichen Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Weſen, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen gelangen können, als auf dem Wege der Analogie. Unmittelbare Ideen haben wir nur von Gegenſtänden, die wir entweder durch die Sinne, oder durch unſre innre Empfindung kennen lernen. Die Eigenſchaften und Wirkungen eines Weſens, das bloß ein Geiſt iſt, müſſen nothwendig von einer andern Art ſeyn, als die Beſchaffenheiten und Thätigkeiten eines Weſens, das Geiſt und Leib zugleich iſt. Ueberdieß iſt es eine gewiſſe Wahrheit, daß die Vorzüge Gottes nicht allein dem Grade, ſondern auch dem Weſen nach von den unſrigen verſchieden ſind. Wir können ſie alſo bloß durch die Hülfe der Aehnlichkeit erkennen, die ſie mit den unſrigen haben. Alles dieſes will ich meinem Sohne begreiflich zu machen ſuchen, und wenn er ſich deſſen nur bewußt bleiben will: So wird er allen Einwürfen leicht begegnen können, die aus den Geheimniſſen der Religion zur Beſtreitung derſelben hergenommen zu werden pflegen.

Ich will aber hierbey nicht ſtehen bleiben; ich will ihm die Abſicht zeigen, warum es Gott gefallen hat, uns gewiſſe Geheimniſſe oder nicht ganz begreifliche Wahrheiten in ſeiner Offenbarung zu entdecken. Der Glaube, den er von uns verlangt, ſoll nicht bloß eine Handlung des Verſtandes; ſie ſoll zugleich eine Handlung unſres freyen Willens; ſie ſoll eine Tugend ſeyn. Zum Weſen der Tugend aber gehört, daß man die Handlung, die befohlen wird, vermöge ſeiner Freyheit unterlaſſen könne. Wer kann es aber unterlaſſen, Wahrheiten zu glauben, die er mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit einſieht? Er kann zwar vorgeben, daß er ſie nicht glaube; aber ſie wirklich nicht zu glauben, dieſes iſt ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, nicht zu glauben, daß die Sonne im Mittage leuchte, wenn wir ſie mit Augen ſehen. Zu einem ſolchen Glauben ſind wir gezwungen, und hier können wir unſre Freyheit nicht gebrauchen. Wenn wir aber Lehren annehmen, denen zur höchſten Deutlichkeit und Gewißheit die Begreiflichkeit fehlt: So wird der Glaube Tugend, weil wir an denſelben bloß darum nicht zweifeln, weil ſie ſich auf ein göttliches Zeugniß gründen. Eben darinnen beſteht die Unterwerfung des Verſtandes, die wir Gott ſo ſehr ſchuldig ſind, als die Unterwerfung unſres Willens.

Nichts iſt billiger, als eine ſolche Unterwerfung, und um ſo viel billiger, je moraliſcher die Geheimniſſe des Evangelii in ihren Folgen und Wirkungen ſind, wenn wir ſie nicht durch einen boshaften Widerſtand verhindern. Hierbey will ich mich in der Unterweiſung meines Sohnes am weitläufigſten aufhalten. Ich will ihn zu überführen ſuchen, daß alle noch ſo unbegreifliche Lehren des Glaubens uns entweder beſſer, oder glückſeeliger machen ſollen. Man findet in denſelben die erhabenſten und ſtärkſten Bewegungsgründe und Aufmunterungen zur Erfüllung unſrer Pflichten. Wer kann ſich weigern, die feurigſte Dankbarkeit und Liebe gegen Gott zu empfinden, wenn er erwägt, wie beſchäfftigt die Gottheit zu unſerm Heile von Ewigkeit her geweſen iſt? Oder wer wird ſich nicht beſtreben, der wahren und urſprünglichen Beſtimmung unſrer Natur gemäß zu handeln, wenn er überlegt, zu welch einer Würde ſie dadurch erhoben worden iſt, daß ſie der Sohn Gottes mit ſeiner unendlich höhern Natur vereinigt hat? Oder weſſen Herz wird nicht durch die Betrachtung ſolcher Lehren mit überſchwenglicher Freude erfüllet und begeiſtert werden?

Sobald mein Sohn von dieſen Wahrheiten überführet iſt; ſo wird er ohne Mühe einſehen, daß er nur zween Abwege zu vermeiden habe, um in ſeiner Religion feſt und unbeweglich zu werden. Einer iſt die Begierde nach einer gröſſern Deutlichkeit und Gewißheit, als wir erlangen können und begehren dürfen. Der andre iſt das Laſter und die Befriedigung unordentlicher Leidenſchaften. Auf dem einen wird das Herz durch den Verſtand, auf dem andern der Verſtand durch das Herz verderbt. Die Erfahrung hat es allezeit bewieſen, daß niemand ein Feind der geoffenbarten Religion geworden iſt, er habe denn weiſer als Gott ſeyn, oder auf einem andern Wege zur Glückſeligkeit gelangen wollen, als auf dem zwar im Anfange beſchwerlichen, aber allein ſichern und gewiſſen Wege der Gottſeeligkeit und Tugend.

Vier und neunzigſtes Stück.

Ich weis nicht, ob ich mir zu viel ſchmeichle, wenn ich vermuthe, daß folgender Geſang bey Einigen etwas zu den ernſthafteren Vergnügungen des Landlebens beytragen werde. Wie ſchön ſind dieſe! und wie glückſeelig machen ſie denjenigen, der ſie empfinden kann. Mich deucht, es ſollte ſich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer ſich der höchſten derſelben nicht oft überläßt, ich meine, wer nicht, durch den Anblick der Natur, er ſehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte, oder in einer weitausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch dieſen Anblick zu Betrachtungen über Den, der dieß alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erſt iſt der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfriſchend und wohlthätig,

thätig, der Mondabend recht ſtill; wenn die ruhige und ſchönere Seele als jenes alles iſt, auf dieſen Stuffen, zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporſteigt. Wer Anmerkungen von dieſer Art nicht mehr hören mag, weil er ſie ſchon oft gehört hat, der kömmt mir vor, wie einer, der ſeiner Exiſtenz müde iſt.

Mein Vater gewöhnte mich früh dazu, ſelbſt meine Spiele durch Vorſtellungen von dieſer Art zu unterbrechen. Er reizte mich die ſchönſten Blumen kennen zu lernen, und ſie ihm zu bringen; und denn wuſte er mir immer etwas dabey von Gott zu ſagen. Es war ſo natürlich, ſo ungeſucht, was er mir alsdenn ſagte, und immer etwas anders, oder doch auf eine neue Art ausgedrückt. Einmal, da ich ihn bey einem Regen, der nach einer langen Dürre gekommen war, vor Freuden weinen geſehn, und er meine Fragen über ſein itziges Weinen beantwortet hatte, ſetzte er hinzu: Gewöhne dich, mein Sohn, ſelbſt unter deinen lebhafteſten Zerſtreuungen, jede Veranlaſſung zu ergreifen, die dich an Gott erinnern kann. Ich liebe deswegen das Landleben mehr als das Städtleben, weil es mir mehrere Gelegenheit giebt, an Gott zu denken. Wenn ich mit meinen Freunden die unſchuldigen Vergnügungen deſſelben genieſſe, ſelbſt alsdann, wenn wir uns am weiteſten von dem Zwange der Stadt entfernen; ſo habe ich, beym Anblicke irgend eines Keims, irgend einer halbzertretnen kleinen Blume, immer einige Augenblicke für mich übrig, wo nicht mein Auge, doch meine Seele gen Himmel zu heben. Welche Freude machen mir alsdann die Vergnügungen der Freundſchaft; und wie ernſthaft wird ſie hierdurch ſelbſt alsdann, wenn ſie bloß ſcherzt.

Mein Vater würde mit dem Inhalte des Geſangs, den ich heute meinen Leſern mittheile, zufrieden geweſen ſeyn.

Nicht in den Ocean
Der Welten alle
Will ich mich ſtürzen!

Nicht ſchweben, wo die erſten Erſchafnen,
Wo die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten,
Und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich ſchweben,
Und anbeten!

Halleluja! Halleluja!
Auch der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen!

Da aus der Hand des Allmächtigen
Die gröſſern Erden quollen,
Da die Ströme des Lichts
Rauſchten, und Orionen wurden;
Da rann der Tropfen
Aus der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die tauſendmal tauſend,
Die myriadenmal hundert tauſend,
Die den Tropfen bewohnen?
Und bewohnten?
Wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden!
Mehr, als die Erden, die quollen!
Mehr, als die Orionen,
Die aus Strahlen zuſammenſtrömten!

Aber, du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden
Neben mir ſpielt,
Du lebſt;
Und biſt, vielleicht —
Ach, nicht unſterblich!

Ich bin herausgegangen,
Anzubeten;
Und ich weine?

Vergieb, vergieb dem Endlichen
Auch dieſe Thränen,
O du, der ſeyn wird!

Du wirſt ſie alle mir enthüllen
Die Zweifel alle
O du! der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird!

Dann werd ich es wiſſen:
Ob das goldne Würmchen
Eine Seele hatte?

Wareſt du nur gebildeter Staub,
Würmchen, ſo werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preiſe den Herrn!

Umwunden, wieder von Palmen umwunden
Iſt meine Harfe!
Ich ſinge dem Herrn!

Hier ſteh ich.
Rund um mich iſt Alles Allmacht!
Iſt Alles Wunder!

Mit tiefer Ehrfurcht,
Schau ich die Schöpfung an!
Denn Du!
Namenloſeſter, Du!
Erſchufſt ſie!

Lüfte, die um mich wehn,
Und ſüſſe Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht gieſſen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sendet der Herr? Der Unendliche?

Aber itzt werden ſie ſtill; kaum athmen ſie!
Die Morgenſonne wird ſchwül!
Wolken ſtrömen herauf!
Das iſt ſichtbar der Ewige,
Der kömmt!
Nun fliegen, und wirbeln, und rauſchen die Winde!
Wie beugt ſich der bebende Wald!
Wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen ſeyn kannſt,
Ja, das biſt du ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich!
Der Strom flieht!
Und ich falle nicht auf mein Angeſicht?

Herr! Herr! Gott! barmherzig! und gnädig!
Du Naher!
Erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr, weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Seegen der Erde!
Du zürneſt nicht, Vater!
Sie kömmt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! Du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtille vor dir, du Naher!
Ringsum iſt Alles ſtille!
Auch das goldne Würmchen merkt auf!
Iſt es vielleicht nicht ſeelenlos?
Iſt es unſterblich?

Ach vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbarſt du dich!
Immer dunkler wird, Herr, die Nacht um dich!
Und voller von Seegen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Bliz?
Hört ihr den Donner Jehovah?

Hört ihr ihn?
Hört ihr ihn?
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen,
Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie ſie rauſchen! Wie ſie die Wälder durchrauſchen!
Und nun ſchweigen ſie! Majeſtätiſcher
Wandeln die Wolken herauf!

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen,
Seht ihr den fliegenden Blitz?
Hört ihr, hoch in den Wolken, den Donner des Herrn?
Er ruft Jehovah!
Jehovah!
Jehovah!
Und der geſplitterte Wald dampft!

Aber nicht unſre Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unſrer Hütte vorüberzugehn!

Ach ſchon rauſchet, ſchon rauſchet
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun iſt, wie dürſtete ſie! Die Erd erquickt,
Und der Himmel der Fülle des Seegens entladen!

Siehe, nun kömmt Jehovah nicht mehr im Wetter!
Im ſtillen, ſanften Säuſeln
Kömmt Jehovah!
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens.

Fünf und neunzigſtes Stück.

Die Freundſchaft iſt eine Glückſeeligkeit, die ſo wenige ganz kennen, daß es mich oft recht traurig macht, wenn ich ſo

Viele ſehe, denen ſie weiter nichts, als ein Wort iſt, das ſie, des Wohlſtandes wegen, bisweilen mit ausſprechen, von ungefähr, ſo, wie das andre Wort Tugend.

Einige legen dieß Blatt ſchon weg, und haben, indem ſie nun ſchon das drittemal dabey jähnen, heute eben keine Luſt, eine lange Abhandlung von der Freundſchaft zu leſen. Sie irren ſich zwar ſehr; denn ſie werden nichts weniger als eine Abhandlung von den Pflichten der Freundſchaft zu leſen bekommen: unterdeß bin ich doch ſehr ungewiß, ob ſie es reizen wird, weiter zu leſen, wenn ich ihnen ſage, daß ich von der Glückſeeligkeit der Freundſchaft, von dieſer unerſchöpflichen Materie, etwas berühren will. Aber mit wem ſoll ich reden? Mit Freunden? Mit dieſen redte ich freylich am liebſten. Ich dürfte ihnen nur ein halbes Wort ſagen, ſo verſtünden ſie mich; und ich bin gewiß, daß ich ihnen ein Vergnügen machen würde. Aber ich wollte doch auch gern diejenigen, denen Freundſchaft, Pflichten, Glückſeeligkeit der Freundſchaft, böhmiſche

Dörfer ſind, (man verzeihe mir dieſen gemeinen Ausdruck, weil er der Sache angemeſſen iſt) auf die Vermuthung bringen, daß es vielleicht einigermaaſſen möglich ſey, daß dieſe Wörter etwas bedeuten könnten.

Wenn ich nicht in eine Aſſamblee müßte, mein Herr Aufſeher, ſo würde ich Ihnen ein Paar Minuten zuhören.

Ich wills kurz machen, mein Herr. Fahren Sie immer.

Wir ſehen einander wohl einmal im roſenburger Garten, oder ſonſt wo: Wenn Sie es alsdann nicht allzuviel länger machen wollten, und wir eben nichts wichtigers hätten; ſo würde mirs eine Ehre ſeyn, mich mit Ihnen von der Sache zu unterreden.

Vielleicht treffen wir uns fürs erſte nicht ſo gleich wieder an. Das iſt noch kürzer.

Einige von meinen gutherzigen Leſern werden, bey dieſer Gelegenheit, ein wahres Mitleiden mit mir gehabt haben. Ohne mich in die Dankbarkeit, die ich ihnen dafür

für ſchuldig bin, allzuweitläuftig einzulaſſen, will ich ihnen nur im Vertraun ſagen, daß ich eine ziemliche Portion Mitleiden bey mir vorräthig habe, welche ich Tag täglich, und, wie ich aufrichtig verſichern kann, recht gut an den Mann zu bringen weis.

Es iſt nothwendig, daß ich einiger Anfangsgründe erwähne. Ein Freund iſt weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er iſt auch kein gutes Freund. Ein Bekannter iſt nun ſo einer, den man ſehen, und nicht ſehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie ſind wie die Verläumder Shackeſpears, die, nach ſeinem Ausdrucke, den Ruhm andrer berupfen:

> Wer meine Zeit berupft, der ſtiehlt ſich
> ſelbſt nicht reich!
> Mich ſtiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten, wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bey der guten Bekanntſchaft bleibt; ſo unterhalten wir ſie bloß deßwegen, weil unſer guter Bekannte

kannte doch einige nützliche und angenehme Eigenſchaften hat. Leute, die ſich in ihren Begriffen von der Freundſchaft nicht höher ſchwingen können, als daß ſie alle gute Bekannte für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundſchaft ſey. Wie betrügen ſie ſich! Unterdeß werden auch diejenigen, welche zur Freundſchaft fähig ſind, eine nicht zu kleine Anzahl guter Bekannter alsdann haben wollen, wenn ſie die Sache ſo einrichten können, daß ſie nicht zu viel Zeit darüber verlieren.

Ein guter Freund iſt etwas unreifes, etwas das unvollendet geblieben iſt. Er hat verſchiedne Eigenſchaften, die zur Freundſchaft gehören; aber die Anzahl derer, die er nicht hat, iſt auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehen. Er verſteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewiſſen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: Daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem guten Freunde, der dieß lange geblieben iſt. Er iſt zwar der nächſte nach dem Freunde, aber, wie Virgil ſagt:

In weiter Entfernung der Nächſte!

Ich habe noch keine Schrift von der Freundſchaft geleſen, in welcher die Eigenſchaften eines Freundes nicht durch ein Gemiſch, durch kalte, durch weitſchweifige und dann wieder übertriebne Beſchreibungen verunſtaltet worden wären. Der gebildete Verſtand und das gebeſſerte Herz ſind die beyden Grundſäulen der Freundſchaft. Dieſe Grundſäulen haben einige ſehr ſimple Zierrathen: Gewiſſe Züge eines Originalcharakters, ich meine, gewiſſe Wendungen des Verſtandes und Herzens, die ſich herausnehmen, die intereßiren. Eine ſolche Freundſchaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verſtehen ſollte, wenn man dieſes ſo oft gemisbrauchte Wort ausſpricht. Die Freundſchaft und die Liebe ſind zwo Pflanzen aus Einer Wurzel. Die Letzte hat nur einige Blumen mehr.

Wenn ich ſage, daß die Freundſchaft, nach dem Bewußtſeyn, unſre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweyte große Glückſeeligkeit iſt, die wir nicht allein in dieſer, ſondern auch in der künftigen Welt genieſſen können; ſo glaube ich zwar beynahe alles geſagt zu haben, was ſich davon ſagen läßt; aber wie wenige ſind glücklich genug, dieß nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwohl noch ein wenig von der ſüßen Chimäre reden.

Wenn man den meiſten Glückſeeligkeiten, nach welchen ſo viele mit ſolcher Heftigkeit laufen, ein wenig näher, und entſchloſſen, nichts, als was wahr iſt, zu ſehen, ins Geſicht ſieht; was für wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die jähnenden Beſitzer dieſer Glückſeeligkeiten mögen nur kommen, und es mit der Glückſeeligkeit der Freundſchaft auch ſo machen.

Es ſollte meinen Freund und mich nicht wirklich glücklich machen, daß wir uns für alles, was uns angeht, bis zu der geringſten Kleinigkeit, intereßiren? Daß wir nichts Geheimes für einander haben, ſondern, unſrer beyderſeitigen Verſchwiegenheit gewiß, uns Alles (die beſchworne Verſchwiegenheit unſers Amtes, und die einem andern Freunde verſprochne, machen hier allein eine Ausnahme,) daß wir uns Alles, mit der offenſten Aufrichtigkeit, anvertrauen? Daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich ſeine Fehler entdecke, ſondern daß er ſie mir eher ſagt? Daß er haben will, daß ich ſo ſtrenge gegen ihn ſeyn ſoll, als er gegen ſich ſelbſt iſt? (Welcher Rechtſchafne iſt nicht ſtreng gegen ſich ſelbſt?) Daß er überzeugt iſt, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am lebhafteſten ausdrücke, die heilige Freundſchaft nicht durch das Geringſte von dem, was zur Schmeicheley gehört, entweihe? Ich kann mich wohl aus Liebe zu meinem Freunde irren; aber ſchmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher iſt, als die Freude, uns ſehen? Und daß wir uns beſonders deswegen gern oft ſehen, weil wir gern oft von Gott und der Religion mit einander ſprechen? Daß wir einander über dieſe höchſtwichtige Sache immer mehr aufklären, und uns bey der Hand unſerm gemeinſchaftlichen letzten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, dieſe Ruhe und oft dieſe Hoheit der Seele nicht kennt, die bey ſolchen Unterredungen die Freundſchaft giebt, wie wenig Glückſeeligkeit kennt der!

Vielen wird alles dieſes zu ernſthaft vorkommen. Aber ſind denn keine ernſthafte Freuden? Und wenn keine wären; wo iſt der Scherz ſcherzhafter, als unter Freunden? Wo kann man ſich demjenigen fröhlichen Humeur, welches dem Scherze ſein eigentliches Leben giebt, freyer überlaſſen? Unter bloſſen Bekannten ſucht der Scherzende mehr zu brilliren, als zu vergnügen; er muß überdieß immer in den Ketten gewiſſer Zurückhaltungen gehn, die das, was er ſagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Geſellſchaft durch die Freude, in der man iſt, unvermerkt veranlaſſet wird; und ein prächtiger Ball, auf dem ſo mancher ſteife Tänzer ſchimmern will, und der natürliche bisweilen

len muß, ſind zwo eben ſo verſchiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden, und unter Bekannten.

Sechs und neunzigſtes Stück.

Ich muß geſtehen, daß ich, ungeachtet meiner Jahre, die ſchon mein Geſicht mit einigen Runzeln überziehen, und mir vor andern eine ernſthafte Art zu denken als eine nothwendige Pflicht gebietet, ſehr oft ſtarke Anfälle zum Lachen empfinde, ſo mannichfaltig ſind die menſchlichen Thorheiten, vor welchen man zu einer Erſchütterung gereizt wird, die, nach dem Urtheile meines Großoheims, des Zuſchauers, ſo geſund ſeyn ſoll. In welchen Ständen und Lebensarten findet man nicht Lächerliche die Menge, beſonders zu unſern Zeiten, wo der Geiſt der Kleinigkeit, ſo allgemein und ausgebreitet iſt; wo er an der Jugend beyderley Geſchlechts nicht allein ertragen, ſondern oft als eine Artigkeit geprieſen wird;

wo er ſelbſt das Alter zwingt, in eine Kindheit zu verfallen, gegen welche diejenige zur Ehre gereicht, die bey einigen Greiſen eine natürliche Folge ſtumpfer Sinnen und verzehrter Kräfte zu ſeyn pflegt; wo ſo gar viele Lächerlichkeiten zu ſolchen herrſchenden Moden geworden ſind, daß man ſonderbar werden und ſich von allen Geſellſchaften ausſchließen muß, wenn man keine Luſt hat, über ſich ſelbſt zu ſpotten? Viele brauchen ſie ſo gar als ein ſichres und unfehlbares Mittel zu gefallen, und ſich mit einem Schwarme von Bewunderern und Nachahmern umgeben zu ſehen! Ein unwiderſprechliches Beyſpiel davon iſt Cephiſe, eine Dame, welche, um mich noch eines zuſchaueriſchen Ausdruckes zu bedienen, bloß dadurch ein Götze der Geſellſchaften geworden iſt, daß ſie das auſſerordentliche Geheimniß verſteht, auf eine ſehr koſtbare Weiſe lächerlich zu ſeyn. Sie kann wohl Eigenſchaften beſitzen, die ihr Hochachtung erwürben, wenn ſie gekannt würden; allein ſie weis ſie ſo glücklich zu verbergen, daß ſie niemand bey ihr vermuthet. Schön iſt ſie nicht, und man muß bekennen, daß ſie die Bewundetung, welcher ſie genießt, der Freygebigkeit der Natur nicht zu verdanken hat, ob ſie gleich das Auge durch keine Häßlichkeit beleidigt. Wiſſen — — Doch was wiſſen? Wer wird etwas wiſſen? Dazu müßte ſie zum wenigſten geleſen haben, und dann wäre ſie eine gelehrte Frau. Eine gelehrte Frau aber — — Ach wie unausſtehlich iſt nicht das! Etwas wiſſen ſollen! Wer kann das verlangen wollen und von Frauenzimmern! So lächerlich iſt Cepbiſe nicht, und dennoch gefällt ſie. Alle Geſellſchaften ſprechen ſo viel von ihr; jeder muß das Glück haben, ſie zu kennen, und jeder verſichert, ganz von ihren Reizungen bezaubert zu ſeyn. Von welchen Reizungen, fragt man? Was für eine Frage! Davon, daß ſie ſo einfältig ſeyn; daß ihr ſo bald übel werden, daß ſie, wenn ſie will, ihre Vapeurs haben kann, daß ſie noch ſo gut zu tändeln weis, und doch ſicher älter, als ſechszehn Jahre iſt. Wie könnte ich bey allen Falten meines Geſichts ſo ſtoiſch bleiben, und wenn ich ſie verehret und beneidet ſehe, nicht einmal lächeln wollen? Welch ein Heraklit müßte ich ſeyn! Und wie ſollten meine Runzeln nicht glätter werden, wenn ich einen Priderwell ſehe, der über alle Wiſſenſchaften, ohne kaum recht leſen zu können, über alle Länder, ohne einen Fuß aus Seeland geſetzt zu haben, über alles, was er falſch und nicht falſch ausſprechen kann, darum, weil er nicht übel gewachſen und gutgepudert iſt, mit einer ſo entſcheidenden Mine urtheilt, und richtet, als wenn wir es für eine Gnade halten müßten, ihm mit einer tiefen Bewunderung zuzuhören, der ganze Mann iſt aus einem Federhute, aus einer ſehr feinen Wäſche, und aus einem Kleide, das wirklich bezahlt ſeyn ſoll, zuſammengeſetzt. Das iſt ſein Charakter und auf dieſe Vorzüge iſt er unbeſchreiblich ſtolz. Wenn man keine Neigung hat, Juvenal zu werden, ſollte man bey ihm nicht wünſchen, Horaz zu ſeyn?

Ein wöchentlicher Schriftſteller ſcheint vor andern zum Spotte berufen zu ſeyn und ein unwiderſprechliches Recht zum unumſchränkten Beſitze und Gebrauche aller Ironien und Sarkaſmen zu haben. Wenn es bloß ſein Wunſch und Endzweck iſt, geleſen zu werden, wie ſicher iſt er nicht, ſich eines ausgebreiteten Beyfalls zu bemächtigen, wofern er den reichen und mannichfaltigen Stoff des Lächerlichen auch nur mittelmäßig zu bearbeiten weis! Er kann, ſo oft er ſpottet, gewiß ſeyn, das menſchliche Herz auf ſeiner Seite zu haben, wenn es ſich ſelbſt nur nicht für angegriffen hält, und dieſes wird gewiß ſelten geſchehen. Ein jeder darf ſich nur fragen, wie oft ihn eine Satire zur Unterſuchung ſeiner ſelbſt geleitet hat.

Dieſes iſt eine von den vornehmſten Urſachen, warum ich mich meines Rechtes zur Satire nur ſelten bediene, zumal, da ich nicht für die Menge ſchreibe, und, wenn ich für ſie ſchreiben wollte, ihren Beyfall nicht erhalten würde. Ein Moraliſt wäre ſehr zu bedauern, wenn er in einem Kopenhagen nicht hundert oder zweyhundert Leſer finden könnte, welche fähig wären, ſich durch ernſthafte Unterſuchungen und Anmerkungen unterhalten zu laſſen, ohne davon ermüdet zu werden.

Eine andere Urſache iſt das Mitleiden, das ich mit allen Lächerlichen empfinde. Jede Ungereimtheit in unſern Handlungen, wie geringe ſie auch iſt, hat einen unausbleiblichen nachtheiligen Einfluß in die Wohlfahrt desjenigen, der dadurch zum Gegenſtande der Satire wird. Sie macht ihn vielleicht nicht unglücklich; ſie verhindert ihn aber einen höhern Grad von Glückſeeligkeit zu erreichen, die allezeit nur um ſo viel gröſſer wird, je vollkommner wir zu werden ſuchen. Dieſe Vorſtellung erwacht bey mir faſt allezeit, wenn ich einen Thoren ſehe, und darüber verſchwindet das Lächerliche an ihm beynahe ganz aus meinem Geſichte.

Unterdeß geſtehe ich, daß die Kenntniß des Lächerlichen zum wenigſten eine Veranlaſſung werden kann, ſolches zu vermeiden. Darum will ich auch in meinen nächſten Blättern einige Thoren abſchildern, und nicht einmal das Mitleiden für ſie verlangen, das ſie in meinen Augen verdienen. Ich will ſie vielmehr dem Spotte der Leſer preisgeben, obgleich unter der ausdrücklichen Bedingung, es nicht ſelbſt zu ſeyn. Denn Lächerliche müſſen bey dem Bewußtſeyn ihrer Thorheiten ernſthafter darüber denken, als andre, und ein Menſch, der bey ſeinen Fehlern nichts mehr thut, als mitlacht, iſt in groſſer Gefahr ein Lovelace zu werden, der ſich von den Vorwürfen ſeiner Freunde und ſeines Gewiſſens über ſeine Laſter dadurch zu befreyen ſuchte, daß er der erſte war, der ſie verſpottete.

Sieben u. neunzigſtes Stück.

Hier iſt ein Verzeichniß von einigen Lächerlichen. Man wird es ohne Betheuerungen glauben, daß es keine Mühe gekoſtet hat, ſie aufzuſuchen, und eben ſo wenig Aufmerkſamkeit wird erfodert, dieſe Liſte zu vermehren.

Philotas glaubt mit Recht, daß es eine Schande für einen Mann von ſeinem Anſehn und Amte ſey, nichts zu wiſſen, und es gereicht ihm zum Ruhme, daß er in den meiſten nöthigen und nützlichen Wiſſenſchaften kein Fremdling iſt. Aber wie lächerlich macht ihn nicht, bey allen ſeinen andern löblichen Eigenſchaften, die eitle Begierde, ſich überall von dem großen Hauſen der Unwiſſenden zu unterſcheiden? Ueberall ſieht man ihm die Furcht an, etwas zu ſprechen, das nicht gelehrt ausſieht. Es iſt ihm unmöglich von den gleichgültigſten Dingen zu reden, ohne was er ſagt, mit ein wenig Litteratur zu verſetzen. Seine Geſpräche erhalten dadurch ein ſteifes und pedantiſches Anſehen und jeder Ausdruck wird gekünſtelt und unnatürlich. Man wird alle Augenblicke in die Verſuchung geſetzt, ihn zu fragen, wie lange es her iſt, daß er die Univerſität verlaſſen hat, ſo akademiſch iſt der Ton, in dem er ſpricht. Man erwartet in ſeiner Geſellſchaft einen Mann aus der Welt, und man glaubt, einen Profeſſor auf ſeinem Catheder zu hören. Jemand bemerkt, daß heute das Wetter ſchön iſt. Sogleich nimmt er davon Gelegenheit, eine phyſikaliſche Unterſuchung deſſelben anzufangen. Ein andrer ſagt, daß er geſtern in einer ſchlechten Comödie geweſen ſey, und da iſt für ihn genug, uns von den Vorzügen des griechiſchen Theaters zu unterhalten, und zu zeigen, daß ihm die Namen des Sophokles und Euripides nicht unbekannt ſind. Ein dritter nennt von ungefähr mit dem itzigen Kriege den dreyßigjährigen, und den Augenblick überführt er uns, daß er ſeinen Pufendorf noch nicht vergeſſen hat. Philotas erinnert ſich nicht, daß die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit weniger ein Verdienſt iſt, als eine richtige und weiſe Anwendung derſelben. Er fürchtet nichts mehr als den Vorwurf der Unwiſſenheit, und eben dieſe Furcht iſts, die ihn lächerlich macht, weil er ſich dadurch verleiten läßt, Einſichten zu zeigen, woran diejenigen, die mit ihm umgehen, entweder nicht zweifeln, oder keinen Geſchmack haben, und wie ſehr muß er dieſe nicht einſchläfern? Er verdient die Spöttereyen, die über ſeine Schwachheit geſagt werden; eine Strafe, die um ſo viel billiger iſt, weil er durch den ungereimten Gebrauch ſeiner Wiſſenſchaft der Gelehrſamkeit einen Vorwurf zuzieht, der nur dem Gelehrten gemacht werden ſollte.

Unterdeß giebt es Grade der Lächerlichkeit, und es iſt gewiß, daß es Gargil in dieſem Vorzuge noch weiter gebracht hat, als Philotas. Es wäre unbillig, wenn er die Mühe, die er ſich giebt, verlacht zu werden, vergebens angewendet haben ſollte. Gargil hat nichts von der Schwachheit des Philotas. In ſeinen Augen ſind alle Gelehrte Pedanten, und was iſt mit Pedanten anzufangen? Er lobt ſich den Mutterwitz, und vor einem jeden andern den ſeinigen, den er zuweilen ſo gar ein glückliches Genie zu heiſſen wagt. Er macht ſich eine Ehre daraus, niemals ſtudiert zu haben. Nach ſeiner Meinung kömmt in der Welt alles darauf an, daß man eine gute Feder zu führen wiſſe. Die übrigen Wiſſenſchaften ſind Schulfüchſereyen, mit denen er den Kopf ſeines Sohnes gewiß ſo wenig verderben laſſen will, als er den ſeinigen damit verwirrt hat. Ein allezeit fertiger Briefſteller und der geſchwinde Rechenmeiſter, das ſind die wichtigen Bücher, die er leſen ſoll, und er zweifelt nicht, daß er ſein Glück eben ſowohl damit machen werde, als er. Es gehört zwar auch die Kunſt zu kriechen dazu; allein dieſe ſoll ihm unter ſeiner Anführung nicht ſchwer werden; denn niemand hat ſich mehr darinnen geübt, und niemand hat eine längere Erfahrung darinnen, als Gargil. Man wird ſagen, daß er unter dem Spotte ſey; allein man muß wiſſen, daß er ein gewiſſes Anſehn hat, das ſeine Thorheit gefährlich machen kann.

Man könnte viel zum Lobe des Philotimus ſagen, und man müßte ungerecht ſeyn, wenn man ihn zu dem großen Haufen derer verſtoßen wollte, welche die Blankette der menſchlichen Geſellſchaft genannt zu werden verdienen. Allein man hat gar nicht nöthig, ſich darauf einzulaſſen; man kann ſchweigen, und ſeine Vorzüge werden dennoch nicht vergeſſen werden. Er glaubt, daß ihm niemand mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen könne, als er ſelbſt, und es iſt gewiß, daß er eine auſſerordentliche Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine Verdienſte in einem ſo blendenden Lichte zu zeigen, daß man ſie vor Glanz kaum ſehen mag. Es giebt keine Künſte und Wendungen des Eigenlobes, die er nicht ausſtudiert zu haben ſcheint, ſo unerſchöpflich reich und beredt iſt er in dieſer Materie. Philotimus fürchtet den Vorwurf der Unverſchämtheit ſo wenig, daß er zum Erſtaunen aller derer, die mit ihm umgehen, beſtändig von ſeiner Beſcheidenheit redet, als ob er noch weit mehr von ſich zu ſagen hätte, wenn er nicht befürchtete, daß man das, was er zu ſeinem Vortheile noch ſagen könnte, für Eigenlob halten möchte. Er lobt und tadelt alles dadurch, daß er ſolches mit ſich, mit ſeinen Vorzügen oder mit ſeinen Urtheilen und Meinungen vergleicht; es verſteht ſich, daß er ſelbſt immer über das erhoben bleibt, was ſeinen Beyfall erlangt, mit dem er eben nicht freygebig iſt. Er hat entweder ſchon, und zwar in noch gefährlichern Umſtänden und Verſuchungen eben die löblichen Handlungen ausgeübt, die ein andrer gethan hat, oder er würde doch eben das thun. Wenn er nicht mehr ſagt; wenn er nicht hinzuſetzt, daß er noch dieß oder jenes mehr gethan haben würde: So treibt er gewiß ſeine Beſcheidenheit ſehr weit. Alles, was ein Fehler iſt, iſt ihm unmöglich; er kann auch nicht begreifen, wie man auf dergleichen Thorheiten gerathen kann, die man von andern erzählt; er würde lieber alles aufgeopfert, als ſich dieſer oder jener Schwachheit ſchuldig gemacht haben. Er ſey zwar hitzig; er könne zuweilen weniger vorſichtig ſeyn, als er ſeyn ſollte; aber dazu gehöre doch nur ſehr wenig Ueberlegung; das würde ihm doch den Augenblick eingefallen ſeyn. Kurz Philotimus weis alles zu ſeinem Ruhme anzuwenden, und man ſollte ihm nicht merken laſſen, daß er dadurch lächerlich wird?

Planeſius hat die Welt geſehen; ob er ſie zu ſeinem Vortheile geſehen, oder ob er ſich dadurch Kenntniſſe erworben hat, die zum Beſten ſeines Vaterlandes gereichen können, das iſt eine andre Frage. Genug, er iſt gereiſt, und dieſes iſt der Innhalt ſeiner meiſten Geſpräche. Fällt die Unterredung auf den Wein; ſo fängt er an ſeine Reiſe durch Frankreich zu erzählen, und beſonders die Weinberge zu nennen, wo der beſte Champagner wächſt. Spricht man von der Muſik; ſo verſetzt er uns nach Italien, und man muß ihn, man mag wollen oder nicht von Rom nach Florenz, von Florenz nach Venedig und von da nach Neapolis begleiten, wo er das ſeltne Glück gehabt haben will, mit allen großen Sängerinnen zu ſpeiſen. In Deutſchland hat er mit jedem fürſtlichen Zwerge und jedem luſtigen Rathe Bekanntſchaft gemacht, die ihn nicht gereut, weil er dadurch hinter alle Hofgeheimniſſe gekommen ſeyn will. Seit dem er aus Engelland zurück iſt, hat er keinen rechtſchaffnen Pudding mehr gegeſſen, und die gebrannten Waſſer ſind nirgends ſo gut, als in London. Allein es iſt, wie er weislich bemerkt, kein Wunder, weil ſich da die Damen ſelbſt mit der Verfertigung der Puddings abgeben und im Abziehen gebrannter Waſſer eine ungemeine Geſchicklichkeit beſitzen. Mit ſeiner

Nation iſt er misvergnügter als mit den Holländern; man iſst nicht ſonderlich in den Wirthshäuſern und muß doch erſchrecklich bezahlen, und die Schweiz — Ja an die Schweiz will er gedenken, weil er in den ſteilen und hohen Wegen mehr als einmal in Gefahr geweſen iſt, ſein koſtbares Leben zu verlieren. Auf meinen Reiſen, fängt ſich beynahe alles an, was er ſagt, und ungeachtet nun ſchon über zehn Jahre verfloſſen ſind, ſeitdem er von ſeinen Reiſen zurückgekommen iſt, ſo weis er doch noch die Namen aller Poſtillone, und kann jeden Ort ſehr genau beſchreiben, wo er das Unglück gehabt hat umgeworfen zu werden. Wie oft wird nicht über ihn geſpottet! Er weis es, und er bleibet lächerlich. Allein was hätte der gute Planeſius von ſeinen Reiſen, die ihm ſo viel gekoſtet haben, wenn er nicht zum wenigſten davon erzählen ſollte, und muß nicht jeder nur von dem ſprechen, was er weis?

Kann ſich Vocifer beſchweren, wenn er von jedem, dem er zur Laſt fällt, verlacht wird? Der ewige Widerſprecher, der in einer Stunde zehnmal andrer Meinung iſt, um nur keinem Recht zu geben, der ſich mit ihm unterhält! Es iſt vergeblich, ihn daran zu erinnern, daß er, bloß um uns zu widerſprechen, ſich ſelber widerſpricht. Er verſichert mit einer Dreiſtigkeit, die ihn niemals zum Rothwerden kommen läßt, daß man ſich irre, daß man ihn falſch erkläre, daß man ihn nicht richtig genug verſtanden habe, und wenn er ſich nicht anders zu helfen weis, ſo geſteht er eine Uebereilung zu, um nur fortſtreiten zu können. Man hat den Mund kaum geöffnet, ſo iſt er mit der Widerlegung deſſen fertig, was man ſagen will. Er will zwar die Höflichkeit nicht beleidigen und bittet tauſendmal um Vergebung, daß er uns nicht beyfallen kann. Allein wer kann ihm ſo oft vergeben, als er Thorheiten ſagt, ohne ihn entweder für den unerträglichſten oder für den lächerlichſten Menſchen zu halten?

Es wird dem ernſthafteſten Manne ſchwer werden, die kluge und wichtige Mine des Mimaſophrons zu ſehen, ohne über ihn zu lachen. Er giebt ſich bey den gleichgültigſten Kleinigkeiten ein ſo feyerliches Anſehen, als ob von jeder Sylbe, die er ſpricht, und von jeder noch ſo unbedeutenden Antwort, die er giebt, die Wohlfarth einer ganzen Geſellſchaft abhienge. Niemals wird er eine Neuigkeit erzählen, und wenn ſie noch ſo ſtadtkündig ſeyn ſollte, ohne ſie uns ins Ohr zu liſpeln. Alles, was er ſpricht, ſagt er mit einer Bedächtigkeit, als wenn er ein Urtheil abfaſſen ſollte. Er giebt immer nur einen Wink; er darf die Perſon, er darf den Ort nicht nennen. In unſern Zeiten muß man alle Sylben abwägen; es iſt gar zu gefährlich, von Geheimniſſen des Staats zu reden, ehe ſie öffentlich bekannt ſind, und ſeine Geheimniſſe ſind bloß Nachrichten von Beförderungen, die noch nicht in den Zeitungen gemeldet ſind. Er ſagt alles unter vier Augen, auch das Gute, das er von andern ſpricht. Wenn man ihn erſt kennen lernt, ſo ſollte man aus der ernſtlichen und vertraulichen Art, womit er ſich an uns wendet, auf eine beſondre Zuneigung gegen uns ſchließen; man ſieht aber bald, daß ihm jedermann zum Vertrauten gut genug iſt, wenn er ihm nur ſeine Ohren leihen will; und wenn er das thut, wird er ihn vielleicht ganz leiſe fragen, was die Glocke iſt.

Wenn man ſehen will, wie lächerlich ſelbſt die Schönheit und der Witz werden, wenn die Eitelkeit ſie verunſtaltet, ſo muß man Belinden und Phileten bey einander ſehen. Belinde iſt beſtändig mit ihren Reizungen beſchäfftigt, ſie bey jedem Worte und bey jedem Blicke auf ihren ſchönſten Seiten zu zeigen, und der junge Herr giebt ſich auſſerordentlich viel Mühe, mit ſeiner angenehmen Geſtalt und beſonders mit ſeinem Witze eben ſo ſehr bewundert zu werden, als ſie. Itzt ſieht ſie etwas, das wirklich gar nicht merkwürdig iſt, mit ſtarren unverwendeten Blicken an, damit man ihre großen Augen, die doch nur ein unmerkwürdiges Mittelding zwiſchen den blauen und ſchwarzen ſind, deſto beſſer ſehen könne, und er zwingt ſich über etwas zu lachen, damit man ſeine weißen Zähne entdecken möge, indeß daß ſie die ihrigen zu verbergen ſucht, und deswegen mehr liſpelt, als ſpricht, theils, weil ſie nicht ſo ſchön ſind, als ihre andern Annehmlichkeiten, theils, weil ſie einen ſehr kleinen Mund hat, den ſie bemerkt haben will. Gleich darauf nähert ſie ſich dem Spiegel, und entdeckt als von ungefähr, eine geringe Unordnung in ihrem Putze, wirklich aber in der Abſicht, ihren Hals beſſer ſehen zu laſſen, ungeachtet es der Schneider nicht vergeſſen hat, den Ausſchnitt ihres Kleides tief genug zu machen. Philet gewinnt dadurch Zeit, einen ſinnreichen Einfall zu ſagen, der verunglückt ſeyn würde, wenn ſie ihren kleinen Fuß einen Augenblick eher gezeigt hätte. Weil ſein Witz erſchöpft werden möchte, wenn er ihm nicht einige Ruhe gönnte: So läßt er nun den Brillanten an ſeinem Finger ſpielen, und ſie verbirgt ſich vor dem Glanze deſſelben durch eine Bewegung des Fächers, die ihren runden Arm zeigt, welches dem jungen Herrn Gelegenheit zu einer Schmeicheley giebt, über die ſie gern erröthete, wenn das Erröthen einer Coquette ſo ſehr zu Befehle ſtünde, als ein Seitenblick oder ein mitleidiges Lächeln über ein Frauenzimmer, das weniger ſchön iſt, als ſie. Beyde ſind mit einem Worte, ſo ſehr in ihre Reizungen verloren, daß ſie nicht merken, wie ſehr ſie andre veranlaſſen, über ſie zu ſpotten, und ſie würden es vor Selbſtgefälligkeit nicht merken, wenn ſie auch hörten, was laut genung in ihrer Gegenwart geſagt wird.

Acht und neunzigſtes Stück.

Ich habe Ihnen, ſchreibt mir einer meiner neueſten Correſpondenten, eine Anmerkung über Ihr Blatt von der Freundſchaft zu machen, von welcher ich glaube, daß ſie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke, wie Sie, über die Freundſchaft; ob ich gleich nicht ſo glücklich bin, Freunde zu haben: Allein ich muß Ihnen ohne weitere Umſtände geſtehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundſchaft beynahe völlig an die Seite ſetze.

Wenn ich vom Umgange der groſſen Welt rede; ſo verſtehe ich alles dasjenige darunter, was die Politeſſe nur einnehmendes haben kann; und ich nehme dieſes Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzoſe braucht, der ſelber poli iſt, und alſo von der Sache urtheilen kann. Sie wiſſen, es iſt alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieſes vorausgeſetzt, behaupte ich, daß die Freundſchaft nur ſehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm iſt es, ſich nicht allein niemals etwas, das auch nur von ferne einigermaaſſen beleidigen könnte, ſondern faſt immer etwas zu ſagen, das die Süßigkeit der feinen Schmeicheley hat, ohne ihren Gift zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken ſchweben zu laſſen, immer ein wenig über uns ſelbſt erhebt, und uns in einem ſanften Vergnügen über uns ſelbſt auf eine reizende Art unterhält.

Ich weis nicht, Freunde, (ohne von denen zu reden, die gar familiär gegen einander ſind) Freunde ſind zu naiv gegen einander. Sie ſagen es ſich ſo gerade heraus, daß ſie ſich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man ſich es ſo ſagt. Zeichnung mögen ſie wohl haben; aber Colorit haben ſie nicht.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Geſellſchaft von Leuten bin, die ſich, alles, was ſie ſich ſagen, auf eine ſo glückliche Art, zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß ſie die Wagſchal in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andre ſagt; der Anfang einer Mine wird hier zu Gewicht, und verändert die Wagſchal. Jeder kleine Umſtand des Wohlſtandes oder der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier ſeine Einflüſſe. Federn ziehn nieder. Welch Vergnügen, in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſeyn, und ſelbſt wägen zu können!

Freunde hingegen, ob ſie gleich nicht ohne Anſtand ſprechen, ſagen ſich immer ihre völlige Meinung, und ſagen ſie faſt ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir, daß ich das Wort noch einmal brauche, es iſt ſo was Hartes in dieſem allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am wenigſten in Geſellſchaften, von wichtigen Dingen reden; daher müſſen der Kunſt, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihre Verdienſte gelaſſen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft ſehr hinreißt.

Sie ſagen, daß der Scherz nirgends ſcherzhafter, als unter Freunden ſey. Vielleicht iſt dieß bisweilen wahr. Aber ich rede auch von ſolchen Kleinigkeiten, die nicht ſcherzhaft ſind. Und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundſchaftliche Umgang viel Anſprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über dieſe Sache ſagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang ſeyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich ſo viel Geſchmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundſchaftliche zwar als eine wünſchenswürdige, aber doch nicht als eine ſo unentbehrliche Sache, als Ihnen vorkömmt.

Mein Herr,

Wenn Sie mir erlauben wollen mit dem harten Tone eines Freundes zu reden; ſo werde ich Ihren Brief, der mir, in gewiſſen Betrachtungen, ſehr gefallen hat, umſtändlich beantworten. Vielleicht ſchmeichle ich mir nicht zu ſehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt, und diejenige Politeſſe kenne, die dieſen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient. Und vielleicht geſtehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, dieſe Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: große Welt, ſeine Würde laſſen will; ſo iſt die Zahl derer, die eigentlich dazu gehören, ſehr gering. Wie ſehr würde man ihm dieſe Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem bloß ſein Stand und etwas von einer halbgebildeten Le-

Lebensart den Eintritt erlauben. Wenn Sie dieſe Anmerkung für wahr halten; ſo muß ſich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Geſellſchaften finden, ſehr verringern. Sie werden mir zugeſtehn, daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlaſſe, wenn ich Ihnen noch ſage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer iſt, der zur Freundſchaft, und zu jeder andern ernſthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen ſo ſehr gefällt, zwar bloß aus Pflicht, aber zugleich auf eine ſo glückliche Art trägt, daß er denen, die nur bis auf eine gewiſſe Weite ſehn, Geſchmack daran zu haben ſcheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein wenig pünktlich in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle ſehr, daß irgend eine Art von Schmeicheley ohne Gift ſey. Vielleicht hat die feinſte, den ſchlimmſten. Es mag wohl ſüß genug ſeyn, ſich immer ein wenig über ſich ſelbſt erhoben zu fühlen; aber — — ich ſehe wohl, daß ich Ihnen zu ſtreng vorkommen werde; und gleichwohl bin ich es nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Sache überhaupt ſehr moraliſch iſt, und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Andrer anzufeuern. Sie hat ohne dieß Nahrung genug in ſich ſelbſt.

„ Daß Freunde naiv gegen einander ſind, laſſen Sie noch ſo hingehen; aber daß ſie auch familiär mit einander umgehen, das beleidigt, in Ihren Augen, die feine Gezwungenheit der Politeſſe zu ſehr. Ich ſehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundſchaft einen gewiſſen ihr eignen Wohlſtand beobachte. Und warum ſollte man es ſich nicht gerade heraus ſagen, daß man ſich liebt? Kann es die wahre Neigung anders ſagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einkleidung rede, Zeichnung haben Sie gar nicht; und Colorit — — es giebt verſchiedne Arten derſelben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angſt dabey, wenn ich mir Ihr beſtändiges Zuwägen, wie unvermerkt

merkt es auch geſchehen mag, recht lebhaft vorſtelle. Welch ein Vergnügen, ſagen Sie, in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſeyn, und ſelbſt wägen zu können. Ich weis nicht, ich habe immer, an der Größe dieſes Vergnügens, ein wenig gezweifelt. Aber freylich, wenn man ſelbſt wägen kann. Doch ſind nur ſehr wenige, die es recht können.

Ich weis nicht zu welchem erniedrigenden Zwange Sie ihre Seele gewöhnt haben müſſen, daß es Ihnen keine angenehme Vorſtellung iſt, Ihre völlige Meinung zu ſagen? Wie beſeelt es den Umgang der Freundſchaft, wenn keiner von ſeiner Meinung etwas zurückhält; aber zugleich nicht ſo ſehr von derſelben iſt, daß er unbiegſam ſeyn ſollte, ſich von ſtärkern Gründen, als die ſeinigen ſind, überzeugen zu laſſen. Wenn ich mir dieſe Freymüthigkeit, dieſe Biegſamkeit, und die Freude, daß unſer Freund unſrer Meinung wird, oder daß wir die ſeinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundſchaft vorſtelle; ſo denke ich ſie mir unter ihren Gratien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Nichts jemals hingeriſſen zu werden, ſehe ich ſehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geſchicklichkeit, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie ſonderbar iſt es, ſo wie Sie, von einer Geſchicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung, in den meiſten Fällen, durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundſchaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, auſſer ihren ſcherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andre, die viel intereſſenter als diejenigen ſind, die Ihnen itzt noch ſo ſehr gefallen. Nur die Neigung zu dem, den wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er ſagt, über ihre Sphäre erheben, und machen, daß wir Geſchmack daran finden, ſie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Geſellſchaft von Bekannten, von guten Bekannten, und von guten Freunden ſind; ſo werden die Kleinigkeiten, durch ihre Ausbildung, noch kleiner. Wir bemerken, was ſie eigentlich ſind, deſto mehr, je beſſer das Kleid iſt, mit welchem ſie ausgeſchmückt werden, oder vielmehr, in welchem ſie ſich ſchleppen; denn es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein wenig zu groß ſeyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meine, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen, wenigſtens Einen Freund, wünſche. Ich ſehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert ſeyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie ſo lange ein wenig zu bedauren, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde ſind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir die Nachricht, ſo bald Sie können, zu geben.

Neun und neunzigſtes Stück.

Ungeachtet die Sinngedichte unter allen Arten von Gedichten die kürzeſten ſind, weil die Kürze eine ihrer weſentlichſten Eigenſchaften iſt: So gehöret doch nicht wenig dazu, wenn ſie den Beyfall feiner Kenner verdienen, und die ſtrengen Forderungen des guten Geſchmackes befriedigen ſollen. Es iſt wahr, daß keine langanhaltende Beſtrebung des Genies dazu nöthig iſt; aber eben darum iſt es ſchwer, glücklich darinnen zu ſeyn, und es geht damit dem Dichter eben ſo, als dem Sänger mit einer Stimme, die weder weit hinaufſteigen, noch tief herab fallen kann, oder dem Muſikus mit einem Inſtrumente, das einen engen Umfang von Tönen hat. Das Sinngedicht kann zwar verſchiedne Geſtalten annehmen. Zuweilen iſt es bloß ein ſinnreicher und ſcharfſinniger, bald ernſthafter, bald ſcherzhafter, bald ſatiriſcher und bittrer Einfall; zuweilen eine kleine Erzählung; zuweilen ein Miniaturgemälde; zuweilen ein ſehr kurzes Geſpräche. Dieſes giebt unſtreitig Gelegenheit zur Veränderung und Abwechslung. Allein die Gedanken deſſelben ſollen auch entweder neu, oder mit einem neuen Schwunge geſagt, ſehr wenig zuſammengeſetzt, naiv, unerwartet, ungekünſtelt und doch glänzend ſeyn, ohne Phöbus und Concetti zu werden. Sie müſſen die Natur des Blitzes haben, ohne, gleich dieſem, im Finſtern zurückzulaſſen: So viel verlangt der gute Geſchmack; alle dieſe Eigenſchaften ſoll der Poet auf einem ſehr eingeſchränkten Schauplatze zeigen, und doch nimmt er, ſelbſt wenn die Sinngedichte ſehr moraliſch ſind, unter den Dichtern faſt den niedrigſten Rang ein.

Hierzu kömmt, daß man von dem, der Sinngedichte ſchreiben will, mehr Genauigkeit, Richtigkeit, Leichtigkeit und Natürlichkeit ſowohl des poetiſchen Ausdruckes als des Verſes zu fodern berechtigt iſt, als von andern. Man muß weder dem einen noch dem andern den geringſten Zwang anſehen; keine Härte wird vergeben; jeder noch ſo geringe Anſtoß wider das Sylbenmaß, oder den Accent iſt unerträglich, und wer kann in zween, vier oder ſechs Verſen einen nicht ganz vollkommnen Reim überſehen?

Mit ſo vielen Schwierigkeiten vereinigt ſich die Gefahr, ſich einem falſchen Witze zu überlaſſen, weil es der Witz, und nicht das Herz iſt, der den größten Antheil daran hat.

Man wird gekünſtelt, weil man neu ſeyn will; man wird gerade zu, weil man durch Naivitäten zu gefallen wünſcht; man macht falſche Gegenſätze, wenn ſie nur etwas Unerwartetes haben; man will ſcharfſinnig ſeyn, und wird ſpitzfindig; man will ſinnreiche Einfälle ſagen, und macht Wortſpiele, und darüber kann der Poet ſo ſehr verkannt, und vielleicht verachtet werden, daß er vergeſſen, oder doch nicht mit dem Beyfalle belohnt wird, auf den er einen gerechten Anſpruch machen könnte.

Dieſes Schickſal hat Friedrich von Logau erfahren, ein deutſcher Dichter aus dem vorigen Jahrhunderte, der, bey allen ſeinen poetiſchen Talenten und ungeachtet vieler guten Sinngedichte, die ihn zum Martial ſeiner Nation machen, vielleicht in einer beſtändigen Vergeſſenheit geblieben wäre, wenn ihm nicht die Herren, Leßing und Rammler faſt den Dienſt erwieſen hätten, den Addiſon einem weit gröſſern Dichter, einem Milton, und zwar unter Engelländern erweiſen mußte. Ein wichtiger Unterſchied iſt der, daß der deutſche Dichter an ſeinem Schickſale ſelbſt mehr Schuld hatte, als der engliſche. Denn er hat dreytauſend Sinngedichte drucken laſſen; eine Menge, die den Argwohn leicht entſchuldigt, daß wenig oder gar keine gute darunter ſeyn möchten.

Friedrich von Logau von altem ſchleſiſchen Adel, wurde gleich im Anfange des vorigen Jahrhunderts (Im Jahr 1606.) gebohren, und ſtarb ungefähr in der Hälfte deſſelben (Im Jahr 1655.) Er ſtand als Cancelleyrath in den Dienſten des Herzogs von Liegnitz, und ſcheint ein ſehr beſchäfftigtes Leben gehabt zu haben. Dieſes iſt es alles, was uns die Geſchichte von ſeinen perſönlichen Umſtänden und Schickſalen aufbehalten hat. Die Liebe zur Poeſie, muß ſich, nach der Anmerkung der Herausgeber, zeitig bey ihm geäußert haben. Er hat, wie er ſelbſt in einem ſeiner Sinngedichte ſagt, in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben, die in den Unruhen des Krieges verloren worden ſind. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäffte nur allzukurze Erholunholungen, als daß er ſich in großen Gedichten hätte verſuchen können. Es ſind alſo bloß die Augenblicke ſeiner Ruhe, denen man ſeine Sinngedichte zu danken hat, welche er unter dem Namen Salomons von Golau erſt in einer kleinern, nun ganz unbekannten und hierauf in einer vollſtändigern Sammlung zu Breßlau bekannt gemacht hat.

Alles, was man von dem ſittlichen Charakter des Dichters aus ſeinen Sinngedichten entdecken kann, gereicht zu ſeinem Ruhme. Man ſieht den Geiſt der Religion und Moralität darinnen herrſchen, und ob man gleich wünſchen möchte, daß er ſich gewiſſe Einfälle und Scherze, die etwas von der Mine des Leichtſinns haben, nicht erlaubt hätte, ſo erhellet doch aus dem Ganzen, daß es ſeine Abſicht geweſen ſey, eben ſo ſehr zu nützen als zu gefallen. Ueberhaupt muß man ſeinen Zeiten viel verzeihen, wo der Saame der ſchönen Wiſſenſchaften erſt ausgeſtreut wurde; wo es alſo dem Geſchmacke noch ſehr an Zärtlichkeit, Feinheit und Anſtändigkeit ſowohl in den Gedanken, als im Ausdrucke fehlen mußte. Er ſelbſt zeigt ſich darinnen, als einen Mann, der, ob er gleich am Hofe lebte, Gewiſſen, Redlichkeit und Tugend über alles ſchätzte. Wie menſchlich muß ſein Herz nicht geweſen ſeyn, wenn wir, (und zum Gegentheile haben wir keinen Grund;) ſeine Sinngedichte wider den damaligen verderblichen Krieg für die Sprache ſeines Herzens halten dürfen! Er war eines heitern und frölichen Gemüthes; ſeine geliebteſten Freuden aber ſcheinen die Vergnügungen des Landlebens geweſen zu ſeyn. Man ſieht dieſes aus einem Gedichte an ſein Gut, woraus ich einige Stellen mittheilen will:

Ich habe dich, du mich, du ſüße Vatererde,
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Heerde;
Ich geh, ich ſteh, ich ſitz, ich ſchlaf, ich wach umſonſt
Was mir dort theuer war, das kann ich hier aus Gunſt
Des Herren der Natur um Habedank genießen
Und um geſunden Schweiß; darf nichts hingegen wiſſen,

Von Vortheil und Betrug, von Hinterliſt und Neid
Und allem dem, wodurch man ſich ſchickt in die Zeit.
Ich eß ein ſeelig Brodt — — —
— — — — — —
Mein Trinken iſt nicht falſch; ich darf mir nicht gedenken;
Es ſey gebrauen zwier vom Brauer und vom Schenken.
Mir ſchmeckt der klare Saft, mir ſchmeckt das reine Naß
Das ohne Keller rein, das gut bleibt ohne Faß.
— — — —
— — — — — — —
— — — Der vielgeplagte Lein
Der muß, der kann mir auch anſtatt der Seide ſeyn.
Bewegung iſt mein Arzt. Die kräuterreichen Wälder
Sind Apothek genug. Gold tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch? Wer Gott zum Freunde hat,

Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
Der vortheilhaften Stadt, wo Nahrung zu gewinnen
Faſt jeder muß auf Liſt, auf Tück, auf Ränke ſinnen.

Man kann ſchon aus dieſen Stellen ſehen, daß es dem Dichter nicht an Genie fehlte, auch in gröſſern Werken der Poeſie, als das Epigramma iſt, glücklich zu ſeyn. Beſonders ſcheint er viele Fähigkeiten zu ſatiriſchen Gedichten gehabt zu haben. Er würde, wenn er nicht die Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten ſeinem poetiſchen Ruhme vorgezogen hätte, ernſthafter, als Horaz, und nicht ſo finſter und ſtrenge, als Juvenal geweſen; er würde ein Boileau der Deutſchen geworden ſeyn, und vielleicht gröſſer; weil er, wegen ſeines Nationalcharakters tiefer und ſtärker gedacht haben würde.

Die Herausgeber, welche die Welt ſchon als glückliche Poeten und Kunſtrichter kennt, haben auſſer der Vorrede, worinnen ſie den

Dichter bekannt machen, und dem Publico Rechenſchaft von ihrem Unternehmen geben, ein zwiefaches Verdienſt um denſelben. Weil ſie unter ſeinen Sinngedichten allzuviel mittelmäßige fanden, ſo iſt es ihre erſte Sorge geweſen, ihn dieſes nachtheiligen Reichthums zu entladen. „Wir, ſagen ſie, haben ihn „faſt auf ſein Drittheil herabgeſetzt. — „— Deswegen wollen wir nicht ſagen, „daß alle beybehaltne Stücke Meiſterſtücke „ſind; genug, daß in dem Unbeträchtlichſten „noch immer etwas zu finden ſeyn wird, „warum es unſrer Wahl werth geweſen iſt. „Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive „Wendung. Auch wird das Schlechteſte „immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, „wie wenig er den Verluſt der übrigen Stücke zu bedauren hat.„ Bey denen, welche ſie behalten haben, ſind zuweilen einige Veränderungen vorgenommen worden, nicht um den Dichter moderner zu machen, wie ſich die Herausgeber ausdrücken, ſondern ihm nur da ein wenig zu Hülfe zu kommen, wo ſie ihn allzuweit unter ſeiner eignen reinen Leichtigkeit fanden, und alsdann haben ſie es in dem Geiſte ſeiner eignen Sprache zu thun geſucht.

Das wichtigſte, was man ihnen zu danken hat, iſt ihr Wörterbuch über ſeine Sprache, welche nebſt dem Vorberichte dazu ſehr vortreffliche und der deutſchen Sprache überhaupt ſehr nützliche Anmerkungen enthält. Theils bemerken ſie mit großer Sorgfalt und Genauigkeit die veralteten Wörter, von denen viele erneuert zu werden verdienen; theils wenden ſie einen beſondern Fleiß auf die Provinzialſprache des Dichters, welche die ſchleſiſche Mundart iſt, und wirklich eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient, weil die Deutſchen darinnen die erſten guten Dichter erhalten haben. Da ihre Anmerkungen ganz geleſen zu werden verdienen: So begnüge ich mich mit der Anführung ihres allgemeinen Urtheils über die Sprache ihres Poeten. „Sie iſt, ſagen ſie, die Sprache des
„Opitz und der Beſten ſeiner Zeitverwand-
„ten und Landsleute. Und wenn Tſcher-

„ning hierinn die erſte Stelle nach Opitzen verdienet: So gebühret die erſte Stelle nach Tſcherningen unſerm Logau. Das Sinngedichte konnte ihm die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weis. Seine Worte ſind überall der Sprache angemeſſen; nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetiſch und wohlklingend, wenn er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poßierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſuchet.

Ich hoffe, meinen Leſern eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn ich ihnen einige von ſeinen ſchönſten Sinngedichten und poetiſchen Lehrſprüchen mittheile. Die übrigen gleichen ihnen freylich nicht alle; unterdeß wird man doch nicht unbelohnt bleiben, wenn man ſich dadurch reizen läßt, alle zwölf Bücher durchzuleſen.

Wahl eines Freundes.

Der ſey dir nicht erkieſt,
Wer Freund ihm ſelbſt nicht iſt;
Wer Freund ihm ſelbſt nur iſt,
Der ſey dir nicht erkieſt.

Von den Steinen der Pyrrha und des Deucalions.

Die Pyrrha und ihr Mann geſtreut, was waren das für Steine?
Den Kieſelſtein warf ſie und er den Sandſtein, wie ich meine;
Denn dieſer dient mehr zum Gebrauch und jener mehr zum Scheine.

Auf den Kunimundus.

Kunimundus giebt ſich an,
Jede Stunde ſeinen Mann
Zu beſtehen. — — Das iſt viel! —
O es iſt bedinget worden,
Daß er weder ſelbſt ermorden,
Noch ermordet werden will.

Spieler.

Spieler.

Spielen ſoll Ergetzen ſeyn?
Dieſes ſeh ich noch nicht ein.
Glaubt ein Spieler, welcher viel
Eingebüßt, es ſey ein Spiel?

Weinfreundſchaft.

Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Von der deutſchen Poeſie.

Was iſt ein deutſcher Reim; Deutſch kann ja jedermann. —
Drum iſt mir lieb, daß ich auch kann, was jeder kann.

Hofkünſte.

Künſte, die bey Hof im Brauch,
Faßt ich, dünkt mich, leichtlich auch;
Wollt erſt eine mir nur ein,
Nämlich: Unverſchämt zu ſeyn.

Von

Von dem Canus.

Canus baut ein neues Haus; baut ihm auch ein Grab. Mich deucht,
Daß er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

Lob.

Ein ſondres Lob iſt dieß, daß einer Lobenswerth
Auf bloßes Lob nicht ſieht, und Lobens nicht begehrt.

Von dem Pravus.

Es ſchrieb ihm Pravus an ſein Haus:
Hier geh nichts Böſes ein und aus.
Ich weis nicht, ſoll ſein Wunſch beſtehn,
Wo Pravus ein und aus wird gehn.

Auf den Coquinus.

Freunde nicht vom gutem Sinn; Freunde nur von gutem Magen,
Braucht Coquinus; denn er weis weiter nichts, als aufzutragen.

Spötter.

Wer andrer Leute höniſch lacht,
Der habe nur ein wenig acht,
Was hinter ihm ein andrer macht.

Deutſchland wider Deutſchland.

Das Eiſen zeugt ihm ſelbſt den Roſt, der es hernach verzehret.
Wir Deutſchen haben ſelbſt gezeugt, die, die uns izt verheeret.

Der Neid.

Dieſes oder Jenes Neiden
Will ich, kann ich beſſer leiden,
Als daß da und dort wo einer
Sage: Gott erbarm ſich ſeiner!

Auf den Quadratus.

Quadratus iſt der Welt viel nütz; er giebt viel Schatten,
Wär übel, wenn er ſtürb im Sommer zu entrathen.

Die tauſend goldnen Jahre.

Tauſend goldne Jahre werden von Propheten itzt verſprochen.
Wie es ſcheinet, ſind ſie nahe; denn dergleichen Gold zu kochen
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Stådt und Dörfer abgebrochen.

Auf den Faulinus.

Faulinus iſt ein Mann; er iſt ein rüſtig Mann
Die Arbeit hat er lieb, — — wenn andre ſie gethan.

Ueberfluß.

Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger iſt, als er;
In kurzem führt er hinter ſich den Mangel ſelber her.

Auf den trunknen Veit.

Man warf den Veit die Trepp hinab; Veit ſchickte ſich darein:
Sprach: hätt es nicht ein Menſch gethan, ſo hätts gethan der Wein.

Auf

Auf den Gengmundus.

Gengmundus lobt ſich ſelbſt; es lobt ihn auch die Welt;
Wenn er das Wort führt, Er; Sie, wenn er inne hält.

Von meinen Gedichten.

Ich ſchreibe kurze Sinngedichte, um dadurch minder ſchlimm die Böſen
Zu machen und zu höhern Pflichten mich dadurch abzulöſen.

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? — —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Hundertes Stück.

Da die Begierde, Beyfall und Lob zu erſtreben, eine von den mächtigſten Begierden der menſchlichen Seele iſt, und die edelſten Wirkungen hervorbringen kann, wenn ſie auf ruhmwürdige Handlungen gelenkt wird: So muß freylich derjenige, welcher gegen den Antrieb und Reiz der Ehre unempfindlich geworden iſt, vor andern einen faſt unüberwindlichen Hang zu allen Unordnungen und Ausſchweifungen empfinden, indem ſeine verderbten Neigungen nicht einmal durch eine Leidenſchaft aufgehalten werden; die, ſo unvermögend ſie auch ſeyn mag, ohne eine höhere Hülfe wahre Tugendhafte zu bilden, doch immer Gewalt genug hat, zu Thaten anzufeuern, die nicht allein groß und löblich zu ſeyn ſcheinen, ſondern auch einen unausbleiblich nützlichen Einfluß in die gegenwärtige Glückſeeligkeit ſeiner ſelbſt und ſeiner Nebenmenſchen haben. Man darf alſo die Leidenſchaft der Ehre nicht beſtreiten und unterdrücken, wenn man uns nicht eine Reizung zu unſern Pflichten nehmen will; aber jeder ſollte ſich auch mit der äußerſten Sorgfalt bemühen, ſie nicht allzuheftig werden zu laſſen, weil das Vergnügen am Lobe nur allzuleicht in ein Wohlgefallen an der Schmeicheley ausarten kann.

Zum Beweiſe dieſer nur allzuunſtreitigen Wahrheit werden immer nur die Großen angeführt, und es iſt gewiß, daß man keinen gewiſſern und überzeugendern Beweis anführen kann, als ſie; denn es giebt wenig Inſekten, die nicht gern im Sonnenſcheine ſpielen. Aber iſt nicht faſt ein jeder Menſch Beweis genug? Wie ſelten ſind doch diejenigen, die von einem übertriebnen, oder falſchen Lobe beleidigt werden, da die Meiſten nicht einmal gegen das Lob derjenigen gleichgültig zu ſeyn pflegen, die ſie doch mit ganzem Herzen verachten! Wenn dazu ſchon einige Größe des Geiſtes gehört: Welch eine Demüthigung für den Stolz des Menſchen!

Die Urſache einer ſo gefährlichen Schwachheit liegt darinnen, daß wir ſelbſt nicht die Wahrheit, ſondern die Eigenliebe zur Richterinn über unſre Eigenſchaften und Handlungen ſetzen; denn dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, wird uns allezeit betrügen. In dem Grade, in welchem wir uns ſchmeicheln, werden uns allezeit die Schmeicheleyen andern gefallen, wie unverſchämt ſie auch ſeyn mögen. Wie könnten wir ſie verachten, da wir uns ſelbſt deswegen verachten müßten? Wir gleichen darinnen den Kaufleuten, die ſich freuen, für reicher gehalten zu werden, als ſie ſind, weil ſie auf einen großen Credit viel wagen können. Er kann nützlich ſeyn, wenn ſie ihn brauchen, wirklich reicher zu werden. Aber wie viele würden nicht auch einem ſchimpflichen Bankerotte entgangen ſeyn, wenn man ihnen nicht mehr Vermögen zugetraut hätte, als ſie beſaßen, weil ſie bey einem ſchwächern Credite nicht allein vorſichtiger, ſondern auch eifriger in ihren Geſchäfften geweſen ſeyn würden!

Wenn wir bloß auf die Stimme der Eigenliebe hören: So wird uns jedes übertriebne und falſche Lob gefallen, nicht allein wenn wir wiſſen, daß es ausſchweifend und ungegründet iſt; ſondern auch wenn wir wiſſen, daß es uns von andern bloß in der Abſicht ertheilt wird, uns zu betrügen. Kann wohl eine Verblendung gröſſer und ſchimpflicher ſeyn?

Es iſt nicht ſchwer, auch die feinſten Künſte der Schmeicheley zu entdecken, wenn es uns nur nicht an dem Willen fehlt, ſie zu entdecken. Bald vergröſſert ſie die Vorzüge, die wir haben, weil ſie ſieht, wie ſehr wir uns ſelbſt damit gefallen. Bald verkleinert, bald verſchönert ſie unſre Unvollkommenheiten, nachdem ſie wahrnimmt, daß wir darüber entweder misvergnügt oder vergnügt ſind. Bald giebt ſie uns Vorzüge, die uns fehlen, weil ſie bemerkt, daß wir ſie zu beſitzen wünſchen, ohne uns nach den Beſitze derſelben beſtreben zu wollen, und wie gefährlich iſt nicht eine jede Art dieſer Schmeicheleyen, wenn ſie zumal die Mine der Aufrichtigkeit und Redlichkeit anzunehmen wiſſen. Iſt ein Lob zwar nicht völlig falſch, aber doch übertrieben: So verwandelt es eine billige Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit und Stolz, und verurſacht, daß wir auf dem Wege der Vollkommenheit und Ehre ſtille ſtehen; wir gerathen überdieß dadurch in eine ſolche Unthätigkeit, daß wir uns nicht einmal Mühe geben, die guten Eigenſchaften zu behaupten, die wir hatten.

Verhüllt die Schmeicheley oder verſchönert ſie Schwachheiten und Fehler: So verſchwindet die Luſt, uns von denſelben zu befreyen; wir ſollten ſie haſſen, und wir werden ſie ſo liebgewinnen, daß ſie immer gröſſer und häßlicher werden müſſen. Giebt ſie uns Vorzüge, die wir nicht beſitzen, ob wir ſie gleich zu beſitzen wünſchen; So vermehrt ſie unſre natürliche Trägheit zum Guten, tödtet die Begierde, einem Ziele nachzueilen, dem wir uns ſchon nahe genug zu ſeyn, überreden laſſen, erſtickt den Trieb der Nacheiferung, und nimmt jeden rühmlichen Beyſpiele, das uns zur Ausübung großer Thaten angefeuert haben würde, ſeine Kraft auf uns zu wirken. Ein ſo ſchädliches Gift iſt die Schmeicheley; es ſchläfert ein; es betäubt; es verblendet; es entnervt und tödtet.

Allen dieſen unglückſeeligen Wirkungen wird der entgehen, welcher ſich gewöhnt, ſelbſt unpartheyiſch und ſtrenge über ſich zu urtheilen, und von dem Lobe beſchämt zu werden, das ihm ſeine Eigenliebe giebt, wenn ihm von der Wahrheit widerſprochen wird. Kein Schmeichler, wie fein und liſtig er auch ſeyn mag, wird ihn betrügen können, weil er ſich nicht betrügen will. Er wird den Werth eines jeden fremden Lobes nach demjenigen abwägen, das er ſich ſelbſt geben darf. Er wird nicht einmal ſo ſehr damit zufrieden ſeyn, als mit dem ſeinigen, weil er weis, daß es nicht ſo rein und zuverläßig ſeyn kann, als dasjenige, das auf eine richtige und ſorgfältige Selbſterkenntniß gegründet iſt, und da dieſes allezeit von dem Bewußtſeyn begleitet wird, daß er bey allen Urſachen, die er haben kann, nicht unzufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn, doch noch immer weit beſſer, weit vollkommner und ruhmwürdiger werden könne, ſo wird auch jeder fremde Beyfall ihm bloß zur Aufmunterung gereichen, und keine andre Wirkung haben, als dieſe, ihn weiſer, edler und rechtſchaffner zu machen.

Hundert und 1ſtes Stück.

Es iſt ohne Zweifel ſchwer zu beſtimmen, wie weit man in der Beurtheilung eines Menſchen nach ſeinem Aeußerlichen gehen dürfe. Jeder iſt berechtigt, eine weitere Beſtätigung der Ausſprüche zu verlangen, die ſich darauf gründen, und bis dieſe erfolgt, kann mit Grund eingewendet werden, daß das Anſehen betriegen könne, und tauſendmal betrogen habe. Das Anſehn iſt wirklich oft ein ungetreuer Spiegel, der die Seele entweder verſchönert, oder häßlicher vorſtellt, als ſie iſt. Unterdeß bleibt doch die Anzahl der Fälle, worinnen es richtige Urtheile veranlaßt, ob ſie gleich niemals entſcheidend ſeyn dürfen, bis andre Gründe ſie rechtfertigen, ſo groß, und jeder Menſch iſt auch ſo geneigt, ſie nicht allein nach dem erſten Eindrucke, den das Aeußerliche des andern auf ihn macht, einzurichten, ſondern auch darnach zu handeln, daß man keine Selbſtachtung mehr haben muß, wenn man dagegen gleichgültig ſeyn kann; eine Gleichgültigkeit, die bey niemanden möglich iſt, als bey denen, die alle edle Ehrbegierde aus ihren Herzen vertilgt haben, und ſich nun über den Beyfall ihrer Nebenmenſchen eben ſo wenig freuen, als über ihren Tadel erröthen können.

Nach meiner Einſicht haben alle Eigenſchaften, die in der Seele mit Beſtändigkeit fortdauern, und in verſchiednen Miſchungen die abwechſelnden Charaktere der Menſchen hervorbringen, ihren eignen Ausdruck im Aeußerlichen; vornehmlich aber im Geſichte; es mögen nun Beſchaffenheiten des Verſtandes oder des Willens ſeyn, und jeder mag in ſeiner ganzen Bildung und Geſtalt dem andern ſo wenig, oder ſo ſehr gleichen, als er will. Man kann es ſehen, wenn jemand einen höhern Grad von Scharfſinnigkeit, von Tiefſinn, von beſondrer Lebhaftigkeit, Geſchwindigkeit, und Gegenwart des Geiſtes, von Witz oder Einbildung beſitzt, als ein andrer. Man kann es auch ſehen, wenn der Wille entweder ausnehmende natürliche Anlagen zur moraliſchen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, oder beſondre ſchon erworbne Fertigkeiten in dem einen oder dem andern hat. Alle Tugenden, jedes Laſter, alle Neigungen und Leidenſchaften geben dem Geſichte einen damit übereinkommenden Schwung; jede kann ſowohl die Züge deſſelben, als die Geberden und Bewegungen des Körpers brauchen, ſichtbar zu werden. Dem Schriftſteller iſt es freylich nur ſehr ſelten möglich, dieſes zu beſchreiben; aber Raphael und Pouſſin könnens mahlen. Das Wunderbarſte iſt, daß man in den Runzeln eben das leſen kann, was man in dem friſchen blühenden Geſichte eines Jünglings geleſen hat; daß die Seele ſich in einem häßlichen Geſichte eben ſo deutlich ausdrucken kann, als in einem ſchönen; mit dem merkwürdigen Unterſchiede, daß die Tugend die Häßlichkeit ſelbſt verſchönert, das Laſter aber auch das ſchönſte Geſicht verunſtaltet, und ein unleidliches Geſicht noch häßlicher und unerträglicher macht.

Die Natur iſt zwar in der erſten Bildung des Aeußerlichen zuweilen günſtiger gegen einen als gegen den andern. Einigen ſind gewiſſe große oder liebenswürdige Eigenſchaften angebohren, ob dieſelben gleich darum noch keine Tugenden ſind, und dieſe werden ſich eben ſo zeitig in den Augen, in der Mine, und in dem ganzen Anſehen zeigen, ſo bald ſie in der Seele wirkſam zu werden anfangen. Manchen Kindern, die etwa von ſehr verderbten Aeltern erzeugt ſind, ſieht man ſehr bald die Laſter des Mannes an. Aber gemeiniglich ſind alle Geſichter von der Natur ſelbſt ſo gebildet, daß ſie eben ſowohl, als ihre Seelen, einen guten und ſchätzbaren Charakter annehmen können. Zum wenigſten werden gewiß wenige ſo ſehr vernachläßiget, daß der erſte Anblick derſelben beleidigen und misfallen müßte, und deswegen die Mühe, ihr Aeußerliches zu verbeſſern, fruchtlos und vergebens ſeyn würde.

Ein Kenner wird ein ſchönes, ein artiges, ein angenehmes Geſicht niemals mit einem verſtändigen oder mit einem guten Ge-

Geſichte verwechſeln. Die körperliche Schönheit iſt kein beſtimmter Ausdruck der moraliſchen Schönheit des Herzens. Die Anmuth des Aeußerlichen, welche aus einem vortheilhaften Baue des ganzen Körpers, aus der glücklichen Uebereinſtimmung ſeiner Theile, aus der Harmonie regelmäßiger Geſichtszüge, aus der Feinheit und dem Schimmer der Haut, aus der Blüthe der Jugend, und aus der friſchen Farbe der Geſundheit entſpringen, unterſcheidet ſich weit von derjenigen, welche die Unſchuld und Güte des Herzens darüber ausbreitet. Man kann jene beſitzen, in den erſten Augenblicken des Umganges damit einnehmen, diejenigen, die keine andern Reizungen kennen, bezaubern, und dennoch, wenn dieſe fehlt, nicht allein misfallen, ſondern auch zum Unwillen und Haſſe reizen. Dieſes aber hat niemand zu fürchten, aus deſſen Minen Redlichkeit, und Offenherzigkeit, und andre liebenswürdige Tugenden hervorleuchten, wenn ſein Anſehen auch der Reizungen entbehren ſollte, die, wie erobernd ſie auch ſeyn mögen, nicht ſtolz machen dürfen, weil ſie Blumen ſind, die kaum einen kurzen Frühling oder Sommer aushalten und auch in der Zeit ihrer Blüthe von jeder rauhen Witterung verblühen können.

Wenn ſich ein gewiſſer Charakter des Gemüths in dem Aeußerlichen und beſonders in dem Geſichte eines Menſchen ausdrückt: So pflegen die Züge deſſelben unauslöſchlicher zu ſeyn, als ſie in der Seele ſind. Man verwundert ſich oft, daß ein Menſch bey aller Ehrlichkeit ſeiner Mine ein Betrüger, oder ungeachtet ſeines ſanften und leutſeligen Geſichts hart und unbarmherzig, oder auch in ſeinen Handlungen unverſchämt und frech iſt, da doch über ſeine ganze Geſtalt ſo viel Unſchuld und Sittſamkeit ausgebreitet zu ſeyn ſcheint. Dieſe Verwunderung ſollte billig aufhören, ſo bald man erführe, daß die Laſter, die ſein beßres Anſehen verbirgt, nicht ſein erſter Charakter waren. Er betrügt durch ſeine ehrliche, gütige, und ſittſame Mine, nicht weil er ein großer Meiſter in der Verſtellung wäre, ſondern weil es eine Zeit gab, wo er die Tugenden beſaß, die ſein Aeußerliches verſpricht. Eben ſo laſſen auch die Laſter

Spuren ihres Daſeyns darinnen zurück, wenn gleich das Herz davon gereiniget worden iſt, und es gehöret dieſes unter die natürlichen Strafen ſchändlicher Gewohnheiten und Leidenſchaften, daß man, auch nach der ernſtlichſten Beſſerung, ſelbſt wenn ſie lange ſchon erfolgt und mit vielen thätigen Beweiſen edlerer Geſinnungen beſtätigt iſt, noch immer für das gehalten werden kann, was man zu ſeyn aufgehört hat. Wie viele überwinden eine ſchwere Krankheit, erlangen ihre völlige Stärke wieder, und behalten doch eine Farbe, nach der man urtheilen ſollte, daß ſie wirklich noch krank wären, oder daß ihnen eine neue Krankheit bevorſtünde?

Unterdeß muß man dieſes nicht ſo verſtehen, als wenn es der zurückkehrenden Tugend unmöglich ſey, auch in dem Aeußerlichen eines Menſchen, der ſeinen Laſtern entſagt, eine glückliche Veränderung zu wirken. Sie wird ſie wirken; es wird ihr gelingen, die Spuren derſelben immer zu verdunkeln; zum wenigſten wird man ſich ſeinetwegen nicht lange irren können, wenn der erſte Eindruck

druck ſeines Aeußerlichen, nicht der Vortheilhafteſte ſeyn ſollte. Dieſes wird ſo gewiß geſchehen, als es gewiß iſt, daß das Laſter bey dem, der der Tugend entſagt, die länger dauernden Züge ihrer äußerlichen Schönheit endlich ganz vertilgen werde. Endlich, wenn er nicht eilt, ſich davon zu befreyen, wird man ſeine vorige Tugend nicht einmal mehr vermuthen; man wird nicht, wie von einem durch Krankheit oder Alter verwüſteten ſonſt ſchönen Geſichte ſagen können: Es muß ein reizendes Geſicht geweſen ſeyn!

Der Leſer wird ohne Mühe begreifen, daß alle ſolche Anmerkungen gebraucht werden ſollten, die Liebe gegen alle Tugenden und einen lebhaften Abſcheu gegen das Laſter in uns zu ſtärken und anzufeuern. Da unſre irrdiſche Glückſeeligkeit und der Einfluß, den wir in das allgemeine Beſte haben können, auch von den Urtheilen andrer Menſchen über uns abhängt, und dieſe ſich nach dem Eindrucke zu richten pflegen, den unſer Aeußerliches macht: So kann man ſich nicht eifrig genug beſtreben, es dahin zu bringen, daß es mit den guten Geſinnungen eines rechtſchaffnen Herzens übereinſtimme. Ein gutes Anſehen iſt eine ſtarke Empfehlung. Aber wenn unſre Freude über den, der unſer Zutrauen übertrifft, um ſo viel gröſſer zu ſeyn pflegt, je weniger man von ihm erwartete: Deſto gröſſer wird auch unſer Unwille wider den, der viel erwarten hieß und wenig leiſtet, und die Verachtung deſſelben wird gemeiniglich um ſoviel ſtärker und dauerhafter, je mehr er unſre Hochachtung und Bewunderung zu verdienen ſchien.

Hundert und 2tes Stück.

Ich weis nicht, ob Viele von meinen Leſern ſind, die ſich eines Blattes, von den verſchiednen Arten über Gott zu denken erinnern. Ich darf, wegen ſeines Inhalts, ſagen, daß ſie nicht eben viel Urſach haben, mit ſich vergnügt zu ſeyn, wenn ſie ſich dieſes Blattes nicht erinnern. Es iſt das fünf und zwanzigſte des erſten Bandes. Die letzten Seiten deſſelben ſind eine Art von Einleitung zu folgenden zween Geſängen.

O Bewundrung, Bewundrung Gottes!
Meine Glückſeligkeit!
Nein, die nur bewundernde Seele
Hebt ſich zu ſchwach!
Erſtaunen, himmelfliegendes Erſtaunen
Ueber den, der unendlich iſt!
O du der Seligkeiten Höchſte,
Ueberſtröme mit deinem Feuer
Meine ganze Seele,
Und laß ſie, du Seligkeit!
So oft, und ſo hoch die endliche kann,
In Entzückungen aufflammen!

Wie ſoll ich dich nennen?
Wie ſoll ich dich denken?
Du warſt! du biſt! wirſt ſeyn!
Du biſt!
Wie ſoll ich dich nennen?
Meine bebende Lippe verſtummt!
Wie ſoll ich dich denken?
Selbſt meine Seele ſteht ſtill!

Kanns nicht erreichen!
Vater, Vater!
So ſoll meine Lippe dich ſtammeln!
Meine Seele dich denken!
Mein Herz dich empfinden!
Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er iſt euer Vater!
Er iſt unſer Vater!

Vertieft euch in Betrachtungen, Seelen!
Schauert, Herzen, vor Freuden!
Denn Jehovah redet!
Nicht im rollenden Donner!
Im Sturme nicht!
Nicht im ſanften Säuſeln;
Durch die Sprache der Menſchen!
Der Donner verhallt!
Der Sturm brauſt weg!
Das ſanfte Säuſeln verweht;
Aber, mit langen Jahrhunderten,
Strömt die Sprache der Menſchen fort,
Und predigt, jeden Augenblick
Was Jehovah geredet hat!

Bin ich noch unten am Grabe?
Oder ſchon über dem Grabe?
Hab ich den himmliſchen Flug ſchon gethan?
Denn, o Worte des ewigen Lebens!
Denn ſo redet Jehovah:

„Kann eine Mutter
„Ihres Säuglings vergeſſen,
„Daß ſie ſich, über den Sohn
„Ihres Leibes, nicht erbarme?
„Vergäſſe ſie ſein;
„Ich will dein nicht vergeſſen!

Preis, Anbetung, und Freudenthränen
Und lauter, ewiger Dank
Für die Unſterblichkeit!
Heiſſer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unſterblichkeit!
Halleluja im Heiligthume!
Und, jenſeits des Vorhangs,
Im Allerheiligſten, Halleluja!
Denn ſo hat Jehovah geredet!

Wirf zum tiefſten Erſtaunen dich nieder,
Unſterbliche Seele,
Und verſtumme!
Geneuß deine Seligkeit,
Und verſtumme!
Denn ſo hat Jehovah geredet!

Hundert und 3tes Stück.

Ich legte meine Hand
Auf den Mund, und ſchwieg,
Vor Gott!
Izt nehm ich meine Harfe wieder
Aus dem Staub auf,
Und laſſe, von Gott,
Von Gott, ſie erſchallen!

Wenn meine Saat geſät iſt,
Dem Tage der Garben zu reifen;
Wenn meine Seel im Himmel gepflanzt iſt,
Zur Ceder Gottes zu wachſen;
Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde!

Wenn ich (ſchwing dich über dieſe Höhe
Noch höher, mein Flug!)
Wenn ich liebe, wie ich geliebet werde,
Von Gott geliebet werde!
Anbetung, Anbetung! von Gott!
Ach dann —— —— doch wie kann ich es hier
Von fern nur empfinden!

Was iſt das in mir,
Daß ich ſo endlich bin?
Und mit dieſem heiſſen Durſte dürſte,
Weniger endlich zu ſeyn?

Das iſt es in mir:
Einſt werd ich weniger endlich ſeyn!

Wie herrlich ſind vor mir, Gott, deine Gedanken;
Wie zahllos ſind ſie!
Wollt ich ſie zählen;
O ihrer würde mehr, wie des Sandes am Meere ſeyn!
Dieſer iſt einer deiner Gedanken:
Einſt werd ich weniger endlich ſeyn!

O Hoffnung, himmelnahe Hoffnung,
Vorſchmack der künftigen Welt:
Weniger endlich!
Hier ſchon hebſt du meine Seele
Ueber ihrer jetzigen Endlichkeit
Gemeßne Schranken!

O Durſt, du heiſſes Verlangen
Meines müden Herzen,
Mein Herr! und mein Gott!
Preiſen, preiſen will ich
Deinen herrlichen Namen!
Lobſingen, lobſingen
Deinem herrlichen Namen!

Wer iſt der,
Der ſo liebenswürdig, als Gott, iſt?
Die Ewigkeiten all herunter,
Iſt keiner!

Quelle des Lebens!
Ewige Quelle des ewigen Lebens!
Welcher Entwurf von Seeligkeiten,
Für alle, die nicht fielen!
Für alle, die fielen, und aufſtehn!

Tauſendarmiger Strom,
Der durchs große Labyrinth herunter
ſtrömt!
Welch Labyrinth von Seeligkeiten,
Die Seeligkeiten gebähren!
Auch das Elend gebiert einſt!
Pfeiler, auf dem einſt Freuden ohne Zahl
ruhn,
Du ſtehſt, o Elend auf der Erde;
Und reichſt bis an den Himmel:
Um dich ſtrömt auch der ewige Strom!

Vater der Weſen,
Nicht nur, daß ſie wären;
Sondern, daß ſie auf ewig
Glückſeelig wären!

Welche Reihen ohn Ende!
Wenn meine reifere Seele
Jahrtauſende noch geweſen ſeyn wird;
Wie wenige werd ich von euch,
Ihr Mitgeſchafnen, kennen.

Schaa-

Schaaren Gottes, ihr Mitanbeter!
Ach, wenn ich erſt meine Krone
Neben euren Kronen
Niederlege!

Mein, mein Vater!
Wer darf ich noch länger mich unterwinden,
Mit dir zu reden,
Der ich Erde bin?

Vergieb, vergieb dem künftigen Todten
Seinen Lobgeſang!

Weſen der Weſen,
Du warſt von Ewigkeit!
Dieß vermag ich nicht zu denken!
In dieſen Fluten verſinke ich!

Weſen der Weſen!
Du biſt!
Ach Wonne! Du biſt!
Was wär ich,
Wenn du nicht wärſt!

Du wirſt ſeyn!
Auch ich werde, durch dich, ſeyn,
Weſen der Weſen!

O du der Geiſter Geiſt!
Erſter! ein ganz Andrer,
Als alle Geiſter;
Ob ſie gleich der wunderbare Schatten
Deiner Herrlichkeit ſind!

Warum ſchufſt du, Erſter,
Da du allein dir genug warſt?
Zahlloſen Schaaren von Seeligen
Wollteſt du die unerſchöpfliche Quelle
Ihrer Seeligkeit ſeyn!

Wurdeſt du dadurch ſeeliger,
Daß du Seeligkeit gabſt?

Eine deiner äußerſten Schranken,
O Seel, iſt hier.
Schwindeln kannſt du an dieſem Hange des Abgrunds;
Aber nichts in ſeinen Tiefen ſehn!

Heilige Nacht, an der ich ſtehe,
Vielleicht ſinkt, nach Jahrtauſenden,
Dein geheimnißverhüllender Vorhang.
Vielleicht ſchafft Gott Erkenntniß in mir,
Die meine Kraft, und was ſie entflammt,
Wie viel, wie groß es auch iſt,
Die ganze Schöpfung mir nicht geben kann!

Du, mein künftiges Seyn,
Wie jauchz' ich dir entgegen;
Wie fühl ichs in mir, wie klein ich bin;
Aber wie fühl ich es auch;
Wie groß ich ſeyn werde!

O Hoffnung, Hoffnung,
Himmelhohe Hoffnung!
Ein kurzer, ſchneller, fliegender Augenblick,
Er heiſſet: Tod!
Dann werd ich es ſeyn!
Von dieſem Nun an, ſchwing ich mich
Selbſt über die höchſte der Hoffnungen auf!
Denn ſeelig ſind,
Von dieſem Nun an,
Die Todten, die im Herren ſterben!

Er iſt der Sünde Lohn,
Der Augenblick, der Tod heißt;
Aber ſeine gefürchtete Nacht
Zeigt auch heller das heilige Licht,
Das dicht hinter ihr ſtrahlt!

In einer Stunde deiner Gnaden,
Du, der durch ihn ins wahre Leben leitet,
Laß den fliegenden Augenblick,
Er komme dann im ſanften Säuſeln,
Oder mit einem donnernden Schlage,
In einer Stunde deiner Gnaden,
Laß ihn über mich kommen!

Welch ein Anblick, welcher Triumph
Wirds meiner Seele ſeyn,
Wenn ſie, mit Einem Blicke nur noch,
Auf der Erde weilt,
Mit dieſen Einem, zu ſehn,
Daß ihre Saat geſät wird!

Welch ein Gedanke iſt der
Dem, der ihn zu denken vermag,
Welch ein höhrer Triumphgedanke:
Jeſus Chriſtus iſt auch geſtorben!
Iſt auch begraben!

Hundert und 4tes Stück.

Wer die Wohlthaten der Wiſſenſchaften und Künſte zu ſchätzen weis, dem können Werke nicht gleichgültig ſeyn, welche uns mit den abwechſelnden glücklichen und unglücklichen Schickſalen derſelben bekannt machen; wenn ſolches nur auf eine Art geſchieht, wodurch eine vernünftige Neubegierde befriedigt, und der gute Geſchmack nicht beleidigt wird. Beſonders müſſen uns die Geſchichtſchreiber ſchätzbar und angenehm ſeyn, welche das Andenken gewiſſer ganz auſſerordentlich merkwürdiger Perioden der menſchlichen Erkenntniß und Erfindſamkeit zu erhalten und fortzupflanzen ſuchen: Zeiten, worinnen auf einmal und immer mit einem ſehr unterſcheidenden Vorzuge nur unter Einer Nation ein allgemeines Licht aufgieng, auf einmal alle Wiſſenſchaften und Künſte zu einer erſtaunlichen Höhe emporſtiegen, auf einmal ſo viele große Geiſter in allen Arten erwachten, von denen vielleicht

leicht ein Einziger der Stolz ſeines Volkes ſeyn und ein ganzes Jahrhundert unvergeßlich machen könnte. Dergleichen Nachrichten pflegen freylich mit keiner ſo hitzigen Begierde geleſen zu werden, als Erzählungen von großen politiſchen Veränderungen, von Kriegen, von heroiſchen Thaten, die ſelbſt, wenn ſie auch für Tugenden erklärt werden können, entweder Urſachen, oder Folgen von dem Elende des menſchlichen Geſchlechtes ſind. Wer hingegen das wahre Beſte deſſelben kennt, dem wird das Leben eines Carteſius oder Reaumür vielleicht noch lieber und wichtiger ſeyn, als die Geſchichte des gröſten Helden. Und wer könnte keinen Antheil an den großen Künſtlern nehmen, die ſo ſehr zur Bequemlichkeit, zur Verſchönerung und zum Vergnügen ihrer Zeiten arbeiten?

Es wäre zu wünſchen, daß Kenntniſſe dieſer Art ausgebreiteter unter denen ſeyn möchten, die nicht zu den eigentlichen Gelehrten gerechnet werden können. Ich will davon ſchweigen, daß es billig iſt, ſeine

Wohlthäter zu kennen. Die Dankbarkeit gegen würdige verdienſtvolle Männer voriger Zeiten ſcheint freylich noch nicht unter die Pflichten des Menſchen aufgenommen zu ſeyn. Ich will alſo nur mit einem Worte ſagen, daß einige Bekanntſchaft mit denſelben, ihnen ſelbſt ſehr vortheilhaft ſeyn würde. Oft würde der mächtige Trieb der Nacheiferung in ihnen erwachen, oder ſie würden ihn in ihren Zeitgenoſſen zu erwecken und anzufeuern ſuchen; oft würden ſie mit neuen Einſichten bereichert werden; und auf den Schultern von Rieſen weiter ſehen; oft würden ſie auch unter den Gelehrten und Künſtlern große moraliſche Tugenden finden, die gemeiniglich zur Nachahmung geſchickter ſind, als die auſſerordentlichen Handlungen, welche die politiſche Geſchichte anzupreiſen pflegt.

Das Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten verdient in Abſicht auf die Wiſſenſchaften und Künſte eine um ſo viel größre Aufmerkſamkeit, je gröſſer der Einfluß deſſelben in die Gelehrſamkeit und den Geſchmack andrer Völker geweſen iſt. Europa hat ſeit dieſem Zeitpunkte in dem einen und dem andern eine ganz andre Geſtalt gewonnen; es hat die Grenzen aller menſchlichen Erkenntniſſe in allen Arten derſelben bis zum Erſtaunen erweitert geſehen; alle Künſte haben einen höhern Flug genommen, und wenn gleich nicht geleugnet werden kann, daß der Misbrauch derſelben der wahren Tugend nicht ſelten ſehr nachtheilig geweſen iſt, ſo iſt doch eben ſo unſtreitig, daß die Einſichten in große und gemeinnützige Wahrheiten mehr vervielfältigt, für die gegenwärtige Glückſeeligkeit ſehr wichtige Entdeckungen gemacht, die rauhen Sitten gemildert, viele an ſich erlaubte Vergnügungen verſchönert, und viele dem allgemeinen Beſten ſchädliche Misbräuche und Unordnungen, die unzertrennliche Gefährten der Unwiſſenheit und Barbarey zu ſeyn pflegen, vertrieben oder eingeſchränkt worden ſind; Vortheile, von denen die Welt einen ſehr vorzüglichen Theil den großen Geiſtern Frankreichs ſchuldig iſt, welche dieſem Jahrhunderte eben ſo viel Glanz und Unvergeßlichkeit ertheilt haben, als die Siege und Schickſale eines Königes, der ſo ſehr das Beyſpiel als die Warnung aller Könige zu ſeyn verdient.

Ein ſolcher Zeitpunkt war werth, einen eignen Geſchichtſchreiber zu haben, und dieſer, wenn er nur nicht unter unſrer Erwartung bleibt, ſollte billig Leſer finden. Der Abt Lambert hat die ſchweren Pflichten deſſelben übernommen, und man kann zu ſeinem Ruhme ſagen, daß er nicht zu viel gewagt hat. Seine gelehrte Geſchichte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten iſt nach dem Plane gearbeitet, nach welchem ein ſolches Werk gearbeitet werden muß. Sie iſt in ſo viele Bücher eingetheilt, als es verſchiedne Gattungen großer Männer giebt, welche ſich in den Künſten und Wiſſenſchaften einen vorzüglichen Namen erworben haben. In der erſten Claſſe erſcheinen die Theologen; in der zweyten die geiſtlichen und weltlichen Redner, und die Rechtsgelehrten; in der dritten die Geſchichtſchreiber; in der vierten die Philoſophen, worunter die Naturkündiger, die Mathematici, die Aerzte, die Chymiſten und Botaniſten begriffen werden;

hen; in der fünften die Dichter und Muſici; in der ſechſten diejenigen, die in den übrigen Kreiſen der Literatur vortrefflich waren; in der ſiebenten die Damen, welche durch die Gaben ihres Geiſtes und durch ihre Schriften die Ehre ihres Geſchlechtes und ihres Jahrhundertes wurden, und in der achten lauter berühmte Baumeiſter, Mahler, Kupferſtecher und andre Künſtler in Münzen oder Maſchinen. Vor jedem Buche überſieht man in einer beſondern Abhandlung mit einem Blicke und im Großen den Fortgang und das Glück jeder Wiſſenſchaft unter dieſer Regierung. Das ganze Werk beſchließt mit einer ausführlichen Anzeige und Erklärung der Münzen, die Ludwig dem Vierzehnten zu Ehren geſchlagen worden ſind; ein Zuſatz, der größtentheils dem guten Geſchmacke in Medaillen ſehr beförderlich ſeyn kann.

Die Nachrichten des Verfaſſers ſind nicht immer die vollſtändigſten; aber ſie ſind, mit andern Nachrichten verglichen, zuverläßig. Zuweilen hat er den Ton des

Panegyriſten, ob er gleich noch immer von dem Tone des Schmeichlers entfernt bleibt. Die Schreibart iſt leicht, ungezwungen, und hat Schmuck genug, die Aufmerkſamkeit zu unterhalten, ohne ſie zu zerſtreuen. Was das Aeußerliche des Werkes betrifft, ſo iſt der Druck groß, weitläuftig, und eben deswegen theuer, ohne prächtig oder auch nur ſchön zu ſeyn. Man hat eine deutſche Ueberſetzung, welche dieſen Fehler nicht hat, bequemer zum Leſen, weniger koſtbar, und doch in dem innerlichen Werthe der Nachrichten und des Stils nicht unter ihrem Originale iſt.

Hundert und 5tes Stück.

Es ſind ſo Wenige die ſich einen rechten Begriff von dem machen, was eigentlich die Poeſie iſt, daß ich glaube, daß es für die Meiſten von ihren Liebhabern nicht überflüßig ſeyn wird, folgende zerſtreute Gedanken darüber zu leſen. Ich habe bey weitem nicht alles darüber, und ich habe dieß wenigſt auf keine Art ſyſtematiſch ſagen wollen, um ſie durch die Idee einer langen Abhandlung nicht abzuſchrecken.

Man hat viele überflüßige Regeln der Poeſie gegeben, und bis zum Ekel wiederhohlt. Man hat viele von den nothwendigſten noch nicht gegeben. Wenn man eine vollſtändige Poetik, ohne ſie durch Beyſpiele praktiſch zu machen, ſchreiben wollte: ſo hätte man nur wenig Blätter dazu nöthig, und man würde gleichwohl noch viel Neues ſagen können.

In einer Poetik vom Epigramma handeln, wäre eben das, als wenn man in einer Rhetorik von Bonmots handeln wollte; obgleich ein Bonmot bisweilen mehr als eine ganze lange Rede werth ſeyn kann.

Das Weſen der Poeſie beſteht darinn, daß ſie, durch die Hülfe der Sprache, eine gewiſſe Anzahl von Gegenſtänden, die wir kennen, oder deren Daſeyn wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmſten Kräfte unſrer Seele in einem ſo hohen

Grade beſchäftigt, daß eine auf die andre wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung ſetzt.

Wenn man mir einwirft, daß dieß eine Definition der höhern Poeſie ſey; ſo antworte ich, daß die angenehme Poeſie vieles von dieſem allen thun müſſe, wenn ſie nicht den Namen einer verſificirten Proſa verdienen will.

Ich ſage: Eine gewiſſe Anzahl von Gegenſtänden. Weil es einige giebt, die, für die Poeſie, in jedem Geſichtspunkte betrachtet, unbrauchbar ſind. Unterdeß da einige bloß durch den Geſichtspunkt, in dem ſie von den Meiſten angeſehen werden, ihre Wirkung verlohren haben; ſo kann ſie der Poet oft in einem beſſern zeigen. Nur ein verzärtelter Geſchmack liebt dieſe Wiederherſtellung nicht.

Deren Daſeyn wir vermuthen. Wenn man der Poeſie engere Grenzen ſetzen wollte; ſo müßte man ihr keine Erdichtungen erlauben.

Von einer Seite zeigt. Nicht wenige Objekte haben ſo gar nur Einen Geſichtspunkt, in welchem ſie die Poeſie zeigen darf.

Beſchäftigt. Die tiefſten Geheimniſſe der Poeſie liegen in der Action, in welche ſie unſre Seele ſetzt. Ueberhaupt iſt uns Action zu unſerm Vergnügen weſentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen ſollen.

Batteux hat nach Ariſtoteles das Weſen der Poeſie mit den ſcheinbarſten Gründen in der Nachahmung geſetzt. Aber wer thut, was Horaz ſagt: „Wenn du willſt, daß ich „weinen ſoll; ſo muſt du ſelbſt betrübt ge„weſen ſeyn!„ ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er iſt an der Stelle desjenigen geweſen, der gelitten hat. Er hat ſelbſt gelitten. Wenn mein Freund beynahe eben das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verloren habe; und dieſen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt: ahmt er nach? Von dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fodern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der ſich vergebens als einen Acteur anſtellt. Und vollends der, der ſeinen eignen Schmerz beſchreibt! Der ahmt alſo ſich ſelbſt nach?

Wenn der Ausdruck dem Gedanken eben ſo angemeſſen iſt, als der Gedanke dem Gegenſtande, und dieſer nicht allein gut gewählt, ſondern auch in einem vorzüglich gefallenden Geſichtspunkt angeſehn worden iſt; ſo hat der Dichter allen Foderungen, die man ihm thun kann, genug gethan.

Der Gegenſtand iſt gut gewählt, wenn er gewiſſe durch die Erfahrung beſtätigte ſtarke Wirkungen auf unſre Seele hat.

Er wird in einem vorzüglich gefallenden Geſichtspunkte angeſehen, wenn dieſer die vorher angeführte Wirkung mehr als die andern hervorbringt, in welchem der Gegenſtand auch angeſehn werden könnte.

Der Gedanke iſt dem Gegenſtande angemeſſen, wenn es ſcheint, als ob man keinen beſſern dabey haben könnte; wenn er nicht da bloß Betrachtung bleibt, wo er Leidenſchaft hätte werden ſollen; wenn er überhaupt ein ſo genaues Verhältniß zu dem Gegenſtande hat, als das Verhältniß zwiſchen Urſach und Wirkung iſt.

Der Ausdruck iſt dem Gedanken angemeſſen, wenn er dem Leſer beſonders dadurch gefällt, daß er völlig beſtimmt ſagt, was wir haben ſagen wollen. Er iſt ein Schatten, der ſich mit dem Baume bewegt.

Es giebt eine Anordnung des Plans eines Gedichts, die einem Gebäude gleichet; und ſie ſollte einer ſchönen Gegend gleichen. Der Poet iſt kein Baumeiſter; er iſt ein Mahler. Ich nenne ihn hier in einem andern Verſtande einen Mahler, als man dieſen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Ich rede von ihm, als von dem Zeichner ſeines Grundriſſes. Wie wenig Kunſt gehört dazu eine gewiſſe Symmetrie gerader Linien zu machen. Durch die Zuſammenſetzung krummer Linien Schönheit hervorzubringen, erfodert eine andre Meiſterhand.

Man ſagt, daß die Epopee alle Schönheiten der Poeſie vereinige. Es wäre es ſo überflüßig von ihr ins beſondre zu reden, wenn man eine Poetik ſchriebe. Mich deucht jener Satz iſt nur alsdann wahr, wenn man ihn auf die Schönheiten der höhern Poeſie, einſchränkt; und ferner den Hauptton beſtimmt, der die Epopee von den übrigen Arten der höhern Poeſie unterſcheidet.'

Den Sieger ſchützten die Götter; die Ueberwundenen Cato!

Iſt das erhabenſte Epigramma, das man machen kann. Es müßte „Cato und die Götter" darüber ſtehn. Man könnte eine nicht zu kleine Sammlung Epigrammata aus der Henriade machen.

Die Materie und die Ausführung verhalten ſich gegen einander wie das Original, und das Porträt. Man erlaubt dem guten Mahler gewiſſe kleine Abweichungen, gewiſſe feine Verſchönerungen; aber man will erkennen, wer gemahlt iſt. Die beſten neuern tragiſchen Dichter haben oft zwar Cabinetſtücke, aber keine Porträts gemacht, wenn ſie ihre Materie aus der alten Geſchichte genommen haben.

Der Hauptton eines Gedichts beſteht nicht allein in der Art und dem Grade der Schönheiten, die einer gewiſſen Dichtart vorzüglich eigen ſind; ſondern es kömmt auch ſehr darauf an, daß die gewählten Objecte von Seiten gezeigt werden, die mit dieſer Art und dieſem Grade der Schönheiten harmoniren. Man nehme an, daß, in einem Gedichte vom Landleben, eine ſchöne Gegend beſchrieben werde; und dann, daß ein lyriſcher Dichter, in einem Lobe der Gottheit, ſich mit einer ähnlichen Beſchreibung beſchäfftige: werden ſie nicht ſehr verſchieden ſeyn müſſen? Jener muß fürs erſte in dem Tone des Lehrgedichts ſchreiben, und dann ſeine Objekte in einem Geſichtspunkte betrachten, die den Eindruck einer ſanften Freude auf uns machen. Der lyriſche Dichter muß ſowohl dadurch, daß er dem Tone der Ode gemäß ſingt, als auch dadurch, daß er die ſchöne Gegend, als ein Werk des Allmächtigen vorſtellt, uns entzücken. Faſt allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben ſoll. Ich geſtehe zu, daß ich Unrecht habe, wenn folgende Anmerkung falſch iſt.

Horaz hat den Hauptton der Ode, ich ſage nicht des Hymnus, durch die ſeinigen, bis auf jede ſeiner feinſten Wendungen, beſtimmt. Er erſchöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig iſt. Man wird alſo den Werth einer Ode am beſten ausmachen können, wenn man ſich fragt: Würde Horaz dieſe Materie ſo ausgeführt haben? Aber man müſte ein wenig ſtreng bey Beantwortung dieſer Frage ſeyn. Denn ſonſt bekommen wir zu viel Horaze unſrer Zeiten.

Ich erkläre mich hierdurch gar nicht gegen die Anſprüche, die beſonders der lyriſche Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegſamkeit, mit der ſich ſelbſt ein Originalgenie dem Weſentlichen, was die lyriſche Poeſie fodert, unterwerfen muß. Und dieſes Weſentliche, behaupte ich, hat Horaz, durch ſeine Muſter, feſtgeſetzt.

Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß man den Ausdruck mit dem Gedanken verwechſelt.

Man ſagt: Es iſt eben der Gedanke; es iſt nur ein andrer Ausdruck. Und der Gedanke wird doch geändert, ſo bald der Ausdruck geändert wird. Dieſer iſt an ſich ſelbſt weiter nichts, als das Zeichen des Gedanken. Gleichwohl muß eine genaue Kenntniß aller Beſtimmungen dieſer Zeichen, die ſie haben, und durch gewiſſe neue Stellungen haben können, zu erlangen, eine von den vornehmſten Beſchäfftigungen eines guten Dichters und eines Leſers ſeyn, der ſich nicht zu viel ſchmeicheln will, wenn er ſeine Urtheile für entſcheidend hält. Wenn eine Sprache gebildet iſt; ſo iſt eine vollſtändige Kenntniß derſelben einer von den weitläuftigſten Theilen der ſchönen Gelehrſamkeit.

Es kann niemand drey kurze Sylben hinter einander ausſprechen, ohne auf eine gezwungne Art zu eilen. Das Ēſſĕ vĭdĕatur des Cicero kann ſo, wie es gezeichnet iſt, nicht ausgeſprochen werden. Entweder müßte man das e in eſſe beynahe gar nicht hören laſſen, welches hart ſeyn würde; oder man muß auf das vi einen gewiſſen Ton legen, der es zu einer langen Sylbe macht. Es ſind daher eigentlich nur ſechs verſchiedne Füſſe, auf deren guten Zuſammenſetzung die ganze Harmonie der Proſa und der Poeſie beruht. Ich verſtehe durch einen Fuß ſo viele Sylben, als das Ohr auf einmal mit einander vergleicht. Es vergleicht eine lange mit der andern langen, indem es hört: Schūtzgēiſt. Es vergleicht die lange mit ihrer Hälfte der kurzen auf zweyerley Art, entweder ſo: Gĕſtālt, oder ſo: Frēudĭg; Es vergleicht die lange mit zwo kurzen und dieß auf dreyerley Art, als: ēwĭgĕ, oder: ŭnĕrhȫrt, oder auch: Gĕlīebtĕ. Dieſe letzte Art iſt nicht ſo gut, als die übrigen fünfe. Denn der Umſtand, daß die lange Sylbe in der Mitte ſteht, macht, daß die Vergleichung dem Ohre etwas ſchwerer wird. Eine gewiſſe Reihe von Worten kann aus keinen andern, als den angeführten Füſſen beſtehn, wenn ſie Harmoniſch ſeyn ſoll. Die Proſa iſt deswegen nicht ſo wohlklingend als die Poeſie, weil ſie dieſe angeführten Worte nicht nach einer ſo feinen Regel der Harmonie

nie ordnet, als die guten Versarten thun. Wenn ſie nun aber vollends zu viele kurze Sylben (und drey ſind ſchon zu viel) hinter einander ſetzt; ſo macht ſie dadurch einen beſondern Uebelklang, daß man gezwungen iſt einige von dieſen kurzen Sylben, als lange auszuſprechen, und alſo dem Sylbenmaaſſe eine Gewalt anzuthun, bey welchem die Harmonie immer verliert. Die deutſche Sprache hat zwar hier einigen Vortheil, weil ſie viele gleichgültige Sylben hat, ich meine diejenigen, welche bald kurz bald lang gebraucht werden können; aber gleichwohl hilft dieſer Umſtand demjenigen nicht viel, der zu viele kurze Sylben häuſt. Will man zum Exempel dieſe Worte:

Verkǖndĭgĕ dĭe ŭnĕrhörte That

nach dem Sylbenmaaſſe ausſprechen; ſo wird man ſo ſehr eilen müſſen, daß man nicht verſtanden werden kann. Man muß ſie daher ſo ausſprechen:

Verkǖndĭgĕ dīe ŭnĕrhörte That

Aber wie wird hier das Ohr durch die Länge des dīe beleidigt.

Doch der Wohlklang entſteht nicht allein durch die Verbindung der langen und kurzen Sylben; es kömmt auch ſehr auf die Wahl harmoniſcher Wörter an. Eine gewiſſe Anzahl Wörter wird durch ihren Uebelklang unbrauchbar. Unterdeß muß man dieſes auch nicht zu weit treiben. Die deutſche Sprache muß von Ohren, die an ſie gewöhnt ſind, beurtheilt werden. Wenigſtens müſſen die Italiener, die zu viele Vocalen haben, nicht ihre Richter ſeyn. Wer ſich auf die Ausſprache verſteht, kann das harte der vielen Conſonanten, durch eine gewiſſe mäßigende Leiſigkeit ſanfter machen; ein Vortheil, den die Italiener in Abſicht auf ihre zu vielen Vocalen nicht haben. Und wie wollen ſie es machen der Weichlichkeit ihrer Ausſprache, und die Franzoſen der Flüchtigkeit, mit welcher ſie ſprechen, Conſiſtenz und Nerven zu geben?

Ich irre mich entweder ſehr, oder es iſt mindſtens ein ſehr verzeihbares Vorurtheil, wenn ich dafür halte, daß die deutſche Sprache vor allen neuern Sprachen alsdann die größten Anſprüche auf die meiſten Arten des

Wohlklangs hat; wenn diejenigen, die ſie ſchreiben, ſorgfältig genug ſind, gewiſſe unharmoniſche Wörter gar nicht zu brauchen, eine Sorgfalt, die ſo gar Homer und Virgil nöthig hatten.

Hundert und 6tes Stück.

Ungeachtet beyde Geſchlechter verbunden ſind, einander zu verbeſſern und durch eine gemeinſchaftliche Mittheilung ihrer Vorzüge vollkommner und liebenswürdiger zu machen: So ſollte doch keins von dem Charakter abweichen, der einem jeden, nach ſeiner beſondern Beſtimmung eigenthümlich ſeyn muß. Frauenzimmer würden den ihrigen vergeſſen, wenn ſie ſich in bürgerliche Geſchäffte und Arbeiten miſchen, oder ſich in Leibesübungen und Beluſtigungen einlaſſen wollten, welche man erfunden hat, den männlichen Körper ſtark zu machen, und ihn zur leichtern Erduldung mühſamer und beſchwerlicher Verrichtungen abzuhärten, indem ſie, die höhern Abſichten der Zukunft ausgenommen, mehr, als wir, zum häuslichen Leben und zur Aufheiterung und Anmuth des geſellſchaftlichen Umganges erſchaffen ſind. Sie haben einen billigen Anſpruch auf alle Erkenntniſſe, welche dieſe Entzwecke befördern können, und daß ſie hierinnen nicht unwiſſend ſeyn, und mehr als die Geheimniſſe des Anzuges verſtehen mögen, dieſes kann mit Recht von ihnen verlangt werden. Es iſt aber unläugbar, daß es eben ſo lächerlich ſeyn würde, die Erlernung gewiſſer nur Männern von Geſchäfften nützlichen Wiſſenſchaften von ihnen zu begehren, als es uns ſeyn müßte, wenn man ihnen zumuthen wollte, ſich im Fechten und Voltigiren unterrichten zu laſſen. In den Sitten müſſen ſie ſich auf eine ähnliche Weiſe von den unſrigen entfernen, und ob es ihnen gleich zum Vortheile gereicht, wenn die natürliche Blödigkeit und Furchtſamkeit derſelben durch den Umgang mit unſerm Geſchlechte bis zu einer gewiſſen anſtändigen Freyheit gemindert wird, ſo ſind ſie es doch ihrer Ehre ſchuldig, ihr Betragen durch eine größre Feinheit, Zärtlichkeit und Zurückhaltung von dem unſrigen zu unterſcheiden, weil ein Frauenzimmer, das ſo frey ſeyn wollte, als wir ohne Unbeſcheidenheit ſeyn dürfen, nothwendig für unverſchämt erklärt werden müßte. Eben deswegen habe ich meine Leſerinnen vor den Amazonen gewarnt, welche die Vorrechte des Frauenzimmers verlieren, weil ſie gewaltſame Eingriffe in die unſrigen wagen.

Unterdeß bedürfen die Perſonen unſers Geſchlechtes und beſonders unſre Jünglinge einer gleichen Warnung. Sie gewinnen unſtreitig viel, wenn ihre natürliche Rauhigkeit durch den Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte gemildert wird. Dieſer ſoll ihre Empfindungen ſanfter machen; er ſoll den Ungeſtüm ihrer Leidenſchaften mäßigen; er ſoll ſie verhindern, Pedanten zu werden; er ſoll ihren Sitten Artigkeit und Gefälligkeit mittheilen. Er ſoll aber den Marmor glätten, ohne ihm ſeine Feſtigkeit zu nehmen. Denn es iſt nichts verächtlichers, als eine Mannsperſon, die dem Frauenzimmer allzuähnlich wird, und die edle Männlichkeit verliert, die uns, als ein eigenthümlicher Charakter allezeit von ihm unterſcheiden ſollte.

Worinnen dieſe edle Männlichkeit beſtehe, dieſes iſt ſo leicht nicht zu beſtimmen. So viel leuchtet in die Augen, daß Stärke der vornehmſte Begriff ſey, den man damit verbindet. Man nennt den Körper, die Mine, das ganze Aeußerliche männlich; man redet von einem männlichen Verſtande, von einem männlichen Herzen, von männlichen Entſchlieſſungen, von männlichen Sitten, und jedermann will etwas Rühmliches damit ausdrücken. Man ertheilt aber dieſen Ruhm dem Körper, wenn die Ausbildung deſſelben ſeine Nerven und Muskeln mehr geſpannt, als geſchwächt hat; dem Aeußerlichen, wenn es geſetzt, voll Ernſt und Freymüthigkeit iſt; dem Verſtande, wenn er ſchwerere Gegenſtände des Nachdenkens und der Unterſuchung nicht fürchtet, und dieſes auch in den Geſprächen des Umgangs zeigt; den Sitten aber, wenn ſie von einer anſtändigen Zuverſicht und Unerſchrockenheit erhoben werden.

Hieraus erhellet, daß der Charakter der Männlichkeit ſich weit von aller Dreiſtigkeit entferne, die nicht mit der Sittſamkeit beſtehen kann, welche eine Zierde auch unſres Geſchlechtes iſt. Gleichwohl findet man nur gar zu viele, welche eine unverſchämte Aufführung, beſonders gegen Frauenzimmer, für männlich halten, weil es unter dieſen nicht wenige giebt, welche ſie mehr aufmuntern, als abſchrecken, vermuthlich, wie ich zu ihrer Entſchuldigung glaube, aus einem verkehrten Begriffe von der Nachſicht, welche Artigkeit und Gefälligkeit von ihnen fodern, oder von dem Muthe derer, die ſich nicht ſcheuen, ſich durch ihre beleidigende Zuverſichtlichkeit ihr Misfallen zuzuziehen. Erröthen ſie auch noch über die unanſtändigen Freyheiten, welche ſich unverſchämte Mannsperſonen in ihrer Geſellſchaft erlauben, oder über Scherze, Anſpielungen und Zweydeutigkeiten, vor denen ſich jedes beſcheidne Ohr verſchließen ſollte: So beſtrafen ſie doch ſolche Verwägnen, die nicht ſo gleich weiter gehn, bloß um zu erfahren, wie viel ſie noch unternehmen dürfen, nicht mit einem ſo ſtrengen Unwillen, daß ſie vorſichtiger und zurückhaltender werden müßten. Und doch ſollte ein jedes Frauenzimmer, das ſeine Ehre liebt, nichts mehr, als den Vorwurf fürchten, daß es gern mit Menſchen von allzufreyen Grundſätzen und Sitten umgehe. Denn was muß es nicht von dem erwarten, welcher die zärtliche Achtung aus den Augen ſetzen kann, die man dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt. Ein Frauenzimmer ſollte allezeit überlegen, daß es ſich keine wahre Zuneigung und Ehrerbietung von dem verſprechen dürfe, der auch nur in einem Stücke ſeiner Aufführung unmännlich handeln kann. Die Beleidigung der Sittſamkeit und Beſcheidenheit iſt aber eben ſo unmännlich, als alle Laſter, die ein muthloſes und feiges Herz verrathen.

So weit ich die Welt kenne, ſo findet man noch in den verſchiednen Ständen der Geſellſchaft geſetzte und ernſthafte Charaktere, welche die wahre Würde unſres Geſchlechts behaupten. Aber was ſoll man der künftigen Welt für ein Schickſal vorherſagen, da ſo viele von unſern jungen Herren in ihrer Aufführung entweder ganz frauenzimmerlich; oder, was noch ſchlimmer für ſie iſt, gar weibiſch ſind?

Niemand mag nun den Damen den Vorwurf einer übertriebnen Zärtlichkeit gegen ihre Geſundheit machen, ſeitdem ſo mancher junge Herr ſo gut ſeine Vapeurs hat, als ſie, und von jeder kalten Luſt ſo erſchüttert wird, als wenn er von Papier wäre. Man ſollte freylich viel verwetten, daß Dorimant eine Geſundheit hätte, die alles aushalten könnte. Man ſagt es ihm auch zuweilen, in der Abſicht, ihm ein Compliment zu machen, daß ſich wohl nicht leicht jemand beſſer befinden müſſe, als er. Allein er proteſtirt beſtändig wider ſein friſches und geſundes Anſehen. Er klagt ohne Aufhören über ſeine Kränklichkeit, ſo ſehr auch ſein fettes rundes blühendes Geſicht allen ſeinen Klagen widerſpricht. Er will immer Kopfſchmerzen haben, da man ihm doch nicht vorgleich weiter gehn, bloß um zu erfahren, wie viel ſie noch unternehmen dürfen, nicht mit einem ſo ſtrengen Unwillen, daß ſie vorſichtiger und zurückhaltender werden müßten. Und doch ſollte ein jedes Frauenzimmer, das ſeine Ehre liebt, nichts mehr, als den Vorwurf fürchten, daß es gern mit Menſchen von allzufreyen Grundſätzen und Sitten umgehe. Denn was muß es nicht von dem erwarten, welcher die zärtliche Achtung aus den Augen ſetzen kann, die man dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt. Ein Frauenzimmer ſollte allezeit überlegen, daß es ſich keine wahre Zuneigung und Ehrerbietung von dem verſprechen dürfe, der auch nur in einem Stücke ſeiner Aufführung unmännlich handeln kann. Die Beleidigung der Sittſamkeit und Beſcheidenheit iſt aber eben ſo unmännlich, als alle Laſter, die ein muthloſes und feiges Herz verrathen.

So weit ich die Welt kenne, ſo findet man noch in den verſchiednen Ständen der Geſellſchaft geſetzte und ernſthafte Charaktere, welche die wahre Würde unſres Geſchlechts behaupten. Aber was ſoll man der künftigen Welt für ein Schickſal vorherſagen, da ſo viele von unſern jungen Herren in ihrer Aufführung entweder ganz frauenzimmerlich; oder, was noch ſchlimmer für ſie iſt, gar weibiſch ſind?

Niemand mag nun den Damen den Vorwurf einer übertriebnen Zärtlichkeit gegen ihre Geſundheit machen, ſeitdem ſo mancher junge Herr ſo gut ſeine Vapeurs hat, als ſie, und von jeder kalten Luft ſo erſchüttert wird, als wenn er von Papier wäre. Man ſollte freylich viel verwetten, daß Dorimant eine Geſundheit hätte, die alles aushalten könnte. Man ſagt es ihm auch zuweilen, in der Abſicht, ihm ein Compliment zu machen, daß ſich wohl nicht leicht jemand beſſer befinden müſſe, als er. Allein er proteſtirt beſtändig wider ſein friſches und geſundes Anſehen. Er klagt ohne Aufhören über ſeine Kränklichkeit, ſo ſehr auch ſein fettes rundes blühendes Geſicht allen ſeinen Klagen widerſpricht. Er will immer Kopfſchmerzen haben, da man ihm doch nicht vorwerfen darf, daß er ſein theures Haupt mit Studieren zu ſtark angreife. Von ſeinen Coliken, ungeachtet er gut dabey eſſen kann, weis er ganze Stunden zu erzählen. Er giebt ſich alle Mühe, ſo matt und entkräftet auszuſehen, als das kränklichſte Frauenzimmer, und er wird bey jeder Krankheit, die man in ſeiner Gegenwart nennt, zuſammenfahren. Beſonders will er ſehr feine und zärtliche Nerven haben, die leicht angegriffen werden können. Sein Medicus, der manche Conferenz mit ihm zu halten hat, weis es wohl, daß noch lange nichts für ſein koſtbares Leben zu fürchten iſt; aber ſollte er wohl den eingebildeten Kranken aus ſeinem Irrthume bringen, um weniger gut bezahlt zu werden, da er ihm zumal eine ſo vortreffliche Gelegenheit giebt, ſeine Kunſt in Recepten zu zeigen, die ſo wenig ſchaden, als ſie helfen? Dorimant würde ſich den Augenblick vollkommen wohl befinden, wenn er überzeugt werden könnte, daß es einem jungen Menſchen zur größten Schande gereiche, ein weichlicher unmännlicher Sybarit zu ſeyn.

Clorint iſt eben ſo unmännlich; aber auf eine andre Art. Da er in ſeiner erſten Jugend ſelten aus der Ammenſtube gekommen iſt, und ſeine meiſten Stunden unter den Aufwärterinnen ſeiner gnädigen Mama zugebracht, auch das Glück gehabt hat, am Nachttiſche und vor dem Spiegel erzogen zu werden: So weis er mit großer Einſicht von allen Dingen zu ſprechen, um die ſich eigentlich nur Frauenzimmer bekümmern ſollten. Er hat alle Wiſſenſchaften, die von einer Cammerjungfer und Franzöſinn erlernt werden können. Nähen kann er zwar ſelbſt nicht; aber er weis doch eine jede Art von Stich ſo gut zu beurtheilen, als die beſte Nätherinn. Er iſt ein ungemeiner Kenner von holländiſcher Leinewand, von Spitzen, und von Cammertuch, und er iſt ſo gelehrt, was den Putz der Damen angeht, daß er zur Noth eine Puppe ankleiden könnte. Will man wiſſen, wie oft ſich ſeit zween Monaten die Moden verändert haben: So darf man ſich nur an ihn wenden, und er wird keine Neubegierde hierinnen unbefriedigt laſſen. Wenn er aus einer Geſellſchaft kömmt, ſo weis er den Schnitt, die Farbe und den Werth eines jeden Kleides, das darinnen erſchienen iſt, genau zu beſchreiben. Wie weit es ein andrer in der Artigkeit gebracht hat, dieſes kann er aus der Feinheit ſeiner Wäſche und aus der Friſur ſeines Haares mit entſcheidender Zuverläßigkeit beſtimmen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß er für Frauenzimmer, die eben ſo leer ſind, als er iſt, eine vortreffliche Geſellſchaft ſeyn müſſe. Denn niemand verſteht ſich auf die Bewunderung aller der Artigkeiten, die ſie ſich durch die Kunſt des Putzes zu geben wiſſen, ſo gut, als er, der darinnen einen ſolchen ſcharfen Blick hat, daß er ſo gar ſehen kann, wenn eine Nadel nicht regelmäßig genug geſteckt iſt; er, der ſie ganze Stunden von einem neuen Bande unterhalten, jede neue Aenderung in dem Anzuge bemerken, auch wohl ſelbſt eine angeben kann, die mit ihrem Geſchmacke übereinſtimmt. Und ſie ſollten ihm nicht den Vorzug vor andern ertheilen, die vielleicht viel Schönes und Nützliches ſagen, und dennoch einſchläfern, weil es nicht verſtanden wird?

Wie unmännlich nur allzuviele von unſern Jünglingen werden, dieſes beweiſet ihre Abneigung vor allen ernſthaften Beſchäfftigungen, und beſonders vor jeder Arbeit, die mit einiger Mühe und Beſchwerlichkeit verknüpft iſt. Die Jugend iſt freylich die Zeit der Munterkeit und Luſt; aber ſo wenig die natürliche Freudigkeit derſelben erſtickt werden darf, ſo wenig darf ſie auch in einer müßigen Trägheit verſchlummert werden. Der Baum muß vielmehr im Lenze am ſtärkſten treiben, die meiſten Blätter und viel Blüten ausſchießen, wenn er Früchte tragen ſoll. Unſre Jünglinge möchten ſich alſo immer freuen und eine völlige Ernſthaftigkeit dem ausgeblühten Geſichte des Mannes oder den Runzeln des Greiſes überlaſſen, wenn ſie ſich nur von Zeit zu Zeit erinnerten, daß beyde Pflichten haben, die nicht erfüllt werden können, wenn ſich nicht der Jüngling darauf vorbereitet und ſeinen noch unausgebildeten Kräften die nöthige Fertigkeit, Stärke und Feſtigkeit durch Anſtrengung und Uebung mitgetheilt hat. Wie fürchten ſie aber die Arbeit nicht! Wie ſuchen ſie nicht jeder Beſchäfftigung auszuweichen, die nur einiges Nachdenken erfodert! Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit iſt in ihren Augen Pedanterey, und was ſollten ſie mit den ſtaubichten Büchern anfangen? Vorzeiten laſen ſelbſt die Stutzer noch zuweilen einen Roman; itzt mögen ſie kaum in eine Zeitung hineinſehen. Im Lehnſtuhle ſitzen, als wenn ſie das Podagra daran feſſelte, ſich endlich ankleiden, friſiren und pudern laſſen, einige Viſiten geben, wobey ſie mehr Reverenzen machen, als Worte ſagen, und dann und wann gedankenlos lachen: Sind das nicht die wichtigen Verrichtungen ſehr vieler unter unſrer vornehmen Jugend?

Die Erziehung hat an der Schwachheit und Unmännlichkeit des Geiſtes, die man an ihr bemerkt, unſtreitig einen großen Antheil. Es iſt traurig, zu ſehen, daß die Menſchen entweder zur Rechten oder zur Linken ausſchweifen müſſen. Vor funfzig und mehr Jahren ließen die Aeltern, die ihre Kinder zu öffentlichen Aemtern und Ehrenſtellen beſtimmten, ſie auf eine ſo pedantiſche

Art erziehen, als wenn ſie alle Schulmeiſter werden ſollten. Sie wurden zu keiner Geſellſchaft zugelaſſen, als bloß um gezeigt zu werden, und alsdann mußten ſie nach einem altväteriſchen Reverenze bey dem Eintritte mit einem ſteifen Rücken ganz in der Ferne ſtehen, ohne ihre ſtummen verſchloßnen Lippen aufzuthun, bis ſie vielleicht um eine von ihren Lectionen gefragt wurden, und wenn ſie dieſe aufgeſagt hatten, mußten ſie mit gleicher Artigkeit wieder Abſchied nehmen. Die ganze Zucht war rauh und hart; alles, was gelernt werden ſollte, mußte gelernt werden; man bähnte ihnen nirgends einen ebnen Weg; ſie mußten ſich überall durch Dornen durcharbeiten, und jedes Ziel, nach dem ſie zu ſtreben gezwungen wurden, war mit tauſend Schwierigkeiten umzäunt. Eine ſolche Erziehung war unſtreitig ſehr fehlerhaft, zumal da die Leichtigkeit, die Anmuth, und der freye gefällige Anſtand des Körpers ganz vernachläßigt wurde. Galant und einſchmeichelnd machte ſie gewiß nicht; man muß aber doch geſtehen, daß man aus ihnen, ſehr oft geſetzte, arbeitſame, ernſthafte und nützliche Männer aufwachſen ſah. Itzt pflegen die Kinder erzogen zu werden, als wenn ſie in ihrem ganzen Leben nichts als ſüße Gecken ſeyn ſollten. Man übergiebt ſie zeitig dem Tanzmeiſter und dem Schneider, die endlich bald genug artige Marionetten aus ihnen machen. Was ſie lernen ſollen, ſollen ſie alles auf eine leichte und angenehme Weiſe, ohne alle Mühe und Arbeit, lernen, und man bedenkt nicht, daß ohne Erduldung einiger Beſchwerlichkeiten gar keine Standhaftigkeit möglich iſt. Ueberdieß bringt man ſie, ſo früh man immer kann, in die große Welt, und erlaubt ihnen darinnen ſo viel zu plaudern, als ſie wollen, bis ſie gemeiniglich ſchon im ſechszehnten Jahre freye unumſchränkte Herren über ſich ſelbſt ſind. Wie können ſie denn bey einem Leichtſinne, der keine Grenzen kennt, männlich werden, und was kann man anders erwarten, als künftig in den Aemtern und Würden des gemeinen Weſens vierzigjährige und noch ältere Knaben und Stutzer zu ſehen?

Hundert und 7tes Stück.

Mein Herr Aufſeher,

Da ich ihre Blätter meiner gnädigen Frau beym Thee vorleſen muß: So bin ich von dem Eifer, den Sie für die Unſchuld und Tugend beſonders unſers Geſchlechtes bezeugen, ſo eingenommen worden, daß ich es wage, Ihnen die traurige und gefährliche Situation, worinnen ich bin, anzuvertrauen und zu erſuchen, einige Betrachtungen darüber anzuſtellen, die, wo nicht zu meinem Vortheile, doch vielleicht zum Beſten andrer, die ſich in gleichen Umſtänden befinden möchten, einigen glücklichen Eindruck machen können. Ich bin aus einer guten bürgerlichen Familie, und darf mich weder meiner Aeltern noch ihres Standes ſchämen. Jedoch dürfte ich mich ihrer ſchämen, wenn ſie auch viel geringer und niedriger geweſen wären, als ſie geweſen ſind? Ihr früher Tod, und die Unmöglichkeit,

keit, in der ſie ſich ihrer geringen Einnahme wegen befunden hatten, mir auch nur einen nothdürftigen Unterhalt zu hinterlaſſen, zwangen mich, einen Dienſt zu ſuchen, wo ich die Laſt der Armuth leichter ertragen könnte, und nicht zu den allergemeinſten und beſchwerlichſten Verrichtungen genöthiget würde, an die ich nicht gewohnt war. Denn meine Aeltern, die mich liebten, hatten alles, was ſie ſich ſelbſt entziehen konnten, angewendet, mich nicht allein zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen, ſondern mich auch in den Künſten und feinern Arbeiten des Frauenzimmers unterweiſen zu laſſen. Von ihnen hatte ich zugleich die Gefahren und Verſuchungen kennen gelernt, denen wir in ſolchen Umſtänden ausgeſetzt zu ſeyn pflegen; Verſuchungen, die gemeiniglich wenn wir uns einmal in die Netze der Laſterhaften verwickeln laſſen, von dem Verluſte unſrer zeitlichen und ewigen Wohlfarth begleitet werden. Ihren zärtlichen und eifrigen Ermahnungen, und ich glaube, ihrem letzten Seegen und Gebete bin ich meine Erhaltung ſchuldig. Ich habe, gewiß nicht durch meine Kräfte, ſondern durch ihre Tugend, die beſtändig vor meinen Augen ſchwebt, und durch einen noch höhern Beyſtand ſchon manchen Verführungen widerſtanden. Ach es iſt ein ſchlechtes Glück, eine erträgliche Geſtalt zu haben, wenn man arm, und eben ſeiner Armuth wegen den frechen Unternehmungen eines jeden liederlichen Mannes ausgeſetzt iſt, der ſich auf ſeinen Reichthum und Stand etwas einbilden zu können glaubt! Ich bin itzt in einem Hauſe, wo ich glücklich ſeyn würde, wenn mein Herr eben ſo edel dächte, als er vornehm und reich iſt. Seine Gemahlinn hat das beſte Herz und iſt eine ſo liebreiche und gütige Frau, als man ſich wünſchen kann. Sie iſt mit meiner Bedienung zufrieden, und belohnt mich mehr, als ich fodern dürfte, wenn ich meine Schuldigkeit auch noch weit beſſer erfüllen könnte, als ich mir zu thun angelegen ſeyn laſſe. Wie beklagenswürdig ſind aber nicht meine Umſtände, da ich unaufhörlich von meinem Herrn verfolgt werde, meiner vornehmſten Pflicht zu vergeſſen! Was kann doch ein Mann, der in dem Beſitze der tugendhafteſten und liebenswürdigſten Frau ſo glücklich ſeyn könnte, für ein Vergnügen in dem Verderben eines armen und geringen Mägdchens finden! Nun ſind es ſchon neun Monate, daß ich ſeinen Verſuchungen widerſtehe. Der Widerſtand iſt mir zwar nicht ſchwer geworden; denn wie könnte er ſchwer ſeyn, wenn man ſeine Unſchuld für ſeinen größten Reichthum hält? Aber nur widerſtehen, nur ſeine Geſchenke, mit denen er meine Schande erkaufen will, ausſchlagen, nur vor ſeinen Ueberredungen meine Ohren verſchließen, nur ſeinen nach meinem Untergange begierigen Augen begegnen müſſen: Welch ein Leiden für mich! Sie werden fragen, warum ich nicht aus einem Hauſe entfliehe, wo meiner Tugend ſo feindſeelig begegnet wird! Aber bin ich nicht verbunden, meine Zeit auszuhalten? Und doch habe ich es thun und fliehen wollen. Allein was kann man dem Verlangen einer gütigen Frau verweigern, die die wahre Urſache nicht bemerkt, warum ich ſie verlaſſen will? Kann ich auch in dieſem Falle bey meinem gegen ein liebrei reiches Bezeigen ſo empfindlichen Gemüthe auf die Frage antworten, ob ich mich über ſie zu beklagen hätte, und was auf die gütigſten Anerbietungen, mich für meine Dienſte, mit denen ſie vollkommen zufrieden zu ſeyn verſichert, noch mehr zu belohnen, da ich mich wegen der ſchon von ihr empfangnen Wohlthaten von der größten Dankbarkeit gegen ſie entzündet fühle? Ich habe mich alſo überreden laſſen, noch länger bey ihr zu bleiben. Aber ich fürchte, daß ich mein Verſprechen nicht halten kann, da die Verfolgungen ihres Mannes nicht aufhören. Er lacht zu meinen ernſthaften Vorſtellungen, und ſo ſehr ich ihn auch zu vermeiden ſuche: So iſt es doch unmöglich, daß er nicht oft Gelegenheiten finden ſollte, Vorſchläge zu erneuern, die ich von Herzen verabſcheue. Das einzige, was mir eingefallen iſt, mich von ſeinen Anfällen zu befreyen, iſt dieſes. Ich erſuche Sie um eine ernſthafte Betrachtung über die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſeines Verfahrens. Dieſe will ich ihm, wenn er ſeine Verſuchungen wiederholt, ſtatt einer Antwort, in die Hand geben.

ben. Vielleicht macht ſie Eindruck auf ihn, und wie glücklich wäre ich nicht, wenn dieß geſchähe! Richtet dieſes Mittel nichts aus: So iſt mein Entſchluß gefaßt; ich entfliehe aus einem Hauſe, wo meine Ehre in einer ſo großen Gefahr iſt. Meine Liebe gegen ſeine Gemahlinn wird es mir nicht zulaſſen, ſie durch die Entdeckung der wahren Urſache, die mich dazu nöthigt, zu betrüben. Allein ich will lieber für leichtſinnig und undankbar gehalten werden, als länger ſolchen Anfällen ausgeſetzt bleiben.

H. W. T.

Man kann ſich leicht vorſtellen, was ich bey dieſem Schreiben empfunden habe. Ich bin zwar ungewiß, ob es von einer Perſon kömmt, welche ſich wirklich in den Umſtänden befindet, die darinnen beſchrieben werden. Es iſt möglich, daß ſie nur erdichtet ſind, um mich zu einer Betrachtung über die ſchändliche Leidenſchaft zu veranlaſſen, die in ſich ſo abſcheulich und in ihren Folgen ſo ſchrecklich iſt. Aus der Schreibart könnte man eine Erdichtung vermuthen. Unterdeß findet man zuweilen unter Perſonen von niedrigem Stande einige, die edlere Geſinnungen und einen beſſern Geſchmack haben, als manche Vornehme nicht haben, und deswegen bin ich auch geneigt, zu glauben, daß das mitgetheilte Schreiben wirklich eine Perſon zur Verfaſſerinn hat, die eines beſſern Schickſales werth iſt, und wenn das ſeyn ſollte: Wie viel Mitleiden verdient ſie nicht! Unterdeß wird ein Blatt von mir, wenn ich auch das Stärkſte ſage, was wider das herrſchende Laſter unſrer Zeiten geſagt werden kann, vermuthlich nicht das ausrichten, was ſie wünſcht, da derjenige, über den ſie ſich beklagt, von einer Tugend nicht gerührt wird, die ſeinen Verführungen ſchon ſo lange widerſtanden hat! Gleichwohl darf ſich ein Sittenlehrer die beſorgliche Vergeblichkeit ernſthafter Betrachtungen nicht abſchrecken laſſen, wider das Laſter zu eifern, weil ſie zum wenigſten denen nützlich werden können, die von dem Pfade der Tugend noch nicht abgewichen ſind.

Daß es unter denen, welche die Vorzüge ihres Standes und ihres Reichthumes bloß als eine glückliche Macht brauchen ſollten, edler und tugendhafter als andre, zu handeln, allzuviele gebe, welche ſich kein Gewiſſen machen, die geringern oder unglücklichern Perſonen des weiblichen Geſchlechtes zu verführen, das iſt eine eben ſo gewiſſe Erfahrung, als dieſe, daß die Gleichgültigkeit gegen die Schändung ſolcher Vorzüge nur allzugroß und allzuausgebreitet in unſern Zeiten iſt. Allein wie traurig iſt nicht dieſes? Denn wenn die Vornehmen und Reichen ſich die Freyheit anmaſſen, alle ihre laſterhaften Begierden ohne Einſchränkung zu befriedigen, ſie, die vor andern durch ſo mannichfaltige Gründe verbunden ſind, ſich den Geſetzen der Ehre, der Gerechtigkeit, der Menſchlichkeit, der Großmuth und des Gewiſſens zu unterwerfen: Wo ſoll denn noch Tugend gefunden werden?

Wer kann die Grenzen angeben, welche nicht der Wollüſtige von dem Strome ſeiner Laſter hingeriſſen, überſchreiten wird, ſo bald er ſich wegen ſeiner äußerlichen glücklichen Umſtände über alle Vorſchriften der

Weisheit und Tugend, und ſelbſt über die Furcht vor bürgerlichen Beſtrafungen hinwegſetzen zu können glaubt? Er wird, ſeine ſtrafbaren Wünſche zu befriedigen, keiner Verbrechen achten, wie ſchändlich ſie auch ſeyn mögen; er wird nicht ein einziges unverſucht laſſen, wann er nur eine Minute voll ſinnlicher Luſt davon erwartet. Er wird alles werden, was ſeine tyranniſche Leidenſchaft aus ihm machen will. Der Stolz hat viel Gewalt über Seelen, die von keinen höhern Vorzügen wiſſen, als von den Vorzügen der Geburt, des Reichthums, und des Anſehens; ſie werden ſich aber zu den ſchimpflichſten Künſten erniedrigen, die ſie ſelbſt in allen andern Fällen mit Verachtung anſehen. Die heiligſten Zuſagen der ehlichen Freundſchaft und ſelbſt die Reizungen liebenswürdiger Frauen werden aufhören, Reizungen für ſie zu ſeyn; ſolche werden ſogar vor einem armen Dienſtmägdchen kriechen, — — — um dieſes arme Dienſtmägdchen, die keinen andern Vorzug haben kann, als ihre Unſchuld, verderben zu können; in der Meinung, daß ein nichtswürdiges Geſchenk von ihnen einer ſolchen Unglücklichen ihre Schande theuer genug bezahle. Wären ſie einiger Empfindung von wahrer Ehre fähig: So würden ſie ſich wenigſtens beſtreben, den Bezauberungen eines Laſters zu widerſtehen, das zu den größten Niederträchtigkeiten verleitet. Sie mögen in ihren haſſenswürdigen Abſichten glücklich oder nicht glücklich ſeyn; ſie würden ſich als die ſchändlichſten Weſen vorkommen müſſen, wenn ſie nicht ihre Augen von ihrer eignen Schande beſtändig abwendeten. Jeden Mann, der auf Ehre zu halten vorgiebt, ſollte ja bloß der einzige Gedanke von jeder Unternehmung wider die Tugend einer Perſon niedrigen Standes abſchrecken, daß er ihr dadurch Gelegenheit giebt, gröſſer und ſchätzbarer zu ſeyn, als er iſt. Kann ſie ſeine Geſchenke, ſeine Schmeicheleyen und ihn verachten: Wie tief iſt er nicht unter ſie herabgeſunken! Wie verächtlich ſollte er ſich ſelbſt nicht ſeyn?

Wenn dieſes unſtreitig iſt: Wie ſehr muß denn nicht jeder nur Halbtugendhafte diejenigen verabſcheuen, die ſo gar zur Beförderung ihres Laſters gewiſſe öffentliche Anſtalten misbrauchen, welche ſelbſt für ein Uebel erklärt werden müßten, wenn ſie nicht zur Vermeidung noch gröſſrer Uebel für nothwendig gehalten würden? Muß man ſich nicht entſetzen, wenn man erzählen hört, daß zuweilen Leute, die ungeachtet ihrer vorzüglichen Verbindlichkeit ſich von aller pöbelhaften Art zu denken zu entfernen, das Daſeyn ſolcher Einrichtungen brauchen, diejenigen, welche ſie zu verführen wünſchen, leichter zu verführen, um der Koſten überhoben zu ſeyn, zu denen ſie die Erhaltung der elenden menſchlichen Geſchöpfe nöthigen könnte, welche dereinſt, wenn ihnen die öffentliche Barmherzigkeit bloß ein unglückſeeliges Leben gefriſtet hat, weil ſie ſelten mehr für ſie thun kann, ihren verführten Müttern, und noch mehr dem Verführer fluchen?

Welch eine Ungerechtigkeit, wenn jemand die Ehre und Unſchuld einer Perſon zu zernichten wünſcht, die, weil ſie unter ſeine Bedienten und Hausgenoſſen gehört, einen beſondern Anſpruch auf ſeinen Schutz hat? Denn ſollte ſie nicht vor allen Angriffen einer ſchändlichen Leidenſchaft bloß deßwegen ſicher ſeyn, weil ſie ſich verbindlich macht, allen ſeinen billigen Befehlen zu gehorchen, und unter dieſer Bedingung, ein mühſeeliges und niedriges Leben für ein Glück zu halten? Ein Vormund, der die Güter eines Unmündigen an ſich zu reiſſen ſucht, wird dem allgemeinen Haſſe nie entrinnen, und mit welcher Strenge rächen die öffentlichen Geſetze ſeine Ungerechtigkeit nicht? Was iſt aber der Verluſt, den ein unglücklicher beraubter Mündling leidet, gegen das Verderben, worein diejenige geſtürzt wird, welche ein Wollüſtiger durch unausgeſetzte Verfolgungen ſo weit bringt, daß ſie ſich ſeinen thieriſchen Begierden aufopfert?

Jedoch ein ſolches Verhalten iſt mehr als Ungerechtigkeit; es iſt Grauſamkeit, wenn man bedenkt, wie verderbt Perſonen weiblichen Geſchlechts von niedriger Herkunft zu werden pflegen, wenn ſie ihre vornehmſte

Tugend verloren haben. Mit ihrem Falle iſt gemeiniglich nicht allein jede andre gute Empfindung aus ihren Herzen vertilgt, ſondern ſie pflegen auch ſelten von den Wegen des Laſters zurückzukehren. Ich kann mir deswegen nichts ſchrecklichers denken, als den Zuſtand eines Verführers, wenn ihm einmal der marternde Gedanke einfallen ſollte, daß er unſterbliche Seelen vielleicht auf ewig elend gemacht hat.

Wie unruhig müſſen nicht edelgeſinnte und zärtlichdenkende Väter in Zeiten ſeyn, wo das Laſter der Wolluſt und der Verführung zur Wolluſt beynahe für kein Laſter mehr gehalten wird, wenn ſie ihre Töchter nicht in Umſtände ſetzen können, worinnen ſie nicht allein durch eine gute und tugendhafte Erziehung, ſondern auch durch das Glück eines zum wenigſten nothdürftigen Auskommens vor den Verſuchungen und Anfällen laſterhafter Verführer geſichert ſind. Sie ſelbſt können in einem ſehr geehrten und angeſehenen Stande leben; ſie können ſich darinnen große Verdienſte um die menſchliche Geſellſchaft erwerben; aber ſehr oft iſt ihnen die Macht verſagt, ihre Kinder ſo glücklich zu machen, daß ſie allezeit frey und unabhängig von andern ſeyn könnten. Wenn ſie nun daran denken müſſen, daß dieſelben durch die beſorgliche Nothwendigkeit von andern abzuhangen, der Gefahr auch nur einer leichtern Möglichkeit verführt zu werden ausgeſetzt ſind, mit welchem Abſcheue werden ſie nicht jeden vornehmen und reichen Wollüſtling betrachten? Was müßte dieſer ſelbſt nicht thun, wofern er ſich noch nicht gegen die Stimme der Menſchlichkeit verhärtet hätte, zumal wenn er ſelbſt ein Vater wäre, und bedächte, daß auch er in Umſtänden ſeyn könnte, wo er eine gleiche Furcht für ſeine Töchter empfinden müßte? Billig ſollte jeder Menſchenfreund einen Mann von verderbter Lebensart ſeine Verachtung ſo ſehr empfinden laſſen, als es höhere Pflichten erlauben wollen.

Das iſt, werden vielleicht einige denken, ſehr ernſthaft, und ſolche Wahrheiten werden den Aufſeher bey vielen verhaßt machen.

Allein ſo viel mir an der Zuneigung und Liebe der Rechtſchaffenen liegt, ſo wenig bekümmert mich der Haß der Laſterhaften. Ich wollte es ſo gar für ein Glück halten, von denen gehaßt zu werden, welche zu verderbt ſind, als daß man ihre Beſſerung hoffen dürfte; wenn dieſe Betrachtungen nur bey denen von Eindruck ſeyn möchten, die ungeachtet ſie ſich zu gleichen Ausſchweifungen hinreiſſen laſſen, doch noch nicht alle Empfindungen der Tugend und des Gewiſſens in ſich erſtickt haben.

Hundert und 8tes Stück.

Der Sittenlehrer, welcher ſich an das ſchwere Unternehmen wagen will, den Menſchen zu beſſern, muß unſtreitig auf die Einbildung deſſelben, eine beſondre Aufmerkſamkeit richten. Wenn ohne Vernunft keine Weisheit, ohne Weisheit keine Tugend, und ohne Tugend keine wahre Glückſeeligkeit möglich iſt, die Vernunft aber keine gefährlichere Beſtreiterinn hat; als eine unordentliche, zerrüttete, oder unbeherrſchte Phantaſie: So muß in Abſicht, theils auf unſre Sitten und Handlungen, theils auf unſern innern regelmäßigen Charakter auſſerordentlich viel darauf ankommen, wie dieſe zwar unedlere aber gemeiniglich ſehr lebhafte und mächtige Kraft unſrer Seele beſchaffen iſt. Das Herz kann nicht moraliſch ſeyn, wenn es nicht die Einbildung iſt. Man könnte faſt aus allen unſern Handlungen und Endzwecken beweiſen, daß ſie die meiſten Begierden erweckt oder anfeuert, und ſich faſt in jeden Umſtand unſrer Thaten und Vergnügungen einmiſcht. Iſt ſie regelmäßig und auf das gerichtet, was eine wirkliche Größe, eine wahre, und beſonders eine moraliſche Schönheit hat: So werden es auch dieſe ſeyn. Iſt ſie aber verderbt: Wie weit wird nicht die Unordnung der Leidenſchaften gehen, die ſie beherrſcht? Welche laſterhafte Handlungen wird ſie nicht zur Wirklichkeit bringen, ſo bald dieſe gewöhnt ſind, keinen andern Weg zu gehen, als den, den ſie vorſchreibt?

Wer alſo nach der wahren Vollkommenheit der menſchlichen Natur ſtreben will, der würde die Aufrichtigkeit ſeines Vorſatzes verdächtig machen, wenn er die Verbeſſerung ſeiner Imagination nicht für eine nothwendige Pflicht halten wollte.

Dieſe Kraft hat Wirkungen von mannichfaltiger und verſchiedner Art. Die Sinne ſind es, die, als die Canäle aller Erkenntniß dem Verſtande die erſten Vorſtellungen, und durch ſie dem Herzen die erſten Empfindungen mittheilen. Beyde ſind der rohe Stoff, welcher der Seele zur Bearbeitung dargeboten wird. Sie müſſen deswegen in dem Verſtande fortdauern, und, wenn ſie ihrer nöthig hat, wieder hervorgebracht werden können, oder er würde einem Spiegel gleichen, aus welchem die Abbildungen körperlicher Gegenſtände mit der Gegenwart derſelben ſo ſchnell, und ſo völlig verſchwinden, daß auch nicht die ſchwächſte Spur einiges Eindruckes darinnen zurück bleibt. Allein wie die Seele, ungeachtet das Gegentheil von Philoſophen behauptet wird, die nicht tief denken, ſelbſt bey dem erſten Urſprunge unſrer Ideen und Empfindungen mehr thätig, als leidend iſt: So iſt es auch mit der Erhaltung und Fortdauer derſelben beſchaffen. Die Einbildung bemächtigt ſich ihrer, nimmt ihnen ihre natürliche Flüchtigkeit, übergiebt ſie dem Gedächtniſſe und der Erinnerung, ſtärkt ſie durch die Wiederholung, und erhält ſelbſt diejenigen, die wegen der Unmerklichkeit ihres ſchwächern Eindruckes dem Bewußtſeyn zu entfliehen ſcheinen. Man erſtaunt oft, Gedanken und Bilder in der Seele entſpringen zu ſehen, die das Anſehen haben, neu und noch nie von ihr gedacht zu ſeyn. Das Erſtaunen aber würde aufhören, wenn man ſich nur bewußt werden könnte, was jedesmal mit unſern deutlichen Vorſtellungen für dunklere Ideen und Empfindungen verknüpft waren.

Kaum zeigt ſich den Sinnen ein äuſſerlicher Gegenſtand, der mit ſchon einmal empfundenen ſinnlichen Ideen verwandt iſt, oder auch nur einige entfernte Beziehung darauf hat; So ruft die unaufhörlich arbeitende, nimmer ermüdete Phantaſie dieſelben zurück. Die Seele wird ſich deſſen bewußt, was ſie ſchon einmal geſehen, empfunden, bewundert, begehrt oder verabſcheut hat; zum wenigſten denkt ſie eben das wieder, wenn auch das Bewußtſeyn des vorigen ähnlichen Zuſtandes fehlen ſollte. Unterdeß iſt es der Einbildung unmöglich, die vorigen Ideen und Empfindungen ganz unverändert zu laſſen. Sie müſſen, ſo zu ſagen, ihr Gepräge annehmen, und man wird ſie, durch die Hülfe einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, immer an einiger Veränderung, wie unmerklich ſie auch ſeyn mag, als erneuert und wiederempfunden erkennen können.

Faſt alle äußerliche Gegenſtände, welche uns zuerſt durch die Werkzeuge der Empfindung vorgeſtellt worden ſind, gewinnen oder verlieren bey ihrer Wiedervorſtellung durch die Phantaſie; ſie erſcheinen beynahe niemals in ihrer erſten Geſtalt. Entweder zeigt ſie dieſelbe mehr im Schatten oder in einem glänzendern Lichte. Sie ſetzt hinzu;

ſie nimmt hinweg; ſie vergröſſert oder verkleinert. Bald verſchönert ſie und mindert das Widrige, was gewiſſe Gegenſtände bey ihrem erſten Anblicke hatten; bald entkleidet ſie auch dieſelben von den Reizungen, wodurch ſie ſich unſers Beyfalles oder unſrer Bewunderung bemächtigten. Sie läßt uns unbekannte Seiten daran entdecken, die uns misfallen; ſelten aber bekümmert ſie ſich, ob die Veränderungen, die ſie mit ihnen vornimmt, mit der Natur der Dinge ſelbſt übereinſtimmen oder nicht.

Keine Kraft der Seele iſt unruhiger und wirkſamer, als ſie. Sie verſchafft ihr einen unerſchöpflichen Ueberfluß von Ideen, wenn die Sinnen von ihrer Arbeit ermüden, oder wenn die bedächtigere Vernunft auf dem Wege des Nachdenkens nur langſame Schritte thut, aus Furcht, ſich in dem weitläuftigen Gebiete eigner Vorſtellungen zu verirren, und ſich, wenn ſie ſich einmal unter betrügeriſchen Träumen verloren hätte, nicht zur Wahrheit zurückfinden zu können, die das einzige Ziel aller ihrer Nachforſchungen ſeyn ſollte.

Die Phantaſie gehört zwar zu den niedrigern Vermögen des menſchlichen Geiſtes; ſie iſt aber doch eine von ſeinen nützlichſten Kräften, wenn die Vernunft nur einige Gewalt über ſie hat. Weil durch ſie unſre Gedanken bis ins Unendliche verändert und vervielfältigt werden: So iſt ſie die Quelle aller Erfindungen. Wie enge würden nicht die Grenzen unſrer Erkenntniſſe ſeyn, wenn ſie uns nicht neue Ausſichten öffnete und den Umkreis derſelben erweiterte! Selbſt die ernſthafteſten Wiſſenſchaften, die bloß die Frucht eines tiefſinnigen Nachdenkens zu ſeyn ſcheinen, gewinnen durch ſie. Es hat niemals ein Genie gegeben, das nicht auch von ihren Einflüſſen begeiſtert worden wäre, und beſonders haben diejenigen, die man ſchöne Geiſter zu nennen pflegt, ihr faſt alles zu danken. Sie darf ſich rühmen, die Entdeckung vieler Wahrheiten befördert zu haben, obgleich die Irrthümer und ungegründeten Meinungen zahlreicher ſind, die durch ihre Verblendungen zu entſtehen pflegen. Sie hat ohne Zweifel einem Newton die Lichtſtralen zergliedern helfen; ſie hat aber einen noch gröſſern Antheil an den Wirbeln des Carteſius.

Die Ideen, mit denen uns die Einbildung bereichert, ſind ſinnlich, weil ſie aus ſinnlichen Empfindungen entſpringen. Weil aber die ihrigen durch die Veränderung der erſten entſtehen, ſo haben ihre Gegenſtände in der Geſtalt, die ſie ihnen giebt, keine Wirklichkeit, wenn ſie ihnen nicht durch die Kräfte des Menſchen gegeben wird. Da nun die Sehnſucht nach Vergnügen der herrſchende Grundtrieb unſrer Seele iſt, ſo beſchäfftigt ſich die Phantaſie vornehmlich mit dem, was angenehme Eindrücke auf die Sinnen gemacht hat. Der Beweis davon ſind alle Künſte, welche nicht die bloſſe Nothwendigkeit erfunden hat; welche vielmehr die Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens zum Endzwecke haben. Eben deswegen ſind auch die Vollkommenheiten, die auſſer den Grenzen der Sinne durch die höhern Kräfte der Seele durch Nachdenken und Vernunft entdeckt werden, nicht das nächſte und unmittelbare Object der Einbildung. Die Wahrheit

heit und das moraliſche Gute machen wenig Eindruck auf ſie, und ſie würden ſie gar nicht rühren, wenn ſie nicht immer einige Aehnlichkeiten mit ſinnlichen Gegenſtänden, oder doch ſelbſt ſinnliche Wirkungen hätten, die durch die Empfindung auf uns wirken können. Weil ſie aber eben dadurch dem, was bloß Geiſt und Seele iſt, ſo zu ſagen, einen Körper geben kann: So haben auch die Vernunft und Tugend auſſer ihren wahren und weſentlichen Vergnügungen ihre ſchönen und glücklichen Träume, die zur leichtern und geſchwindern Ausübung unſrer Pflichten eben ſo ſehr in Bewegung ſetzen, als einen bloß laſterhaften Menſchen die eingebildeten Vergnügungen ſeiner Leidenſchaften anfeuern, ob ſie gleich keine andre Wirklichkeit haben, als diejenige, die ihnen die Zauberey einer verderbten Phantaſie giebt.

Unterdeß beſchäfftigt ſich die Einbildung nicht allein mit angenehmen Vorſtellungen. Sie erneuert, wenn ſie dazu durch äußerliche Veränderungen unſres Zuſtandes veranlaßt wird, auch alle Arten unangenehmer Ideen, und wird dadurch eine reiche Quelle des Verdruſſes und Misvergnügens: Denn wie viele Unruhen, Sorgen und Uebel, die den Menſchen beſchweren, und ein Leben verbittern, das glücklich ſeyn könnte, haben nicht ihren einzigen Grund in der Einbildung! Unterdeß macht ſie doch nicht alles Unangenehme, deſſen Vorſtellung ſie wieder in uns erweckt, noch unangenehmer, als die Idee deſſelben bey dem erſten Eindrucke war. Zuweilen vermindert ſie es; zuweilen verſchwindet es ganz durch die Veränderung, die ſie damit vornimmt. Sie weis uns ſo gar durch daſſelbe zu vergnügen, wenn ſie es nicht als gegenwärtig vorſtellt, weil die Zufriedenheit darüber, daß wir von einem Uebel nichts befürchten dürfen, ſchon allein ein ſehr angenehmer Zuſtand unſrer Seele iſt.

Was ſinnlich iſt, rührt uns entweder durch die Größe, die wir daran bemerken, oder durch ſeine Neuheit und Ungewöhnlichkeit, oder durch die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schönheit, die wir an den vorgeſtellten Gegenſtänden wirklich wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben. Hierinnen liegt der Grund von dem beſondern und unterſcheidenden Charakter der Einbildung und ihrer Wirkungen bey verſchiednen Menſchen. Niemand wird von dieſen Eigenſchaften gleich ſtark gerührt; eine wirkt immer nach der ihm eigenthümlichen Einrichtung ſeiner Seele, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nach der Stellung, die er in der Welt hat, heftiger und länger auf ihn, als die andre. Nach dieſem lebhaftern oder ſchwächern Eindrucke richtet ſich die Phantaſie in ihren Beſchäfftigungen. Bey einigen liebt ſie alles, was groß iſt, bey andern alles, was durch Neuheit und Ungewöhnlichkeit das Anſehen des Wunderbaren gewinnt, bey andern nur dasjenige, was durch eine wirkliche oder angedichtete Schönheit ſchmeichelt. Dieſe Verſchiedenheit wird ſich in allen Unternehmungen der Menſchen äußern, beſonders aber in den Geſchäfften, oder Künſten, die ſie wählen. Ein Baumeiſter kann die Theorie von allem kennen, was zur Gröſſe und Pracht eines Gebäudes gehört; er wird aber vornehmlich nur auf das Zierliche und Angenehme deſſelben denken, wenn das, was Groß iſt, ſeine Einbildung nur mit einer ſchwachen Erſchütterung bewegt, eben ſo, als ein Staatsmann mehr auf die Verſchönerung und den blühenden Zuſtand, als auf die Erweiterung eines Reichs denken wird, und zwar nicht bloß aus Pflicht, ſondern auch aus Neigung, wenn er mehr von den Vorzügen der Ordnung und Regelmäßigkeit, als von dem gerührt zu werden pflegt, was zum Erſtaunen fortreißt.

Ich darf nicht weitläuftig erinnern, daß in Abſicht auf den moraliſchen Charakter des Menſchen viel daran gelegen iſt, ob das Große, das Wunderbare, beſonders dasjenige, welches beſonders nur aus der Neuheit oder Seltenheit entſpringt, und das Schöne, wodurch ſeine Einbildung in Bewegung geſetzt wird, dieſen Namen verdient, oder ob es bloß ſcheinbar, und eben deswegen eitel iſt. Der Unterſchied iſt in den Folgen bis zum Erſtaunen wichtig, und durch ihren Einfluß in die allgemeine Wohlfarth allezeit um ſo viel wichtiger, je mehr ein

Menſch, wegen ſeiner äußerlichen Umſtände auf das Ganze wirken kann. So kann der Eindruck, den die romanhaften Thaten eines Alexanders und die noch romanhaftern Beſchreibungen derſelben auf eine feurige Einbildung zu haben pflegen, aus einem Prinzen noch immer einen Weltverwüſter und einen Phalaris ſeines Volkes machen, gleichwie ein glücklicher Anblick und Eindruck der wahren Größe einen Titus, oder einen Heinrich den vierten aus ihm bilden kann. Hätten diejenigen, die nach dem Ruhme ſtrebten, groſſe Geſchichtſchreiber und Dichter zu ſeyn, dieſe Anmerkung gemacht, ehe ſie ihre Werke ausarbeiteten, ſo würden wir keinen Curtius haben, oder er hätte die ſtillern, ruhmwürdigern, obgleich minder berühmten Thaten eines friedfertigen Königes beſchrieben. Er wäre vielleicht weniger geleſen worden; aber er hätte nie geſchadet.

Die Leidenſchaften und die Phantaſie ſtehen in einer genauen Verknüpfung, und zwar durch eine unmittelbare und gemeiniglich ſehr lebhafte Einwirkung auf einander. Unterdeß erzeugt doch dieſe, wenn man genau reden will, die Leidenſchaften nicht; aber ſie nährt ſie, ſie entflammt ſie, ihren Gegenſtand anhaltender und hitziger zu verfolgen. Einbildungen haben beynahe die Folgen, als wirkliche Empfindungen, und oft ſind ihre Wirkungen nicht allein heftiger, ſondern auch dauerhafter. Wirkliche Empfindungen ſetzen den Menſchen in einen angenehmen oder unangenehmen Zuſtand, und dadurch reizen ſie ſeine Wirkſamkeit, ſich entweder darinnen zu erhalten, oder davon zu befreyen. Einbildungen thun eben dieſes. Man erwacht faſt ſo ungern aus einem ſchönen Traume, als man ſich in dem Genuſſe eines wirklichen Glückes ſtören läßt.

Alles das ſind Erfahrungen, an welche man die Menſchen erinnern muß, nicht allein, weil ſie ſelten ſo erwogen werden, als ſie ihrer Wichtigkeit wegen in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, ſondern auch, weil ſich die Regeln darauf gründen, welche beobachtet werden müſſen, wenn die Kraft der Einbildung zu einer moraliſchen

Vollkommenheit erhöht werden ſoll; Regeln, denen ich das nächſte Blatt gewidmet habe.

Hundert und 9tes Stück.

Soll die Kraft der Einbildung eine moraliſche Vollkommenheit werden: So iſt nöthig, daß man ſie und ihre Wirkungen mit der weſentlichen Beſtimmung unſrer Natur und mit dem letzten großen Endzwecke aller ihrer Kräfte in eine genaue und freundſchaftliche Harmonie zu bringen ſuche. Sie muß alſo mit dieſen in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen, und ob es gleich in der Miſchung derſelben mit ihnen eine unendliche Mannichfaltigkeit giebt, welche mit den großen Abſichten unſers Urhebers beſtehen kann, und mit andern Urſachen behülflich iſt, unzählbare ſchöne Abänderungen in dem Charakter der Rechtſchaffenheit und Tugend zu bilden: So darf ſie doch keine von den übrigen Kräften unſrer Seele in einem

nem ſolchen Grade überwiegen, daß ſie durch dieſelbe entweder in eine völlige Unthätigkeit verſetzt, oder gar gehindert würden, das ihrige zur wahren Vollkommenheit unſers Weſens beyzutragen. Es müſſen alſo die Regeln, deren Beobachtung die Phantaſie moraliſch machen ſoll, einen zwiefachen Endzweck haben, ihre Fehler müſſen dadurch verändert, ihre guten und löblichen Eigenſchaften aber vermehrt und erhöht werden.

Wer die Fehler ſeiner Imagination ändern will, der wird folgende ſehr ernſthafte und wichtige Unterſuchungen über ſich ſelbſt anſtellen müſſen: Iſt die meinige in ihren Wirkungen bloß feurig, oder iſt ſie heftig und unaufhaltſam? Iſt ſie unſtät, umherſchweifend, und veränderlich? Verfolgt ſie einen Gegenſtand zu lange, oder iſt ſie zu ungeduldig, als daß ſie ſich, ſelbſt wenn es nöthig iſt, die gehörige Zeit dabey aufhalten könnte? Iſt ſie betrügeriſch und verblendend in ihren Ideen? Vergrößert, verkleinert ſie, oder kommen die Bilder, die ſie entwirft, in ihren Zügen mit der Natur der

Dinge überein, worauf ſie ſich beziehen? Es iſt freylich unmöglich, ſie moraliſch zu machen, wenn man weder die Neigung noch den Muth hat, dieſe Fragen zu thun, und noch weniger Luſt und Herzhaftigkeit, ſich dieſelben unpartheyiſch zu beantworten.

Iſt die Einbildung in ihren Wirkungen allzufeurig; So muß man alles unterlaſſen, was ihre Lebhaftigkeit vermehren und in noch ſtärkere Flammen entzünden kann. Man muß, um ihre unordentliche Heftigkeit zu dämpfen, andre Kräfte der Seele in eine ſtärkere und anhaltendere Bewegung zu ſetzen ſuchen. Denket mehr mit der Vernunft, als mit der Phantaſie, und, was noch kräftiger iſt, vergeßt nicht, daß ihr mehr zu einem thätigen als denkenden Leben beſtimmt ſeyd: So werdet ihr euch ſeltner mit angenehmen oder verdrießlichen Träumen beſchäfftigen dürfen. Es verhält ſich mit den Kräften der Seele, wie mit den Nerven des Körpers. Wenn man ſie nicht immer anſtreugt, ſo erſchlaffen ſie.

Es iſt ein groſſes Unglück, eine unſtäte und umherſchweifende Einbildung zu haben. Denn ſie macht leichtſinnig, unbedächtig und in allen Unternehmungen flatterhaft. Ein Menſch, der daran krank liegt, kann ſich wohl an eine groſſe und edle That wagen; er kann aufrichtig entſchloſſen ſeyn ſie auszuführen; er kann auch einen glücklichen Anfang gemacht haben, und dennoch nichts vollenden, weil ihn ſeine veränderliche Phantaſie zwingt, von einem Gegenſtande und Ziele ſeiner Thätigkeit zum andern zu eilen.

Weil es der Einbildung natürlich iſt, alles zu verändern und in neuen und ungewöhnlichen Geſtalten zu zeigen, Möglichkeiten zu erfinden und ihnen das Anſehen von Wirklichkeiten zu geben, wodurch die Leidenſchaften erhitzt werden, chimäriſchen Gegenſtänden nachzujagen: So muß man ſich beſtreben, die Vernunft zur herrſchenden Kraft ſeiner Seele zu machen, damit man alle Anſchläge der Phantaſie verwerfe, die nicht von ihr gebilligt werden. Die Vernunft unterſucht; ſie befriedigt ſich nicht mit dem bloßen Scheine, wie ſehr er auch ſchimmern mag. Unſre Einbildung mag vorzüglich auf das, was groß, oder auf das, was wunderbar, oder auf das Angenehme und Schöne gerichtet ſeyn; wenn die Vernunft herrſcht: So wird ſie uns nach keiner falſchen Größe ſtreben, ſie wird uns nie in unſern Abſichten und Unternehmungen romanhaft werden laſſen; ſie wird uns auch verborgne Häßlichkeiten entdecken helfen, und unſer Ohr vor der Stimme betrüglicher und gefährlicher Sirenen verſchließen.

Damit wir der Vernunft ihre Herrſchaft über uns erleichtern: So iſt es nöthig, ſich allezeit ſeiner ganzen Beſtimmung, aller ſeiner höhern und geringern Endzwecke, und beſonders der Ordnung, in welcher ſie wirken müſſen, mit einer lebhaften Deutlichkeit bewußt zu bleiben, damit man alle innerlichen und äußerlichen Veränderungen ſeiner ſelbſt und ſeiner Umſtände in eine richtige und genaue Verknüpfung mit ſeinen Pflichten bringen könne. Durch die Hülfe dieſes Bewußtſeyns wird es uns leicht fallen, die

Wirkungen der Phantaſie zu mäßigen; ihre Anſchläge zu prüfen; zu ſehen, ob ſie mit dem ganzen Zuſammenhange unſrer Schuldigkeiten beſtehen können; zu ſehen, ob ſie ihre Erfüllung erleichtern, oder ob ſie dieſelben beſtreiten, und wenn ſie dieſes thun, ſie in uns zu unterdrücken und ihre Fortdauer zu verhindern. In dieſer Abſicht muß man ſich beſtändig erinnern, was unſre allgemeinen, und beſondern Verbindlichkeiten von uns ſodern; was in der Welt der Menſch, der Bürger und der Patriot in den verſchiednen Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft, was vornehmlich der Chriſt und der Unſterbliche zu thun hat.

Die wahre Glückſeeligkeit des Menſchen auf der Erde beſteht mehr in dem ſtillen und ruhigen Vergnügen des Herzens über die Gewißheit, daß man ſich nicht vorſetzlich von dem Wege ſeiner Pflichten entfernt hat, als in ſinnlichen und rauſchenden Freuden. Damit nun die Einbildung ſich nicht zu ſtark mit dieſen beſchäfftige, und beſonders dem Laſter mehr Reiz und Luſt andichte, als von dem Genuſſe ſeines Giftbechers erwartet werden kann: So muß man ſeine Sinnlichkeit dämpfen. Man muß ſich das Glück des Tugendhaften immer in ſeiner ſchönſten Geſtalt vorzuſtellen ſuchen; man muß die Beſchäfftigungen ſeines Verſtandes ſo einrichten, daß die Idee dieſes Glückes immer lebhafter werde; man muß zum Exempel lieber einen Richardſon als einen Crebillon den Jüngern leſen.

Aus dieſen allgemeinen Vorſchriften laſſen ſich viele beſondre Regeln herleiten. Derjenige wird ſie leicht finden, dem es ein Ernſt iſt, ſeiner Seele, beſonders durch die Hülfe der Religion, die wahre Vollkommenheit und Würde zu geben, die ſie empfangen kann. Andern werden auch die deutlichſten und leichteſten Regeln nichts nützen, weil ſie in der Unordnung und Empörung gegen alle moraliſchen Vorſchriften ihren Ruhm und die Freude ihres Lebens ſuchen.

Hundert und 10tes Stück.

Wofern das Werk eines ſchönen Geiſtes nicht mehr geehrt werden kann, als wenn es von einem andern eben ſo ſchätzbaren und glücklichen Schriftſteller erläutert, vertheidigt, oder, weil doch nichts Menſchliches ganz unfehlerhaft iſt, auf eine anſtändige und meiſterhafte Art verbeſſert wird: So iſt der Ruhm der Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von dem Herrn Abte Batteux vollkommen, ſeitdem Herr Schlegel in Hannover, welcher unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands einen eben ſo hohen Rang als unter den Dichtern einnimmt, ſeine Ueberſetzung des erſten allgemeinen Theils derſelben mit verſchiednen wichtigen Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, die ihren Endzweck, das Original zu berichtigen und zu einer gröſſern Nützlichkeit zu bringen, ſo ſehr erfüllen, als man wegen der Kenntniß ſeines Genies aus an-

andern Arbeiten von ihm erwarten mußte. Ich würde davon ſchon damals geſprochen haben, als ich meinen Leſern die rammleriſche Ueberſetzung des ganzen Werkes anpries, wenn mir nicht bekannt geweſen wäre, daß Herr Schlegel dem Publico eine neue und vermehrte Ausgabe ſeiner Ueberſetzung und ſeiner Abhandlungen mittheilen würde.

Dieſe neue Ausgabe iſt erſchienen, und hat nun ſo große Vorzüge vor der erſten, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, meine Leſer davon zu unterhalten, und in ihnen das Verlangen zu erwecken, einen vortrefflichen Schriftſteller mit ſich ſelbſt zu vergleichen, und mit einer angenehmen Verwunderung zu ſehen, wie weit ſich ein ſolcher ſelbſt zurücklaſſen kann, ohne den Vorwurf zu verdienen, daß er ſich bey der erſten Ausarbeitung nicht Mühe genug gegeben habe. Sie hat nicht allein zwo neue Abhandlungen mehr, ſondern es ſind auch die übrigen durch ſehr wichtige Zuſätze und Aenderungen theils erhoben, theils verſchönert worden.

Die beyden erſten ganz neuen Abhandlungen betreffen die Nothwendigkeit des guten Geſchmackes und die frühzeitige Bildung deſſelben. Der Verfaſſer zeigt, daß nicht allein die Gelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange, ſondern auch das Herz und die Tugend mannichfaltige und ſehr wichtige Vortheile durch ihn gewinnen könne. Der Geſchmack und das Gewiſſen ſtehen in einer nicht zu entfernten Verwandtſchaft mit einander. Beyde ſind Empfindungen; beyde Empfindungen der Ordnung und Schönheit, obgleich ein Gefühl verſchiedner Arten der Güte und Regelmäßigkeit. Man kann zwar den Geſchmack nicht zur Quelle der Tugend machen; unterdeß iſt aus der Geſchichte gewiß, daß die Menſchlichkeit und die Tugenden des Umganges allezeit in dem Gefolge der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gefunden worden ſind. Durch das geſellige und leutſeelige Weſen, womit ſie bezaubern, wird alle Rauhigkeit und Wildheit anſtößig. Selbſt die Laſter werden zur Zurückhaltung genöthigt. Um geduldet zu werden, müſſen ſie die Minen deß Wohlſtandes annehmen, und um vor dem öffentlichen Abſcheue in einiger Sicherheit zu ſeyn, müſſen ſie ſich zum wenigſten in die Maske der Tugend verſtecken. Ob ſie nun gleich dadurch gefährlicher zu werden pflegen: So kann doch ſolches dem guten Geſchmacke nicht zum Vorwurfe gereichen. Es erhellt vielmehr daraus, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte wohl angewandt zur wirklichen Beſſerung des Herzens mehr beytragen, als bloß philoſophiſche Erkenntniſſe, indem ſie mit der Ausbildung der Empfindungen, von deren Unordnung ſo viel zu fürchten iſt, anfangen und ſie durch vielfältige Uebung zum Edlen und Rührenden gewöhnen.

4. Der Schaden, der aus der Vernachläßigung des Geſchmackes entſpringt, iſt mannichfaltig. Durch den Mangel deſſelben iſt ſchon oft das Genie in ſeiner erſten Bildung verunglückt. Die ſchönen Künſte ſind allezeit tief geſunken, ſo bald ſie von dem Geſchmacke getrennt wurden. Auch haben ſich die ernſthaftern, und oft die nutzbarſten Wiſſenſchaften einer unbilligen Verachtung ausgeſetzt, und viele Gemüther von der Erler-

nung derſelben abgeſchreckt geſehen, weil ſie, ohne von ihm aufgeheitert zu werden, ein allzufinſtres Anſehen haben. Der Geſchichtſchreiber, der Humaniſt, der Kritikus, der Mythologiſt, der Forſcher der Alterthümer, und der Lehrer der Poeſie und Beredſamkeit, alle verlieren bey dem Verderben des Geſchmacks, ein Uebel, das ſich aus der Gelehrſamkeit auch in die bürgerliche Geſellſchaft ergießt. Der Umgang verliert ſeine Annehmlichkeit, und wird entweder ſteif, oder frech, der Wohlſtand wird in unaufhörlich abwechſelnde Moden verwandelt, und ſelbſt die Tugend kann aus dem allgemeinen Verderbniſſe der Gelehrſamkeit und der Sitten nicht unverletzt entrinnen. Klugheit und Pflicht verbinden uns alſo für die Bildung des Geſchmackes die nöthige Sorge zu tragen.

Dieſe Bildung muß frühzeitig geſchehen. Der Geſchmack iſt eine Empfindung, und die Empfindung fängt mit dem Leben an, wirkſam zu ſeyn, kömmt der Vernunft zuvor, und da die Erziehung das Amt hat, der Vernunft ihr Reich, als der Herrſcherinn zu zubereiten, ſo muß ſie nebſt dem Gewiſſen auch den Geſchmack zu bearbeiten ſuchen, ſo bald ſie beyde der Bearbeitung fähig ſind, weil ſie einander wechſelsweiſe nützen oder ſchaden. Batteux ſchlägt zu dieſem Endzwecke eine Methode vor, die nach dem Urtheile ſeines Ueberſetzers nicht allein untauglich, ſondern auch gefährlich iſt. Er will nämlich, daß man den Kindern in ihren zarten Jahren eine Reihe von Gegenſtänden vorſtelle, welche fähig ſind, nichts als ſanfte und angenehme Vorſtellungen hervorzubringen; und ihnen dagegen die Wiſſenſchaft aller derjenigen entziehe, davon man ſie nicht würde ablenken können, ohne ſie in Traurigkeit oder Ungeduld zu ſtürzen; ein Rath, deſſen Beobachtung, wie Herr Schlegel behauptet, in der Poeſie nur Catulle und Chaulieue bilden würde. Ein verzärteltes Genie würde ſich mehr mit angenehmen Spielen beluſtigen, als Werke hervorbringen wollen, welche zwar eine hochgeſpannte Anſtrengung des Geiſtes erfodern, die aber auch von einem ausgebreiteten Nutzen für alle Zeiten und Völker ſind. Man würde den jungen Leuten vor allem, was unangenehm, beſchwerlich und ſchmerzhaft iſt, einen unüberwindlichen Abſcheu einflöſſen. Man würde das Genie zwar nicht ganz erſticken; aber man würde es in einer niedrigern Sphäre niederhalten, als zu der es ſich hätte aufſchwingen können. Umſonſt würde ihm die epiſche Muſe, die tragiſche, die didaktiſche ihre Lorbeern vorhalten. Selbſt die kleinern Gedichte, die eigentlich nur ein Zeitvertreib der Dichter ſeyn dürfen, würden bey dieſer Art der Erziehung nur ſelten ihre ganze Vollkommenheit empfangen; man würde ſanfte Empfindungen lieber genieſſen als ausdrücken wollen. Der Geſchmack würde verderbt, einſeitig, und nach den Entehrungen der ſchönen Künſte lüſtern werden, die der Weichlichkeit des Herzens ſo ſehr ſchmeicheln. Am meiſten würde die Tugend zu fürchten haben. Eine ſo weichliche Erziehung würde zum höchſten einen haushälteriſchen Wollüſtling, einen Epikur, einen Saint Evremont bilden, der ſeine Vergnügungen mit Ueberlegung und Wahl ordnete; vielleicht nur eine Ninon, deren ganzes Verdienſt wäre, mit einer guten Art lüderlich zu ſeyn; vielleicht auch dieſe nicht einmal. Die Sinnlichkeit iſt uns angebohren. Die Empfindung bemächtigt ſich noch vor der Vernunft des Beſitzes der Seele, und iſt dabey von Natur geneigt, falſche Wege zu betreten. Ihr muß alſo, ehe der Menſch die ſchlimmen Folgen laſterhafter Handlungen einſehen kann, ein glücklicher Ekel gegen das eingeflößt werden, wovon ſie ſo viel zu fürchten hat, und wodurch wird ſich das bewirken laſſen, als durch Schmerzen? Zum Gebrauche dieſes Mittels gehört unſtreitig Klugheit, und durch den Mangel derſelben kann auch ein gutartiges Herz verwahrloſt werden. Aber weit gewiſſer wird man es zu Grunde richten, wenn man die Sinnlichkeit, durch eine unweiſe Sorgfalt, ſie mit angenehmen und ſanften Empfindungen zu nähren, noch unbändiger macht, als ſie von Natur iſt. Noch gefährlicher würde es ſeyn, wenn man ein junges Gemüth vor allen traurigen Empfindungen bewahren wollte. Traurigkeit und Ungeduld zerrütten freylich die Wohlfarth des Menſchen Wird wohl aber ein Uebel dadurch gehoben, daß man ihm ſeitwärts ausweicht? Man muß ſie vielmehr die reizenden und geſchmückten Gefahren, die ſie zu fürchten haben, kennen lehren, um ſie vor denſelben zu warnen, geſetzt, daß ſie auch darüber unangenehme Empfindungen ausſtehen müßten. Batteux würde dieſen Weg nicht vorgeſchlagen haben, den er vorſchlägt, wenn er nicht die Munterkeit und die Leutſeeligkeit, die Freude und Traurigkeit nur von einer Seite betrachtet hätte. Sie tragen freylich viel zu unſerm Glücke bey. Allein Leutſeeligkeit und Munterkeit reichen zu einem ſo großen Endzwecke nicht zu, ſo wenig auch dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften vernachläßigt werden dürfen. Man laſſe mit der Munterkeit Leichtſinn, und mit der Leutſeeligkeit Furchtſamkeit und Trägheit verbunden ſeyn: So werden ſie unſer Verderben mehr beſchleunigen, als unſre Glückſeeligkeit befördern. Die Traurigkeit kann ſchlimme Folgen haben; unterdeß giebt es nicht nur eine unſchädliche, es giebt auch mehr als eine Art von edler Traurigkeit, durch die wir von der Tugend ſo wenig abgeführt, daß wir vielmehr durch ſie darinnen befeſtigt werden; es giebt eine Traurigkeit der Religion, welche der einzige Weg zu einer gründlichen und dauerhaften Munterkeit iſt. Die Freude iſt die gewöhnliche Folge der Tugend. Man darf aber daraus nicht ſchließen, daß ſie die Urſache derſelben ſey. Sie iſt nicht einmal ein unterſcheidendes Kennzeichen der Rechtſchaffnen, weil auch Freude ſehr oft in Gemüthern herrſcht, welche die Tugend am wenigſten achten.

Dieſes ſind die vornehmſten Gründe, mit denen der Verfaſſer, den Vorſchlag des Herrn Batteux verwirft, die Kinder nur mit ſanften und angenehmen Empfindungen zu beſchäfftigen und ihnen die Wiſſenſchaft aller derjenigen zu entziehen, von denen man ſie nicht ablenken könnte, ohne ſie in Traurigkeit oder Ungeduld zu ſtürzen. Er redet die Sprache des edelſten und tugendhafteſten Herzens, der er eben ſo viel Colorit giebt, als Batteux ſeinem Vortrage gegeben hat. Der Deutſche hat überdieß den Vorzug der Gründlichkeit vor dem Franzoſen, wenn dieſer wirklich ſo verſtanden werden muß, als er ihn verſtanden hat. Allein ſo unüberwindlich er auch jede weichliche und verzärtelnde Erziehung beſtreitet, wie denn in dieſer Abſicht die ganze Abhandlung die größte Aufmerkſamkeit verdient; So glaube ich doch, daß Batteux nicht willens geweſen ſey, eine ſolche Erziehung durch ſeinen Vorſchlag anzurathen. [illegible] deucht vielmehr, daß er hier mit ſeinem Ueberſetzer und Verbeſſerer mehr übereinſtimme, als von ihm abweiche. Nach meinem Urtheile will er die gewöhnliche orbiliſche Erziehung widerrathen, durch welche man Kinder zwingt, Dinge zu lernen, die ſie nicht verſtehen, ohne ſich einmal Mühe zu geben, ihnen dieſelbe verſtändlich zu machen. Er redet überhaupt von den fünf erſten Jahren des Lebens, wo man Kindern unſtreitig keine andere Schmerzen verurſachen darf, als diejenigen, welche zur Ausrottung der Unarten unumgänglich nöthig ſind, die einſt Laſter werden könnten. Daß dieſes ſeine Abſicht ſey, erhellt aus folgender Stelle: Man macht den Anfang des Unterrichts gerade mit demjenigen, was die Kinder vom

Studiren ablenken oder ihnen einen Ekel dafür erwecken kann; mit abſtrackten Regeln, mit trocknen Lehren, mit allgemeinen Grundſätzen, mit Metaphyſik. Vor ſolchen Erkenntniſſen will Batteux die Kinder bewahrt haben, weil der Zwang dazu mehr ſchadet als nützet, und iſt nicht dieſes unſtreitig? In ihre Stelle will er ſanfte und angenehme Empfindungen ſetzen. Und was für welche? Solche, die die Sinnlichkeit nähren und ihre nur allzugroße Gewalt verſtärken? Daß Batteux weit davon entfernt ſey, dieſes mag Folgendes entſcheiden: So bald ein Kind die Augen des Verſtandes öffnet; ſo bald es das Weltgebäude erblickt: So wird es ſo gleich auf den Himmel, auf die Sterne; die Pflanzen; die Thiere; es wird auf alles, was es um ſich ſieht, aufmerkſam; es thut tauſenderley Fragen; es will alles wiſſen. Die Natur iſt es, die das Kind dazu treibt; ſie iſts, die es leitet, und ſie leitet es wohl. Es iſt billig, daß der neue Bürger, der in der Welt anlangt, gleich anfangs ſeine Wohnung kennen lerne, ne, und wiſſe, was für ihn darinnen zubereitet iſt. Dieſem Strale von Lichte ſollte man nachgeben; man ſollte dieſe Neugier befriedigen und ſie durch den guten Erfolg immer mehr anſpornen. Aber man hält ſie zurück, damit man für dieſelbe einen traurigen Zwang unterſchieben könne, der den Verſtand in Arbeiten hineinſtoße, die durch den Ekel fruchtlos gemacht werden, und dieſe Neugier, welche von der Natur beſtimmt war, der Sporn des Verſtandes und der Saame zu allen Wiſſenſchaften zu ſeyn, manchmal auf immer auslöſchen.

Man kann aus dieſer Stelle ſehen, mit welchen angenehmen Empfindungen Batteux die Kinder unterhalten haben will, und zugleich, daß er ſich von den Meinungen ſeines Ueberſetzers, gewiſſer unbeſtimmter Ausdrücke wegen, mehr zu entfernen ſcheine, als wirklich entferne. Die Mittel, welche dieſer zur frühzeitigen Bildung des guten Geſchmackes vorſchlägt, ſind vortrefflich, und wenn ſie nur gebraucht werden, in ihrer

Wirkung unfehlbar. Er will nachſtehende Regeln beobachtet haben:

„Man mache die Kinder auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam, und komme durch die Bildung des natürlichen Geſchmackes dem kunſtmäßigen zuvor, damit nicht einſt das Alterthum in die Stelle der Natur geſetzt werde.„

„Man ſuche auch in das Puppenwerk der Kindheit zum wenigſten einen erträglichen Geſchmack zu bringen.„

„Man halte ſie in der Kleidung reinlich, aber nicht ſchimmernd; man wähle ihren Anzug, man verkünſtle ihn aber nicht.„

„Man gewöhne ſie zur Beobachtung des weſentlichen Wohlſtandes im Aeußerlichen; beſonders laſſe man den natürlichen Ausdruck des Tones und der Geberde nicht verfälſcht werden; vornehmlich ſuche man ihnen das Anſtändige der Tugend und das Unanſtändige des Laſters fühlbar zu machen.„

„Die Wiſſenſchaften zeige man ihnen zum erſtenmale in ihrer reizenden Geſtalt. In

„ihre Spiele miſche man Unterricht und „Weisheit. Man kleide die Religion in ihre Sprache um, (nicht in das Kindiſche „und Tändelnde derſelben,) ſondern in den „Ausdruck, den ſie verſtehen.„

„Man führe die Kinder zuerſt in die anmuthigen Gefilde der Hiſtorie; man brauche die äſopiſche Fabeln und kurze proſaiſche Erzählungen; man wähle aber keine „ſchlechten Fabeldichter, und unter den Fabeln ſelbſt nur diejenigen, die aus der „Sphäre der Kinder hergenommen ſind.„

„Man lehre ſie die Anfangsgründe fremder Sprachen in Bildern; man wähle unter den grammatiſchen Regeln nur die leichteſten und nöthigſten und mache ſie durch „einen ſinnlichen Vortrag faßlicher.„

„Wenn man jungen Leuten die claſſiſchen „Schriftſteller der Griechen und Römer in „die Hände giebt, ſo halte man ſie nicht mit „bloßen Wörtern auf; man lehre ſie nicht „einen Miſchmaſch lateiniſcher Redensarten „zuſammenraffen; die ſchon oft durch die „Fehler des Unterrichts unter ihren Händen

„ein mißhelliges Flickwerk geworden ſind, „das mehr dem unförmigen Muſchelwerke einer Grotte gleicht, als den regelmäßigen „Verzierungen eines ausgeſchmückten Zimmers; ein ſeltſamer Zuſammenſatz von rednerischen Blumen und poetiſchen Kühnheiten, und dialogiſchen Ausdrücken, von „feyerlichen Formeln und gemeinen Sprüchwörtern, die ſich ihrer Nachbarſchaft verwundern.„

„Beym Leſen claſſiſcher Schriftſteller muß „man ſie mit den Zierlichkeiten und dem eigenthümlichen Charakter der gelehrten Sprachen bekannt machen, und ihnen die Geheimniſſe der Kunſt aufſchlieſſen, durch „welche ſich die Alten die allgemeine Liebe „aller Zeiten erworben haben.„

„Mit dem Leſen der Alten muß man das „Leſen der Beſten unter den neuen Schriftſtellern verbinden, und wenn man befürchtet, daß die größre Leichtigkeit, ſolche zu „verſtehen, den Lehrling von dem Leſen der „Alten und zugleich von der Erlernung der „Sprache abziehen möchte, ſo darf man

„nur einzelne Stellen aus denſelben aufſuchen, welche zu dieſem Endzwecke die geſchickteſten ſind.„

„Man muß ſie angewöhnen, die Autoren bey der mündlichen oder ſchriftlichen Ueberſetzung in der Mutterſprache nicht nur richtig, ſondern auch wohl auszudrücken.

„Das Mittelmäßige und Schlechte muß man ſo lange von ihnen entfernt zu halten ſuchen, biß ſie durch eine lange Uebung in dem Geſchmacke des Guten gewiß geworden ſind. Aber wenn ſolches geſchehen iſt, ſo wird es dieſem Gefühle mehr Genauigkeit und Lebhaftigkeit zu geben dienen, wenn man auch in ſchlechten Autoren Stellen aufſucht, die mit den Stellen der beſſern, zum Exempel des Livius, des Cicero, des Horaz, gleichen Innhalt haben.„

In der dritten Abhandlung, redet Herr Schlegel von dem Urſprunge der ſchönen Künſte. Sie iſt vornehmlich wider ein unrichtiges Gemälde gerichtet, welches Batteux von der erſten Welt gemacht hat; ein

Gemälde, welches mehr ſchön, als wahr, mehr poetiſch, als hiſtoriſch iſt. Er hatte in dem Vortrage ſeiner Meinung über den Urſprung der ſchönen Künſte die Nachrichten der Offenbarung vernachläßigt, und eine ſolche Vernachläßigung verdiente, wegen der Möglichkeit ihrer ſchlimmen Folgen, nicht allein bemerkt, ſondern auch, wenn man den Ausdruck in einem ſehr gelinden Verſtande nehmen will, geahndet und verbeſſert zu werden.

Die vierte Abhandlung betrifft die Eintheilung der ſchönen Künſte nach ihrer verſchiednen Abſicht. Ihr Verfaſſer, der ſich in der Gründlichkeit und Schönheit des Vortrages immer gleich bleibt, zeigt, daß der Hauptendzweck der ſchönen Künſte das Ergetzen ſey, daß folglich ſowohl die Beredſamkeit, als die Baukunſt von dem Herrn Batteux mit Grund aus der Zahl der ſchönen Künſte ausgeſchloſſen werde, weil der Unterricht, und alſo der Nutzen ihren vornehmſten Endzweck ausmache. Unterdeß macht doch Herr Schlegel in Abſicht auf die geiſtliche

liche Liederpoeſie eine Einſchränkung, welche eine beſondre Unterſuchung verdient. Er hält ſie für die äußerſte Landſchaft der Dichtkunſt, welche mehr zum Gebiete der andern edlern Künſte der Beredſamkeit und der Baukunſt, als zum Reiche der ſchönen Künſte gehöre, weil er ſich derjenigen Lieder beſonders annimmt, die mehr unterrichten, als heilige Empfindungen unterhalten. Da ich meine Gedanken darüber in einem beſondern Blatte vorzutragen gedenke: So begnüge ich mich anzuführen, daß er der Poeſie auf einer andern Seite wiedergebe, was er ihr auf der einen nimmt. Er macht, und mit Grund, eine beſondre Gattung der Poeſie, wie er die proſaiſche Dichtkunſt nennt. Zu dieſer rechnet er die Geſpräche, die Briefe, die Satiren, die Romanen und überhaupt alle Aufſätze, welche mehr die Abſicht zu gefallen, als zu unterrichten haben. Ueber die Natur dieſer neuen Gattung der Poeſie drückt er ſich alſo aus: „Die proſaiſche Dicht„kunſt macht ſich mehr die Poeſie der Sa„chen, als die Poeſie der Schreibart eigen. „Der Gebrauch der letztern kann ihr zwar

„nicht ganz unterſagt ſeyn, da ſelbſt von „der Beredſamkeit eine ſolche Enthaltſamkeit „nicht überall verlangt wird. Sie muß nur „die Fälle wohl zu unterſcheiden wiſſen, in „denen es ihr erlaubt iſt, die Sprache der „eigentlichen Poeſie zu reden; ſie muß dieſer „Erlaubniß ſich nicht anders als mit Beſcheidenheit bedienen, ſie muß die Göttersprache ihrer Schweſter vorher um einige Grade der Sprache der Menſchen näher „bringen; und nach meinem Erachten wird „Fenelons Telemach ungefähr das Maaß „ſeyn, wie hoch ſie ſich in der Schreibart „erheben darf. Aber nicht hierinnen beſteht „ihr Weſen; ſondern es liegt vielmehr in der „Erdichtung oder in der Nachahmung; „und ſie hat auf den Namen einer ſchönen „Kunſt gegründetere Anſprüche, als die erhabenſte Beredſamkeit und die prächtigſte „Baukunſt. Sie hat mit den übrigen ſchönen Künſten gleiche Abſicht. Gleich dieſen „will ſie ergetzen; und wenn auch die Ergetzung nicht ihre Hauptabſicht ſeyn ſollte, ſo „ſtellt ſie ſich doch, als ob ſie es ſey. Sie „kennt keine andern Regeln zur Erreichung

„ihres Endzweckes, als dieſe haben; und ſie „weis ihre Lieblinge mit eben dem Ruhme „zu belohnen, als die übrigen. Die Picar„de haben ſich unter den Künſtlern einen „eben ſo großen Namen erworben, als die „Titiane und Vinci. Sie iſt keine eigent„lich ſo genannte Poeſie, ſo wenig man ei„nen Kupferſtich oder eine Federzeichnung „für ein eigentlich ſo genanntes Gemälde „hält. Aber ſie iſt eben ſo eine Schweſter „der Dichtkunſt, wie die Kupferſtecherkunſt „oder die Zeichnungskunſt Schweſtern der „Malerey ſind, gegen die man ſehr unge„recht ſeyn würde, wenn man ſie darum „aus der Zahl der ſchönen Künſte ſtoßen „wollte, weil ſie nicht die Malerey ſelbſt „ſind.

Hundert und 11tes Stück.

Mein Herr Aufſeher,

Ungeachtet ich nicht geglaubt habe, in einige Bekanntſchaft mit Ihnen zu kommen, indem ich, ohne einen beſondern Zufall, nicht einmal wiſſen würde, daß Sie alle Wochen etwas drucken laſſen: So ſchreibe ich dennoch an Sie, weil ich nach ihren Blättern zu urtheilen Sie bis auf einen einzigen Punkt für einen ganz beſcheidenen Mann halte, den ich wohl noch regieren wollte, um Sie aus einem Irrthume zu bringen, welcher nicht mit der Würde unſers Geſchlechtes beſtehen kann. Ich will Ihnen ſagen, wie ich zuerſt erfahren habe, daß es einen Ironſide in der Welt giebt. Doch vorher müſſen Sie wiſſen, daß ich eine Frau bin, die, wie es recht und billig iſt, das Regiment im Hauſe hat. Ich werde auch, man mag darüber denken und reden was man will, meine Herrſchaft nicht fahren laſſen. In meiner Familie iſt es von mütterlicher Seite her ein wohlhergebrachtes Recht, und ich weis bis auf meine Ururgroßmutter zurück, keine einzige, die nicht allezeit ihren Willen gehabt hätte. Wir ſind alle vor der Heyrath von unſern Männern für Göttinnen erklärt worden, und ſie ſelbſt haben ſich, als ſie noch Liebhaber waren, für unſre Anbeter ausgegeben. Nach dieſer Erklärung habe auch ich meine Maasregeln genommen; denn was wäre das für eine Göttinn, die nicht über einen ſterblichen Mann herrſchen dürfte? Der meinige ſchien, wie ſies alle machen, nicht länger mein unterthäniger Diener ſeyn zu wollen, bis ich das feyerliche unwiderrufliche Ja ausgeſprochen hätte, und ich zweifle nicht, daß er ſo gut mein Tyrann geworden wäre, als es andre ſind. Ich vermuthete, daß er ſein gefälliges und demüthiges Bezeigen bald ablegen würde, und ich war darauf vorbereitet und entſchloſſen, ihm in ſeinen Unternehmungen zuvorzukommen. Gleich den dritten Tag nach der Hochzeit dankte ich alle Bedienten im Hauſe ab; mein Mann wollte ſich dagegen ſetzen, und mir vorſtellen, daß er mit ihnen zufrieden wäre, und ſie ſchon lange in ſeinem Dienſte gehabt hätte. Allein ich ſagte ihm ohne Complimente, daß ich ſie eben deswegen nicht haben wollte, weil ich ſie nach meinem Sinne auszuſuchen gedächte. Aber, Madame, fieng er mit einer Art von gebieteriſchen Tone an; aber, mein Herr, antwortete ich mit einer Stimme, die ihm ankündigte, daß er ein glücklicher Mann ſeyn würde, wenn er ſich meinem Willen unterwürfe; erwarten ſie nicht, daß ſie eine Sklavinn genommen haben, und weil ich wußte, daß er noch verliebt war, ſo machte ich ihm eine Mine, die ſeinen Stolz auf einmal niederſchlug. Er wollte mich durch Liebkoſungen und Schmeicheleyen gewinnen; ich ließ mir aber dieſelben nicht eher gefallen, bis ich ſah, daß er meinen Willen als ein Geſetz verehren würde. Unterdeß hatte ich beſchloſſen, nur zu herrſchen, um ihn glücklich zu machen. Ich brauchte freylich im Anfange einige Strenge; ich that alles, was er nicht wollte, und nur ſelten, was ihm angenehm war; ich widerſprach ihm ohne Aufhören, und war in einer Stunde zehnerley Meinung. Doch das war bloße Politik. Ich wollte ihn gewöhnen, Geſchmack an dem zu finden, woran ich Geſchmack fand. Beſonders befeſtigte ich meine Herrſchaft, als ich das erſtemal ſchwanger wurde, denn meinem lieben Manne war ausserordentlich viel daran gelegen, ſeinen Namen fortgepflanzt zu ſehen. Wüßten alle Weiber ſich dieſer kritiſchen Zeit mit Klugheit zu bedienen: Wie glücklich würden die Familien nicht ſeyn! Die Furcht, daß ſeine Hoffnung in Gefahr kommen möchte, wenn er mich beleidigte oder zum Zorne reizte, machte ihn zu dem angenehmſten und gefälligſten Manne, und er iſt es auch, zu ſeinem Ruhme muß ichs ſagen, ſeit der Zeit geblieben. Ich kann nicht ausſprechen, wie lieb ich ihn habe, und ich thue nun auch alles, was ich kann, ihn dafür zu belohnen, daß er ſichs nicht einfallen läßt, etwas wider meine wohlbefeſtigte Herrſchaft zu unternehmen. Er vergißt ſich zwar zuweilen noch und nimmt ſich, zumal in Geſellſchaften, die Freyheit, mir mehr zu widerſprechen, als ich dulden kann; er beſinnt ſich doch aber bald eines beſſern. Unlängſt vergaß er ſich auch einmal und war in einer Kleinigkeit, wo er mir deſto eher hätte nachgeben ſollen, weil es eine Kleinigkeit war, verſchiedner Meinung mit mir. Weil ich eben nicht gar zu wohl aufgeräumt war, und er mir mit einiger Hartnäckigkeit

Recht haben zu wollen ſchien: So wurde ich unwillig, und ich muß geſtehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn mein Anſehen ein wenig mehr, als ſonſt empfinden zu laſſen. Diejenigen, mit denen wir in Geſellſchaft waren, ſchienen, ich weis nicht warum, in Erſtaunen darüber zu gerathen. Erſt wurden ſie aufmerkſam und ſtille; hernach hörte ich einen einer Dame ins Ohr ſagen, doch ſo laut, daß ichs noch hören konnte: **Eine wahre Amazone!** Ich ſah, daß dieſe Worte mit einem zweydeutigen Lächeln aus einem Munde in den andern giengen; und das erregte meine Neubegierde. Alſo wendete ich mich mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit an einen aus der Geſellſchaft; und fragte ihn, was die Worte bedeuteten, die man ſich auf eine ſo geheimnißvolle Art ins Ohr geſagt hätte. Dieſer, der ſich einbilden mochte, ſehr ſatiriſch zu ſeyn, ſagte mir, daß es ein Lobſpruch auf die Damen wäre, die ſich von ihren Männern nicht unterdrücken ließen. Die Erklärung davon könnte ich in einem Buche finden, wovon alle Wochen ein Bogen herauskäme. Ich fragte nach dem Namen des Buches, und er nannte mir den Ihrigen. So bald ich nach Hauſe kam, ſo ließ ich mir, da ich ſonſt die Ausgaben für Bücher für ſehr unnütz halte, den Aufſeher holen, ſchlug nach, und fand endlich, was Sie, mein weiſer Herr Ironſide, von den Amazonen geſagt haben. Sie mögen es freylich böſe und feindſeelig genug gemeint haben; unterdeß können ſich diejenigen unter uns, die die Würde unſers Geſchlechtes zu behaupten wiſſen, damit tröſten, daß ſie mit dem, was Sie Satyre und Spötterey zu nennen belieben, nichts ändern werden; wir verlieren dadurch auch das Recht zur Herrſchaft nicht, das uns aus ſehr guten Gründen zukömmt. Wofern Sie nur einigermaßen gelehrig ſind, ſo hoffe ich Sie ſelbſt davon zu überzeugen. Ich mache mir gar kein Bedenken daraus, zu ſagen, daß wir auf die Regierung im Hauſe weit gerechtere Anſprüche haben, als die Männer, und es iſt unbillig zu verlangen, daß wir unſre Sittſamkeit zum Nachtheile unſrer Vorrechte übertreiben ſollen. Sie werden mir hierinnen gewiß nicht unrecht geben, und ſich den Namen eines ungalanten Mannes zuziehen wollen. Erwägen Sie nur folgende ſehr ſtarke Gründe.

Vors erſte müſſen Sie bedenken, mein Herr, daß wir zum Beweiſe unſrer gerechten Herrſchaft über das Haus und über den Mann uns auf das Bekenntniß ihres eignen Geſchlechtes berufen können. Wie oft haben ſie uns nicht den Namen der Gebieterinnen ihres Herzens gegeben? Merken Sie wohl, daß ſie uns dieſen Namen ertheilen, wenn ſie ſelbſt im geringſten nicht an unſrer Unabhängigkeit zweifeln; nichts davon anzuführen, wie oft ſie uns ſagen, ehe ſie ſich noch unterſtehen dürfen, den Tyrannen zu ſpielen, daß wir ſie gefeſſelt; daß wir ſie überwunden haben; daß ſie ſich kein größres Glück wünſchen, als die unſrigen zu ſeyn. Hat nicht aber der Ueberwinder Recht, den Ueberwundnen zu befehlen, und wenn ſie die Unſrigen ſind, können wir denn nicht mit ihnen anfangen, was wir wollen? Sollen wir nun nicht an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln: So können ſie uns die Herrſchaft nicht ſtreitig machen. Wollten wir nur alle die verliebten Briefe, die an uns geſchrieben worden ſind, aufweiſen: Welche Documente hätten wir nicht aufzuweiſen! Und ſoll die Hand eines Mannes nicht ſo gut gelten, als ſein Wort?

Weiter gebe ich Ihnen zu überlegen, wie unbillig es ſeyn würde, ſich unſerm Anſehen zu entziehen, da ſo viele Männer ſich gar kein Bedenken machen, ſich der beſchwerlichſten Tyranney von Maitreſſen zu unterwerfen. Können dieſe nicht mit ihnen als mit ihren Sclaven umgehen? Schonen ſie wohl ihre Ehre oder ihr Vermögen? Und doch dünken ſie ſich unter einem ſolchen Joche ſehr glückſeelig zu ſeyn. Wie hart wäre denn nicht das Schickſal einer rechtmäßigen Frau, wofern ſie nicht zum wenigſten ſeine Beherrſcherinn ſeyn ſollte? Bedenken Sie dabey, daß ſie ihm Ehre genug erwieſen hat, ihren angebohrnen Namen zu verlieren, und den ſeinigen anzunehmen. Was könnte ſie wohl zu einem ſolchen Opfer bewegen, wenn ſie ſich nicht verſprechen könnte, die Gewalt über den Mann zu haben, die ſie über den

Liebhaber hatte? Und ſoll nicht die Frau den Mann glücklich machen? Wie kann ſie ihn aber glücklich machen, wenn ſie nicht aufgeräumt iſt, und wie kann ſie aufgeräumt ſeyn, wenn ſie nicht ihren Willen haben kann? Der Mann übergebe nur, wie ſichs gebührt, den Scepter in ſeinem Hauſe der Frau und ſehe, ob ſie nicht munter ſeyn wird, und wenn ſie munter und frölich iſt: Was kann ihm dann zu ſeinem Vergnügen fehlen?

Sie werden, mein Herr Aufſeher, die Stärke deſſen, was ich geſagt habe, noch mehr empfinden, mit noch größrer Ueberzeugung einſehen, wie nothwendig die Subordination des Mannes ſey, wenn Sie bedenken, wie wenig ſich die meiſten Männer ſelbſt zu regieren wiſſen. Das Compliment wird nicht ſehr gefallen; allein warum zwingen ſie uns durch ihren Stolz, ihnen unangenehme Wahrheiten zu ſagen? Es würde in hundert Familien weit ordentlicher zugehen, und ſo viele Männer würden in tauſend Ausſchweifungen nicht fallen, die ſie und ihr Haus ins Verderben ſtürzen, wenn ſie ihren Frauen fein unterthänig wären. Mein Mann, zum Exempel, trank ſonſt mehr, als ihm gut war, und verſpielte viel. Weil ich nun weder Wein noch Spiel liebe, ſondern auf etwas Reelles halte, und er, als ein guter Mann, den ich mit tauſend andern nicht vertauſchen möchte, in allen Stücken meinen Willen zu dem ſeinigen macht, ſo hat er ſich beydes ſehr bald abgewöhnt, und ich verſichre, daß wir dadurch allein was Erkleckliches zuſammengeſpart haben. Müſſen es uns alſo nicht die Männer danken, daß wir uns des Regiments annehmen, da Herrſchen unſtreitig ſchwerer iſt, als Gehorchen? Daß es uns an den nöthigen Fähigkeiten dazu nicht fehle, das iſt ein Punkt, über den ich mich aus Beſcheidenheit nicht ausbreiten will. Ich brauche mich aber nur auf die Herren Mannsperſonen ſelbſt zu berufen. Sie wiſſen wohl, wie viel Schönes ſie uns von unſerm Verſtande vorſagen, und doch haben wir nicht ſtudiert, und wenn wir auch den ſtudierteſten Manne überlegen ſind, ſo bald wir Verſtand, oder wie Sie es nennen, Liſt gegen Liſt verſuchen wollen: So urtheilen Sie ſelbſt, wer zum Regieren die meiſte Geſchicklichkeit hat. Ich hätte gern nicht ſo deutlich geſprochen; aber ſoll ſich niemand unſrer Vorrechte annehmen? Sollen wir uns alle Eingriffe darein gefallen laſſen? Sie mögen mich immer eine Amazone nennen. Ich befinde mich beſſer dabey, eine Amazone, als meines Mannes unterthäniges Küchenmägdchen zu ſeyn. Wider Sie, mein Herr, ſage ich nichts; Sie ſind einmal zu alt, als daß ſich eine Frau die Mühe nehmen ſollte, Sie die Süßigkeit unſers Regimentes empfinden zu laſſen. Wenn Sie ſich unterdeß ändern, und öffentlich widerrufen wollen, was Sie wider unſre Hoheit und Würde geſagt, gedacht, und geſchrieben haben mögen: So will ich einen Verſuch thun, ob ich eine hübſche ältliche Jungfer auffinden und überreden kann, Sie glücklich zu machen. In dieſer Erwartung bin ich,

Mein Herr Ironſide,

ihre noch verſöhnliche Leſerinn,

Armide.

Das Anerbieten iſt bis zum Erſtaunen großmüthig; und man begreift leicht, wie ſtark die Verſuchung zum Widerrufe ſeyn würde, wenn ich nicht zu alt wäre, als daß ſich eine Frau die Mühe nehmen ſollte, mich die Süßigkeit ihres Regiments empfinden zu laſſen. Alte Leute werden überhaupt immer unbehülflicher, und folglich möchte ich mich ins Gehorchen nicht recht zu ſchicken wiſſen. Meine Beherrſcherinn würde wenig Ehre mit mir einlegen, und was gute Gemüther unter meinem Geſchlechte ſind, möchten dadurch verleitet werden, an der Vortrefflichkeit der weiblichen Herrſchaft zu zweifeln. Armide wird mich alſo entſchuldigen.

Mein Herr,

Da ich gehört habe, daß Sie, ich weis nicht was für eine Aufſicht in der Welt haben, ſo wende ich mich in einer Sache an Sie, die für viele von meinem Geſchlechte von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Sie wiſſen, was itzt Perſonen ohne

Charakter zu bedeuten haben. Was iſt alle menſchliche Glückſeeligkeit, wenn man keinen Titel, und folglich auch keinen Rang hat. Ein Leben ohne Ehre iſt gewiß das größte Elend, und iſt nicht ein Leben ohne einen beſtimmten Rang, ein Leben ohne Ehre? Nun können aber von unſerm Geſchlechte nur diejenigen zu einem Titel gelangen, die ſich verheyrathen; alle Unverheyratheten hingegen ſehen gar keine Möglichkeit vor ſich, in irgend eine Claſſe der Rangordnung zu kommen, wenn ſie ſich nicht verändern wollen. Dadurch ſehen wir uns von aller Ehre im gemeinen Weſen ausgeſchloſſen, und das iſt in meinen Augen eine ſehr groſſe Unbilligkeit. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie verdrießlich ich in Geſellſchaft werde, wenn ich unaufhörlich die ſtolzen Namen einer Canzelleyräthinn, einer Juſtitzräthinn, einer Etatsräthinn vor meinen Ohren ertönen höre. Das Leben wird mir recht zur Laſt, und ich bin doch erſt ſechs und funfzig Jahr alt Ich habe ein gutes Vermögen; aber was helfen mir alle meine Actien, die ich in verſchiednen Compagnien beſitze, wenn ich, wie koſtbar und modiſch ich mich auch kleide, weiter nichts als Jomfrue heiße. Wenn ſich noch mein Vater, der ein ſehr wohlhabender Kaufmann war, um einen Titel beworben hätte; So könnte ich mich noch mit dem Titel einer naadige Fröken tröſten. Sie wollen ein Aufſeher ſeyn; Sie müſſen alſo bemerken, was eine Unvollkommenheit in der Geſellſchaft iſt, und zu guten Einrichtungen Vorſchläge thun. Projectiren Sie alſo doch einen Charakter für unverheyrathete Perſonen unſres Geſchlechtes. Käuferinnen ſollen ſich genug finden. Ich kann nicht ſehen, daß eine Frau mehr Verdienſt haben ſollte, als eine Jungfer. Wenns aufs Rathgeben ankömmt: So können wir wohl mehr Verdienſte beſitzen, als alle Frauen, weil wir zum Beobachten mehr Zeit haben, als ſie. Könnte ich ſo glücklich werden, noch den Titel einer Raadinde zu dem Namen Jomfrue ſetzen zu können: So wollte ich in meinem Teſtamente alles, was ich habe, zu einer milden Stiftung ausſetzen. Sie wiſſen, daß wenig Stiftungen mehr gemacht werden. Ein günſtiges Project für uns könnte, wenn es ausgeführt würde, viel gute Werke veranlaſſen. Ich bin,

Mein Herr,

ihre ergebne Dienerinn
Polly Null.

Ich würde meiner Correſpondentinn zu gefallen, auf ein ſolches Project denken. Da ich aber fürchte, daß es zur Entvölkerung des Staates ausſchlagen möchte: So kann ich mich nicht darauf einlaſſen. Das Anſehen meines Geſchlechtes möchte auch gar zu tief fallen, wenn wir die Reizungen verlieren ſollten, die uns bey den Damen unſre Titel geben. Wie ſchwer würde es nicht werden, eine Frau zu finden, wenn man ohne unſre Hülfe in die Rangordnung kommen könnte. Das iſt vielleicht unſer vornehmſtes Verdienſt, und ich ſollte ſo feindſeelig gegen mein eigen Geſchlecht ſeyn, und es darum bringen helfen? So galant bin ich nicht.

Hundert und 12tes Stück.

Mein Herr,

Iſt etwas ein Beweis, daß das Verderben der Sitten unter einer Nation überhand nimmt: So iſt ſolches der Misbrauch des Witzes und der Spötterey gegen den Eheſtand und die Zärtlichkeit tugendhafter Eheleute, wenn ein ſolcher Misbrauch allgemein zu werden anfängt, und nicht allein geduldet, ſondern auch bewundert wird. Es iſt dem menſchlichen Geſchlechte auſſerordentlich daran gelegen, daß dieſer Stand in Ehren gehalten werde, und jedermann iſt ihm ſo viel ſchuldig, daß er bey den Entweihungen deſſelben von frechen Zungen nicht gleichgültig ſeyn darf. Wenn er erſt ungeahndet zum Geſpötte wird: So iſt es um die Sittſamkeit, Unſchuld und Keuſchheit beyder Geſchlechter geſchehen, die doch ſo edle und liebenswürdige, obgleich, beſonders unter den Mannsperſonen, ſehr ſeltne Tugenden ſind. Iſt es nicht die Ehe, welche noch viele von den Unordnungen und Ausſchweifungen einer liederlichen Lebensart zurückbringt, deren Ausgang ein immerwährendes Elend geweſen ſeyn würde? Iſt ſie es nicht, wo der Menſch zu den ſchönſten und ſchätzbarſten Handlungen tägliche Gelegenheiten hat? Und wofern ſie anders tugendhafte und zärtliche Herzen vereinigt, einerley würdige Endzwecke mit vereinigten Einſichten und Kräften zu verfolgen, in guten Geſinnungen und Entſchlüſſen nicht allein übereinzuſtimmen, ſondern ſich darinnen zu befeſtigen, in der Erfüllung ihrer Pflichten einander beyzuſtehen, und der wahren Vollkommenheit um ſo viel eifriger nachzuſtreben, je mehr ſie einander zu gefallen wünſchen: Iſt nicht ſie alsdann der Stand, worinnen der Menſch am meiſten Glückſeeligkeit und Vergnügen auf der Welt genießt? Eines ſolchen Standes ſpotten, das kann nach meinem Urtheile nicht geſchehen, ohne gegen alles, was Hochachtung und Ehrfurcht verdient, unempfindlich geworden zu ſeyn. Ein Mann ſoll für lächerlich gehalten werden, und ein junger wilder Geck ſoll ſichs erlauben dürfen, ihn zum Ziele ſeiner vermeintlichen witzigen Einfälle zu machen, weil er wirklich diejenige mit einer ununterbrochnen Zärtlichkeit liebt, die er ewig zu lieben auf das feyerlichſte verſprochen hatte; weil er ſeine Glückſeeligkeit mit der theilt, die ſeine Sorgen und Unruhen mit ihm theilt; weil er die Schwachheiten einer Perſon mit Großmuth überſieht, welche ſich die ſeinigen nicht abhalten läßt, ihn allen Menſchen vorzuziehen? Oder eine rechtſchaffne Ehegattinn ſollte lächerlich ſeyn, daß ſie nur für ihren Mann lebt; daß ſie ihm nur zu gefallen wünſcht; daß ſie ſich für ihn kleidet, für ihn ihren Verſtand und Geſchmack zu beſſern ſucht, ſtolz iſt, nicht daß ſie von andern für ſchön gehalten wird, ſondern daß ſie es in den Augen ihres Mannes iſt; immer heiter, um ihn nicht verdrießlich zu machen, oder ſeinen Kummer lindern zu können, immer aufmerkſam auf alles, was zu ſeinem Vergnügen gereichen kann? Ich weis es wohl, daß die Ehe bey vielen nicht ſowohl eine Vereinigung der Gemüther, als vielmehr eine Art von Kauf und Verkauf iſt; daß andre mehr mit den Augen, als mit der Vernunft heyrathen, und noch andre bey der Schlieſſung eines unveränderlichen Bündniſſes ſich Abſichten zu erreichen vorſetzen, die ihrem Herzen ſo wenig, als ihrem Kopfe Ehre machen. Allein ſo lächerlich oder ſo verachtungswerth auch dieſe ſeyn mögen, ſo wenig muß doch der Stand ſelbſt die Thorheit der Menſchen entgelten. Es gereicht allen nordiſchen Nationen zum Ruhme, daß die Ehe zu allen Zeiten bey ihnen ſehr geehrt und heilig geweſen iſt, und ob wir gleich in der Achtung gegen ſie unſern Vorfahren bey weitem nicht gleichen, ſo iſt es doch noch zu keiner Mode geworden, über Eheleute zu lachen, die einander lieben, oder den Eheſtand als ein Joch zu verſchreyen, deſſen ſich beſonders Mannsperſonen ſo lange erwehren müßten, als ſie könnten. Ich fürchte aber, daß ſolches bald einreiſſen möchte, wenn wir unſre junge Herren nach Paris ſchicken, ohne für den Verſtand und das Herz derſelben eine ganz beſondre Sorge getragen zu haben. Denn wie ſie gemeiniglich von ihren Reiſen nichts mitbringen, als fremde Thorheiten, die ihnen, ihrer Ungeſchicklichkeit wegen, nicht einmal ſo gut laſſen, als denen Ausländern, denen ſie ſie abſehen: So denken ſie ſich auch mit allem ihren Witze bereichert zu haben, wenn ſie ihre Ungereimtheiten über den Eheſtand und die edle Liebe und Zärtlichkeit deſſelben nachſtammeln können.. Ich kenne ſchon einige ſolche Witzlinge, die aber bald zum Stillſchweigen gebracht werden ſollen, wenn nur die Klugen und Tugendhaften von beyden Geſchlechten ſie ihre Verachtung, die ſie ſo wohl verdienen, empfinden laſſen wollen. Wenn dieſes geſchieht, ſo kann man hoffen, daß es unter den Mannsperſonen und Frauenzimmern nie an Perſonen fehlen werde, welche ſich beſtreben, Eigenſchaften zu beſitzen, die zu einem dauerhaften Glücke in der Ehe unentbehrlich ſind. Sie, mein Herr, können von meinem Briefe einen Gebrauch machen, welchen ſie wollen; ich ſchrieb nur, um Sie zu einer Betrachtung über eine von den wichtigſten Materien der Sittenlehre zu veranlaſſen. Ich bin,

Mein Herr,

ihr ergebner Diener,
Erophilus.

Mein Herr Ironſide,

Ich bin ein Menſch, der bey dem Frauenzimmer ſein Glück zu machen ſucht, und ſtehe auch in dem allgemeinen Rufe, daß ich ſehr galant und angenehm bin. Allein ich weis gar nicht, wie es kömmt, daß ich wider meinen Willen ganz falſch von ihnen verſtanden werde. Ich gebe mir aufferordentlich viel Mühe, ihnen zu gefallen; ich kleide mich ſo ſehr nach der Mode, als ich kann; ich ſtudiere ihren Geſchmack aus; ich ſorge, daß ich immer einen Vorrath witziger und ſinnreicher Einfälle haben möge, die ihnen ſchmeicheln; ich tanze troß einem; ich verſpiele an ſie, und fodre niemals meine

Spielſchulden ein. Aber es iſt mir gewiß nicht um ihr Liebäugeln und Lächeln zu thun; meine Abſichten ſind ernſtlicher, und gehen aufs Heyrathen. Sie können es auch wohl merken, und deswegen iſt es grauſam, daß ſie mich mit vergeblichen Hoffnungen aufhalten, und wenn ſie mich faſt bis zur deutlichen Erklärung gebracht haben, ſich auf einmal ſo fremd gegen mich aufführen, als wenn wir uns zum erſtenmale ſähen. Unlängſt ließ mich eine junge reiche Wittwe bis zum Seufzen kommen, nachdem ſie mich ſchon mehr als hundertmal einen loſen, leichtfertigen und ſchelmiſchen Menſchen genannt hatte. Ich durfte ihr täglich aufwarten, ich durfte ſie ſelbſt vor der Toilette beſuchen. Ich redete von Liebe, von Bezaubertſeyn, von Leidenſchaft, von einiger Zärtlichkeit, und es war mein wahrer Ernſt; denn ſie hat auf zweytauſend Thaler jährliche Einkünfte. Ich küßte ihr die Hand, ſo oft ich ſie erhaſchen konnte, mit einer unausſprechlichen Innbrunſt, und ſie zog ſie niemals zurück. Was konnte ich anders denken, als daß ſie eben ſo ſehr von mir eingenommen wäre, als ich in ſie verliebt war? Endlich an einem Tage, da ich, wie ich glaubte, recht aufgemuntert wurde, ihr von Flammen und Martern vorzuſprechen, fieng ich von der Heyrath an, ſagte ihr auf die ernſthafteſte Weiſe, wie hoch ich das Geſchenk ihrer Hand ſchätzen würde, betheuerte ihr aufs feyerlichſte, daß ich als Mann eben ſo ihr Sklave ſeyn wollte, als ich als Liebhaber geweſen wäre, und was meinen Sie, daß der Ausgang war? Ein lautes Gelächter erſt, und als ich fortfuhr, eine ſo verächtliche Mine, daß ich mich wegbegeben mußte. Seit der Zeit begegnet ſie mir mit einem Stolze, der unausſtehlich iſt. Das Schlimmſte iſt, daß ich meine Freunde überredet habe, ich würde bey der Wittwe bald glücklich ſeyn, und ich verſichre Sie, daß Kaufmann und Schneider eben ſo gut darauf gerechnet haben, als ich. Nun ich bitte Sie, mein Herr Jronſide, mir zu ſagen, ob ich ſie, weil ſie doch nichts eingewendet hat, wenn ich ſie von meiner Liebe und ihrer Schönheit unterhalten habe, nicht nach den Geſetzen, als die Meinige anſehen könne, und ob ſo mancher Fecherſchlag von ihr nicht ſo gut als ein ordentliches Jawort ſey? Nach Ihrer Entſcheidung will ich meine weitern Maasregeln nehmen.

Niels Fat.

Dem Herrn Niels Fat dient zur Antwort, daß wenn die Wittwe ihm nur auf einen ſeiner verliebten Briefe geantwortet hat, er zum wenigſten auf die Bezahlung ſeiner Schneiderrechnung bringen könne, auch wird hiermit allen Frauenzimmern angedeutet, jede Schmeicheley von ihm, als einen Heyrathsantrag anzuſehen, und ihm gleich eine Antwort zu geben, die ſich zu ihrer Neigung oder Abneigung dagegen ſchickt, damit er nicht noch tiefer in Schulden kommen möge.

Der Aufſeher.

Mein Herr,

Ich bin ſeit dem Tode meiner Aeltern unter der Aufſicht eines Oheims, gegen den ich gern die Ehrfurcht hätte, die ich ihm ſowohl wegen ſeines Alters, als wegen des Anſehens, welches ihm die Verwandtſchaft über mich giebt, ſchuldig zu ſeyn glaube, wenn er ſich nur derſelben durch ſeine Aufführung gegen mich und ſeine Töchter, die beyde ſittſam und liebenswürdig ſind, nicht unwürdig machte. Laſſen Sie ſich eine Sprache nicht befremden, die wie es ſcheint, ein junges Frauenzimmer nicht reden ſollte. Ich verdanke der Erziehung meiner Aeltern eine zärtliche Liebe gegen die Tugend, und einen aufrichtigen und lebhaften Haß gegen alles, was die Unſchuld und Sittſamkeit unſers Geſchlechtes beleidigen kann. Es iſt mir niemals möglich geweſen, die unanſtändigen Reden zu erdulden, die ſich Mannsperſonen von einer freyern, oder vielmehr laſterhaften Lebensart in unſrer Gegenwart erlauben, und mein Herz giebt mir das Zeugniß, daß ich niemals bey einem unverſchämten Scherze gelächelt, oder meinen Unwillen bey Zweydeutigkeiten verborgen hätte, bey denen, weil ſie allzuverſtändlich waren, Gleichgültigkeit für Beyfall gehalten werden konnte, wiewohl ich dieſer Gefahr in meinem väterlichen Hauſe ſelten ausgeſetzt geweſen bin. Ach ich dachte nicht, daß ſich mein Schickſal in dieſem Stücke verſchlimmern würde, als ich mich nach dem Verluſte meiner Aeltern in das Haus meines Oheims begab. Ich wußte, wie eingezogen ſeine Töchter leben mußten, und da ich die Einſamkeit liebe, ſo fürchtete ich die Sorgfalt nicht, mit welcher er ſie von allem Umgange mit Mannsperſonen entfernte, zumal da ſie beyde meine vertrauteſten und liebſten Freundinnen waren. Ich ſchmeichelte mir vielmehr, ein ſehr angenehmes Leben in ihrer Geſellſchaft zu führen. Allein ich habe niemals mehr unverſchämte Dinge anhören müſſen, als bey meinem Oheime. Er hat beſondre Luſt daran, uns ſeine Jugendausſchweifungen zu erzählen, die uns keine groſſen Begriffe von ſeiner Tugend geben können. Wenn wir nun unſre Augen niederſchlagen und erröthen müſſen; ſo lacht er uns ins Geſicht; und nennt den ſichtbaren Unwillen darüber Verſtellung und Weiberpolitik, weil nach ſeinem edeln Ausdrucke alle

Weibsperſonen nichts taugen, und, ohne Ausnahme, liederliche Kerle gern leiden mögen. Könntet ihr nur meine Wachſamkeit betrügen, ſagt er oft, ſo würdet ihr lange ſchon mit einem oder dem andern davon gelaufen ſeyn. Doch das iſt alles nichts gegen das, was unſre Ohren aushalten müſſen, wenn er ſeine alten Trunkfreunde bey ſich hat, die alle ſo fein und zärtlich denken, als er. Mir begegnet er immer am übelſten, weil ich nicht zu einer ſo groſſen Zurückhaltung gegen ihn verbunden zu ſeyn glaube, als ſeine Töchter. Was ſoll ich anfangen, mein Herr Aufſeher? Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und erſuche Sie, einmal in ihren Blättern zu zeigen, daß ein Charakter keine Ehrfurcht verdienen kann, der ſeine Laſter mit ins Alter nimmt, und ſeine Ausſchweifungen noch liebt, wenn ihn ſchon die Macht zu ſündigen verlaſſen hat. Vielleicht können wirs ihm in die Hände ſpielen. Wenn Sie wollen, ſo können Sie auch meinen Brief drucken laſſen. Ich will ihn lieber erzürnet ſehen, als länger von ihm geärgert werden.

Melanide.

Hundert und 13tes Stück.

Daß es mit den Wörtern, wie mit den Münzen geht; daß ſie, gleich dieſen, ihren Werth verändern und verlieren; daß man alſo ihren wirklichen Gehalt nicht, um in der Allegorie zu bleiben, nach ihrem Gepräge beurtheilen darf, das iſt eine bekannte Anmerkung, die aber ihrer Wichtigkeit wegen, nicht vernachläßigt werden darf, oder man wird ſich durch den Misverſtand derſelben im gemeinen Leben ſehr oft betrogen ſehen. Ich könnte zum Beweiſe ſehr viele Wörter und Redensarten anführen, die nicht durchgängig, und nur in ſeltnen Fällen die rühmliche Bedeutung haben, die ſie zu haben ſcheinen; ich will mich aber itzt mit dem einzigen Ausdrucke begnügen: *Es iſt ein ehrlicher Mann.* Wer weis nicht, wie ungewiß der Werth dieſes Lobes iſt? Die Bedeutungen, worinnen es vorkömmt, ſind ſo mannichfaltig, daß man den Mann, von dem geſagt wird, er ſey ein *ehrlicher Mann*, ſehr genau kennen muß, um zu wiſſen, was dieſe Münze gilt. Denn ſehr oft iſt es ein Lob, von dem man, um mich einmal einer gemeinen Art des Ausdrucks zu bedienen, ſagen möchte: Es iſt nicht einen Schilling werth.

In den altväteriſchen Zeiten, wo man zu einem guten Namen erſtaunlich viel Tugend erfoderte, hieß, und noch heißt, wie ich glaube, bey verſchiednen, die es für eine Ehre halten, in dieſem Stücke altväteriſch zu denken, ein ehrlicher Mann nur derjenige, der in allen ſeinen Handlungen den Geſetzen der Rechtſchaffenheit und der wahren Ehre folgte; der alle Arten von Ungerechtigkeit, Unredlichkeit und Betrug verachtete; der ſich überall als einen billigen, getreuen, aufrichtigen und gewiſſenhaften Mann bewies; der eine Lüge für einen unauslöſchlichen Schandfleck hielt, und allen den Pflichten nachzukommen ſtrebte, die er andern ſchuldig war. Man ſieht wohl, daß dieſe Bedeutung ſehr veraltet oder doch wenigſtens ſehr ungebräuchlich ſey. Denn wenn noch immer zu einem ehrlichen Manne ſo gar viel erfodert würde: Wie vielen müßte nicht dieß Lob, das ihnen ohne Bedenken ertheilt wird, wiedergenommen werden, und da es in dem bürgerlichen Leben keine Bedienungen giebt, wozu man nicht ehrliche Leute braucht, wie viele würden nicht wegen Mangels derſelben unbeſetzt bleiben müſſen?

Weil in Betrachtungen dieſer Art viel auf die Deutlichkeit ankömmt, ſo will ich nur einige Fälle anführen, wo ehrlicher Mann nicht ſo viel bedeuten kann, als es vor Zeiten bedeutet hat. Apicius iſt ſo ſehr ein Sklav ſeines wollüſtigen Temperaments, daß er keine Perſon weiblichen Geſchlechts, ſie mag verheyrathet, oder unverheyrathet, hohes oder niedrigen Standes ſeyn, anſehen kann, ohne, bürgerlich davon zu ſprechen, unehrliche Abſichten wider ſie zu faſſen. Er hält es auch für keine Schande, alle Arten des Betrugs und der Liſt zu gebrauchen, wenn er ſie dadurch zu erreichen hofft. Der Mann, deſſen Haus er zu entehren Luſt hat, mag vielleicht ſein Freund, oder wohl gar ſein Wohlthäter ſeyn; er wird weder die

Stimme der Freundſchaft noch der Dankbarkeit hören, wenn es auf die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft ankömmt. Wird ihm unterdeß der Name eines ehrlichen Mannes verweigert? Und wenn es jemand thäte, würde ihm nicht jedermann ſagen, daß er, als ein ehrlicher Mann, einen ſolchen Schimpf nicht auf ſich ſitzen laſſen müßte?

Wie viele ſeufzen nicht über den Numidius! Die Stadt weis es, daß er reich iſt, und gleichwohl alle diejenigen, die Rechnungen über Rechnungen in ſein Haus bringen, auf ihre Bezahlung ganze Jahre vergebens ſchmachten läßt. Sie werden von einem Tage zum andern abgewieſen. Alle verſichern, daß ſie als ehrliche Leute für ihn gearbeitet haben, und man ſollte es denken, weil die meiſten arm ſind. Er hingegen behauptet, daß ſie nicht ehrlich anſchrieben; daß ſie aber liſtig genug wären, ihre Rechnungen ſo einzurichten, daß ſie der Betrügerey nicht überwieſen werden könnten; daß er ſich folglich durch den Aufſchub der Bezahlung an ihnen erholen müßte. Allein wie weit er recht hat, weis ich nicht. Ich bin zweifelhaft, weil er, nach ſichern Nachrichten, die Kunſt ſo gut verſteht, alle Jahre ſeine meiſten Bedienten fortzuſchicken, ohne ihnen ihren Lohn geben zu dürfen. Unterdeß iſt gewiß, daß er in den beſten Geſellſchaften für den ehrlichſten Mann gehalten wird, und ich weis auch die Urſache: Niemand bezahlt ſeine Spielſchulden richtiger und pünktlicher, als er. K

Man ſieht alſo, daß es Fälle giebt, wo ein ehrlicher Mann derjenige heißt, den niemand das Gegentheil nennen darf, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, und zur gerichtlichen Abbitte und Ehrenerklärung verurtheilt zu werden, weil er zwar Recht haben kann, es zu glauben, aber kein Recht, es ihm zu ſagen.

Sonſt hat auch das Urtheil: Es iſt ein ehrlicher Mann, wenig zu bedeuten, wenn nichts weiter als das zum Ruhme desjenigen geſagt wird, dem man dieſen vordem ſehr prächtigen Namen ertheilt. Oft iſt er auch weiter nichts als die Vorrede oder der Schluß zu einer Verläumdung.

Ueber=

Ueberdieß ſoll es auch, und das iſt nicht die ungewöhnlichſte Bedeutung, eine Empfehlung zu einer Bedienung anzeigen. Allein ich habe bey einer genauen Unterſuchung der Fälle, wo es in dieſem Verſtande genommen wird, bemerkt, daß es, wenn man ſonſt nichts hinzuſetzt, weiter nichts bedeutet, als dieſes: Hier iſt ein Mann, den ich ihnen anpreiſe. Er hat mich oft überlaufen, ihm zu einem Amte beförderlich zu ſeyn, zu geſchweigen, daß ich ihn zuweilen in geheimen Angelegenheiten nützlich gebraucht habe. Tüchtig iſt er freylich nicht dazu; weil ich aber gern von ihm befreyt ſeyn möchte: So bitte ich inſtändigſt, mir von ihm loszuhelfen. Ich hoffe, er wird mit dem Amte ſchon auch den Verſtand bekommen, und ſollte es zum Unglücke nicht geſchehen, ſo kann er ſich einen Bevollmächtigten halten, der ihn in ſeiner Seele hat.

Als ein ehrlicher Mann leben heißt gemeiniglich, reich und überflüßig leben, alle Thorheiten, die Reichere und Vornehmere begehen, nachthun, um ſeinem Range keine

Schande zu machen, mehr ausgeben, als man einzunehmen hat, und ein gut Theil Schulden hinterlaſſen, die nicht bezahlt werden können. Was kann billiger ſeyn, als das Anhalten von der Wittwe eines ſolchen ehrlichen Mannes um eine Penſion?

Da alle Unterſuchungen, welche die Sprache und die Beſtimmung der Wörter betreffen, verdrießlich zu ſeyn pflegen, ſo ſage ich nichts über die verſchiednen Bedeutungen des Ausſpruchs: Sie iſt eine ehrliche Frau, zumal da in der Abhandlung Dinge vorkommen könnten, die mit der Ehrfurcht zu ſtreiten ſcheinen möchten, welche man dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt, das ich beſonders auf meiner Seite zu haben wünſche.

Mein Herr Aufſeher,

Sie wiſſen, daß die Schauſpiele einen anſehnlichen Theil von den Stadtluſtbarkeiten ausmachen; daß aber ſehr viele nicht wiſſen, wie ſie ſich darinnen vergnügen, und beſonders wenn ſie lachen ſollen. Gleichwohl kömmt viel darauf an, daß nicht zur Unzeit gelacht werde, weil das beſte Stück dadurch verdorben wird. Ich höre oft in den Logen und im Parterre bey Stellen ein lautes Gelächter entſtehen, wo man nicht begreifen kann, worüber, und wenn man endlich nachfragt, ſo kömmt es daher, daß irgend ein Geck eine Zweydeutigkeit zu hören geglaubt hat, an welche weder der Verfertiger noch der Acteur des Luſtſpieles dachte. Dadurch verliert beſonders die Comödie nicht allein allen Nutzen, den ſie ſchaffen könnte, ſondern es unterhält auch den Geſchmack an poſſenhaften Einfällen, und die Begierde, überall verſteckte Unerbarkeiten zu finden, über die doch jedermann, der nicht ganz zum Pöbel gehören will, erröthen und nicht lachen ſollte. Dieſe Art von öffentlichen Beluſtigungen iſt gewiß nicht für die niedrigſte Claſſe von Menſchen erfunden worden, und die Meiſten, die daran Theil nehmen, wollen für Leute vom Stande angeſehen werden. Schickt ſichs aber wohl für dieſe, das für Witz zu halten, worüber ſich nur ein wilder Matroſe luſtig machen kann, und würden ſie ſich nicht für beleidigt achten, wenn man ihnen, ihres ungeſitteten und unverſtändigen Lachens wegen den Rath geben wollte, lieber einen Keller als die Comödie zu beſuchen? Ich weiß nicht, ob eine bloß ernſtliche Vorſtellung wider eine ſo üble Aufführung etwas ausrichten werde. Man hat einen Souffleur für die Acteurs, mein Herr; ſollte nicht ein Souffleur für die Zuſchauer noch nöthiger ſeyn? Man wird ſagen, daß ein ſolcher ſchwer zu finden ſeyn werde, der Verſtand genug habe, einzuſehen, wo eigentlich der Zuſchauer in einem Luſtſpiele lachen müſſe. Allein der Souffleur, den ich anrathe, braucht gar kein witziger Kopf zu ſeyn; man darf ihm nur die Stellen anſtreichen, wo er durch ſein Gelächter den Ton angeben ſoll. Wenn der Vorſchlag genehmigt und ausgeführt würde, ſo verlören diejenigen nichts, die nur um eine gute Erſchütterung des Unterleibes zu haben, in die Comödie gehen, und andre, die ſich an den wahren Schönheiten der Stücke, die man vorſtellt, ergetzen ben wollten, hätten weniger Anlaß, da verdrießlich zu ſeyn, wo man mir hinkömmt, um aufgeräumt zu werden. Wenn Sie dieſen Vorſchlag befördern: So werden Sie ſich ſehr verbinden,

Ihren dienſtergebnen Leſer,

Semnos.

Hundert und 14tes Stück.

Iſt man den Vorurtheilen des Publici Achtung ſchuldig? Wenn man ihnen eine gewiſſe Achtung nicht verſagen darf: Welches ſind die Grenzen derſelben? Die Entſcheidung dieſer Fragen iſt von Wichtigkeit, und zur Ueberzeugung davon darf man ſich nur die Folgen vorſtellen, welche unausbleiblich zu ſeyn pflegen, wofern ausgebreitete, eingewurzelte, begünſtigte, und unterſtützte Vorurtheile entweder mit einer allzukühnen Unerſchrockenheit beſtritten, oder mit einer allzunachgebenden Gelindigkeit verſchont werden.

Die Antwort iſt leicht, wenn gefragt wird, ob man den Vorurtheilen Achtung ſchuldig ſey? Was können ſie für Achtung verlangen, da die Wahrheit allein über den Verſtand und das Herz des Menſchen zu herrſchen verdient? Vorurtheile ſind Irrthümer. Sind die Gegenſtände, von denen ſie unrichtige Vorſtellungen hervorbringen oder unterhalten, klein und unbedeutend: So ſind ſie entweder keiner Aufmerkſamkeit würdig oder ſie ſind lächerlich. Hält man es der Mühe werth, die Welt davon zu befreyen, ſo darf man ſie nur der Satire übergeben; eine witzige Spötterey iſt zur Cur hinreichend. Haben ſie aber nachtheilige Einflüſſe in das beſondre oder allgemeine Beſte: So muß man ſich beſtreben, nach dem Grade des Unheils, das ſie ſtiften, Verachtung oder Abſcheu gegen ſie zu erwecken. Gleichwohl würde man ſehr oft die Regeln der Klugheit beleidigen, wenn man ſein Verhalten gegen ungereimte und ſchädliche Meinungen des Publici bloß nach dieſer

Entſcheidung einrichten wollte. Weil gemeiniglich die Irrthümer, und die Perſonen, die ſie annehmen, nur in der Vorſtellung von einander getrennt werden können: So verlangen dieſe und oft mit Grund, was jenen verſagt werden muß. Wer darf unterdeß den Rechten der Wahrheit etwas vergeben, und wenn man das Publicum, das wider ſie eingenommen iſt, nicht beleidigen darf: Wie viel weniger darf die Wahrheit beleidiget werden?

Es iſt hier von ſolchen öffentlichen Vorurtheilen die Rede, welche ſich gemeinnützigen Anſtalten, Unternehmungen und Handlungen widerſetzen, und doch durch keine andre Gewalt, als durch die Macht der Ueberredung und des Beyſpiels überwunden werden können. Das Publicum muß alſo von dem Nutzen der Anſtalten und Unternehmungen überzeugt werden, deren glücklicher Fortgang gewünſcht wird. Dieſer Nutzen muß vor ſeinen Augen in einem hellen Lichte erſcheinen. Folglich muß in dem Vortrage und Beweiſe Deutlichkeit, Gründlichkeit und Stärke vereiniget ſeyn, und weil die Wahrheit oder Unrichtigkeit deſſen, dem man Beyfall und Aufnahme zu verſchaffen ſucht, gemeiniglich aus den Geſinnungen und Abſichten derer beurtheilt zu werden pflegt, die das Publicum dafür zu gewinnen ſuchen: So müſſen dieſe alles verhüten, was den Verdacht erwecken kann, daß ſie ſich gewiſſen angenommenen Meinungen widerſetzten; bloß um neu und ſonderbar zu ſcheinen. Beſcheidenheit, Unpartheylichkeit, Sanftmuth und ein uneigennütziger Eifer, bloß das allgemeine und beſondre Beſte ſeiner Mitbürger zu befördern; müſſen überall aus der Art des Vortrages hervorleuchten, und da man, ohne durch offenbare und unzweifelhafte Urſachen zum Gegentheile berechtigt zu ſeyn, einem jeden das Vertrauen ſchuldig iſt, daß er ungegründete und ſchädliche Meinungen fahren laſſen werde, ſo bald er durch eine genaue und ſorgfältige Unterſuchung von der Unrichtigkeit und Gefahr derſelben in ihrer Anwendung und Ausübung überführet worden iſt: So darf ſich in die Vertheidigung der Wahrheit nichts einmiſchen, was eine Verachtung gegen die noch Ununterrichteten anzeigt. Der Irrthum kann nicht verlieren, ſo lange er eine Leidenſchaft des Herzens auf ſeiner Seite hat, und welch eine mächtige Leidenſchaft iſt nicht ein gekränkter und erbitterter Stolz? Beleidiget die Eigenliebe desjenigen, den ihr auf eure Seite zu bringen ſucht, ſo iſt der Ueberzeugung aller Zugang zum Verſtande verſchloſſen; die Gründe, die ſie wirken ſollen, mögen noch ſo ſtark und unwiderſprechlich ſeyn: Was können ſie ausrichten: Wenn ſie nun nicht einmal der Aufmerkſamkeit gewürdiget werden?

Unterdeß muß die Sorgfalt, das Publicum zu keiner Empfindlichkeit zu reizen, diejenigen, die es ſich zur Pflicht machen, nützliche Entdeckungen und Unternehmungen zu befördern, nicht abhalten, freymüthig zu ſeyn. Man muß ein edles Vertrauen zu einer guten Sache zeigen, und die Wahrheit würde leiden, wenn die Vorſicht, ſeiner irrenden Mitbürger zu ſchonen, mit der Furchtſamkeit verwechſelt werden könnte, womit gemeiniglich nur ungewiſſe Meinungen angeprieſen und behauptet werden ſollten. Da es auch Vorurtheilen niemals an Vertheidigern fehlt, die dem großen Haufen zu ſchmeicheln, ſich dadurch Aufmerkſamkeit und Ruhm zu erwerben, und weil es ihnen nicht um die Wahrheit zu thun iſt, bloß ſcheinbar zu ſeyn, und die ſchwachen Seiten des Irrthums zu ſchmücken, oder zu verbergen ſuchen, ſie auch, weil ſie nur auf den Beyfall der ſchon eingenommenen Menge ſehen, bloß durch leere Declamationen zu betäuben hoffen: So kann dieſen mit einem Ernſte begegnet werden, der ſich für die Würde der Wahrheit ſchickt. Man darf ſie vielleicht nicht allezeit verachten; aber man darf ihnen allezeit beweiſen, daß man ſie nicht fürchte. Man darf ſie beſchämen, wenn ſie allzuſeichte Gründe gebrauchen, ohne die Pflichten des Wohlſtandes und einer guten Lebensart zu beleidigen, und zuweilen kann es nöthig ſeyn, die Abſichten ihrer Vertheidigung, wofern ſie gar zu unmoraliſch ſind, in ihrer ganzen Blöße darſtellen, damit das Publicum den Verehrer und Freund von dem Schmeichler unterſcheiden lerne.

Vorurtheile werden oft allgemein und glaubwürdig, nicht weil ſie viele wenigſtens verblendende Gründe für ſich hätten, ſondern bloß dadurch, daß ſie oft wiederholt werden. Weil nicht jedermann Luſt hat, alles, wenn es auch wichtig iſt, ſelbſt zu unterſuchen, ſo überredet man ſich ungern, daß eine Sache, die oft, und von vielen geſagt worden iſt, falſch ſey. Die Vertheidiger der Wahrheit müſſen ſich zu dieſer Schwachheit herablaſſen. Man muß nicht müde werden, ſie und die Gründe derſelben zu wiederholen; wenn man kann, ſo muß man ſie mit neuen Beweiſen und Zeugniſſen unterſtützen, oder ſie doch auf neuen Seiten zeigen; wenn aber auch dieß nicht möglich iſt, ſo muß man ſich doch nicht dadurch abhalten laſſen, für ſie zu ſprechen, weil man nicht der Erſte oder der Zweyte iſt, der ſich ihrer annimmt. Auch die nützlichſten Wahrheiten, an denen niemand mehr zweifelt, würden ſich von dem Irrthume bald verdrängt ſehen, wenn ſie nicht immer wiederholt und erneuert würden.

Weil unterdeß nicht leicht ein Vorurtheil allgemein wird, oder ſich lange in dem Beſitze ſeiner unrechtmäßigen Herrſchaft behaupten kann, wofern es gar nichts für ſich anzuführen hat, das der Aufmerkſamkeit eines ſorgfältigen Unterſuchers werth wäre: So iſt es nicht genug, die Gründe, die für nützliche Unternehmungen und Anſtalten ſtreiten, in aller möglichen Deutlichkeit und Stärke bekannt zu machen. Die Gründe, die das Gegentheil anrathen, verdienen vielmehr die ſtrengſte und genaueſte Unterſuchung. Man muß ſie von allen Seiten betrachten; man muß ſie, um den Eindruck derſelben zu vertilgen, von allem Scheine der Glaublichkeit entblößen. Denn es iſt nichts ſo ſchwach, das nicht ein Vorurtheil zur Stütze brauchen ſollte.

Niemals ſind Vorurtheile ſchwerer zu überwinden, als wenn ſie ſich erkühnen, uns als Pflichten zu erſcheinen, das Gewiſſen auf ihre Seite zu ziehen, und wohl gar ihre Sache zur Sache der Religion zu machen. Je ehrwürdiger ſie deswegen auszuſehen pflegen, deſto behutſamer muß in der Beſtreitung derſelben verfahren werden. Theils iſt es nöthig, damit man niemanden mit einem zweifelhaften Gewiſſen zu handeln verleite, zumal wenn ein mislicher Ausgang zwar im äußerſten Grade unwahrſcheinlich, aber doch noch möglich iſt. Denn wer will gern Vorwürfe des Gewiſſens, die ſich andre machen, zu verantworten haben? Theils iſt es auch nöthig, weil die Menſchen am ernſtlichſten über Scheinpflichten zu halten pflegen, um ſich der wirklichen deſto eher zu überheben. Folglich muß man nicht bloß bey dem Nutzen ſtehen bleiben, den gewiſſe Anſtalten und Handlungen haben mögen; man muß beweiſen, daß ſie nicht mit dem Gewiſſen ſtreiten; daß die Religion nichts wider ſie einzuwenden hat; daß es vielmehr moraliſche Gründe giebt, die ſie begünſtigen. Und in der That kann es keine Handlung und Unternehmung geben, die einen unſtreitigen, beſtändigen und allgemeinen Einfluß in die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes haben und nicht eben deswegen von ihr gebilligt werden ſollte. Niemand wird dieſes glücklicher darthun, als der, welcher Gelegenheit hat, ſeine Vertheidigung der Wahrheit durch ſein Beyſpiel zu unterſtützen.

Da das ganze Publicum aus Perſonen beſteht, die den Ton geben, und aus ſolchen, die ihn annehmen, zu den erſten aber ſich alle Vornehmen und Gelehrten rechnen: So ſollten dieſe, beſonders in dem geſellſchaftlichen Umgange, keine Meinung billigen oder beſtreiten, wenn zumal das Beſte einer groſſen Menge Menſchen Antheil daran hat, ohne alle Gründe und Gegengründe mit der größten Genauigkeit unterſucht zu haben. Denn wenn ſie durch übereilte Ausſprüche den Ton geben, haben ſie nicht alsdann alle ſchädlichen Wirkungen begünſtigter Vorurtheile, allen Verluſt des Nutzens zu verantworten, den die Beſtreitung nützlicher Wahrheiten und Entdeckungen verurſachen kann?

Ich habe geglaubt, daß dieſe Anmerkungen, ob die Wahrheit derſelben gleich nicht unbekannt ſeyn ſollte, doch nützlich ſeyn möchten, meine Leſer auf eine moraliſche Betrachtung der Inoculation vorzubereiten.

Hundert und 15tes Stück.

Man iſt zwar itzt wieder in der Stadt; aber mir iſt es ſo angenehm, zu der Ruhe des Landlebens in Gedanken zurückzukehren, daß ich meine Leſer bisweilen von denjenigen Anmerkungen unterhalten werde, die ich auf dem Lande zu machen Anlaß gehabt habe. Einigemal iſt mir auch etwas begegnet, das mir nicht unmerkwürdig vorgekommen iſt. Darunter gehört ein Geſpräch, deſſen ich mich immer mit Vergnügen erinnern werde. Wie ſelten hört man ſo etwas! Ich hatte mich, weil mir der Schatten nirgends kühl genug war, über dem Aufſuchen dichterer Bäume ein wenig verirrt, und mich endlich bey einem Buſche niedergeſetzt. Ich wollte leſen; aber ich blätterte nur. Denn wen läßt der Anblick der ſchönen Natur lange leſen? Als ich mich auf dieſe Art zwiſchen meinen und meines Buches Betrachtungen theilte; ſo hörte ich einige Worte eines ernſthaften Geſprächs, und es währte gar nicht lange, daß ſich diejenigen, die ſich unterredeten, auf der andern Seite des Buſches niederſetzten. Ich will ſie Damokles und Crito nennen. Ich glaube nicht, daß ich ſie um Verzeihung zu bitten habe, daß ich ihr Geſpräch drucken laſſe; aber wie viele meiner Leſer habe ich vielleicht um Verzeihung zu bitten, daß ich ihnen etwas ſo unbekanntes und dunkles wiederhole?

Damokles. Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deswegen ſo verführeriſch iſt, weil ſie ſo viel Schein vom Edlen und Groſſen hat; und man alſo wegen ihrer ſo ſtarken Reizungen auf das lebhafteſte gegen ſie ſtreiten muß: Was bleibt denn übrig, womit ſich eine Seele ſättigen kann, die dieſe Nahrung vor allen andern ſucht?

Crito. Ich habe dir ſchon geſagt, und dir war es ohne dieß ſchon bekannt, daß die

Beſtrebung nach groſſen Endzwecken, und die Erreichung derſelben, die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durſt einer Seele zu ſtillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beyfall ſolcher Männer, wie du eben beſchrieben haſt?

Crito. Den ſuche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen ſollteſt; ſo habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdieneſt.

Damokles. Dieſes Suchen, dieſer Muth —— —— nein, Stolz iſt es gewiß nicht; aber es iſt doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du willſt, nach dem man das Wort nimmt. Ich will dir ſagen was es iſt. Es iſt Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele! Dieſer Ausdruck hat mir immer wie Muſik geklungen. O laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthuſiasmus davon ſprechen? Und wir wollen es doch gern mit philoſophiſcher Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beydes. Mit dieſer überhaupt; und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthuſiasmus.

Crito. Dieſe Hoheit iſt nicht ſowohl das Gefühl einer großen Seele, das ſie von ſich ſelbſt hat, ob dieß gleich auch mit in Betrachtung kömmt: Sie zeigt ſich vielmehr durch gewiſſe Handlungen, wobey eine auſſerordentliche Ueberwindung unſrer ſelbſt nöthig iſt, am meiſten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes; (das wäre ein zu kleiner Sieg für ſie!) und derjenigen Rache, die in den feinſten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwohl ſcheint ſie (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlaſſen;) ſcheint ſie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu ſeyn.

Crito. Eine weiſe Tochter einer ſtets heftigen und oft ausſchweifenden Mutter.

Damokles. Glaubſt du meinen Philemon ſo gut zu kennen als ich?

Crito. Unſern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freylich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen lernen. Denn es lebet kein Menſch mehr, der ſo weit davon entfernt iſt, die Entdeckung ſeines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was ſagſt du ſonſt noch mehr von ihm?

Crito. Daß ich, ohne ihn, keinen recht beſtimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles. Das iſt ſehr viel von ihm geſagt.

Crito. Es iſt genug geſagt; aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könnteſt du mich böſe machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennſt denn du ihn?

Damokles. Rede nur. So mag ich dich wohl böſe ſehen.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet? und die gröſſern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken angegeſehen? Hat er ſich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt, wenn ihm diejenigen ihren Beyfall verſagten, die er hochachtete, da es doch ſo ſehr in ſeiner als in irgend eines andern Gewalt war, ſie auf eine feine Art zu erniedrigen? Iſt er nicht immer ein unpartheyiſcher Beurtheiler von den Verdienſten dieſer Perſonen geblieben? Hat er ſich jemals (ſo lerne ihn kennen!) den Vorſtellungen von dem Triumphe dieſer auſſerordentlichen Unpartheylichkeit lebhaft überlaſſen? Kennſt du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich — —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu ſagen. Er hat ſich niemals an denen, die er eben nicht Urſache hatte, hochzuachten, und die ſchwach genung waren, ihn oft ſehr zur Rache zu reizen, er hat ſich ſogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn ſie ſein Stillſchweigen, ſein immer gleiches Betragen gegen ſie, für Schwäche hielten. Und wo iſt eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabey, wenn ich mir dieſe Reizung vorſtelle.

Crito. Und dem Philemon noch heiſſer, um ſie zu überwinden.

Damokles. Und er überwindet ſie. Das iſt viel, ſehr viel, mein theurer Freund. Mir ſchwindelt, wenn ich ihm bis in ſeine Höhen nachſehe.

Crito. Ja, es iſt viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenſchaften gehört Größe, aber dieß iſt Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel an ſich arbeiten müſſen?

Crito. Eine Seele, wie die ſeinige, iſt beſtändig in Arbeit gegen ſich ſelbſt. Du kennſt ſeine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht; er glüht. Und denn ſein ſanfter Charakter! Dieß iſt ſein beſtändiger Sieg über ſich ſelbſt.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu ſagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich habe bringen wollen. Du haſt den Philemon, und dich ſehr richtig beſchrieben.

Crito. Mich? —— —— Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einſt werde ſagen können: Ich bin wie Philemon; ſo will ich dir es ſagen, weil du mich kennſt, und mich nicht eitel nennen wirſt. Doch laß uns nun von etwas anderm ſprechen.

Damokles. Du eitel? Du, der ſtolz zu ſeyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in ſo fern an ſich duldet, als ſie ein Mittel zu groſſen Zwecken iſt?

Er hätte das Geſpräch gern fortgeſetzt; aber Crito wollte nicht. Sie blieben gleichwohl noch, und fuhren fort ſich zu unterreden. Ich werde in einem der künftigen Blätter dasjenige, was ich davon behalten habe, wiederholen, weil ich noch die Ueberſetzung eines däniſchen an mich gerichteten Schreibens mittheilen will, deſſen Innhalt, in Abſicht auf die Beförderung des guten Geſchmacks der ſchönen Wiſſenſchaften und der Tugend, von groſſer Wichtigkeit iſt.

Mein Herr Aufſeher,

Sowohl die Hochachtung und Zuneigung, welche Sie beſtändig gegen Ihr zweytes Vaterland gezeigt haben, als Ihr Eifer, nicht allein die Liebe zur Tugend unter unſerer Nation zu unterhalten und anzufeuern, ſondern auch den Geſchmack an allen gemeinnützigen, beſonders aber an den ſchönen Wiſſenſchaften und ihren Werken allgemeiner zu machen, hat eine patriotiſchgeſinnte Geſellſchaft bewogen, ſich an Sie zu wenden, und Sie um die Bekanntmachung und Empfehlung eines Vorhabens zu erſuchen, welches zur Beförderung gleicher Abſichten abzielt. Alle vortrefflichen Arbeiten des Genies und Witzes, in welchen Sprachen ſie auch geſchrieben ſind, können unſtreitig zur Bildung eines feinen und guten Geſchmackes viel beytragen, wenn ſie Leſer finden; aber Sie werden mit uns darinnen übereinkommen, daß derſelbe unter einem Volke am geſchwindeſten und glücklichſten durch ſinnreiche Schriften in ſeiner eignen Sprache, und wenn es auch im Anfange mehr Ueberſetzungen ſchöner Werke der Ausländer als Originale ſeyn ſollten, ausgebreitet werden könne. Die nordiſche Sprache iſt unläugbar ſo geſchickt dazu als andre, und Ihre Meinung hierinnen entdeckt uns der öffentliche Beyfall, den Sie einem Gedichte von dem Herrn Tullin, und andern ſchätzbaren Scribenten unſers Volkes gegeben haben. Wir haben gegründete Urſachen zu glauben, daß es viele ſchöne Geiſter unter uns gebe, die ſich durch vorzügliche Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit hervorthun würden, wenn es ihnen nicht an Aufmunterung, oder nicht an Gelegenheit fehlte, durch einen andern Canal, als durch die Stimme des Publici die Urtheile einer beſcheidnen und gründlichen Critik über ihre erſten Verſuche zu erfahren, oder wenn ſie ſich auch nicht der Nothwendigkeit ausgeſetzt ſähen, Verleger ihrer eignen Arbeiten zu werden. Wenn ein Genie auch großmüthig genug iſt, auf keine andre Belohnung zu ſehen, als auf das Vergnügen ſeiner Nation an ſeinen Arbeiten: So hat es darum doch keine Luſt, einen Buchhändler abzugeben, ſich in Unkoſten

koſten zu ſetzen, und mit Verdrießlichkeiten zu beſchweren, die mit jedem Verkaufe verknüpft ſind. Und wer vielleicht gern Ein Gedicht, oder einen andern Verſuch in den ſchönen Wiſſenſchaften bekannt gemacht ſähe, hat auch nicht gleich eine ganze Sammlung drucken zu laſſen. Die Mitglieder der Geſellſchaft, die mir aufgetragen hat, an Sie zu ſchreiben, haben geglaubt, daß einige jährliche Preiſe auf die beſte poetiſche und proſaiſche Ausarbeitung einer aufgegebenen Materie in der däniſchen Sprache, nebſt einer periodiſchen Schrift, welche die ſchönen Geiſter unſrer Nation von der Sorge für den Druck ihrer ausgeſuchtern Arbeiten befreyte, einen Theil der Hinderniſſe heben könnten, die uns des Vergnügens berauben, mehr eigne ſchöne Originale zu erhalten. Wenn wir uns in dieſer Hoffnung nicht irren, ſo ſehen wir unſre Wünſche durch diejenige Gnade erfüllt, welche ſich in den Herzen aller rechtſchaffnen Dänen ſchon ſo viele unvergeßliche Denkmale der verdienteſten und ehrerbietigſten Dankbarkeit und Bewunderung geſtiftet hat. Wir ſehen uns in den Stand geſetzt, in einer periodiſchen Schrift, ſolche Aufſätze des Genies und Witzes, die keine weitläuftigen Werke ausmachen, wenn ſie uns zur Bekanntmachung anvertraut werden, dem Drucke übergeben und ihren Verfaſſern den Gewinn, der aus dem jährlichen Verkaufe derſelben entſpringen kann, jedem nach dem Antheile, welchen er daran nimmt, überlaſſen zu können. Wir erbieten uns, in dieſelbe nach und nach, wie ſie uns zugeſendet werden, alle Arten von Poeſien, alle ſinnreiche proſaiſche Abhandlungen, Satiren, Geſpräche, Erdichtungen und Briefe über alle Materien, die, wenn ſie auch ernſthaft ſeyn ſollten, eines angenehmen und geiſtreichen Vortrages fähig ſind, und durch die Schönheiten der Dichtkunſt und Beredſamkeit einen neuen Glanz erhalten können, wie auch nützliche und mit Geſchmack geſchriebne Anmerkungen und Verſuche über die Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte, vorzüglich aber diejenigen einzurücken, die zur Verbeſſerung der Schaubühne dienen. Wir verbitten aber alle Gelegenheitsgedichte; (ſie müßten denn der

Ode an Bräutigam und Braut gleichen;) wie auch alle niedrigen Satiren und Scherze über Wein und Liebe. Weil wir theils aus Achtung gegen das Publicum, theils um unſrer Abſicht nicht zu verfehlen, verbunden ſind, unter den Aufſätzen, die uns eingeſchickt werden möchten, die ſorgfältigſte Wahl zu treffen: So müſſen wir uns von denen, die an dieſer periodiſchen Schrift Antheil zu nehmen gedenken, zweyerley ausbitten, einmal uns ſolche kleine Aenderungen zu erlauben, die in dem Weſentlichen ihrer Arbeiten nichts ändern, die aber nach unſrer Einſicht zur gröſſern Richtigkeit und Verſchönerung der Schreibart gereichen; zweytens ihre wahren Namen zu verſchweigen, und nur, damit ſie den Gewinn, den etwa der Verkauf gewähren möchte, am Ende des Jahrs in Empfang nehmen können, die Hälfte einer zerriſſenen Deviſe beyzulegen. Dieſes wird uns in den Stand ſetzen, ihnen zuweilen beſcheidne Critiken über Arbeiten, worinnen wir beträchtliche Aenderungen wünſchen, mitzutheilen, wenn ſie ſich die Mühe geben wollen, wegen ihrer eingeſchickten Aufſätze bey dem Buchhändler nachzufragen, der den Verkauf der Sammlung über ſich nehmen wird. Wir ſelbſt werden durch eigne Schriften wenig Antheil daran nehmen, und uns vornehmlich mit getreuen und ſorgfältig ausgearbeiteten Ueberſetzungen fremder Meiſterſtücke beſchäfftigen, theils, weil uns unſre Umſtände und anderweitigen Beſchäfftigungen nicht mehr erlauben, theils um Raum und Zeit genug zur Prüfung und Bekanntmachung der Schriften zu haben, die uns zugeſendet werden. Unterdeß müſſen wir bitten, weil unſer Vorhaben auf eine periodiſche Schrift abzielt, uns keine allzulangen Aufſätze mitzutheilen, oder ſie doch ſo einzurichten, daß ſie, ohne zu verlieren, in verſchiednen Fortſetzungen gedruckt werden können. Wir hoffen zwar alle Jahre einen Band zu liefern und in den erſten Monaten des künftigen anfangen zu können; aber wir machen uns nicht verbindlich, für die einzelnen Stücke, aus der die Sammlung beſtehen ſoll, eine gewiſſe Zeit zu beſtimmen. Man wird die äuſſerliche Schönheit der Lettern und des Papiers nicht vernachläßigen, auch für die Richtigkeit des Abdruckes alle mögliche Sorge tragen laſſen. Jährlich werden wir zween Preiſe für die beſten poetiſchen und proſaiſchen Abhandlungen austheilen, einen von Funfzig Thaler für ein Gedicht, und einen von Vierzig für eine geiſtliche Rede oder eine andre ſinnreiche proſaiſche Abhandlung über Materien, von denen die erſten Aufgaben nächſtens bekannt gemacht werden ſollen. Wir werden dieſe Preiſe, um welche wir ſelbſt nicht arbeiten werden, keiner Schrift ertheilen, ohne über die eingeſendeten Aufſätze die Stimmen der zuverläßigſten und feinſten Kenner und ſelbſt ſolcher Gelehrten gehört zu haben, die, wenn ſie auch nicht genug über die eignen Schönheiten unſrer Sprache urtheilen können, doch fähig ſind, über das zu urtheilen, was in allen Sprachen ſchön und vortrefflich iſt. Da wir uns bewußt ſind, zu dieſem Vorhaben, wovon wir bald noch eine beſondre Nachricht drucken laſſen wollen, von keiner Abſicht getrieben zu werden, als von der Abſicht, Genie, Witz, Geſchmack, und durch ihre Hülfe, ſelbſt die Tugend unter uns aufzumuntern und zu befördern, ſo zweifeln wir nicht, es werde von dem Beyfalle und der Unterſtützung des Publici begünſtigt werden. Sie aber, mein Herr Aufſeher, erſuchen wir, unſre Bitte um die Bekanntmachung dieſes Schreibens in Ihren Blättern als einen Beweis unſerer Achtung und Zuneigung gegen Sie anzuſehen.

* * * * * * *

Meine Herren,

Ich habe lange keinen Brief erhalten, den ich mit ſo vielem Vergnügen geleſen und bekannt gemacht hätte, als den Ihrigen. Was für gute Wirkungen wird Ihr Entwurf vielleicht haben! Ich ſetze das Vielleicht hinzu, weil ich bey Sachen, über deren Ausführung ich mich recht ſehr freuen würde, immer ein wenig furchtſam gewesen bin. Ich glaube Ihre Abſichten völlig einzuſehn. Sie hoffen, und ich hoffe es mit Ihnen, daß in Dänemark oder Norwegen Originalgenies (Eins iſt Ihnen Belohnung genug!)

verborgen ſeyn, die Sie, auf dieſe Art, aus ihrem Schlummer aufwecken wollen, der Stolz ihres Vaterlandes zu werden. Wenn Sie nur dieſen Zweck erreichen; ſo ſind Sie entſchloſſen, diejenigen Stunden nicht für verlohren zu halten, welche Sie damit werden zubringen müſſen, auch mittelmäßige Werke durchzuleſen. Streng werden Sie gewiß ſeyn, und ſolche Werke verwerfen. Denn Sie würden hart, und nicht großmüthig handeln, wenn Sie, durch den Druck, dieſen Werken ein Leben geben wollten, von dem Sie voraus ſähen, daß es ſich ſehr bald endigen würde. Denn je frühzeitiger der Tod der Vergeſſung iſt, den ſie zu ſterben pflegen, deſto jämmerlicher iſt er. — — Ich bin ſo voll von Ihrer rühmlichen Unternehmung, daß ich Ihnen einen ſehr langen Brief ſchreiben würde, wenn ich dem Urtheile des Publici zuvorkommen möchte. Denn ich ſchmeichle mir, daß ich von einigen würdigen Mitgliedern desjenigen Publici, das allein dieſen verehrungswürdigen Namen verdient, Briefe über dieſe Sache erhalten werde. Bis dahin will ich es ausſetzen, umſtändlicher davon zu reden. Unterdeß kann ich folgendes nicht ganz unberührt laſſen. Wenn Sie von Ueberſetzungen ſprechen, ſo meinen Sie gewiß nicht, daß der Ueberſetzer jede herumfliegende neue Schrift wähle, die irgend einigen Beyfall hat. Sie wollen, daß Meiſterſtücke ausgeſucht, und von Männern überſetzt werden, die wiſſen, daß halber Geſchmack, und halber Fleiß ſehr vieles an der Ueberſetzung eines Meiſterſtücks fehlen laſſen.

Sie haben ferner ſehr Recht, daß Sie gute geiſtliche Reden unter die vornehmſten Werke der Beredſamkeit rechnen; und Sie haben, wie ich glaube, bloß vergeſſen, von geiſtlichen Liedern zu reden, oder ſie unter dem allgemeinen Namen der Gedichte begriffen. Mich deucht, Einer, der nur einige wenige gute machte, verdiente den ausgeſetzten Preis. Was meinen Sie dazu, wenn Sie die Veranlaſſer geweſen wären, daß diejenige Kirche, die einmal die ſchönſte in Norden ſeyn wird, durch Lieder eingeweiht würde, die dann noch wären, wenn ſie ſelbſt vielleicht —— —— denn es giebt, wie Sie wiſſen,

Monumenta aere perenniora.

Und die hätten Sie veranlaßt! Wie wünſche ich, daß Ihnen Ihr Vorhaben gelingen möge!

Der Aufſeher.

Hundert und 16tes Stück.

Da die Blattern, dieſe grauſame Seuche, welche, ein Jahr in das andre gerechnet, mehr als den vierzehnten Theil der Menſchen, ohne Anſehen des Geſchlechts, des Alters, des Standes und des Clima tödtet, oder verſtümmelt, oder verunſtaltet, auch unter uns in dieſem Jahre dem gemeinen Weſen ſo viele Kinder, und von den Erwachſenen verſchiedne ſehr ſchätzbare und nützliche Bürger entriſſen haben: So kann es nicht genug beklagt werden, daß die Einführung der Inoculation, eines ſo oft geſegneten Mittels wider dieſe wütende Krankheit noch immer ſo viel Widerſpruch findet, ungeachtet Perſonen von dem erhabenſten Range andern mit einem ſo ruhmwürdigen, als glücklichen Beyſpiele vorleuchten. Unſre Welt rühmt ſich beſſer zu denken und ſich über gemeine Vorurtheile hinauszuſetzen. Gleichwohl hört man die Inoculation noch immer mit den ſeichteſten Gründen und Einwürfen beſtreiten, und das Traurigſte iſt dieſes, daß die Menſchen, die bey den meiſten andern Handlungen ſo ſelten zu erwägen gewohnt ſind, was Gewiſſen und Pflicht gegen ſich, gegen andre, und gegen Gott verlangen, ſich hier ein ſo ſehr moraliſches Anſehen geben, und den Gebrauch eines vortrefflichen Mittels zur Sünde machen wollen, auch wirklich dadurch die Erhaltung und Verlängerung des Lebens ſo vieler Kinder und Erwachſnen verhindern. Was kann man, durch die ſtärkſten Gründe von dem Gegentheile überzeugt, anders thun, als daß man das, was Vernunft, Unterſuchung und Erfahrung ſo lange ſchon und mit ſolcher Stärke für die Inoculation geſagt haben, eben ſo oft wiederhole, als das, womit man ſie beſtreiten will, unaufhörlich und oft ſehr ſchlecht nachgeſprochen wird? Beſonders ſcheint es nöthig zu ſeyn, die Kenntniß der Gründe auszubreiten, welche darthun, daß keine Pflicht dadurch beleidigt werde; daß vielmehr die Verbindlichkeiten gegen unſre eigne Wohlfarth, gegen den Staat, und ſelbſt gegen die Vorſehung den Gebrauch derſelben erlauben, begünſtigen, und empfehlen. Dieſes einzuſehn muß man das Wichtigſte wiſſen, was ſowohl für die Inoculation als wider ſie geſchrieben worden iſt. Ich werde dieſes wiederholen, und wie ich hoffe, mit Unpartheilichkeit, weil es einer guten Sache weniger zum Nachtheile gereicht, wenn man ihren Gegnern auch das einräumt, was ſie nicht mit Billigkeit fodern können, als wenn man ihre Vortheile vergröſſert, ſo wenig auch die Vergröſſerung übertrieben ſeyn mag.

Alles vereinigt ſich, die Inoculation anzupreiſen, der Ausſpruch und die Erfahrung der berühmteſten Aerzte und Wundärzte in den erleuchteſten Ländern, der Beyfall und das glückliche Beyſpiel der erhabenſten und angeſehenſten Perſonen ſowohl in der Kirche, als im Staate, ſowohl auswärts, als unter uns; weiter die bekannte Gefahr und gewöhnliche Tödlichkeit der natürlichen Blattern; die unendlich gröſsre Unſchädlichkeit der künſtlichen, und die mannichfaltigen, gewiſſen und unſchätzbaren Vortheile, die mit der Einpfropfung derſelben verbunden ſind.

Ich will zur Empfehlung derſelben niemanden von unſrer Nation nennen, um auch den geringſten Schatten einer Menſchengefälligkeit von dem, was ich ſagen werde, zu entfernen. Allein wenn irgend ein menſchliches Anſehen fähig iſt, den Vorwurf der Sündlichkeit und Immoralität von einer medicíniſchen Operation abzulehnen: So müſſen ſolches die Namen eines Sloane, Mead, Jurin, Boerhave, Hofmann, Haller, Swieten, Ramby, Tiſſot, Guiot, Kirkpatrik, Maty, Swenke, Middleton, Condamine, Heiſter und Werlhof thun können. Maddox, der Biſchof von Wincheſter, empfiehlt ſie in einer öffentlichen Predigt. Some, ein andrer engliſcher Geiſtlicher, und vornehmlich ein Doddridge, der in ganz Europa wegen ſeiner frommen und zur Beförderung der Gottſeeligkeit ſo nützlichen Schriften, berühmt iſt; ein Chais und ſo viele andre Gottesgelehrte folgen ſeinem Beyſpiele, und beweiſen in den gründlichſten Schriften, daß ſie nicht wider das Gewiſſen ſtreite, und ſolche Männer ſollten nicht einmal gehört werden?

Es iſt wahr, da, wo es auf die Geſundheit und das Leben der Menſchen ankömmt, muß das bloſſe Anſehen nichts entſcheiden. Allein die Vertheidiger der Inoculation haben mehr, als ihr Anſehen für ſich. Sie laſſen ihre Erfahrungen ſprechen; ſie verhalten ſich, wie alle ihre Schriften bezeugen, mit der gewiſſenhafteſten Vorſichtigkeit; ſie unterſuchen aufs genaueſte; ſie ſind auf alles aufmerkſam, was zum Nachtheile der künſtlichen Blattern angeführt werden kann; ſie verlangen nicht, daß man ihnen auf ihr Wort glauben ſoll; ſie berufen ſich auf das Zeugniß aller derer, denen ſie durch die Inoculation das Leben erhalten und verlängert haben; ſie verſchweigen die Fälle nicht, woraus man Schlüſſe wider ſie folgern könnte; ſie bemühen ſich, die Wahrheit oder Falſchheit deſſen, womit man ſie angreift, zu entdecken, und in ein helles Licht zu ſetzen. Können ſolche Männer, wenn man mit einiger Billigkeit urtheilen will, von andern Urſachen dazu angetrieben werden, als von einer großmüthigen Liebe zur Wahrheit und Wohlfarth des menſchlichen Geſchlechts?

Es iſt merkwürdig, daß unter ihnen noch kein einziger einer vorſetzlichen Unwahrheit, einiges Betrugs oder andrer unerlaubten Künſte, der Inoculation Beyfall und Anſehn zu verſchaffen, überführt worden iſt. So verhält ſichs aber mit den Feinden und Beſtreitern der Inoculation nicht. Unter dieſen giebt es überwiesne Betrüger, welche, um die künſtlichen Blattern verhaßt zu machen,

chen, Todesfälle erdichteten, die ſich niemals zugetragen haben. Andre glauben dieſen Betrügern auf ihr Wort; ſie führen Facta an, die ſie ſelbſt nicht unterſuchen, ſondern auf bloßes Hören und Sagen annehmen; ſie widerlegen nicht die Berechnungen ihrer Widerſacher; ſie überführen die Verzeichniſſe derer, die durch die Inoculation beym Leben erhalten wurden, oder auch daran geſtorben ſeyn ſollen, keiner Unrichtigkeit; ſie beweiſen nicht, daß die Vertheidiger derſelben zu viel Exempel des glücklichen, zu wenig Exempel des unglücklichen Ausganges angeben. Es ſind bloße Muthmaßungen, wodurch ſie die Sache der künſtlichen Blattern verdächtig zu machen ſuchen; und zugleich ſind ſie ſo unbillig, daß ſie alles, was auch noch ſo ungewiß und zweifelhaft iſt, zum Vortheile ihrer eignen Meinung gebrauchen. Einige ſcheuen ſich nicht einmal, Dinge, die ſchon in vielen Schriften der Falſchheit und Erdichtung unwiderſprechlich überführt worden ſind, als unläugbar und nie beſtritten zu wiederholen, und mit neuen Erdichtungen zu vermehren;

es mögen nun dieſe von ihnen ſelbſt herrühren, oder ſie mögen dieſelben zu leicht geglaubt und ohne einige Unterſuchung für unzweifelhafte Wahrheiten gehalten haben. Können ſie nicht weiter, ſo ſchelten und verketzern ſie. Zum Beweiſe nenne ich nur den Grafen Roncalli, einen italieniſchen Arzt, welcher in einer beynahe durch ganz Europa umhergeſchickten Abhandlung wider die künſtlichen Blattern vorgegeben hat, daß die Inoculation in den preußiſchen Ländern unter ſchwerer Strafe öffentlich verboten worden ſey. Man hat ſich nach der Wahrheit des Vorgebens erkundigt, und es iſt ſo falſch, daß vielmehr dieſes heilſame Mittel auch in dieſen Ländern nicht allein von den Aerzten angerathen, ſondern auch von einigen ſchon mit einem glücklichen Erfolge gebraucht wird. Ich berufe mich theils auf die Briefe des Herrn Formey über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften, theils auf ein beſondres Schreiben aus Berlin. In dieſem wird ausdrücklich verſichert: Der Graf Roncalli betrügt ſich, wenn er ſich in ſeiner Abhandlung zu behaupten unterſteht, daß der König von Preußen auf Anrathen ſeiner Aerzte die Inoculation unter ſchwerer Strafe in ſeinen Landen verboten habe. Nach einer genauen Erkundigung kann ich verſichern, daß niemals ein ſolches Verbot da geweſen iſt; daß vielmehr die hieſigen Aerzte, der verſtorbne Herr Lieberkühn, Herr Eller, Herr Muzelius, Herr Meckely ſehr viele glücklich inoculirt haben, und Herr Pelloutier, der Arzt der franzöſiſchen Colonie eine Erlaubniß vom Miniſterio hat, ſich dieſer Methode bey der Colonie zu bedienen. Ich habe dieſes aus ſeinem eignen Munde. Er erwartet nur eine ruhigere Zeit, um den Anfang mit der Inoculation zu machen, und wenn er glücklich iſt, woran er nicht zweifelt, ſo wird er allen Kindern des Waiſenhauſes die künſtlichen Blattern geben.

„Was die natürlichen Blattern betrifft, ſo ſind folgende, bey dieſer Betrachtung beſonders wichtige Wahrheiten, theils durch die gemeine Erfahrung, theils durch ſorgfältige und genaue Berechnungen aus den Todtenregiſtern, theils durch die eignen Erfahrungen der meiſten, berühmteſten und größten Aerzte, und ſelbſt nach dem Eingeſtändniſſe derer, welche wider die künſtlichen Blattern ſtreiten, entweder ganz unläugbar und unwiderſprechlich, oder doch nur ſehr wenigen und äuſſerſt ſeltnen Ausnahmen unterworfen.

Von hundert Menſchen pflegen gemeiniglich nur fünf, oder höchſtens ſieben alt zu werden, ohne an den Blattern krank zu werden. Welch eine geringe Wahrſcheinlichkeit für einen jeden, daß er unter Hunderten zu den fünf Glücklichen gehöre, welche dieſer ſchrecklichen Krankheit entgehen!

Die natürlichen Blattern ſind, gemeiniglich für den, der ſie nicht in den Jahren der Kindheit ausſteht, tödtlich.

Die natürlichen Blattern tödten, wie Jurins Todtenverzeichniſſe beweiſen, ungefähr den vierzehnten Theil des menſchlichen Geſchlechts, gemeiniglich von ſieben und dreyßigen ſechſe, es geſchehe nun ſolches wegen

gen ihrer eignen Tödtlichkeit, oder aus Mangel der gehörigen Pflege, Diät und Cur, oder durch den Irrthum der Aerzte, oder weil ſie einen unbereiteten und ſchon von andern Krankheiten angegriffenen Körper überfallen.

Die natürlichen Blattern laſſen, wenn ſie auch nicht tödten, doch nicht ſelten die gefährlichſten Krankheiten zurück; viele werden blind, engbrüſtig, ſchwindſüchtig und wenigſtens in einem hohen Grade verunſtaltet.

Die beſcheidenſten Aerzte bekennen, und das ſind unſtreitig die zuverläßigſten und größten, daß ſich die natürlichen Blattern nicht durch ſo gewiſſe und unterſcheidende Merkmale ankündigen, daß ſie nicht mit den Merkmalen andrer Krankheiten verwechſelt werden könnten. Geſchieht eine ſolche Verwechſelung, ſo können die Blattern tödtlich werden, wenn ſie es auch ſonſt nicht geweſen wären.

Die meiſten und berühmteſten Aerzte aller Zeiten behaupten, daß der Menſch die Blattern nur einmal habe; daß alſo die Exempel des Gegentheils, entweder unvermeidlich; oder doch ſo auſſerordentlich ſelten ſind, daß ſie kaum den Namen der Ausnahmen verdienen.

Was die künſtlichen Blattern betrifft: So ſind folgende Wahrheiten durch Erfahrung und Berechnung, und ſelbſt durch das Geſtändniß derer, die die Inoculation beſtreiten, unwiderſprechlich.

Als die Inoculation zuerſt unter den Europäern in Engelland und America verſucht wurde, ohne daß man noch die Regeln der Vorbereitung und Vorſicht beobachtete, welche ſeitdem die Erfahrung gelehrt, und der Erfolg beglückt hat, ſo ſtarben von hundert Inoculirten Zween. In der Folge ſtarb von dreyhunderten, in den neuern Zeiten aber von ſiebenhunderten bis zweytauſenden nur Einer, und in Genf, zu Lauſanne, und an meiſten Orten in Deutſchland, wo dieſe Methode verſucht worden iſt, giebt es kein gewiſſes Exempel von einem, der wirklich an den künſtlichen Blattern geſtorben wäre. Hierbey muß bemerkt werden, daß die

Schuld des Todes bey denen, die während der Inoculation oder gleich nach derſelben geſtorben ſind, nicht einmal ihr allezeit beyzumeſſen ſey. Zuweilen iſt von den Aerzten in der Wahl der Inoculirten ein Verſehen begangen worden, das vermieden werden konnte; zuweilen haben ſich einige Perſonen wider den ausdrücklichen Rath derſelben dieſes Mittels bedient, das, zur Unzeit gebraucht, nicht glücken konnte; zuweilen haben ſich mit den künſtlichen Blattern andre Krankheiten und Zufälle vereinigt, die menſchlicher Weiſe nicht vermuthet oder befürchtet werden durften. Ueberdieß erfodert die Billigkeit, daß man der Inoculation nicht aufbürde, was eine Folge von der Möglichkeit und Beſorglichkeit des Todes zu allen Zeiten ſeyn kann. Aus den Todtenliſten erhellt, daß in großen Städten von dreyhundert und zwanzig Menſchen einer auf vierzig Tage gerechnet werden könne. Iſt dieſes gewiß: Wer kann denn bey der ſtärkſten Geſundheit die Verſicherung haben, daß er ſechs Wochen auſſer aller Gefahr des Todes ſey?

Die künſtlichen Blattern haben den Vorzug vor den natürlichen, daß ſie, wenig Fälle ausgenommen, gelinder und faſt durchgängig mit keinen gefährlichen Zufällen verknüpft ſind; beſonders iſt das zweyte Fieber, das ſo oft tödtlich iſt, auſſerordentlich ſchwach; auch hat mit keinem erwiesnen Exempel dargethan werden können, daß ſie mit andern Krankheiten anſtecken.

Die Inoculation giebt niemanden die Blattern, wenn er ſie ſchon gehabt hat, oder wenn er ſie nicht gehabt haben würde.

Die künſtlichen Blattern laſſen keine ſo gefährlichen Zufälle zurück, als die natürlichen. Sie verunſtalten nicht ſo ſehr als dieſe, und die Erhaltung der Augen und der Schönheit ſind ſehr gewöhnliche Vortheile derſelben.

Wer die Blattern durch die Einpfropfung ausgeſtanden hat, der iſt der Gefahr, aufs neue damit angeſteckt zu werden, ſo wenig unterworfen, als man die natürlichen zum zweytenmale zu fürchten hat.

Man hat bey der Inoculation Vortheile wider die Gefahren, die bey allen Blattern beſorgt werden müſſen; Vortheile, die man bey den natürlichen nicht in ſeiner Gewalt hat, noch haben kann. Man kann ſich die künſtlichen Blattern geben laſſen, wenn es keine bösartigen giebt; wenn der Körper keinen andern Krankheiten unterworfen iſt; wenn die Cur von der Jahrszeit begünſtigt wird. Man wird darauf vorbereitet; man wird von den Unreinigkeiten befreyt, welche die natürlichen gefährlicher und tödtlicher machen, als ſie an ſich ſelbſt ſind; der Arzt weis auch mit Gewisheit, was er für eine Krankheit zu beſtreiten hat. Das Gift wird durch die geringen Einſchnitte in die Haut zuerſt in die vom Gehirne am weiteſten entfernten Theile gebracht, und wahrſcheinlicher Weiſe eben dadurch getheilt und geſchwächt. Ein großer Theil deſſelben wird auch durch die Wunden der Einſchnitte ausgeführt, welches ſonſt die Anzahl der Blattern vermehrt, zuſammenfließende verurſacht, oder das Gift genöthigt haben könnte, ſich auch auf die edlern innerlichen Theile zu werfen. Wie viel Sicherheit bey allen dieſen Vortheilen!

Wenn man nun dieſes, was von den künſtlichen Blattern durch viele tauſend Exempel erwieſen iſt, und noch immer mehr beſtätigt wird, mit dem vergleicht, was jedermann von den natürlichen zugeſtehen muß: So iſt offenbar, daß von jenem für das menſchliche Leben unendlich weniger zu fürchten ſey, als von dieſen, auch wenn man folgende Einwendungen als völlig erwieſen einräumen wollte, einmal, daß die Inoculation nicht ſo viele vom Tode erretten könne, als man aus Hochachtung gegen ſie glauben möchte, entweder weil viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben, ehe ſie die Jahre erreichen, da ſie ſicher und mit einer im hohen Grade wahrſcheinlichen Hoffnung des glücklichen Ausganges inoculirt werden können, oder weil auch bey einigen ihrer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, oder andrer Krankheiten wegen der Gebrauch dieſes Mittels unmöglich wird; zweytens, daß an den natürlichen Blattern weniger

Kinder der Reichern und Vornehmern ſterben, als der Armen, weil jene mehr Pflege und zugleich die Vorſorge verſtändiger Aerzte mehr genieſſen können, als dieſe. Denn daraus folget weiter nichts, als daß die Reichen zur Inoculation einen Grund weniger haben, als die Armen; weiter nichts, als daß ſie für dieſe eine gröſſre Wohlthat als für jene ſey.

Die Einwendungen, die der Herr von Haen, als Arzt, in der neueſten Schrift wider die Inoculation gemacht hat, ſind, nach meiner Einſicht, ſo beſchaffen, daß man zur Beantwortung derſelben nicht einmal ein Medicus zu ſeyn braucht. Erſtlich führt er, theils aus den vorigen Jahrhunderten, theils aus den neuern Zeiten acht und zwanzig Aerzte an, welche bezeugen, daß es Menſchen giebt, welche die Blattern in ihrem Leben niemals haben. Was nützet dieſer Beweis, wenn der Inoculiſt den Satz zugeſteht, und die Erfahrung anführt, daß weil die Inoculation nicht allen die Blattern giebt, diejenigen, welche dadurch nicht angeſteckt wer-

den,

den, höchſt wahrſcheinlicher Weiſe unter der Zahl derer ſeyn müſſen, welche von denſelben befreyt bleiben? Und iſt nicht dieß ein Satz, der ſchon dadurch den höchſten Grad der Glaubwürdigkeit erhält, daß man Exempel hat, wo mehr als einmal wiederholte Inoculationen keine Blattern hervorgebracht haben? Allein er erhält eine neue Stärke durch folgende Erfahrung. Man hat beobachtet, daß immer von Hunderten fünfe von den natürlichen Blattern frey bleiben. Eben dieſes iſt bey den Inoculirten in Engelland auch beobachtet worden. Kann man nicht mit dem größten Rechte daraus ſchließen, daß man die mögliche Sicherheit, von dieſer Krankheit befreyt zu bleiben, durch die Inoculation nicht verliere?

Weiter will der Herr von Haen durch die angeführten Schriftſteller beweiſen, daß es Exempel von Menſchen gebe, welche die natürlichen Blattern mehr als einmal gehabt haben. Doch wie viel kann man dieſen Zeugniſſen nicht entgegen ſetzen! Die Anzahl der Aerzte, welche verſichern, daß die wirklichen Blattern nicht wiederkommen, iſt unendlich gröſſer, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe des Herrn von Haen. Unter dieſen, die er anführt, verdienen einige keinen, oder wenig Glauben, wie Amatus Luſitanus. Die meiſten andern führen entweder keine eignen Erfahrungen an, oder haben bey den ſeltnen Exempeln, worauf ſie ſich berufen, die erſten natürlichen Blattern nicht ſelbſt geſehn noch unterſucht. Sie gründen ſich nur auf die Ausſage der Kranken, oder auf die Narben, welche von den unächten Blattern ſo gut, als von den wahren verurſacht werden können. Bey andern haben ſie die in kurzer Zeit auf einander folgenden Ausbrüche Einer Krankheit für neue und ganz verſchiedne Anfälle derſelben gehalten, und bleibt noch ein Exempel übrig, wie möglich iſt da nicht der Irrthum des Arztes? Der Herr von Haen kann aus ſeiner eignen vieljährigen Erfahrung nur Einen anführen, der die natürlichen Blattern zweymal gehabt haben ſoll. Allein er hat, welches merkwürdig iſt, die erſten nicht geſehen; ſondern ſchließt ihr Daſeyn nur aus den zurückgebliebnen Nar-

ben

ben derſelben. Da dieſe nun Folgen unächter Blattern ſeyn können: So beweiſt auch ſeine Erfahrung nichts. Bekämen nach ſeinem Vorgeben viele die Blattern zweymal: Wie wäre es denn möglich, daß den größten und meiſten Aerzten keine Exempel davon bekannt geworden wären? Wenn man unterdeß alles einräumen wollte: Was würde aus ſolchem Beweiſe folgen? Es wären allezeit ungemein ſeltne Fälle. Folglich könnte zum Nachtheile der Inoculation weiter nichts daraus geſchloſſen werden, als daß ſie dem Menſchen wider dieſe Krankheit keine größre Sicherheit gewähre, als diejenige, worinnen der iſt, welcher die viel furchtbarere Gefahr der natürlichen Blattern überſtanden hat?

Ferner beruft ſich der Herr von Haen auf etliche Exempel von Inoculirten, welche in der Folge der Zeit noch von den natürlichen Blattern befallen und an denſelben geſtorben ſeyn ſollen; er muß aber ſelbſt geſtehen, daß eben dieſe Exempel großen Zweifeln und Einwendungen unterworfen ſind.

Sie ſind aus dem Herrn Cantwell genommen, und dieſer iſt ſo oft der Erdichtung derſelben überführt worden, daß er niemals Glauben verdienen muß. Zum wenigſten darf ein ſolcher Autor nicht zum Beweiſe gebraucht werden. Wenn aber auch ſein Vorgeben als erwieſen zugeſtanden würde: So folgte doch weiter nichts daraus, als daß bey den allgemeinſten Regeln und Erfahrungen irgend eine ſeltne Ausnahme ſtatt finde. Darf man aber aus ſolchen ſeltnen Ausnahmen wider den Gebrauch eines heilſamen Mittels ſchließen? Wird dieſes einmal erlaubt: Wie viele unſtreitig heilſame Mittel werden nicht durch ſolche Schlüſſe unterſagt werden!

Ueberdieß braucht der Herr von Haen einige Regeln der Klugheit und Vorſicht, deren Beobachtung zum ſichern Erfolge der Inoculation angerathen worden iſt, zu Einwendungen wider ſie. Es iſt rathſam, ſagen die Inoculiſten, die künſtlichen Blattern zu erwecken, wenn keine andre anſteckenden Krankheiten, oder keine bösartigen Blattern das Leben der Menſchen in Gefahr ſetzen. Daraus ſchließt ihr Widerſacher, daß man dieſe Methode gar nicht brauchen dürfe, weil er beweiſen zu können glaubt, daß die Zeiten, wo es keine epidemiſchen Krankheiten giebt, ſehr ſelten ſind, und er hätte doch weiter nichts daraus ſchließen ſollen, als daß man der beſtrittnen Regel nur ſelten folgen könne; daß man alſo mit einem mindren Grade Sicherheit zufrieden ſeyn müſſe, weil der höhere ſelten vorkömmt.

Endlich führt der Herr von Haen an, daß er ſowohl, als andre Aerzte viele glückliche Curen der natürlichen Blattern gethan habe; daß auch viele, die an denſelben ſterben, dem Tode entgehen würden, wenn ſie ſich erfahrnen Aerzten anvertrauen, und einer beſſern Pflege und Aufſicht genießen könnten, als beſonders der große Hauſe thun kann. Allein was folgt daraus? Wenn nur der vierzehnte Theil der Menſchen an den Blattern ſtirbt, und alle, bis auf eine geringe Anzahl dieſe Krankheit überſtehen müſſen: So kann freylich ein Arzt viele glückliche Blattercuren thun. Daß viele von den Armen an den natürlichen Blattern aus Mangel der Pflege und medicinischen Hülfe ſterben, dieſes gereicht der Inoculation zum beſondern Vortheile, weil die Freunde der menſchlichen Wohlfarth ſie vorzüglich unter der Menge der Gemeinen und Armen gern eingeführt ſähen. Ich bin hier nicht ausführlicher, weil der Moraliſt eine genauere umſtändlichere und gründlichere Beantwortung billig der Erfahrung und Einſicht der Aerzte überläßt. Ich konnte aber auch nicht unterlaſſen, das Wichtigſte anzuführen, was die phyſikaliſchen Vortheile der Inoculation und die Einwendungen wider ſie betrifft, weil die Moralität derſelben vornemlich aus ihrer erweislichen Nützlichkeit oder Gefährlichkeit entſchieden werden muß.

Ich will nicht läugnen, daß man in dieſer wichtigen Sache noch immer mehr Licht wünſchen könne. Vielleicht ſehen die Meiſten im Mittage beſſer, als an einem noch ſo hellen Morgen. So viel iſt unterdeß aus dem, was man ſchon von den gewöhnlichen Wirkungen der natürlichen Blattern und von den Schickſalen der Inoculation weis, vollkommen gewiß, daß die Gefahr für das menſchliche Leben bey den natürlichen in einem hohen Grade mannichfaltiger, gewiſſer und gröſſer, als bey den künſtlichen Blattern ſey. Es iſt möglich, die Blattern niemals zu haben. Wie geringe iſt aber nicht dieſe Möglichkeit gegen die Möglichkeit, von denſelben angegriffen zu werden? Man kann hoffen, nicht an den natürlichen zu ſterben; allein es iſt unendlich mehr Hoffnung da, ſich durch die künſtlichen von der groſſen Gefahr und gewöhnlichen Tödtlichkeit der natürlichen zu befreyen. Nun kömmt es darauf an, was Moral und Religion auf die Fragen antworten: *Darf der Menſch unter den Gefahren, die für ſein Leben möglich ſind, die geringere der gröſſern, die ungewiſſere der gewiſſern vorziehen? Darf er ſich in jene begeben, weil er viel dabey hoffen darf; weil er viele ſichre Mittel wider ſie in ſeiner Gewalt hat, um ſich vor einer Gefahr in Sicher-*

heit zu ſetzen, bey welcher er ſich nur mit einer ſchwachen Hoffnung der Errettung ſchmeicheln kann, auch nicht ſo vieler Mittel wider ſie mächtig iſt? Sündigt er, wenn ers thut, oder iſt es ihm erlaubt? Kann man alſo die Inoculation ohne Verſündigung billigen, und muß man ſie anrathen, und befördern, oder nicht?

Hundert und 17tes Stück.

Wenn an der Inoculation von den vielen Tauſenden, die ſie ausgeſtanden haben, niemand geſtorben; wenn es zugleich unwiderſprechlich bewieſen wäre, daß alle Menſchen ohne Ausnahme durch ſie in die vollkommenſte Sicherheit vor einem neuen Anfalle der Blattern geſetzt würden: So wäre ſie nicht allein erlaubt; ſie wäre unwiderſprechlich eine Pflicht; ſie zu unterlaſſen, wäre eine Verſündigung wider ſich ſelbſt, wider das allgemeine Beſte, wider

Gott. Nun kann man fragen, was man thun dürfe, da bey den künſtlichen Blattern einige, obgleich eine höchſt geringe Möglichkeit des Todes iſt?

Ob Handlungen ſündlich oder unſündlich, erlaubt, oder verboten ſind, dieſes muß aus unſern durch göttliche und obrigkeitliche Geſetze beſtimmten Pflichten gegen uns ſelbſt, gegen andre, gegen das allgemeine Beſte, und gegen Gott entweder unmittelbar, oder durch richtige Folgerungen aus denſelben entſchieden werden. Göttliche und obrigkeitliche Geſetze giebt es nicht, welche die Inoculation als eine ſündliche und unerlaubte Handlung verdammen; alſo muß die Entſcheidung für ſie oder wider ſie aus den allgemeinen unſtreitig darinnen gegründeten Wahrheiten genommen werden. Dieſes muß jeder Feind der künſtlichen Blattern eingeſtehen.

Der Menſch hat Pflichten gegen ſich ſelbſt; er darf ſein Leben und ſeine Geſundheit in keine Gefahr ſetzen; er muß es zu erhalten ſuchen: Dieß iſt ſeine Schuldigkeit. Niemand zweifelt an dieſer Wahrheit. Aber iſt ſie in einem uneingeſchränkten Verſtande, oder iſt ſie nur unter gewiſſen Beſtimmungen wahr? Das letzte iſt unläugbar; eben ſo gewiß, als dieß, daß der Menſch durch den Gebrauch aller von Gott unverbothen Mittel ſeine Geſundheit und ſein Leben vor groſſen, gewiſſen, und, höchſtwahrſcheinlicher Weiſe unausbleiblichen Gefahren in Sicherheit ſetzen dürfe. Dürfen wir unſer Leben in keinem einzigen Falle, unter keiner Bedingung und Abſicht, einiger Gefahr ausſetzen; müßten wir daſſelbe nach dieſer Regel, als unſer höchſtes irrdiſches Gut betrachten; So würde es Sünde ſeyn, Lebensarten und Geſchäffte zu erwählen, ſo nützlich ſie auch und ſo unentbehrlich ſie dem allgemeinen Beſten und unſrer eignen Wohlfarth ſeyn möchten, ſobald ſie mit einiger Möglichkeit des Todes durch ſie verbunden ſind. Die Aeltern, und ſelbſt die Obrigkeiten würden keine Gewalt haben, uns zu denſelben zu verbinden. Kein Frauenzimmer dürfte heyrathen; niemand dürfte ſich auf die See wagen;

gen; niemand dürfte in Kriegsdienſte treten; niemand dürfte ſich in einige Gefahr begeben, um andre daraus zu erretten. Um nun aus unſern Pflichten gegen unſre Geſundheit und unſer Leben zu beſtimmen, ob die Inoculation erlaubt oder ſündlich ſey; So muß man nicht fragen: Iſt die Inoculation ſündlich, weil ſie nicht von aller möglichen Gefahr des Lebens befreyt iſt, ſondern die Frage muß alſo eingerichtet werden: Darf man bey der unläugbaren groſſen Gefahr, worein das menſchliche Leben durch die natürlichen Blattern geſetzt iſt, ſich in die äuſſerſt geringe Gefahr der Inoculation begeben, in der Abſicht, ſolches vor jener zu bewahren? Und darf man dieſes, weil man eben dadurch für ſein Leben und die Erhaltung und Verlängerung ſeiner Geſundheit ſorgen will? An der ſittlichen Güte und Rechtmäßigkeit dieſer Abſicht kann niemand zweifeln, weil eben darinnen unſre Verbindlichkeit gegen unſer Leben beſteht. Folglich iſt es eben ſo viel, als ob man fragte: Darf man ſich einer gröſſern und gewiſſern Gefahr des Todes dadurch entziehen, daß man ſich ohne Beleidigung höherer und andrer Pflichten einer viel geringern und ungewiſſern bloß ſtellt? Niemand darf zweifeln, daß dieſes erlaubt ſey, und damit dieſes unſtreitiger erhelle; So darf man nur den Fall einer Krankheit ſetzen, worinnen es möglich, obgleich ſehr ungewiß iſt, von ihr befreyt zu werden, wenn man derſelben ihren gewöhnlichen Lauf läßt; worinnen man aber durch den Gebrauch eines Mittels leichter gerettet werden kann, deſſen glücklicher Ausgang zwar einigermaßen, aber doch nicht in einem ſo hohen Grade ungewiß iſt, als der glückliche Ausgang der Gefahr, wofern es nicht gebraucht wird. Nun ſind alle Menſchen in einer unläugbar großen Gefahr, die natürlichen Blattern zu bekommen und daran zu ſterben, wie geſund ſie auch itzt ſeyn mögen. Auch kann niemand ſagen, wie ſehr entfernt dieſe Gefahr ſey, weil ſich die Merkmale derſelben itzt nicht zeigen. Dieſer Gefahr kann der Menſch durch die Wahl einer viel geringern Gefahr bey der Inoculation ausweichen, wenn er nur ein dazu tüchtiges Subject iſt, wovon die Entſcheidung ſeinem Arzte überlaſſen wird! Warum ſollte er dem durch die Wahl der geringern Gefahr nicht für ſein Leben ſorgen dürfen, da er ſie als ein Mittel zum glücklichen Ausgange dieſer Sorge wählt? Alles, was man mit einigen Schein einwenden kann, iſt dieſes: In die Gefahr, von den natürlichen Blattern befallen zu werden, und an denſelben zu ſterben, bin ich durch den Lauf der Natur von Gott geſetzt; in die Gefahr, an den künſtlichen zu ſterben, ſetze ich mich ſelbſt, wenn ſie gleich unendlich geringer iſt, als jene. Hier werde ich an dem Verluſte meines Lebens ſchuld, wenn derſelbe erfolgt; bey den natürlichen Blattern nicht. Man iſt unſchuldig, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die man ſich nicht giebt: Iſt man eben ſo unſchuldig, wenn man an einer ſtirbt, die man ſich ſelbſt gegeben hat? Der Einwurf kann verblenden; allein das Verblendende verſchwindet bey einer genauen Unterſuchung. In die Gefahr, an den natürlichen Blattern zu ſterben, iſt der Menſch von

Gott geſetzt: Das iſt in gewiſſer Abſicht wahr, in ſo fern nämlich ſie nun durch den Lauf der Natur über das menſchliche Geſchlecht verhängt iſt, in gewiſſer Abſicht aber falſch, wofern der Menſch in dieſer Gefahr bleiben will, ungeachtet er ſich aus derſelben retten, oder ſie vermindern kann. Kann er beydes durch die Inoculation: So muß wenigſtens dieß eingeſtanden werden, daß ihr Gebrauch nicht ſündlich bey denen ſey, welche ſich aus der Erfahrung überzeugen, daß ſie die Schuld ſich zuſchreiben müſſen, wenn ſie von den ſo ſehr tödtlichen natürlichen Blattern überfallen und davon hingeriſſen werden, weil ſie ihnen durch die im höchſten Grade ſichere und heilſame Inoculation zuvorkommen können. Wüßte man von einer andern Krankheit vorher, daß ſie uns bevorſtünde, und aller Wahrſcheinlichkeit nach tödtlich ſeyn würde; wüßte man zugleich nur mit gleicher Wahrſcheinlichkeit, daß wir derſelben entgehen könnten, wenn wir ein nicht von aller möglichen Gefahr befreytes Mittel gebrauchen wollten: Könnten wir wohl ſagen, daß wir uns, bey dem unterlaßnen Gebrauche deſſelben, die höchſtwahrſcheinlich tödtliche Krankheit nicht gegeben hätten? Durch wen iſt eine Gefahr gröſſer, oder geringer, als durch Gott, der den Lauf der Natur ſo anordnet und einrichtet, daß eben eine gröſſer, die andre geringer, und immer eine ein Mittel wider die andre iſt? Wie kann alſo derjenige ſündigen, der eine geringere, wenn ſie ein Mittel iſt, einer gröſſern auszuweichen und zuvorzukommen, als einen Wink der göttlichen Vorſehung, oder wenigſtens als eine Erlaubniß derſelben betrachtet, dieſer zu entgehen? Die Regel: Niemand darf Böſes thun, daß Gutes heraus komme, kann hier zur Entſcheidung nicht gebraucht werden; denn das Böſe, wovon ſie redet, ſind erwieſene und wirkliche Uebertretungen göttlicher Geſetze. Hier aber wird erſt gefragt: Ob die Inoculation der Sündlichkeit überführt werden könne? Da nun das Gegentheil aus dem, was ich geſagt habe, unläugbar iſt: So würde die Anwendung dieſer Regel zur Entſcheidung ohne eine vorhergehende gründliche Widerlegung des Behaupteten ein unverantwortlicher Misbrauch ſeyn.

Erhellet aus allen dieſen Betrachtungen, daß derjenige, welcher ſich durch die Hülfe der künſtlichen Blattern den mannichfaltigen und großen Gefahren der natürlichen zu entziehen ſucht, nicht wider die Pflichten ſündige, die er ſich ſelbſt ſchuldig iſt: So ſündiget er gewiß noch weniger wider die Pflichten gegen andre, und gegen das allgemeine Beſte, weil beſonders dieſes, durch die unſtreitige Erhaltung vieler Menſchen durch ſie in einem hohen Grade befördert wird. Die Glückſeeligkeit andrer Menſchen iſt unläugbar eben ſowohl ein weſentlicher Endzweck unſrer Bemühungen und Handlungen, als unſre eigne. Die höchſte mögliche Sicherheit unſers Lebens gehört unter die nothwendigen Mittel zu dieſem Endzwecke. Wird nun dieſe in dem Grade vermehrt, in welchem eine ſehr große Gewißheit des Todes vermindert wird, und dieſes geſchieht, nach den häufigſten unſtreitigſten Erfahrungen, durch die Inoculation ſo ſehr, daß die

Gefahr, an den natürlichen Blattern zu ſterben, durch ſie beynahe völlig gehoben wird, indem diejenige, die bey derſelben übrig bleibt, faſt für keine gerechnet werden kann: So haben wir ein herrliches Mittel mehr, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern. Sie iſt überdieß ein Mittel, deſſen Nutzen in der göttlichen wohlthätigen Vorſehung und Regierung des Laufes der Natur gegründet iſt, weil wir Gott eine ſolche Einrichtung unſers Körpers zu danken haben, vermittelſt welcher die künſtlichen Blattern mit beynahe gar keiner Gefahr verbunden ſind. Wie könnte alſo der Gebrauch eines ſolchen Mittels ſündlich gegen andre und eine Beleidigung unſrer Pflichten gegen das allgemeine Beſte ſeyn? Die Art, wie es gebraucht wird, kann ſündlich werden; allein der regelmäßige Gebrauch kann es nicht ſeyn. Er iſt nicht allein erlaubt; er wird ſo gar eine tugendhafte und gottgefällige Handlung, wenn er theils mit Dankbarkeit gegen Gott für die Entdeckung eines ſo vortrefflichen Mittels, theils mit einem demüthigen Vertrauen zu ſeinem Beyſtande und Seegen, theils mit einer freudigen Ueberlaſſung und Ergebung in ſeinen Willen wegen des Ausganges, theils mit der Abſicht verknüpft iſt, ſein Leben für andre zu erhalten, ſolches mit größrer Sicherheit der Beförderung ihrer Glückſeligkeit widmen zu können, oder auch ſeine allzufurchtſamen Mitbürger durch ſein Beyſpiel zu einer nützlichen Nachfolge aufzumuntern. Heftige, unbillige, und vielleicht mehr unverſtändige, als unbillige Feinde der künſtlichen Blattern haben zwar ſowohl in Engelland, als hier, vorgegeben, daß ſie die Epidemie der natürlichen verurſachten, und deswegen ſoll ſie ſündlich ſeyn. Allein ungerechter kann kein Vorwurf ſeyn, als dieſer. Denn hat es wohl vor der Inoculation irgend ein Jahr gegeben, wo in großen Städten wenigſtens nicht einige die natürlichen Blattern bekommen hätten; zu geſchweigen, daß man das Anſtecken bey den künſtlichen verhindern kann, und bey dieſen nicht, weil ſie nicht vorher geſehen werden können?

Eben ſo leicht iſts zu beweiſen, daß die Inoculation in Anſehung unſrer Verhältniſſe gegen Gott unſündlich ſey. Wäre ſie ſündlich in Abſicht auf ihn: So müßte ſie die Pflichten beleidigen, die wir dem höchſten Weſen ſchuldig ſind. Man müßte beweiſen können, daß der Gebrauch derſelben die Liebe, die Ehrfurcht, die Dankbarkeit, und das Vertrauen gegen ihn, die Ergebung und Unterwerfung unter ſeinen Willen beleidige. Die Beobachtung dieſer weſentlichen Verpflichtungen gegen ihn kann freylich hier, wie bey dem Gebrauche aller andern göttlichen Wohlthaten, vernachläßiget werden. Man iſt freylich verbunden, bey der Inoculation als einem nützlichen und bewährten Mittel zur Erhaltung und Verlängerung unſers Lebens ſeine Weisheit und Güte zu bewundern, welche von Zeit zu Zeit den Menſchen ſichre und heilſame Mittel wider gegenwärtige oder immer bevorſtehende und unausbleibliche Gefahren des Lebens entdecken läßt. Man iſt auch verbunden, wenn man einmal von der Nützlichkeit der Inoculation überführt iſt, ſolche als eine

Wohlthat zu betrachten, ihm für dieſelbe zu danken, ſie nicht ohne Vertrauen zu ihm und ohne eine willige Ergebenheit in ſeine Regierung aller Dinge und folglich auch des glücklichen oder auch vielleicht unglücklichen Erfolges zu brauchen. Wer dieſe Schuldigkeiten vernachläßigt, ſündigt; aber nicht durch den Gebrauch der Inoculation, ſondern durch die Unterlaſſung der Pflichten, die er hier eben ſowohl als bey andern Handlungen beobachten ſollte. Gott hat uns geboten, unſer Leben und das Leben andrer Menſchen in keine muthwillige und gewiſſe Gefahr zu ſetzen. Dieſes Geſetz, nicht zu tödten, wird durch die Mittheilung künſtlicher Blattern ſo wenig beleidigt, daß man ſie vielmehr als ein Mittel zur Erfüllung deſſelben betrachten kann; denn ſie tödten nicht mehr, als andre Arzeneymittel oder Präſervative, deren Gebrauch in den meiſten Fällen und Umſtänden heilſam, zuweilen aber tödtlich, oft auch mit augenſcheinlicher, obgleich nicht ganz unfehlbarer Gefahr verknüpft und dennoch erlaubt iſt. Man thut dadurch auch keinen Eingriff in ſeine Herrſchaft über unſer Leben und in die Beſtimmung ſeines Zieles und Endes, weil er ungeachtet dieſer Herrſchaft und Beſtimmung nicht allein zugelaſſen, ſondern ſelbſt befohlen hat, alle in ſich unſchuldige und mit keinen andern Pflichten gewiß und offenbar ſtreitende Mittel zur Erhaltung und Verlängerung unſers Lebens zu gebrauchen, und ſolches vor gröſſern und gewiſſern Gefahren ſelbſt durch die Wahl geringerer und ungewiſſerer Gefahren in Sicherheit zu ſetzen. Man verſucht auch weder ſeine Güte noch ſeine Weisheit durch den Gebrauch der Inoculation. Denn was heißt der Ausdruck, Gott verſuchen? Man verſucht ihn, wenn man Handlungen unternimmt, in der Abſicht, ihn zu neuen und auſſerordentlichen Beweiſen ſeiner Vorſehung und ſeiner Wahrheiten zu bewegen; wenn man ſich in Gefahren begiebt, aus welchen man nicht ohne Wunder, nicht ohne eine unmittelbare Anwendung ſeiner Macht, durch die Unterbrechung des gewöhnlichen Laufes der Natur, errettet werden kann; oder wenn man freventlich ſeine Geſetze beleidigt, um zu erfahren, ob man nicht ungeahndet ſündigen könne. Es iſt unmöglich, Gott in einem andern Verſtande zu verſuchen. Iſt dieſes unſtreitig, ſo kann man denen, welche ſich durch die künſtlichen Blattern vor der Gefahr der natürlichen in Sicherheit ſetzen wollen, den Vorwurf nicht machen, daß ſie Gott verſuchen. Denn ſie verlangen keine neue Beweiſe ſeiner Vorſehung; ſie richten vielmehr ihr Verhalten nach denen ein, die er ſchon gegeben hat. Sie wagen ſich in keine Gefahr, woraus ſie durch Wunder befreyt werden müßten; denn die Inoculation iſt ſelbſt ein glückliches und von Gott geſegnetes Mittel wider die große Gefahr, die mit den natürlichen Blattern verknüpft iſt. Wie können ſie alſo beſchuldiget werden, Gott zu verſuchen?

Vielleicht ſagt man, es erhelle wohl aus dem, was ich geſagt habe, daß ein Menſch, der in den Jahren iſt, wo er ſelbſt von ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben kann, ſich inoculiren laſſen dürfe; aber alles dieſes beweiſe noch nicht, daß ein Vater berechtiget ſey, das bey ſeinen Kindern zu

thun,

thun, was ihm in Abſicht auf ſeine eigne Perſon erlaubt iſt. Ich antworte darauf, daß ein Vater berechtiget ſey, alles das zum Nutzen ſeiner Kinder zu thun, was ſie ſelbſt, nach aller Wahrſcheinlichkeit thun würden, wofern ſie des völligen und beſten Gebrauchs ihrer Vernunft ſo mächtig wären, als er. Ich beweiſe dieſes nicht; denn wer hat nöthig, Wahrheiten zu beweiſen, an denen in keinem andern Falle gezweifelt wird? —— —— Aber wenn nun einem Vater, der ſeine Kinder inoculiren läßt, eins ſterben ſollte; Womit könnte der ſich tröſten? —— —— Und ich frage, wenn ein Vater ſeine Kinder an den natürlichen Blattern verliert, da er ſie durch das bewährte Mittel der Inoculation retten konnte: Womit will ſich der tröſten? Nun es einmal erfunden iſt, kann niemand zu ſeinem Troſte ſagen: Gott hat den Tod der Kinder, die an den natürlichen Blattern ſterben, verhängt; denn eben ſeine Vorſehung und Regierung des natürlichen Laufs der Dinge iſt es, welcher wir die Entdeckung eines heilſamen Mittels wider dieſe Gefahr des Lebens zu danken haben. Ein Vater, der ein Kind an den künſtlichen Blattern verliert, hat weit mehr Gründe ſich zu tröſten, als der, dem es an den natürlichen ſtirbt, weil er mehr Gründe hat, die Jnoculation zu gebrauchen, als zu unterlaſſen.

Ein Vater, der ſich zum Gebrauche dieſes Mittels entſchließt, denkt: Jch habe nach dem, was mich die Erfahrung lehrt, beynahe keine Hoffnung, daß meine Kinder von den Blattern werden befreyt bleiben. Bekommen ſie die natürlichen: So iſt die Gefahr des Todes ſehr groß. Wenn ſie auch nicht an denſelben ſterben: So können ſie doch ſehr an ihrer Geſundheit leiden; ſie können auch ſehr dadurch verunſtaltet werden. Erwachſen ſie, ohne daß ſie ausbrechen; So iſt die Gefahr für ihr Leben, ihre Geſundheit, ihre Geſtalt und Schönheit, die unſtreitig auch eine göttliche Wohlthat iſt, um ſo viel gröſſer und furchtbarer, je älter ſie ſind. Sie können ausbrechen, wenn der Körper ſchon durch andre gegenwärtige Krankheiten geſchwächt, oder wenn er durch andre Umſtände untüchtig iſt, ſie zu überwinden; oder wenn ihnen kein Arzt zu Hülfe kommen kann; beſonders bey meinen Töchtern, wenn gewiſſe an ſich gefährliche Veränderungen der Natur zum erſtenmale bey ihnen erfolgen ſollen; wenn ſie ſchwanger ſind, oder wenn eine kurz vorher erfolgte Entbindung ihren Körper entkräftet hat; wenn es ihnen endlich auch in Abſicht auf die Liebe ihres Mannes nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, ob ſie durch die Blattern verunſtaltet werden, oder nicht. Wider ſo mannichfaltige, ſo bedenkliche und große Gefahren iſt die Inoculation ein bewährtes Mittel. Ich bin gewiß, daß ſie die künſtlichen Blattern nicht bekommen, wofern ſie von den natürlichen befreyt geblieben wären. Gott hat den Gebrauch der Inoculation faſt bey allen geſegnet, die ſich derſelben bedient haben. Sie befreyt ſie von allen den Gefahren, die bey den natürlichen Blattern möglich und gewöhnlich ſind, weil es ihnen da an keiner Pflege und Vorſorge fehlen kann; weil ſie auch dazu vorbereitet werden. Ich habe alle nur mögliche

Wahrſcheinlichkeit, daß ich ihr Leben dadurch verlängere, und ſowohl ihre Geſundheit, als ihre Geſtalt vor höchſtbeſorglichen Zufällen bewahre. Da nun Gott dieſes Mittel bey ſo vielen andern geſeegnet hat, ſo betrachte ich eben dieſen Seegen als eine Aufmunterung zum Gebrauche deſſelben, und entſchließe mich im Vertrauen auf ihn dazu. Ich überlaſſe, in Abſicht auf den Ausgang, meine Kinder ſeiner Vorſehung. Iſt er glücklich, wie er mich ſelbſt hoffen heißt, weil ſo viele ſchon von der Gefahr an den natürlichen Blattern zu ſterben dadurch befreyt worden ſind, ſo werde ich ihm für die Erhaltung derſelben, als für eine neue Wohlthat danken. Stimmt der Ausgang aber nicht mit meinen Wünſchen überein: So beruhigt mich meine väterliche Abſicht; ich that, was nach tauſend Erfahrungen ein ſichres Mittel zur Verlängerung ihres Lebens war, für welches ich alle nur mögliche Sorge zu tragen verbunden bin. Hat wohl derjenige, der die Inoculation unterläßt, eben ſo viel für die Unterlaſſung derſelben zu ſagen?

Sind dieſe Betrachtungen, wie ich glaube, gegründet: So muß der Gebrauch der Inoculation der Ueberlegung und Freyheit eines jeden überlaſſen werden, und man verſündigt ſich, nach meiner Einſicht, wenn man ſie, ohne es unwiderſprechlich beweiſen zu können, als unerlaubt widerräth, und das Gewiſſen ſeiner Nebenmenſchen ohne Grund beunruhigt. Geſetzt, ſie wäre für die Vornehmern und Reichern, welche ſich ſelbſt und ihren Kindern alle nöthige Pflege, Aufſicht und Hülfe der Aerzte verſchaffen können, keine ſo große Wohlthat, als ſie doch für das ganze menſchliche Geſchlecht zu ſeyn ſcheint; ſo iſt ſie es doch gewiß für den großen Haufen der Niedrigen und Armen, denen die Vortheile der Vornehmen und Reichen fehlen. Man weis, wie ſehr die Menge in ihren Entſchließungen von den Meinungen derer abhängt, denen ſie ihres Standes wegen, mehr Einſichten zutraut, als ſich. Wofern nun ſolche, die den Niedrigen den Ton geben könnten, wider die Inoculation ſprechen, ohne einmal zu wiſſen, was dieſelbe empfehlen kann; wofern ſie alles nacherzählen, was ihr zum Nachtheile gereicht, wenn es auch falſch und vielleicht ſchon oft widerlegt worden iſt; wofern ſie immer ſagen, was ſie ſelbſt nicht thun möchten, ohne einmal gehörig unterſucht zu haben, was ſie thun ſollten; wofern ſie dadurch die Menge irre, und von dem Gebrauche eines oft geſegneten Mittels abwendig machen, und es ſterben alsdann viele Kinder an den natürlichen Blattern, welche die Inoculation errettet haben würde, wofern ſie nicht durch ſie in ein übles Geſchrey gebracht worden wäre? Wie ſehr verſchulden ſie ſich nicht! Da ſie zugleich dadurch die wohlthätigen Abſichten und Anſtalten unſers liebenswürdigen Königes hintertreiben: Womit können ſie dieſes vor ihrem eignen Gewiſſen verantworten? Werden ſie nicht von dem Verluſte aller der Vortheile, die aus der ungehinderten Inoculation entſprungen ſeyn würden, Rechenſchaft zu geben haben? **Nun ſind ſeit ungefähr drey Monaten mehr als achthundert Menſchen von den natürlichen Blattern hingeriſſen** worden. Man nehme an, daß unter dieſen dreyhundert nicht hätten inoculirt, und folglich durch die Hülfe der künſtlichen Blattern nicht gerettet werden können; man nehme ferner an, daß wenn die übrigen fünfhundert inoculirt worden wären, zehn Perſonen ihr Leben nicht gerettet hätten, und das iſt doch das Höchſte, was man zugeſtehen kann; denn die neuern Erfahrungen beſtätigen, daß von fünfhunderten, von achthunderten, von funfzehnhunderten, von zweytauſenden nur ein Inoculirter ſtirbt: So würden in dieſem Jahre mehr als vierhundert und neunzig Menſchen bey dem Leben erhalten worden ſeyn. Wer beſitz ſo wenig Liebe gegen ſeine Nebenmenſchen, ſo wenig Liebe zu ſeinem Vaterlande, daß er die Erhaltung von mehr als vierhundert und neunzig Menſchen nicht für eine ſehr große Wohlthat der göttlichen Vorſehung halten ſollte? Dürfen wir daran zweifeln, daß uns die Güte Gottes dieſe Wohlthat eben ſowohl als andern Nationen erzeigt haben würde, da es in unſerm Vaterlande noch keine erweislichen Exempel giebt, daß einer an der Inoculation geſtorben ſey, ungeachtet diejenigen, die glücklich inoculirt worden ſind, beynahe eine Anzahl von Zweyhunderten ausmachen? Eine ſo groſſe Wohlthat wird dem menſchlichen Geſchlechte durch die Inoculation angeboten: Wollen wir durch unüberlegte Geſpräche wider ein ſo oft geſeegnetes Mittel, uns den Vorwurf zuziehen, derſelben unſer Vaterland beraubt zu haben? Wer die Inoculation anräth, weil er ſich durch ſorgfältige Unterſuchungen von der Gemeinnützigkeit derſelben überzeugt hat, der ſündigt nicht, weil er keine unerlaubte Handlung anpreiſet, zumal wenn er zugleich jedem den Rath giebt, ſelbſt zu unterſuchen, und alsdann ſich nach ſeiner beſten Einſicht und Ueberzeugung zu entſchlieſſen. Ein ſolcher kann ſich bey jedem Erfolge beruhigen; kann wohl aber der, der das Gegentheil anräth, eben ſo ruhig ſeyn?

Geiſtliche Lehrer haben zwar keine nähere Verbindlichkeit, als andre, ſich die Beförderung der irrdiſchen Wohlfahrt ihrer Nebenmenſchen beſonders angelegen ſeyn zu laſſen. Unterdeß haben ſie mehr Gelegenheit als andre, die Zuläßigkeit und Nützlichkeit der Inoculation unter den Geringen und Armen bekannt zu machen und anzupreiſen. Ein beſondrer Grund, welcher ſie dazu reizen und antreiben kann, iſt der, daß diejenigen, die wider ſie ſprechen, ſo viel von der Sündlichkeit derſelben reden, ohne einmal gehörig unterrichtet zu ſeyn, was eine Handlung ſündlich macht. Kein Gewiſſen darf beunruhigt werden, und wer iſt geſchickter, ſolches vor falſchen Beunruhigungen zu bewahren, als Lehrer, die ihres Amtes wegen wiſſen müſſen, was Gewiſſen und Religion erlauben oder verbieten?

Hundert und 18tes Stück.

Bey einem athenienſiſchen Gaſtmale, welches Xenophon ſeiner Beſchreibung werth geachtet hat, weil, nach ſeinem Urtheile, nicht allein die ernſthaften Handlungen, ſondern auch die Scherze groſſer und vortrefflicher Männer für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden verdienten, wurde, nach verſchiednen witzigen und muntern Unterredungen, die Frage aufgeworfen, worauf ſich wohl jeder von den Gäſten am meiſten einbildete. Die Abſicht, dem Geſpräche Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit zu geben; (denn die alten Griechen kamen zuſammen, mehr um mit einander zu ſprechen, als die Kunſt ihrer Köche zu bewundern;) vielleicht auch der verſchiedne Charakter der Anweſenden machte, daß die Antworten ſehr verſchieden ausfielen. Einer verſicherte, ſich am meiſten darauf einzubilden, daß er die Kunſt verſtünde, die Menſchen in viel kürzerer Zeit gerecht zu machen, als andre brauchten, ſie bloß von der Beſchaffenheit der Gerechtigkeit zu unterrichten; ein andrer darauf, daß er den Homer auswendig wüßte; ein andrer, daß er arm wäre; ein andrer, daß er mächtige Freunde hätte; und ein Luſtigmacher darauf, daß er jede Geſellſchaft zum Lachen bringen könnte. Endlich kam die Reihe an einen Lycon, der mit ſeinem Sohne Artolycus, einem ſehr rechtſchaffenen und eben deswegen ſehr geachteten und geliebten Jünglinge zugegen war. Worauf ich ſtolz bin, ſagte er? Als wenn ihr nicht wüßtet, daß ich mir auf dieſen meinen Sohn am meiſten einbilde. Der edle Jüngling erröthete über dieſes zärtliche Lob, und man kann ſich leicht die Antwort vorſtellen, die er auf dieſelbe Frage gab, als ſie an ihn gethan wurde. Worauf hätte er ſich mehr einbilden können, als auf einen Vater, der ihm eine ſolche Erziehung gegeben hatte, daß er von den rechtſchaffenſten und weiſeſten Athenienſern, und ſelbſt von einem Sokrates geliebt wurde?

Man wird nicht zweifeln, daß Lycon richtige und ſeine Begriffe von der Ehre gehabt habe. Auſſer derjenigen, die einem Vater perſönliche Verdienſte und Vollkommenheiten verſchaffen, giebt es keine, die ſchöner, glänzender, und dauerhafter wäre, als die frühe Tugend ſeiner Kinder. Er kann keinen unverdächtigern und glaubwürdigern Lobredner ſeiner eignen Klugheit und Rechtſchaffenheit haben, als die vernünftige und unverwerfliche Aufführung eines Sohnes in Jahren, wo es wegen des feurigen Blutes, das in ſeinen Adern wallt, wegen der Stärke der Sinnlichkeit, und wegen der Neuheit aller Gegenſtände, die der Einbildung und den Leidenſchaften ſchmeicheln, ſo leicht iſt, auf Abwege zu gerathen, und ſich in Ausſchweifungen einzulaſſen, welche eine allzuweitgetriebne Nachſicht gemeiniglich als Uebereilungen eines lebhaften und hitzigen Temperamentes vergiebt. Jeder Lobredner fremder Verdienſte beleidigt, oder ſchläfert ein: Aber wer kann den Adel und Glanz der Tugend in dem blühenden Geſichte, auf der heitern ſittſamen Stirn und in den unſchuldigen Sitten eines Jünglings ſehn, ohne davon eingenommen zu werden? Die Liebe kömmt der Hochachtung zuvor, und darum findet ſie einen freyern Eingang; man glaubt nur den edeln und liebenswürdigen Jüngling zu loben, und hat den Vater gelobt. Man rechnet ihm den Beſitz eines ſolches Sohnes als ein Glück an; die Sorgen aber, die er auf die Erziehung deſſelben gewendet hat, verſichern ihn, daß es ein verdientes Glück iſt.

Zärtliche Aeltern kennen kein empfindlicheres Unglück, als den Verluſt von Kindern, die ihrer Liebe würdig waren. Wie glücklich ſind ſie gleichwohl, wenn ſie ſich rühmen können, daß ſie nie von ihnen, als durch ihren Tod betrübt worden ſind! Durch die Hülfe dieſer Vorſtellung können ſie ſelbſt den Schmerz, ſie verloren zu haben, mit Gelaſſenheit ertragen und beſänftigen. Ich kenne keinen rührendern Beweis davon, als eben den Xenophon, den ich ſchon genannt habe. Er iſt mit einem öffentlichen Opfer beſchäfftigt, als er die

Nachricht erhält, daß ſein Sohn, Gryllus, in dem Treffen bey Mantineä geblieben iſt. Eine tiefverwundende Nachricht, da er einen Sohn verlor, der ihm ähnlich war! Der unglückliche Vater beſaß unterdeß Größe des Geiſtes genug, das Opfer nicht zu unterbrechen; er nahm nur den Kranz ab, den er bey dieſer feyerlichen Handlung tragen mußte. Auf die Frage, wie er gefallen wäre, vernahm er, daß ſein Sohn nicht geblieben ſeyn würde, wenn er weniger heldenmüthig für das Vaterland geſtritten hätte. So gleich ſetzte Xenophon den Kranz wieder auf, und betheuerte bey den Göttern, daß ihm die Tapferkeit ſeines Sohnes mehr Vergnügen, als ſein Tod Bekümmerniß verurſachte. Er hatte ihn für das Vaterland erzogen; zum Beſten des Vaterlandes war er gefallen: Welch eine Ehre für den Sohn; welch ein Ruhm für den Vater, und zugleich welch ein Troſt für ihn!

Es kann einen Vater das Unglück treffen, daß er ſich ſeiner Kinder ſchämen muß, ohne ihre Unordnungen und ſchändlichen Ausſchweifungen durch eine verderbte Erziehung verſchuldet zu haben. Ein ſolcher wird einigen Troſt in dem allgemeinen Mitleiden mit ſeinem bedauernswürdigen Schickſale finden. Aber womit wollen ſich Väter beruhigen, die ſich den Vorwurf machen müſſen, daß die Laſter ihrer Kinder Folgen ihrer Sorgloſigkeit in der Bildung ihrer Herzen zur Rechtſchaffenheit und Tugend ſind? Eine beſſere Unterweiſung, weniger Gelindigkeit und Nachſicht, eine heilſamere Strenge wider die erſten Fehler der Kindheit, eine frühzeitige Unterdrückung erwachender Leidenſchaften, eine klügere Wahl ihrer Lehrer und Aufſeher, mehr Sorgfalt, ſie vor verderbten Geſellſchaften und vor dem gefährlichen Eindrucke laſterhafter Beyſpiele zu bewahren, hätten ſie zum Stolze ihres Alters, ihrer Familie, und ihres Vaterlandes machen können: Welche kränkende Vorſtellungen für einen Vater, wenn er zumal die Beſſerung derſelben nicht mehr in ſeiner Gewalt hat? Ich kann mich deswegen nicht enthalten, alle Aeltern an die Lehre eines alten Moraliſten zu erinnern, deſſen Sittenſprüche, ihrer Weisheit wegen, einen Platz in dem vortrefflichſten Buche erhalten haben, an eine Lehre, deren Beobachtung den Ruhm ihrer Tugend in dem Ruhme ihrer Kinder erneuern und fortpflanzen wird: *Wer ſein Kind zeucht, das verdreußt ſeinen Feind, und erfreuet ſeine Freunde. Denn wenn ſein Vater ſtirbt, ſo iſts, als wäre er nicht geſtorben; denn er hat ſeines gleichen hinter ſich gelaſſen.*

Hundert und 19tes Stück.

Je gröſſer und ausgebreiteter die Einſichten eines edeldenkenden Mannes ſind, der über die allgemeine Wohlfarth ſeines Vaterlandes ſich ſo ſehr, als über ſeine eigne freuen kann, deſto lebhafter muß auch ſeine Bekümmerniß ſeyn, wenn er ſieht, daß der Fortgang der Fabriken, der Manufacturen, und aller Arten mechaniſcher Künſte durch Hinderniſſe aufgehalten wird, deren Urſachen weniger phyſicaliſch und politiſch, als moraliſch ſind. Denn dieſe könnten leicht gehoben werden, wenn nur diejenigen, die Eine bürgerliche Geſellſchaft mit einander ausmachen, in ihren Geſinnungen und Handlungen weiſer und patriotiſcher ſeyn wollten, da hingegen die Schwierigkeiten der erſten Art oft gar nicht, oft in einer langen Zeit nicht überwunden werden können. Woran bey uns der Fehler liege, daß wir in den Manufacturen und Künſten, mit andern fleißigen und geſchäfftigen Nationen verglichen, noch immer zurück bleiben, das kann nicht ſchwer zu entſcheiden fallen. Phyſikaliſch können die Urſachen nicht ſeyn; denn wie geſeegnet auch andre Länder vor dem unſrigen ſeyn mögen; ſo hat doch die Vorſehung dieſe Reiche zu den nützlichern Manufacturen faſt mit allen nöthigen rohen Materien verſehen; ſie erfordern bloß Fleiß und eine geſchickte und meiſterhafte Bearbeitung. Was uns aber fehlt, können wir uns eben ſowohl, als andre Völker, durch die Handlung und Schiffahrt verſchaffen. Politiſch ſind die

Hinderniſſe der Fabriken auch nicht; denn wo iſt itzt in Europa eine monarchiſche Regierung, die ſichs mehr angelegen ſeyn läßt, ſie in einen blühenden Zuſtand zu ſetzen, als die unſrige? Jeder Anfang iſt freylich ſchwer: Aber wie ſehr wird nicht dieſe Art der Schwierigkeit erleichtert! Es müſſen folglich die Urſachen ihres gehinderten Fortganges mehr von einer moraliſchen Beſchaffenheit ſeyn, und bey dieſen hat auch der Sittenlehrer ein Wort zu ſagen. Ich würde zu weitläuftig ſeyn müſſen, wenn ich mich bey denen aufhalten wollte, die ſich die Manufacturiſten, Kaufleute und Künſtler zu verweiſen haben. Ich will mich itzt nur auf ſolche einlaſſen, die den übrigen Mitgliedern des gemeinen Weſens zur Laſt gelegt werden müſſen. Zu dieſen rechne ich die Unzufriedenheit mit den einheimiſchen Waaren, die ausſchweifende Liebe zum Ausländiſchen, die gewiſſenloſe Unterſtützung und Verheelung der Contrebande, die Beförderung derſelben dadurch, daß ſie Käufer finden, die unbilligen Beſchwerden über den höhern Preis deſſen, was im Reiche verfertigt wird, und die ungerechte Verachtung gegen den Stand der Manufacturiſten. Wofern man nicht ganz vergeſſen hat, was jeder Bürger dem Beſten ſeines Vaterlandes ſchuldig iſt: ſo wird man auch nicht läugnen können, daß alles dieſes in einem hohen Grade unmoraliſch ſey, ungeachtet es wenigen einfällt, daß man die Pflichten eines guten Bürgers dadurch ſo ſehr, als durch andre Abweichungen von den Geſetzen beleidige.

Ich würde unter den Hinderniſſen der Manufacturen das Misvergnügen über die öffentliche Unterſtützung derſelben oben angeſetzt haben, wenn eine gütige und menſchenfreundliche Regierung durch daſſelbe von ihrem Eifer, ſie zur Feſtigkeit und zu einem blühenden Zuſtande zu bringen, abwendig gemacht würde. Wahre Väter des Volkes hören in einem ſolchen Falle nicht auf, als Väter zu handeln, und gleichen großmüthigen und rechtſchaffnen Aeltern, die ſich an das Misvergnügen ihrer Kinder über Anſtalten, die auf ihren wahren Vortheil

theil abzielen, nicht kehren, und, ohne Rückſicht auf die ſchuldige Dankbarkeit derſelben, in ihren wohlthätigen Bemühungen zum Glücke derſelben unermüdet fortfahren: Unterdeß iſt ein ſolches Misvergnügen ſo ſchändlich, als unerlaubt. Nicht alle vortrefflichen Abſichten gelingen: Sind ſie darum weniger löblich oder ſind ſie einem Sully oder Colbert alle gelungen? Kann uns der unglückliche Ausgang irgend eines wohlgemeinten und durch wahrſcheinliche Hoffnungen begünſtigten Unternehmens von unſrer Verpflichtung zur Dankbarkeit dafür befreyen? Von welcher Erkenntlichkeit und Zuneigung ſollte man nicht durchdrungen werden, wenn man ſieht, daß ein Theil von den gewöhnlichen öffentlichen Einkünften angewendet wird, den Fleiß aufzumuntern, jede nützliche Geſchäfftigkeit zu unterſtützen und uns dadurch reicher zu machen, da der Majeſtät das Recht zukömmt, zu Beförderung derſelben ſo gar neue und auſſerordentliche Abgiften aufzulegen? Wofern wir uns ſolche Klagen erlauben wollten, wenn an unſerm Glücke gearbeitet wird: Was könnten wir denn mehr thun, wenn die Schätze des Staates zum Verderben deſſelben gemisbraucht und verſchwendet würden? Unſer König iſt nur ſparſam, wo ſein Vergnügen mit dem Nutzen ſeines Volkes ſtreiten würde: er iſt aber großmüthig und freygebig, wenn die Glückſeeligkeit ſeiner Unterthanen durch ſeine Wohlthätigkeit einen neuen Zuwachs erhalten kann. Alle ſeine Abſichten und Handlungen beweiſen es. Wie unwürdig müßten wir denn nicht eines ſolchen Titus ſeyn, wenn wir in dem Könige den Vater verkennen, und dasjenige auch nur mit einiger Unzufriedenheit anſehen könnten, was eine feurige Dankbarkeit und Bewunderung verdient?

Da man weis, mit welchen Augen eine verirrte unerleuchtete Liebe zum Vaterlande die Ausländer im Staate zu betrachten pflegt, die, ſo bald ſie nicht allein an den Vortheilen, ſondern auch an den Laſten deſſelben, und zugleich an der Beförderung des allgemeinen Beſten durch Arbeit und Fleiß Theil nehmen und ſeine wahre Stärke vermehren, nicht mehr für Fremde, ſondern für nützliche und werthe Mitglieder des gemeinen Weſens gehalten werden ſollten: So kann man ſich nicht genug darüber verwundern, daß einheimiſche Arbeiten ſo ſehr verachtet ſind, ausländiſchen aber ein ſo unpatriotiſcher Vorzug gegeben wird. Unſre eignen Tücher, unſre ſeidnen und halbſeidnen Stoffe und andre Arten von Waaren, werden von manchen unſrer Herren und Damen kaum des Anſehens gewürdigt, ungeachtet vielleicht ihr Geſchmack in andern Dingen eben nicht ſo gar fein und zärtlich iſt. Wären ſie in Holland oder Frankreich geſtempelt, würden ſie begierig aufgekauft werden; Gewebe, Zeichnung, Zurichtung, alles würde vortrefflich, alles auſſerordentlich und allerliebſt ſeyn. Wie manches Stück Waare von däniſchen Meiſtern verfertigt läge noch, und erwartete vergeblich einen Käufer, wenn es nicht mit einer verſtellten kaufmänniſchen Furcht ganz in geheim, als wenn es ein Verbrechen wäre, ſolches öffentlich vorzuzeigen, für fremd ausgegeben, und ſo zu ſagen, incognito verkauft würde? Ich weis, daß es Nationen giebt, die nicht edler denken! Rühmen wir uns aber nicht, vaterländiſcher, als andre, geſinnt zu ſeyn? Können es unſre Arbeiter den Fremden noch nicht gleich thun: Wer kann ſich darüber wundern? Immer andern nachgeſetzt, immer verachtet zu werden: Wer kann ſich dadurch anfeuern laſſen, ſeine Arbeit beſſer zu machen? Und wenn ſie gleichwohl edler dächten, als der, der ihren Fleiß verachtet: Wie können ſie bey ihrem Schickſale zu Kräften kommen, um die Ausländer erreichen und mit ihnen um den Vorzug eifern zu können? Ein Patriot, an dem alles, was er trägt, fremd und ausländiſch iſt, ungeachtet ihn der Fleiß ſeines Mitbürgers vielleicht eben ſo gut kleiden könnte, hat gewiß auf dieſen würdigen Namen eben ſo viel Anſpruch, als der Geizige des Moliere auf den Namen eines großmüthigen Mannes.

Verbotne Waaren einzuführen, und die eingeführten zu verbergen, iſt ein Verbrechen, das die Geſetze beſtrafen. Die Beſtrafung deſſelben iſt gerecht, und wohlthätig die Strenge, die ſich nicht fürchtet, das Wohl eines Uebertreters und ſeiner Familie dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, da er ſolches ſelbſt, um der Hoffnung Eines unrechtmäßigen Gewinſtes willen wagt! Gelindigkeit und Nachſicht gegen einzelne ſchuldige Mitglieder des Staates würden eine Härte gegen alle ſeyn. Allein ſo wenig ein Kaufmann, der ſich durch Contrebande zu bereichern ſucht, das Mitleiden der Obrigkeit und des Publici verdient: So wenig handelt auch der ſeinen Pflichten gemäß, der verbotne Waaren kauft, und ſie den einheimiſchen vorzieht, wenn er weis, daß es verbotne ſind. Kein Kaufmann würde ſich der Gefahr ausſetzen, die mit der heimlichen Einführung fremder Arbeiten verbunden iſt, wenn er keine Käufer fände. Sie ſind es, die ihn anreizen, ſeiner Pflichten und beſonders ſeines Bürgereides zu vergeſſen. Aber auch nur einen einzigen Menſchen zum Meineide verleiten: Wie kann dieſes mit der Rechtſchaffenheit und dem Gewiſſen eines Bürgers und eines Chriſten beſtehen?

Allein bey den inländiſchen Arbeiten und Waaren verliert, wegen des höhern Preiſes derſelben, der Kaufmann und der Käufer: beyde würden bey einer freyen und uneingeſchränkten Handlung gewinnen. —— —— Ich will dieſes eingeſtehen; allein man muß, wenn man patriotiſch denken will, den Gewinſt des Staates von dem Gewinſte des Kaufmannes, und des Käufers unterſcheiden. Wie viel verliert nicht der Staat, wenn dieſe auf fremde Waaren im Lande gewinnen? Er verliert unſtreitig den Werth deſſen, was die fremden Waaren bey den Ausländern koſten, das Arbeitslohn, das die Verfertiger inländiſcher Manufacturen gewonnen hätten, den Vortheil der vermehrten innerlichen Circulation des Geldes, und den gröſſern Beytrag, den er in den öffentlichen Abgaben von ihnen erwarten könnte. Die Berechnung iſt leicht gemacht. Funfzig Ellen Tuch, hier gearbeitet, koſten hundert und fünf und zwanzig Reichsthaler. An Holland und Spanien bezahlen wir für ſechzig Pfund rohe Wolle vierzig. Fünf und achtzig bleiben alſo im Staate.

Geſetzt man kaufte eben dieſes Stück bey den Ausländern um hundert Thaler, und für dieſen Preis kann es gewiß nicht erkauft werden: So gewönnen zwar der Kaufmann und der Käufer fünf und zwanzig; allein fünf und achtzig wären für die Wollkratzer, die Spinner, die Weber, die Tuchſcheerer, die Färber, die Preſſer, die Walker, und die Herren der Fabriken verloren, die Intereſſe von dem Gelde, das im Lande geblieben wäre, ungerechnet. Fremde hätten wir bereichert, und ſo viele inländiſche Familien müßten Mangel leiden, oder gar den Staat verlaſſen. Mit den ſeidnen Waaren verhält ſichs nicht anders. Sechs und dreyßig Ellen geblumter Stoff koſten bey uns Neunzig Thaler. Fünf Pfund Seide aus Italien nehmen ungefähr Ein und dreyßig Reichsthaler weg; die Bearbeitung beträgt neun und funfzig. Dieſe bleiben im Lande zurück, und werden von den Seidenfärbern, den Kettenſcheerern, den Geſellen und Lehrknaben, von den Patronzeichnern, den Patronleſern, den Cordonirern, den Morirern, von dem Herrn der Manufacturen, und von dem gewonnen, der ſein überflüßiges Geld auf Zinſen ausleiht. Vermehrt ſich nun der Reichthum eines Landes durch den täglichen Umlauf von Stunde zu Stunde: So kann es niemanden ſchwer fallen, den erſtaunlichen Verluſt einzuſehen, den ein Land leiden würde, wenn es ſich ſeiner eignen Fabriken und Manufacturen berauben wollte, weil der Kaufmann und der Käufer eine Elle ſeidnen Zeug um einen etwas geringern Preis von den Fremden erhalten könnten. Der Staat würde nicht allein immer ärmer werden; er würde auch ſo viele Familien verlieren, die doch der wahre Reichthum und die eigentliche Stärke und Sicherheit deſſelben ſind. Wie unbillig ſind alſo nicht die Klagen über den höhern Preis unſerer eignen Waaren! Wollte man nur die Familien, die dadurch geſpeiſt, gekleidet und in den Genuß andrer Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens geſetzt werden, als Nothleidende und Arme betrachten: So ſollte ſich ein menſchliches Herz mehr darüber freuen, als beſchweren. Allein der Eigennutz kann ſich niemals über die Wohlfarth ſeiner Nebenmenſchen freuen, ob er gleich in der Verbindung mit dem Ganzen durch das, was er für ſeinen Vortheil hält, mehr verliert, als er zu gewinnen hofft. Die ungehinderte Einführung fremder Waaren kann ein Glück ſeyn, aber nur alsdann, wenn ſie wieder ausgeführt werden; im Staate ſelbſt verbraucht, ſind ſie ein ſchleichendes Gift, das freylich nicht zu tödten ſcheint, weil es unſichtbar und nach und nach entkräftet, das aber doch den Untergang deſſelben um ſo viel ſchneller befördert, je dienſtfertiger unſre Nachbarn ſind, uns der Arbeit und des Fleißes zu überheben.

Wenn wir, jeder wie er kann, den Fleiß der Manufacturiſten unter uns aufzumuntern ſuchen; wenn ſie ſich vermehren; wenn die Nacheiferung unter ihnen erwacht, und damit jeder den meiſten Gewinſt davon tragen möge, jeder den andern zu übertreffen trachtet: So muß endlich der Preis der inländiſchen Waaren ſinken und dem Preiſe der ausländiſchen gleich werden. Dieſes beweiſet die Geſchichte aller Länder. Ueberall haben den Manufacturen und Fabriken nicht ohne große Schwierigkeiten errichtet werden und wachſen können. Die erſten Anlagen und Einrichtungen erfodern einen großen Aufwand, der freylich auf die neuen Waaren geſchlagen werden muß. Niemand wird auf einmal ein Meiſter, und folglich ſind ſie es auch die erſten Fabrikanten nicht. Sie arbeiten weder ſo fertig noch ſo geſchwind, als die fremden, die ſchon geübt ſind. Sie brauchen mehr Zeit, und dieſe muß der Käufer mit bezahlen. Hierzu kömmt, daß angehende Fabriken zu ſchwach ſind, als daß ſie für eine ganze Nation Waaren genug liefern könnten; ausländiſche Waaren müſſen alſo geduldet werden; und obgleich weiſe Obrigkeiten ihren wohlfeilern Preis durch die Vermehrung der Abgaben und Zölle zu erhöhen ſuchen, ſo wird es doch den inländiſchen Manufacturen immer ſchwer fallen, ſich neben ihnen ſo lange zu erhalten, bis ſie durch einen fortdaurenden Fleiß und eine gute Oeconomie mehr Kräfte gewinnen. Kaufleute pflegen überall die Aufrichtung neuer Fabriken ungern zu ſehen. Sie können, wenn ſie glücken, nicht ſo viel, oder nicht mit ſo großer Bequemlichkeit und Leichtigkeit gewinnen; oft müſſen ſie ſich auch andre Canäle des Gewerbes und des Reichthums aufſuchen, und der Menſch ſchöpft immer lieber aus den Quellen, die er ſchon hat, als daß er ſich die Mühe geben ſollte, neue zu öffnen. Viele ſind überdieß nicht ſehr gewiſſenhaft; ſie ſehen die Contrebande als eine Art von Glücksſpiel an, wobey ſie viel wagen, in der Hoffnung deſto mehr zu gewinnen. Doch geſetzt auch, daß ſie die Geſetze und die Wachſamkeit derer, die über die Beobachtung derſelben halten ſollen, nicht betrögen, noch betrügen wollten: So haben doch vielleicht manche einen ſolchen Vorrath von Waaren noch liegen, die ſie eben dadurch, daß ſie durch die Erhöhung des Zolles im Preiſe ſteigen, in den Stand ſetzen, die ſtärkern Abgaben zu bezahlen, und entweder wohlfeiler zu verkaufen, als im Lande gearbeitet werden kann, oder doch, um andrer Arten des Gewinſtes willen, den ſchnellern Fortgang der einheimiſchen Manufacturen dadurch zurückzuhalten, daß ſie zum Abſatze derſelben nicht beförderlich ſind. Dieſes aber macht die Waaren, die inländiſche Fabriken liefern, theurer. Werden hingegen die Arbeiter geſchickter; werden ihrer mehr; arbeiten ſie geſchwinder; erweitert ſich der Abgang: ſo muß, wie ich ſchon geſagt habe, der Preis fallen, und wenn die Lebensmittel im Lande wohlfeiler ſind, als anderwärts: ſo muß er ſo gar geringer werden, als der Preis ausländiſcher Waaren iſt. Ob man unterdeß in einem Lande nicht auf einmal zu viel unternehmen könne, dieß iſt eine Frage für ſich. Ein Privatmann darf ſich in die Unterſuchung und Entſcheidung derſelben nicht einlaſſen, weil er nicht im Stande iſt, gehörig zu beurtheilen, wie viel auf einmal geſchehen muß; wie viel auf einmal geſchehen kann. Er kennt weder die dringende Bedürfniſſe, noch die Kräfte, noch die Hülfsmittel des Staates, und da allezeit das zukünftige fortdauernde Beſte dem itzigen geringern Vortheile deſſelben vorgezogen und ſelbſt mit der Uebernahme eines gegenwärtigen Uebels befördert werden muß: So vergeſſen wir, was wir dem Vaterlande und der Nachwelt ſchuldig ſind, wenn wir klagen. Wir würden unzählbare ſehr wichtige Vortheile entbehren; wenn unſre Vorfahren eben ſo ungroßmüthig gedacht, und Anſtalten unterlaſſen hätten, bey denen ſie nur die Mühe hatten, von denen wir aber die Früchte einerndten. So viel iſt gewiß, daß der Grundſatz von keinen Einwürfen erſchüttert werden kann: Jede Nation verliert von ihrem natürlichen Reichthume, wenn ſie nicht jede Art von Gewerbe, Manufactur, Kunſt und Handlung treibt, die ſie treiben könnte. Je mehr ſie Fremde für ſich arbeiten läßt, deſto gröſſer iſt ihr Verluſt. Die europäiſchen Nationen ſind nun einmal Eine große Republik. Sie ſtehen in einer allzugenauen Verknüpfung mit einander, als daß nicht ein jedes Volk die wahren oder eingebildeten Bedürfniſſe des andern kennen lernen ſollte. Kennt es dieſelben, ſo wird es ſie bald empfinden; und werden ſie empfunden, ſo wird es ſie befriedigen wollen. Wie theuer wird es dieſe Befriedigung erkaufen, wenn es ſich nicht ſelbſt darum bemühen will!

Es müſſen alſo alle Arbeiter in allen künſtlichen Profeßionen und Manufacturen nach Vermögen aufgemuntert und geehrt werden. Die Verachtung gegen ihren Stand iſt ein Laſter und ein mächtiges Hinderniß des glücklichen Fortganges der Fabriken. Wie wenig er aber noch unter uns geehrt werde, kann man daraus abnehmen, daß Leute, die doch nicht zur allerniedrigſten Claſſe gehören, ihre Kinder lieber auf die Kutſche treten, als eine nützliche Kunſt erlernen laſſen.

Je gröſſer die Abhängigkeit eines Volkes in ſeinen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten von andern fleißigen und oeconomiſchen Nationen iſt, deſto gröſſer iſt ſeine politiſche Sklaverey; es iſt ihnen unterwürfig, ohne es zu ſcheinen. Je weniger es andrer Völker bedarf, deſto reicher, freyer und mächtiger iſt es. Folglich iſt es eine Nation ihrer Erhaltung, Fortdauer und Ehre, ihrer Macht, ihrer Bequemlichkeit und Glückſeeligkeit ſchuldig, alles, was ſie durch eigne Kräfte ausrichten kann, ſelbſt zu thun, und derjenige handelt nicht als ein Freund des Vaterlandes, der das Aufnehmen der Fabriken und Manufacturen, einiger Beſchwerlichkeiten wegen, denen er für ſeine Perſon dabey unterworfen ſeyn kann, ungern ſieht, oder, wenn er kann, nicht befördert. Ich kenne die Urſachen von dem Glücke und der Macht meines erſten Vaterlandes, und eben deswegen iſt mein eifrigſter Wunſch der, daß mein zweytes Vaterland ſich durch eben die Mittel zu erheben und zu bereichern ſuchen möge, wodurch jenes ſo reich, ſo mächtig, und ſelbſt ſo furchtbar geworden iſt.

Hundert und 20tes Stück.

Das ewige Moraliſiren? Was hilft es? Wer wird dadurch gebeſſert? Die Menſchen gehen doch immer ihren alten Weg und thun, nicht was ſie ſollten, ſondern was ſie wollen. Die Guten bedürfen der Sittenlehre nicht, und die Böſen gebrauchen ſie nicht. Es iſt ſchon ſo viel von der Tugend und ſo viel wider die Laſter geſchrieben worden, daß man nichts Neues mehr erwarten kann; es muß alles erſchöpft ſeyn. Man kann vielleicht auch des Guten zu viel thun; wenn man immer Moral hört, kann man der Moral gewohnt und überdrüſſig werden. —— Mit dieſen Einwürfen höre ich zuweilen die Nützlichkeit ſolcher Schriften beſtreiten, die auf die Verbeſſerung des Herzens und der Sitten abzielen. Allein ob ich gleich, weil ich ſelbſt meine liebſte Beſchäfftigung daraus mache, partheyiſch zu ſeyn ſcheinen mag: So muß ich doch geſtehen, daß ich dergleichen Beſchwerden nicht allein für ungegründet, ſondern auch für unmoraliſch halte. Was würde man von einem Menſchen denken, der darüber klagen wollte, daß die Sonne alle Tage ſcheint, weil es täglich einerley Sonne iſt? Man wird ihres Lichtes gewohnt und man kann es doch deswegen nicht entbehren. Sittliche Wahrheiten aber ſind für das moraliſche Leben eben das, was der Tag für das phyſikaliſche iſt. Sie müſſen niemals aufhören zu leuchten, oder der

Menſch wird zur Erfüllung ſeiner edelſten Beſtimmungen unfähig.

Was ſo viele moraliſche Schriften helfen, fragt man? Mehr als man glaubt, wenn ſie nur Leſer finden, und ſollten es auch nur neugierige, vorwitzige, oder nachläßige Leſer ſeyn. Ihr Nutzen iſt oft ſo unſichtbar, als der Schade, den verführende Geſpräche anrichten, die den kleinen giftigen Inſecten gleichen, deren Biß weder geſehen noch empfunden wird, biß ihn eine gefährliche Geſchwulſt verräth, worauf man nicht einmal die Spur der Verwundung entdeckt. Es iſt ſchon ein großer Vortheil, daß moraliſche Schriften das Andenken unſrer Pflichten erhalten und fortpflanzen. Wie viele ſind laſterhaft, nicht weil ſie ihre Verbindlichkeiten niemals gewußt, ſondern weil ſie dieſelben wieder vergeſſen haben?

Die Welt iſt bey allen Vorſchriften, Ermahnungen und Aufmunterungen zum Guten in einem hohen Grade verderbt. Was würde ſie denn ſeyn, wenn es ihr an dieſen Vorſchriften und Aufmunterungen fehlte?

Es giebt unheilbare Krankheiten, die kein Arzt heben kann. Aber wie viel Dank verdient er nicht, wenn er die Gewalt derſelben durch ſeine Arzeneyen nur ſchwächt, oder wenn er Mittel ausfündig macht, wodurch ſie weniger anſteckend werden? Es wird freylich der Moral nicht gelingen, die Laſter von der Erde zu vertilgen. Aber wenn ſie dieſelben nur einſchränkt; wenn die Tugend ſich nur durch ihre Hülfe unter einer kleinen Anzahl von Menſchen erhalten kann; wenn die Laſterhaften nur in ihren Ausſchweifungen weniger kühn ſind; wenn ſie nur zuweilen gezwungen werden, zu erröthen: So könnten ſchon, bloß dieſes Nutzens wegen, moraliſche Schriften nicht zu ſehr vervielfältigt werden. Wenn ſie auch nur einen vorübereilenden Wunſch, nur einen flüchtigen Vorſatz, beſſer zu ſeyn erwecken; auch dieſer iſt nicht ganz vergebens; das ſittliche Verderben wird zum wenigſten in dieſen glücklichen Augenblicken zurück gehalten, mit ſeiner ganzen Kraft zu wirken.

Kein Menſch iſt in der Tugend ſo vollkommen, daß er nicht mit Nutzen an ſeine Pflichten erinnert werden könnte. Was bekannt iſt kann bekannter; das deutliche kann deutlicher, und beydes geläufiger werden. Die Geſetze, die unſre Handlungen regieren ſollen, müſſen nicht im Gedächtniſſe bloß verwahrt liegen; man muß ſie, ſo zu ſagen, immer bey der Hand haben, und was werth iſt, gethan zu werden, kann unſerm zur Trägheit geneigten Geiſte nicht gegenwärtig genug ſeyn.

Geſetzt die Böſen ließen ſich durch keine moraliſchen Betrachtungen beſſern, welches doch falſch iſt; denn ſie ſind nicht zu allen Zeiten gleich verderbt; zuweilen ſchlummern ihre laſterhaften Leidenſchaften, und die Wahrheit kann in einem ſolchen Augenblicke einen Sieg über ſie davon tragen, der ſie in den beſtändigen Beſitz ihres Herzens ſetzt. Wenn aber auch dieſes nicht geſchähe; So giebt es doch Menſchen, die zwiſchen dem Wege der Tugend und dem Wege des Laſters hin und her wanken: Es dürfen vielleicht nur noch gewiſſe

wiſſe Zweifel gehoben; gewiſſe Vorurtheile zerſtreut werden: So iſt ihre Unentſchlüßigkeit gehoben. Bey einigen iſt der Saame zu löblichen Handlungen ſchon da; eine wiederholte Erinnerung an ihre Schuldigkeiten macht, daß er aufkeimt, und zu Früchten reift. Ein Funke kann ein Feuer werden, wenn er angefacht wird. Dieſem fehlt es am Muth; nur noch eine Vorſtellung mehr von der Schönheit oder von dem herrlichen Nutzen der Tugend: So wird er die Feſſeln ſeiner Leidenſchaften zerbrechen, und die Hinderniſſe überwältigen, die ihn noch von der Ausführung edler Entſchließungen zurückhalten.

Die Sittenlehrer können nichts Neues mehr ſagen. Wenn dieſes auch ohne alle Einſchränkung wahr wäre: So iſt das genug, daß es nicht die Neuheit, ſondern die Wichtigkeit der Wahrheit iſt, worauf man bey der Ausbreitung und Fortpflanzung derſelben zu ſehen hat. Unwiſſenden ſind die bekannteſten Wahrheiten neu: Und wie viele Unwiſſende giebt es nicht?

Hundert und 21tes Stück.

Wer mit der neuen Literatur der Deutſchen nicht ganz unbekannt iſt, der wird ſich mit Vergnügen erinnern, daß Herr Leßing unter ihren ſchönen Schriftſtellern einen vorzüglichen Rang behaupte; ein Scribent, der Talente von verſchiedner Art, die ſchon einzeln und zerſtreut ſehr ſchätzbar ſind, mit einander vereinigt, und mit einem erfindſamen Geiſte einen ſehr naiven Witz, viel philoſophiſche Einſicht, viel Critik, und Gelehrſamkeit verbindet; der eine Beleſenheit hat, wie ſie ein Mann von Geſchmack und Urtheil zu haben pflegt, der überdieß in der Proſa eine beſondre Leichtigkeit und Anmuth beſitzt. Dieſen Ruhm haben ihm ſchon die Schriften erworben, von denen er ſelbſt geſteht, daß ſie unterſchiedne Verbeſſerungen leiden; aber unlängſt hat er denſelben auf die vortheilhafteſte Art durch eine Sammlung proſaiſcher äſopiſcher Fabeln beſtätigt, die, wegen ihrer Schönheit, denen bekannt zu ſeyn verdienen, welche wiſſen, wie viel Genie zu dieſen kleinen lehrreichen Erdichtungen gehöre, wenn ſie glücklich ſeyn ſollen. Er hat ſie mit Abhandlungen über dieſe Art der Gedichte begleitet, die faſt alles übertreffen, was noch darüber geſchrieben worden iſt. Er hat das Weſen derſelben in einem faſt völlig neuen Lichte gezeigt, und ſeine eignen Fabeln können kein größres Lob erhalten als dieſes, daß ſie faſt alle die Probe der Grundſätze aushalten, die er darinnen feſtgeſetzt hat. Ich werde mich alſo beſonders bey dieſen Abhandlungen verweilen, die das Weſen der Fabel, den Gebrauch der Thiere in der Fabel, die Eintheilung, den Vortrag und den beſondren Nutzen derſelben in den Schulen betreffen.

In der erſten Abhandlung werden die theils unrichtigen, theils unzulänglichen Erklärungen, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben, geprüft und widerlegt. Alle dieſe beſchreiben die Fabel als eine in die Allegorie einer Handlung verkleidete oder verſteckte Lehre. Jeder von ihnen verändert die Worte dieſer Erklärung; im Grunde aber unterſcheidet ſich keiner von dem andern. Herr Leßing zeigt, daß es ihr an der nöthigen Richtigkeit und Genauigkeit fehle. Theils findet zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Satze, der darinnen liegt, keine Allegorie ſtatt, ſondern nur zwiſchen der Fabel und dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit giebt. Theils ſoll auch die Fabel nicht dienen, eine Moral in dieſelbe zu verſtecken, ſondern vielmehr ſie klärer und lebhafter zu machen, oder philoſophiſch zu reden, ſie zum anſchauenden Erkenntniſſe zu bringen, und durch dieſe Klarheit derſelben mehr Wirkſamkeit auf den Willen mitzutheilen. Macht man die Fabel in Abſicht auf den allgemeinen Lehrſatz allegoriſch, ſo hat man gewiß eine verwerfliche Fabel gemacht. Batteux giebt von der Handlung, die er zu einer Fabel fodert, eine Beſchreibung, nach welcher die beſten Fabeln aufhören würden, zu ſeyn, was ſie ſind. Er nennt die Handlung eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchieht, und ſchränkt dadurch den Begriff derſelben allzuſehr ein. Man ſollte jede Folge von Veränderungen darunter verſtehen, worinnen man einen moraliſchen Satz, er mag nun eine Erfahrung oder eine Regel ſeyn, anſchauend erkennen kann, und da dieſes mit dem Sprachgebrauche nicht genug übereinzukommen ſcheint: So ſollte man ſich lieber eines allgemeinen Wortes bedienen, und ſagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Man darf nur dasjenige, was alle gute Fabeln mit einander gemein haben, abſondern, ſo wird man zu einem richtigen und präciſen Begriffe von dem Weſen derſelben kommen. In jeder Fabel entdeckt man einen gewiſſen einzelnen oder individuellen Fall; dieſer iſt als wirklich angenommen; die erzählte Folge von Veränderungen, die ein Ganzes ausmachen, ſind Veränderungen ſolcher Weſen, die als frey und vernünftig vorgeſtellt werden. In dieſem einzelzelnen Falle findet man nicht bloß eine Aehnlichkeit mit dem moraliſchen Satze, der die Abſicht des Dichters iſt; er iſt vielmehr das Exempel dazu; er iſt unter demſelben als das Beſondre unter dem Allgemeinen begriffen. Der Unterſchied zwiſchen der Fabel und dem Beyſpiele beſteht darinnen, daß dieſes ein bloß möglicher Fall, jene hingegen ein wirklicher Fall iſt. Die Urſache aber, warum zur Fabel ein als wirklich vorgeſtellter einzelner Fall erfordert wird, iſt dieſe, daß man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil auch dieſe deutlicher und lebhafter darinnen gedacht werden. Die kürzeſte, richtigſte und fruchtbarſte Erklärung einer Fabel wird alſo dieſe werden: Sie iſt die erdichtete Erzählung eines einzelnen Falles, der als wirklich vorgeſtellt wird, um einen allgemeinen moraliſchen Satz anſchauend darinnen erkennen zu laſſen.

Wenig Kunſtrichter haben ſich auf die Unterſuchung eingelaſſen, warum beſonders die Thiere mit ſolchem Glücke in der Fabel gebraucht werden. Breitinger findet die Urſache in dem Wunderbaren, welches dadurch verurſacht wird. Allein da ſich das Wunderbare theils auf den Schein der Unmöglichkeit, theils auf die Neuheit gründet, die Alten aber den Schein der Unmöglichkeit, in den Fabeln ſo viel als möglich vermindert wiſſen wollten, und die Neuheit durch den öftern Gebrauch der Thiere wegfällt: So wird dieſe Urſache mit Recht mehr für ſcheinbar als für gründlich erklärt. Herr Leßing iſt in der Entdeckung der wahren Urſache glücklicher, und glücklicher darum, weil er das Weſen und die vornehmſte Abſicht der Fabel nicht verfehlt hat. Dieſe iſt das Vorhaben, eine moraliſche Wahrheit zum anſchauenden Erkenntniſſe zu bringen. Die Thiere haben einen beſtimmten, unveränderlichen, und überall bekannten Charakter, und ſchildern ſich folglich durch ihre bloßen Benennungen in unſrer Einbildungskraft. „Man hört Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören?

Wer war dieſer? Wer war jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? Aber man hört den Wolf und das Lamm; ſo gleich weis jeder, was er hört, und weis, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Eine Fabel iſt gemeiniglich um ſo viel unvollkommner, je weniger der Name des darinnen eingeführten Individui die Idee eines beſtimmten Charakters erwecket, woraus der Grund der ihm zugeſchriebnen Handlung angegeben werden kann. Man erkennt folglich das Allgemeine darinnen um ſo viel weniger anſchauend. Eben daraus läßt ſichs erklären, warum Fabeln aus dem Pflanzenreiche, aus dem Steinreiche und von den Werken der Kunſt hergenommen ſo ſelten glücken. Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltner kommen uns dergleichen beſtimmte und allgemein bekannte Charaktere vor, wie man unter den Thieren findet. Fabeln von ganz unbekannten Thieren würden eben ſo wenig glücken, wenn dieſe nicht vorher mit einen beſtimmten Charakter geſchildert würden.

Herr Leßing giebt noch eine andre Urſache von dem vorzüglichen Gebrauche der Thiere in den Fabeln an. Die Fabel hat unſre klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verhindert dieſe mehr als die Erregung der Leidenſchaften. Für höhere Weſen könnten wir uns leicht zu ſehr intereßiren, und dadurch könnte der Grad von anſchauender lebhafter Erkenntniß, den man durch die Fabel hervorzubringen wünſcht, gehindert werden. Unterdeß hat dieſe Urſache nur alsdann ſtatt, wenn man mit der Fabel keine andre und weitere Abſicht verbindet, als die bloße Erweckung einer ſehr klaren und anſchauenden Erkenntniß.

Die Abhandlung von der Eintheilung der Fabel iſt nicht weniger gründlich, als die beyden erſten ſind. Ich begnüge mich mit der Anführung des Weſentlichen.

Die Fabeln werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder ſie werden auf einen andern wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter Einem allgemeinen moraliſchen Satze enthalten iſt, und heißen zuſammengeſetzte Fabeln. Dieſe können eben wegen ihrer Anwendung auf einen andern ähnlichen Fall, allegoriſche genannt werden.

Es giebt moraliſche Sätze, die ſich anſchauender in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unter ihnen begriffen iſt, erkennen laſſen. Daher kann man die Fabeln auch in indirecte und directe Fabeln eintheilen.

Fabeln, deren einzelner Fall ſchlechterdings, ohne einige Vorausſetzung möglich iſt, mögen, einer alten Abtheilung wegen, vernünftige, diejenigen, wo er es nur nach einer gewiſſen Vorausſetzung iſt, ſittliche genannt werden. Die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate derſelben; der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe oder jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen die ihnen wirklich zukommende Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange beſitzen. Jene Fabeln, worinnen die Subjecte vorausgeſetzt werden, kann man mythiſche nennen, worunter alle Fabeln von bloß erdichteten Weſen gehören; diejenigen Fabeln, worinnen man nur erhöhte Eigenſchaften wirklicher Subjecte annimmt, können hyperphyſiſche Fabeln heißen. Aus beyden Arten kann noch eine vermiſchte Gattung entſtehen. Herr Leſſing verdient zu ſehr, ganz geleſen zu werden, als daß ich mich auf eine nähere Erklärung dieſer Eintheilungen einlaſſen könnte; zumal da er über verſchiedne Regeln und Fragen bey denſelben ſehr gründliche und wichtige Anmerkungen mittheilt, und beſonders auch die Möglichkeit kleiner äſopiſcher Epopeen zeigt.

Ich komme auf die Abhandlung von dem Vortrage in der Fabel. So viel Vorzügliches ſie auch hat, ſo kann ich doch mit den vornehmſten Meinungen, die der Verfaſſer darinnen geäußert hat, nicht übereinſtimmen. Er verwirft die Art zu erzählen, die la Fontaine einführte, und folglich alle diejenigen, die ihm darinnen gefolgt ſind. Er billigt bloß die Kürze und Simplicität, die man in den griechiſchen proſaiſchen dem Aeſopus zugeſchriebenen Fabeln findet. Dieſes ſoll aus dem Weſen der Fabel, und der vornehmſten Abſicht derſelben folgen. Die Erreichung derſelben wird nach ſeiner Meinung durch die möglichſte Kürze und Einfalt befördert, durch die Erweiterungen und Zierrathen aber, die la Fontaine gebraucht hat, verhindert. Folglich ſollen alle Gemälde, alle Beſchreibungen, alle Zeichnungen der Oerter, Perſonen und Stellungen, wie auch alle Nebenlehren und zufällige Gedanken in dem Vortrage der Fabel verwerflich ſeyn. La Fontaine ſollte zum Exempel bloß Fuchs geſagt, er ſollte ihn nicht beſchrieben haben:

Un vieux renard, mais de plus fins
Grand croqueur des poulets, grand
preneur de lapins
Sentant ſon renard d'une lieüe u. ſ. w.

Und warum? Weil ſchon der Name Fuchs die Idee eines witzigen Schalkes in den Leſern erweckt.

Ich will nicht ſagen, daß verſchiedne Fabeln des Herrn Verfaſſers nach dieſen Grundſätzen noch kürzer ſeyn, noch mehr Simplicität, noch weniger Schmuck haben könnten, ich will lieber gleich auf die richtigen Gründe der entgegengeſetzten Meinung kommen.

Das Weſen der Fabel beſteht zwar darinnen, daß man einen allgemeinen moraliſchen Satz durch ſie zu einer lebhaften anſchauenden Erkenntniß bringe. Allein man muß nicht vergeſſen, daß das Weſen eines Dinges vieler Modificationen, oder vieler Veränderungen in ſeinen zufälligen Eigengenſchaften fähig ſey, wodurch die anſchauende Erkenntniß befördert wird. Man kann dieſe ſichtbar werden laſſen, ohne daß dadurch das Weſen ſelbſt aufgehoben und zernichtet wird. Man kann dieſe zeichnen, um die Aufmerkſamkeit oder die Erwartung; und eben dadurch die Lebhaftigkeit der Intuition zu erhöhen. Der bloße Name eines Fuchſes erweckt zwar, um mich der Worte des Herrn Leßings zu bedienen, die Idee eines witzigen und liſtigen Schalkes; aber kann es nicht, die anſchauende Erkenntniß der ihm zugeeigneten Handlung zu erhöhen, dienlich ſeyn, ihn mit einem gewiſſen Vorzuge vor andern Füchſen, oder einen, der ſich vor andern ausnimmt, zu ſchildern? Oft kann die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß ſchon dadurch geſchwächt werden, wenn man zu geſchwind zu derſelben gebracht wird. Auch können ſcheinbare Schwierigkeiten und Umſchweiſe, weil man etwa ſeine Erwartung übertreffen ſieht, die Klarheit und den Eindruck derſelben verſtärken. Würden alsdann nicht

Weitläuftigkeit und Schmuck, der Kürze und Simplicität vorzuziehen ſeyn, ungeachtet der allgemeine moraliſche Satz auch in einer kürzern und ungeſchmücktern Erzählung noch anſchauend erkannt werden könnte? Man nehme folgende Fabel des Herrn Leſſings: „Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem „Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie „fürchterlich hat er ſich nicht der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als „zweyhundert Feinde nach und nach triumphirt und ihre ſchwarzen Seelen ins Reich „des Verderbens geſandt. Was Wunder „alſo, daß er endlich doch einem unterliegen „mußte! So würde ſich ein Leichenredner „ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockne „Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: „Die zweyhundert Feinde, über die er nach „und nach triumphirte, waren Schaafe und „Eſel, und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.„ Wie viele Ausſchmückungen in dieſer Fabel! Der Zuſatz: Glorreireichen Andenkens; Die Ausrufung: Wie fürchterlich hat er ſich nicht der ganzen Gegend gemacht; die Vergröſſerung: Und ihre ſchwarzen Seelen in das Reich des Verderbens geſandt; die ironiſche Anſpielung auf die Leichenredner, die der Dichter dem Fuchſe in den Mund legte, konnten, unbeſchadet der anſchauenden Erkenntniß des allgemeinen moraliſchen Satzes weggelaſſen werden. Geſetzt man erzählte dieſe Fabel kürzer alſo: Mein Vater, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein Held! Er hat nach und nach mehr als zweyhundert Feinde erlegt: Was Wunder, daß er doch endlich einem unterliegen mußte. Der Fuchs antwortete: Wenn die zweyhundert Feinde nur nicht Eſel und Schaafe geweſen wären! Du vergißt, daß der Feind, dem er unterlag, ein Stier war. Wird nicht auch durch dieſe Erzählung der allgemeine moraliſche Satz: Der Ruhm eines Helden kommt nicht auf die Menge, ſondern auf die Tapferkeit der überwundnen Feinde an, zur anſchauenſchauenden Erkenntniß gebracht? Warum iſt aber die erſte Erzählung der andern weit vorzuziehen? Ohne Zweifel deswegen, weil die gebrauchten Ausſchmückungen der anſchauenden Erkenntniß des allgemeinen Satzes mehr Lebhaftigkeit und mehr Anmuth geben.

Ich unterſtütze dieſe Anmerkung mit einer andern. Man kann eine gewiſſe Hauptabſicht haben, und indem man dieſe zu erreichen ſucht, ſolche Mittel gebrauchen, wodurch andre Nebenzwecke zugleich erreicht werden. Wenn dieſe nur Nebenendzwecke bleiben: So ſchadet die beyläufige Beförderung derſelben der Fabel ſo wenig, daß vielmehr die Vollkommenheit derſelben um ſo viel gröſſer wird, je mehr Nebenabſichten zugleich erhalten werden. Die anſchauende Erkenntniß eines allgemeinen moraliſchen Satzes iſt das Ziel, wohin mich der Dichter bringen will. Wenn nicht auſſerordentlich viel darauf ankömmt, wie geſchwind ich zu dieſem Ziele komme: So iſt es mir nicht gleichgültig, ob ich auf dem nächſten, oder auf dem angenehmſten Wege dahin komme; ich glaube, jeder wird den letzten vorziehen. Eben ſo wenig iſt es einerley, wie der Führer und Geſellſchafter auf dem Wege beſchaffen iſt, ob gleich das gewiß bleibt, einmal, daß man zu ſeinem Ziele kommen, zweytens, daß man nicht durch verdrießliche Umwege dahin gebracht werden muß. Geſetzt alſo, die äſopiſche Fabel hätte ſonſt zu dem Gebiete der Rhetorik gehört, wie Herr Leßing behauptet, ſo hat ſie doch nicht dabey verloren, daß ſie von einem la Fontaine in das Gebiete der Poeſie verpflanzt worden iſt. Ob dieſe Verſetzung allezeit glücklich und regelmäßig geſchehen iſt, dieß iſt eine andre Frage, deren Entſcheidung nicht hieher gehört.

Ich ſetze hinzu, daß die Wirkung einer anſchauenden Erkenntniß zwar die vornehmſte Abſicht der Fabel iſt, weil ſie die unmittelbare, die nächſte ſeyn muß. Sollte aber nicht der Dichter noch eine weitere Abſicht damit verbinden; ſollte er einen gewiſſen moraliſchen Satz nicht anſchauend machen dürfen, um durch dieſe anſchauende Erkenntniß noch zu einem andern Endzwecke zu gelangen? Darf er dieſes: So werden Züge in der Fabel vorkommen können, die ſich auf die weitere Abſicht beziehen. Ich breite mich nicht weiter darüber aus; aber es ſchien mir nicht unnützlich zu ſeyn, wenn ich das Vergnügen, das ſo viele aus den Fabeln eines la Fontaine, Gellerts, Schlegels und andrer geſchöpft haben, gegen einen ſinnreichen Geiſt rechtfertigte, der ſie durch die gute Art ſeines Vortrages verleiten könnte, wegen der Vorzüge dieſer Dichter irre zu werden.

Die letzte Abhandlung von dem Nutzen der Fabel enthält vortreffliche Anmerkungen. Ich bin ſchon zu weitläuftig geweſen, als daß ich mich bey derſelben verweilen könnte. Er zeigt beſonders, wie man ſie auf den Schulen brauchen könne, das Genie zu bilden. Hier iſt eine Fabel von dem Verfaſſer.

Eine geſellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau, ich bewundre dich —— —— Ich dich auch, liebliche Nachtigall! —— —— So laß uns Freunde ſeyn, ſprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du biſt dem Auge ſo angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren beſſere Freunde, als Pope und Addiſon.

Hundert und 22ſtes Stück.

Heilig iſt Gott! Zu verderben
Ein Eifrer! Denn wir ſollten ſterben,
Wir, ſein entheiligtes Geſchlecht.
Und es rief des Richters Stimme,
Wer rettet ſie von meinem Grimme,
Verſöhnt und machet ſie gerecht?
Ich ſchwör: Ich will verzeihn;
Will wieder Vater ſeyn,
Ich, Jehova!
Da ſtieg der Sohn
Herab vom Thron
Und wollts! Und ward ein Menſchenſohn!

Er erſcheint, uns gleich zu werden,
Gleich andern Menſchen an Geberden;

Der Welten Schöpfer wird ein Kind!
An Geſtalt ein Knecht, die Sünder
Gott zu gewinnen, neue Kinder!
Jauchzt, Kinder, die er Gott gewinnt!
Der Vater Gott iſt Gott!
Des Menſchenſohn iſt Gott!
Auch Jehova!
Er, unſer Ruhm
Und Eigenthum
Kömmt, Menſch und Gott, und ſchafft
uns um!

Wunderbar, und Rath, Bezwinger,
Und Ewigvater, Friedebringer,
So heißet Er! Der macht uns frey!
Herrſchaft iſt auf ſeiner Schulter.
Der Herrſcher bricht auf unſrer Schulter
Das harte Joch der Laſt entzwey.
Des Treibers Stecken bricht
Der Herr entzwey und ſpricht:
Ich, Jehova!

Mach alles neu;
Ich mach euch frey;
Dem Vater ſeyd und mir getreu!

Betet an! Er iſt gekommen!
Wir ſind nun wieder angenommen!
Gefallne Menſchen, betet an!
Der Erbarmer ſchleußt uns wieder
Den Himmel auf und nennt uns Brüder!
Gefallne Menſchen betet an!
O dient ihm, dient ihm gern!
Uns iſt der Glanz des Herrn
Aufgegangen!
Er iſt das Licht;
Wer ſchauet nicht
In ihm des Vaters Angeſicht?

Niedrig zwar, verfolgt, erwürget
Das wird er werden, uns verbürget
Ein Lamm, das Aller Sünden trägt!
Ach wir ſehn ihn ſchon im Garten

Sehn Gottes Zornkelch ihn erwarten,
Sehn, wie der Herr den Hirten ſchlägt!
Wie er gemartert iſt!
Wie jede Wunde fließt!
Blut des Bundes!
Fleuß! Mach uns rein!
Wir wollen ſein,
Dein ewig, Gottverſöhner, ſeyn!

Immer wären noch die Sünder
Unausgeſöhnt des Zornes Kinder;
Gebahr ihn uns Maria nicht.
Jauchzet; denn er iſt gebohren!
Wer an ihn gläubt, wird nicht verloren;
Sieht nicht den Tod, nicht das Gericht!
Sein iſt nun Rach und Lohn;
Der Richter iſt der Sohn!
Unſer Mittler!
Die ihm vertraun,
Sie werden ſchaun,
Wie gut es iſt, dem Sohn vertraun!

Himmel rühms! und rühms, o Erde,
Daß jeder Mund voll Dankens werde,
Und jede Seel ein Lobgeſang!
Ehre ſey Gott in der Höhe!
Und Fried auf Erden und Gott ſehe
Mit Wohlgefallen unſern Dank!
Heil ſey ihm, Macht und Ruhm!
Der Sohn, Gott, ſchafft uns um,
Hallelujah!
Der Heiligkeit,
Ihm ſeyd geweiht,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Hundert und 23tes Stück.

Es hat mir nicht wenig Mühe gekoſtet, von den Aufſeherinnen endlich die Erlaubniß zu bekommen, den Anfang zu einem kurzen Auszuge aus dem Protocolle zu machen, das ich in ihrer Geſellſchaft gehalten habe. Die Briefe, die ihnen geſchrieben worden ſind, mußten doch endlich einmal beantwortet werden. Wäre dieſer Umſtand nicht geweſen; ſo hätte ich ſie, glaube ich, noch nicht dahin gebracht, mir die Erlaubniß zum Auszuge zu geben. Ich bin in keiner kleinen Verlegenheit. Ich möchte mich gern bey dem Publico entſchuldigen; und doch auch nicht gern meine Freundinnen bey demſelben verklagen. Wenn Frauenzimmer etwas nicht wollen; ſo haben ſie immer ſehr viele Urſachen anzuführen. Ich berühre nur etwas von den Urſachen, warum mir die Aufſeherinnen ſo lange meine Bitten abgeſchlagen haben. Eine gewiſſe Furchtſamkeit, eine Art von Meinung (Vorurtheil befehlen ſie mir, ſoll ich ſetzen) daß ein gewiſſer Theil des Publici noch nicht fähig genug ſey, verſchiedne Dinge des Protocolls in ihrem wahren Geſichtspunkte anzuſehen; und dennoch gerade drauf los urtheile, und zwar in Sachen, zu deren halben Entſcheidung doch mindſtens, (ich ſoll nur aufhören, ſagen Sie; allein wie würden meine Leſer lachen, wenn ich, aus großem Gehorſam, den Perioden nicht zu Ende brächte) mindſtens einige Feinheit erfodert würde; wobey ich, (nicht die Aufſeherinnen,) dem geliebten Leſer zu erwägen anheim ſtelle, daß es ſich mit der völligen Entſcheidung noch ein wenig anders verhalte.

Den 23ſten Junius.

Soll ich einen Mann heirathen, der mich, wie ich glaube, liebt; den ich liebe? Wie ſehr lieb ich ihn! Einen Mann, der ein Freygeiſt iſt, und den ich zu einem Chriſten zu machen hoffe? Nur eine Sache ſchwächt dieſe Hoffnung ein wenig. Er iſt ſehr beredt. Aber wenn ich ſeinen Beweiſen ihr ſchönes Kleid ausziehe; ſo ſind ſie eben ſo ſtark nicht. Dieſe Sache macht mich ſo ernſthaft, daß ich ſchon etliche Nächte nicht geſchlafen habe.

Lucinde.

Man kann das Unglück haben, einige Zeit ein Zweifler zu ſeyn; aber man iſt mehr als unglücklich, wenn man ein Freygeiſt iſt. Wie können Sie, Lucinde, einen Freygeiſt lieben? Wir glauben, daß Sie die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes wiſſen. Sie ſind nicht in ihn verliebt; und Sie lieben ihn, einen Mann, den Sie vermuthlich nicht in jener Welt antreffen werden? Welch ein fürchterlicher Gedanke für die wahre Liebe! Doch Sie hoffen ihn zu einem Chriſten zu machen. Hiervon hernach. Aber ſagen Sie, wie iſt es Ihnen möglich, einen Freygeiſt zu lieben? Die eigentliche Liebe ſetzt, wo nicht vortreffliche, doch gute Eigenſchaften voraus. Wer dieſe nicht hat, kann nicht lieben, und geliebt werden. Sie werden uns doch zugeſtehn, daß ein Freygeiſt aufs höchſte nur einige ſcheinbar gute Eigenſchaften haben kann. Zweifeln Sie ja recht ſehr daran, daß er Sie liebt. Er hat gewiß zu wenig gute Eigenſchaften, um Sie lieben zu können. Verzeihen Sie uns, oder danken Sie uns vielmehr dafür, daß wir ganz aufrichtig reden. Er iſt Ihrer nicht würdig. Und wie wollen Sie es anfangen, ihn zum Chriſten zu machen? Er iſt beredt, ſagen

Sie. Dieß ſchöne Kleid wird er gewiß ſeinen Sophiſmen nicht ſo leicht ausziehn laſſen, als Sie denken. Aber nun kömmt das ſchlimmſte: Sie lieben ihn. Wie leicht wird man von der Meinung desjenigen eingenommen, den man liebet! Man wird dieß oft, ohne daß der Geliebte die Abſicht hat, uns dahin zu bringen. Wenn er aber nun vollends dieſe Abſicht hätte; wenn er die Gewalt Ihrer Liebe zu ihm gegen Sie brauchte: An welchem Abgrunde ſtünden Sie denn! Die Liebe, durch deren Hülfe Sie ihn zurückbringen wollen, wird zum Dolche, der gegen Sie gekehrt werden wird. Und gleichwohl müſſen Sie ihn lieben und er muß es wiſſen, daß Sie ihn lieben, wenn die Ausführung ihres Vorſatzes nur etwas Wahrſcheinlichkeit behalten ſoll. Wenn Sie nun aber, nach dem Sie ihn hätten ganz kennen gelernt, aufhören müßten, ihn zu lieben: Wie unmöglich würde es Ihnen beſonders

als

alsdann werden, ihn zur Religion zurück zu bringen! In was für einer Ehe würden Sie alsdann leben!" Und Ihre Kinder! — — — Stellen Sie ſich einmal dieſe fürchterliche Ausſicht vor. Wir rathen Ihnen nicht allein, wir beſchwören Sie bey Ihrer ganzen Glückſeligkeit: Heirathen Sie dieſen Mann nicht! Aber Sie lieben ihn! Lernen Sie ihn ganz kennen: So werden Sie aufhören, ihn zu lieben.

Den 4. Auguſt.

Ich bin verheirathet geweſen. Wie glücklich war ich durch meine Liebe, wie ſehr glücklich! Und wie fühle ich jetzt die ganze Laſt deſſen, was ich war; ob mir gleich mein äußerſtes Beſtreben, meinen Gram zu unterdrücken, nicht mislingt.

Wie viel hätte ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich Ihnen meine Situation nur einigermaſſen umſtändlich beſchreiben wollte. Doch Frauenzimmern kann man von dieſer Art der Glückſeligkeit, die vielleicht die unſchuldigſte und beſte iſt, mit wenigen Worten viel ſagen. Wie klein ſind alle Glückſeeligkeiten der Ehre gegen dieſelbe! Das Bewuſtſeyn der ausgeübten Pflicht iſt allein eine gröſſere. Man könnte die unſchuldige Liebe ſo gar unter die Pflichten zählen. Denn das Beſtreben nach Glückſeeligkeit gehört auch zu den Pflichten. Sie ſehen, wie ich über dieſe Glückſeeligkeit denke, die ſo wenige kennen. Sagen Sie mir nun: Soll ich meinen Verluſt zu erſetzen ſuchen, wenn ich ihn erſetzen könnte? Erſetzen nenne ich, ein Frauenzimmer finden, die ich, und die mich eben ſo ſehr lieben könnte, als ich ge-

geliebt habe, und geliebt worden bin; ob ſie gleich gewiſſe andre Nebeneigenſchaften haben könnte, als die Verſtorbne. Aber ehe Sie entſcheiden, noch eine Frage; und dann eine Hauptbedingung. Kann man zwo Perſonen faſt völlig gleich lieben? Denn ich kann gewiß nicht, und würde, wenn ich auch könnte, die Lebende nicht mehr als die Verſtorbne lieben wollen. Ich wollte aber auch die Lebende nicht weniger lieben. Wie könnte ich dadurch glücklich ſeyn? Und nun die Hauptbedingung: Die Lebende muß die Verſtorbne ſo ſehr, als mich, lieben können. Sie muß gern mit mir von ihrer Freundinn, und ohne alle Eiferſucht, auch ohne die feinſte, reden können. Was vermuthen Sie: Sollte es ein Frauenzimmer geben, die hierzu fähig wäre? Doch ich muß hier abbrechen. Mein Brief würde ſonſt viel zu lang werden

den. Aber ſeyn Sie deſto umſtändlicher. Entſcheiden Sie ja nicht zu kurz. Es ſind zwar nur ſehr wenige, die meine Fragen und Ihre Entſcheidungen intereßiren können. Aber dieſe wenigen verdienen, daß man nicht darüber hingehe.

Alcindor.

Sie erwarten zu viel von uns, Alcindor, wenn Sie glauben, daß wir uns getrauen ſollten, in einer ſo ernſthaften und delicaten Sache zu entſcheiden. Wir wollen Ihnen einige von denen Gedanken mittheilen, zu welchen Sie uns veranlaßt haben.

Unſre erſte Anmerkung (ſie iſt traurig; aber ſie ſcheint uns faſt ohne Ausnahme zu ſeyn) unſre Anmerkung iſt dieſe: Es kann kein Menſch lange ſehr glückſeelig ſeyn. Sehr viele Menſchen werden es ſo gar niemals. Wer es einmal geweſen iſt, muß entſchloſſen ſeyn, die Hoffnung aufzugeben, daß er es wieder werden könne.

Haben Sie Muth genung, in Betrachtung Ihrer, eine Ausnahme zu hoffen?

Vielleicht macht Sie dieſer Muth, wenn Sie ihn haben, einigermaſſen glücklich. Aber Sie verlangen von uns, daß wir Ihnen unſre Meinung aufrichtig ſagen ſollen.

Noch eine zu finden, die Sie faſt auf gleiche Art lieben würden, was gehört nicht alles dazu? Das wiſſen Sie beſſer, als wir, daß die Anzahl ſolcher Frauenzimmer, von denen Sie eine lieben würden, sehr klein iſt; und daß dieſe wenigen ſehr zerſtreut ſind. Werden Sie eine finden? Und wenn Sie ſie gefunden hätten, werden Sie von ihr geliebt werden? Nichts von äußerlichen Umſtänden zu ſagen; ſo wiſſen Sie, daß ſelbſt diejenige Liebe, die ſich vornehmlich auf ein ſchönes Herz, und auf die übrigen Eigenſchaften der Seele gründet, wir wollen nicht ſagen, ihre kleinen Capricen hat; aber doch gewiſſe feine, den meiſten unmerkliche Beſtimmungen der Charaktere verlangt, wenn ihr nichts zu der Glückſeeligkeit fehlen ſoll, welche ſie zu geben fähig iſt. Sie geben zu, daß die neue Schwierigkeit nicht gering ſey. Und geht das faſt völlig gleich lieben an? Geſetzt es gienge an; wird denn die Abweſende immer ſo ſtarke Einflüſſe auf Sie haben, als die Gegenwärtige? — Gleichwohl macht es Sie nicht glücklich, wenn Sie dieſe mehr lieben. — — — Es giebt noch eine andre Eiferſucht als die, ſo mit Recht beſchriene, und lächerlich gemachte. Und dieſe iſt von der Liebe, von welcher wir reden, unzertrennlich. Sie kann die heiterſte Seele bisweilen mit einem Wölkchen überziehn. Und was folgt alles daraus? Sie werden dieß mit einem Blicke überſehen. Wenn Sie uns einwenden: daß man zu viel Glückſeeligkeit fodere, wenn man nicht etwas Trübes darunter mit annehmen wolle; ſo können wir Sie zwar in einer gewiſſen Betrachtung nicht widerlegen: Aber Sie müſſen uns doch auch zugeben, daß Sie durch Ihren Einwurf von Ihrem Syſteme der Glückſeeligkeit abgehn. Noch Eins. Wagt man nicht zu viel Ruhe daran, wenn man ſich in die Umſtände ſetzt, noch Eine Geliebte vielleicht beweinen zu müſſen? Man muß, werden Sie ſagen, alle Anſprüche auf Glückſeeligkeit fahren laſſen, wenn man ſich mit ſolchen ſchwarzen Möglichkeiten quälen will. Sie ſollen ſich nicht vorher damit quälen; aber wenn nun der Fall kömmt? Wägen Sie ja recht genau. Ruhe der Seele von gewiſſer Dauer; und Glückſeeligkeit von ſehr ungewiſſer. Uns kömmt es vor, daß es die zweyte Wagſchale iſt, welche in die Höhe ſteigt.

Hundert und 24tes Stück.

Laß den Schlaf nicht, ſagte Pythagoras, in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages ſorgfältig überdacht haſt! Worinnen war ich nachläßig? Was habe ich verrichtet? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelaſſen? Auf dieſe Weiſe fange von der erſten That an und gehe bis zur letzten fort. Und dann betrübe dich über das Böſe, das du gethan haſt, und freue dich über das Gute! Zur Beförderung des Wachsthumes in der Tugend kann unſtreitig keine beßre Regel gegeben werden, und ſie iſt zu nützlich, als daß man ſie nicht oft wiederholen und einzuſchärfen ſen ſuchen ſollte. Sie fand lange noch nach dem Tode ihres Urhebers Bewunderer, und, was mehr iſt, Männer, welche ſich nach derſelben richteten. Von dem ältern Cato, den die Strenge ſeiner Sitten ſo unvergeßlich gemacht hat, wird gerühmt, daß er ſich an jedem Abende, deſſen, was er geſagt, gehört, und gethan hatte, erinnert habe. Sextius, ein Pythagoräer zu den Zeiten des Seneca, ſchlief keinen Abend ein, ohne ſich zu fragen: Von welcher Unvollkommenheit haſt du dich befreyt? Welchem Laſter haſt du widerſtanden? Worinnen biſt du beſſer geworden? Seneca ſelbſt erzählt von ſich, daß er jeden Tag ſich vor ſeinen eignen Richterſtuhl fodere. — — Wenn das Licht weggenommen iſt; wenn meine Frau, die meine Gewohnheit kennt, ſchweigt, alsdann überdenke ich meinen ganzen Tag; ich prüfe alle meine Handlungen und Reden; ich verberge nichts vor mir; ich überſehe nichts. Welche Beyſpiele für uns, die wir zu einer ſo genauen Kenntniß und Unterſuchung unſrer ſelbſt weit mehr und weit vollkommnere Gründe und Anreizungen haben, als ſie, welche bey aller ihrer Weisheit doch nur einen dämmernden Schein von der Schönheit, der Würde und den Vortheilen der Tugend hatten!

Wir beſchließen wieder ein Jahr. War einem Pythagoräer ein Tag ſchon ein ſo wichtiger Theil ſeines Lebens, daß er eine genaue Rechenſchaft von der Anwendung deſſelben von ſich foderte: Was muß einem Chriſten nicht ein Jahr ſeyn! Wer kann reinere und gewiſſere Begriffe von dem Werthe der Zeit haben, als er!

Ich habe zu viel Hochachtung für meine Leſer, als daß ich fürchten ſollte, dieſer Gedanke ſey für diejenigen zu ernſthaft, die eine ewige Fortdauer ihres Weſens glauben.

Mit einem jeden Tage ſollten wir weiſer und beſſer werden, eine Unvollkommenheit mehr ablegen, eine Leidenſchaft mehr überwinden, und ſelbſt eine jede Stunde wo nicht mit edeln und nützlichen Handlungen, doch mit ſolchen Entſchließungen bezeichnen, deren wir uns niemals ſchämen dürfen. An Gelegenheiten und Aufmunterungen kann es uns nie fehlen, wenn wir ſie nur wirken laſſen. Wie ſehr müßten wir uns nicht auf dem Wege der Wahrheit und Rechtſchaffenheit dem Ziele unſrer Beſtimmung genähert haben! Mit welchem Vergnügen müßten wir nicht in das Vergangne zurückſehen können!

Allein wenn auch der Tugendhafteſte, der ſich in der Erfüllung ſeiner Pflichten am geſchäfftigſten und eifrigſten erwieſen hat, ſich am Ende ſeines Lebens aller Augenblicke deſſelben erinnern, und zugleich ſeine Thaten darinnen in ein richtiges Verzeichniß bringen könnte, und dieſe theils gegen die Zeit, die er zu guten Handlungen hatte, theils gegen die Kräfte, die ihm zur Ausübung der Tugend gegeben waren, abwägen wollte; So würde er nur allzuviele leere und unbezeichnete Stellen darinnen finden, diejenigen Stunden und Tage ungerechnet, die er nicht gelebt zu haben wünſchen möchte, weil er ſie der Thorheit oder dem Laſter preisgegeben hat! Wie unruhig würde er nicht werden,

den, ſelbſt bey ſeinem Bewußtſeyn, daß er wenigſtens ſeit der Zeit, da er ſich der Tugend mit Standhaftigkeit gewidmet hatte, keine ſeiner Pflichten muthwillig vergaß! Es iſt ſehr weiſe, mit unſern vergangenen Stunden zu reden, und zu fragen, was ſie dem Himmel für Nachrichten von uns gebracht haben; aber es iſt eben ſo kränkend, wenn man ſich den Vorwurf machen muß, daß es in unſrer Gewalt ſtund, ihnen beßre mitzugeben!

Wie elend muß denn nicht am Eingange in die Ewigkeit der ſeyn, deſſen Leben eine immerwährende Zerſtreuung aus einer Thorheit in die andre; eine beſtändige Abwechslung der lächerlichſten Eitelkeiten mit den ſchändlichſten Laſtern war!

Gleichwohl laſſen beyde der Thor und der Laſterhafte ſich nicht etwa nur einen Tag oder einen Monat, ſondern ein Jahr nach dem andern, und mit jedem unzählbare Seeligkeiten entreißen. Denn es ſollen nicht allein die Thaten, ſondern auch die Gedanken belohnt werden, wenn ſie der Belohnung würdig ſind. Wenn ſie nur die Thorheit der vorigen Zeit damit gut machten, daß ſie keinen Augenblick länger mit ihrer Beſſerung verweilten! Aber noch erwarten ſie das nächſte Jahr. Werden ſie niemals lernen, daß es vergebens iſt, einen alten Baum zu pfropfen, wenn er nicht einmal für ſeine eignen ſchon verdorrenden Aeſte Saft genug hat?

„Unter den erſtaunenswürdigen Irr„thümern, die der Menſch begeht, ſagt „Young, und ich bitte meine Leſer, die

„ſes noch vor dem Anfange des folgen-
„den Tages ernſtlich zu erwägen, nimmt
„dieſe den höchſten Rang ein, daß alle
„Menſchen im Begriffe ſind zu leben, und
„ewig an der Schwelle der Geburt ſtehen.
„Alle preiſen ihr künftiges Selbſt; wie
„vortrefflich iſt das Leben, das ſie nim-
„mer führen werden! Die Zeit, welche
„ſie in ihren eignen Händen haben, wen-
„den ſie der Thorheit zu; jene, welche
„noch in den Händen des Schickſals iſt,
„wird der Weisheit angewieſen. Der
„elende verſchiebende Menſch iſt lauter
„Verſprechen, und das durch alle Stufen
„ſeines Alters. Als Jünglinge wünſchen
„wir nur als rechtſchaffene Söhne, daß
„unſre Väter weiſer ſeyn möchten. Im
„dreyßigſten Jahre argwöhnt der Mann,
„daß er ſelbſt ein Thor ſey; weis es im
„vierzigſten, und verbeſſert ſeinen Plan;

„im funfzigſten ſchilt er über ſeinen Verzug,
„und treibt ſeinen klugen Vorſatz zur
„Entſchließung, entſchließt ſich mit der
„ganzen Tapferkeit des Geiſtes, entſchließt
„ſich, und entſchließt ſich wieder, und
„ſtirbt eben derſelbe.„

Wen kann nicht dieſes ſchreckliche Schickſal in dem künftigen Jahre treffen, und wer wollte wohl, daß es ihn in dem zurückgelegten getroffen hätte?

Der
nordiſche
Aufſeher

herausgegeben

von

Johann Andreas Cramer.

Dritter und letzter Band.

Leipzig,
im Verlag der Heinſiußiſchen Buchhandlung,
1770.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorrede.

Da ich eine Arbeit beſchließe, welche bloß zur Beförderung der Tugend, der Sitten und des guten Geſchmacks beſtimmt worden iſt, ſo kann ich nicht unterlaſſen, denen meine aufrichtige Dankbarkeit zu bezeigen, welche ſie zeither ihrer Aufmerkſamkeit und Achtung gewürdigt haben. Ich thue dieſes mit dem ernſtlichen Wunſche, daß ſie mit allem Nutzen der Wahrheiten, woran ſie in den gegenwärtigen Blättern erinnert wurden, zur Vermehrung und Befeſtigung ihrer wahren Vollkommenheit und Wohlfahrt beglückt werden mögen. Zugleich ergreife ich dieſe Gelegenheit, aus billiger Achtung gegen ihren Beyfall, öffentlich zu ſagen, wie ich über die **Beurtheilung dieſer Schrift in den Berliniſchen Briefen über die neuſte Literatur** denke; um, ſo viel an mir iſt, allen Auslegungen meines zeither darüber beobachteten Stillſchweigens zuvorzukommen, welche meinen wahren Geſinnungen zuwider ſeyn könnten.

Ich ſchwieg alſo, nicht weil mir die Vorwürfe gleichgültig waren, welche dieſem Werke gemacht wurden, indem einige ſo beſchaffen ſind, daß ſie nicht allein den **Werth** der Schrift, ſondern den **moraliſchen Character des Verfaſſers** angreifen; auch nicht deswegen, weil ich wider dieſe Beurtheilungen von andern vertheidigt worden bin, noch vielweniger aber darum, weil ich den Criticus mit einem unchriſtlichen Stolze verachtet hätte. Bloß die Meynung, daß diejenigen, denen daran gelegen wäre, zu wiſſen, ob die gefällten Urtheile gegründet, oder ungegründet wären, unpartheyiſch richten würden, war die Urſache meines Stillſchweigens. Eben dieſer Ueberzeugung wegen würde ich es noch nicht brechen, wenn ich mich nun nicht, ſo wohl wegen des Amtes, worinnen ich ſtehe, als wegen der geäußerten Veranlaſſung zu der ganzen Critik über die gegenwärtige Schrift für verbunden erachtete, wenigſtens einige meiner Einſicht nach, nicht unnütze Anmerkungen zu machen.

Vorrede.

Ich bin angegriffen, und vertheidigt worden. Mir ſelbſt bin ichs ſchuldig zu ſagen, daß ich keine Vertheidigungen meiner Blätter veranlaßt habe, auch an ihnen keinen andern Antheil nehme, als den, welchen, wo ſie nach meiner Ueberzeugung gegründet ſind, die **Wahrheit**, und die darinnen gegen mich geäußerte Achtung und Zuneigung verlangen kann. Eben dieſes darf ich von meinem Freunde, dem Verfaſſer des Meßias, verſichern. Dabey muß ich noch erinnern, daß Herr **Baſedow**, mein in Abſicht auf ſeine Achtung gegen mich zu gütiger Freund, keinen Antheil an der Verfertigung dieſer Blätter genommen habe, als den, daß ich ihm die Materie zu einem einzigen Stücke ſchuldig bin, welches in dem Verzeichniſſe aller Blätter bemerkt iſt.

Es würde wenigſtens unanſtändig ſeyn, wenn ich mich auf das Urtheil über die Gaben einlaſſen wollte, die ich als Schriftſteller beſitzen mag. Das Maaß und den Werth derſelben mögen andre beſtimmen;

meine Sorge ſoll, wie es meine Pflicht iſt, allezeit ſeyn, nach meinen beſten Einſichten, Gott, dem ich ſie ſchuldig bin, dadurch zu preiſen; meinen Nebenmenſchen aber damit zu nutzen, und, wo ich in dem Gebrauche derſelben Fehler entdecke, ſolche zu verbeſſern.

Wegen des Blattes, worinnen ich das gewiß nicht ungewöhnliche, und eben ſo wenig unſchädliche Vorurtheil zu widerlegen ſuchte, daß ein Menſch ein Mann ohne Religion und doch ein rechtſchaffener Mann ſeyn könnte, bin ich beſchuldigt, und die Beſchuldigung iſt wiederholt worden, daß ich mir die Mine einer neumodiſchen Rechtgläubigkeit gäbe, welche darinnen beſtehen ſoll, daß man ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz aus dem Chriſtenthume begnüge, und allem Verdachte der Freydenkerey auszuweichen glaube, wenn man von der Religion fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſe. Ein harter Vorwurf! Ich danke Gott, daß ich mit Freudigkeit verſichern kann, niemals etwas

was mit einer ſo verwerflichen Abſicht geſchrieben zu haben; daß ich auch niemals eine ſolche **Mine** annehmen werde, in der thörichten Meynung, **daß ſie gut laſſe; daß ſie bezaubre.** Uebrigens glaube ich noch, daß ich, was den Innhalt des erwähnten Blattes betrifft, keiner Sophiſtereyen ſchuldig bin. Ich verſtand daſelbſt unter **einem Manne ohne Religion**, wie das ganze Blatt bezeugt, einen Verächter und Feind der Religion, und ließ unentſchieden, welcher Religion. Unter denen, welche ſo wohl die natürliche, als die geoffenbarte Religion annehmen, giebt es gewiß einige, welche in der Meynung ſtehen, daß ein Menſch ein Mann ohne Religion, ein Verächter derſelben, und doch ein rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Dieſe, und nicht den Verächter der Religion ſelbſt, der freylich auf eine andre Weiſe von ſeiner wahren Beſchaffenheit unterrichtet werden muß, ſuchte ich an gewiſſe Wahrheiten zu erinnern, welche ſie glauben, und daraus zu überzeugen, daß ſie ihr Urtheil ändern müßten, wenn ſie ihren übrigen damit ſtreitenden Grundſätzen überall getreu ſeyn wollten. Da ſie **zugeben**, daß zur Rechtſchaffenheit in der **weiteſten** Bedeutung dieſes Wortes, ein rechtſchaffenes Verhalten gegen Gott und die Religion gehört, ſie mag nun wahr oder falſch ſeyn, im **engern** Verſtande aber, wenn darunter eine fortdaurende Neigung und Fertigkeit, alle Pflichten gegen unſre Nebenmenſchen auszuüben verſtanden wird, ein hinlängliches Principium dazu erfodert werde, welches kein andres ſeyn kann, als die Religion, und zwar ſo wohl die **natürliche**, als die **geoffenbarte**: So folgte daraus unwiderſprechlich, daß ſie ſich in der Meynung irrten, die ich angriff. Daß man aber einen Verächter der Religion einen **Mann ohne Religion** nennen könne, dieſes braucht, wie mich deucht, keines Beweiſes; und deswegen iſt es unnöthig, mehr darüber zu ſagen.

Was die Methode betrifft, die ich in Abſicht auf den Unterricht der Kinder im

Chriſtenthume angerathen habe, auch noch für die beſte erkenne, ohne meine Einſichten jemanden aufzudringen, ſo iſt ſie beſchuldigt worden, daß ſie die Kinder erſt zu Socinianern, und dann wieder zu Rechtgläubigen mache. Von ganzem Herzen würde ich ſie verabſcheuen, wenn ſie dieſen Vorwurf verdiente. Sie würde ihn verdienen, wenn ich gerathen hätte, die Kinder zu lehren: **Chriſtus ſey ein bloßer Menſch**, als welches der Irrthum der Socinianer iſt. Allein ich habe gerathen, Chriſtum den Kindern erſt als den beſten und vortrefflichſten Menſchen bekannt zu machen, und darauf den Unterricht, daß er Gott ſey, folgen zu laſſen, weil die eine Lehre faßlicher, als die andre ſey. Hieraus erhellet deutlich, daß ich an keine **Zerſtümmlung der geoffenbarten Wahrheiten**, ſondern nur an die **Ordnung ihres Vortrages** gedacht habe. Sie ſind unſtreitig einer **verſchiednen Ordnung und Folge deſſelben** fähig.

Iſt dieſes, ſo kann der Vorzug einer Methode vor der andern keinen Irrthum verurſachen. Denn ſonſt müßte der, welcher die Kinder **zuerſt** von der **Gottheit des Erlöſers** unterrichtete, ſie durch dieſe Methode verleiten, zu glauben, daß er **nur Gott und kein wahrer Menſch** ſey. Ich glaubte, die Anleitung zu der von mir angerathenen Methode in der Art, wie Paulus die Lehre des Chriſtenthums vorgetragen habe, zu finden. Dieſe Meynung wird beſtritten, und man giebt von den Stellen, die mich dazu veranlaßten, andre Erklärungen, als diejenigen, die ich zum Grunde legte, wiewohl man einräumt, daß wenigſtens in Abſicht auf eine von denſelben einige Gottesgelehrte mit mir übereinſtimmen. Zur Rettung der von mir angerathenen Methode von dem ihr gemachten Vorwurfe iſt es unnöthig, mich in eine Erörterung dieſer oder jener Erklärung einzulaſſen, da ſie, wenn ich alles einräumte, te, was deswegen geſagt worden iſt, an ſich ſelbſt untadelhaſt bleibt, und mit Nutzen gebraucht werden kann, wenn die Kinder auch bey dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte, oder im Umgange ſchon gehört haben, daß der Erlöſer Gott ſey. Ich erinnere alſo, zur Vermeidung der Weitläuftigkeit, nur dieſes, daß ich nirgends geſagt habe, **einmal**, daß man die Kinder **wenigſtens ein Jahr lang** in der Unwiſſenheit von der Gottheit des Erlöſers laſſen ſollte; **zweytens**, daß Chriſtus **zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Kindheit** mit einer ſo großen Weisheit ausgerüſtet worden ſey, als Gott jemals einem Menſchen gegeben hat. Die Worte: **Zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Kindheit**, ſind als **meine Worte** angeführt worden; allein ſie ſind ein unächter Zuſatz, den man unter meinen Worten nicht findet. Der darinnen enthaltne irrige Gedanke kann auch nicht mit Grund aus meinem

Vortrage geſchloſſen werden. Ich habe zwar geſagt: Chriſtus hätte in ſeiner Kindheit allen Kindern das vollkommenſte Beyſpiel der Unterwürfigkeit gegen Gott und ſeine Aeltern gegeben; **darum** hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade bey Gott und den Menſchen zugenommen. Allein wer ſieht nicht, daß die Partikel **darum** weiter nichts anzeigen ſoll, als dieſes, daß der Wachsthum des Erlöſers in der Gnade bey Gott und den Menſchen in ſeinem vorhergehenden Verhalten, als eine Folge, gegründet geweſen ſey? Mit welchem Rechte darf man **Folgen** und Belohnungen mit einander verwechſeln? Ich enthalte mich mehr zu ſagen, da ich nun meinen eigentlichen Gedanken deutlich genug erklärt habe.

Wenn es gewiß iſt, daß die Empfindungen der Religion auch in Gedanken der Seele beſtehen, und vornehmlich wegen ihrer Lebhaftigkeit, wegen der Menge derer, die ſich auf einmal mit einander vereinigen, und wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie in der Seele entſtehen und einander folgen, Empfindungen heißen; wenn ferner die Möglichkeit nicht geläugnet werden darf, daß die Lebhaftigkeit und Hitze, mit welcher der Geiſt denkt, viel zur Einſicht neuer Wahrheiten oder zur Entdeckung neuer Seiten und Verknüpfungen derſelben beytragen kann, wozu es oft an Zeichen fehlt: ſo braucht das Blatt, worinnen der Verfaſſer des Meßias ſeine Meynung von der beſten Art über Gott zu denken ſagt, keine Rechtfertigung.

Was den Ausſpruch über ſeine geiſtlichen Lieder betrifft, ſo bitte ich den Herrn Verfaſſer der Briefe, nicht um meines Freundes willen, ſondern ſeines eignen Herzens wegen, da er doch ein Chriſt zu ſeyn verſichert, noch einmal, mit einem ruhigen Gemüthe zu erwägen, ob ſein Urtheil und die Einkleidung deſſelben mit der Ehrerbietung beſtehen könne, welche Chriſten den darinnen faſt durchgängig mit den Worten der Offenbarung ſelbſt ausgedrückten göttlichen Wahrheiten ſchuldig ſind. Kennte er die gegenwärtigen Empfindungen meines Herzens, ſo hoffe ich, daß ihm dieſe ernſtliche Bitte, ihrer reinen Abſicht wegen, gefallen würde.

Ich komme nun auf die endlich geſtandne **Veranlaſſung** zu den Beurtheilungen des **Aufſehers**. Es iſt ſolche ein Brief in dem ſieben und dreyßigſten Stücke, worinnen auf eine freymüthige Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Portraite einiger Dichter, die man vor der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften findet, weder ähnlich ſind, noch einen **guten** Grabſtichel zeigen. Dieß iſt unſtreitig die einzige Abſicht deſſelben; denn der Schluß kann für nichts als für eine Nachahmung ähnlicher Scherze in den Blättern des engliſchen Zuſchauers gehalten werden.

Vorrede.

Die Unterſchrift des Briefes: **Philipp Kauk, Kupferſtecher,** veranlaßt eigentlich Vorwürfe, die ſo beſchaffen ſind, daß billig gar nicht darauf geantwortet werden ſollte, bis man einen gerichtlichen Beweis derſelben ſähe, weil dieſelben entweder für bürgerliche Anklagen oder für bürgerliche Beſchimpfungen gehalten werden müſſen. Ich will aber doch, weil ich durch die Einrückung des Briefes die darinnen befindliche Critik gebilliget habe, und der Zuname **Kauk** wirklich der Name eines von den Künſtlern iſt, welche die getadelten Portraite geſtochen haben, zweyerley darüber ſagen. Erſtlich frage ich, ob der Herr Verfaſſer der Briefe glaube, daß es mit der Redlichkeit, Frömmigkeit und Großmuth eines Critikus ſtreite, zu ſagen, er finde, nach ſeiner Einſicht, in den Werken eines Autors Fehler, um welcher willen er ihn nicht unter die vortrefflichen Scribenten zählen könne; daß er folglich eines ſolchen Urtheiles wegen, es mag gegründet oder nicht gegründet ſeyn, für einen Ehrenſchänder im moraliſchen und bürgerlichen Verſtande erklärt werden müſſe? Seine Beantwortung der Frage iſt die meinige. Zweytens muß ich melden, daß ich nicht gewußt habe, als ich den gedachten Brief empfieng, daß in Berlin ein Kupferſtecher Kauk hieße, weil ich nicht auf die Namen der Künſtler geachtet hatte, als mir die in dem Schreiben getadelten Portraite nicht gefielen. Ich wurde zuerſt daran in einem Briefe aus Leipzig erinnert. Hätte ichs gewußt, ſo würde ich die Unterſchrift gewiß verändert haben, obgleich Boileau von niemanden für den Verfaſſer eines Pasquills erklärt worden iſt, weil er unter den Namen eines Balzac und Voiture einige wider ihre Schreibart gerichtete ſatyriſche Briefe geſchrieben hat. Dennoch würde ich in der von mir angenommenen Perſon einen ſolchen Gebrauch wirklicher Zunamen nicht gebilligt haben, weil dieſe Art der Ironie dem Charakter der Critik nicht gemäß iſt, die ich mir erlauben wollte; wie man denn auch einen ähnlichen Zug in allen andern Blättern vergeblich ſuchen wird. Da ich weiß, daß der mir anfangs unbekannte Verfaſſer des Briefs, wodurch wider meine Abſicht und Erwartung der Künſtler und ſein Freund, der Critikus, ſo ſehr beleidigt worden zu ſeyn ſcheint, ſich ſelbſt nennen will: ſo überlaſſe ichs ihm, ſeinen Namen ſelbſt bekannt zu machen, mit dem Wunſche, daß es ohne Bitterkeit geſchehen möge, wenn er glaubt, ſich eine gerechte Vertheidigung ſchuldig zu ſeyn. Ich ſetze weiter nichts hinzu, als daß der Brief, der eine ſo weitläuftige Beurtheilung meiner Blätter veranlaßt hat, ſo wenig von den Herren Klopſtock und Baſedow als von mir herrühre.

Vielleicht bin ich weitläuftiger geweſen, als nöthig geweſen wäre. Ich hoffe es aber, meiner Vertheidigung wegen, niemals wieder zu ſeyn, und erſuche meine Leſer, ihre Wünſche mit den meinigen zu verbinden, daß Gott mich und alle, die der Welt durch Schriften nützen wollen, regieren möge, ſich darinnen nichts zu erlauben, was nicht zur Verherrlichung ſeiner Ehre, oder zur Ausbreitung der Frömmigkeit, der Tugend, der Wahrheit, und eines auch ihm gefälligen guten Geſchmacks gereichen kann. Kopenhagen, den 20. Jan. 1761.

Joh. Andr. Cramer.

Hundert fünf und zwanzigſtes Stück.

Nun ſind wir ſchon zehn Jahre über die Hälfte unſers Jahrhundertes hinaus. Von wie viel Unglücklichen ſind wir in den letzten Jahren Zeitgenoſſen geweſen. Welche Entſcheidungen der Verſehung haben wir erlebt, die durch ein Sandkorn, das ſie auf die eine Waagſchale legt, das Uebergewicht beſtimmt und thut, was ſie will. Bis gegen die letzten Tage des nun vergangnen Jahres wurden wir ganz verſchont. Aber in dieſen letzten Tagen — — doch wurden wir in denſelben nicht vielmehr, als verſchont? Empfiengen wir nicht außerordentliche Gnaden? Nicht einmal ein Schatten von Gefahr bey einer Krankheit, die ſo viele weggenommen hat, von vier tauſenden über tauſend. Ich kann nicht aufhören, über dieſe ſo ſichtbare Hülfe der über uns wachenden Vorſehung zu erſtaunen.

Und zu eben dieſer Zeit, zur Zeit dieſer großen Hülfe, wurde auch unſer Leben erhalten. Wie gelinde war die Erſchütterung, mit der uns das Erdbeben, zum Danke für die Geneſung des Königs, aufweckte. Kann man ſich überreden, daß Gott daſſelbe ohne Urſache in dieſen Tagen habe kommen laſſen? Wir ſollten deſto feuriger für die Erhaltung des Königs danken können, weil wir zugleich für unſere eigne zu danken hatten. Ich bin überzeugt, daß ſchon viele öffentlich und ins Geheim Gott mit derjenigen Rührung, die ſo auſſerordentliche Wohlthaten erfodern, geprieſen haben. Aber können wir den Dank für ſolche Gnaden zu oft wiederholen? Wie würde ich mich freuen, wenn folgende Ode einige zu dieſer Wiederholung veranlaßte. Sie iſt, um dieſen Zweck deſto mehr zu erreichen, nach der Melodie: **Lobet den Herren; denn er iſt = =** gemacht worden. Dieß wird denjenigen, welche die Muſik, vornämlich wegen ihres würdigſten Gebrauchs, lieben, nicht gleichgültig ſeyn.

Laßt dem Erhalter
Unſers Geliebten
Uns freudig danken!
Du haſts allein gethan, o du des Lebens
Herr! und Herr des Todes!
Dir ſey der Ruhm, der Dank, der Preis, die Ehre,
Groſſer Erhalter
Unſers Geliebten!

Thränen und Wonne
Dankende Thränen
Seyn unſer Opfer!
Mit dieſem Opfer fallet tiefanbetend
Vor dem Throne nieder,
Von dem des Rettenden Befehl' erſchollen:
Leben, ja leben
Soll mein Geſalbter!

Wunderbar haſt Du,
Vater des Schickſals,
Uns Ihn erhalten!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,

Haſt du uns gegeben!
Steig oft und ſtark, Gebet, viel iſt der Gnade!
Steige mit Wonne
Auf zu dem Geber!

Mengen erlagen!
Doch Ihn berührte
Sanft deine Hand nur!
So ſanft, daß wir ſo gar (wer kann hier danken?)
Nicht einmal erſchracken!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,
Gab uns die Stunde
Deiner Errettung!

Ach, den wir lieben,
Vater, er lebet!
Und auch wir leben!
Denn in der Stunde deiner reichen Gnaden,
Da Du ihn erhielteſt,
Da rührteſt Du auch uns mit ſanfter Hand an.
Vater, die Erde
Bebt', und wir leben!

Herr! da die Erde
Unter uns bebte,
Scholl deine Stimme!
Nicht deines Zornes, deiner Liebe Stimme Scholl,

Scholl, uns aus dem Staube
Zu rufen, und gen Himmel ſchaun zu lehren,
Nach dir, des Todes
Herr und des Lebens!

Noch mit Entzücken
Hör ich der Erde
Gelindes Rauſchen!
Des Richters Arm, der über andre Völker
Fürchterlich ſich ausſtreckt!
Die Städt' erſchüttert, daß ſie im Erdbeben
Donnern, und fallen,
Unterzugehen!

Der itzt die Völker,
Daß es ſie würge,
Dem Schwerte zuführt!
Der Arm wird über unſerm Haupt erhoben,
Ach, daß er uns ſegne!
Und, daß wir, auf des Segens Fülle, merken!
Wecket er ſanft uns
Auf aus dem Schlummer!

Fallet mit Jauchzen
Vor dem Erbarmer
Aufs Antlitz nieder!
Laßt jedes Herz ſein Halleluja ſingen!

Herr, Herr, Gott! barmherzig!
Du Duldender! Getreuer! Gnadenvoller!
Ehre dir! Preis dir!
Dank dir, Erbarmer!

Gieng nicht des Herren
Herrlichkeit ſichtbar
Vor uns vorüber?
Laßt uns anbetend ihr von ferne nachſehn:
Ja! in unſrer Seele
Soll dieſes Heils Erinnrung ewig bleiben!
Bleiben ein Nachhall
Deſſen, was Gott that!

Sagt es den Enkeln,
Väter! und lehrt ſie
Gen Himmel ſchauen!
Vernimms, der Enkel Sohn, und lerne danken!
Und kein Greis entſchlummre,
Der nicht noch einmal Dank, wenn er entſchlummert,
Gott aus des Herzens
Innerſten ſtammle!

Daß wir dir danken!
Vater, o gieb uns
Auch dieſe Gnade!
Herr, Herr! Preis, Ehr, und Ruhm ſey und Anbetung
Deinem groſſen Namen!
Hoch in den Himmeln hubſt du deinen Arm auf,
Herr, uns zu ſegnen!
Herr, uns zu ſegnen!

Hundert ſechs und zwanzigſtes Stück.

So finſter auch die Wolken ſeyn mögen, welche, zumal in den Augen eines Schwermüthigen, das gegenwärtige Leben oft von fern her überſchatten, oft ganz verdunkeln: ſo muß man doch geſtehen, daß die Umſtände und Schickſale der menſchlichen Natur in vielen Stücken beſſer ſind, als ſie bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen. Wie oft beſchweren wir uns darüber, daß alle unſre

Glückſeligkeiten von einer ſolchen Beſchaffenheit ſind, daß man in der Erwartung derſelben, und in den Bemühungen, ſie zu erlangen, mehr Vergnügen findet, als in dem Genuſſe ſelbſt! Wenn man nun dieſe traurige Erfahrung mit den Uebeln zuſammendenkt, die uns getroffen haben, oder itzt quälen, oder noch quälen können: ſo muß es nothwendig ein ſehr niederſchlagender Gedanke ſeyn, daß wir in einer Welt leben, wo das Vergnügen ſelbſt zum Lügner wird, und gleich einem ſchmeichelnden Verräther zu unſerm Kummer faſt eben ſo viel beyträgt, als das mannichfaltige Elend, das uns entweder bedrohet, oder trifft.

Allein wir ſollten uns mehr über unſer eignes Urtheil, als über die Natur der Dinge beſchweren. Wir ſollten in Abſicht auf die Glückſeligkeiten des Lebens weniger erwarten, und in Abſicht auf die Widerwärtigkeiten, die uns darinnen begegnen können, weniger fürchten. Es verhält ſich mit unſern Leiden, wie mit unſern Vergnügungen; was wir auf der einen Seite verlieren, gewinnen wir auf der andern wieder. Es iſt bloß unſre eigennützige

Partheylichkeit, welche das, was auf unſre Läuterung und höhere Vollkommenheit abzielt, härter und unerträglicher abbildet, als es wirklich iſt.

Wie manche Arten des Unglücks ſind nur in der Ferne ſchrecklich! Je näher ſie kommen, deſto mehr verlieren ſie von ihrer Furchtbarkeit, und wenn ſie nun mit aller ihrer gefürchteten Laſt auf uns fallen, ſo erſtaunen wir oft, daß es uns ſo leicht wird, ſie zu tragen. Zuweilen kann ſo gar ein Unglück ein Gegenſtand unſrer Wahl werden, wenn es nur mit einem ernſtlichen, ſtandhaften Blicke betrachtet wird.

Um in dem gegenwärtigen Leben ſo viel Vergnügen zu genießen, als wir nach der eigentlichen Beſtimmung deſſelben, erwarten können, ohne uns in unſrer Erwartung betrogen zu ſehen, ſollten wir die Gegenſtände unſrer Freude, unſrer Hoffnung, unſres Kummers und unſrer Furcht immer aus dem Geſichtspunkte betrachten, worinnen ſie in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen. In dieſem Geſichtspunkte ſtehen wir, wenn wir uns erinnern, daß wir geſchaffen wurden, die höchſte Stufe der Vollkommenheit, und Glückſeligkeit, nach welcher wir zu ſtreben, von faſt unendlichen Begierden angefeuert werden, nicht in der Zeit, ſondern in der Ewigkeit zu erreichen.

Alsdann erkennen wir, daß dieſes Leben nicht mehr Anmuth und Glück hat, als nöthig iſt, uns zu den Tugenden aufzumuntern, durch welche wir, als durch ſo viele mittlere Stufen zu der höchſten empor ſteigen müſſen. Die Gottheit könnte ihre wohlthätigen Abſichten mit uns nicht erfüllen, wenn ſie uns in dem Genuſſe irdiſcher Güter ſo viel wirkliche Freude finden ließe, als wir uns in der Hoffnung verſprechen. Die Erfahrung lehrt, daß wir uns nur darum betrogen ſehen, weil ein einziger Wunſch ſo heftig geworden war, daß kein andrer in unſrer Seele empor kommen konnte. Wer würde alſo eine höhere Glückſeligkeit wünſchen; wer würde ihr Daſeyn glauben? Wer aber beydes unterläßt, wird auch das Beſtreben nach derſelben unterlaſſen. Folglich muß uns der Genuß geringerer Glückſeligkeiten lehren, daß nur diejenige unſre eifrigſten Beſtrebungen verdient, von der uns die Gottheit ſelbſt verſichert, daß ſie unſre größten Erwartungen nicht allein befriedigen, ſondern übertreffen werde.

Betrachteten wir die Widerwärtigkeiten des Lebens in eben dieſem Lichte, ſo würden wir ſehen, daß es weder mehrere noch größere Uebel giebt, als erfordert werden, uns diejenigen Vollkommenheiten zu verſchaffen, ohne welche wir zum Genuſſe einer ohne Aufhören fortdauernden Glückſeligkeit unfähig ſind. In der Ferne ſind ſie größer, damit wir keine rechtmäßige Bemühung vernachläßigen, ihnen auszuweichen, oder vorzukommen, weil auch dieſe unter die Tugenden der Vorbereitung gehört. In der Nähe aber, und noch mehr unter der Empfindung ſelbſt ſind ſie geringer, damit wir den Schwierigkeiten, mit denen die Ausübung unſrer Pflichten unzertrennlich verbunden iſt, williger und freudiger entgegen gehen, weil wir aus der Erfahrung wiſſen, daß ſie furchtbarer zu ſeyn ſcheinen, als ſie ſind.

Möchten wir nur die Vorſtellungen, daß dieſes Leben kaum ein Anfang unſrer Exiſtenz iſt, öfter und lebhafter denken! Die längſte Periode dieſer flüchtigen Dauer würde uns alsdann ſo unbedeutend ſeyn, daß, wenn wir auch alle glückliche Tage deſſelben verlören, wir die Lücke darinnen kaum bemerken würden, weil das Ganze ſelbſt ſo wenig von einem Nichts unterſchieden iſt! Jahrhunderte ſind gegen die Ewigkeit noch nicht einmal wie ein Augenblick zu rechnen: ſollte es denn nicht einer durch die Ausſicht in die Ewigkeit erweiterten Seele gleichgültig ſeyn, ob dieſe Minute einige angenehme Secunden mehr oder weniger enthält? Sollte ſie ſo klein denken, und darauf alle ihre Wünſche, Anſchläge und Sorgen einſchränken?

Es müſſe denn die Hoffnung einer glückſeligen Ewigkeit die herrſchende Empfindung unſrer Seele ſeyn; alsdann werden wir durch die Erwartung irdiſcher Vergnügungen weder zu ſehr aufſchwellen, noch durch den Ueberdruß in ihrem Genuſſe zu ſehr ſinken; wir werden ſie als Blumen betrachten, die wir unſrer Mühe nicht werth achten, wenn wir ſie nicht im Vorbeygehn brechen können. Im Getöſe des größten irdiſchen Glückes wird unſre Seele nicht entzückt, ſondern ruhig ſeyn. Unter der Empfindung noch ſo niederdrückender Leiden wird ſie Troſt genug haben, weil ſie weiß, daß jedes Uebel, das nicht aus ihrer Verſchuldung entſpringt, in ſeiner Beziehung auf die Zukunft ein moraliſches Gut iſt.

Hundert ſieben und zwanzigſtes Stück.

Da ich unter meinen Briefen verſchiedne liegen habe, die der Aufmerkſamkeit des Leſers nicht unwürdig zu ſeyn ſcheinen, ſo mache ich mir das Vergnügen, einige davon drucken zu laſſen.

Mein Herr,

Da es die Abſicht Ihrer Blätter ſeyn muß, nicht allein zu allen löblichen Handlungen aufzumuntern, ſondern auch die herrſchenden Laſter zu beſtrafen, und beſonders die verirrten Leidenſchaften des menſchlichen Herzens auf den richtigen Weg der Vernunft und der Tugend zurück zu führen: ſo wünſchte ich, daß Sie ſich einmal in eine Betrachtung über die

Abwege einlaſſen möchten, worauf ein unordentlicher Ehrgeiz zu verleiten pflegt. Unter den gemeinen Ausſchweifungen deſſelben habe ich eine bemerkt, die mir eine beſondre Ahndung der Sittenlehrer zu verdienen ſcheint. Sie beſteht darinnen, daß man bloß in der Abſicht, von andern bemerkt zu werden, dieſe oder jene phyſikaliſche oder moraliſche Unvollkommenheit affectirt, oder ſich wohl gar ſolcher Laſter rühmt, die man nie begangen hat, nicht ſowohl weil die Luſt dazu fehlt, als vielmehr weil man einen gewiſſen Muth haben muß, wenn man ſich derſelben ſchuldig machen will. Ich ſchweige von der letzten Art des Ehrgeizes, weil die Schändlichkeit deſſelben ſo ſehr in die Augen leuchtet, daß man ihn verabſcheuen muß, wenn man nur einige Empfindung von der wahren Würde unſrer Natur hat. Die erſte Art hat vielleicht nicht ſo ſchädliche Folgen, aber wie lächerlich macht ſie nicht diejenigen, welche die Hoffnung aufgeben, durch vorzügliche Verdienſte und Tugenden die Aufmerkſamkeit ihrer Nebenmenſchen auf ſich zu ziehen, und deswegen ſie durch angenommene Fehler zu reizen ſuchen!

Es giebt viele Gattungen derſelben; ich will ihnen aber nur diejenigen beſchreiben, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Dieſes ſind die Blinzer, die Harthörigen, die Murmler, die Hitzigen und die vorgegebnen Weibertyrannen.

Der Blinzer iſt ein Menſch, der bey dem ſchärfſten Geſichte ſich immer anſtellt, als ob er nicht drey Schritte weit ſehen könnte. Er ſieht beſtändig aus, als wenn er von ſeiner Kindheit an eine Brille getragen hätte, und beklagt ſich unaufhörlich über die Schwäche ſeiner Augen, die nach ſeinem Vorgeben alle Tage mehr abnehmen. Er kann Leute tauſendmal geſehen haben, und ſie doch, wenn er ſie wieder ſieht, nicht kennen, bis er ſie mit ſeinem Augenglaſe betrachtet hat. Niemals wird er eher ein Compliment machen, bis er einem ſo nahe auf den Leib gekommen iſt, daß man ſich geſchwind zurückziehen muß, wenn man nicht der Gefahr ausgeſetzt ſeyn will, umgeſtoßen zu werden. Die Damen ſind beſonders ſchlimm mit ihm daran: wie ſollen ſie ſich vor ſeinen kleinen, ſtarren, blinzenden Augen retten? Man ſollte wirklich mit einem ſolchen Mitleid haben, wenn ſich nicht zuweilen Fälle ereigneten, wo ſie plötzlich ihr Geſicht wieder erhielten. Nur vor kurzem habe ich einen geſehen, der mit ſeiner Kurzſichtigkeit übel ankam. Dieſer Blinzer wollte ſich einem Frauenzimmer nähern, um ſie unter dem Vorwande, daß er nicht gut ſehen könnte, recht genau zu betrachten, und vielleicht auch ſie ein wenig roth zu machen. Allein ſie mußte ſein Auge ſchon auf einer Lüge ertappt haben, und machte, als er nahe genug gekommen war, plötzlich eine ſolche Bewegung mit dem Fächer, daß er mit ſeiner Naſe ſehr ſtark daran ſtieß, welches die glückliche Wirkung hatte, daß er auf einige Schritte zurückflog, und auf einmal ſehend wurde. Seine Geneſung wurde noch mehr dadurch befördert, daß ſie gleich wegen ihres kurzen Geſichtes um Vergebung bat. Seit der Zeit bemerke ich, daß ſein Geſicht täglich zunimmt, und ſchon ziemlich weit in die Ferne reicht. So viel ich von der Herkunft der Blinzer habe in Erfahrung bringen können, ſo ſtammen ſie von dem uralten Geſchlechte der Gaffer ab, von denen aus der Geſchichte bekannt iſt, daß ſie ſehr gute, ſcharfe, aber äußerſt unhöfliche ungeſittete Augen hatten, und ſich auch durch die Unverſchämtheit derſelben eine allgemeine Verachtung zuzogen. Dieſer zu entgehen, ſollen ihre Nachkommen ihre Familiennamen verändert, und den Namen der Blödſichtigen angenommen haben, in der Meynung, daß man einem Blödſichtigen eher etwas zu gute halten würde, als einem Gaffer. Allein da viele gute rechtſchaffene Leute beyderley Geſchlechts wirklich das Unglück haben, ſehr kurzſichtig zu ſeyn, ohne dieſe doch etwas anzugehn: ſo deucht mich, daß es beſſer ſey, diejenigen, die es nur vorgeben, mit dem Namen der Blinzer von ihnen zu unterſcheiden.

Die Harthörigen geben vor, den Fehler an den Ohren zu haben, den die Blinzer an den Augen haben wollen. Es iſt aber bey denen, die ich meyne, mehr ein Fehler ihres innerlichen, als ihres äußerlichen Gehörs, indem ich aus vielen Erfahrungen weiß, daß ihr Tympanum von jedem Schalle ſo ſtark, als bey andern, erſchüttert wird. Dieſe vorgegebne Harthörigkeit hat vielerley Urſachen. Die unſchuldigſten unter denen, die mit die-

L. B. Weimar

ſem Gebrechen behaftet ſind, ſind wohl diejenigen, die dadurch verhüten wollen, nicht für Zerſtreute gehalten zu werden. Bey den übrigen entſpringt der Fehler theils aus der Neugierde, theils aus der Eitelkeit. Einige Harthörige gehören zu der Familie der Laurer, die nur deswegen ſich taub anſtellen, daß ſie ein Geheimniß erwiſchen mögen. Andre, und dieſe habe ich nur unter den Vornehmen gefunden, hören übel, weil ſie ein beſondres Vergnügen darinnen finden, ſich theils die demüthigen Bitten ihrer Clienten, theils die Lobeserhebungen ihrer Schmeichler mehr als einmal wiederholen zu laſſen. Ich habe lange auf ein Mittel wider dieſes Gebrechen gedacht, und ich glaube, eins entdeckt zu haben, das unfehlbar helfen muß, wenn es nur der Moraliſt erlauben will. Man müßte nämlich in ihrer Gegenwart mit einer etwas leiſen Stimme alles Böſe ſagen, was man von ihnen weiß, und mit dieſer Cur einige Zeit fortfahren. Allein da dieſe Arzeney unter diejenigen gehört, die aus ſtarken Giften zubereitet werden, ſo überlaſſe ich es Ihrer Unterſuchung, ob es denen, die es brauchen wollten, nicht ſchädlicher werden möchte, als es den Harthörigen nützlich ſeyn kann.

Dieſer Betrachtung wegen wünſchte ich, daß überall, wo ein Harthöriger iſt, ſich auch ein Murmler befinden möchte. Könnte man dieſe ſeltſamen Geſchöpfe immer zuſammen bringen: ſo würde vermuthlich ein Fehler durch den andern verbeſſert werden. Der Murmler iſt ein Menſch, der, ohne ein Gebrechen an den Werkzeugen der Sprache oder an der Lunge zu haben, kein lautes und vernehmliches Wort reden kann. Wenn man das Unglück hat, ſich ins Geſpräch mit ihm einzulaſſen, ſo kann man darauf rechnen, daß man alle Augenblicke fragen muß: was ſagen ſie, mein Herr? Man kann es den Murmlern bald anmerken, daß ſie ein großes Vergnügen an dergleichen Fragen finden. Sie entſchuldigen ſich immer mit ihrer ſchwachen Bruſt; ich aber glaube, daß der Fehler im Gehirne liegt. So bald man dieſes mit Gedanken anfüllen könnte, die werth wären, geſagt zu werden, ſo bald würde ihnen auch die Zunge gelöſt ſeyn. Bis dahin weiß ich kein Mittel, mit ihnen fortzukommen, als daß man ihnen, wenn man ja gezwungen wird, auf ſie zu hören, ſtets mit Reverenzen, Kopfſchütteln, Achſelzucken und Nicken antworte, und es darauf ankommen laſſe, ob ſich dieſe Antwort darauf paßt oder nicht.

Die Hitzigen ſind Leute, die gern alle Welt überreden möchten, daß ſie Leute von einem ſehr feurigen Temperamente wären, ungeachtet ſie von Natur ſo ſanft, als ein Lamm ſind. Man ſieht ſie in allen ihren Unterredungen eine große Heftigkeit affectiren. Sie laſſen niemanden zum Worte kommen; ſie ſchreyen; ſie übertäuben uns, um nur Gelegenheit zu erhalten, uns wegen ihrer Hitze um Verzeihung zu bitten; und uns verſichern zu können, daß es ihnen mit allen ihren Bemühungen nicht gelingen wolle, ihr natürliches Feuer zu dämpfen. Daß ihnen aber nichts weniger natürlich ſey, als die Hitze, der ſie ſich rühmen, kann man daraus deutlich genug ſehen, daß ſie ihre Heftigkeit nur gegen diejenigen auslaſſen, die einige Urſachen haben, ſie zu fürchten. Beſonders zeigen ſie es gegen ihre Bedienten, daß ſie Feuer haben; niemals aber, als wenn Zeugen dabey ſind.

Ich weiß keinen Grund zu finden, warum ſie einen Fehler zu haben vorgeben, von dem ſie ſo wenig an ſich haben, als den, daß ſie etwa gehört haben, Leute von einer feurigen Gemüthsart wären ſehr oft zu groſſen Unternehmungen aufgelegt. Weil ſie nun ſehr wohl wiſſen, daß ihnen ihres langſamen Kopfes wegen gar nichts gelingt, was ſie vornehmen, ſo ſähen ſie es gar zu gern, daß man von ihnen glaubte, ſie verdürben alles durch ihre groſſe Hitze. Allein es geht ihnen, wie allen denen, die ich ſchon beſchrieben habe; ſie wollen gern bemerkt ſeyn, und der Lohn aller ihrer Mühe iſt der, daß ſie verachtet werden. Erſt bedauert man ſie, lernt, daß ſie das nicht werth ſind, und lacht ſie aus. Zuweilen habe ich einiges Mitleiden mit ihnen, weil ich denke, daß ſie ihre Zuflucht nicht zu ſolchen kleinen Künſten nehmen würden, einiges Aufſehen mit ihren unbedeutenden Perſonen zu machen, wenn ſie nicht ein völliges Unvermögen empfänden, ſich durch irgend ein Verdienſt Aufmerkſamkeit zu erwerben. Aber mein Mitleiden verliert ſich bald, weil ich überzeugt ſeyn muß, es ſey niemand ſo ſehr von der

Natur verſäumt, daß er verzweifeln dürfte, ſich in Achtung zu ſetzen, wenn er nur ſeine Pflichten erfüllen will. Sie gleichen alſo den Bettlern, die, weil ſie nicht arbeiten wollen, ſich hinkend oder ſtumm anſtellen, damit man, in der Meynung, einen Krüppel zu ſehen, eher bewogen werden ſoll, ihnen ein Allmoſen zuzuwerfen.

Alethon.

Mein Herr,

Ich muß Ihnen von einer ſonderbaren Krankheit Nachricht geben, die nun ſchon ſeit verſchiednen Jahren unter den Frauen, die nicht eben zu den erſten Claſſen der Rangordnung gehören, und auch nicht einmal alle einen Rang haben, anſteckend geworden iſt, und beſonders den Männern verhaßt ſeyn muß, die noch ein wenig nach der alten Welt ſind. Ja, mein Herr, ſie iſt ſehr beſchwerlich, beſonders für einen Mann, der ſich ſeine Frau bloß in der Abſicht genommen hat, um eine Geſellſchaft im Hauſe, und zugleich eine Wirthinn zu haben. Wie ich ſie heißen ſoll, das weiß ich nicht zu ſagen; ſie iſt aber gerade das Gegentheil von dem, was von gewiſſen Nationen einige, wenn ſie eine Zeitlang aus ihrem Vaterlande entfernt geweſen ſind, empfinden, und das Heimweh nennen ſollen. Da dieſe beſtändig nach ihrer Heimath verlangen, und ganz elend werden, wenn ſie nicht zurückkommen: ſo können jene keinen Nachmittag in ihrem Hauſe ausdauern. Ich bin ſo unglücklich, (unglücklich kann ich mich wohl nennen, weil meine Nahrung erſtaunlich dabey leidet.) und habe eine Frau, die mit dieſer Krankheit behaftet iſt. Gleich nach Tiſche wird ſie davon überfallen; dann muß ſie gleich von ihrem Mägdchen angekleidet, die Pferde, die ich eigentlich meines Gewerbes wegen halte, müſſen vor die Kutſche geſpannt werden, und dann fliegt meine Frau, ohne ein Wort zu ſagen, die Treppe hinunter, und ich ſehe ſie vor Mitternacht nicht wieder. Ich, mein Herr, habe mit meinen Geſchäfften ſo viel zu thun, daß ich keinen Hüter bey meiner Frau abgeben, und ſie begleiten kann, zumal da es ein Uebel iſt, das, wie das tägliche Fieber, alle Tage wiederkömmt. Ich habe den Diener darüber befragt. Dieſer ſagt, daß ſie in einem Tage wohl in dreyßig

Häuſern abſteige, bis ſie endlich bey dieſem oder jenem Bekannten ganz ſpät abtrete, wo geſpielt zu werden pflegt. Das nennt ſie Viſitengeben. Nun können ſie leicht denken, wie mir ein ſolches Leben gefallen müſſe. Wenn ſie nach Hauſe kömmt, ſchlafe ich; wenn ich aufſtehe, ſchläft ſie, und dann hat ſie mit ihrer Kleidung ſo viel zu thun, daß ich ſie nur bey Tiſche zu ſehen bekomme. Ich brauche des Jahrs etliche Paar Pferde mehr, als ich brauchen würde, wenn ſie zu Hauſe bliebe, und Sie können leicht denken, in welcher Unordnung mein Hausweſen bey aller meiner Aufmerkſamkeit ſeyn müſſe. Ich habe es meiner lieben Hälfte ſchon einigemal vorgehalten; aber dann, wenn ich ihr es mit den beſten Worten ſage: ſo iſt ein Lerm, der nicht auszuſprechen iſt. Was ſoll nun ein Mann anfangen, der doch ſeine Frau für ſich, und nicht für andre geheyrathet hat? Daß dieſe und jene vornehme Damen, vor denen ich allen Reſpect habe, wie ſichs gebührt, nie zu Hauſe ſind, und keinen Augenblick Zeit für ſich übrig haben: das begreife ich. Wer weiß, was die für Staatsſachen auszumachen haben?

ben? Und das geht mich auch nichts an. Aber meine Frau ‚ ‚ ‚ Die hat gar nichts mit der groſſen Welt zu thun. Ich bitte Sie, mein Herr, darauf zu denken, ob einem ſolchen Uebel abgeholfen werden kann. Erklären Sie mir doch in einigen Zeilen; denn ich verſtehe kein Latein, was eine malitieuſe Deſertion iſt; denn ich habe gehört, daß man deswegen auf die Eheſcheidung dringen kann. Ich wollte nur einmal meine Frau damit ſchrecken; denn ſie hat wenig zu mir gebracht. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr dienſtbereitwilliger
Heinrich Häuslich.

Mein Herr Jronſide,

Ich habe ihr Blatt von den Fabriken mit einem beſondern Vergnügen geleſen, und ich nehme mir deswegen die Freyheit, da dieſe Materie ſo reich iſt, ihnen einige Gedanken mitzutheilen, welche durch ihre Betrachtungen veranlaßt worden ſind. Die Gründe, mit denen ſie beweiſen, wie ſehr ſich diejenigen an ihrem Vaterlande verſündigen, welche die

Aufnahme der Manufacturen und aller Arten künſtlicher Arbeiten hindern, ſind von dem wohlthätigen Einfluſſe derſelben in den wahren Nutzen, die Stärke und Unabhängigkeit des Staates hergenommen, und ſie müſſen einen jeden überzeugen, welcher glaubt, daß es wirklich eine Pflicht ſey, das allgemeine Beſte zu befördern. Ein ſolcher nun, mein Herr Jronſide, muß auch ſehr durch die Vorſtellung gerührt werden, daß der Fortgang der Fabriken und aller nützlichen Profeßionen nicht wenig zur moraliſchen Güte und Schätzbarkeit eines Volks beyträgt. Es iſt unläugbar, daß ſich die Laſter unter einer Nation in dem Grade vermindern, in welchem Müßiggang und Trägheit, woraus ſo viele ſchändliche Unordnungen entſpringen, abnehmen, Geſchäfftigkeit aber, Arbeitſamkeit, Fleiß, Sparſamkeit, und Erfindſamkeit ſteigen und ausgebreitet werden. Daß aber nichts geſchickter ſey, dem Müßiggange zu wehren, als die Fabriken, beſonders in groſſen und volkreichen Städten, dieſes leuchtet jedem in die Augen. Es iſt unmöglich, die Menſchen, beſonders in den niedrigen Ständen, ſchon in der Kindheit einen jeden langen Tag ſo zu beſchäfftigen, daß ihre noch zarten Gemüther vor Langerweile nicht auf allerley Thorheiten und muthwillige Streiche denken ſollten, wodurch gemeiniglich der erſte Grund zu den herrſchenden Laſtern der folgenden Zeiten gelegt wird. Die Fabriken, beſonders die in Wolle und Seide arbeiten, ſind von der Art, daß ſie Kinder von vier, fünf Jahren beſchäfftigen, und ſie ſo frühe ſchon zu brauchbaren Gliedern des Staates machen können, zu geſchweigen, daß eben dadurch den Aeltern die Erhaltung und Erziehung derſelben ungemein erleichtert wird. Möchte man doch nur das Wenige, was man etwa für unſre Manufacturarbeiten mehr ausgeben muß, als was ſie bey den Fremden koſten, für eine Belohnung anſehen, die man von ſeinem Ueberfluſſe einem dürftigen Kinde mit Freuden geben würde, wenn man ſähe, daß es ſeinen Unterhalt nicht erbetteln, ſondern, ungeachtet es noch ein Kind wäre, ſelbſt verdienen wollte! Möchte man es doch als ein Allmoſen betrachten, das man Armen zuwendet! Wie ſehr klagen wir nicht über die große Menge derſelben unter uns! Hätten unſre Fabriken einen glücklichern und ſchnellern Fortgang, ſo würden wir die Zahl derſelben bald abnehmen ſehen! Klagen nicht die meiſten von denſelben über den Mangel der Arbeit? Dieſe Klagen würden wegfallen, wenn unſre Manufacturen nicht allein für uns, ſondern ſelbſt für Fremde arbeiten könnten. Denn man findet nirgends weniger Bettler, als da, wo alle Arten von Fabriken in einem blühenden Zuſtande ſind. Welch ein ſchöner Anblick iſt aber ein Staat nicht, in welchem keine andern der öffentlichen oder beſondern Mildthätigkeit bedürfen, als bloß diejenigen, die durch natürliche Gebrechen, durch Krankheiten oder durch das Alter unfähig ſind, durch ihr Mitwirken zur allgemeinen Glückſeligkeit, ſelbſt nach dem Maaße des Gebrauches ihrer Kräfte und Geſchicklichkeiten, glücklich zu werden? Ich überlaſſe es Ihrer Beurtheilung, mein Herr Aufſeher, ob dieſe Gedanken werth ſind, in Ihren Blättern geleſen zu werden, und bin,

Mein Herr Ironſide,

Ihr aufmerkſamer Leſer,

Philoponos.]

Hundert acht und zwanzigſtes Stück.

Ich habe unter den neuern größern Werken, die ſeit einigen Jahren über die feinere Literatur geſchrieben worden ſind, und die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders der Alten, betreffen, keines mit mehr Vergnügen geleſen, als den *Polymetis* des Herrn Spence, eines Engelländers; ein Werk, welches die Abſicht hat, die Uebereinſtimmung zwiſchen den Werken der lateiniſchen Dichter und zwiſchen den Ueberbleibſeln der alten Künſtler in ein größeres Licht zu ſetzen, dieſe aus jenen, und jene aus dieſen zu erläutern. Da es außerhalb Engelland noch wenig bekannt iſt, ungeachtet man in dieſem Reiche ſchon eine zwote verbeſſerte Auflage davon gemacht hat: ſo hoffe ich den Liebhabern des Alterthums, und überhaupt denen, welchen die Schickſale des Geſchmacks unter den Römern nicht gleichgültig ſind, nicht zu misfallen, wenn ich den Inhalt dieſes Werkes anzeige, und einige

Auszüge daraus mittheile. Sollte es nicht ſelbſt einige Frauenzimmer unter uns geben, denen es nicht unangenehm ſeyn möchte, einige Augenblicke in der Geſellſchaft der größten römiſchen Geiſter zuzubringen?

Die ſchönen Wiſſenſchaften und die feinern Künſte ſtehen in einer natürlichen und genauen Verbindung mit einander, indem ſie ſich nicht allein auf gleiche Abſichten beziehen, ſondern auch faſt einerley Grundſätze und Regeln haben. Die Dichter richteten ſich deswegen, in den alten Zeiten, nach den Künſtlern, und dieſe nach jenen, daher ſehr oft die römiſchen Poeten beſſer verſtanden werden, wenn man die übriggebliebnen Werke der ſchönen Künſte kennt, und beyde mit einander zu vergleichen weiß. Dieſes iſt die Hauptabſicht des ſpenciſchen Werkes, wie ſie es bey Addiſons Verſuch über die Münzen der Alten geweſen iſt. Um dieſelbe auf eine angenehme Art auszuführen, erwählet der Verfaſſer den dialogiſchen Vortrag, und zeigt ſich darinnen nicht allein als einen feinen Kenner der alten Dichter und Artiſten, ſondern auch als einen großen Meiſter in dieſer Schreibart. Er erdichtet eine Geſellſchaft, die ſich über dieſe Materie unterredet. Der Ort des Geſprächs iſt auf ein Landgut des Polymetis geſetzt, der die Hauptperſon iſt, und als der Beſitzer eines mit vielem Geſchmack angelegten Gartens eingeführt wird, worinnen er die Copien von den Statuen der römiſchen Gottheiten, und andre Ueberbleibſel des Alterthums, in einer ſeiner Abſicht gemäßen Ordnung aufgeſtellt haben ſoll. Das ganze Werk iſt in zwanzig Unterredungen abgetheilt, und mit einer Menge Kupfertafeln erläutert, die zwar von der Hand eines Cochin vortrefflicher seyn würden, die man doch aber, als Abzeichnungen von den berühmteſten Ueberbleibſeln der alten Künſtler mit einem um ſo viel größern Vergnügen betrachtet, je deutlicher ihr Anblick die dadurch erläuterten ſchönſten Stellen der römiſchen Dichter macht.

Die erſte Unterredung iſt eine allgemeine Einleitung in das ganze Werk. Die zwote, dritte und vierte betrifft den Urſprung und den blühenden Zuſtand der Poeſie unter den Römern; die fünfte die Einführung, den Fortgang und den Verfall der Künſte unter ihnen;

ihnen; die ſechſte den Jupiter, die Juno, die Minerva; die ſiebente den Neptun, die Venus, den Mars, den Vulcan und die Veſta; die achte den Apollo, die Diana, die Ceres und den Mercur. Die neunte Unterredung beſchreibt die Vorſtellungen der Dichter und der Künſtler der von den Römern unter die Gottheiten aufgenommenen Helden und andrer großen Männer, des Hercules, des Bacchus, des Aeſculapius, des Romulus, des Caſtor und des Pollux; die zehnte die Vorſtellungen von den moraliſchen Gottheiten, denen die Aufſicht über die Sitten und Tugenden des menſchlichen Geſchlechtes zugeſchrieben wurden! die eilfte und zwölfte die Vorſtellungen der Conſtellationen, der Planeten, Zeiten und Witterungen; die dreyzehnte die Vorſtellungen der Weſen, welche die Luft bewohnen; die vierzehnte die Gottheiten des Waſſers, die funfzehnte die Gottheiten der Erde, die ſechszehnte die Gottheiten und Bewohner der Unterwelt. Das ſiebzehnte Geſpräch handelt von dem Nutzen dieſer Unterſuchungen überhaupt; das achtzehnte zeigt den beſondern Nutzen derſelben, und vornehmlich die Fehler der neuern Künſtler in allegoriſchen Vorſtellungen, gleichwie das neunzehnte die Fehler der neuern Dichter eben darinnen beurtheilt. Das zwanzigſte enthält eine Critik über die Fehler der engliſchen Dichter, beſonders in Drydens Ueberſetzungen, und zwar in Beziehung derſelben auf die allegoriſchen Vorſtellungen der Alten. Das ein und zwanzigſte giebt einige Erinnerungen, wie weit dieſe Unterſuchung fortgeſetzt und zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Man kann ſchon aus dieſer bloßen Anzeige der Materien ſehen, wie viel Leſenswürdiges dieſes Werk enthalten müſſe; wie ſehr ſowohl der Geſchmack der Dichter, als der Geſchmack der Künſtler dadurch verbeſſert werden könnte, wenn ſie es mit Aufmerkſamkeit leſen wollten. Ich werde mich bey einigen von den gemeinnützigſten Unterredungen verweilen, und itzt einen kurzen Auszug aus denen mittheilen, welche den Urſprung und den blühenden Zuſtand der römiſchen Poeſie betreffen. Wem wird es nicht angenehm ſeyn, die Geſchichte der ſchönen Literatur der Römer mit einem Blicke zu überſehen?

Die Römer waren in der Kindheit ihres Staates ein raubes und unpolirtes Volk; eine Nation von Kriegern und Landleuten. Die Rauhigkeit war lange ein bewunderter Charakter unter ihnen, und ein gewiſſes bäuriſches Weſen herrſchte ſo gar in ihrem Senate. Die Poeſie mußte alſo dieſelbe Art haben. Sie hatten Triumphlieder; ſie hatten religiöſe Geſänge, und eine gewiſſe prophetiſche und heilige Poeſie, auch ſehr bald Schauſpiele, die aber eher Poſſenſpiele, als Schauſpiele, genennt werden ſollten. Nichts iſt davon übriggeblieben, und die Welt ſcheint auch, nach den Zeugniſſen der beſten römiſchen Dichter, keinen groſen Verluſt erlitten zu haben. Man kann alſo den Anfang der römiſchen Poeſie in die Zeiten des Livius Andronicus ſetzen, der unter ihren theatraliſchen Dichtern zuerſt gekannt zu werden verdienet. Ihm folgen Nävius und Ennius, der wirklich ein Genie war, und Lukretius pries ihn mit Recht als den Erſten, welcher einen immer grünenden Kranz von dem Helicon erhalten habe. Alle drey waren zugleich Poeten und Spieler. Sie ſchrieben alles, was man auf dem Theater brauchte, ohne ihre eignen Fähigkeiten zu Rathe zu ziehen, Tragödien, Comödien und eine Art dramatiſcher Satyren. Dieſes war vermuthlich noch eine Folge von der Poeſie aus dem Stegreife, die in den vorigen Zeiten mode geweſen war.

Die Ruhe, welche die Römer genoſſen, als ſie Carthago, ihre große Rivalinn, gedemüthigt hatten, gab Gelegenheit zur Verbeſſerung ihrer Poeſie. Ihre dramatiſchen Schriftſteller fiengen an, mit mehr Urtheil zu ſchreiben, und in ihren Stücken nur Ein Augenmerk zu verfolgen.

Plautus erſchien, der Erſte, der ſich ſeinem eignen Genie überließ, und bloß auf die Art Poeſie einſchränkte, worinnen er glücklich zu ſeyn hoffte. Seine Comödie gehört, gleich der alten athenienſiſchen, zu der noch rohen unausgebildeten Art. Seine Scherze ſind oft rauh und ſein Witz unausgearbeitet. Unterdeß iſt doch eine Stärke und ein Geiſt in ſeinen Stücken, wodurch er leſenswürdig wird.

Ihm folgte Cäcilius. Seine Schreibart war nicht beſſer; aber ſeine Charactere haben

Würde, und die Empfindungen Stärke und Intereſſe.

Terenz erſchien, als eben Cäcilius in einem hohen Anſehen ſtand. Als er den Aedilen ſein erſtes Stück übergab, ſchickten ſie ihn zum Cäcilius, um ſein Urtheil darüber zu hören. Dieſer ſpeiſte eben, als er zu ihm kam, und weil Terenz keine ſonderliche Figur mit ſeiner Kleidung machte, ſo wurde ihm ein kleiner Stuhl angewieſen. Kaum aber hatte er einige wenige Zeilen geleſen, ſo änderte Cäcilius ſein Betragen, und ließ ihn neben ſich an die Tafel ſetzen. Alle Anweſende bewunderten den Verſuch eines Genies, das ſo viel verſprach, und der öffentliche Beyfall, den er erhielt, ſtimmte mit den Lobſprüchen überein, die ihm bey dem Cäcilius gegeben worden waren. Sein Eunuchus wurde an einem Tage zweymal aufgeführt. Man ſieht aus ſeinen noch übrigen Stücken, zu welch einer Höhe der Vollkommenheit und Zierlichkeit die Comödie zu ſeiner Zeit gekommen iſt. Eine ſchöne Simplicität herrſcht in allen ſeinen Werken. Man findet da keinen geſuchten Witz; keinen überflüßigen bloß ſchimmernden Schmuck.

Seine Perſonen ſagen alles, was ſie ſagen ſollen, und nicht mehr. Die Fabel geht beſtändig fort, und zwar ſo wie ſie ſoll. Vor ſeinen Zeiten hatten die römiſchen Dichter in ihren Arbeiten mehr Stärke als Schönheit. Wenn wir ſie mit den Schriften der folgenden Zeiten vergleichen, ſo verhalten ſie ſich gegen das Zeitalter des Auguſts, wie die doriſche Ordnung gegen die corinthiſche; Terenzens Werke aber verhalten ſich gegen dieſes wie die römiſche gegen die corinthiſche. Sie ſind nicht ſo geſchmückt, nicht ſo reich; aber nichts kann richtiger ſeyn, und nichts ſo ſehr gefallen, als ſie.

Wir haben in den Werken des Afranius viel verloren; denn er wurde noch zu den Zeiten des Auguſts für den beſten Nachahmer des Menander gehalten. Er ſagt von ſich ſelbſt, daß er ſich nicht begnügt habe, die Griechen bloß zu copiren. Die Fabeln und Perſonen ſeiner Stücke waren römiſch, wie die terenziſchen bloß griechiſch waren. Dieſes wurde für einen ſo weſentlichen Unterſchied angeſehen, daß man auch daraus verſchiedene Arten von Comödie machte.

Zu eben der Zeit, da die Comödie verbeſſert wurde, brachten Pacuvius und Actius, von denen jener ein Zeitgenoſſe des Terenz, und dieſer ein Zeitgenoſſe des Afranius war, die Tragödie zu einem höhern Grade der Vollkommenheit. Der Schritt vom Ennius zum Pacuv war ſo groß, daß er zu den Zeiten des Cicero für den beſten tragiſchen Poeten gehalten wurde. Ungeachtet er, wie Terenz, ein Freund des Scipio und Lälius war, ſo gewann doch ſeine Schreibart nicht ſo ſehr durch dieſen Umgang, als der Stil des Comicus. Sie war ſteifer, und dadurch verlor ſie ſo viel an Zierlichkeit, als ſie an Würde gewann. Pacuvius war ein eben ſo groſſer Maler als Poet, und machte die Decorationen zu ſeinen Stücken ſelbſt. Actius hatte einen faſt noch rauhern Stil, als er. Die Art, wie er dieſes rechtfertigte, iſt ſonderbar. Nach ſeiner Meynung verhielt ſichs mit den Schriften, wie mit den Früchten, von denen die ſüßeſten ſich nur kurze Zeit halten, diejenigen aber, die einen ſtrengern Geſchmack haben, mit der Zeit milder und angenehmer werden ſollten.

Die Poeſie war nun bey den Römern über hundert Jahre bloß in den Bezirk des Theaters eingeſchloſſen geweſen; nun kam die Reihe auch an andre Arten derſelben. Unterdeß war die erſte, die einigermaßen zu blühen anfieng, ein Sprößling, der aus derſelben Wurzel aufſchoß. Die Satyre muß als eine Tochter der alten Comödie angeſehen werden. **Lucilius** verbeſſerte ſie ſo ſehr, daß er die Ehre hatte, für den Erfinder derſelben erklärt zu werden. Nicht lange darauf machte **Lucretius** die Poeſie mit der Philoſophie bekannt, und Catullus fieng an, den Römern etwas von der Vortrefflichkeit der griechiſchen lyriſchen Poeſie ſehn zu laſſen. **Lucretius** zeigte viel Geiſt, wo es ihm ſeine Materie erlauben wollte. So bald er ſie verlaſſen kann, hat er in ſeinen Digreßionen mehr Leben und Feuer, und ſo zu ſagen mehr poetiſche Ader, als **Virgil** ſelbſt. Seine Materie macht, daß er viele hundert Zeilen durch ganz ſchwerfällig iſt; aber wo er durchbricht, bricht er wie ein Blitz aus einer dicken finſtern Wolke mit Stärke und Glanz hervor. Sein Charakter kömmt mit dem überein, was man von ihm erzählt.

Ein Philtrum ſoll ihn in eine Art von Raſerey gebracht haben, die aber ihre guten Stunden hatte, worinnen er, wie man ſagt, ſein Gedicht verfertigte. Catullus hatte zu viel Einſicht, als daß er hätte ſein Rival werden ſollen. Er wurde unter ſeinen Zeitgenoſſen in allen den verſchiednen Arten der Gedichte bewundert, an die er ſich wagte. Seine Oden ſind der ſchwächſte Theil ſeiner Werke. Die ſatyriſchen Züge in ſeinen Sinngedichten ſind ſehr ſtrenge; die Beſchreibungen in ſeinen Idyllen voll und maleriſch. Er ſchildert ſtark; aber alle ſeine Gemälde haben mehr Stärke als Zierlichkeit, und ſind mehr homeriſch als virgiliſch.

Dieſe Dichter ſind es, die in das erſte Zeitalter der römiſchen Poeſie gehören. Alles, was uns von ihren Werken übrig geblieben iſt, beſteht in den Werken des Catullus, in dem philoſophiſchen Gedichte des Lucretius, in ſechs Comödien vom Terenz, in zwanzigen vom Plautus, und in einigen Stellen der übrigen, die von den nachfolgenden Schriftſtellern angeführt und dadurch aufbehalten worden ſind. Cicero, Horaz, und Quintilian, die beſten unter den römiſchen Kunſtrichtern, ſind in ihren Urtheilen über ſie nicht immer einer Meynung. Cicero ſpricht am vortheilhafteſten von ihnen; Horaz am härteſten und Quintilian wählt die Mittelſtraße. Der erſte war zu partheyiſch, weil er dieſen ältern Zeiten der nächſte war; Horaz ſcheint ſichs ausdrücklich vorgenommen zu haben, wider die Alten zu ſchreiben, und deswegen verdient Quintilians Beurtheilung das meiſte Anſehn. Den Ennius vergleicht er mit einem alten heiligen Hayne, worinnen die alten Eichen mehr ehrwürdig ausſehen, als gefallen. Den Pacuvius und Actius empfiehlt er wegen der Nerven ihrer Schreibart und der Stärke der Empfindungen. Von dem Plautus und Cäcilius redet er als von bewunderten Schriftſtellern, vom Terenz, als von dem zierlichſten, und mit dieſer Beſcheidenheit und Beſtimmung redet er auch von den übrigen Schriftſtellern dieſes Zeitalters.

Dieſes war, ſo zu ſagen, nur die Morgendämmerung der römiſchen Poeſie; unter dem Auguſtus erſchien ſie in ihrem vollen Glanze. Der Staat, der ſich ſo lange einer Monarchie genähert hatte, ward es völlig unter dieſem Prinzen. Als ſich ihm niemand mehr widerſetzte, ward er leutſelig und mild, oder verbarg vielmehr die ihm natürliche Grauſamkeit. Er ſuchte alle Künſte ins Aufnehmen zu bringen. Ueberdieß hatte er an dem Mäcenas einen Miniſter, der, ob er gleich ſelbſt ein Schriftſteller von ſehr verderbtem Geſchmacke war, doch die beſten zu ſchätzen, und aufzumuntern wußte, auch die berühmteſten Dichter von ihnen Theil an ſeiner Freundſchaft und Vertraulichkeit nehmen ließ. Virgil war einer von denen, die in dieſer Liſte oben an ſtunden; ein Poet, der zuerſt wegen ſeiner edlern Eklogen bewundert wurde; der darauf in ſeinen Büchern von dem Landleben ein Gedicht von ſo großer Schönheit lieferte, daß man die allzugroße Schönheit deſſelben faſt für einen Fehler hielt, der endlich auch in ſeiner Aeneide ein politiſches Gedicht wagte, welches die neue Regierung anzupreiſen dienen ſollte. Auguſtus war unter dem Namen eines Vaters des Vaterlandes der unumſchränkte Beherrſcher des römiſchen Reiches geworden. Es fehlte ihm nichts als der Titel eines Königes. Die neue monarchiſche Form der Regierung mußte dem Volke ſehr leicht mißfallen können; um es nun damit zu verſöhnen, ſchrieb Virgil ſeine Aeneis. Er machte ſich die Religion ſeines Landes zu Nutze, und zugleich einige alte vorgegebne Prophezeyungen, die den Römern ſehr ſchmeicheln mußten, weil ſie ihnen die Herrſchaft über die ganze Welt verhießen. Dieſe verwebte er in die wahrſcheinlichſte Erzählung von ihrem Urſprunge, den er von den Trojanern herleitete. Deswegen ließ er den Aeneas durch einen ausdrücklichen Befehl der Götter nach Italien reiſen. Hier muß ihn der Wille der Götter zum Könige machen, und zugleich giebt er ihm alle nur möglichen menſchlichen Rechte zum Throne. Seine Nachkommen herrſchen in einer ununterbrochnen Reihe bis auf den Romulus, unter deſſen Erben die Römer die Herrſchaft über die ganze Welt erhalten ſollten. Aus dem Virgil, wie auch aus andern Schriftſtellern, erhellt, daß Julius Cäſar aus dem königlichen Geſchlechte abſtammte, und Auguſtus ſein einziger Erbe war. Der natürliche Schluß daraus war dieſer: Die dem römiſchen Volke geſchehenen Verheiſſungen können nur im Auguſtus erfüllt werden; wünſchen die Römer die Herrſchaft über die ganze Erde zu erhalten, ſo müſſen ſie ihm gehorchen. Die Aeneide iſt alſo ein politiſches Gedicht, zum Beſten der neuen Regierung verfertigt. Man begreift daraus, warum Auguſt und Mäcen den Dichter zur Vollendung ſeines Werkes ſo ſehr aufmunterten.

Ungeachtet dieſes Gedicht nicht ganz vollendet worden iſt, ſo hat es doch unter den epiſchen Gedichten der Römer eben den Rang, den Homer unter den Griechen hat. Virgil wird von einigen Alten wegen der Stärke ſeiner Einbildungskraft erhoben. Allein dieß iſt doch nicht ſein unterſcheidender Charakter. Er war der correcteſte Poet, ſelbſt zu ſeiner Zeit, wo alle falſche Gedanken[3] und alle eitle Ausſchmückungen verachtet wurden. Dieß iſt ſein großer Vorzug, und es iſt gewiß, daß nur wenig Erfindung in der Aeneide gefunden wird; weniger, als man ſich gemeiniglich einbildet. Alle kleine Begebenheiten darinnen gründen ſich auf die Hiſtorie; und was die beſondern Züge betrifft, ſo entlehnte kein Dichter mehr aus den vorhergehenden Poeten, als er. Er geht bis zum Ennius zurück, und rückt zuweilen aus ihm und aus andern Poeten ganze Verſe ein. Ihre veralterte Sprache hielt ihn nicht zurück; denn er war ein großer Liebhaber derſelben. Sein unterſcheidender Charakter iſt eine richtige Beurtheilung, und er war beſonders in der Wahl und richtigen Anordnung vortrefflich. Was er entlehnt, weiß er ſo zu entlehnen, daß es ganz ſein eigen zu ſeyn ſcheint. Er verſteht die Kunſt, alles ſo genau in ſeinem Werke mit einander zu verbinden, daß es ausſieht, als wenn es ganz aus einem Stücke wäre, und einer ſeinen moſaiſchen Arbeit gleich iſt, worinnen alle Theile, ungeachtet es gleichſam verſchiedne Stücken Marmor ſind, genau aneinander paſſen, und die verſchiednen Farben und Schatten ſo zuſammenſtimmen, daß ſie unvermerkt in einander geſchmolzen zu ſeyn ſcheinen. Virgil hatte einen ſehr guten moraliſchen Charakter. Er war ein Freund und Gönner aller Rechtſchaffenen und aller Gelehrten, ſo entfernt von allem Neide, daß er über das, was ein andrer Schönes ſagte, ſich ſo ſehr freute, als wenn ers ſelbſt gedacht oder geſagt hätte. Seine Bibliothek ſtand einem jeden offen, und er hatte alle Poeten ſeiner Zeit, ſo eiferſüchtig ſie auch einander ſelbſt beneideten, ſo ſehr zu ſeinen Freunden gemacht, daß ſie ihn alle zuſammen hochachteten und liebten.

Virgil war der Erſte, von dem Horaz dem Mäcenas empfohlen wurde. Wenn ſich jemand an einen Hof ſchickte, wo Genie und Witz ſo ſehr aufgemuntert wurden, ſo wars Horaz. Er beſaß ſehr viel davon, und von der feinſten Art. Seine Munterkeit machte, daß ihn Mäcenas außerordentlich lieb gewann. Niemals iſt zwiſchen einem Miniſter und einem Poeten eine größre Freundſchaft und Vertraulichkeit geweſen. Sie war ſo groß, daß man auch nicht ohne Wahrſcheinlichkeit vermuthet hat, Horaz habe ſich das Leben verkürzt, um ſeinem großen Freunde bald in die andre Welt nachzufolgen. Den größten Ruhm haben ihm durchgängig ſeine lyriſchen Gedichte erworben. Er übertraf darinnen alle andre römiſche Dichter, und war kein unwürdiger Rival gewiſſer Griechen, die er zu erreichen für ſeine höchſte Ehre hielt. Sein andres großes Verdienſt war ſeine feine Satyre.

tyre. Die Alten ſagen nichts von ſeinen Briefen, weil vermuthlich ſeine Satyren und Briefe unter einem Namen bekannt waren. Sie ſind in einem Stile geſchrieben, welcher ſich der Sprache des Umgangs nähert. Er zeigt darinnen das Talent von Critik, das er in einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit beſaß, beſonders in ſeinem Schreiben an den Auguſtus, und in dem Schreiben an den Piſo, das unter dem Namen ſeiner Dichtkunſt bekannt iſt. Sie enthalten alle ſtarke Züge von ſeiner großen Kenntniß des Menſchen. Er verſtand die Kunſt, das Laſter, ſo zu ſagen, weg zu lachen, und die Tugend gleichſam in das menſchliche Herz einzuſchmeicheln. Seine Briefe und Satyren können den Menſchen weiſer und beſſer machen. Er war ſelbſt kein böſer Mann; wenigſtens hat er keine Laſter gehabt, die man eigentlich Laſter der Bosheit nennt. Andre Poeten bewundert man; mit keinem möchte man lieber bekannt geweſen ſeyn, als mit ihm. Man kann ſeine Schriften nicht leſen, ohne Freundſchaft für ihn zu empfinden, und zu wünſchen, daß man einen ſolchen Freund an einem andern finden möchte, als er für die ſeinigen geweſen ſeyn muß.

In dieſem glücklichen Zeitalter, und an eben dieſem Hofe blühte Tibull, Horazens Freund und der ſchönſte verliebte Dichter unter den Römern, ungeachtet ihm in dieſer Art der Poeſie von einigen Propertius vorgezogen wird. Tibull ſcheint in der Elegie am ſtärkſten geweſen zu ſeyn. Er unterſcheidet ſich durch die Zierlichkeit von andern Elegiendichtern ſo ſehr, als ſich Terenz eben dadurch von andern comiſchen Poeten ſeiner Zeit unterſchied. Propertius, ſein Rival und Zeitgenoß, ſcheint ſich allzuviele Muſter der Nachahmung vorgeſtellt zu haben, als daß er einen ſo gut hätte copiren können, als er ſonſt gethan haben würde.

Ovid macht das Triumvirat der Elegiendichter in dieſen Zeiten vollſtändig, wiewohl er in dieſer Art der Poeſie ſehr nachläßig und uncorrect iſt. Er ſcheint in eben den Fehler gefallen zu ſeyn, wodurch Propertius von der Vollkommenheit entfernt bleibt, die er erreichen konnte. Ovid wollte ſich auf einmal in allzuvielen Dichtarten hervorthun. Er hatte ein allzu überſtrömendes Genie, und er überließ ſich ihm völlig. Derjenige, der ſeinen Werken den gebührenden Rang anweiſen wollte, würde vielleicht nicht irren, wenn er die erſte Stelle ſeinen Faſtis einräumte, auf dieſe ſeine verliebten Gedichte, auf die verliebten Gedichte ſeine heroiſchen Briefe, und auf dieſe ſeine Verwandlungen folgen ließe. In den Gedichten, die er in ſeiner Verbannung ſchrieb, findet man ihn nicht wieder. Ueberhaupt bemerkt man in ſeinen Werken viel falſchen, ſpielenden und ſchimmernden Witz.

Die dramatiſche Poeſie ſcheint in dem Zeitalter des Auguſts nicht ſo ſehr geblüht zu haben, als andre Arten der Gedichte. Von komiſchen Dichtern kennt man aus dieſer Zeit keinen, und wäre die Tragödie mehr cultivirt worden, ſo würden gewiß die römiſchen Schriftſteller dieſer Regierung, um den Griechen einige entgegen zu ſetzen, nicht bis auf den Pacuvius und Actius zurückgehen. Sie haben zwar einige einzelne Stücke, aber keinen Autor. Die Tragödien, von welchen ſie mit der größten Bewunderung ſprechen, ſind

Ovids Medea und der Thyeſtes des Varius. Allein da ſie beyde verloren ſind, ſo kann man über ihren wahren Werth nicht ſelbſt urtheilen.

Phädrus, ob er gleich erſt unter der Regierung des Tiberius ſchrieb, kann noch zu dem Zeitalter des Auguſts gerechnet werden, weil er ſich in dieſer beſſern Zeit bildete. Er ahmte in ſeinen Fabeln die Kürze und Einfalt der äſopiſchen Fabeln nach. Allein der Geſchmack war zu der Zeit, da er ſie bekannt machte, ſchon ſo ſehr verfallen, daß eben dieſe Eigenſchaften, als Fehler an ihm ausgeſetzt wurden.

Man könnte noch den Manilius in das Verzeichniß der Dichter bringen, die unter der Regierung des Auguſts geſchrieben haben; allein man findet eine ſolche Sprache, eine ſolche Verſification in ſeinem aſtronomiſchen Gedichte, daß ſo gar gezweifelt worden iſt, ob es wirklich zu dieſer Zeit einen Dichter dieſes Namens gegeben habe, da zumal kein einziger alter Schriftſteller ſeiner erwähnt. Es mag ſich nun damit verhalten, wie es will: ſo iſt gewiß, daß er nicht unter die guten Dichter dieſer Zeit gerechnet werden kann.

Außer den Dichtern, die zeither genannt worden ſind, und die nicht einmal alle ganz auf uns gekommen ſind, iſt uns von den poetiſchen Werken aus dem Zeitalter des Auguſtus nichts übrig geblieben, das Gartengedicht des *Columella*, ein Jagdſtück des *Gratius* und einige Elegien des *Gallus* ausgenommen, die alle wenig bedeuten.

Dieß ſind freylich nur geringe Ueberbleibſel einer Epoche, worinnen die Poeſie ſo ſehr cultivirt worden iſt, und zwar von ſo vielen, die guten und die ſchlechten zuſammen gerechnet. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die beſten auf uns gekommen ſind. Was die übrigen betrifft, ſo hört man von den Elegien eines *Capella* und *Montanus*, von einem *Proculus*, der den *Callimachus*, von einem *Rufus*, der den *Pindar* nachgeahmt, von einem *Fontanus*, der eine Art Fiſchereklogen, von einem *Macer*, der ein Gedicht über die Vögel, Thiere und Pflanzen geſchrieben haben ſoll. Eben dieſer *Macer*, *Rabirius*, *Marſus*, *Ponticus*, *Pedo Albinovanus* und *Va*-

rius ſollen auch epiſche Dichter geweſen ſeyn, andrer Namen nicht zu gedenken. Auch Mäcenas wollte ein Dichter ſeyn, und ſelbſt Auguſtus ſcheint ſich theils als einen guten Critikus, theils als einen guten Autor gezeigt zu haben; er ſchrieb aber mehr in Proſa, als in Verſen, wiewohl er viel an einer Tragödie, Ajax genannt, gearbeitet haben ſoll.

Es iſt nicht zu bewundern, daß bey ſo groſſen Aufmunterungen und Muſtern die Poeſie um dieſe Zeit unter den Römern zu einer Höhe der Vollkommenheit emporſtieg, als ſie noch nie erreicht hatte. Sie hatte zweyhundert Jahre nach einander ſtufenweiſe zugenommen; nun aber kamen ſo viele glückliche Umſtände zuſammen, daß ſie wohl einen außerordentlichen Flug nehmen mußte, aber worüber man ſich verwundern muß, iſt dieſes, daß ſie auf einmal ſo tief fallen, und von der größten Reinigkeit, Einfalt und Majeſtät zu einer ſo niedrigen, affectirten und verderbten Art zu ſchreiben herabſinken konnte, als niemals unter den Römern bekannt geweſen war. Doch dazu muß ich noch einen beſondern Auszug beſtimmen.

Hundert neun und zwanzigſtes Stück.

Heute theile ich meinen Leſern ein Geſpräch mit, welches keine Erfindung eines Einzigen, ſondern eine wirkliche Unterredung iſt. Ich war in der Geſellſchaft einiger Freunde; man ſprach über die Natur eines guten dialogiſchen Vortrages, und einer behauptete, daß, wenn eine Materie geſprächweiſe abgehandelt werden ſollte, ſolches am beſten geſchehen könnte, wofern die Unterredung nicht von Einem erdichtet, ſondern wirklich von Perſonen, die über eine Sache verſchiedner Meynung wären, gehalten würde. Er ſetzte voraus, daß beyden bloß um die Wahrheit oder um eine genauere Beſtimmung derſelben zu thun wäre. Es muß, ſagte er, ein ſolches Geſpräch, meinem Bedünken nach, mehr Abwechslung und Mannichfaltigkeit haben, als ein erdichtetes; denn es ſcheint mir unmöglich zu ſeyn, daß einer den Charakter, die Art zu denken, und beſonders die Sprache eines andern ganz genau treffen ſollte. Man machte die Einwendung, daß ein ſolches Geſpräch nicht gemerkt, und folglich nicht getreu genug wieder erzählt werden könnte, auch manches Ueberflüßige enthalten würde. Hierauf wurde geantwortet, daß nur jeder von den Unterredenden das, was er ſagte, gleich ſelbſt aufſchreiben dürfte. Nun wurde von einem Verſuche geſprochen, und zween meiner Freunde, die ich Cliton und Lycias nennen will, wurden einig, die Frage zu unterſuchen, wie weit ein Scribent verbunden wäre, ſich auf die Beantwortung einer zwar nicht gründlichen, aber doch ſcheinbaren Critik ſeiner Schriften einzulaſſen. Lycias dachte einen Augenblick nach, und fieng das Geſpräch an.

Lycias. Aber warum wollten ſie auf eine ſolche Critik nicht antworten? Von einer Critik, die ſowohl in der Art des Vortrags, als in ihren Gründen, ſeicht iſt, begreiſe ichs. Aber wenn dieſe ſcheinbar ſind, und die Art, wie ſie geſagt werden, etwas Ueberredendes hat: warum ſollten ſie nicht antworten müſſen?

Cliton. Wie viel Scheinbares und Ueberredendes ſie auch haben mag; ſo bin ich viel zu ſtolz auf den Beyfall derjenigen, unter deren Gerichtsbarkeit ein ſolcher Criticus ſteht, als daß ich mich auf eine Vertheidigung einlaſſen könnte.

Lycias. Stolz? Ich will ihnen das erlauben; ein gewiſſer Stolz iſt einer guten Sache nicht unanſtändig. Aber die Richter ſind einander nicht alle gleich. Wenn nun einige von ihm gewonnen würden? Und vielleicht können die Meiſten gewonnen werden.

Cliton. Sie erlauben alſo fürs erſte etwas Stolz. Dieſer Stolz hat wirklich ſeinen Werth. Er iſt ſogar Dankbarkeit, die man Richtern von der erſten Claſſe, wegen ihres Beyfalls, ſchuldig iſt. Die andern Richter, gegen deren Urtheil ich dieſe Dankbarkeit nicht haben kann, mögen ſich gegen mich einnehmen laſſen. Wer ſich durch ſolche Critiken einnehmen läßt, den kann ich ohne dieß nicht durch Widerlegungen zurück bringen.

Lycias. Es iſt aber doch, der Folgen wegen, beſſer, auch ihr Urtheil für ſich zu haben. Die erſte Claſſe pflegt, was ſie über gewiſſe Beurtheilungen denkt, aus eben dem Grunde, nicht zu ſagen, aus dem Sie ſich nicht vertheidigen mögen. Die andern ſprechen vielleicht eher, wenn ſie nur erſt durch eine gute Widerlegung zurück gebracht ſind. Und warum ſollten ſie ſich nicht zurückbringen laſſen? Ueberdieß müſſen Sie bedenken, daß ſie dieſen mehr nützen können, als jenen, und daß ſolches eben deswegen ihre Abſicht ſeyn müſſe.

Cliton. Ich ſehe nicht ein, warum die erſte Claſſe ihre Meynung über gewiſſe Beurtheilungen nicht ſagen ſollte. Wenigſtens iſt jener Stolz nur ſelten die Urſache von ihrem Stillſchweigen. Doch ehe wir weiter gehen, müſſen wir feſtſetzen: Ob es möglich ſey, dieſe beyden Zwecke zugleich zu erreichen, nämlich: Gut zu ſchreiben; und den Meiſten zu gefallen. Denn wenn man nur für Viele, und nicht für die Meiſten ſchreibt: ſo weis man, daß der Critikus ſeine Oberrichter hat, bey denen ſeine ungegründeten Verurtheilungen dem Scribenten nicht nachtheilig ſind. Hernach können wir ausmachen: ob ein Scribent in einem ſolchen Tone ſich ſelbſt vertheidigen könne, daß ſein Critikus genung widerlegt wird.

Lycias. Warum die Richter der erſten Claſſe ſchweigen würden, das ließe ſich zwar erklären; aber ich will mich nicht weiter darauf einlaſſen, weil wirklich viel auf eine richtige Entſcheidung ihrer Fragen ankömmt. Die erſte, deucht mich, braucht einer ſehr genauen Beſtimmung. Ich geſtehe, man kann auf eine gewiſſe Art gut ſchreiben, ohne daß man hoffen darf, den Meiſten zu gefallen. Gewiſſe Gedichte gehören zu dieſer Art. Der Endzweck, den man ſich bey denſelben vorſetzt, iſt ſo beſchaffen, daß man ſeiner verfehlen würde, wenn man nach dem Beyfalle der Menge ſtrebte. Doch alsdann ſchreibt man nicht für die Menge. Daß man aber ſehr oft auch für dieſe reden und ſchreiben müſſe, das werden ſie zugeben, und wenn man das muß, ſo werden ſie wieder geſtehen, daß man nicht ſchlecht ſchreiben dürfe. Sie wiſſen, daß Cicero oft an das Volk reden mußte; daß er alsdann gut redete, und ſo gut, daß er den Meiſten gefiel. Moraliſche Schriftſteller befinden ſich in einem ähnlichen Falle.

Cliton. Ich leugne nicht, daß einige wenige Schriften für die Meiſten geſchrieben werden, und gute Schriften ſeyn können. Dieß iſt aber eine Ausnahme von der Regel. Ueberhaupt kann ein guter Scribent nicht weiter gehn, als vielen gefallen wollen, in welcher Art, es ſey Proſa oder Poeſie, er auch ſchreibe. Dieſes wird nur alsdann falſch ſeyn, wenn der gute Geſchmack unter einer Nation ſehr allgemein iſt. Aber wie ſelten iſt dieſes! Glauben Sie, daß Cicero den Meiſten durch ſeine Reden gefiel? Weil man einmal ein ſo groſſes Vorurtheil ſowohl für ſeinen Patriotismus als für ſeine Beredtſamkeit hatte: ſo bildete man ſich ein, man wäre im Stande, ihm Beyfall geben zu können. Man ſchrieb ſich einen Geſchmack zu, den man nicht hatte, bloß um ſeiner Neigung gegen den Cicero zu folgen.

Lycias. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nur wenig von Ihrer Antwort einräumen kann. Sie leugnen nicht, daß einige wenige Schriften für die Meiſten geſchrieben werden, und gute Schriften ſeyn können, und geben dieß als eine Ausnahme von der Regel an.

Allein ich wollte lieber das Gegentheil eine Ausnahme nennen. Denn wer bedarf wohl guter Schriften am meiſten? Unſtreitig diejenigen, die am meiſten Unterricht und Aufmunterung nöthig haben. Sonſt geſtehe ich, daß eine gewiſſe Partheylichkeit eine mitwirkende Urſache von dem Beyfalle geweſen ſeyn könne, den Cicero erhielt. Allein ohne darauf zu ſehen, wie allgemein ſchon der gute Geſchmack unter den Römern war: ſo iſt gewiß, daß es eine Art gut zu ſchreiben giebt, die ſo ſehr ſelbſt den gemeinſten Einſichten angemeſſen iſt, und mit den weſentlichen Neigungen der menſchlichen Natur ſo ſehr übereinſtimmt, daß ſie leicht von allen empfunden werden kann. Die meiſten Wahrheiten haben ſo viel eigenthümliche Schönheit, daß ſie allen gefallen müſſen, wenn der Scribent nur ſeine Leſer in den gehörigen Geſichtspunkt zu ſetzen weiß. Aus dieſem Geſichtspunkte kann ein Critikus ſie verrücken, und zu ihrem eignen Nachtheile, den er nicht achtet. Sollte es da nicht der Mühe des Scribenten werth ſeyn, ſie in denſelben zurück zu bringen? Iſt er dieſes nicht der Wahrheit und den Wirkungen ſchuldig,

dig, die er durch eine richtige und gute Vorſtellung derſelben zu befördern wünſcht?

Cliton. Ich glaube nicht, daß wir einander darinn falſch verſtehen, daß unter uns nur von ſolchen Schriften die Rede iſt, die, in Abſicht auf die Ausführung, der Beurtheilung des Geſchmacks überlaſſen ſind. Dieſes vorausgeſetzt, glaube ich noch immer, daß ich die Ausnahme da mache, wo ſie gemacht werden muß. Es ſind, nach meiner Meynung, nur einige wenige Materien, die, in der Schreibart des Geſchmacks, ſo ausgeführt werden können, daß ſie den Meiſten gefallen, z. E. gewiſſe Punkte der Moral, die weder viel Feinheit noch Tiefſinn erfordern. Ein ganz anders iſt es, guter Schriften am meiſten bedürfen, und ein anders, ſie genug verſtehen und empfinden können. Dieſes letzte kann nur aufs höchſte vielen zugeſtanden werden. Die Erfahrung redet zu laut für dieſe Anmerkung, als daß man ſie leugnen könnte. Ich geſtehe übrigens zwar zu, daß es ſich der Mühe verlohnt, auch diejenigen Leſer, die ſich durch den Critikus haben irre machen laſſen, zurückzuführen; aber kann es der Autor eines

Buchs ſelbſt mit gutem Erfolge thun? Sogar in dem Falle, daß der Autor zu dem Publico ſagen dürfte: dieſe oder jene angegriffne Stelle iſt ſchön, würde doch das Publicum geneigt ſeyn, den Critikus für unpartheyiſch, und den Autor für partheyiſch zu halten.

Lycias. Ich kann mich zwar aus dem, was Sie ſagen, noch nicht überzeugen, daß es nur wenige Materien gebe, die ſich in der Schreibart des Geſchmacks ſo ausführen laſſen, daß ſie den Meiſten gefallen. Wenn Sie nicht den äußerſten Grad der Vollkommenheit und Schönheit fodern, ſo laſſen ſich faſt alle Wahrheiten der Moral auf eine für die Meiſten gefällige und einnehmende Art vortragen; das iſt, ſie laſſen ſich gut ſchreiben. Ob ſie darum aber, ſelbſt wenn dieſer gute Vortrag noch unter der Höhe bleibt, zu der ſich ein Scribent für feinere Geiſter zuweilen, oder wenn ſie wollen, ſehr oft, aufzuſchwingen ſuchen muß, von allen genug verſtanden und empfunden werden, das will ich nicht ausmachen. Vielleicht empfindet und urtheilt die Menge richtig; aber ſie weiß nur ihr Urtheil nicht zu rechtfertigen; ihre Empfindung kann auch wieder verdunkelt oder verwirrt werden. Doch ich will zugeben, daß es einem Scribenten anſtändig ſey, ſich vor ſolchen Richtern nicht zu vertheidigen, oder, wenn ſie ſchon eingenommen ſind, ſich nicht zu bemühen, ob er ihnen ſein Recht begreiflich machen könne, ſo bald der Critikus bloß die Art des Vortrags, die Einkleidung und das angreift, was Genie und Geſchmack zur Schönheit einer Schrift beytragen. Ich empfinde es mit Ihnen, daß mir der beſte Autor unerträglich anzuhören ſeyn würde, der, auch wenn er völlig Recht hätte, ſeinem Critikus ſagte: Sie thun mir Unrecht, mein Herr, wenn ſie mich beſchuldigen, daß dieß nicht ſinnreich iſt; in meiner Abhandlung herrſcht wirklich mehr Beredtſamkeit und Munterkeit, als ſie mir ſtreitig machen; hier haben ſie den Beweis, daß ſie mir ohne Grund Erfindung und Genie abſprechen; es iſt, verſichert, alles artiger und feiner, als ſie vorgeben. Bey dergleichen Anklagen iſt es unſtreitig für den Scribenten am rathſamſten, zu ſchweigen. Allein was ſoll er thun, wenn die Sache ſelbſt von dem Critikus auf eine falſche, ſeinen Abſichten und der Wahrheit nachtheilige Art vorgeſtellt wird, und zwar mit Scheine; denn das iſt mit einigem Witze möglich: es ſey nun, daß der Beurtheiler irrt, oder ſeine Urſachen hat, andern ſolche irrige Vorſtellungen beyzubringen? Mich dünkt, da müſſe ſich der Scribent vertheidigen, und zwar des größern Theils wegen, ungeachtet er vor den Richtern der erſten Claſſe keiner Vertheidigung bedarf. Ein Mann, der rechtſchaffen und zugleich galant iſt, wird ſich freylich nicht vertheidigen, wenn ſichs jemand einfallen läßt, die Schönheit ſeines Anzugs zu tadeln; aber wenn man ſeine Rechtſchaffenheit angreift = = .

Cliton. Ich rede nicht allein von der höchſten Vollkommenheit der Schriften; ich rede zugleich von allen den Stufen, die über dem Mittelmäßigen ſind. Alles, was über dem Mittelmäßigen iſt, iſt nicht für die Meiſten. Wenn ich dieſes erweiſen ſoll: ſo muß ich ſehr umſtändlich werden. Verlangen Sie dieſen Erweis von mir? Wenn ich Ihnen noch einige Materien mehr, die für die Meiſten ſchön geſchrieben werden können, zugeſtehe: ſo gewinnen Sie damit nicht viel. Denn ich mache noch immer die rechte Ausnahme. Gleichwohl kann man, bey gewiſſen Anläſſen, ſich zu vertheidigen verbunden ſeyn; aber dieſes iſt wieder eine Ausnahme; und ich habe bisher von der allgemeinen Regel geredet. Jene findet freylich in ſolchen Fällen ſtatt, auf welche Ihre Vergleichung mit dem rechtſchaffnen und zugleich galanten Manne völlig paßt. Aber wenn dieſes nicht iſt: ſo muß man auch bey ſolchen Angriffen ſchweigen. Hätte Boyle antworten ſollen, wenn ihm jemand geſagt hätte, daß er ein Atheiſt wäre? Kann ein Vorwurf ernſthafter, und zugleich einer Beantwortung unwürdiger ſeyn?

Lycias. Sie haben Recht, wenn die Beſchuldigung ſo falſch iſt, daß man den Autor und den Critikus nur gegen einander halten darf, um die Falſchheit der Anklage einzuſehen. Wollte ſich der Scribent daſelbſt bey dem größern Theile der Leſer vertheidigen: ſo machte er ſowohl ihrem Verſtande, als ihrem Herzen ein Compliment, das ſie mit Recht für eine Beleidigung annehmen könnten. Aber er kann in der Abhandlung einer Materie hier etwas vorausſetzen, dort etwas nicht genug beſtimmen, um kürzer und angenehmer zu ſeyn; der Critikus kann ihn nicht verſtehen, oder nicht verſtehen wollen, und eben darauf Anklagen bauen, dabey auch einen gewiſſen Witz brauchen, ſo, daß ſchwache Leſer, wenn ſie auch nicht gleich verdammen, doch lieber erſt von dem Beklagten hören möchten, was er für ſich anzuführen hat, als daß ſie ihn gleich losſprechen wollten. Sie wiſſen überdieß, daß viele Richter bequem ſind, ohne eben ungerecht ſeyn zu wollen.

Cliton. Es iſt zwar wahr, was Sie ſagen. Aber wenn man aus dieſen Gründen immer antworten wollte: ſo müßte man einige Bücher ſchreiben, um Eins zu vertheidigen. Wenn man nun für Viele, und nicht für die Meiſten ſchreibt, ſo kann man ſich auf die Einſicht und die Billigkeit dieſer Leſer genug verlaſſen, um von ſolchen falſchen Urtheilen, wie ſcheinbar ſie auch ſeyn mögen, nichts befürchten zu dürfen. Sie werden ohnedieß bald vergeſſen. Die gute Schrift bleibt, und wird geleſen, ohne daß der etwas ſpätere Leſer das geringſte davon weiß, daß Sie einmal ein wenig beſtäubt worden iſt.

Lycias. Einige Bücher zu ſchreiben, um Eins zu vertheidigen, das wäre freylich viel von einem Scribenten gefodert. Auch iſt ſolches für die ſpätern Leſer unnöthig, das geſtehe ich. Aber gute Schriften, die, ich will nicht ſagen, für die Meiſten, ſondern nur für Viele geſchrieben werden, werden auch nur ſelten ſolche Anfälle erdulden müſſen, als diejenigen ſind, zu denen, meiner Meynung nach, ein Verfaſſer nicht ganz ſchweigen ſollte. Eben darum, weil es etwas Ungewöhnliches iſt, eine Schrift, die ſich beſonders in ihren Abſichten ausnimmt, angegriffen zu ſehen, möchte die Critik, wenn ſie auch nicht gegründet iſt, zu viel ſchaden können, wenn nicht geantwortet wird.

Cliton. Daß ein guter Autor bey gewiſſen Angriffen nicht ganz ſchweigen ſoll, dawider habe ich weiter nichts, als daß er die Mitbrüder des Critici dadurch reizt, ihre Lanze auch zu verſuchen, und daß alſo des Geſchwätzes immer mehr wird. Da unterdeß die Critik in dem angeführten Falle wirklich mehr ſchaden

den könnte, ſo gehört er mit unter die Ausnahmen, die ich von der allgemeinen Regel mache. Eine ſolche Antwort müßte aber ſehr kurz ſeyn, und den Leſer, durch die Berührung einiger Einwürfe, zu Schlüſſen auf die übrigen bloß veranlaſſen. Ihr Verfaſſer müßte aber nichts dawider haben, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß ſeine Antwort zu lakoniſch ſey.

Lycias war mit Clitons Antwort zufrieden, ob er gleich hinzuſetzte, daß er nicht in allen Nebenpunkten der Unterredung mit ihm einig ſeyn könnte. Ich glaubte, das Geſpräch könnte ſeinen Nutzen haben, und bat mir die Erlaubniß aus, es in meine Blätter drucken zu laſſen. Clitons Antwort entſcheidet, nach meinem Urtheile, die Frage hinlänglich; doch nehme ich mir die Freyheit, noch eine Anmerkung zu machen. Wofern die wahre und richtige Meynung eines Verfaſſers, und die Rechtſchaffenheit theils ſeines Charakters, theils ſeiner Abſichten aus ſeinen andern Schriften mit völliger Deutlichkeit hervorleuchtet: So braucht er um ſo viel weniger ſich auf eine Vertheidigung einzulaſſen, wofern die Critik wider eine ſeiner Arbeiten bloß ſcheinbar iſt, zumal wenn ſeine Art zu denken ſo bekannt iſt, daß man daraus mit Gewißheit ſchließen kann, ſein Stillſchweigen ſey weder eine hochmüthige Verachtung des Criticus, noch eine unanſtändige Vernachläßigung deſſen, was er in einem andern Falle ſeinen Leſern ſchuldig ſeyn würde.

Hundert und dreyßigſtes Stück.

Da wir in dieſer Woche den Geburtstag unſers geliebteſten Kronprinzen gefeyert haben: ſo wird, wie ich hoffe, nachſtehende Cantate meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, weil ſie die Wünſche derer enthält, die ihr Vaterland, als wahre Patrioten, lieben.

Chor.

Ertönet, dankerfüllte Lieder!
Der feyerliche Tag kömmt wieder,

Der unſern Chriſtian uns gab.
In ihrem ſchönſten Feyerkleide
Erſcheinet, an der Hand der Freude,
Die Hoffnung vom Himmel, und führt ihn herab.
Ertönet, dankerfüllte Lieder!
Der feyerliche Tag kömmt wieder,
Der unſern Chriſtian uns gab.

Ein Patriot.

Recitativ.

Ja danket, dankt! der Tag iſts werth:
Der Tag verdient den Jubel eurer Saiten.
Doch laßt zugleich, (der Tag iſts werth!)
Ein feuriges Gebet den Dankgeſang begleiten.
Seht, ſeine Jugend iſt umringt
Mit tauſend reizenden Gefahren!
Wenn dieſe Feinde nicht der Gottheit Arm bezwingt:
Wer kann ihn uns bewahren?

Arie.

Des Höflings Schmeicheleyen,
Der Lüſte Zaubereyen
Verachte Chriſtian!

Nicht den Ruf der falſchen Ehre,
Dich, o Weisheit, deine Lehre
Hör er an!

Chor.

Dich, o Weisheit, deine Lehre
Hör er an!

Ein zweyter Patriot.

Arie.

Auf frommer Väter Wegen,
Wie Friedrich ſanft, ſo mild, als er,
Geh Chriſtian einher!
So wird er unſrer Nachwelt Seegen,
Bewundert und geliebt, wie Er.

Chor.

So wird er unſrer Nachwelt Seegen,
Bewundert und geliebt, wie Er.

Ein dritter Patriot.

Arie.

Er ſehe des Krieges zernichtende Flammen,
Prangende Städte zerſtört,

Blühende Staaten verheert;
Und lerne den Stolz der Erobrer verdammen!

Chor.

Er lerne den Stolz der Erobrer verdammen!

Ein Patriot.

Er lerne früh der Welt ſich weihn!
Früh lern er, daß der Erde Götter
Auch Menſchen ſind; — berufen ſind, Erretter
Und Väter ihres Volks zu ſeyn.
Wie werden wir uns freun!
Wie wird ſich unſre Nachwelt freun!

Chor.

Wie werden wir uns freun!
Wie wird ſich unſre Nachwelt freun!

Recitativ.

So betet! Ruft die Gottheit an,
Daß unſer Chriſtian,
Gleich ſeinem Vater, einſt die Luſt der Erde,
Der Seegen großer Völker werde!

Chor.

Tochter des Himmels, unſterbliche Tugend,
Erſcheine, verſchönere Chriſtians Jugend!
Erhöhe die Hoffnung der nordiſchen Welt!
Führ ihn auf deinen hellglänzenden Wegen
Unſträflichen, dauernden Freuden entgegen!
Zum Schrecken des Laſters nur werd' er ein Held!
Tochter des Himmels, unſterbliche Tugend,
Erſcheine, verſchönere Chriſtians Jugend!
Erhöhe die Hoffnung der nordiſchen Welt!

Hundert ein und dreyßigſtes Stück.

Der Verfall des guten Geſchmacks unter den Römern fieng ſchon in den letzten Jahren der Regierung des Auguſts an. Dieſer verfiel er unter dem Tiberius, bis er unter dem Caligula ganz verderbt wurde. Unter dem Auguſtus genoß der Staat einer großen Ruhe; ſeine Regierung war mild, wie ſonſt auch ſein natürlicher Charakter beſchaffen geweſen ſeyn mag. Die folgenden Kaiſer nahmen die Maske ab, und ſchienen mehr Ungeheuer, als Menſchen zu ſeyn. Man weiß genug, wenn man die Namen des **Tiberius**, des **Caligula**, und des **Nero** nennt. Unter ſolchen Häuptern eilte alles, was gut war, dem Untergange zu. Die Kriegszucht, alle häusliche Tugenden, alle Liebe zur Freyheit, aller Geſchmack an einer geſunden Beredtſamkeit und Poeſie, alles ſank ſtufenweiſe; beyde verwelkten zugleich, wie ſie zugleich geblüht hatten. Statt der reinen und männlichen Art zu ſchreiben, die der Charakter der vorigen Zeiten geweſen war, entſtand die Begierde, witzig zu ſchreiben, und eine Affectation, in allen Dingen zu ſchimmern. Die proſaiſchen Scribenten unterſcheiden ſich theils durch eine geſuchte Artigkeit und Anmuth, theils durch eine üppige Verſchwendung des Schmuckes, und ihre Poeſie war in Schwulſt und Dunkelheit verloren. **Seneca** und ſelbſt **Petronius** beweiſen dieſes von der Proſe, und was die Poeſie betrifft, ſo braucht man nur zu ſagen, daß man ſtatt der Virgile und Horaze einen Lucan und Perſius hatte.

Lucans Schreibart iſt überhaupt voll Phöbus und Bombaſt. Seine Muſe hat eine Art von Waſſerſucht, und gleicht einem gewiſſen Soldaten in ſeinem eignen Gedichte, der in den Wüſten von Africa von einer Schlange geſtochen wurde, und ſo gewaltig aufſchwoll, daß er, nach der Beſchreibung des Dichters, in dem Geſchwulſte ſeines eignen Körpers verloren gieng. Was dieſem Dichter viele Bewundrer erworben hat, das ſind verſchiedene philoſophiſche Stellen, an denen er reich iſt, und die großen Empfindungen der Liebe zur Freyheit und der Verachtung des Todes. Wenn er ſeine guten Stunden hat, ſo iſt er ſehr weiſe; aber ſehr oft kommt er ganz außer ſich, zumal wenn es an die Beſchreibung eines Sturms oder einer Schlacht geht. Da er den Sturm beſchreibt, in welchem ſich Cäſar in einem kleinen Schiffe auf die See wagt: ſo läßt er Fixſterne in ihren Polen erſchüttert werden. Die Wellen müſſen ſich über die Gebürge erheben und reißen ihre Gipfel mit ſich fort. Dann fahren ſie in den Himmel hinauf und werden in den Wolken beregnet. Die Wuth des Nordwinds ſtürmt das Waſſer hinweg, und macht den verborgnen Sand des Abgrundes zum trocknen Lande. Alle Grundſäulen der Welt ſind erſchüttert, und die Natur befürchtet ein zweytes Chaos. Das kleine Schiff berührt zuweilen mit ſeinen Segeln die Wolken, und zuweilen iſt es in Gefahr, auf dem trocknen Abgrunde zu ſtranden. Es wäre auch gewiß verloren geweſen, wenn ihm nicht die Zwietracht des Meeres zu Hülfe gekommen wäre, indem der Wind, der von allen Enden her ſtürmte, das Schiff verhinderte, auf einer oder der andern Seite zu ſcheitern.

Da die Armeen des Cäſar und des Pompejus auf den pharſaliſchen Ebnen ſchlagen ſollen: So werden die Soldaten von dem Dichter eingeführt, als wenn ſie unfähig wären, ſich für ihre eigne Perſon zu fürchten. Statt ihrer ſcheinen alle Hügel umher bey dieſer großen Begebenheit mehr erſchrocken zu ſeyn, als die Menſchen. Die Gebirge ſahen aus, als wenn ſie ihre Häupter zuſammenſtoßen, und in den Thälern verbergen wollten.

Die ganze Welt war in einer ſo großen Bewegung, daß der Römer, der ſich in dem tyriſchen Cadix aufhielt, und der, der den armeniſchen Araxes trank, unter welchem Tage, unter welchem Geſtirne er lebte, traurig ward, ohne die Urſachen ſeines Schauers zu kennen.

Doch an dieſem Schwulſte iſt dem Dichter nicht genug. Da er die Seeſchlacht bey Marſeilles beſchreibt: ſo macht er ſich recht eine Freude daraus, ſeine Soldaten auf eine ſonderbare Art tödten zu laſſen. Der erſte, den er ſterben läßt, wird auf einmal von zwo Lanzen durchbohrt; eine durchſtößt ihn im Rücken; die andre in der Bruſt, und beyde treffen ſo genau mit den Spitzen zuſammen, daß das Blut ungewiß iſt, aus welcher Wunde es hervorſtrömen ſoll. Unterdeß ſoll der Soldat doch ſterben; die Seele ſtößt alſo beyde Lanzen heraus, und theilt ſich. Eine Hälfte dringt aus der Wunde der Bruſt, die andre aus der Wunde im Rücken heraus. Bald darauf verliert ein anderer ſeine rechte Hand, und ficht ſo lange mit der Linken, bis er die Rechte wieder aus dem Waſſer hervor langen kann. Als er aber auch dieſe verliert, ſo thut er noch mit ſeinem Rumpfe die erſtaunlichſten Heldenthaten. In der Hitze des Gefechts klammern ſich einige an die feindlichen Schiffe an, und weil ihnen ihre Arme abgehauen werden, ſo fallen ſie in die See und laſſen ihre Hände zurück. Aber auch die Schwimmenden thun noch Wunder der Tapferkeit. Sie verwickeln ſich mit den Körpern ihrer Feinde und ſinken ſo mit ihnen unter. Ein gewiſſer Tyrrhenus verliert beyde Augen, denkt im Anfange, weil er nicht mehr ſieht, daß es die Finſterniſſe des Todes ſind, die ihn umgeben; als er aber merkt, daß er noch Kräfte und Leben hat, ſo bittet er ſeine Freunde, daß ſie ihn ſtatt eines Balliſten brauchen, und ihn gegen die Feinde ſchießen ſollen.

Wenn man dieſe Stellen in ſeinem Gedichte findet, ſo muß man ſich verwundern, daß er die ſchönern machen konnte, die man darinnen findet. Allein Seneca war ſein Oheim, und ein ſolcher Oheim pflegt nachgeahmt zu werden; er war überdieß ein Spanier, und dabey ſo jung, daß es ihm in dieſem Zeitalter vor andern leicht wurde, ins Schwülſtige zu verfallen.

Perſius, der, wie Lucan, unter dem Philoſophen Cornutus mehr zu einem Philoſophen, als zu einem Poeten erzogen worden war, kann in keinem andern, als moraliſchen Verſtande ein guter Autor genannt werden. Seine Werke machen der Tugend Ehre, aber gewiß nicht der Poeſie. Sein großer Fehler iſt die Dunkelheit. Einige haben dieſen Fehler mit der Gefahr der Zeiten zu vertheidigen geſucht, worinnen er lebte, und geſagt, daß der Satyrikus ſeiner eignen Sicherheit wegen ſo habe ſchreiben müſſen. Das könnte vielleicht für einige Stellen geſagt werden. Allein er iſt dunkel auch in denen Stellen ſeiner Satyren, wo er ohne Gefahr deutlicher ſeyn konnte, und dieß kann keiner andern Urſache, als ſeiner eignen ihm natürlichen Neigung zur Dunkelheit zugeſchrieben werden.

So war das Schickſal der römiſchen Poeſie unter dem Nero beſchaffen. Die Zeiten der drey folgenden Kaiſer, die nur kurz regierten, waren ſehr unruhig. Nach ihnen gelangte die flavianiſche Familie zum Throne. Veſpaſian brachte das zerrüttete Reich in Ordnung, und bemühte ſich auch, den Wiſſenſchaften und

Künſten ihren vorigen Glanz wieder zu geben. Titus munterte beſonders die Poeten auf, und Domitian ſelbſt ſuchte eine Ehre darinnen, für einen Beſchützer der Muſen gehalten zu werden. Auf ſie folgten vom Nerva bis auf die Antoninen lauter gute Kaiſer, und dieß außerordentliche Glück gab auch den ſchönen Wiſſenſchaften ein neues Leben. Man kann nicht ſagen, daß es unter ihnen große und vortreffliche Poeten gab; ſie waren aber doch beſſer, als die Dichter, unter der Regierung des Nero.

Dieſes Zeitalter hat drey epiſche Dichter, deren Werke bis auf uns gekommen ſind, den Silius, den Statius und Valerius Flaccus.

Silius, als wenn er ſich gefürchtet hätte, ſich in den ſchwülſtigen Ausſchweifungen Lucans zu verlieren, hielt ſich immer dicht bey der Erde, und wagte es nicht, über derſelben empor zu ſchweben. Unterdeß iſt er deutlich, ob er gleich niedrig iſt, und ungeachtet er nur wenig von dem Geiſte der Poeſie hat, ſo iſt er doch frey von dem gezwungnen Weſen, der Dunkelheit und dem Bombaſte der Scribenten unter Nerons Regierung. Er war ein großer

Liebhaber und Sammler von Gemälden und Statüen, von denen er einige auf eine gottesdienſtliche Art verehrte, welches beſonders der Bildſäule Virgils widerfuhr. Es iſt alſo ſehr zu bedauern, daß er mit aller Ehre, die er ihm erwieß, nichts von ſeinem Genie erhalten konnte.

Statius hatte mehr poetiſchen Geiſt, aber wenig Urtheil. Der Plan ſeiner Thebais iſt ſehr übel angeordnet. Seine Achilleis würde ein beſſer Gedicht ſeyn, wenn er die letzte Hand an daſſelbe hätte legen können. Seine kleinen Gedichte, die unter dem Namen der Wälder bekannt ſind, haben vielleicht mehr Gutes, als ſein letztes unvollendetes epiſches Werk. Man beſchuldigt beyde verſchiedner Fehler; die Thebais, daß ſie übereilt worden ſey, die Wälder aber, daß er ſie zu ſehr verbeſſert, und dadurch hart gemacht habe. Allein ſein vornehmſter Fehler iſt wohl ſeine allzuausſchweifende Bewunderung Lucans, den er dem Homer, dem Virgil, und allen andern epiſchen Dichtern unter den Römern vorzieht.

Valerius Flaccus lebte kurz vor dem Statius. Er ſtarb jung, und ließ ſein Gedicht über die Argonauten unvollendet. Wir haben nur ſieben Bücher, und das achte ungefähr halb. Einige neuere Critici, die ſich als Herausgeber für ihn intereßirten, haben ihm unter allen epiſchen Dichtern der Römer den nächſten Rang beym Virgil gegeben, und ihr Urtheil iſt nicht zu partheyiſch. Denn er hat mehr Feuer als Silius, und iſt correcter als Statius; Lucan kömmt dabey gar nicht in Betrachtung. Valerius Flaccus ahmt Virgils Sprache viel beſſer nach, als Silius, beſſer ſelbſt als Statius. Auch ſein Plan und die Hiſtorie iſt weniger voll Verwirrung, als der Plan der Thebaide. Einige Alte ſprachen mit großer Hochachtung von ihm, als Quintilian, der doch ganz vom Statius ſchweigt.

Von den dramatiſchen Scribenten dieſer Zeit haben wir keine einzige Comödie; aber zehn Tragödien, die unter dem Namen des Lucius Annäus Seneca bekannt ſind. Sie ſind vermuthlich von verſchiednen Händen, vielleicht von einem Grammatikus geſammelt, der aber nicht viel Geſchmack hatte. Wenigſtens müſſen die Tragödien dieſer Zeiten ſehr ſchlecht geweſen ſeyn, wenn dieſes die beſten geweſen ſind.

Von den andern Poeten dieſer Epoche ſind uns keine Werke übrig geblieben, als vom **Martial** und **Juvenal**, von denen jener unter dem **Domitian** und **Nerva**, dieſer unter dem **Nerva**, **Trajan** und **Hadrian** berühmt wurde.

Martial iſt ein Scribent in einer ſehr kleinen Dichtart. Denn das Epigramma iſt das Niedrigſte, wozu ſich die Poeſie herunterlaſſen kann. **Martial** hält ſich am Fuße des Parnaſſes auf, und da macht er ſich eine Luſt daraus, Blumen zu ſammeln, und mit den Inſecten zu ſpielen, und das artig genug. Macht **Martial** jemanden ein Neujahrsgeſchenk, ſo ſchickt er gewiß ein Diſtichon mit. Stirbt ihm ein Freund, ſo macht er ein paar Zeilen auf ſeinen Grabſtein. Wird eine Statüe aufgerichtet, ſo macht er die Ueberſchrift. Das waren die gewöhnlichſten Beſchäfftigungen ſeiner Muſe. Bemerkte er einen Fehler, ſo zeichnete er ihn in einigen Verſen an; und wollte er einem Freunde gefallen, oder die Gunſt eines Großen gewinnen: ſo erhob ſich ſein Stil zum Panegyrikus, und das waren die erhabenſten Beſchäfftigungen ſeiner Poeſie. Gemeiniglich will er nur witzig ſeyn, und das macht, daß er ſich oft unrichtige Einfälle, Wortſpiele, und andre ſolche Blendwerke des falſchen Witzes erlaubt.

Juvenal hat mehr poetiſchen Geiſt, als ſie alle. Er hat nicht das Gefällige vom Horaz; es fehlt ihm aber doch nicht an Laune, und er übertrifft alle Satyrendichter an Strenge. Er beſtraft, die Wahrheit zu ſagen, die Laſterhaften nicht; er richtet ſie hin. Aber das große Verderben ſeiner Zeiten, und die Modelaſter können einen gewiſſen Grad von ſchwarzer Galle entſchuldigen, die in ſeinen Satyren herrſcht. Man findet einen bittern Haß gegen das Laſter und einige ſehr edle Empfindungen der Tugend darinnen, und zugleich ſind ſie ſo lebhaft geſchrieben, daß er unter allen Scribenten dieſer Zeit den Leſer am meiſten vergnügt. Er kann wohl mit Recht der Letzte unter den römiſchen Poeten genannt werden. Nach ihm verfiel die lateiniſche Poeſie immer tiefer bis auf die Zeiten Conſtantins, wo alle Künſte unter den Römern ſo verloren giengen, daß ſie nun eben den Namen verdienten, den ſie ſelbſt allen Völkern, die Griechen ausgenommen, gaben; denn ſie hatten nichts, wodurch ſie ſich von den übrigen Barbaren unterſcheiden konnten. Ein richtiges Urtheil, wenn Claudian unter dem Honorius und Arcadius davon ausgenommen wird.

Dieſes ſind die Schickſale der römiſchen Poeſie. In ihrem erſten Zeitalter war ſie ſtark, ohne ſchön zu ſeyn; in dem mittlern war ſie männlich und polirt; in dem letztern wurde ſie ſchwach, und ſuchte die Abnahme ihrer wahren Schönheit und Stärke in dem Putze eines erkünſtelten Schmuckes, und ihr alterndes Geſicht durch Schminke zu verbergen; ſie war häßlich geworden, und war doch noch eitel genug, gefallen zu wollen.

Hundert zwey und dreyßigſtes Stück.

Wie man das Geſpräch in Geſellſchaften auf eine gute angenehme Art anfangen, unterhalten, abbrechen, fortſetzen und verändern müſſe, dieß iſt freylich ein Geheimniß, das ſich nicht durch beſondre Regeln beybringen läßt. Man muß, um darinnen glücklich zu ſeyn, viele liebenswürdige Eigenſchaften ſowohl des Verſtandes, als des Herzens beſitzen, die alle aus unſern Unterredungen hervorſchimmern müſſen, ohne daß man den Vorſatz haben darf, ſie ſchimmern zu laſſen. Da nun ein Moraliſt für einen jeden einzelnen Fall der Anwendung und der Art derſelben keine Vorſchriften geben kann, ohne bis zum Ekel weitläuftig zu werden: ſo begreift man ohne Mühe, daß allgemeine Regeln wenig ausrichten können. Unterdeß wird man es ſchon in der ſchweren Kunſt guter Geſpräche zu keinem geringen Grade der Vollkommenheit bringen, wenn man gewiſſe Hauptfehler derſelben vermeiden lernt, die mit dem Endzwecke des geſellſchaftlichen Umganges in einem ewigen Streite ſtehen. Dieſer Hauptfehler iſt nun keine geringe Anzahl; es wird aber doch nützlich ſeyn, auch nur einige davon zu bemerken.

Es iſt kein leichtes Unternehmen, nach dem Ruhme zu ſtreben, daß man eine Geſellſchaft gut unterhalten könne. Einige wollen zu allgemein ſeyn; andre ſind zu eingeſchränkt und arm. Jene wagen es, ſich auf alles einzulaſſen; es iſt keine Materie, worinnen ſie nicht Meiſter ſeyn wollen; ſie ſprechen über alles, was ihnen vorkömmt, ohne zu unterſuchen, ob ſie reine Begriffe davon haben, oder nicht. Wenn ſie nur niemals ſtumm ſind; ob es angenehm oder nur erträglich iſt, was ſie ſagen; ob ſie dadurch aufheitern, oder einſchläfern, das iſt ihre Sorge nicht; ſie haben geredet. Die Geſpräche ſolcher Leute müſſen nothwendig bald misfällig werden; es muß ſich allzuviel Gemeines, allzuviel Mittelmäßiges, allzuviel Langweiliges, und wenn ſie auch vielerley wiſſen, allzuviel Unverdautes in ihre Unterredungen einmiſchen, als daß man nicht des Guten mit dem Schlechten überdrüßig werden ſollte, wenn man zumal entdeckt, daß es mehr Eitelkeit, als die Begierde, unterhaltend zu ſeyn, iſt, welche ihre Lippen in beſtändiger Bewegung erhält.

Andre haben ihre Leibmaterie, wenn man dieſen Ausdruck verzeihen will, ihre gewiſſen

Themata, die ſie überal und zu allen Zeiten abhandeln; immer müſſen ſie nur davon ſprechen; immer bringen ſie die Unterredung darauf, weil es ihnen darinnen nicht an Worten fehlt; es iſt ſtets einerley Gegenſtand, den ſie in den Augen haben, und wenn das Geſpräch davon abgeht, ſo iſts, als wenn ſie nicht mehr wüßten, wo ſie wären. Bey dieſen muß alles Gelehrſamkeit ſeyn; ein andrer iſt einſylbigt, wenn er nicht ſeine Stadthiſtörchen erzählen kann; dieſes Frauenzimmer mag nur von Haushaltungsſachen, ein andres nur von den neuſten Moden ſprechen, und noch ein andres ſchläft ein, wenn ſie uns nicht ihr letztes Glück oder Unglück im Spiele mittheilen kann. Einige wollen ohne Aufhören ſcherzen; andre verdrießt es, die Lippen zu öffnen, wenn ſie nicht von lauter ernſthaften Materien ſprechen ſollen. Und doch kann ein geſellſchaftliches Geſpräch durch nichts langweiliger und verdrießlicher werden, als wenn es immer einförmig iſt, immer einerley Farbe hat. Gute Unterredungen des Umganges müſſen dem freyen Felde, wo man bald dahin, bald dorthin ſpatzieren kann, und nicht der Landſtraße gleichen, die einen gerades Weges nach Hauſe bringt.

Alle dieſe Fehler hat **Volubilis** nicht. Er giebt ſich nicht die Mine, als wenn er über alles diſſertiren könnte; er hat auch keine Materie, von der er vorzüglich gern ſpräche; aber er iſt, wie die Kinder, denen das Blut zu den Fingerſpitzen heraus will, wenn ſie einige Augenblicke lang auf einer Stelle ſtill ſtehen ſollen. Er kann ſich ſelbſt nicht ausreden laſſen. Itzt wird er eine Erzählung anfangen; die Aufmerkſamkeit iſt gereizt; man möchte nun den völligen Verlauf wiſſen; plötzlich kömmt ihm ein A propos in den Mund, das ihn ganz von ſeiner Sache abbringt, und nun iſt der Faden zerriſſen; es iſt vergebens, daß man ihn wieder zuſammenknüpfen will; es iſt immer ein neues A propos, ein neues: Vergeben Sie da. Andern macht ers nicht beſſer; er kann niemanden zehn Worte reden hören, ohne ihn zu unterbrechen, ein neues Geſpräch zu veranlaſſen, das er eben ſo wenig fortſetzen läßt, als das andre. Wie unerträglich iſt **Volubilis** nicht, dieſer gaſtfreye Mann, der uns Teller über Teller hingiebt, ohne uns von einem ſo viel eſſen zu laſſen, als man Appetit hat!

Eben ſo verhaßt ſind die Deſpoten der Unterredung, die voll Stolz auf die Geläufigkeit ihrer Zunge, zumal wenn ſie um eines höhern Titels willen vornehmer als andre zu ſeyn glauben, niemanden neben ſich aufkommen laſſen, und das große Wort allein haben wollen. Es iſt viel, wenn ſie uns einige gehorſame Fragen erlauben, und dieſe müſſen noch ſehr kurz ſeyn, wenn man ſich nicht gegen ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig machen will. Doch was kann gerechter ſeyn, als ſich wider dieſe Tyrannen aufzulehnen? Mit dem Umgange verhält ſichs, wie mit den Republiken, wo jeder ſeine Stimme hat, ob man gleich dem am längſten mit Vergnügen zuhört, der am beſten reden kann. Wenn ſich aber auch der beſte Redner des Geſprächs allein bemächtigen wollte, ſo iſt das ein Eingriff in die Freyheit, der geahndet werden muß, und man iſt berechtigt, ihm zu erkennen zu geben, daß man in eine Geſellſchaft nicht, wie in eine Schule, geht.

Wohl.

Wohlſtand, Deutlichkeit, Lebhaftigkeit und Kürze ſind die vornehmſten Eigenſchaften einer guten Art zu ſprechen, beſonders wenn erzählt wird. Allein welch eine ſeltne Gabe! Einige machen, ehe ſie zum Weſentlichen ihrer Erzählung kommen, ſo viel Umſchweife, und können ſich ſelbſt ſo wenig hineinfinden, daß man an dem Eingange genug hat, und ihnen die Geſchichte gern ſchenkt, wenn ſie nur ſchweigen wollen. Andre fangen ſie in der Mitte und am Ende ſo abgebrochen an, und untermengen ſie mit ſo vielen: **Wiſſen ſie, was geſchah**, und: **Wo blieb ich doch**, daß man ihnen entweder aus einem dunkeln Gange ihres Labyrinths in den andern nachfolgen, oder ſie, ſo gut man kann, unterbrechen, und das Geſpräch auf etwas anders lenken muß, wenn man der Gefahr entgehen will, ihnen ins Geſicht zu jähnen.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem, was die Alten das attiſche Salz nannten, und der Anzüglichkeit, mit welcher einige den Geſellſchaften fürchterlich zu werden ſuchen! Ein noch größrer, als zwiſchen verſalznen und gutgewürzten Speiſen! Unglücklich ſind diejenigen, denen es unmöglich iſt, einen ſatyriſchen Einfall zu unterdrücken, wie empfindlich er auch dem ſeyn mag, den er verwundet. Nur die, die ihre Anfälle nicht befürchten dürfen, werden ihnen mit Vergnügen zuhören; aber ſie ſind mit ihrer Bitterkeit auch nur bey ſolchen willkommen, die ſich durch etwas mehr als witzige Antworten zu rächen wüßten, wofern ſie ſich an ihnen vergreifen wollten. Es dahin zu bringen, daß man im Umgange gefürchtet werde, das iſt ſo ſchwer nicht; einige Grane Verſtand und viel Bosheit des Herzens ſind Ingredienzien, woraus Ironien genug gemacht werden können, die zum Lachen bringen und beſchämen: aber wie ſchwer iſts nicht, die Liebe wieder zu gewinnen, die für ein Bonmot aufgeopfert worden iſt? Ein Menſch, der am Spotten ſo viel Luſt hat, ſollte bedenken, daß er ſich vor dem Gedächtniſſe andrer eben ſo ſehr zu fürchten habe, als ſie ſich vielleicht vor ſeinem Witze fürchten müſſen. Wie nöthig iſt es nicht, ihnen mit dem Poeten zuzurufen: Knabe, brauche den Sporn weniger und den Zügel mehr:

Parce, puer, ſtimulis et fortius vtere loris.

Fragen kann ſowohl zur Veranlaſſung eines Geſpräches, als zur Aufklärung oder Erweiterung deſſelben ſehr nützlich ſeyn. Wer viel fragt, kann viel lernen und vielen dadurch gefallen, wenn zumal die Fragen nach dem Begriffe und der Einſicht des Befragten eingerichtet ſind. Denn dieſer bekömmt dadurch Gelegenheit, ſeine Wiſſenſchaft zu zeigen, welches der Eigenliebe um ſo viel mehr ſchmeichelt, weil ihm dadurch eine gewiſſe Art des Vorzugs beygelegt wird. Allein dann müſſen ſie mit Achtung gegen ihn verbunden ſeyn, und mehr die Mine der Luſt, unterrichtet zu werden, als das Anſehen der bloßen Neubegierde haben. Aber ſie werden gewiß zur Laſt, wenn ſie aus einem leeren Kopfe kommen; wenn ſie nur gethan werden, weil man zu bequem oder zu unfähig iſt, ſich von ſeiner eignen langen Weile zu befreyen, oder wenn es auch das Anſehen hat, als wenn man ein Examen aushalten ſollte.

Wer nur von ſich ſelbſt rühmlich, und von andern nichts als Verleumdungen ſpricht, wenn er gleich die Unverſchämtheit nicht ſo weit treiben kann, daß er ſie den Anweſenden ins Geſicht ſagen ſollte, der macht ſich durch das Gute, was er von ſich ſagt, ſo verhaßt, als durch das Böſe, das er andern nachredet. Denn welch ein ſchlecht Compliment iſt es nicht, das er uns macht, daß er von niemanden etwas Gutes zu ſprechen weiß, als von ſich ſelbſt?

Ich habe in einem meiner Blätter einen Philaret gezeichnet, einen eben ſo angenehmen als liebenswürdigen und gefälligen Geſellſchafter. Hier ſind noch einige Züge zu ſeinem Gemälde. Er iſt gegen nichts unachtſam und gleichgültig, was in Geſellſchaft geſprochen wird, ſo wenig er ſich die Mine giebt, über alles ſprechen zu können. Man ſieht wohl, daß er nicht arm iſt; aber er verbirgt ſeinen Reichthum. Wenn er ſpricht, ſo iſt es bald ein freundſchaftlicher Streit, worinnen er am Ende lieber Recht giebt, als Recht hat, oder es doch ſo macht, daß es ſcheint, als habe er nun erſt unſre wahre

Meynung verſtanden. Er ſpricht über eine Materie nie ſo lange, daß man nicht wünſchen ſollte, er möchte länger darüber geſprochen haben. Bald erzählt er; bald fragt er, bald iſt er ernſthaft; bald ſcherzt er; aber die Religion, die Angelegenheiten des gemeinen Weſens, erhabne Perſonen, alle wichtigen Geſchäffte ſeiner Nebenmenſchen, das Unglück derſelben, alles iſt von ſeinem Scherze ausgenommen, was entweder Ehrfurcht oder Mitleid verdient. Er ſagt nichts zu ſeinem eignen Lobe; aber er lobt alles Gute an andern auf eine ſo aufrichtige, affectvolle und angenehme Art, daß man mit Vergnügen das von ihm denkt, was er von andern ſagt.

Hundert drey und dreyßigſtes Stück.

Die Anmerkungen, welche Spencens Polymetis über den Nutzen macht, den die Vergleichung der alten lateiniſchen Schriftſteller, beſonders der Dichter mit den Ueberbleibſeln von den Werken der römiſchen Künſtler in Statüen, Münzen und geſchnittnen Steinen haben kann, betreffen theils die beſſere Erklärung der Alten; theils die Fehler der neuern Künſtler in allegoriſchen Vorſtellungen.

Die Ueberbleibſel der alten Künſtler ſollten zur Aufklärung der alten Scribenten gebraucht werden. Sie waren ihre Zeitgenoſſen; ihre Arbeiten müſſen alſo unſern Augen nothwendig das deutlicher vorſtellen, was die Dichter beſchreiben, die dazu nur Worte brauchen. Statt ihrer bedienen wir uns, als unſrer einzigen Hülfe der Commentatoren, die gemeiniglich die ſchlechteſten Köpfe von der Welt geweſen ſind. Ihre Auslegungen verbergen ſehr oft nicht allein den Sinn der Alten, ſondern ſie verführen uns auch, ſie falſch zu verſtehen. Wenn ich ſie geleſen habe, ſo bin ich mir oft wie ein Reiſender vorgekommen, der ſeinen Weg verloren hat, weil alles um ihn her dunkel iſt. Er ſieht zwar hier und da einige Irrlichter; ſie dienen aber, anſtatt ihn nach Hauſe zu weiſen, zu nichts, als ihn immer tiefer in die Sümpfe und Moräſte hineinzuführen, aus denen ſie aufſteigen.

Gute Ausleger ſollten in der Erklärung der Alten zwoen Regeln folgen; ſie ſollten den Sinn der Worte, die man nicht genug verſteht, aus andern Stellen aufklären; ſie ſollten, wenn gewiſſe Stellen nicht ohne die Kenntniß gewiſſer Meynungen und Gebräuche verſtanden werden können, uns kurze und deutliche Nachrichten davon ertheilen. Allein was iſt die Abſicht der meiſten Ausleger? Sie wollen uns ihre Gelehrſamkeit und Beleſenheit zeigen; ein recht gelehrter Ausleger iſt gemeiniglich wie ein recht gelehrter Mann; er verwirrt uns mehr, als er uns nützt. Es kann uns in einem Autor niemals mehr als eine Meynung fehlen, nämlich die eigentliche; aber ſie meynens ſo gar gut mit uns, daß ſie uns ſtatt einer ein halb Dutzend geben. Man möchte zum Exempel wiſſen, was das Wort glaucus bey dieſem Scribenten bedeute. Glaucus, antwortet der Commentator, bedeutet blau, braun, grün, roth, eiſengrau. = = Wie weit war Alba von Rom? = = O, ſagt der Ausleger, Alba iſt der Ort, wo Aeneas einer

einer weißen Sau mit drey Ferkeln begegnete. Von dieſer wurde in dem vornehmſten Tempel daſelbſt eine Speckſeite aufbehalten, die noch zu den Zeiten des Auguſtus da war, wie ich ſolches in dem vortrefflichen Geſchichtſchreiber, Dionyſius von Halikarnaß finde. . .

Dieſe Ungereimtheiten der Ausleger beſtätigen die Meynung, die vielen paradox vorkommen mag, daß die größte Schwierigkeit, die uns abhält, die claßiſchen Autoren zu verſtehen, daher kömmt, daß wir ſie in den Schulen zuviel geleſen und ſtudirt haben. Wir lernen da mehr unterſuchen, was andre über einen Scribenten ſagen, als was er ſelbſt ſagt. Verläßt man die Schule, ſo weiß man etwa von den ſchwerſten Stellen des Virgilius drey oder vier verſchiedne Meynungen, und von einer Stelle des Perſius vielleicht etliche zwanzig. Das Auge, das ſeinen Gegenſtand mit einer gewiſſen Beſtändigkeit betrachten ſollte, wird auf Nebengedanken abgezogen; man verliert die wahre Abſicht des Autors; man verliert den Faden der Gedanken, und den Zuſammenhang des ganzen Stückes; man kennt nicht den Dichter, ſondern die zerſtreuten Glieder des Dichters; man weiß aufs höchſte, was de la Rüe über den Virgil geſagt hat, aber nicht, was Virgil ſelbſt ſagen wollte, und doch iſt de la Rüe noch einer von den beſten Auslegern. Ich weiß dieſes, ſagt Polymetis, aus meiner eignen Erfahrung. Pope gab Nachahmungen von verſchiednen Satyren und Briefen des Horaz heraus; ſogleich ſah ich eine Verbindung und Kette der Gedanken darinnen, ein neues Licht, neue Schönheiten, die ich ſonſt nicht darinnen bemerkt hatte, und ich hatte doch dieſen Dichter ſo oft geleſen. Ich verwunderte mich, wie ich den Dichter beſſer in der Copie verſtund, als ich ihn hatte im Originale verſtehen können; ich dachte darüber nach, und fand, es käme daher, daß ich im Leſen deſſelben, alle Augenblicke von dem, was er ſagte, auf das, was er nicht ſagte, abgezogen worden war; daß ich durch dieſe falſche und gebrochne Vorſtellung, die ich von dem ſchönſten Dichter zu einer Zeit empfieng, wo das Gemüth alle Eindrücke leicht annimmt und behält, eine unrichtige Idee von ſeiner Art zu denken erhalten hatte, von der mich nur ein dritter befreyen konnte, der dazu nicht ſehr geſchickt geweſen ſeyn würde, wenn er die Alten auf eine eben ſo verkehrte Weiſe ſtudirt hätte, als ich. Iſt die Abſicht unſrer Schulen, daß wir lernen ſollen, was die alten griechiſchen und lateiniſchen Scribenten geſagt haben: warum werden wir ſo ſehr in die Finſterniſſe hineingeführt, mit denen ſie von den neuern Auslegern verdunkelt worden ſind? Warum müſſen wir manchmal vier bis fünfhundert Zeilen nach einander aus dem Homer oder Virgil lernen, und ganze Bücher derſelben aus dem Kopfe wiederholen können? Warum müſſen wir mehr Poeten, als Geſchichtſchreiber leſen? Warum ſoll doch jeder Schulknabe gezwungen werden, ſo etwas zu ſchreiben, was man lateiniſche Verſe nennt, und ein Poet in einer fremden Sprache werden? Warum müſſen ſie alle, ohne Abſicht auf die Lebensart, zu der ſie beſtimmt ſind, Sprachen reden lernen, die ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten ausgeſtorben ſind, anſtatt daß ſie ihre eigne gut ſollten ſprechen lernen? Man würde es für ungereimt halten, wenn jeder in der Schule die Kunſt der Seefahrt lernen ſollte, und das könnte doch ſeinen großen Nutzen haben: warum ſoll denn jeder Schulknabe ein lateiniſcher Schriftſteller oder Poet werden? Doch es möchte ſich damit verhalten, wie es wollte, wenn nur die Lehrer in den Schulen immer die beyden Regeln beobachten wollten, deren gleich anfangs in dieſer Anmerkung gedacht worden iſt.

Wie dieſe Anmerkungen denen, welche Schulen vorſtehen, und vielleicht auch manchen Lehrern auf Univerſitäten ſehr nützlich ſeyn könnten, wenn ſie denſelben nachdenken und gelehrt nicht zur Pralerey mit ihrer Gelehrſamkeit, ſondern zum Beſten der Studirenden ſeyn wollten: ſo könnten diejenigen, die Spence über die Fehler der neuern Künſtler in ihren allegoriſchen Vorſtellungen macht, unſern Artiſten ſehr nützlich ſeyn, wenn die Meiſten von ihnen nicht gewohnt wären, ſich mehr um das, was ſo zu ſagen handwerksmäßig bey den ſchönen Künſten iſt, als um die Theorie derſelben zu bekümmern.

Die Urſache, ſagt Polymetis, warum ich glaube, daß die Allegorien der Alten den neuern Künſtlern und auch den neuern Dichtern

tern ſehr nützlich ſeyn könnten, iſt theils auf die Deutlichkeit und Simplicität, die man in jener Werken findet, theils auf die Verwirrung und Dunkelheit gegründet, die man in den allegoriſchen und erdichteten Weſen von dieſen wahrnimmt.

Die allegoriſchen Vorſtellungen der Alten drücken das, was ſie meynen, gerade zu, und auf eine leicht verſtändliche Art aus; oft durch einen einzelnen Umſtand. Das iſt der allgemeine Charakter derſelben, beſonders bey moraliſchen Weſen. So wird die Klugheit durch ein Richtſcheit bezeichnet, mit welchem ſie auf eine Kugel unter ihren Füßen zeigt; die Gerechtigkeit durch ihre gleiche Waagſchale; die Tapferkeit durch ein Schwerdt; die Mäßigkeit durch einen Zaum; die Andacht durch den Weihrauch, den ſie auf einen Altar ſtreut. Die Rechtſchaffenheit hat ein durchſichtiges Kleid; die Beſcheidenheit iſt geſchleyert; die Gnade kennt man an ihrem Olivenzweige; die Geſundheit an ihrer Schlange; die Freyheit an ihrem Hute. Die Ruhe ſteht feſt an einer Säule; die Frölichkeit hat den Myrthenzweig der Venus in der Hand, und die Luſtigkeit einen Blumenkranz, wie ſie ihn bey den Feſten der Alten zu tragen pflegten. Alle dieſe Kennzeichen ſind angenommen und bekannt; die meiſten drücken den Charakter der Perſon aus, und bemerken ſie deutlicher und ſtärker, als wenn man ſie mit noch ſo vielen Merkmalen kenntlich zu machen ſuchte.

Wer mit den Werken der neuern Künſtler nicht unbekannt iſt, der wird geſtehen, daß man oft bey ihren allegoriſchen Figuren nicht weiß, was ſie vorſtellen ſollen. Man könnte Beweiſe davon aus den Gärten von Verſailles und aus den römiſchen Sammlungen anführen. Man darf aber nur die Ikonologie des Ritters Ripa anſehen, welcher die neuern Artiſten darinnen unterrichten wollen, und für ein ſo gutes Muſter angeſehen worden iſt, daß man ihn in ſieben verſchiedne Sprachen überſetzt hat. Auf der ſechſten Seite ſieht man ein Frauenzimmer mit einer Flöte in der Hand, und mit einem Hirſche zu ihren Füßen. Nach der Flöte ſollte man ſie für eine Muſe, und nach dem Hirſche für eine Diana halten. Allein es ſoll die Schmeicheley ſeyn, weil die Hirſche, wie einige vorgeben, die Muſik ſo ſehr lieben, daß man ſie mit Händen greifen könnte, wenn man ihnen nur einige Zeit auf der Flöte vorſpielen wollte. Auf der ein und vierzigſten Seite findet man ein Frauenzimmer, welches nacket und ganz mit Licht umgeben iſt; ihr Haupt verbirgt ſie in den Wolken, und in der rechten Hand hält ſie einen Globus und Zirkel. Man ſollte denken, daß es die Muſe **Urania** wäre, und es ſoll die Schönheit ſeyn. Die Betrügerey wird als eine weibliche Perſon mit zwey Häuptern und Geſichtern, mit zwey Herzen in der einen, und einer Maske in der andern Hand vorgeſtellt, des Scorpionſchwanzes und der Adlerklauen nicht zu gedenken. Die **Unentſchlüßigkeit** wird als ein altes Weib abgebildet, das auf jeder Seite einen Raben hat, weil dieſer Vogel **Cras**, **Cras** ſchreyt, welches Geſchrey einem lateiniſchen Worte gleicht, das morgen bedeutet. Dieſe Exempel können genug ſeyn, zu zeigen, wie ungeſchickt dieſer Verfaſſer zu allegoriſchen Vorſtellungen war.

Otto Venius, ein berühmter Maler, hat in ſeinen Horaziſchen Sinnbildern nichts beſſers geleiſtet. Er war der Lehrmeiſter des berühmten Rubens. Seine allegoriſchen Vorſtellungen gründen ſich bloß auf den buchſtäblichen Verſtand gewiſſer lateiniſcher Verſe. So ſtellt er die Thorheit als ein kleines Kind vor, das nicht drey bis vier Jahr alt iſt, weil Horaz ſagt: Miſche ein klein wenig Thorheit in deine Anſchläge. So macht er aus den Worten: Staub und Schatten ſind wir, folgende allegoriſche Vorſtellung. Er zeichnet ein Grabgewölbe, welches mit Staub umher beſtreut iſt, und dann einen Schatten, der zwiſchen zwo Reihen Urnen aufgerichtet einhergeht. So ungereimt und lächerlich ſind faſt alle ſeine allegoriſchen Vorſtellungen!

Niemand hat ſich unter den neuern Malern ſeiner allegoriſchen Figuren wegen mehr Ruhm erworben, als Rubens. Felibien macht uns von ſeinem Talente darinnen eine ſehr vortheilhafte Idee. Allein er verdient mehr den Ruhm eines ſtarken Coloriſten, als den Namen eines glücklichen Erfinders, und man darf ſich über dieſes Urtheil nicht verwundern; er kam aus der Schule des Venius. Wenn er dem Antiken folgt, ſo fehlt er nicht; nur wenn er ſelbſt erfindet, dann fehlt es ihm ſowohl an Simplicität, als Verſtändlichkeit. Er begeht überdieß den Fehler ſehr oft, daß er die alten allegoriſchen Vorſtellungen unrichtig ausdrückt, und verſchiednen Tugenden einerley Kennzeichen beylegt. So malt er in der Gallerie zu Luxemburg die Juno Lucina nackend, und den Mercurius mit einem Barte. Auf einem andern Gemälde findet man eine Juno und einen Cupido, die beyde ein Paar Tauben auf einen Globus ſetzen. Wer ſollte ſich einbilden, daß er dadurch die ſanfte Regierung der Königinn Mutter in Frankreich anzeigen wolle? Man würde gar zu weitläuftig werden, wenn man alle Fehler dieſer Art anzeigen wollte, die ſehr leicht zu bemerken ſind, wenn man ſeine Gemälde mit einem achtſamen und kritiſchen Auge betrachtet.

Selbſt ein Raphael erreicht die Simplicität der alten Artiſten in allegoriſchen Vorſtellungen nicht. Der Klugheit giebt er vorne ein weibliches Geſicht, hinten aber ein männliches; ein kleiner Cupido hält ihr einen Spiegel vor, worein ſie mit dem vorderſten

Geſichte ſieht; auf der Bruſt hat ſie das Gorgonenhaupt, und neben ihr ſteht noch ein Cupido mit einer flammenden Lampe. Wie viele Denkzeichen, nur eine Tugend vorzuſtellen? Auf ſeinem ſo berühmten Parnaß ſieht man Einen Apollo, wie er auf einer Geige ſpielt, nur eine Muſe mit der Leyer, die noch dazu den alten Leyern nicht ähnlich iſt; die andern Muſen, beſonders zwo theatraliſche haben gar kein Zeichen, woran man ſie von einander unterſcheiden könnte, indem dieſe beyden einerley Maske haben, die nicht einmal wie die Maske der Alten ausſieht.

Man kann alſo die alten Artiſten nicht zu viel anpreiſen, nicht, weil ſie alt, ſondern weil ſie beſſer ſind, als die Neuern. Die Künſte dauerten in den ältern Zeiten länger und hatten auch größre Aufmunterungen. Das groſe Zeitalter der Bilderey und Malerey fieng ſchon lange vor Alexander dem Großen in Griechenland an, und dauerte daſelbſt, und in Italien faſt ununterbrochen bis auf die Zeiten der Antoninen fort. Die herrſchende Abgötterey machte, daß die Künſtler viel dabey gewinnen konnten, und viele groſe Prinzen munterten ſie durch vorzügliche Belohnungen noch mehr auf. Der Fall des römiſchen Reiches theilte die Königreiche in Europa in allzuviele kleine Fürſtenthümer, und veranlaßte ſo viele Kriege, daß die Künſte ſich nicht wieder erholen konnten. Sie haben nie wieder ſo lange geblüht, daß ſie ſtufenweiſe wieder zu ihrer erſten Vollkommenheit haben empor ſteigen können. Die Epochen unter Leo dem Zehnten, und unter Ludwig dem Vierzehnten beweiſen es. Die Künſte würden in beyden nicht einmal den Glanz erhalten haben, indem ſie wieder zu ſchimmern anfiengen, wenn die größten Künſtler nicht die Ueberbleibſel der Alten ſtudirt hätten. Dieſes thaten in Italien Raphael und Michael Angelo, und in Frankreich Pouſſin und Girardon. Alle Vorzüge, wodurch ſie ſich unterſcheiden, ſind ſie nicht ſo wohl ihrem Genie, als der ſorgfältigen Nachahmung der Alten ſchuldig.

Dergleichen Anmerkungen verdienen beſonders auch in Dännemark erwogen zu werden, wo wir der Gnade unſers Friedrichs eine der edelſten Stiftungen, die Stiftung einer Akademie der ſchönen Künſte, zu danken haben.

Hundert vier und dreyßigſtes Stück.

Aus dem Protocolle der Unſichtbaren.

Den 27. Auguſt. 1759.

Wurde die Anfrage zwoer Schweſtern in Erwägung gezogen, ob, in Abſicht auf den Vortritt in Geſellſchaften, die Aeltere ſodern könnte, der Jüngern vorzugehen, da ihre Männer die Ausfertigung ihrer Titel zu gleicher Zeit erhalten hätten; welcher folglich der Rang vor der andern zukäme.

Antwort. Der. Lächerlichſten. **Nota bene.** Die Stimmen darüber waren einhellig. Doch ſetzte die Aufſeherinn Henriette hinzu, daß dieſe deſto mehr Recht dazu hätte, wenn ihr Mann dem Andern in der Abholung der Ausfertigung zuvorgekommen wäre.

Den 2. September

Wurde als ein Grundſatz für das ſchöne Geſchlecht feſtgeſetzt, daß es für gar kein ſichres und zuverläßiges Kennzeichen einer unſchuldigen Gemüthsart und Aufführung gehalten werden könnte, wenn ein Frauenzimmer die Schwachheiten und Unordnungen eines andern ausbreitete, und bittre Anmerkungen darüber machte, zumal wenn ſie über die Vierzig und noch unverheyrathet wäre, indem ſie vergeſſen haben möchte, was ſie zwiſchen achtzehn und neun und zwanzig gethan hat, oder wenigſtens gern gethan hätte. Beyläuffig wurde angemerkt, daß auch die Coquetterie wider die Unſchuld des ſchönen Geſchlechts ſtritte, indem zu dieſer Tugend nicht bloß die Unſchuld des Körpers, ſondern vornehmlich auch die Reinigkeit des Herzens und der Abſichten erfordert würde. Die Frau Goodsworth nahm dabey Gelegenheit, ihre älteſte Tochter zu vermahnen, daß ſie ſuchen möchte, ſich vor dem Eindrucke der Schmeicheleyen und Lobſprüche zu bewahren, die man ihr über ihr Geſicht vorſagen könnte. Eine tugendhafte und beſcheidne Mannsperſon, ſagte ſie, wird zwar gegen die Schönheit eines Frauenzimmers nicht gleichgültig ſeyn; aber er wird ihr deswegen keine Lobrede halten;

er müßte denn ihr Bräutigam oder ihr Ehemann ſeyn.

Den 5. September

Wurde auf die Frage: Ob ein armes Frauenzimmer in den Antrag eines ſehr verliebten, aber zugleich ſehr reichen Mannes zur Heyrath einwilligen ſollte, mit Ja geantwortet, wenn ſie nicht zu ſehr unter ſeinem Stande, und der Grund ſeiner Liebe nicht ihre Schönheit, ſondern ihre Tugend wäre.

An eben dieſem Tage wurde mir aufgetragen, einem Nikolas Dunſt, welcher angefragt hatte: Ob er einem Frauenzimmer, welches gegen alle Leute Böſes von ihm redete, ungeachtet er keine beſondre Bekanntſchaft mit ihr hätte, eine Liebesdeclaration thun ſollte, zur Antwort zu geben: Er ſollte ſein Heil verſuchen. Cäciliens Mann machte dabey die Anmerkung, daß eine Närrinn und ein Geck ein unvergleichliches Paar zuſammen abgeben müßten.

Den 10. September

Unterredeten ſich die Unſichtbaren über die Gabe muntrer und ſcherzhafter Einfälle bey dem Frauenzimmer. Da mir die Frau Goodworth allzuernſthaft darüber zu denken ſchien, ſo nahm ich mich der Damen an, welche dieſe Gabe beſitzen. Weil eben Henriette kurz vorher etwas Scherzhaftes über die Weisheit meiner grauen Haare geſagt hatte, ſo ſprach ich: Wie viel würde uns, wo nicht zum Vergnügen, aber doch zur Frölichkeit unſers Umganges fehlen, wenn uns unſre Henriette fehlte! Das Bekenntniß muß ich ablegen, ob ich gleich ſo viel von ihr auszuſtehen habe! Die Munterkeit bey einem Frauenzimmer iſt, nach einem Ausdrucke des Zuſchauers, wie ein unvermutheter Sonnenſchein, der uns ein innerliches Vergnügen erweckt, ohne daß man acht darauf hat. Sie macht ſie fähig, ſelbſt den Kleinigkeiten, die ſie ſpricht, ein Licht mitzutheilen, wodurch ſie angenehm werden. Sie wird die runzlichſte Stirn aufklären; ſie wird es dem Geſpräche nie am Leben fehlen laſſen, und wenn es einmal einſchlummern ſollte, wird ſie es durch einen plötzlichen Einfall aus dem Schlafe aufzuwecken wiſſen. Und welch ein Schrecken wird ſie nicht unter unſer Geſchlecht ausbreiten, wenn es vergißt, was es den guten Sitten ſchuldig iſt? Welch eine Figur würden nicht die meiſten Stutzer machen, wenn ſie überall eine Howe vor ſich fänden! Aber dann müßte es unter ihnen keinen Lovelace geben, fieng Pulcheria an; die Fräulein Howe würde, ungeachtet ihres lebhaften Witzes, mit ihm nicht ſo leicht fertig geworden ſeyn, als mit ihrem guten geduldigen Hickmann. Freylich, ſagte Henriette, aber nicht, weil er ihr ſo ſehr an Witz überlegen, als weil er ein ſo großer Böſewicht war. Vielleicht auch deswegen nicht allein, verſetzte die Frau Goodworth, ſondern zugleich darum, weil er bey ſeinem Witze mehr Dreiſtigkeit hatte, als ein Frauenzimmer haben darf, deſſen herrſchender Charakter allezeit die Sittſamkeit ſeyn muß. Eine Gabe zu ſcherzhaften, und beſonders zu ſatyriſchen Einfällen kann ein Frauenzimmer ſehr angenehm machen, wenn ſie allezeit Herr darüber bleibt. Allein es iſt Gefahr dabey; wenn man ſich ſeinem Witze überlaſſen will, ſo muß man ſeine Geſellſchaft genug kennen, und wenn man allzulebhaft iſt, ſo kann man das vergeſſen. Die Munterkeit kann Luſtigkeit werden, und eine Mannsperſon, von der man eben nicht will, daß ſie mit unſerm Herzen viel zu thun haben ſoll, kann unter dem Scherze den Weg dazu finden. Sie hat niemals mehr nöthig, Wache vor dasſelbe auszuſtellen, als wenn ſie recht munter iſt. Indem ſie dieſes ſagte, ziſchelte mir Wilhelmine ins Ohr: Kömmt es ihnen nicht vor, als wenn Henriette ein wenig roth würde?

Den 18. September

Las ich der Geſellſchaft eine Bitte von Frau Cornelia Will, wegen genauer Beſtimmung anſtändiger Verrichtungen und Ergetzungen für das ſchöne Geſchlecht, vor. Sie ſagt in ihrem Schreiben, ſie ſey ſehr jung verheyrathet worden, ſey ſchon ſeit verſchiednen Jahren eine Mutter von drey Kindern, die ſie mit der Zeit beſſer zu beſchäfftigen wünſche, als ſie beſchäfftigt worden ſey. Ich empfinde, ſagt ſie, die Mängel meiner Erziehung nur gar zu ſehr! Wie unglücklich ſind nicht die Meiſten von unſerm Geſchlechte, meine würdigen Freundinnen! Unſre Zeitvertreibe ſcheinen mehr für lebendige Puppen, als für vernünftige Geſchöpfe erfunden zu ſeyn, und ſich mehr für das weibliche, als für das männliche Geſchlecht zu ſchicken. Der große Schauplatz unſrer Geſchäffte iſt der Nachttiſch; einen Bänderpalatin zu recht zu ſtecken, und die Haare immer nach der neuſten Mode einzurichten, das gehöret unter unſre wichtigſten Morgenarbeiten. Wir ſind Wunder, wenn wir ohne die Hülfe eines Koches oder einer Köchinn, die ihre Frau zehnmal zu überſehen glaubt, ein Mittagseſſen anzuordnen wiſſen. Das Unglück iſt, daß wir ſelbſt mit unſrer Einſchränkung in den engen Cirkel dieſer kleinen Verrichtungen ſo gar zufrieden ſind, und nicht wiſſen, was uns fehlt, wenn wir uns mit wichtigern Dingen beſchäfftigen ſollen. Ich ſchlug meinen Damen vor, daß mir jede, zum Unterrichte ihres Geſchlechtes, ein Journal von ihren täglichen Verrichtungen geben ſollte; eine Lebensbeſchreibung, ſetzte ich hinzu, würde mir noch lieber ſeyn. Gehorſame Dienerinn,. Herr Ironſide, ſagte Henriette! Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß wenn Frauenzimmer, die ihre Pflichten lieben, ja ein Journal halten, ſie es nur über ihre Fehler halten, damit wir wiſſen, was wir an uns zu verbeſſern haben. So bitte ich mir denn eins von ihren Fehlern aus, antwortete ich, weil die Verbeſſerung derſelben, wie ſie zu verſtehen geben, unter die Geſchäffte der Damen gehört. Wie neugierig doch auch die Moraliſten ſind, erwiederte **Henriette**! Brauchen ſie, um die ihrigen kennen zu lernen, einen andern Spiegel, als ihr Gewiſſen? Die Antwort war verdient, Herr **Ironſide**, ſagte **Pulcheria**. Warum ſodern ſie ein Journal von unſern Fehlern, da Sie Mannsperſonen uns einmal verwöhnt haben, Sie von nichts, als von unſern Vollkommenheiten reden zu hören? Aber Frau **Cornelia Will** ſollte doch eine Antwort bekommen; ſie muß gewiß eine gute Frau ſeyn. Freylich, verſetzte die Frau **Goodworth**; allein was braucht ſie mehr für Unterricht, als **Steelens Frauenzimmerbibliothek**? Einem Frauenzimmer, das die allgemeinen Vorſchriften dieſes vortrefflichen Werkes auf ſeine beſondern Umſtände anwendet, wird es nie an würdigen Geſchäfften und Ergetzungen fehlen. Will ſie aber lieber von einem Frauenzimmer unterrichtet ſeyn, ſo mag ſie nur die Briefe leſen, worinnen **Clariſſa** von dem Gebrauche und der Eintheilung ihrer

Zeit redet; denn vermuthlich hat da Richardſon ſeine Frau oder ſeine Töchter copirt.

Den 25. September

Las ich das Schreiben einer Fräulein vor, die in den Carl Grandiſon ganz entzückt zu ſeyn verſichert, und bey der Geſellſchaft anfragt, ob ſie nicht, da ſich itzt zween ſehr artige Herren um ſie bewürben, die aber dieſem groſſen Originale bey weitem nicht an Vollkommenheit gleich kämen, lieber beyde ausſchlagen und einen Mann, wie Grandiſon war, erwarten, als einen oder den andern heyrathen ſollte? Einmüthige Antwort: Warten, wenn ſie eine Byron iſt.

Den 30. September

Wurde für gut befunden, die Frau Flavilla durch ein Schreiben ohne Namen zu benachrichtigen, daß das Aufklappen und Zuklappen der Tobaksdoſe mit der männlichen Art, womit ſies thut, den jungen Herren zu überlaſſen ſey, und zu befürchten ſtehe, daß ſie durch einen ſolchen Eingriff in ihre Rechte gereizt werden möchten, ſich der Fächer der

Frauenzimmer zu bemächtigen, und das Geheimniß zu lernen, durch ein taktmäßiges Auf- und Zuſammenſchlagen derſelben die Flucht der Minuten zu beſördern, worinnen ſie nichts denken, oder, was ſie denken, nicht ſagen können. Bey dieſer Gelegenheit erinnerte ſich die Geſellſchaft an einen Brief im Zuſchauer, welcher von dem Exerciren mit dem Fächer handelt, und lehrt, wie ihn ein Frauenzimmer auf das kunſtmäßigſte präſentiren, eröffnen, löſen, ſtrecken, ergreifen und ſchwingen ſoll.

Den 6. October.

Ein Frauenzimmer hatte ſich heftig über ihren Mann beklagt, daß er ihr ſo gar wenig zu ihrem Putze gäbe, welches Urſache wäre, daß ſie in allen Geſellſchaften, weil ſie nicht modiſch genug wäre, von jedem andern Frauenzimmer ſteif und mit einem Uebermuthe angeſehen würde, den ſie nicht vertragen könnte. Man beſchloß, ſie verſichern zu laſſen, ſie würde gar nicht darum ſo ſteif angeſehen, daß ſie ſich nicht genug geputzt hätte, ſondern deswegen, daß ſie ihren Verdruß darüber nicht zurückhalten könnte. Zugleich wurde ſie, theils zu ihrer Ermahnung, theils zu ihrem Troſte an den alten güldnen Grundſatz erinnert, daß nicht Kleid und Schmuck, ſondern edle Sitten die ſchönſte Zierde des weiblichen Geſchlechtes wären.

Hierauf erwogen die Unſichtbaren die Beſchwerden eines Liebhabers über eine Art Liebeſtörerinnen, die es der Sprödigkeit, welche ſie zu einer Zeit bewieſen, da ſie ſich durch einen Liebhaber glücklich machen konnten, zu danken haben, daß ſie alte Jungfern geworden ſind, nach denen niemand fragt; die aber nun aus Verdruß darüber ein Vergnügen daran finden, andre in ihrer Liebe zu beunruhigen, den ganzen Tag aus einem Hauſe in das andre umherzulaufen, allerley Nachrichten einzuziehen, und durch ihre Ohrenbläſereyen Eiferſucht und Uneinigkeit zwiſchen Perſonen anzurichten, von denen ſie glauben, daß ihre unſchuldige Vertraulichkeit mit einander eine beyderſeitige Vereinigung zum Endzwecke hat; in keiner andern Abſicht, als andern das Glück zu entziehen, deſſen ſie, obgleich bloß durch ihre eigne Schuld, entbehren. Er führt an, was ihm beynahe ſelbſt begegnet wäre. Eine ſolche

che Liebesſtörerinn habe faſt ſeine Geliebte durch eine boshafte Erzählung gewiſſer Höflichkeiten, die er einem andern Frauenzimmer geſagt habe, verleitet, mit ihm zu brechen, wenn dieſes nicht ſelbſt ſich ſeiner angenommen, und ſie überzeugt hätte, daß er weit davon entfernt wäre, ſich einer Untreue gegen ſie ſchuldig zu machen. Die Aufſeherinnen wurden unter einander einig, ihr Geſchlecht bey jeder guten Gelegenheit vor denſelben zu warnen; zugleich trugen ſie mir auf, genaue Aufſicht auf ſie zu haben, und wo ich eine entdeckte, mich ſorgfältig nach den Urſachen zu erkundigen, warum ſie, um ihren jetzigen Zuſtand durch einen gemeinen Ausdruck genau zu bezeichnen, übrig geblieben ſey.

Auch wurde mir noch an dieſem Tage aufgetragen, einem Frauenzimmer, welches ſich ein ſichres und bewährtes Mittel wider die Langeweile ausgebeten hatte, zu antworten, daß man mehr Umſtände von ihr wiſſen müßte, ehe man ihr dienen könnte. Deswegen ſollte ſie ſich auf folgende Fragen näher erklären, ob ſie alt oder jung, ſchön oder häßlich, verheyrathet oder unverheyrathet wäre; wenn ſie ſich nicht mehr im ledigen Stande beſände, ob ſie keine Haushaltung, keine Kinder hätte, auch wie ihr Mann mit ihr lebte.

Die Aufſeherinnen haben ihre Gedanken über das begehrte Mittel noch nicht eröffnen können, weil ſeitdem noch keine Antwort auf die vorgelegten Fragen erfolgt iſt.

Den 11. October

Laſen die Unſichtbaren ein Schreiben von zwo Couſinen, welche bey einander wohnen, und ſich mit großer Heftigkeit über gewiſſe Frauenzimmer in ihrer Nachbarſchaft, als über ſchmähſüchtige unverſchämte Wäſcherinnen und Verleumderinnen beſchweren, die ihre unſchuldigſten Handlungen übel ausdeuteten, und beſonders viel wider ihren Umgang einzuwenden hätten. Sie machen die gegründete Anmerkung, daß der gute Name eines Frauenzimmers von niemanden weniger angefeindet werden ſollte, als von Perſonen ihres eignen Geſchlechtes, und bitten die Aufſeherinnen, daß ſie mich bewegen möchten, ein beſonders ſcharfes Blatt über dieſe Materie drucken zu laſſen. Gewiſſe Züge in ihrem eignen Briefe machten ihnen dieſe Couſinen kenntlicher, als ſie ihnen zu ſeyn geglaubt haben mögen. Die Aufſeherinnen fanden deswegen für gut, ihnen durch ein Schreiben zu erkennen zu geben, daß ſie es freylich aufs ernſtlichſte mißbilligten, wenn ein Frauenzimmer die Aufführung eines andern durch ungerechte Auslegungen verdächtig machte, da eine liebreiche Art zu denken ihrem Geſchlechte beſonders anſtändig wäre; daß aber auch diejenigen, die auf ihren guten Namen eiferſüchtig wären, nicht vorſichtig und ſorgfältig genug ſeyn könnten, alles zu vermeiden, was zu einem ihrer Ehre nachtheiligen Argwohn Anlaß geben möchte; daß es ihnen nicht genug ſcheinen müßte, für unſchuldig gehalten zu werden; daß man es vielmehr ſeyn ſollte; daß die wahre Tugend ein gewiſſes Aeußerliches hätte, welches ſie, wo nicht immer, doch die meiſte Zeit vor übeln und feindſeligen Nachreden ſchützte; daß beyde Schweſtern ſelbſt dieſes erfahren würden, wenn ſie dieſe Erinnerungen ſo gut aufnehmen wollten, als ſie gemeynt wären.

Den 21. October

Eröffnete ich den ſämmtlichen Aufſeherinnen, was maßen ich mich genöthigt ſähe, ihnen vorzuſtellen, daß verſchiednes meiner Blätter, das ſchöne Geſchlecht betreffend, ich weiß nicht was für feindſeligen Abſichten zugeſchrieben würde; daß ich ein Satyrikus und wohl noch gar was ärgers ſeyn ſollte; daß ich mich um die Kleidung, und um das, was zum Putze der Damen gehörte, nichts zu bekümmern hätte; daß ich gar eine Verfolgung von einigen Amazonen befürchtete, und nicht allein deßwegen meine Zuflucht zu ihrem Schutze nähme, ſondern mir auch von ihnen, als von dem gehörigen Tribunale in dieſen Dingen, ein Zeugniß meiner wahren Geſinnungen gegen das ſchöne Geſchlecht und eine förmliche Approbation deſſen ausbäte, was ich etwa, daſſelbe betreffend, möchte geſchrieben haben, damit ich im Nothfalle mich ihres Atteſtats zu meiner Vertheidigung bedienen könnte.

Die Aufſeherinnen erkannten die Billigkeit meiner Bitte, verſprachen darüber zu berathſchlagen, und einige Tage darauf wurde mir folgende Erklärung zugeſtellt, von welcher ich meinen Leſerinnen eine getreue Abſchrift mittheile.

Wir, Endesbenannte, urkunden und erklären hierdurch allen, denen es zu wiſſen nöthig ſeyn kann, daß wir, nach genauer, langer und reifer Erwägung und Unterſuchung der Geſinnungen Arthur Ironſidens gegen unſer Geſchlecht nichts, was ihm mit Recht einiges Mißvergnügen von Seiten deſſelben zu ziehen, oder ihn in den Verdacht bringen könne, als wenn er es feindſelig mit demſelben meyne, weder in ſeiner Art zu denken, noch in ſeinen Blättern bemerkt, ſondern vielmehr bey vielen Gelegenheiten an dem Obbenannten eine beſondre Hochachtung gegen alle edelgeſinnte, tugendhafte und würdige Perſonen gedachten unſern Geſchlechtes wahrgenommen haben; daß er uns nicht ſo wohl wider uns eingenommen zu ſeyn, als vielmehr von unſern Fehlern mit zu vieler Zurückhaltung zu ſprechen ſcheine; daß wir ihn deswegen durch Gegenwärtiges, nach der uns beygelegten aufſeheriſchen Macht, bevollmächtigen, freymüthiger davon und ausführlicher zu ſprechen, wodurch er uns ſo wohl als viele andre Damen ſehr verbinden wird, indem es uns ſo ſehr, als dem andern Geſchlechte nützlich ſeyn muß, mit unſern Fehlern bekannt zu werden, begehren auch von allen unſers Geſchlechtes, was Alters, Standes und Würden ſie ſeyn mögen, dieſem unſern Zeugniſſe Glauben beyzumeſſen, und ſich ſeine guten Abſichten auf keine Weiſe verdächtig machen zu laſſen. Kopenhagen, den 24. Auguſt, 1759.

Die Unſichtbaren.

Hundert fünf und dreyßigſtes Stück.

Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß die Verbeſſerung unſrer ſelbſt in einem nicht geringen Grade ſowohl erleichtert als befördert wird, wenn man gute und böſe Exempel recht zu gebrauchen weiß. Sollen wir in der Vollkommenheit wachſen, und in allen Arten von Tugenden fertiger und geübter werden: ſo können die Vorſtellungen von den Regeln, nach denen unſre Handlungen eingerichtet und abgemeſſen werden müſſen, niemals zu lebhaft ſeyn. Je gegenwärtiger ſie unſerm Geiſte ſind; je mehr die Seele ſich an der Gegenwart derſelben vergnügt, deſto geſchwinder und ſtärker müſſen ſie wirken. Dieſes ſind Erfahrungen, woraus man begreift, warum die Fertigkeit, ſowohl gute als böſe Exempel recht zu brauchen, einen ſo großen Einfluß auf unſre Verbeſſerung haben kann. Beyſpiele ſind einzelne Fälle, welche allgemeine Wahrheiten beſtätigen. Sind nun dieſes Regeln, ſo dienen ſie nicht bloß zur Erinnerung, ſondern auch zu einer anſchauenden Erkenntniß derſelben. Dadurch vermehren ſie die Ueberzeugung, daß ſie richtig und nützlich ſind, und entflammen das Gemüth, weil es von der Wirklichkeit ihrer Anwendung auf die fernere Möglichkeit derſelben in gleichen Fällen ſchließen kann, zur Nacheiferung.

Um die Beyſpiele, die uns von andern gegeben werden, zum Wachsthume in der Rechtſchaffenheit anwenden zu können, müſſen wir uns gewöhnt haben, die Handlungen unſrer Nebenmenſchen mit Unparteylichkeit zu beurtheilen, und gewiß zu werden, ob ſie mit den Geſetzen übereinſtimmen, oder mit ihren Vorſchriften ſtreiten. Wir müſſen überdieß geneigt ſeyn, ſie für rechtmäßig zu halten, wenn wir nichts an ihnen entdecken, was einen gerechten Tadel verdient, weil wir nur ſelten über die Güte der Abſichten ein zuverläßiges Urtheil fällen können. Eine ſolche menſchenfreundliche Art zu denken, ſetzt uns außer der Gefahr, das Gute mit dem Böſen zu verwerfen; ſelbſt die ſcheinbaren Tugenden unſrer Nebenmenſchen werden uns nützlich; denn zuweilen iſt es die That, zuweilen die Abſicht, die man hochachten und zum Muſter gebrauchen kann.

Man muß niemals andrer Fehler vertheidigen, weil man geneigt iſt, ſeine eignen zu rechtfertigen. Unterdeß iſt unſtreitig, daß den nützlichen Gebrauch fremder Handlungen nichts mehr verhindert, als der unglückliche Hang, ſie nur von ihrer ſchlimmen Seite zu betrachten. Man beraubt ſich dadurch des Vergnügens, welches aus dem Beyfall entſpringt, den man fremden Tugenden giebt. Man beraubt ſich auch der Ehre, ſich ihrer dadurch theilhaftig gemacht zu haben, daß man ſie zu ſchätzen weiß. Denn nach dem Verdienſte, eine löbliche That gethan zu haben, giebt es kein größres, als das Verdienſt, ſie nach ihrem Werthe zu bewundern.

Ein andres nicht ungewöhnliches Hinderniß der Nacheiferung im Guten, iſt die Begierde, außerordentlich und ſonderbar zu ſeyn, als wenn man es nicht auf die beſte Art dadurch würde, daß man den Tugendhaften zu gleichen ſucht, die allezeit die kleinſte Zahl ausmachen. Man will ſich unterſcheiden, und wird gemeiniglich, wider ſeine eigne Abſicht, von tauſend ſchlechten Copien; (denn Laſter oder Fehler finden die meiſten Nachahmer;) eine entweder noch ſchlechtere, oder eine lächerlichere Copie.

Ein ſehr groſes Original in der Tugend zu werden, dieſes iſt vielleicht noch ſchwerer, als es in den Wiſſenſchaften und Künſten zu ſeyn; zum wenigſten iſt es eben ſo ſelten. Man müßte nicht allein alle Neigungen eines **Grandiſon**, und zwar in einem gleichen Grade beſitzen; man müßte ſich auch in allen ſeinen Umſtänden befinden. Unterdeß kann man verdienen, unter den Dichtern genannt zu werden, ohne ein Homer oder ein Milton zu ſeyn. Man wird es um ſoviel mehr, je mehr man ſie geleſen, bewundert und ſtudirt hat, auch wenn man ſie nicht nachahmen kann, weil man es in einer andern Dichtart iſt.

Der erſte Eindruck, den löbliche Beyſpiele, nach der Bewunderung derſelben, auf das Herz machen ſollen, muß eine kräftige Neigung und ein ernſtlicher fortdauernder Vorſatz zur Nachfolge in ähnlichen Fällen ſeyn. Aber die Nachfolge ſelbſt erfordert viel Klugheit. Man muß ſeine eignen Umſtände mit den Umſtänden desjenigen, den man zum Vorbilde nimmt, ſorgfältig vergleichen. Man muß ſeine beſondre Verbindlichkeiten erwägen, damit man nicht aus Begierde, einem andern ähnlich zu werden, eine Handlung verrichte, die darum weniger löblich iſt, weil man Gelegenheit hatte, eine zu verrichten, die noch löblicher geweſen ſeyn würde. Man muß fremde Tugenden nachahmen, wie gute Dichter andre Dichter nachahmen. Sie wiſſen die copirten Stellen ihrer Gedichte ſo mit dem Ganzen derſelben zu vereinigen, daß ſie mehr erfunden, als nachgebildet zu ſeyn ſcheinen. Die größte Ehre iſt es, gleich dem Maler zu verfahren, der von verſchiednen Schönheiten das Schönſte wählte, und daraus eine Schönheit bildete, die noch nie exiſtirt hatte.

Auch unläugbar böſe Beyſpiele ſollen zu unſrer eignen Verbeſſerung gebraucht werden. Man kann in fremden Unvollkommenheiten und Fehlern ſeine eignen erkennen; man kann die unglücklichen Folgen derſelben als Reizungen zu den Tugenden brauchen, die von beſſern Wirkungen begleitet werden; man kann ſich durch einen ſo traurigen Anblick in dem Abſcheue gegen das Böſe befeſtigen, und wie ſehr wird nicht dadurch die Ausübung des Guten erleichtert? Gute Beyſpiele ſind die Leuchtthürme auf dem feſten Lande, die in den Hafen führen; verwerfliche die Seezeichen, welche vor den verborgnen Klippen warnen, an denen andre geſcheitert ſind.

◆

Hundert ſechs und dreyßigſtes Stück.

Es muß unverheyratheten Frauenzimmern, die durch die Liebe eines tugendhaften Mannes glücklich zu werden wünſchen, außerordentlich daran gelegen ſeyn, den Liebhaber, der es ſcheint, von demjenigen, der es iſt, ſicher unterſcheiden zu können. Ein ſolcher Wunſch wird vielen Damen ſehr romanhaft vorkommen. Erſtlich werden ſie denken, daß es ſtolz von uns gedacht ſey, wenn man glaube, daß ein Frauenzimmer in der Abſicht heyrathe, um durch die Ehe glücklich zu werden; zweytens daß man, wenn man ja die Ehe als ein Mittel zum Glücklichwerden anſehen will, eben die Tugend eines Mannes nicht ſo ſehr in Betrachtung zu ziehen brauche. Wenn das Auge mit ſeiner Wahl zufrieden iſt; wenn man nur weiß, daß er ein eben ſo demüthiger Ehemann ſeyn werde, als er ein unterthäniger Liebhaber war; wenn er Vermögen genug beſitzt, und mit einem hinlänglichen Nadelgelde zu verſorgen, oder die Spielcaſſe wieder anzufüllen, ſo bald es ihr an dem nöthigen Ueberfluſſe fehlen ſollte; wenn man noch dazu durch ſeinen Titel den Rang über andre Frauenzimmer gewinnen kann: ſo erlangt man ja alles, was etwa zum Glücke des Lebens gehören mag. Ich beſtreite die Richtigkeit dieſer Gedanken nicht; denn ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, keine Dame, welche ſichs vorgenommen hat, Recht zu haben, in die Nothwendigkeit zu ſetzen, Unrecht zu haben. Nur werden ſie mir gütigſt erlauben, daß ich mich auch mit denen unterrede, die auf eine in ihren Augen ſeltſame Art über die Liebe und Ehe denken. Sie wird darum nicht allgemeiner werden, und ſie können deswegen ganz ruhig ſeyn; ich fürchte vielmehr, daß ſie immer mehr aus der Mode kommen wird.

Diejenige Liebe, von der ich rede, ſetzt ſowohl bey dem Manne, als bey dem Frauenzimmer, das geliebt wird, wahre Vorzüge, bey beyden eine edle und den Grundſätzen der Tugend gemäße Art zu denken und zu handeln voraus. Sie iſt keine Neigung, die ſich auf einen eingebildeten, oder fremden, oder vorübergehenden Werth gründet. Sie vernachläßiget zwar die Rechte der Sinne nicht, ſo wenig als dasjenige, was ein Mann ſeinen äußerlichen Umſtänden ſchuldig iſt; aber ſie erſucht das Auge mehr um ſeine Einwilligung, als um ſeinen Rath; ſie ſieht, aber ſie wird nie verblendet; ſie iſt ein lebhaftes fortdauerndes Vergnügen, aber keine Trunkenheit; mehr eine Begierde, glücklich zu machen, als glücklich zu werden, weil ſie mehr von den guten Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes, als von ihren eignen Vollkommenheiten gerührt iſt.

Dieſe allgemeine Beſchreibung der wahren Liebe iſt zwar hinreichend, den Liebhaber, der es iſt, von dem, der es ſcheint, zu unterſcheiden; Gemälde aber, wenn ſie auch nicht bis zur höchſten Vollkommenheit ausgemalt ſind, machen doch immer mehr Eindruck, als bloße Zeichnungen, die nur in dem Umriſſe beſtehen, und die Hauptzüge mehr andeuten, als zeigen.

Liebe auf den erſten Anblick bey einem Manne, muß einem Frauenzimmer, das gut denkt, allezeit verdächtig ſeyn. Es kann zwar eine Perſon ſo große, ſo leuchtende Vollkommenheiten haben, daß man ſich in ſeinem erſten Urtheile nicht irrt; unter unſerm Geſchlechte iſt es auch möglich, daß Perſonen auf immer Freunde ſind, ſo bald ſie ſich nur kennen lernen; aber das kömmt daher, daß ſich männliche Vorzüge, ungeachtet uns die Beſcheidenheit eben ſo anſtändig iſt, als dem ſchönen Geſchlechte, mehr ſehen laſſen dürfen, als die liebenswürdigen Eigenſchaften des Frauenzimmers, weil ſie mehr für das öffentliche, als für das häusliche Leben beſtimmt ſind. Wie die Liebe auf den erſten Anblick bey einem Frauenzimmer mit der Zärtlichkeit des weiblichen Charakters ſtreitet, die allezeit von einem feinern Gewebe ſeyn muß, als die Zärtlichkeit der Mannsperſonen: ſo ſtreitet ſie bey dieſen wider die Herrſchaft, die ſie über die Bewegungen ihres Herzens haben ſollen. Sie verräth eine Schwäche, die unſerm Geſchlechte unanſtändig iſt, und ob es gleich der Eigenliebe eines Frauenzimmers ſchmeicheln mag, daß ſie einen plötzlichen und unüberwindlichen Eindruck machte, ſo darf es doch ihrem Verſtande nicht gefallen, daß die vorzügliche Zuneigung gegen ſie, mehr eine aufwallende Leidenſchaft, als die Wirkung einer ſorgfältigen und vorſichtigen Unterſuchung iſt. Sie verräth eine Seele, die den Affecten zu offen ſteht, und zum wenigſten einigen Hang hat, der Einbildung eine Macht über ſich einzuräumen, die nur die Ueberlegung haben ſollte. Geſetzt, ein Mann könnte ſich bey dem erſten Anblicke eines Frauenzimmers nicht enthalten, mehr als Hochachtung gegen ſie zu empfinden: ſo muß er doch, wenn ſeine Empfindung edel ſeyn ſoll, ſo viel Gewalt über ſein Herz beſitzen, daß er ſie verbirgt, und ganz in das Innerſte ſeiner Seele zu verſchließen ſucht. Auch der vernünftigſte Mann ſoll in ſein erſtes Urtheil einiges Mistrauen ſetzen, und eben deswegen muß einem Frauenzimmer diejenige Liebe angenehmer ſeyn, die durch Vorſicht und Beurtheilung langſam reift, gleich den Früchten, welche durch die ordentliche Sonnenwärme zur Vollkommenheit gebracht werden, als eine Liebe, die, ſo zu ſagen, durch eine ſchnelle und heftige Hitze in der Zeitigung übertrieben wird, und dadurch Kraft und Geſchmack verliert. Ich muß noch eine Anmerkung nicht vergeſſen. Niemand, der rechtſchaffen und fein denkt, wird einem würdigen Frauenzimmer eher ſeine Liebe zu erkennen geben, bis er mit einiger Wahrſcheinlichkeit weiß, daß ihr wenigſtens ſeine Wünſche weder misfallen werden, noch misfallen dürfen, und wie kann er das von ihr vorausſetzen, wenn er ihr keine Zeit gelaſſen hat, ihn überhaupt, ohne einige beſondre Abſicht auf ihn, als einen verſtändigen und rechtſchaffenen Mann kennen zu lernen?

Weil die wahre Liebe eine Neigung iſt, die mehr von ſolchen Vorzügen erweckt wird, welche ſich ein Frauenzimmer ſelbſt geben kann, als von ſolchen, die ein Geſchenk der Natur, und ein Raub der Zeit ſind; eine Neigung, die von der Vernunft gebilligt, eingeſchränkt und regiert wird: ſo gleicht ſie einer ſtillen ſich immer gleichen Flamme, der es nicht an Licht und Wärme fehlt, die aber kein ſchnell aufloderndes Feuer iſt, welches zwar alles um ſich her plötzlicher erleuchtet, als ſie, und alles ergreift, aber, was die Glut ergreift, auch mit ſich ſelbſt, und zwar eben ſo plötzlich verzehrt, als ſie es entzündet hatte. Die allzuhitzigen Liebhaber ſind gemeiniglich die gleichgültigſten und froſtigſten Ehemänner. Eine gewiſſe Emſigkeit, dem geliebten Gegenſtande zu gefallen, ohne ihm zu ſchmeicheln, wird ſich zwar allezeit mit dem Beſitze verlieren, weil der Glückliche vorausſetzt, daß an der Redlichkeit und Dauer ſeiner Liebe ſo wenig werde gezweifelt werden, als er an dem Herzen ſeiner Geliebten zweifelt, weil ſie es ihm einmal gegeben hat. Aber da dieſe Emſigkeit noch weit von der Heftigkeit unterſchieden iſt: ſo iſt auch bey einer gewiſſen Ruhe der Seele, eine wirkliche Ermattung der vernünftigen und tugendhaften Liebe niemals zu befürchten; ſie muß vielmehr immer ſtärker werden, je mehr ihre beyderſeitigen Vollkommenheiten durch ihre Vereinigung mit einander zunehmen.

Ein Frauenzimmer weiß genug, wenn ſie dieß weiß, was ſie von den unaufhörlichen Schmeicheleyen, von dem ewigen Liebäugeln, den heftigen Betheuerungen, Schwüren und Gelübden eines Liebhabers urtheilen ſoll.

Wie wenig Vertrauen muß er doch zu ſeinen moraliſchen Eigenſchaften haben, oder wie niedrig muß er entweder von ihrem Urtheile, oder von dem Charakter ihres Herzens denken, wenn er ſie dadurch einzunehmen hoffen kann? Und ſie ſollte ein Vertrauen in den ſetzen, der ſchlecht von ſich, oder ſchlecht von ihr denkt? Was wird ſie denn nicht von ihm urtheilen müſſen, wenn er gar ungeſtüm iſt; wenn er ſie mit abentheuerlichen amadiſiſchen Klagen betäubt; wenn er über Ungerechtigkeit und Grauſamkeit, gleich einem Theaterritter ſchreyt, weil ſie das Recht der verneinenden Stimme braucht, das ihr zukömmt? Sollte ſie ſich wohl einem ſolchen Sturmläufer auf Gnade und Ungnade ergeben? Wie leer muß ein Herz nicht in der Ehe ſeyn, das ſich im Liebhaberſtande ſo ſehr erſchöpft!

Nehmen ſie ſich für ihr Herz in acht, Selinde; ihren liebenswürdigen Vorzügen iſt ein wenig Selbſtgefälligkeit zu verzeihen: aber ſie kann ihnen gefährlich werden. Verſchließen ſie ihre Ohren vor dem demüthigen Herrn, der zu ihren Füßen herumkriecht, der ſie mit ſolchen ſchmachtenden Augen anſieht; der ihnen ſo viel Süßes von dem, was ihnen doch der Spiegel beſſer, und ohne eine beleidigende Vergrößerung ſagt, ſo viel Süßes ſogar von ihren Fehlern vorſeufzt. Der unterthänige Sklave denkt auf einen Vizier.

Ich tadle, ich beklage ſie nicht, ich bewundre ſie, großmüthige Valeria, wie groß auch das Erſtaunen iſt, welches alle Welt darüber bezeigt, daß ſie eine ſo reiche, ſo vornehme, ſo wichtige Partey ausgeſchlagen haben. Ich glaube nicht, daß ſie in einen andern verliebt, nicht daß ſie eigenſinnig ſind; nicht, daß ſie ihre abſchlägliche Antwort gern wieder zurück hätten. Der Liebhaber vergaß die Ehrfurcht, die er ihnen ſchuldig war: was würde ſich nicht der Mann erlaubt haben? Was konnten ſie anders als Abſcheu gegen den empfinden, der Kühnheiten gegen ſie wagen wollte, die zwar die Unſchuld noch nicht beflecken, die aber kein Frauenzimmer dulden darf, wenn es ihm nicht an aller Sittſamkeit und Zärtlichkeit fehlt? Wie hätten ſie es mit Geduld anhören können, da er, überzeugt von dem Ernſte ihres edlen Zorns, ſeine Unverſchämtheiten mit der Stärke und Heftigkeit ſeiner Liebe entſchuldigen wollte! Wie viele unglückliche Frauen haben nicht erfahren müſſen, daß ſich ihre Männer gegen ihre Aufwärterinnen eben die Freyheiten herausnahmen, die ſie ihnen, als Liebhabern nachſahen!

Der rechtſchaffne Liebhaber iſt, bey allem Bewußtſeyn ſeiner eignen Würde, beſcheiden, und ehrerbietig gegen ſeine Geliebte. Er läßt es ſie errathen, daß er gegen die Reizungen ihrer Jugend und Schönheit nicht gleichgültig iſt; aber er läßt ſie es ſehen, daß ihn die Vorzüge ihres Verſtandes und Herzens gerührt haben.

Er ſpricht, als wenn er nur Gefälligkeit, Hochachtung und Freundſchaft gegen ſie hätte; man erkennt aber die Größe der Zärtlichkeit, mit der er liebt, an der Sorgfalt, womit er an ſeiner Geliebten ſolche Kleinigkeiten bemerkt, die einer gemeinen Aufmerkſamkeit entgehen, die ihr aber doch wirklich Ehre machen.

Da ſeine Liebe ſich bloß auf wahre Vorzüge gründet, ſo wird ſich niemand von dem

Schmeichler ſorgfältiger unterſcheiden, als er. Er wird den Fehlern ſeiner Geliebten kein Compliment machen. Sie wird vielmehr aus ſeinen allgemeinen Anmerkungen, und beſonders aus einer gewiſſen Art des Stillſchweigens, oder der Niedergeſchlagenheit leicht entdecken können, was ihr ſelbſt misfallen ſollte, wenn ſie ſich ſtrenge und unparteyiſch genug unterſuchte. Glaubt er einmal, ſich als einen ergebnen und zärtlichen Liebhaber erklären zu dürfen, ſo wird ſie, wenn ſie das Geſchenk ſeines Herzens annimmt, bald erfahren, daß er ein eben ſo freymüthiger Freund iſt. Er wird ihr die größte Bereitwilligkeit zeigen, ſich von ihr beſſern zu laſſen, und dann wird er aufrichtig gegen ſie ſeyn, aber weder auf eine pedantiſche, noch auf eine beleidigende Art aufrichtig. Er wird derjenigen, die er einmal die Seinige zu nennen hofft, überall eine gewiſſe Würde und Wichtigkeit zu geben ſuchen, und ihre Fehler verbergen; er wird ſie allen Augen entziehen; aber den ihrigen wird er ſie nicht entziehen.

Wenn er ſich um ihre Gegenliebe bewirbt, ſo wird, wie Richardſon ſagt, der Liebhaber verſcheinen, aber der künftige Mann wird nicht ganz vergeſſen werden; vergeſſen als ein Gebieter, aber nicht als ein Beſchützer, der gewiſſe Pflichten über ſich nimmt, nicht weil ſie angenehm, ſondern weil ſie mit Beſchwerlichkeiten verbunden ſind, deren Laſt er ſie gern überheben will; ein gewiſſer Beweis, daß er in der Ehe ſelbſt nie den Liebhaber, den Mann aber ſo oft vergeſſen wird, als der Gebrauch eines Vorrechts, das ihm die Einrichtung der Natur giebt, keinen Einfluß auf die Glückſeligkeit ſeiner Geliebten hat.

Er wird bis zu der Zeit, die ſeine Vereinigung mit ihr unauflöslich macht, keine Verſicherungen ihrer Liebe begehren, die zwar ihre Sittſamkeit gewähren könnte, die ihr aber doch Ueberwindung koſten würden Eine wahre Liebe vermeidet alles, was dem Geliebten Unruhe machen kann. Ein zärtlicher Blick, ein ſanftes unterſcheidendes Lächeln, ihre Begierde, ſich mit ihm zu unterhalten, iſt ihm genug; denn er will ihr das Verdienſt und die Freude laſſen, ihn über ſeine Hoffnung zu verbinden.

Ich zeigte dieſes Gemälde den Aufſeherinnen, und ſie waren alle damit zufrieden; Henriette aber ſagte dabey, daß ſie einem ſolchen Liebhaber eben nicht grauſam begegnen würde, wenn er nur nicht etwa gar zu viel geſunde Vernunft hätte, vor der ſie ſich fürchtete. Ein Frauenzimmer, ſetzte ſie hinzu, das einen andern verlangt, kann nur die Beſchreibung, wie ſie ihn haben will, zur Bekanntmachung einſchicken; vielleicht findet ſie deſto geſchwinder einen Mann nach ihrem Sinne.

Hundert ſieben und dreyßigſtes Stück.

Der groſe Nutzen geiſtlicher Lieder, ſowohl bey dem öffentlichen als häuslichen Gottesdienſte, hat unter denen, welche über die Grundſätze der Poeſie geſchrieben haben, verſchiedne Meynungen über die Beſchaffenheit und Beſtimmung derſelben veranlaßt. Einige behaupten, daß ſie bloß Lieder des

Affecte

Affects ſeyn müßten; andre, daß auch der bloße Unterricht die vornehmſte Abſicht derſelben ſeyn könnte. Man hat deswegen dieſe, zum Unterſchiede von jenen, Lehrlieder genannt. Auf der einen Seite ſtehet der Verfaſſer des Meſſias; auf der andern Gellert und Schlegel; Gellert in ſeiner Vorrede zu ſeinen ſo vortrefflichen und erbaulichen Liedern; dieſer in einer von den Abhandlungen, womit er ſeinen deutſchen Batteux bereichert hat. Die Verſchiedenheit ihrer Meynungen kömmt nicht auf die Frage an, ob geiſtliche Lieder auch zur Lehre dienen, oder ob göttliche Wahrheiten in der Geſtalt der Lehren darinnen vorkommen dürfen. Wie könnten Männer, die nicht allein ſo große Dichter, ſondern auch ſo einſichtvolle Critici ſind, darinnen uneinig ſeyn? Die erſte Frage iſt alſo, ob in einigen Liedern vornehmlich die Empfindung, in andern bloß der Unterricht herrſchen müſſe; die zweyte: Befördern dieſe die Erbauung ſo ſehr, als die Lieder des Affects? Beyde Fragen bejaht Herr Schlegel. „Der „Liederdichter, ſagt er, ſoll entweder rühren „oder lehren. Die gottesdienſtlichen Lieder

„ſind das Lehrbuch des gemeinen Mannes, be„ſonders die Lehrlieder. ⸗ ⸗ Sie ſind nicht „nur nicht unnützlich; ſie halten auch, wenn „man nicht dabey auf das Maas der Er„bauung ſieht, ſondern auf die Anzahl derer, „die dadurch erbaut werden, und dieſe Art „der Erbauung nöthig haben, den Liedern „des Affects vielleicht das Gegengewicht. „Ein Lehrlied ſoll, wenn es dieſen Namen „verdienen will, irgend eine Lehre der Schrift „in einem kurzen Auszuge vor Augen legen. „Was in dieſer Abſicht zur Vollſtändigkeit der„ſelben gehört, darf nicht weggelaſſen werden, „auch wenn es Schmuck anzunehmen ſich wei„gern ſollte.„

Dieſer vortreſſliche Critikus ſetzt zwar im Folgenden hinzu, daß der Liederdichter die Pflicht auf ſich habe, alle Lehren durch die Empfindung zu beleben, und ſie mit dem angelegentlichen Eifer vorzutragen, welcher zu erkennen giebt, daß man von der Wichtigkeit der vorgetragnen Wahrheiten ſelbſt durchdrungen ſey; daß man ihren Einfluß aufs Herz ſelbſt erfahren habe. Allein man ſieht wohl, daß er dadurch nicht die Frage verändern,

dern, und behaupten wolle, nicht der Unterricht, ſondern die Empfindung müſſe in einem Liede herrſchen. Er will dadurch nur die richtige Gemüthsverfaſſung des lehrenden Dichters anzeigen, ohne welche ſelten ein genauer und richtiger Unterricht in der Wahrheit möglich iſt.

Ueberhaupt iſt, nach meinem Urtheile, die Eintheilung in **Lehrlieder**, und **Lieder des Affects**, nicht genau und vollſtändig genug. Man kann im Stande der Empfindung ſeyn, ohne ſich eben in dem Stande des Affects zu befinden. Alle Affecten ſind zwar Empfindungen, aber nicht alle Empfindungen Affecten. Man ſollte alſo, um mit völliger Beſtimmung zu reden, ſagen: der Liederdichter ſoll entweder Empfindungen erwecken, unterhalten und fortſetzen; oder er ſoll heilige Gemüthsbewegungen hervorbringen, und folglich rühren, oder er ſoll unterrichten.

Wenn man noch nicht entſcheiden will: ſo kann man die Lieder in **Lieder der Empfindung**, in **Lieder des Affects**, in **Lieder des Unterrichts** eintheilen. Ich will meine Gedanken mit einem Beyſpiele erläutern. Unter welche Claſſe ſoll man den erſten Pſalm rechnen. Der Dichter beſchreibt die Glückſeligkeit deßjenigen,

Der dem Rath
Der Frevler ſich entzieht;
. . . Der den krummen Pfad
Der Uebertretung flieht;
Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel entfernt;
Sich Gottes Recht zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.

Der göttliche Dichter iſt, ungeachtet des Lichts und der Lebhaftigkeit ſeiner Gedanken, unſtreitig zu ruhig, als daß man ſeine Gemüthsverfaſſung Affect nennen könnte, wenn man ſich philoſophiſch genug ausdrücken will. Man kann auch nicht ſagen, daß er einen Unwiſſenden belehren, oder einen Uebelunterrichteten beſſer unterrichten wollte; aber alles, was er ſagt, iſt Empfindung; er glaubt die Wahrheiten ſeines Liedes nicht allein; er ſagt ſie, wie man ſie ausdrücken muß, wenn das Herz Theil daran nimmt, das iſt, wenn man ſie fühlt.

Wenn man alſo Lehrlieder diejenigen nennen will, worinnen jede Wahrheit die Geſtalt der Empfindung angenommen hat, ohne daß ſie noch Affect ſind: ſo iſt kein Zweifel, daß man Lehrlieder machen dürfe, und machen müſſe. Der Stand heiliger Leidenſchaften iſt nicht derjenige, worinnen ſich die Chriſten zu allen Zeiten der Andacht befinden können, oder ſollen. Beſonders iſt es nicht der gewöhnliche zur Zeit der öffentlichen Andacht. Aber empfinden ſoll er zu allen Zeiten, was er glaubt. Sein Herz ſoll mit ſeinen verſchiednen Kräften immer Antheil daran nehmen. Niemand wird auch leicht, und ohne eine beſondre Veranlaſſung und Vorbereitung, in eine ſolche ſtarke Gemüthsbewegung geſetzt, als diejenige ſeyn muß, die in Liedern des Affects herrſchen ſoll.

Allein es ſcheint nicht, daß Herr Schlegel unter den Lehrliedern ſolche verſtehe, die ich *Lieder der Empfindung* nenne: der Dichter, ſagt er, muß *entweder rühren, oder unterrichten*. Alſo bleibt die Unterſuchung übrig, ob der *bloſſe Unterricht* das *Hauptgeſchäffte* eines *Liedes* ſeyn könne, weil beſonders

ſonders gottesdienſtliche Lieder zur Erbauung beſtimmt ſind.

Es kömmt hier alles auf eine genaue Beſtimmung an, was *Unterrichten* heiße; was zum Weſen eines *Liedes* erfodert werde; was *Erbauen* ſey.

Die bloße Bekanntmachung gewiſſer Wahrheiten iſt zum Unterrichte darinnen nicht genug. Aller Unterricht ſetzt *Unwiſſende*, oder *Uebelunterrichtete* voraus. Man will ihnen entweder deutliche, richtige und genaubeſtimmte Begriffe von gewiſſen Wahrheiten beybringen: oder man will ſie überzeugen; man will ihnen die Beweiſe und Gründe derſelben aus einander ſetzen und begreiflich machen: oder man will gewiſſe Vorurtheile ausrotten; gewiſſe Irrthümer widerlegen.

Ob dieſes alles in Gedichten, ſo daß der vorgeſetzte Endzweck ganz, oder auf die leichteſte Weiſe erreicht werde, geſchehen könne; ob das Weſen der Poeſie ſolches geſtatte oder nicht, das iſt eine Frage, über die ich mich itzt nicht ausbreiten will; es kömmt bloß darauf

auf an, ob es das Weſen eines Liedes zulaſſe.

Daß es möglich ſey, gewiſſe Wahrheiten in einer guten untadelhaften Schreibart, auch wohl mit einigem Schmucke und mit einem lehrenden Tone vorgetragen, in das Sylbenmaß eines Liedes einzuſchließen; daß, weil Wahrheiten allezeit nützen, ſie auch in dieſer Geſtalt nützen, und beſonders leicht behalten werden können: dieß iſt wohl unſtreitig. Aber darf man wohl Denkverſen den Namen eines Liedes beylegen, wie vortrefflich ſie auch ſeyn mögen?

Gottesdienſtliche Lieder ſollen geſungen werden; das iſt ihre Natur. Die Muſik aber iſt eine Tochter der Empfindung. Sie kann nichts ausdrücken, als was Empfindung iſt, ſie mag nun eine äußerliche oder eine innerliche ſeyn.

Gottesdienſtliche Lieder ſollen von allen geſungen werden. Es kann zwar einige in einem hohen Grade erbauliche und feyerliche Lieder geben, wo die Gemeine durch Chöre unterbrochen wird. Allein von dieſen iſt die Rede nicht. Sollen nun Lieder von allen geſungen werden: ſo kann der Ton des Unterrichts nicht darinnen herrſchen. Denn wer iſt alsdann der Lehrer, und wer ſind die Unwiſſenden, oder die Uebelunterrichteten? Und warum ſollen auch die Lieder unterrichten, da dieſes die Predigt und die Catechiſation thun ſoll?

Die gottesdienſtlichen Lieder ſollen zur Erbauung dienen. Allein worinnen beſteht die Erbaulichkeit derſelben? Der bloße Unterricht reicht zur Erbauung nicht zu. Man iſt noch nicht erbaut, weil der Verſtand erleuchtet wird. Die Erbauung beſchäfftigt ſich nicht eigentlich mit ſolchen, die unwiſſend ſind, oder irren; ſie ſetzt ſolche voraus, bey denen ſchon ein guter Grund der Erkenntniß gelegt iſt. Die Erbauung bezieht ſich mehr auf das Herz, als auf den Verſtand. Eine Predigt iſt erbaulich, nicht in ſofern ſie lehrt, ſondern in ſofern ſie heilige und gottgefällige Veränderungen des Herzens wirkt; es mögen nun ſolches bloß Empfindungen, oder Gemüthsbewegungen ſeyn. Daraus folget, daß eigentliche Lehrlieder nicht ſo ſehr zur Erbauung gereichen können, als ſolche, worinnen Empfindung, oder Affect herrſcht; ſie können alſo dieſen das Gleichgewicht nicht halten, welches Herr Schlegel ſelbſt empfunden zu haben ſcheint, weil er ſonſt kein furchtſames Vielleicht gebraucht hätte.

Aber die gottesdienſtlichen Lieder ſind das Lehrbuch des gemeinen Mannes? Wenn man die Lehrlieder verwerfen wollte: wie viel würde dadurch nicht dem Beſten der Religion entzogen werden? Stünde dieſes zu beſorgen: ſo würde man Lehrlieder verfertigen müſſen, wenn auch alle Grundſätze der Poeſie dadurch beleidigt würden. Allein in welchem Verſtande ſind die gottesdienſtlichen Lieder das Lehrbuch des gemeinen Mannes? Unſtreitig nicht in dem, daß er die ihm nöthigen Wahrheiten daraus lernen ſoll. Er ſoll ſie nur aus denſelben mit Eindruck wiederholen; ſie ſollen durch gute Geſänge bey ihm zu Empfindungen werden. Sind nicht aber dazu die Lieder der Empfindung, und ſelbſt des Affects, die bequemſten Mittel? Enthalten ſie nicht alle die nöthigſten, die größten Wahrheiten? Man nehme das ſo vortreffliche Lied von Gellerten über die Geduld!

Ein Herz, o Gott, in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir, und meinem Heile ſchuldig,
Laß mich die Pflicht, die wir ſo oft vergeſſen,
Täglich ermeſſen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter?
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Uebertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die böſen Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott, wenn wir das Böſe dulden,
Erdulden wir nur unſrer Bosheit Schulden,
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübſal der Frommen.

Iſt Dürftigkeit, in der die Böſen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wolluſt plagen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden
Chriſtliches Leiden?

Dieſes iſt ein Lied für das Herz; ein Lehrlied im eigentlichen Verſtande kann es nicht ſeyn: Wie reich iſt es nicht indeß an Lehren! Und es ſind bekannte Lehren; auch ſollte von den Erwachſenen niemand dem öffentlichen Gottesdienſte beywohnen, ohne ſie zu wiſſen, und von ihnen überzeugt zu ſeyn. In dem Verfolge des Liedes findet man faſt alle Gründe, welche die Nothwendigkeit und Billigkeit der Geduld beweiſen; aber nicht in der Form der Beweiſe. Warum iſt dieſes Lied mehr für die öffentliche allgemeine Andacht, als ein anderes Gedicht von eben dieſem Verfaſſer, welches eine Warnung wider die Wolluſt iſt? Darum weil alle Lehren deſſelben dadurch, daß ſich jeder Singende dieſelben zueignet, in Empfindungen des Herzens verwandelt wurden, da ſie in dieſem bloß Regeln und Geſetze ſind. Und doch gehören Regeln ſchon mehr für das Herz, als für den Verſtand. Eine ganz andre Geſtalt würde es gewonnen haben, wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, alle Lehren deſſelben in Gebete, oder in Selbſtaufmunterungen zu dieſer Tugend einzukleiden. Ich bin gewiß, daß viele geiſtliche Oden dieſes Dichters, deſſen

Frömmigkeit und Genie eine gleiche Bewunderung verdienen, noch weit mehr erbauen könnten, wenn ſie den Ton hätten, den die meiſten ſchon haben, und ich glaube, daß es nur wenige ſind, welche ſich weigern würden, eine ſo glückliche Veränderung anzunehmen.

Wenn nun alle Zuſtände und Veränderungen der Empfindung zum Gebiete der Dichtkunſt gehören: ſo glaube ich nicht, daß man mit Herr Schlegeln die geiſtliche Poeſie von der Dichtkunſt abſondern müſſe, oder ſie als das äuſerſte Gebiete derſelben anzuſehen habe, welche ſich in das Gebiet der andern Künſte, der Beredtſamkeit und der Baukunſt hinein erſtrecke. Ein Lied braucht wenig Schmuck, faſt keine Bilder und Gemälde: Wenn es nur entweder voll Empfindung, oder voll Affect iſt: ſo iſt es Poeſie.

Was die Schreibart der Lieder betrifft, ſo haben Gellert, Schlegel, und der Verfaſſer des Meßias für Kenner faſt alles erſchöpft, was man darüber ſagen kann. Wie die Gedanken eines gottesdienſtlichen Geſanges nur aus dem Umfange der Ideen genommen werden

den müſſen, die man mit Billigkeit bey allen Chriſten, oder doch bey den Meiſten, vorausſetzen darf: ſo müſſen auch die Ausdrücke, als die Zeichen der Gedanken, allen bekannt, und doch ſo edel und würdig ſeyn, als es die Hoheit des Chriſtenthums erfodert. Witz, ſagt Herr Schlegel, ſollte in gottesdienſtlichen Liedern gar nicht geduldet werden; denn nichts hindert die Empfindung mehr als Witz. Ein Liederdichter muß ſich alſo beſonders vor der Figur des Gegenſatzes in Acht nehmen, der in einem hohen Grade leicht und natürlich ſeyn muß, wenn er in einem geiſtlichen Geſange nur erträglich ſeyn ſoll. Der Dichter hat, ſoll ich ſagen, am meiſten Genie, oder am meiſten Kunſt bewieſen, wenn man keine Spur der Künſtlichkeit in der Ausarbeitung entdecken kann.

Der Liederdichter muß auch von der Muſik, wenigſtens durch ein oft geübtes Gehör, ſo viel wiſſen, daß er ſeine Melodie richtig beurtheilen kann. Es iſt nicht genug, daß er den allgemeinen Charakter derſelben kennt; er muß bis auf das Unterſcheidende und Beſondre gehen. Denn läßt ſich wohl jede Art der Freude, in der Melodie des Liedes: Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut, ausdrücken? Dieſe Kenntniß iſt nothwendig, um, bey aller Abwechslung der Gedanken, doch einen beſtimmten Hauptton in dem ganzen Liede erhalten zu können. Soll es nur nach einer Melodie geſungen werden: ſo würde es ein Fehler ſeyn, wenn zween einander entgegengeſetzte Affecten, und zwar beyde in einem beſondern Grade der Lebhaftigkeit, darinnen mit einander abwechſeln ſollten.

Wo der Geſang aushält, da muß auch der Verſtand ruhen können. Wenn auch die Empfindung noch nicht ganz ausgedrückt iſt, ſo muß man doch nicht eben in die folgenden Verſe hinüber eilen müſſen, aus Furcht, daß, wenn man ſo lange verweilt, als es die Melodie verlangt, man weder den erſten noch den andern Vers möchte verſtehen können.

Gewiſſe Arten poetiſcher Perioden ſchicken ſich für das Lied nicht. Es würde freylich wider den guten Geſchmack ſeyn, wenn jeder Vers faſt wie ein Epigramma, oder wie eine Sentenz ausſähe; der Poet aber muß zweyerley nicht vergeſſen, wenn er den Verſtand aus einem Verſe in den andern fortlaufen laſſen will; einmal, daß die wahre Empfindung ſelten periodiſch iſt; zweytens, daß die Menge, für welche die Lieder vor andern beſtimmt ſind, ſich ſelten periodiſch auszudrücken pflegt.

Aus eben dem Grunde ſind alle fremde ungewöhnliche Wortfügungen und Verſetzungen verwerflich. Man kann ſich in einem Liede nicht zu verſtändlich ausdrücken; denn die Verſtändlichkeit ſelbſt kann der Empfindung, wie ſie in gottesdienſtlichen Geſängen herrſchen ſoll, niemals nachtheilig ſeyn. Ein Lied kann vielleicht im Leſen nichts undeutliches haben, weil man da inne halten kann, wenn man anſtößt; aber im Singen kann leicht etwas durch die Wortfügung oder die Verſetzung undeutlich werden, weil uns die forteilende Melodie keine Zeit zum Nachdenken läßt.

Malherbe und Moliere pflegten ihre Gedichte, die zu einer ganz andern Gattung gehörten, gemeinen Leuten vorzuleſen, um aus ihrem Geſichte zu ſehen, ob ſie gleich ihre Wirkung thäten. Thäte ein Liederdichter ein gleiches bey niedrigen Perſonen, die einige Erkenntniß und Empfindung der Religion hätten; ſo würde er gewiß ſeinen geiſtlichen Geſängen einen höhern Grad der Vollkommenheit mittheilen, wenn er diejenigen Stellen änderte, die ſie wenigſtens auf das zweyte mal Leſen nicht verſtänden. Sie könnten außerdem ſehr werth ſeyn, von einem Dichter zu ſeiner Andacht gebraucht zu werden; ſie würden aber wenigſtens in ſolchen Stellen nicht zur allgemeinen Erbauung dienen können.

Hundert acht und dreyßigſtes Stück.

Wenn man gegen die göttliche Offenbarung mit der Hochachtung und Ehrfurcht eingenommen iſt, wozu eine dem menſchlichen Geſchlechte ſo wichtige Wohlthat verbindet: ſo kann man ſich des Unwillens kaum enthalten, wenn man ſehen muß, daß gewiſſe Sätze, ungeachtet ſie nicht etwa nur wider ihre

Ausſprüche, ſondern ſogar wider die gemeine geſunde Vernunft, wider den Augenſchein, und Erfahrung ſtreiten, mit einer Dreiſtigkeit geſagt werden dürfen, als wenn ſie die unſchuldigſten und bekannteſten Wahrheiten wären. Unter dieſe gehört der Satz, den ich in einer neuern Schrift geleſen habe, daß die Offenbarung nicht gegeben worden ſey, **rechtſchaffene Menſchen zu bilden**, als welche ſie vorausſetze, ſondern nur die Menſchen **zu höhern Einſichten zu erheben**. Ich weiß nicht, wie man einen ſolchen Satz nennen ſoll. Einen Irrthum? Dieſer iſt freylich ein falſcher Satz, aber doch ein ſolcher, der den Schein einiges Grundes für ſich hat. Eine Meynung? Einen Einfall? So müßte dieſer Satz ſelber weniger zu bedeuten haben; man müßte ihn, wie man auch darüber dächte, mit Gleichgültigkeit anhören können. Aber dieß iſt ſo wohl für den Bekenner der Religion, als für den Zweifler und Ungläubigen unmöglich; jener muß ihn verabſcheuen; dieſer, wenn er ſich überreden könnte, ihn für wahr zu halten, müßte noch verächtlicher von dem Chriſtenthume denken, als er ſonſt davon gedacht hat.

Iſt es ein Chriſt, der ihn behauptet: Wie ſehr muß er nicht ſeinen Catechismus vergeſſen haben; denn die Bibel ſelbſt muß ihm ganz unbekannt ſeyn! Iſt es ein geheimer Feind der Religion: Wie wenig muß er ſich vor ſeinem eignen Herzen ſchämen! Und wie ſehr iſt der nicht zu beklagen, der das eine oder das andre iſt!

Es hat Beſtreiter des geoffenbarten Glaubens gegeben, welche der natürlichen Erkenntniß Gottes mehr Wirkſamkeit und Kraft, als ſie hat, zugeſchrieben und behauptet haben, daß ſie zureiche, den Menſchen rechtſchaffen zu machen. Dieß war ein Irrthum, der mit einigen Scheingründen vertheidigt werden konnte, und dieſer Scheingründe wegen war er einer ernſthaften Widerlegung würdig, da er zumal in der Abſicht behauptet wurde, die Unnöthigkeit der chriſtlichen Religion daraus herzuleiten. Aber noch kein einziger hat es gewagt, zu ſagen, daß es nicht die Abſicht der Offenbarung wäre, die Menſchen zur Rechtſchaffenheit zu bringen; daß ſie Rechtſchaffene vorausſetzte; daß ſie nur die Menſchen zu höhern Einſichten erheben, und ihnen aufs höchſte noch einige

Bewegungsgründe zur Tugend mehr geben wollte. Wer ſollte auch glauben, daß jemand einen Einfall dieſer Art haben könnte, man mag nun über ihren Urſprung denken, wie man will, da man, ohne dem Zeugniſſe ſeiner Augen zu widerſprechen, nicht läugnen kann, daß die Bibel überall auf die Bekehrung und Heiligung der Menſchen dringt, die ſie alle für verderbt erklärt; daß ſie die Kraft, dieſelbe zu wirken, ſich allein zueignet, und von ſich ſagt: *Alle Schrift, von Gott eingegeben, iſt nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Menſch Gottes ſey vollkommen, zu allen guten Werken geſchickt.* Gleichwohl wird das, was ſo offenbar falſch iſt, in einer ſolchen Verbindung, und mit einem ſo entſcheidenden Tone geſagt, als wenn es ſo gar der Glaube der meiſten Chriſten ſelbſt wäre.

Niemand wird eine Prüfung und Widerlegung eines ſo falſchen Satzes erwarten oder verlangen. Ich habe ihn bloß in der Abſicht bemerken wollen, zu zeigen, was der Menſch, auch wenn es ihm ſonſt nicht an Einſicht und Witze fehlt, für Ungereimtheiten denken, ſagen, und was noch mehr iſt, ſo gar drucken laſſen kann, und mit welcher Zuverſicht zu ſich ſelbſt, wenn er entweder etwas Neues ſagen, oder einem andern widerſprechen will, zumal, wo es auf Wahrheiten der Religion ankömmt. Wird ſein Geiſt da von andern Abſichten in Bewegung und Wirkſamkeit geſetzt, als von der reinen Liebe zur Wahrheit: ſo wird ihm jeder Einfall ſchön und wahr zu ſeyn ſcheinen, wenn er auch noch ſo ſeltſam und widerſinniſch wäre! Wie ſehr ſollte nicht dieſe Erfahrung den Stolz des menſchlichen Verſtandes demüthigen!

Hundert neun und dreyßigſtes Stück.

Sie haben mich bisher ſo gut geleitet, ſprach der Jüngling Philobulus zu ſeinen beyden Freunden, Meſus und Ariſtus, daß mir es ſehr natürlich geworden iſt, mich in allen Sachen, die mir wichtig ſind; an Sie zu wenden. Wenn ich wüßte, daß Sie jetzt eben geneigt wären, etwas weniger lakoniſch zu ſeyn, als Sie gewöhnlich ſind, ſo möchte ich wohl eine Hauptfrage an Sie thun, deren Entſcheidung mich ſehr nahe angeht.

Meſus. Ich haſſe alle Vorreden, auch die kurzen. Ihre Frage alſo.

Philobulus. Meine Frage ſoll gleich kommen; aber noch ein wenig Vorrede müſſen Sie mir erlauben. Ich muß Ihnen noch einmal danken, daß Sie mir geholfen haben, meine jetzige Lebensart zu erwählen. Eins wundert mich nur, daß ich meine Frage nicht vor dieſer Wahl gethan habe, und daß ich nicht von Ihnen veranlaßt worden bin, ſie damals zu thun.

Meſus. Wenn ich Ihre Frage wüßte, würde ich mich mit Ihnen wundern, oder auch nicht wundern.

Ariſtus. Sie ſehen, mein lieber Philobulus, daß Ihre Bitte um etwas weniger Lakonismus eben keinen tiefen Eindruck gemacht hat.

Philobulus. Ich getraue mir nicht, Ihnen zu antworten. Meſus möchte es für eine neue Vorrede halten. Meine Frage iſt dieſe: Darf ich es unternehmen, glückſelig in der

Welt werden zu wollen? Oder muß ich es mir zur Pflicht machen, nur; (ich habe kein rechte Wort zu meinem Begriffe, es iſt ſo etwas in der Mitte zwiſchen Elend und Glückſeligkeit;) nur zufrieden zu ſeyn?

Meſus. Die Pflicht noch bis itzo bey Seite, was möchten Sie denn von beyden am liebſten?

Ariſtus. Was er von beyden am liebſten möchte? Werden, was ich bin, glückſelig! Und das Beſtreben darnach iſt ſeine Pflicht.

Meſus. Ich will mich in keine Unterſuchung Ihrer Glückſeligkeit einlaſſen. Das wäre nicht freundſchaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen herausgrübelte, daß ⸗ ⸗.

Ariſtus. Meine Glückſeligkeit kann die ſtrengſte Unterſuchung aushalten, beſonders deswegen; weil Sie mich ganz verſtehen, wenn ich ſie Ihnen ganz beſchreibe.

Meſus. Nun gut! So ſey es denn möglich, daß man bisweilen glückſelig ſeyn könne. Ich bin es ja ſelbſt einmal geweſen. Aber iſt denn die Ausnahme, die ſeltne Ausnahme die Regel? Wollen wir denn unſern geliebten Philobulus mit dieſem Phantom auf den groſſen Schauplatz des Elends hinaus ſchicken? Und wollen wir ihm den Weg zur Zufriedenheit dadurch gerade zu abſchneiden, daß wir ihn reizen, nach Glückſeligkeit zu ſtreben?

Philobulus. Ach meine Freunde, ſo wären denn die ſüſſen Träume meiner gewiß glückſeligen Kindheit von einer künftigen noch gröſſern Glückſeligkeit = = = =

Meſus. Faſſe Muth, mein Philobulus, du biſt ja ſonſt muthig. Iſt dieß Leben denn etwas anders, als ein Gang zum Grabe? und kann denn der Gang zum Grabe mit etwas andern, als Nacht umringet ſeyn?

Ariſtus. Schauplatz des Elends = = Gang zum Grabe = = Nacht = = = Dieß hat gewiß Ihr Young geſagt, aber würde ſich doch; wenn er es hörte, betrüben, daß er nicht auch dieſes Dunkle über ſein ſchwarzes Gemälde von dem menſchlichen Elende ausgebreitet hätte.

Meſus. Ja, mein Young; aber auch Ihrer. Denn wie ſehr lieben Sie ihn nicht!

Ariſtus. Freylich liebe ich ihn, und ich möchte faſt ſagen noch mehr als Sie, weil ich ihn, wenn ich es recht bedenke, wegen ſeiner ſchwarzen Abbildung des menſchlichen Elends eigentlich haſſen ſollte.

Meſus. Einen Engel haſſen? und zwar deswegen, weil er die Wahrheit ſagt?

Ariſtus. Ja, gewiß viele große, erhabne, himmliſche Wahrheiten; aber in Abſicht auf den Punkt, wovon ich rede, nur die Wahrheit ſeiner Empfindung.

Meſus. Wenn nun aber ſeine Empfindung die Sachen völlig ſo, wie ſie ſind, nicht ſtärker und nicht ſchwächer fühlte = = = =

Ariſtus. Das iſt eben die große Frage unter uns.

Meſus. Ach, Ariſtus, wenn nur nicht faſt alle Begebenheiten, die wir erlebt haben, und die uns näher angiengen, wider Sie entſchieden! Wenn z. E. die Glückſeligkeit der Freundſchaft und der unſchuldigen Liebe, ſo oft, und nach ſo kurzem Genuſſe, von dem Tode unterbrochen werden: Was ſollen wir uns alsdann von der Erlaubniß, nach Glückſeligkeit zu ſtreben, für Vorſtellungen machen? In den

Jahren vier noch lockre Gräber von Freunden! Oder ſoll ich Sie an dieſen für mich ſo groſſen und für Sie nicht kleinen Verluſt lieber nicht erinnern? = =

Philobulus. So oft verliert man Freunde, und ſo früh kann ich Sie verlieren?

Meſus. Muth, edler Jüngling! Wir reden ja nur von dieſem Leben. Wie bald iſt oft dieſer Traum ausgeträumt!

Ariſtus. Ja, Muth, meine Geliebten, aber auch Dankbarkeit gegen den groſſen Geber, der uns, auch in dieſem Leben, nicht ſelten lange glückſelig macht.

Meſus. Wer dankt Ihm lieber, als ich? Mit weniger Anhänglichkeit an mich ſelbſt, danke ich Ihm, ſo viel es meine Schwachheit zuläßt, für Alles.

Philobulus. Wie zittert mein Herz, Ariſtus, daß Sie von unſers Freundes Meynung werden.

Ariſtus. Ich ſehe, Sie haben einen Hang nach ſeiner Seite hin. = = = Ja, Meſus, für Alles! Aber vornämlich müſſen wir uns beſtreben, glückſelig zu ſeyn, um Ihm auch dafür danken zu können. Sie kennen Shakeſpears berühmten Vers:

To be, or not to be, that is the queſtion!

Ich wende ihn für uns ſo an:

Glückſelig, oder nicht glückſelig zu ſeyn, das
iſt die groſſe Frage!

Meſua. Und wie wird die groſſe Frage von der Erfahrung entſchieden? Durch Elend auf der tiefſinkenden Waagſchale.

Ariſtus. Wir müſſen, wie mich deucht, ein wenig kälter ſeyn, wenn wir etwas ausmachen wollen.

Meſua. Ich dächte, Sie kennten mich. Wer mag ſo gern mit kaltem Blute von wichtigen Dingen ſprechen, als ich? Was ſoll ich Ihnen, oder was wollen Sie mir erweiſen? Doch ehe wir uns auf irgend einen Erweis einlaſſen, werden Sie mir zugeſtehn, daß derjenige nicht wenig verlange, der nach Glückſeligkeit ſtrebt. Der Beſitzer der Glückſeligkeit gehet ſeinen Weg zwiſchen dem ausſchweifenden Foderer, der kein Menſch mehr, der ein

Engel ſeyn wollte, und zwiſchen dem Genügſamen, der in dieſem Leben alle Anſprüche auf Glückſeligkeit aufgegeben hat. Sie ſehen leicht, daß ich hier nicht von dem Unwiſſenden und Kaltſinnigen rede, der aus Mangel der Fähigkeit zur Glückſeligkeit, genügſam iſt.

Ariſtus. Ich ſetze dasjenige, was den großen Namen Glückſeligkeit verdient, an eben dieſe Stelle.

Meſus. Und bis dahin könnten wir gelangen?

Ariſtus. Ja, wenn wir mit anhaltendem Eifer darnach ſtreben.

Meſus. Alſo hilft, nach Ihrer Meynung, ſchnell ſeyn zum Laufen?

Philobulus. Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen, meine Freunde? Welche Arten von Glückſeligkeit halten Sie für die vorzüglichſten?

Ariſtus. Wollen Sie ihm dieſe Arten nennen?

Meſus. Sie haben mehr Recht dazu, weil Sie ſich für glückſelig halten.

Ariſtus. Man ſollte denken, Sie kennten nicht einmal die Theorie der Glückſeligkeit.

Meſas. Vielleicht habe ich dieſe Theorie nur zu ſehr ſtudirt; und vielleicht iſt dieſer Umſtand Eine von den Urſachen, warum ich nicht glückſelig bin. = = Die erſte von allen iſt das Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben. Sie wollen jetzt zwar nur die verſchiednen Arten der Glückſeligkeit von mir hören, aber es iſt mir unmöglich, nicht hinzuzuſetzen: Wer kann jemals dahin kommen, daß er ſich hier nur einigermaßen genug thue? Wer kann ſich hier nur bis zur Zufriedenheit erheben? = Doch ich gehe weiter. Der wäre gewiß ſehr glückſelig, der in Betrachtung der Wahrheiten, die uns am nächſten angehn, ich ſage nicht aller dieſer Wahrheiten, nur der meiſten durch das große Labyrinth des Grübelns, bis zur Gewißheit durchdränge. Nur einen Punkt zu berühren. Welche Marter iſt es, die Arbeit, uns ſelbſt völlig zu kennen, mit ſo wenigem Erfolge ſo oft von neuem zu unternehmen! Der Freundſchaft und der edlern Liebe haben wir ſchon vorher erwähnt. Welche reiche Quellen ſehr weſentlicher Glückſeligkeiten! Aber wie ſelten finden ſich Freunde und Liebende, die für einander gemacht ſind! Und wenn ſie ſich finden, meynſt du, Philobulus, daß der Tod dann lange ſäumen werde?

Philobulus. Sie erſchrecken mich.

Meſua. Kann ichs ändern? Und wenn denn der Tod auch ſäumte, entſteht denn nicht oft eine lebhafte Befürchtung deſſelben bey den kleinſten Veranlaſſungen; oder eine gewiſſe dunkle Ahndung (wenn dieſe ſich nur nicht auf ſo viele Exempel gründete!) daß eine ſo große Glückſeligkeit nicht lange dauern könne; oder Vorwürfe, die wir uns machen, daß wir ein Mitgeſchöpf zu ſehr lieben, die allerdings oft gegründet ſeyn können, die aber auch oft übertrieben werden, weil uns der Geber hier viel erlaubt, wenn uns nur lebhafter und oft wiederhohlter Dank zu ihm erhebt. = = Und was ſind noch für Glückſeligkeiten übrig! Eine von den großen Glückſeligkeiten wäre, nicht zu ſehr eingeſchränkt, in Abſicht auf das Wohlthun, zu ſeyn. Aber welcher Gewiſſenhafter kann reich werden, wenn er nicht erbt, oder ganz ungewöhnliche Folgen ſeiner Einrichtungen und ſeines Fleißes erlebt? = = =

Und die Ehre? Wenn es auch erlaubt wäre, ſich den Vorſtellungen von ihr mit Anhänglichkeit zu überlaſſen, was iſt ſie? Sie bleibt freylich ein Mittel zu wichtigen Zwecken. Doch von dieſer Seite betrachte ich ſie itzt nicht. Was iſt ſie an ſich ſelbſt? Wer ſind denn die Leute, die ehren können, wenn man nur einigermaßen verwöhnt iſt, nicht ſo gerade zu vorlieb zu nehmen?

Ariſtus wollte eben anfangen zu reden, als Alphius dazu kam, und machte, daß ſie die Fortſetzung ihrer Unterredung bis auf eine andre Zeit aufſchieben mußten. Glückſelig iſt der, fieng Alphius an, der ferne von Geſchäfften ſein väterliches Gut mit eignen Kindern pflügt, der = = er ſchwatzte noch vieles von dieſer Art, indem er zugleich einen Ueberſchlag machte, wie er ſeine Kapitale umſetzen müßte.

Hundert und vierzigſtes Stück.

Eben da ich nachdenken wollte, was ich heute meinen Leſern Nützliches ſagen könnte, erhielt ich die Fortſetzung von Babucs Briefen, von denen die erſten mit einem ſo verdienten Beyfalle aufgenommen worden ſind, ungeachtet ſie ihrer Schönheiten wegen mehr Leſer hätten finden ſollen, als ſie gefunden haben. Ich konnte mich nicht enthalten, dieſe Fortſetzung ohne Verzug durchzuleſen, und ihr Innhalt hatte ſo viel Angenehmes für mich, daß ich mich ſo gleich entſchloß, ſie in dem heutigen Blatte bekannt zu machen, und durch die Anführung einiger Stellen auch andre zu reizen, ſich das Vergnügen zu gönnen, das ſie mir verurſacht hatten. Man weiß, daß dieſe Briefe allegoriſch ſind, und indem ſie vorgeben, uns in das alte Scythien zu verſetzen, uns mit Lehren und Gegenſtänden beſchäfftigen, die beſonders in unſerm Vaterlande eine allgemeine Aufmerkſamkeit verdienen. Es iſt unnöthig, ſie zu rühmen, wenn man ſagt, daß ſie einen von den beſten däniſchen Scribenten, einen Sneedorf zum Verfaſſer haben.

Der erſte Brief iſt ein rührendes Schreiben eines Scythen, worinnen er dem Babue von der großen Gefahr Nachricht giebt, worinnen ſich ſein Vaterland wegen der Krankheit ſeines großen und liebenswürdigen Königes Theatat befunden haben ſoll, und Dännemark ſich wirklich befunden hat. Er beſchreibt die Empfindungen, welche vor drittehalb Monaten jeder Patriot dieſes Reiches, jeder rechtſchaffene Unterthan des beſten Beherrſchers während ſeiner Krankheit, und gleich nach ſeiner Errettung empfand. Möchten ſie doch dadurch in einem jeden Herzen erneuert werden! Möchte doch niemand unter uns einer Wohlthat vergeſſen, die beſonders in den itzigen Zeiten ein ſichtbares Merkmal der göttlichen Vorſorge und Erbarmung iſt!

Der zweyte Brief iſt eine Antwort von Babue, und noch rührender, als der erſte. Zum Beweiſe will ich ihn ſelbſt reden laſſen. „Ehe ich deinen Brief empfieng, wußte ich „ſchon durch das Gerüchte eine Zeitung, die

„auf einmal eben ſo ſehr bekümmerte, als ſie „erfreute. Soll ich von den Empfindungen „meiner Landsleute nach meinen eignen urtheilen, ſo haben niemals Furcht und Hoffnung mehr in menſchlichen Herzen abgewechſelt, als itzt. Wie liebenswürdig muß Er „nicht in dem Augenblicke geweſen ſeyn, da „ſein Leben und unſre Wohlfahrt in gleicher „Gefahr waren! Auch da gedachte Er an „uns. Sein zärtliches Herz wollte uns der „ſchrecklichſten Empfindung überheben. Er, „der niemals ſeine Ehre in der Furcht ſeiner „Unterthanen ſucht, wollte ſich unſrer Treue „aus edlern Beweiſen verſichern, als aus einer allgemeinen Traurigkeit. In ſeiner eignen Gefahr dachte Er auf die Ruhe ſeines „Volkes. Er vergaß ſeine Leiden, um auf „die Klagen ſeines Reichs zu hören, das auch „itzt ſeine Vorſorge nicht vermißte. Seine „bekümmerten Freunde, die nicht gewohnt „waren, andre als fröhliche Bothſchaften vom „Throne zu bringen, trugen zugleich ihre und „des Volkes Traurigkeit, und als Männer, „deren Herzen ſich keine Vorwürfe zu machen „hatten.„ ⸗ ⸗

In dieſem rührenden Tone fährt Babue noch einige Zeit fort, und entſchuldigt darauf die gemeine Unempfindlichkeit der Menſchen in glücklichen Umſtänden, als eine Schwachheit, die freylich nicht zu ihrer Ehre gereiche, die aber nicht ſo ſtrafbar mache, als die Fühlloſigkeit, die nur durch die Strafe ſelbſt erweckt werden kann, ihr glückliches Schickſal mit dem Schickſale andrer Völker zu vergleichen. Dann ſagt er: „Der Himmel bewahre uns „vor dieſer Unempfindlichkeit! Sollten wir „das Schickſal andrer Völker ſo wenig kennen, „daß wir unſre Glückſeligkeit nicht fühlen „könnten, ohne eben ſo hart geſtraft zu werden, als ſie? Wären wir ſo verderbt, ſo „müßte uns der Himmel nur zu einer größern „Rache verſchont haben. Zeige mir ein „Volk, das, ohne etwas von ſeiner Ehre zu „verlieren, ohne ſeine Vortheile aufzuopfern, „eines ſo langen Friedens genießt. Zeige mir „ein Land, wo die Macht des Regenten, und „die Sicherheit des Volkes ſo unangefochten „ſind, ohne auf Unvermögen oder auf Furcht „gegründet zu ſeyn! Nenne mir eine Regierung, wo Eigenthum und Freyheit ſo unan-

„getaſtet bleiben; wo der Regent ſo wenig
„für ſich ſelbſt verlangt, und doch ſo viel ausgiebt,
„die Verdienſte zu belohnen, die Geſchicklichkeit
„zu unterſtützen, die Mittel der
„Nahrung zu vermehren, die Wiſſenſchaften
„auszubreiten, die Sitten zu bilden, und die
„Bequemlichkeiten des Lebens zu vergrößern.
„Nenne mir einen von den griechiſchen Staaten,
„wo die Freyheit zu denken und zu reden
„ſo groß iſt, und ſo aufgemuntert wird, als
„bey uns? Kann wohl jemand etwas zur
„Verbeſſerung des Ackerbaues, der Handlung,
„der Künſte, der Wiſſenſchaften, der
„Sitten und der Geſetze ausdenken, ohne es
„ſagen zu dürfen? Ohne daß es unterſucht,
„belohnt, verſucht und ausgeführt werde?
„Wird nicht ſogar der Mißbrauch der Freyheit
„erduldet? Denket jemand etwas, was
„er nicht ſagen darf; ſagt jemand etwas, das
„er nicht ſagen ſollte, ſo iſt das Gewiſſen ſein
„Richter, und ſeine Strafe keine andre, als
„die Verachtung des Volkes . . Ein ſolcher
„wird nur verſchont, um der ganzen Welt zu
„zeigen, daß die unumſchränkte Macht bey
„uns nicht auf die Lehre gebaut iſt, die der

„Stolz erfunden, die Schmeicheley ausge-
„ſchmückt, und der Aberglaube auf der Erde
„ausgebreitet hat . . daß ein Menſch nicht
„fehlen kann. Aber wollen wir die Freyheit
„haben, zu denken, daß die Beſten unter uns
„zuweilen fehlen können: ſo müſſen wir das
„nicht allein von uns ſelbſt glauben, ſondern
„wir dürfen uns nicht einmal verwundern,
„wenn die edelſten Anſtalten nicht allezeit ge-
„lingen, die beſten Anſchläge nicht immer
„glücken, und unter vielen großen Tugenden
„auch menſchliche Schwachheiten gefunden
„werden.„ . . Wer erkennt nicht in dieſer
Stelle eine eben ſo wahre als einnehmende
Schilderung unſrer Glückſeligkeit?

Babue kömmt im Schluſſe ſeines Briefes auf die Verbeſſerung oder Ausbildung, welche ihm die ſcythiſche Sprache nöthig zu haben ſcheint, und dieſes iſt ein Uebergang zu den beyden folgenden Briefen. Babues Freund ſchreibt ihm die Gedanken einiger ſeiner Landsleute, welche dafür halten ſollen, daß es unnöthig wäre, an der Ausbildung ihrer Sprache zu arbeiten: „Eine Sprache, die außer „Scythien nicht bekannt iſt, und nur von den

Geringen geredet, von den Gelehrten nicht „gebildet, von dem edlern und ſchönen Theile „des Volkes verachtet, in den Schulen nicht „gebraucht, und in groſſen Verſammlungen „nicht geſprochen wird, dieſe ſollte zu den erhabenen und ſchönen Wiſſenſchaften geſchickt „ſeyn? Wäre es nicht beſſer, griechiſch zu „reden, da dieſe Sprache auf der ganzen Erde bekannt und reich genug iſt, die erhabenſten Gedanken und die feinſten Empfindungen auszudrücken? . . Sind einige unter „uns, die leſen wollen, und nicht griechiſch „verſtehen: ſo haben ja die Perſer und „Aegypter genug geſchrieben, das unſre „Frauenzimmer vergnügen kann, und dieſe „leſen doch eine fremde Sprache lieber, als „ihre eigne. Für wen ſollten wir denn ſchreiben, als für den unwiſſenden Pöbel, der „gar nicht lieſt? Von ſolchen Leſern verſtanden zu werden, müßte man ſich nach ihrem „Geſchmacke richten.„ . . .

Babues Freund ſagt hierauf in einem ironiſchen Tone zu ihm, daß er wohl denken würde, wie dieſe ſeine Landsleute dächten. Er müßte geſtehen, daß er mit verſchiednen recht guten Patrioten über einen ſeiner Mitbürger herzlich gelacht hätte, der ſeine Nation vor kurzem verſichern wollen, der Zeitpunkt wäre nun gekommen, wo auch unter ihnen groſe Geiſter aufſtehen, den gemeinen Weg verlaſſen, und Werke verfertigen ſollten, worinnen die ſchöne Natur nachgeahmt wäre; Werke, die eben deswegen die Bewunderung auch der ſpäteſten Nachkommen ſeyn würden. . . Denn wie dürfte ſich jemand unterſtehen wollen, die Natur nachzuahmen, da man nicht einmal die Copien derſelben nachahmen dürfte; da ein vom Plato entlehnter Gedanke, oder ein Wort aus dem Homer genug wäre, einen Scribenten lächerlich zu machen?

Es iſt nicht nöthig, meinen Leſern den Schlüſſel zu einer ſo deutlichen Allegorie zu geben. Babue antwortet, und vertheidigt ſowohl die Nothwendigkeit, als den Nutzen von der Verbeſſerung und Ausbildung ſeiner Sprache. Hier ſind einige von den ſchönſten und ſtärkſten Stellen.

„Sollten wir diejenigen von unſern Lands„leuten verlachen, die uns zu einem ſolchen

„Verſuche aufmuntern? Sollten wir diejenigen verachten, die von uns ſo gut denken, daß ſie glauben, wir könnten eben das thun, was andre Völker gethan haben? Warum ſollte es denn unmöglich ſeyn? Wir haben es ſchon weiter gebracht, als andre, da ſie zuerſt anfiengen. Es kömmt bloß auf uns an, ob wir ſtehen bleiben, oder weiter gehen ſollen. Eine Sprache auszubilden, iſt überall mehr als eines Menſchen, mehr als eines Zeitalters Werk geweſen. Die Nachkommen werden uns keine Vorwürfe darüber machen, daß ſie noch Unvollkommenheiten in unſern Verſuchen finden; aber verachten müßten ſie uns, wenn wir weniger als Nichts thäten; wenn wir noch gar denen Hinderniſſe in den Weg legten, welche arbeiten wollen; wenn diejenigen, die vor andern ihres Zeitalters Ehre befördern ſollten, durch nichts anders berühmt würden, als dadurch, daß ſie die Arbeiten ihrer Mitbürger tadelten, und ihre Verdienſte verringerten.„ * *

„Es iſt in andern Sprachen genug geſchrieben, ſagſt du, und deswegen dürfen

„wir die unſrige nicht verbeſſern. Sage lieber, die Griechen und Perſer ſind ſo aufgeklärt, ſo witzig, daß wir nicht nöthig haben, „es zu ſeyn. Iſt es genug, gute Schriften „zu leſen, wenn man nicht ſelbſt denken und „reden lernt? ⸗ ⸗ Diejenigen, die oft die „beſten Muſter in andern Sprachen leſen, haben oft keinen Geſchmack in ihrer eignen.„ ⸗ ⸗

„Geſetzt, diejenigen unter uns, die Perſiſch und Griechiſch leſen, verbeſſerten dadurch ihre eigne Art zu denken: iſt das genug? Iſt nicht die Unterweiſung der Menge „eine ihrer höchſten Pflichten? Sollen nicht „unſre Druiden das Volk in ſeiner eignen „Sprache unterweiſen? Wenn ſie den erſten „Saamen der Wiſſenſchaft und Tugend in ihre jungen Herzen ausſtreuen, ſollten ſie „nicht eine eben ſo einnehmende und rührende Sprache reden, als Sokrates oder „Plato?„ ⸗ ⸗

„Wenn unſre Gelehrten uns von der zukünftigen Welt unterrichten, ſollten ſie ſich „da nicht eben ſo ſehr erheben können, als ein „Homer, wenn er den Streit einiger ohnmächtigen Götter beſang? Sollte es ihnen

„nicht erlaubt ſeyn, ſich über die Gränzen „der menſchlichen Beredtſamkeit emporzuſchwingen, und die göttlichen Muſter nachzuahmen, die man in unſern heiligen Büchern findet? Wie oft müſſen ſich die Erleuchteten unter unſern Gelehrten nicht beklagen, daß die erhabenſten Wahrheiten oft „durch die Mängel der Sprache verlieren; „daß auch die geübteſten Zungen ihren Gedanken und Herzen nicht folgen können, die, „entbrannt von einem heiligen Eifer, oft vergebens Worte ſuchen, ihre Empfindungen „auszudrücken? Wenn dieſe ſelbſt über die „Unvollkommenheit der Sprache klagen: „was ſollen wir denn von dem großen Haufen derer ſagen, die die würdigſten Materien in eine ſo niedrige Schreibart einkleiden, „daß viele von den Reden, welche Ehrfurcht „gegen die Religion erwecken ſollten, oft „eine von den Urſachen ihrer Verachtung „ſind.„ . .

„Unſer Theutat, Er, der uns Freyheit „und Ehre kennen gelehrt, und das Band „gelöſt hat, womit Unwiſſenheit und Furcht „unſre Zungen feſſelten, er ſollte nicht würdi-

„ge Lobgeſänge aus dem Munde derjenigen hören, deren Herzen ihm ſo ergeben ſind? „Die Mängel der Sprache ſollten uns untüchtig zur Erfüllung der erhabenſten Pflichten „machen, und wir ſollten uns nicht einmal beſtreben, ſie zu überwinden? Ja, ſo große Schwierigkeiten auch bey einem ſolchen Unternehmen „ſeyn mögen: ſo muß doch die Wichtigkeit des „Nutzens, unſre Mitbürger zu ſolchen Verſuchen aufmuntern, welche bey den Nachkommen Zeugniſſe von ihrem Eifer ſeyn, und „die Unvollkommenheiten entſchuldigen können, die von jedem Anfange unzertrennlich „ſind.„

Wie viel Hochachtung verdienen nicht Scribenten, die von einem wahren Patriotismus begeiſtert, wichtige und nützliche Wahrheiten auf eine eben ſo freymüthige und edle, als angenehme und ſchöne Art auszubreiten ſuchen!

* * *

Hum-

Hundert ein und vierzigſtes Stück.

Der Wuchrer Alphius befreyte endlich die kleine Geſellſchaft, die ſich von der Glückſeligkeit unterhielt, von ſeiner Gegenwart. Sie hatten ihn faſt immer allein reden laſſen. Nun fuhren ſie, ohne ſeiner weiter zu erwähnen, in ihrem Geſpräche fort.

Ariſtus. Laſſen Sie mich Eine Hauptanmerkung machen, meine Freunde. Wir Menſchen ſind geborne Vergrößerer. Wenn wir glücklich ſind, ſo vergeſſen wir faſt ganz, daß es auch Unglück gebe; und wenn wir unglücklich ſind, ſo vergeſſen wir beynahe aller Glückſeligkeit, die wir genoſſen haben, und wahrſcheinlich künftig noch genieſſen werden. Sie werden mir dieß zugeſtehn, Meſus.

Meſus. Ich geſtehe Ihnen dieß ſo ſehr zu, daß ich uns eben deswegen noch unglücklicher halte. Wir ſind gewöhnlich ſo oft und ſo lange unglücklich, daß, gegen die Empfindung unſers Zuſtandes, die Vorſtellung der geringen vergangnen und etwa zukünftigen Glückſeligkeit, (ich rede nur von dieſer Welt,) ganz und gar nicht aufkommen kann.

Ariſtus. Nicht die Menſchen überhaupt ſind gewöhnlich oft und lange unglücklich; ſondern nur diejenigen unter ihnen, die entweder zu viel Glückſeligkeit fodern, oder die ihnen gegebne durch trübe Vorſtellungen ſich weniger genieſbar machen.

Meſus. Wenn wir die Erfahrung fragen, ſo iſt faſt keiner von denen, die zur Glückſeligkeit fähig ſind, dem ſie, wenn er einige genieſt, ihre Unvollkommenheit, und ihre oft ſo gar kurze Dauer nicht ſo ſehr ſchwäche, daß er, wenn er es recht betrachtet, bloß zufrieden, nicht aber glückſelig iſt. Und wenn auch dieß nicht wahr wäre, (wie wahr iſt es gleichwohl!) was iſt denn hier unten bey uns im irdiſchen Leben der Genuß eines ſo oft und heiß gewünſchten, ſo lange gehofften, und endlich erlangten Gutes?

Ariſtus. Glückſeligkeit!

Meſus. Ach, ſpotte unſers Elends nicht. Dieſer Genuß iſt weiter nichts, als ein Anlaß zu neuen Wünſchen und neuen Hoffnungen, die mit viel lebhaftern Befürchtungen des Gegentheils unaufhörlich kämpfen müſſen; und dann wieder ein ſolcher Anlaß, und wieder einer! Lauter Anläſſe. ⸗ ⸗ Bis endlich der Tod die mühſelige Arbeit nach Glückſeligkeit unterbricht.

Philobulus. Dieß ſcheint mir eins von den beſondern Räthſeln in der menſchlichen Natur zu ſeyn, daß die Hoffnung froher als der Genuß, und die Furcht trauriger, als das wirkliche Elend iſt.

Meſus. Du verlangſt doch nicht, daß ich dir es auflöſen ſoll? Wie unglücklich iſt derjenige nicht, auf den die Furcht lebhafter als die Hoffnung wirkt. Und gleichwohl iſt er der ſcharfſichtigere. Denn es iſt wirklich mehr Elend in der Welt, als Glückſeligkeit.

Philobulus. So muß man ein Philoſoph ſeyn, und ſich weder auf Furcht, noch auf Hoffnung einlaſſen. Denn weder die eine noch die andre entſcheiden etwas bey der Sache.

Meſus. Ich merke, du wollteſt wohl auf der dünnen Linie, die zwiſchen beyden gezogen iſt, durchwiſchen.

Philobulus. Das möcht ich wohl.

Meſus. Und ich nicht. Denn ich bin lange davon zurück gekommen, nach dem Unmöglichen zu verlangen.

Ariſtus. Man muß ſich auf beyden Seiten an der Linie halten.

Meſus. Wenn du ein rechter Behaupter der Glückſeligkeit biſt, ſo mußt du auf der Seite der Hoffnung weit von der Linie wegfliegen. Denn, arm am Genuſſe, und noch ärmer durch den Genuß, was habt ihr viel anders als Hoffnungen? Und ſo gar dieſe oft ſo falſche Hoffnungen kann man ſich nicht einmal machen, wenn man nicht mit der Fähigkeit, gern zu hoffen, geboren iſt. Die Furcht und die Hoffnung ſind zwo zankſüchtige Schweſtern; denn wie verſchieden ſie auch ſind, ſo ſind ſie doch Töchter der Zukunft; ſie theilen ſich in die Beherrſchung des menſchlichen Geſchlechts: allein die Herrſchaft der Furcht iſt ausgebreiteter; denn das Elend verſchafft ihr ſehr folgſame Unterthanen. Wenn wir geboren werden, ſo rührt uns die eine und die andre mit ihrem Zauberſtabe an. Diejenige, die uns zuerſt berührt, iſt die Beherrſcherinn unſers Lebens. Die beyden großen Laufbahnen, worauf es immer Nacht vor uns iſt, ſind durch eine dünne Linie von einander geſondert. Wer ſich unterſtehn wollte, auf dieſer Linie zu gehen, der würde ſich vergebens herausnehmen, mehr als ein Menſch ſeyn zu wollen. Auf der Seite der Furcht wird es immer abhängiger, je weiter wir uns von der mittelſten Linie entfernen, und zuletzt iſt nichts als Abgrund an Abgrund. Auf der Seite der Hoffnung ſind, in gleicher Entfernung von der Mittellinie, hohe Gebirge, worauf es oft ſchimmert, und auf denen die erſten Lieblinge der Hoffnung leicht fortſchlüpfen.

Philobulus. Wer wird wohl, wenn nun die Zeit der ungewiſſen Zukunft vorüber iſt, am beſten daran ſeyn, diejenigen, die zu viel gefürchtet, oder die, welche zu viel gehofft haben?

Meſus. Mich deucht die erſten. Denn ob ſie gleich oft an tiefen Abgründen vorbey gegangen ſind; ſo haben ſie zugleich den groſſen Vortheil einer ſtrengern Selbſtbeurtheilung gehabt.

Ariſtus. Aber die Hoffnung feuert zu größern Thaten an.

Meſus. Und zugleich zu einer größern Zufriedenheit mit dieſen Thaten. Und wie gefährlich iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ehe man am Ende der Laufbahn iſt!

Ariſtus. Aber die Furcht kann leicht eine Krankheit, und alſo ſchädlich werden.

Meſus. Die Hoffnung auch. Dazu kömmt noch, daß der an der Hoffnung Kranke ſeine Krankheit nicht ſo leicht fühlt, als der andre.

Philobulus. Wenn wir die Art zu denken, mit welcher wir uns die Zukunft vorſtellen, bey Seite ſetzen, iſt denn im Genuſſe des Gegenwärtigen keine Glückſeligkeit?

Ariſtus. Was auch Meſus für finſtre Anmerkungen bey dem, was ich zu ſagen habe, machen wird: ſo will ich dir doch meine Meynung ſagen, Philobulus.

Meſus. Ich kann es nicht leugnen, wie ich die Wahrheit kenne, ſo ſieht ſie bisweilen ein wenig finſter aus.

Ariſius. Wenn wir unſre Pflicht, auch nur unvollkommen gethan haben; ſo ſind wir . . . glückſelig.

Meſus. In welch Labyrinth, aus dem uns kein Leitfaden führen würde, würden wir uns verlieren, wenn wir hier den Begriff einer verzeihbaren und nicht zu verzeihenden Unvollkommenheit entwickeln wollten.

Ariſius. Nicht alles Schwere iſt deswegen auch ein Labyrinth ohne Leitfaden. . . Die Geſchäfftigkeit und die Arbeitſamkeit, die mit der Ausübung unſrer Pflichten verbunden iſt, iſt auch eine Glückſeligkeit.

Meſus. Kann zu unſerer Geſundheit und Zufriedenheit vieles beytragen.

Ariſius. Nicht allein hierzu. Iſt denn unſre ausgeübte Pflicht nicht die Bedingung, unter welcher wir die Glückſeligkeiten der zukünftigen Welt hoffen dürfen?

Meſus. So bald Sie von der zukünftigen Welt reden, hab ich nichts mehr zu ſagen. Denn ich rede nur von dieſer. Doch fahren Sie fort. Ich möchte gern überzeugt werden.

Ariſtus. So unvollkommen wir auch unſre Pflicht thun; ſo können wir uns doch wegen unſrer Unvollkommenheit beruhigen, wenn wir uns aufrichtig genug beſtreben, ſie uneigennützig, das iſt, bloß deswegen zu thun, weil ſie unſre Pflicht iſt. Das Bewußtſeyn, ſie allein deswegen gethan zu haben, iſt ſchon eine groſe Glückſeligkeit.

Meſus. Sollte das Bewußtſeyn dieſer Uneigennützigkeit nicht ſchon der Anfang einer Schmeicheley ſeyn, die wir uns ſelbſt machen? Und ſo bald wir uns ſchmeicheln, ſo verwelkt dieſe zarte Pflanze, wie Pope die Glückſeligkeit nennt. Ein leiſer Hauch kann ſie welk machen. Doch fahren Sie fort.

Ariſtus. Sie ſehen einen Mann vor ſich, den auch Ihre feinſten Grübeleyen nicht erſchrecken.

Meſus. Nicht erſchrecken. Armer Ariſtus, wiſſen Sie auch, daß man bey gewiſſen Gelegenheiten zu viel Muth haben kann? Soll ich noch mehr ſagen?

Ariſtus. Sagen Sie noch mehr.

Meſus. Wenn wir nun etwas thun, weßwegen wir uns Vorwürfe zu machen haben?

Ariſtus. Soll ich Sie in die Religion, die Sie ſo ſehr kennen, hineinführen?

Meſus. Wir wollen hernach von der Religion reden. Fahren Sie itzt fort, den Philobulus zu überzeugen, daß er hier glückſelig werden könne.

Ariſtus. Unſer Philobulus hat ſchon einen ziemlichen Weg auf dem weiten Felde der Wißbegierde zurückgelegt, und er iſt auch ſchon im Stande, an denjenigen Vorſtellungen Geſchmack zu finden, die das Wiſſenswürdige ſchön abbilden. Welche reiche Erndte iſt hier!

Meſus. Ja, gewiß ein groſſer Reichthum, wenn das Herz ruhig iſt. Aber wie kann es ruhig ſeyn, wenn es bey den wichtigſten Objecten der Wißbegierde ſich nicht bis zur Gewißheit durcharbeiten kann. Wenn auch dieſe Zweifelſucht eine Krankheit wäre, ſind wir deßwegen weniger unglücklich, weil ſie eine Krankheit iſt? Man nenne es Krankheit, oder anders, was iſt es denn in uns, das auch dann, wenn wir viele Wahrſcheinlichkeiten vor uns haben, ſo heftig, ſo unbezwingbar in uns ſtrebt, noch gewiſſer zu werden.

Ariſtus. Es iſt eine Forderung unſrer Natur, die einmal befriedigt werden wird. Unterdeß werden Sie mir zugeſtehn, daß es Erweiſe gäbe, die uns überzeugen können.

Meſus. Ja, aber nur zu der Zeit, wenn wir an der Zweifelſucht nicht krank ſind.

Ariſtus. Oder vielmehr, wenn wir unſre Forderungen, itzt ſchon faſt alles zu wiſſen, einſchränken. Und wir können ſie einſchränken, weil wir hoffen dürfen, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir ſehen werden, daß ſie nicht vergebens da geweſen ſind.

Meſus. Sie haben Recht. Aber wir denken zu ſelten daran, daß es auch hier unſre Pflicht iſt, uns zu mäßigen. Denn uns kömmt nichts unſchuldiger vor, als uns unſrer Wißbegierde völlig zu überlaſſen.

Ariſtus. Ich komme zu den Glückſeligkeiten, die uns die Freundſchaft, und ihre Schweſter, die Liebe, geben, oder vielmehr nicht ihre Schweſter; denn Freundſchaft und Liebe ſind im Grunde einerley. Wer ſie ein wenig unterſcheidet,

ſcheidet, hat nicht Unrecht; wer ſie aber zu ſehr unterſcheidet, kennt beyde nicht. Sie werden doch nicht läugnen, daß hier Freuden aufkeimen, die ⸗ ⸗ ⸗ ich rede von der Harmonie und der Neigung der Seele, die ⸗ ⸗ ⸗

Meſus. Warum denken Sie ſo lange nach? Die, (Sie getrauen ſich nicht einmal zu ſagen: Aufblühen) die in jener Welt Früchte tragen.

Ariſtus. Iſt es Ihnen denn gleichgültig, daß Sie hier ſchon in dem Keime, (ich darf nicht Blüthe ſagen; ſonſt würden Sie gleich etwas wider mich herausgrübeln) die Frucht zum Voraus genießen.

Meſus. Weil ich heute einmal bey Ihnen in dem Verdachte eines Grüblers bin; ſo möchte ich Ihnen gar zu gern eine Chicane über das viel zu ſtarke Wort genießen machen. Sie müſſen ſich ſolcher ſtarken Ausdrücke enthalten, wenn Sie Friede mit mir haben wollen.

Ariſtus. Ach, mein Freund, ich möchte unſre Unterredung lieber abbrechen. Denn ich muß Ihnen ſagen, und wollte Sie doch nicht gern daran erinnern, daß Sie damals, da Sie auf die Art, von welcher wir reden, glückſelig waren, nicht chicanirt haben würden.

Meſus. Sagen Sie alles, was Sie wollen. Wird es denn nicht nach dem ſchweren Traume Morgen werden? Alſo können Sie mir ſagen, was Sie wollen.

Ariſtus. Ich will gleichwohl davon abbrechen. . . . Wir müſſen uns niemals beklagen, daß wir nicht ſo viel Wohlthaten erweiſen können, als wir wünſchten. Wenn man thut, was man kann; ſo hat man genug gethan. Engel können nicht mehr thun! ſagt Young.

Meſus. Aber der, der mehr Gutes thun kann, hat mehr Freuden.

Ariſtus. Wer ſich bewußt iſt, daß er in glücklichern Umſtänden mehr Gutes gethan haben würde, hat eben ſo viele Freuden.

Meſus. Kann er gewiß ſeyn, daß er ſie haben würde? Wie ſchwach ſind wir oft!

Ariſtus. Sie wollen auch aller Sachen gar zu gewiß ſeyn.

Philobulus. Meſus ſchien mir neulich von der Ehrbegierde zu ſtrenge zu urtheilen.

Ariſtus. Ich denke, wie er, davon, nur mit dem einzigen Unterſchiede, den er vielleicht bloß vergeſſen hat, nämlich, daß es unter denen, welche die Ehre austheilen, oft einige giebt, deren Beyfall eine wirkliche Glückſeligkeit iſt.

Philobulus. Ich weis nicht, was Sie dazu ſagen werden, meine Freunde, aber ich muß es Ihnen gerade heraus bekennen, daß die Vorſtellungen von der Ehre etwas ſind, das mir ſehr zur Glückſeligkeit zu gehören ſcheint.

Ariſtus. Verſchweigen Sie uns nichts.

Philobulus. Ich weiß nicht, wie mir iſt, wenn ich die Namen derjenigen nennen höre, die unſterblich geworden ſind. Sie klingen mir, wie Muſik. Sie kennen denjenigen, welchen das Gemälde von der marathoniſchen Schlacht nicht ſchlafen ließ. Mich laſſen die Werke derjenigen, ohne welche ſelbſt ſolche große Thaten unbekannt ſeyn würden, nicht ſchlafen.

Meſus. Armer Philobulus! auf dieſe durchwachten Nächte der Ehrbegierde folgen ſchlafloſe Nächte der Reue, daß man ſich die Mühe hat geben können, ſolchen Phantomen nachzulaufen.

Ariſtus. Drücken Sie ihn nicht ſo nieder. Meſus, laſſen Sie ihn wachen. Ich habe nichts wider ihre ſchlafloſen Nächte, Philobulus, wenn Sie ſie auch mit dazu anwenden, daß ſie ſich eine Pflicht daraus machen, diejenigen, die Ehre ertheilen können, ſo ſehr zu lieben, daß Sie den Beyfall derſelben, aus Neigung zu ihnen, wünſchen. Auf dieſe Art wird die Ehrbegierde eine Pflicht der Menſchlichkeit.

Philobulus. Sie ſchweigen, Meſus. Haben Sie uns nichts mehr zu ſagen?

Meſus. Ueber dieſen letzten Punkt eben nichts; aber ſonſt noch etwas. Alle angeführte Arten der Glückſeligkeit ſind nichts; wir können keinen Antheil daran nehmen, wenn die erſte, nämlich das Bewußtſeyn, unſre Pflicht gethan zu haben, uns nicht eine gegründete Hoffnung giebt, die Glückſeligkeit einſt zu erlangen, welche die Religion verheißt. Die Religion iſt das letzte Ziel, wohin alle unſre Gedanken und Handlungen gehen müſſen. Wer dieß noch nicht gelernt hat, der weiß nichts, der kennt weder ſich ſelbſt, noch Gott, und der iſt zu keiner eigentlichen Glückſeligkeit fähig.

Ariſtus. Sie geſtehen alſo zu, daß es Glückſeligkeit gäbe?

Meſus. Das habe ich ja vom Anfange zugeſtanden; nur habe ich zugleich angemerkt, daß bald Elend bald Zufriedenheit die Regel; und Glückſeligkeit die ſeltne Ausnahme ſey. Denn der Grund, worauf wir gern ein großes Gebäude von Glückſeligkeiten aufführen wollten, iſt gar zu ſchwach. Die Bedingungen, unter welchen wir, ich ſage nicht, Gott gefallen, ſondern der Vergebung gewiß bleiben, welche wir der Gnade unſers großen Erlöſers zu danken haben, ſind unſre guten Handlungen. Unſre guten Handlungen aber = = = Es iſt kein ſchwarzes Gemälde; allein es liegt eine ſehr ernſthafte Wahrheit darinn, wenn Young ſagt: Vergieb mir meine Sünden, und meine Tugenden dazu, dieſe kleinern halbbekehrten Fehler!

Hundert zwey und vierzigſtes Stück.

Philobulus. Ich weiß nicht, ich bin ſeit unſern letzten Unterredungen nicht ſo ruhig, als ich vor dem war. Bey weniger Hoffnung, als ich ſonſt hatte, glückſelig zu werden, fühle ich noch eben das ſtarke Verlangen nach Glückſeligkeit.

Meſus. Das gehört mit zu unſerm Looſe, daß wir dieſes Verlangen ſo ſelten unterdrücken können.

Ariſtus. Und auch das gehört dazu, daß es oft ſchon hier über unſer Wünſchen, wenn wir anders vernünftig wünſchen, erfüllt wird. Doch genug hiervon. Sie ſollen mir meine heutige Freude nicht unterbrechen, Meſus.

Meſus. Sie haben Recht. Denn ich ſogar freue mich heute.

Ariſtus. Wie ſich unſers Philobulus Geſicht aufheitert, daß Sie ſich freuen.

Philobulus. Sie haben meine Hoffnung übertroffen, Meſus. Denn ich dachte nicht, daß Sie ſo weit kommen würden.

Meſus. Sie müſſen ſich auch nicht zu trübe Vorſtellungen von mir machen. Es ſind wenige, die einen ſo empfindlichen Antheil an der öffentlichen Glückſeligkeit nehmen, als ich. Wie wallt mir ſchon mein Herz, wenn ich mir nur eine Familie als glücklich vorſtelle; und wie wird es hingeriſſen, wenn ich mir eine ganze Nation ſo denke.

Ariſtus. Sie wiſſen nicht, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie ſo ſind, wie jetzt.

Meſus. Alſo haben Sie mich denn nicht ſo lieb, wenn ich anders bin?

Ariſtus. Eben ſo lieb, aber nur auf eine andre Art.

Meſus. Eben ſo lieb = = =

Ariſtus. Wir müſſen hiervon aufhören; ſonſt grübelt er was unfreundliches aus dem heraus, was ich geſagt habe.

Meſus. Ich ſehe wohl, wenn man einmal in der Freundſchaft für einen Herausgrübler gehalten wird; ſo hat man immer

Unrecht. Heute will ich das ſo hingehen laſſen.

Ariſius. Ich laſſe Sie heute nicht von mir, das verſteht ſich. Wir wollen uns ſo recht für uns freuen. Ich habe die beſten Anſtalten gemacht, daß uns Niemand ſtören ſoll.

Meſus. Ich liebe überhaupt dieſe geräuſchloſe Freude. Aber wird unſre heutige durch kein Wölkchen überzogen, werden? Sie wiſſen wohl, daß ich zu denen Leuten gehöre, die nicht vergeſſen, und bey welchen gewiſſe Eindrücke, durch die Zeit, ſtärker werden.

Ariſius. Aber heute müſſen Sie vergeſſen.

Meſus. Heute am wenigſten, weil mir dieß eine Veranlaſſung wird, mich deſto mehr zu freuen. Wir werden die Glückſeligkeit des heutigen Tages, an welchem uns unſer ſo ſehr geliebter König gegeben worden iſt, deſto lebhafter genießen, je lebhafter wir uns diejenigen Tage vorſtellen, an welchen Er uns genommen werden konnte.

Philobulus. Kaum mag ich mir dieſe Tage zurück denken. Welche Gefahr! Ach, was würde uns der heutige geweſen ſeyn, wenn = = = =

Ariſtus. Wie können wir der göttlichen Vorſehung genug danken, die Ihn uns erhalten hat!

Meſus. Wir müſſen die Schwäche unſers Danks durch öftere Wiederholung deſſelben einigermaßen erſetzen.

Philobulus. Auf welche Art danken wir am beſten, meine Freunde?

Meſus. Wenn wir, ein jeder nach den Veranlaſſungen, die er hat, und ſich machen kann, zur Erfüllung der väterlichen Abſichten unſers Königs etwas beytragen. Wie leicht muß uns dieſer Vorſatz, und die Ausführung deſſelben werden, wenn wir uns recht lebhaft vorſtellen, daß Er unſer Vater iſt. Denn dieß iſt Er in viel eigentlicherm Verſtande, als der Redner oder derjenige das Wort braucht, der Inſcriptionen der Denkmäler macht.

Philobulus. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, meine Freunde, was es mir für ein ſüßer Gedanke iſt, daß wir den König ſo recht von ganzem Herzen unſern Vater nennen können.

nen. = = = Du ſaheſt eben ungewöhnlich heiter aus, Meſus?

Meſus. Das macht, ich verlor mich in einen ſehr freudigen Gedanken. Ich dachte mir den Vater einer Familie, die er glücklich macht! Ich eilte zu einem Vater ſo vieler Familien fort, als zu einer ganzen Nation gehören, die er glücklich macht! Nun wurde die Erde klein, und das ganze menſchliche Geſchlecht zu Einer Familie. Zu dieſer Einen, vielleicht ſehr kleinen Familie, dachte ich mir die unzählbaren andern Familien in der großen Stadt oder vielmehr in dem großen Reiche Gottes, und den Vater nicht allein aller dieſer Familien, ſondern auch ihrer Väter, Gott, der ſie alle glückſelig macht. = =

Ariſtus. Wie groß muß die menſchliche Seele ſeyn, daß ſie ſich ſolche Entzückungen, zwar nur dunkel, aber doch vorſtellen kann.

Philobulus. Ach, meine Freunde, die andern unzählbaren Familien! und die kleine hier, die in einer Strohhütte wohnt. = = Ueberdieß haben die meiſten die arme Hütte verlaſſen, und ſchlafen in der Erde.

Meſus. Gleichwohl iſt in dieſer Strohhütte der König der Könige einmal eingekehrt. Nur der Leib ihrer vorigen Einwohner ſchläft in der Erde; ſie ſelbſt ſind zu den andern groſſen Familien hingegangen.

Ariſtus. Wenn einſt alle Unterthanen in dem großen Reiche Gottes einander kennen, und Alle an aller Glückſeligkeit Antheil nehmen werden, wie werden wir dann unſre Strohhütte vergeſſen, oder vielmehr, mit welcher Freude werden wir uns erinnern, daß ſie der Vorhof zu denen Hütten der Wonne geweſen iſt, in welche wir dann eingegangen ſeyn werden.

Meſus. Und welche Glückſeligkeit werden die guten Könige in den Hütten der Wonne genießen!

Philobulus. Die Vorſtellung von einem guten Könige iſt einer von den größten Gedanken der Menſchlichkeit und der Freude, die man haben kann. Der Vater von ſo vielen Kindern, die er glücklich macht! = = Zu den Eigenſchaften eines guten Königes gehört auch die Strenge, mit welcher er ſich ſelbſt beurtheilt.

Ich zweifle daher, ob er ſeine Glückſeligkeit auch genug genießen könne.

Ariſtus. Wenn er weiß, daß er geliebt wird, ſo kann er ſeine Glückſeligkeit genießen.

Meſus. Aber wie kann er dieß ſo recht genau wiſſen? Wird ihn der Höfling davon überzeugen?

Ariſtus. So werden ihn die Freudenthränen der Witwen und Waiſen und derer davon überzeugen, die dieſe Witwen und Waiſen kennen.

Meſus. Ja, wenn ein guter König ſo glücklich wäre, alle Folgen ſeiner Handlungen zu ſehen.

Ariſtus. Das wäre aber auch zu viel Glückſeligkeit für einen Menſchen.

Meſus. Du haſt Recht. So wie es zu viel Elend für einen ungerechten Blutvergießer wäre; wenn er jede Stimme des von ihm vergoßnen Blutes hörte.

Ariſtus. Aber dieſer wird ſie einſt hören, wenn er nicht umkehrt; und jener wird die Zahl der Freudenthränen wiſſen, wenn er beſtändig bleibt.

Meſus. Sie erſchrecken, und entzücken mich, Ariſtus.

Philobulus. Meine Freunde = = = glauben Sie, meine Freunde, daß Sie den König ſo ſehr lieben, als ich?

Meſus. Zu kühner Jüngling, welche Frage!

Philobulus. Zu kühn, oder nicht. Mein ganzes Herz wallt mir, wenn ich an ihn denke.

Ariſtus. Und weiſt du denn, mit welchen Empfindungen wir an Ihn denken? Ja, dießmal warſt du zu kühn, Philobulus.

Philobulus. Sie mögen mir ſagen, was Sie wollen. Ich kann es nicht leiden, wenn Sie oder irgend ein andrer glaubt, daß er den König mehr als ich liebe.

Meſus. Auch der edle Stolz, wenn er ſo lebhaft iſt, muß gedemüthigt werden. Beantworte mir nur zwo Fragen. Biſt du der tugendhafteſte unter uns? Und würdeſt du fortfahren, den König eben ſo ſehr zu lieben, wenn du nicht hofteſt, daß Er dich einſt kennen würde? Mich deucht, dieſe Fragen machen dich ein wenig tiefſinnig.

Philobulus. Alſo kann nur der Tugendhafte den König am meiſten lieben?

Meſus. Ja, wenn er ſeine Liebe durch das, wodurch ſie am beſten gezeigt wird, durch Thaten nämlich, zeigen will. Was ſagſt du zu der andern Frage?

Philobulus. Das mir die Hoffnung, einſt von Ihm gekannt zu werden, zwar ſehr angenehm iſt; daß ich Ihn aber gleichwohl, wenn Er mich auch nicht kennen ſollte, eben ſo ſehr lieben werde.

Meſus. Nun will ich dirs verzeihen, daß du erſt ſo kühn warſt.

Philobulus. Aber ich werde mir es nicht eher verzeihen, als bis jene neue Urſache, tugendhaft zu ſeyn, recht merkliche Wirkungen bey mir hervor gebracht haben wird.

* * *

Hundert drey und vierzigſtes Stück.

Gott, Weltrichter, richte nicht,
Gott, Vater, ſchone, ſchone!
Dein erbarmend Angeſicht
Leucht uns in deinem Sohne!
Aus der Tiefe rufen wir,
Gott, um des Sohnes willen,
Laß deinen Zorn ſich ſtillen,
Um deines Sohnes willen!
Er hat, Herr, gebebt vor dir!
Er hat den Kelch getrunken;
Tief in den Staub geſunken
Hat er ihn ganz getrunken.
Herr, ſein Blut das opfern wir,
Verſöhnter, Lob und Preis ſey dir!

Gottes und des Menſchen Sohn,
Für unſre Schuld verbürget;
Chriſte, Mittler, Gnadenthron,
Lamm Gottes, uns erwürget!

Heyland, Hoherprieſter, dir
Dir nahn wir uns und beten,
Du wolleſt uns vertreten,
Für uns zum Vater beten.
Gnade haben wir von dir.
Wir theurerkauften Sünder
Sind wieder Gottes Kinder,
Du Sündenüberwinder!
Ewig, Herr, frohlocken wir:
Verſöhner, Lob und Preis ſey dir!

Geiſt, vom Vater uns geſandt,
Erworben von dem Sohne,
Unſres Heiles ſichres Pfand,
Führ uns zu ſeinem Throne!
Gäſt und Wandrer ſind wir hier;
Laß uns zum Himmel wallen!
Entzünde du in allen
Die Luſt, Gott zu gefallen!
Alles Gute kömmt von dir.
Du wolleſt, wenn wir beten,
Uns vor dem Herrn vertreten,
Und Abba mit uns beten;
So geheiligt rufen wir:
Erneurer, Lob und Preis ſey dir!

Auf den Glauben folgt das Schaun:
Ach, Herr, laß deine Frommen,
Alle, welche dir vertraun,
Zu deinem Schauen kommen!
Dunkel iſt zu dir der Pfad.
Du wolleſt, Gott, ſie führen,
Daß ſie ihn nicht verlieren,
Damit ſie triumphiren!
Wer die Kron errungen hat,
Der legt vor deinem Throne
Sie nieder, ſeine Krone,
Und jauchzet vor dem Throne:
Preis, Vollender, und Geſang
Und Lob ſey dir, und ewig Dank!

Hallelujah, Vater, dir,
Und dir, o Sohn des Vaters!
Hallelujah, rufen wir
Dir, Geiſt des Sohns und Vaters!
Rühmts im Himmel, rühmets hier,
Daß aller Knie auf Erden
Vor Gott gebeuget werden!
Hallelujah! Lob ſey dir!

Dem Vater aller Kinder,
Dir, Todesüberwinder,
Dir, Tröſter banger Sünder,
Heil und Dank, ſo jauchzen wir,
Dreyeiniger, Jehova, dir!

Hundert vier und vierzigſtes Stück.

Es muß für einen wahren Bekenner der geoffenbarten Religion eine ſehr angenehme Betrachtung ſeyn, wenn er erwägt, daß die Engel, dieſe vollkommnen Geiſter, mit denen wir einſt Eine groſe glückſelige Familie Gottes ausmachen ſollen, ſo viel Theil an allen den Begebenheiten genommen haben, worauf die ewige Errettung des menſchlichen Geſchlechtes gegründet iſt. Sie waren es, welche die Geburt des Erlöſers verkündigten, und die erſten Lobgeſänge darüber anſtimmten; ein Engel war es, welcher in ſeiner tiefſten Erniedrigung herabkam, ihn in ſeinem größten Leiden auf eine uns unbegreifliche Art zu ſtärken, und eine von ihren vornehmſten Beſchäfftigungen beſtand, nach dem Zeugniſſe eines Apoſtels, darinn, daß ſie in das Geheimniß unſrer Erlöſung, welche auch ihnen eine wundervolle Begebenheit geweſen ſeyn muß, einzudringen ſuchten, um durch eine genauere Erkenntniß deſſelben, ihre Einſichten von der Größe der göttlichen Liebe gegen uns zu erweitern. Bey der Auferſtehung des Sohnes Gottes finden wir ſie in ſeinem Grabe, und das erhabenſte Buch unter allen Schriften der Offenbarung unterrichtet uns, daß ſie ſich in den Wohnungen der Seligkeit mit den Erlöſten vereinigen, den Verſöhner der Sünder mit ihren Lobgeſängen zu preiſen: *Die Engel ſtunden vor dem Stuhle des Lammes, und fielen vor dem Stuhle auf ihr Angeſicht, und beteten Gott an, und ſprachen: Amen! Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Kraft und Stärke ſey unſerm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!*

Dieſe Wahrheiten ſind es, welche in den Tagen, die zum Andenken der Auferſtehung Jeſu Chriſti beſtimmt ſind, nachſtehende Ode veranlaßt haben.

Tief im Abgrund erklang
Des Himmels hoher Siegsgeſang;
Der Jubel aller Söhne Gottes:
Wo ſind die Götter nun?
Die Sieger? Die Himmelzerſtörer? Sie ruhn?
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes?
So ſchwiegen, ſo verzagten nie
Der Hölle Fürſten, die Empörer!
Wer geußt dieß Schrecken über ſie
Die Sieger, die Götter, die Himmelzerſtörer?

Nicht ein Rauſchen von fern
Von dir, Allgegenwart des Herrn!
Kein Donner deines Wolkenthrones!
Schon kömmt die zweyte Nacht!
Noch liegt es von dräuenden Kriegern bewacht,
Das Grab des überwundnen Sohnes.

Und doch! . . So tief verſanken nie
In ihren Abgrund die Empörer!
Wer geußt dieß Schrecken über ſie
Die Sieger, die Götter, die Himmelzerſtörer?

Singt von Sonne zu Sonne!
Trauert, ihr Pilger der Sterblichkeit nicht!
Jeder der feſtlichen Himmel ſey Wonne!
Jede der ſeligen Wohnungen Licht!
Der Wiedergeburt erwarteter Morgen,
Uns nur drey Tage verborgen,
Geht auf, beglänzt uns, iſt da.
Ein Sabbat! Feyert den Sabbat, ihr Sänger!
Und du, blutvoller Golgatha,
O Golgatha, bebe nicht, bebe nicht länger!

Als du, Rächer, o Sohn,
(Aeonen ſind vorbeygeflohn,
Da deinen Himmel ſie entweihten;)
Als du, verhüllt in Nacht,
In Eifer gekleidet, in tödtende Macht,
Daherflogſt, wider ſie zu ſtreiten:
Da ſtürzten ihre Thronen um;
Der Weltbau ſtand in ſeinem Laufe;

Es bebte ſelbſt dein Heiligthum,
Und muthlos verbarg ſich der frevelnde Haufe.

Kein Erſchaffner entflieht
Dem Auge, welches alles ſieht,
Du ſahſt ſie an, o Weltregierer,
Du ſahſt ſie an, und warfſt
Danieder die Frevler, und tiefer noch warfſt
Du nieder den Satan, den Engelverführer.
Nun floh das Dunkel um dich her,
Die reinen Himmel ſtralten wieder,
Der Weltbau ſchauerte nicht mehr,
Und tönte der Sphären erneuerte Lieder.

Weit, als Sterne ſich ſchwingen,
Fliege der Schöpfungen Jubelgeſang,
Stärke dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jede dem Sohne, dem Ewigen, Dank!
Wie liegt er, der Thron der Hölle zertrümmert!
Des Himmels Schweſter wie ſchimmert,
Wie wird die Erde ſo ſchön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frolocke Schweſter, denn wir ſehn,
Wir ſehen ihn kommen, den Menſchenerretter!

Flamme höher empor,
Anbetung! Er, er geht hervor
Aus ſeines Grabes Finſterniſſen.
Er ſtieg zum Staub hinab,
Zu heiligen ſeiner Erretteten Grab.
Nun hat er die Feſſeln des Todes zerriſſen.
Verbergt der Auferſtehung Saat,
Ihr Gräber, wo wir Engel ſchweben!
Da, wo der Herr geſchlummert hat,
Sind friedliche Pfade zum ewigen Leben.

Als der Richter nun ſtand,
Das Weltgericht in ſeiner Hand,
Den Gottverſöhnenden zu richten,
Wie floß, wie floß ſein Blut!
Wie rauſchte des Zornes hochſchwellende Flut,
Als wollte Jehova die Welten zernichten.
Wie ſchwer, o Zorn des Herrn, warſt du!
Ganz hat der Mittler ihn empfunden.
O jauchzt ihm alle Himmel zu,
Verherrlicht, verherrlicht die ſtralenden Wunden!

Kehre wieder, o kehre
Wieder zum Himmel, o Menſchengeſchlecht!
Reinige

Reinige dich in den Wunden und ehre
Deinen Verſöhner und werde gerecht!
Die Wunden ſind Heil! Sind Quellen des Lebens!
Strömt nicht, ihr Quellen vergebens,
Waſcht die Entheiligten rein!
Auch wir, wir freuen uns über die Sünder,
Sie werden Gottes Kinder ſeyn
Geliebte, verherrlichte, ſelige Kinder!

Wie ein wellenvoll Meer,
Unzählbar, wie ein Sternenheer;
(Wer nennt der Zahl geheimen Namen?)
So ſtrömen ſie herauf!
O thut euch ihr Sitze der Herrlichkeit auf!
Empfanget des Lammes geheiligten Saamen!
Es tönt ſchon ſtärker unſer Lied,
Vermehrt von ihren Lobgeſängen.
Wie wird es tönen unſer Lied
Begleitet von allen erretteten Mengen!

Nimm die Waage noch nicht,
Noch ſäume, Gott, dein Weltgericht,
Damit dein Reich erfüllet werde!
Dann, dann gebeut uns Gott,

Wenn alles Empörung iſt, alles nur Spott,
So träufeln die Himmel, ſo flammet die
Erde.
Dann hallet die Poſaun hinab
In alle Gräber unſrer Brüder,
Und jeder Leib verläßt ſein Grab,
Verklärt ſich und tönt der Unſterblichkeit
Lieder!

Halleluja dem Sohne!
Jubel dem Vater und ewiges Lob,
Daß er Gefallne, vom Tode zum Throne,
Sünder zum Throne des Lammes erhob!
Er kleidet uns ein in glänzende Seide!
Heil, Ehre, Herrſchaft und Freude
Dem Wundervollen, Preis und Dank!
Dir, Welterneurer, Geſetzvollbringer,
Dir Halleluja und Geſang,
Dir ewige Wonne, dir Todesbezwinger!

◆

Hundert

Hundert fünf und vierzigſtes Stück.

Eines der lehrreichſten Werke für diejenigen, welche von der Theorie, nicht allein der ſchönen Wiſſenſchaften, ſondern auch der ſchönen Künſte eine genauere Erkenntniß zu erlangen wünſchen, iſt dasjenige, welches der Abt du Bos unter dem Namen kritiſcher Betrachtungen über die Poeſie und Malerey herausgegeben hat. Eine deutſche Ueberſetzung dieſes ſchätzbaren Buches, welche mit großem Fleiße ausgearbeitet, und eine ſo glückliche Copie iſt, daß ſo gar darinnen verſchiedne Nachläßigkeiten des Originals verborgen werden, veranlaßt mich, ſolches beſonders den Artiſten und den Liebhabern der ſchönen Künſte zu empfehlen; welches ich nicht für überflüßig halte, weil es immer einige giebt, welchen auch die beſten Schriften über dieſe oder jene Materie unbekannt ſind, es mag nun ſolches einen Mangel der Aufmerkſamkeit,

ſamkeit, oder einem Zufalle zuzuſchreiben ſeyn. Dieſen iſt eine ſolche Empfehlung nöthig, Kennern aber nicht unangenehm, weil ſie ſich allezeit mit Vergnügen an vortreffliche Werke erinnern.

Ich würde zu weitläuftig werden müſſen, wenn ich mich in eine nicht übereilte Beurtheilung des ganzen Werkes einlaſſen wollte. Die herrſchenden Grundſätze deſſelben ſind ſo beſchaffen, daß ſie hier und da mehr einer genauern Einſchränkung und Beſtimmung bedürfen, als daß ſie zu einigen den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten nachtheiligen Verirrungen verleiten ſollten. Alſo will ich aus dem erſten Theile dieſer kritiſchen Betrachtungen, ohne mich um einigen Zuſammenhang zu bekümmern, bloß gewiſſe ſchöne Anmerkungen über die Malerey anführen, die unter den ſchönen Künſten einen ſo hohen Rang einnimmt.

Die ſchönſte Landſchaft, wäre ſie auch von Titian oder Carraccio, rührt nicht ſtärker, als der Anblick von einem Striche Landes voll rauher oder anmuthiger Gegenden thun würde; es findet ſich an einem ſolchen Gemälde nichts, das uns unterhält, und wie es uns gänzlich ungerührt läßt, ſo zieht es auch unſre Aufmerkſamkeit nicht lange an ſich. Kluge Maler haben dieſe Wahrheit ſo wohl eingeſehen, ſo wohl empfunden, daß ſie ſelten eine Landſchaft öde und ohne Figuren gemacht haben. Sie haben ſie bevölkert; ſie haben ein Subject in dieſe Schildereyen gebracht, welches aus einer Anzahl Perſonen beſteht, deren Handlung fähig iſt, uns in Bewegung zu ſetzen, und folglich unſre Aufmerkſamkeit lange zu erhalten.

Ein Maler kann den Namen eines großen Künſtlers entweder als ein trefflicher Zeichner, oder als ein Coloriſt, der mit der Natur um den Vorzug ſtreitet, verdienen, wenn er ſich auch ſeiner Talente nicht zu bedienen weiß, rührende Gegenſtände vorzuſtellen, und die Seele, die Wahrſcheinlichkeit in ſeine Gemälde zu bringen, die ſich in Raphaels und Pouſſins Schildereyen empfinden laſſen. — Allein man betrachtet einen Blumenkorb von Baptiſta, oder ein Dorffeſt von Teniers nicht ſo lange, als eins von Pouſſins ſieben Sakramenten, oder als eine andre hiſtoriſche

Compoſition, die mit eben ſo viel Geſchicklichkeit ausgeführt iſt, als Baptiſta und Teniers in ihren Werken zeigen.

Die Malerey bearbeitet gern Subjecte, in welche ſie eine große Anzahl Perſonen bringen kann, die an der Handlung Antheil nehmen. . . Die Gemüthsbewegung der Umſtehenden verknüpft ſie hinlänglich mit der Handlung. . . Sie macht die Anweſenden auf einem Gemälde, ſo zu reden, zu handelnden Perſonen, da ſie in einem Gedichte bloße Zuſchauer ſeyn würden. . . Wofern ſie nur gerührt zu ſeyn ſcheinen, ſo fragt niemand mehr, was ſie da zu thun haben.

Die allegoriſche Compoſition der Maler iſt von zweyerley Art, die vermiſchte, welche allegoriſche Perſonen in hiſtoriſche Schildereyen bringt, und die bloß allegoriſche, die eine wirkliche Begebenheit durch Sinnbilder vorſtellt. Die allegoriſchen Perſonen ſind entweder alte, allgemein bekannte Perſonen, oder neuere Erfindungen. Die letztern ſind gemeiniglich unbekannte Leute, Leute ohne Herkunft, die nicht verdienen, daß man ihrer erwähne. Es ſind geheime Ziffern, wozu niemand den Schlüſſel hat, und wenige ſuchen ihn auch. Der Erfinder wendet gemeiniglich ſeinen Witz übel an, wenn er ſolchen Weſen ihr Daſeyn giebt. Diejenigen Maler, welche heut zu Tage den Ruhm der größten Dichter in der Malerey behaupten, ſind nicht die, ſo die größte Anzahl allegoriſcher Figuren erfunden haben.

Allegoriſche Perſonen müſſen in hiſtoriſchen Gemälden mit großer Behutſamkeit angebracht werden. Selbſt da, wo man ſie anbringen kann, müſſen ſie bloß das Wapenſchild, oder ſolche Figuren abgeben, welche die Hauptperſonen des Stückes charakteriſiren, und dieſes ſind die Perſonen der Geſchichte. Sie dürfen nicht ſelbſt Hauptperſonen vorſtellen. Denn erdichtete Weſen können uns nicht ſehr für dasjenige intereſſiren, was mit ihnen vorgeht. Sie ſind überdieß der Wahrſcheinlichkeit nachtheilig, wie die Nereiden und Tritonen in dem Gemälde des Rubens, welches die Ankunft der Maria von Medicis zu Marſeille vorſtellt. Am beſten iſt es, ſie in Gemälden zu brauchen, wo ſie hiſtoriſche Perſonen ſeyn können.

In ganz allegoriſchen Compoſitionen ſind die Maler ſelten glücklich; denn es iſt faſt unmöglich, in dieſer Art Gemälden ihr Subject kenntlich genug vorzuſtellen, und alle ihre Ideen ſelbſt dem ſcharfſichtigſten Zuſchauer faßlich und verſtändlich zu machen. Noch viel weniger können ſie das Herz rühren, welches gar nicht geneigt iſt, ſich von chimäriſchen Perſonen rühren zu laſſen. : : In ein ſolches Gemälde müſſen nur wenig Figuren kommen, und dieſe Figuren können niemals allzukenntlich ſeyn. Wenn man ſie nicht ohne Mühe verſteht, ſo geht man über ſie hin, als über ein Galimathias. Es giebt in der Malerey eben ſowohl ein Galimathias, als in der Dichtkunſt.

Bisweilen ſind alle Perſonen eines allegoriſchen Gemäldes, ſtumme Perſonen für diejenigen Zuſchauer, deren Einbildungskraft mit der Imagination des Malers nicht auf einerley Höhe ſteht. Ihre myſtiſche Bedeutung iſt oft an einen ſo erhabnen Ort geſtellt, daß wenig menſchliche Augen ſo weit reichen. Gemälde aber müſſen keine Räthſel ſeyn, und der Endzweck der Malerey iſt nicht, die Einbildung dadurch zu üben, daß man ihr verflochtne Dinge zu entwickeln giebt. Ihr Endzweck iſt, uns zu rühren, folglich kann der Inhalt ihrer Werke niemals allzudeutlich ſeyn. = = Sie können ſowohl wegen der Zeichnung als wegen des Colorits Bewunderung verdienen. = = Aber es iſt, wie **Vitruv** anmerkt, nicht genug, daß die Augen an einer wohlgemalten und gutgezeichneten Malerey ihre Beluſtigung finden; der Verſtand muß die ſeinige auch nicht miſſen.

Man beklagt bisweilen die Maler, daß ihnen ihre Vorgänger ſchon allen Stoff weggenommen hätten. Allein wie mannichfaltig iſt die Natur nicht! Ein gebornes Genie ſieht ſie mit ganz andern Augen an, als diejenigen, die kein Genie haben. Es entdeckt eine unendliche Verſchiedenheit an den Gegenſtänden, die andern ganz einerley zu ſeyn ſcheinen, und dieſen Unterſchied macht es ſo ſichtbar in der Nachahmung, daß der abgenutzteſte Stoff unter ſeinem Pinſel ganz neu wird. Für einen großen Maler giebt es unendliche Arten der Traurigkeit und Freude, die er noch überdieß nach dem verſchiednen

Alter, nach den Temperamenten, nach den Charakteren jeder Nation und jedes Menſchen insbeſondere und durch tauſend andre Mittel vervielfältigen kann. Da ein Gemälde nur einen einzigen Augenblick einer Handlung vorſtellt, ſo wählt ein Maler, der ein gebornes Genie iſt, den Augenblick, deſſen ſich die andern noch nicht bemächtigt haben, oder wenn er eben denſelben Augenblick ergreift, ſo verſchönert er ihn durch Umſtände, die er aus ſeiner Einbildungskraft hernimmt, welche ſeinem Stoffe eine ganz neue Geſtalt geben. Die Erfindung dieſer Umſtände macht den Dichter in der Malerey aus. Wie viel hat man nicht Crucifixe gemacht, ſeitdem es Maler giebt? Und dennoch haben die Genies unter den Künſtlern nicht gefunden, daß dieſes Subject durch tauſend Abſchilderungen erſchöpft ſey. Sie haben es mit neuen poetiſchen Zügen zu ſchmücken gewußt, welche dem ungeachtet der Materie ſo gemäß zu ſeyn ſcheinen, daß man erſtaunt, wie der erſte Maler, der über die Vorſtellung eines Crucifixes dachte, ſich dieſer Ideen nicht bemächtigte.

Es giebt zwo Gattungen von Wahrſcheinlichkeit in der Malerey, die poetiſche und die mechaniſche. Die mechaniſche beſteht darinnen, daß man nichts vorſtellt, was nach den Regeln der Statik, nach den Geſetzen der Bewegung, und nach den Grundſätzen der Optik unmöglich iſt. Man beobachtet ſie, wenn man das Licht keine andre Wirkung thun läßt, als es in der Natur thun würde; wenn man ſich von der natürlichen Proportion der Körper nicht entfernt; wenn man ihnen niemals mehr Kräfte beylegt, als ſie wahrſcheinlicher Weiſe haben können.

Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit beſteht darinnen, daß man ſeinen Perſonen diejenigen Leidenſchaften beylegt, welche ihnen kraft ihres Alters, ihrer Würde, ihres Temperamentes, das man ihnen andichtet, und kraft des Antheils, den man ſie an der Handlung nehmen läßt, zukommen. Sie beſteht darinn, daß man in ſeinem Gemälde das beobachtet, was die Italiener Coſtume nennen; das heißt, daß man ſich nach demjenigen richte, was wir von den beſondern Sitten, Kleidungen, Gebäuden, und Waffen derjenigen Völker wiſſen, welche man vorſtellen will. Endlich auch darinnen, daß man jeder Perſon ſeines Gemäldes ihren gehörigen Kopf und Charakter gebe, wenn er ſchon bekannt iſt, es ſey nun, daß man ihn aus Porträten genommen, oder auch nach Willkühr erfunden habe.

In der Malerey muß man die Anordnung, oder die erſte Stellung der Gegenſtände, die eine Schilderey anfüllen ſollen, in die pittoreske und in die poetiſche Compoſition eintheilen.

Pittoreske Zuſammenſetzung iſt die Stellung der Gegenſtände des Gemäldes in Abſicht auf die ganze Wirkung deſſelben. Dazu wird erfodert, daß es nicht mit Figuren überladen ſey, obgleich ihre Anzahl hinlänglich ſeyn muß, die Leinwand anzufüllen. Die Gegenſtände müſſen ſich gut vor einander ausnehmen. Die Figuren müſſen einander nicht im Wege ſtehen. Endlich müſſen die Gruppen wohlgeordnet, und ihnen ihr gehöriges Licht wohl ausgetheilt ſeyn; die Localfarben müſſen einander nicht verdunkeln, ſondern vielmehr ſo gemiſcht werden, daß aus dem Ganzen eine angenehme Zuſammenſtimmung an ſich ſelbſt für das Auge entſpringe.

Die poetiſche Zuſammenſetzung eines Gemäldes, iſt eine ſinnreiche Anordnung der Figuren, in der Abſicht erfunden, die Handlung rührender und wahrſcheinlicher zu machen. Sie erfodert die Verbindung aller Perſonen durch eine Haupthandlung. Die Figuren müſſen mit Klugheit geſtellt, und anſtändig gekleidet ſeyn, ſowohl in Beziehung auf ihre Würde, als auf ihre Wichtigkeit bey der Handlung. ⸗ ⸗ Nichts iſt unerträglicher, als gleichgültige Figuren mitten auf einem Gemälde. Beſonders muß es keine müßigen Figuren darinnen geben, die an der Haupthandlung keinen Theil nehmen. Auch muß der Künſtler weder gegen die Anſtändigkeit noch gegen die Wahrſcheinlichkeit aus parteyiſcher Liebe gegen ſeine Zeichnung oder gegen ſein Colorit verſtoßen, und alſo die Poeſie der Mechanik ſeiner Kunſt aufopfern.

Dieſes ſind einige von den erſten Grundſätzen einer guten Theorie der ſchönen Künſte! Wie viele maßen ſich ein Urtheil über ihre Werke an, ohne ſie zu kennen? Doch wie darf man ſich darüber verwundern, da es Artiſten genug giebt, die nicht fähig ſind, die Regeln anzugeben, nach denen ihre Augen und Hände arbeiten? Dieſem Mangel könnte freylich bey den Akademien der Künſte durch einen ordentlichen Lehrer einer vollſtändigen Theorie derſelben abgeholfen werden, wenn es nur nicht ſo ſchwer wäre, ſolche Männer zu finden, wie de Piles war, oder itzt unter den Deutſchen ein Winkelmann iſt.

Hundert ſechs und vierzigſtes Stück.

Wie unbillig ſind nicht oft die Gelehrten in ihren Urtheilen über andre, wenn ſie ſich zumal gewiſſer Vorzüge des Geiſtes bewußt ſind! Gefallen ihnen dieſe oder jene Arten der Erkenntniß nicht, ſo verachten ſie alles, was mit ihren Einſichten nicht übereinſtimmt, ohne Ausnahme, ohne Einſchränkung, und doch mit einem ſo entſcheidenden Tone, als wenn von ihrem Richterſpruche nicht appelirt werden dürfte. Bald iſt es ein bittres verdammendes Machtwort, bald ein luſtiger Einfall, wodurch zuweilen die nützlichſten gelehrten Beſchäfftigungen und Bücher für unnöthig oder lächerlich erklärt werden. Niemand kann läugnen, daß dadurch den Wiſſenſchaften geſchadet werde, beſonders alsdann, wenn der Gelehrte, der ſich eines ſolchen Verfahrens ſchuldig macht, ein gewiſſes Anſehen erlangt hat, oder gar, wegen ſeiner vorzügliche Talente, die Bewunderung der Welt geworden iſt. Sentenzenmäßige Ausſprüche, und vornehmlich witzige epigrammatiſche Einfälle werden leicht behalten, und von leeren Köpfen, die die Mühe der Unterſuchung fürchten, oder gar nicht unterſuchen können, gerne nachgebetet. Schwächt nicht aber dieß bey vielen die Hochachtung und Liebe gegen die Gelehrſamkeit? Wenn die Gelehrten einander ſelbſt verachten und lächerlich machen: was können ſie denn von den Ungelehrten erwarten?

Ich konnte mich nicht enthalten, dieſe Betrachtung anzuſtellen, als ich vor einigen Tagen die Urtheile wieder las, welche der Verfaſſer der berühmten perſianiſchen Briefe über eine Bibliothek fällen läßt, worinnen die verſchiednen Werke in den verſchiednen Claſſen der menſchlichen Erkenntniß aufgeſtellt waren. Es iſt faſt keine Art derſelben, die nicht dadurch verächtlich gemacht würde. Die Urtheile ſind ſo richterlich, aber auch zugleich ſo unbeſtimmt, daß man erſtaunen muß, wie ein ſo ſchöner, und ſonſt ſo gründlicher und ernſthafter Geiſt ſich ſolche uneingeſchränkte Machtſprüche erlauben konnte. Ich glaube, daß es nützlich ſeyn könne, wenn ich einige Anmerkungen darüber mache, um viel kleinern Geiſtern zu zeigen, wie vorſichtig man in ſeinen Urtheilen über das, was Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit betrifft, ſeyn müſſe, woran ſie gewiß nicht werden zweifeln können, wenn ſie ſehen, daß ſo gar viel Genie und Witz noch keinen ſo guten Critikus machen, daß ſein Urtheil als entſcheidend gelten müſſe.

Daß Montesquieu mit den Urtheilen, von denen ich rede, ſehr zufrieden geweſen ſeyn müſſe, ſieht man daraus, daß er den Bibliothekar, dem er ſie in den Mund legt, ſagen läßt: „Ich denke frey; ich ſage, was ich „denke; ich bin von Natur naif, und das am „meiſten gegen einen Fremden, der die Sachen wiſſen will, wie ſie wirklich ſind. Wenn „ich wollte, ſo würde ich von allen Werken „dieſer Bibliothek nur mit Bewunderung ſprechen; ich würde ohne Aufhören ſagen: dieß „iſt göttlich; das verdient Ehrfurcht; das iſt „bewundernswürdig; aber dadurch würde ich „ſie (der Bibliothekar ſpricht mit einem erdichteten Perſer,) entweder betrügen; oder „mich bey ihnen entehren.„

„Zuerſt zeigt der Bibliothekar ſeinem „Fremden die Ausleger der Schrift. Es iſt „eine große Menge, ſagt dieſer; die Schrift „muß vordem ſehr dunkel geweſen, und nun „ſehr deutlich ſeyn. Sind noch einige Zweifel übrig? Kann es noch ſtreitige Punkte „darinnen geben? Ob es noch einige darinnen giebt? verſetzt der Bibliothekar. Faſt „ſo viele, als Zeilen darinnen ſind. = = So? „Und was haben denn alle dieſe Scribenten „gethan? = = Dieſe Scribenten haben in der „Schrift nicht geſucht, was man glauben „ſoll, ſondern was ſie glauben; ſie haben ſie

„nicht als ein Buch betrachtet, welches die „Lehren enthält, welche man anzunehmen verpflichtet iſt, ſondern als ein Werk, daß ihren „eignen Gedanken ein Anſehen verſchaffen ſollte. Deswegen haben ſie jeden Sinn deſſelben verfälſcht, und alle Stellen auf die Folterbank geſpannt. Dieß iſt ein Land, wo die „Gelehrten von allen Secten Landungen thun, „und, ſo zu ſagen, auf die Plünderung ausgehn; es iſt ein Kampfplatz, wo die feindlichen Nationen, die einander begegnen, einander Schlachten liefern; wo man einander auf „mancherley Weiſe angreift, und mit einander „ſcharmützelt.„

Mehr Witz braucht es nicht, die Ausleger der Schrift verächtlich zu machen! Welche Anklagen gegen ſie alle! Es hat freylich viele Schrifterklärer gegeben, welche ſie verdienen; wie unbillig iſt es aber nicht, auch nur von dieſen zu ſagen, daß ſie jeden Sinn verfälſcht hätten; wie viel unbilliger, alle Schrifterklärer für unredliche Männer zu erklären! Man muß, wird man ſagen, einen Criticus nicht zu hart erklären; er hat weniger gedacht, als er geſagt hat. In welcher

Abſicht aber ſagt er mehr, als er denkt? Warum drückt er ſich nicht beſtimmter aus? - - - Weil alsdann ſein Urtheil nichts Neues, nichts Freyes; nichts Naives, nichts enthalten hätte, als das, was alle Welt lange vorher gewußt hat.

Ueber die aſcetiſchen Bücher ſagt der Bibliothekar nichts; von den moraliſchen, daß ſie mehr Nutzen ſchafften; von den theologiſchen, daß ſie doppelt unverſtändlich wären; theils wegen der Materie, die ſie abhandelten, theils wegen der Methode, wie dieſelbe abgehandelt würde. Ein eben ſo allgemeines, als ungerechtes und ſchädliches Urtheil, weil es gegen die edelſte und wichtigſte Wiſſenſchaft des Menſchen Verachtung erweckt! Den myſtiſchen und caſuiſtiſchen Schriften ergeht es nicht beſſer. Es iſt wahr, daß ſich mehr wider ſie ſagen läßt. Aber wozu dient ein Urtheil, dem es an der nöthigen Einſchränkung fehlt?

Nunmehr werden die Sprachlehrer, die Gloſſatoren, und die Ausleger der Alten aus der Liſte der vernünftigen Menſchen ausgeſtrichen. „Können ſich, fragt der Fremde, nicht

„alle dieſe Leute der Mühe überheben, geſunde Vernunft zu haben? Der gefällige „Bibliothekar antwortet: Allerdings, und es „iſt auch keine in ihren Schriften; dieſe ſind „darum nicht ſchlechter, und das iſt ſehr bequem für ſie.„ ⸗ ⸗ Hat die Erkenntniß alter Sprachen, und der Schriften der Alten ihren unſtreitigen Nutzen; haben ein Robert Stephanus, ein Dacier, ein Clark und ſo viele andre in ihrem Felde der Wiſſenſchaft ſo viel Verdienſte, als ein Carteſius, oder Newton in dem ihrigen: wie unanſtändig iſt denn nicht ein ſolches Urtheil! Und wie grauſam!

„Hier, heißt es weiter, ſind die Redner, „die das Talent haben, zu überreden, ohne „Gründe zu gebrauchen; hier die Meßkundigen, welche einen Menſchen, wider ſeinen „Willen, überführt zu ſeyn zwingen, und ihn „auf eine tyranniſche Art überzeugen.„ ⸗ ⸗

„Hier ſind die Naturlehrer, die in der „Einrichtung des ganzen großen Weltgebäudes nicht mehr Wunderbares finden, als in „der einfachſten Maſchine unſrer Künſtler. „Hier ſind die Werke der Aerzte, die Monumente

„mente von der Gebrechlichkeit unſrer Natur „und der Macht der Kunſt, die uns zittern „machen, wenn ſie von den unbeträchtlichſten „Krankheiten handeln; ſo ſehr erinnern ſie „uns an den Tod; die uns aber in eine völlige „Sicherheit verſetzen, wenn ſie von der Kraft „der Arzeneyen reden, als wenn wir unſterblich geworden wären.„

„Ganz nahe dabey ſind die Werke der „Zergliederer, die weniger eine Beſchreibung „von den Theilen des menſchlichen Körpers, „als die barbariſchen Namen enthalten, die „man ihnen gegeben hat; eine Sache, die den „Kranken nicht von ſeinem Uebel, und den „Arzt nicht von ſeiner Unwiſſenheit heilt.„

„Hier iſt die Chymie, welche bald im Lazarethe, bald im Tollhauſe wohnt; Wohnungen, die ſich beyde gleich gut für ſie „ſchicken!„

Wer kann ſolche Urtheile ausſtehn? Was iſt doch mehr darinnen, als ein falſcher zügelfreyer Witz, der, um eines Bonmots, oder einiger ſchimmernden Antitheſen willen, alle Achtung gegen die Wiſſenſchaften vergißt, worinnen **Caſſini**, **Kepler**, **Newton**, **Leibnitz**,

nitz, Boerhave, Boyle, Albin, und ſo viele andre ſich die Bewunderung und den Dank des menſchlichen Geſchlechts erworben haben? Ein Geiſt, wie Montesquieu, konnte freylich ſolche Männer nicht verächtlich machen wollen. Unterdeß gehören ihre Werke zu denen Werken der Geometrie, der Phyſik, der Medicin, der Anatomie, der Chymie, von denen ein ſo allgemeines Urtheil gefällt wird. Und wer fällt es? Ein Mann, von dem geſagt wird; *Er rede, wie es die Beſchaffenheit der Sache erfodre; er fürchte ſich, zu entehren, wenn er nicht von den Werken dieſer Wiſſenſchaften auf eine ſolche Weiſe urtheile.*

Daß die Bücher, welche von der Zauberey und der Aſtrologie handeln, verachtet werden, darüber wird ſich niemand verwundern; aber die Werke der ſchönen Wiſſenſchaften werden nicht günſtiger beurtheilt, und zwar von einem Geiſte, der ihnen keinen geringen Theil ſeines Ruhmes zu danken hat; darüber muß man erſtaunen.

Von den Dichtern heißt es überhaupt, ohne Einſchränkung, daß ſie ihr Geſchäffte daraus machen, dem Menſchenverſtande Feſſeln anzulegen, und die Vernunft mit Schmucke zu überhäufen, wie man ſonſt das Frauenzimmer mit ſeinem Putze begrub. Die dramatiſchen Dichter erklärt er für die vortrefflichſten; die lyriſchen aber verachtet er eben ſo ſehr, als er jene hochachtet, weil ſie aus ihrer Kunſt einen harmoniſchen Unſinn machen. Gleichwohl gehören zu den lyriſchen Dichtern, die ſo herabgeſetzt werden, Pindar, Horaz, Malherbe und Rouſſeau.

Die Verfaſſer der Romanen haben es nicht beſſer. Es ſind Poeten, welche die Sprache des Witzes und des Herzens übertreiben; die ihre Zeit damit zubringen, daß ſie die Natur zu treffen ſuchen, und ſie allezeit verfehlen; welche Helden erſchaffen, die ſie eben ſo wenig kennt, als die geflügelten Drachen und die Hippocentauren: ein Urtheil, welches freylich von vielen, beſonders franzöſiſchen Romanen, ſehr gegründet, aber doch darinnen übertrieben iſt, daß es gar keine Ausnahme macht.

Bloß den Geſchichtſchreibern wird mit Billigkeit begegnet; über die Werke der Rechtsgelehrgelehrten und der Staatskundigen wird gar nicht geurtheilt. Die Urſache davon iſt nicht ſchwer zu errathen. Die Geſchichte, die Rechtsgelehrſamkeit, und die Politik waren die geliebtern Wiſſenſchaften des Mannes, der ſolche Machtſprüche wider die übrigen menſchlichen Erkenntniſſe that.

Wie gefährlich iſt es nicht für den, der über die Werke der Gelehrſamkeit urtheilen will, Witz zu haben! Was wird er nicht um eines Einfalles willen ſagen! Er wird ihn nicht unterdrücken, wenn er auch allen denen, die Billigkeit und Richtigkeit im Urtheilen lieben, misfallen ſollte; er wird ſo gar das, was ihm bey ernſthaften und gerechten Richtern keine Ehre machen, und ſeinen übrigen Verdienſten nothwendig zur Verkleinerung gereichen, drucken laſſen, und zwar in Schriften, die, dieſe und andre Fehltritte ſeines Verſtandes ausgenommen, ſchön genug ſind, um ewig zu dauern. Möchten nur ſolche Fehltritte großer Geiſter denen, die ſie nicht durch gleiche Verdienſte erſetzen können, zur Warnung vor ähnlichen Vergehungen dienen!

* * *

Hundert ſieben und vierzigſtes Stück.

Die einfachen Vergnügungen des Landlebens kommen nun mit dem Frühlinge zurück. Die gelindere Luft, der heitere Himmel, die Felder, welche uns künftige Erndten zu verſprechen anfangen, die frohen Geſichter derjenigen, welche dieß alles zu genieſſen wiſſen, vereinigen ſich, um uns den lärmenden Winterfreuden zu entziehen, und uns denjenigen Freuden wieder zugeben, welche der Antheil des geſunden und oft unſchuldigern Landmannes ſind.

Wie auch einige Städter die Stirnen dabey runzeln mögen, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, etwas von einem Beſuche zu erzählen, den ich den ſchönen Frühlingstag, den wir zuletzt hatten, mit einem meiner Freunde auf dem Lande abgelegt habe. Wir hatten ſchon verſchiednes von einem gewiſſen Bauer gehört, der nicht weit von der Stadt wohnt, und wir machten uns keine kleine

Freude daraus, ihn aufzuſuchen. Weil der Mann unter andern Eigenſchaften auch die hat, daß er Bücher lieſt, und es leicht kommen könnte, daß ihm dieſes Blatt in die Hände fiele, und er aus demſelben herausſtudirte, wovon die Rede wäre; ſo wollen wir ihn, ſeiner Beſcheidenheit zu ſchonen, nicht nennen. Wir fanden ihn in ſeinem Hauſe nicht, unterdeß hielten wir uns doch einige Zeit in demſelben auf, um von ſeiner Frau zu erfahren, in welcher Gegend des Feldes er wäre. Wir trafen ſie in einer Stube an, die reinlich, und ſo meublirt war, daß vielerley Sachen in einer gewiſſen Ordnung bey einander Raum hatten. Dieß war ſchon Ein gutes Vorurtheil, das wir für ihn bekamen! Nachdem ſeine Frau, ein Weib von einem offnen heitern Geſicht, und um die zwey rothe, runde Kinder, ihre jüngſten, waren, uns bedeutet hatte, wo wir ihren Mann antreffen würden, ſo giengen wir aufs Feld, ihn aufzuſuchen.

Ich kann gar nicht begreifen, wie man ſich ſo viele Mühe geben kann, einen Bauer kennen zu lernen.

Gedulden ſich Ew. Gnaden nur ein wenig. So viel können wir unterdeß Denenſelben vorläufig ſagen, daß, wenn Sie viele ſolche Bauern auf Ihren Gütern hätten, und dieſe Bauern Eigenthümer einiger derer Aecker wären, die ſie bearbeiten: ſo würden Ew. Gnaden Ihre Töchter noch reicher ausſtatten, oder wenn Sie hierzu keine Neigung haben, noch mehr . . . am Spieltiſche verlieren können.]

[Wir hatten uns vorgeſtellt, daß der Bauer, von deſſen Einſichten und nützlichen Arbeitſamkeit wir ſo viel Gutes gehört hatten, ſchon ein Mann bey Jahren wäre. Allein wir fanden einen jungen Mann von ein und dreyßig Jahren. Denen, die vielleicht darüber erſchrocken ſind, daß er auch Bücher lieſt, (das kleine Buch: von der Liebe zum Vaterlande, hat ihm beſonders gefallen,) denen muß ich ſagen, daß er viel geſunder und ſtärker iſt, als die ſeeländiſchen Bauern gewöhnlich ſind, daß er breite Schultern und Hände hat, denen man die Beſchäfftigung mit der Pflugſchaar anſieht. Er ſchien zwar anfangs ein wenig verwundert über unſern Beſuch zu ſeyn; allein er faßte ſich bald, weil es ihm vorkommen mochte, daß er ihn verdiente.

Faſt das erſte, was er ſagte, war, uns ſeine Liebe zum Könige und ſeine Freude über deſſelben Regierung zu bezeugen. Hierauf ſagte er verſchiednes zum Lobe der Bauern ſeines Dorfs, ob man gleich weis, daß dieſe allerhand wunderliche Urtheile von ihm gefällt haben. Er begleitete uns zu dem Prediger, einem Manne, der mit einer gewiſſenhaften Amtsführung viel Kenntniß und Ausübung der Landökonomie verbindet. Dieſer verſicherte uns, daß es ein Theil ſeiner Glückſeligkeit wäre, ſich mit dieſem Bauer alle Sonntage einige Zeit zu unterhalten. Da er viel mehr Theorie des Landbaus hat, als ihm ſein Vater und ſeines Vaters Nachbarn hinterlaſſen haben: ſo bereitet er ſeinen Acker ſo gut zu, daß er vor den andern einen ſehr merklich verſchiednen Nutzen davon hat, oder vielmehr, daß er der einzige im Dorfe iſt, der etwas beſitzt. Er pflügte im Anfange ſo ſorgfältig und ſo tief, daß die Pferde dadurch litten, weil ſie nicht daran gewöhnt waren. Seine Nachbarn triumphirten darüber, daß er ſeine Pferde verdorben hätte. Sie waren auch von der Meynung, daß er Gott verſuchte. Hierauf, da es gut gieng, behaupteten ſie, daß er den Kobold hätte. Ich ſagte ihm, daß er den Kobold in den Händen habe, und er dankte mir mit einem vergnügten Lächeln.

Ich weiß gewiß, daß einige Beſitzer von Landgütern ſchon mehr als einmal bey meiner Erzählung gejähnt haben; unterdeß kann ich doch nicht unterlaſſen, noch hinzuzuſetzen, daß mich der gute Bauer ſo ſehr für ſich einnahm, daß ich mehr als einmal und ſehr lebhaft den Wunſch bey mir that, daß er und ſein Kobold frey ſeyn möchten. Es ſoll auch gar nicht der letzte Beſuch ſeyn, den ich bey dieſem meinem neuen guten Freunde abgelegt haben will. Ich werde ihm nicht wenig Fragen thun. Die vornehmſte davon ſoll ſeyn: Was er mit einem Stücke Landes, das ſein Eigenthum wäre, alles anfangen wollte?

Die Schönheit des Tages und meine neue Bekanntſchaft machten mich ſo vergnügt, daß ich mich gewiſſen frohen Ahndungen, die ich ſchon oft gehabt habe, von neuem ganz überließ.

ließ. Ich wiederholte nämlich die Vorſtellungen, daß ich es wohl noch erleben könnte, daß eine ſo große Anzahl von Unterthanen des Königs, als die Bauren ſind, durch eine gewiſſe Veränderung ihrer Umſtände, glücklicher werden, und diejenigen, welche ſie beherrſchen, glücklicher machen würden.

Hundert acht und vierzigſtes Stück.

Ach rief er ſeinen Richterblick,
Der alles weiß, von mir zurück!
Zurück von meiner Seele!
Denn im Gericht
Beſteh ich nicht,
Der ich ſo häufig fehle.

Wie ſorgt mein Herz und ängſtet ſich!
Gott richte nicht; denn ich will mich
Aufrichtig vor dir prüfen:
Verſtänd ich nur
Ganz die Natur,
Der ganzen Seele Tiefen!

Wie unergründlich bin ich mir!
Ach fleuch, verbirg dich nicht vor dir,
Zu leicht getäuſchte Seele!
Welch ein Gewinn,
Wenn, wie ich bin,
Ich vor mir ſelbſt verheele!

Vertraue deinem Stolze nicht!
Verſchleuß dein Ohr, ſo bald er ſpricht!
Fleuch ſeine Täuſchereyen!
Der Satan lügt;
Der Stolz betrügt
Mit leeren Schmeicheleyen.

Nimm die Geſetz' und höre ſie!
Bet an, tritt hin zum Sinai,
Und höre Gott im Wetter:
Du ſollſt vor mir,
Gott heiſchts von dir,
Nicht haben andre Götter!

Mein Nam iſt groß; misbrauche du
Den Namen nicht! Sey ſtill und ruh
Am Tage meiner Feyer!
Dann ruf mich an;

Stets werde dann
Mir eigner und getreuer!

Wer Aeltern kränket, iſt verflucht!
Gehorche deiner Aeltern Zucht!
Ich will, du ſollſt nicht tödten!
Sey keines Feind;
Sey aller Freund,
Ein Schutz in ihren Nöthen!

Getreu dem Manne ſey das Weib!
Der Mann dem Weibe! keuſch der Leib,
Und keuſch die ganze Seele;
Arbeit und ſey
Vom Geize frey,
Daß deine Hand nicht ſtehle.

Leug nicht; trag keine Schmähung aus!
Begehre nicht des Nächſten Haus;
Gelüſten ſchon iſt Sünde.
So ſey ganz mein,
Daß ich dich rein,
Wenn ich nun richte, finde.

Ein Eifrer über meinen Ruhm,
Bring ich die Miſſethäter um,

Den Vater und die Kinder.
Fluch und Gericht
Dem, welcher bricht
Nur ein Geſetz, dem Sünder!

Welch eine Stimm, o Sinai!
O donnervoller Sinai!
Wer kann die Stimm ertragen?
Ach wehe mir!
Der Fluch von dir
Hat mein Gebein zerſchlagen.

Ich fühl, ich fühl ihn; ich ſoll rein,
Rein wie ein Geiſt des Himmels ſeyn,
Ganz heilig ſeinem Namen.
Und ich bin blind,
Verkehrt geſinnt,
Gezeugt aus Sünderſaamen.

Wer iſt vom Haupt bis auf den Fuß
So krank als ich? Gedank, Entſchluß,
Begier und That ſind böſe.
Verderbt bin ich!
Wer iſt, der mich
Aus meiner Angſt erlöſe!

Welch eine Zukunft fürchtet ſie!
Laß ab, o Fluch vom Sinai,
O Fluch vom Weltgerichte!
Tilgt doch die Schuld
Der Sohn voll Huld,
Daß Gott mich nicht zernichte.

Erzürnt dich ſehen, welch ein Schmerz!
Schaff in mir, Gott, ein reines Herz,
Das dir kein Laſter raube.
Verwirf mich nicht
Durch dein Gericht,
Weil ich an Jeſum glaube.

Hundert neun und vierzigſtes Stück.

Es iſt für einen Tugendhaften nicht genug, daß er nicht müßig iſt, daß er ſich beſchäfftigt; er muß ſich auf die beſte Art beſchäfftigen, und folglich muß er ſeine Pflichten in einer beſtimmten Ordnung auszuüben ſuchen, ohne welche ſich viele zwar ſehr, aber gemeiniglich auch ſehr übel beſchäfftigen, nicht allein, weil ſie manche unnütze oder ſtrafbare Handlungen vornehmen, ſondern auch, weil ſie das Gute, ohne einer gewiſſen Regel und Methode zu folgen, nicht zur rechten Zeit, noch in den gehörigen Umſtänden thun. Sie ſind vielleicht in einer beſtändigen Bewegung; es iſt aber bloß ihr ungeſtümes lebhaftes Naturell, ihre Einbildung, der äußerliche Eindruck, oder ihr Eigenſinn, wodurch ſie in Bewegung geſetzt werden; nicht die Tugend und Vernunft, von denen wir uns allezeit regieren laſſen ſollten. Die Ordnung iſt es, die allen Dingen ihre wahre Vollkommenheit ertheilt; zu viel oder zu wenig kann den löblichſten Handlungen ihren Werth nehmen, und wenn auch rechtmäßige Unternehmungen gelingen, wer weiß denn, wenn ſie nach keiner gewiſſen Regel unternommen worden ſind, ob der glückliche Ausgang nicht bloß dem Zufalle zugeſchrieben werden müſſe?

Zu einem tugendhaften Leben gehört alſo die Regelmäßigkeit deſſelben. Ich verſtehe aber unter dieſer Regelmäßigkeit nicht die Ausübung unſrer Pflichten, in ſo fern ſie einer laſterhaften Aufführung entgegengeſetzt iſt: ich verſtehe darunter die ruhmwürdige Fertigkeit, ſeine verſchiednen Pflichten in einer beſtimmten Ordnung auszuüben; einem mit Weisheit eingerichteten Plane in der Beobachtung desjenigen zu folgen, wozu wir durch unſre allgemeinen oder beſondern Verbindlichkeiten aufgefodert werden. Wenn man regelmäßig lebt, ſo macht man ſich das Geſetz, zu ſeinen Handlungen die bequemſten Stunden, Oerter, und Umſtände zu wählen, und von der einmal mit Ueberlegung erwählten Ordnung, nicht ohne Noth abzuweichen.

Es giebt drey Arten von Handlungen, die unſer Leben ausmachen. Die erſten ſind diejenigen, welche den Dienſt des höchſten Weſens betreffen. Man muß einige Zeit des Tages ſeiner Anbetung, der Andacht, und den Uebungen der Gottſeligkeit widmen; und von der Ordnung, die man darinnen erwählt hat, darf man nicht leichtſinniger Weiſe abgehen; es ſey denn, entweder, daß die Liebe gegen unſern Nebenmenſchen den Aufſchub gewiſſer geſellſchaftlichen Pflichten nicht erlaubt, oder daß wir unſerer körperlichen Umſtände wegen zu den

Uebungen der Andacht nicht aufgelegt ſind, welche, wenn ſie einen geſegneten Einfluß auf unſre innre Verbeſſerung haben ſollen, eine beſondre Anſtrengung unſrer ſittlichen Kräfte verlangen. Bey dieſer Ausnahme aber muß man ſehr ſorgfältig über ſich ſelbſt wachen, daß man nicht bey der Unluſt dazu das für körperlich halte, was bloß der Seele dabey zugeſchrieben werden muß.

Die zwote Art der Handlungen, die, ſo viel als möglich iſt, in einer einförmigen Ordnung verrichtet werden müſſen, enthält diejenigen, die unſre Angelegenheiten, unſre Aemter, und die Pflichten erfodern, zu denen wir durch unſern Stand und Rang im bürgerlichen Leben verbunden ſind. Für einige von ihnen ſind oft Zeit und Ort, und Umſtände, durch menſchliche Geſetze und Anordnungen beſtimmt. Was die andern betrifft, ſo iſt die Wichtigkeit, die größre oder geringere Nothwendigkeit, oder die Unmöglichkeit des Aufſchubs die Regel der Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen müſſen.

Zur dritten Art gehört alles, was man zur Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe thun muß, und zu ſeiner Ruhe, oder zu ſeinem Vergnügen thun darf. Hier iſt es, wo ein guter Haushälter mit ſeiner Zeit am meiſten erſparen, und ſo zu ſagen, für die Tugend zurücklegen kann.

Eine ſolche Regelmäßigkeit und Ordnung in ſeinen Handlungen und Geſchäfften wird mit ſehr wichtigen Vortheilen belohnt. Man vermeidet dadurch tauſend Fehler, die ſich ſonſt in unſre Verrichtungen einzuſchleichen pflegen; man gewöhnt ſich, nichts aus Nachläßigkeit zu verſäumen; man gewöhnt ſich, nichts zu übereilen. Eine regelmäßige Abwechslung unſrer Verrichtungen verhindert die Verdrießlichkeit, die man über eine unordentliche Einförmigkeit empfinden muß. Manche Arbeit wird zum Vergnügen, weil ſie auf eine Arbeit von einer andern Art und Beſchaffenheit folgt. Man gewinnt ſeine Zeit, und hat das Vergnügen, ſich von der Anwendung ſeiner Stunden eine angenehme Rechenſchaft geben zu können. Man handelt nicht nach eigenſinnigen Einfällen, und man feſſelt zugleich die natürliche Unbeſtändigkeit unſers Herzens. Wenn man weiß, was man thun ſoll, und jedem Geſchäffte ſeine Zeit zugemeſſen hat, ſo kann man es auf die bequemſte und nützlichſte Weiſe thun; man kann die Schwierigkeiten und Hinderniſſe voraus ſehen, und zugleich auf Mittel denken, ſie zu heben. Wie ſehr wird nicht dadurch die wahre Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths befördert!

Eine trockne Moral, werden viele geſchäfftige Müßiggänger ſagen, und doch iſt die Ausübung derſelben das einzige, wodurch uns das Andenken der vergangnen Zeit zu einer reichen Quelle der reinſten und unſchuldigſten Freuden werden kann.

Hundert und funfzigſtes Stück.

Winkelmann iſt den Liebhabern der ſchönen Künſte zu bekannt, als daß ich etwas zu ſeinem Lobe zu ſagen nöthig hätte. Unterdeß wird es nicht überflüßig ſeyn, einige noch mehr in den Stand zu ſetzen, ihn richtig zu beurtheilen. Außer dieſem Zwecke habe ich noch den, ihm durch Kritiken meinen Beyfall zu bezeigen. Ich weiß ſehr wohl, daß, um dieſer Art des Beyfalls einen rechten Werth zu geben, die Kritiken noch ſtrenger ſeyn müſſen, als ich ſie machen kann; unterdeß werden die meinigen dieſem großen Kenner doch zeigen, wie ſehr mich ſeine Werke intereßirt haben.

Der Titel von ſeiner erſten Schrift iſt dieſer: Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerey und Bildhauerkunſt.

„Der einzige Weg für uns, unnachahmlich „zu werden, iſt die Nachahmung der Alten.„ Ich würde dieſe Einſchränkung hinzuſetzen: In denen Arten der Schönheiten, die ſie erſchöpft haben. Denn, welches Genie würde nicht erſchrecken müſſen wenn es ſich nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln. Haben zum Exempel die Griechen die Vorſtellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln machen müſſen? Aber wie vortrefflich haben ſie nicht oft die Götter vorgeſtellt. Sollten wir nicht die Engel ſo machen? Gewiß nicht völlig ſo. Wir ſollten jene Vorſtellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar ſind wir von dieſem Uebertreffen ſehr weit entfernt geweſen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch ſchwingen, ſchöne Jünglinge, geben dieſen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgeſtellt zu haben. So gar Raphaels Michael iſt ein Jüngling; und er ſollte doch wenigſtens ein Jupiter ſeyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen ſollen; z. E. einen, durch deſſen bloßen Anblick der erſtgeborne Sohn Pharaos niederſinkt. Michael Angelo alſo, wird man ſagen. Nein, der auch nicht. Denn er übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Großen iſt ſehr fein. Wenn die Hand nur ein klein wenig zuckt; ſo kann es übertrieben werden. Wer alſo? Vielleicht ein noch ungeborner Künſtler, dem es aufbehalten iſt, die heilige Geſchichte würdig vorzuſtellen, nämlich die meiſten ſchon oft wiederholten, neu, und dann viele ſehr erhabne, die noch niemals gemacht worden ſind. Wie würde ich mich freuen, wenn er ſchon lebte, und dieſes läſe. Er iſt es, der noch viel was anders ſagen würde, de; als die Griechen haben ſagen können, Gott vorzuſtellen, würde er ſich niemals unterfangen, niemals! Aber den Verſöhner der Menſchen einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte ſeines Genies anſtrengen, und ſich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlaſſen.

„Die Kenner und Nachahmer der griechiſchen Werke finden an ihren Meiſterſtücken „nicht allein die ſchönſte Natur; ſondern noch „mehr als Natur. = = „ Wenn es noch Natur iſt, verſchiedne zerſtreute Schönheiten mit Urtheile in Einem Bilde zu vereinigen; ſo ſehe ich nicht ein, was die idealiſche Schönheit, dieſes noch mehr als Natur ſeyn ſoll. Doch vielleicht könnte man einen höhern Grad desjenigen Vortrefflichen, das wir geſehen haben, ſo nennen. Auf dieſen Stufen über der ſchönſten Natur würde ein Künſtler auf- und niederſteigen, der es unternähme, Engel zu bilden.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen „der griechiſchen Meiſterſtücke, iſt eine edle „Einfalt, und eine ſtille Größe ſo wohl in der „Stellung als im Ausdrucke.

„Alle Handlungen und Stellungen der
„griechiſchen Figuren, die mit dieſem Charakter
„der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern gar zu
„feurig und wild waren, verfielen in einen
„Fehler, den die alten Künſtler Parenthyr-
„ſos nannten.„

Es kömmt bey den Künſten überhaupt ſehr darauf an, daß die Meiſter in denſelben die feine Linie des Schönen finden. Unterdeß iſt der Parenthyrſos meiſtentheils viel eher zu entdecken, als wenn die ſtille Größe ein wenig zu ruhig iſt. Raphaels Chriſtus am Oelberge hat mich zu dieſer Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift ſo ſtark ausdrückt, indem ſie ſagt: Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger betete.

„Die Geſchichte der Heiligen ſind ſeit ei-
„nigen Jahrhunderten der ewige und faſt einzi-
„ge Gegenſtand der neuern Maler. = = Hierauf wird vorgeſchlagen, mehr allegoriſch zu malen, als bisher geſchehen iſt.

Die beyden Hauptfehler der meiſten allegoriſchen Gemälde ſind, daß ſie oft gar nicht oder doch ſehr mühſam verſtanden werden, und daß ſie, ihrer Natur nach, unintereſſant ſind. Man male eine faſt gleichgültige Scene aus der Geſchichte, und man zeige eine auserleſene Verſammlung von den abſtrakten Ideen, die wir allegoriſche Perſonen zu nennen pflegen; die erſte wird dennoch mehr gefallen.

Ich bin ſehr damit zufrieden, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen, man hätte ſchon lange aufhören können; aber die wahre heilige und weltliche Geſchichte ſey dasjenige, womit ſich die größten Meiſter am liebſten beſchäfftigen. Welch ein weites Feld! und wie intereſſant kann man hier beſonders alsdann ſeyn, wenn die rechten Momente gewählt werden. Man kann ſo gar das Wiederholte wiederholen, und dennoch neu ſeyn. Zuerſt will ich (ſo müßte der junge Künſtler, der ſich fühlt, zu ſich ſelbſt ſagen) zuerſt will ich für die Religion arbeiten! Hierauf ſoll die Geſchichte meines Vaterlandes mein Werk ſeyn, damit auch ich etwas dazu beytrage, meine Mitbürger an die Thaten unſrer Vorfahren zu erinnern, und denjenigen Patriotismus unter uns wieder aufzuwecken, der ſie beſeelte! Hierauf = = doch weder mein Leben, noch vieler andrer, reicht zu, jene Unternehmungen bis zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit auszuführen. Die heilige Geſchichte alſo, und die Geſchichte meines Vaterlandes. = = Die andern mögen die Geſchichte ihres Vaterlandes arbeiten. Was geht mich, wie intereſſant ſie auch iſt, ſo gar die Geſchichte der Griechen und Römer an? = = Aber wenn nur die Kupferſtecher ihre unermüdete Gütigkeit behalten, und unſre Conniſſeurs bleiben! denn nur durch ihre Hülfe können unſre Arbeiten einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ein verſchloßnes Manuſcript, und ein gedrucktes Buch, ſind zwey ſehr verſchiedne Sachen. Wenn ſie nur nicht aufwachen, und ſich erinnern, daß es ihnen niemand wehrt, ſo wohl wie wir, Erfinder, Zeichner und Alles zu werden. = =

Wie kann man gewiß ſeyn, daß ſie niemals aufwachen werden? Und wenn ſie erſt einmal recht aufgewacht ſind, ſo ſchlafen ſie gewiß nicht wieder ein. Da führen wir dann unſer unbemerktes Leben in dem Exilio irgend eines Cabinets oder einer Galerie! Und dann kömmt noch überdieß die grauſame Zeit, und wiſcht uns unſre geliebte Farbe weg. = = = Wenn ich der Sache recht nachdenke, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich denn nothwendig ein Maler werden muß? = = = Die Colorit = = haben nicht die großen Kupferſtecher etwas, das der Colorit ſehr nahe kömmt? Aber die Maler werden mehr geehrt. Vielleicht nicht von allen Kennern. Und wird man denn in dieſem Vorurtheile bleiben, wenn die Kupferſtecher aufhören, nichts als Copiſten zu ſeyn? = = Mein Entſchluß iſt gefaßt. Es ſey denn! Weniger Ehre; aber mehr Nutzen! Vielleicht würde ſelbſt Apelles ſo gedacht haben, wenn dieſe Kunſt, deren vervielfältigte Werke ſo gar länger als der Marmor aufbehalten werden, zu ſeinen Zeiten erfunden geweſen wäre. Und vielleicht auch nicht weniger Ehre. Begeiſtre du mich nur, Genie der Erfindung und der Zeichnung, und leite meine Hand, daß ihr die Linie der Schönheit glücke; ſo = = iſt dieß nicht zu kühn gedacht? nein, nicht zu kühn, wenn ich es ausführe! ſo ſoll es noch Gemälde geben, die Copien von Kupferſtichen ſind. = = =

„Parrhaſius hat ſo gar den Charakter eines „ganzen Volkes ausdrücken können. Er

„malte die Athenienſer, wie ſie gütig und zu„gleich feige waren. Dieſe Vorſtellung iſt al„lein durch den Weg der Allegorie möglich.„

Außer daß ſie undeutlich und unintereſſant hat ſeyn müſſen, ſo hat ſie auch, um die angezeigte Abſicht zu erreichen, nicht anders als ſehr gezwungen ſeyn können.

Es iſt wahr, „daß Rubens der Vorzüg„lichſte unter den großen Malern iſt, der ſich „auf den unbetretnen Weg der allegoriſchen „Malerey gewagt hat,„ allein was wir an Rubens am meiſten bewundern, iſt gewiß die Vermiſchung allegoriſcher Perſonen mit hiſtoriſchen nicht. Er kann uns hier eben ſo wenig gefallen, als uns Milton gefallen kann, wenn er die Sünde und den Tod mit den wirklichen Perſonen, den Engeln und den Menſchen, zugleich handeln läßt. Solche Zuſammenſetzungen ſind ſehr gute Exempel zu der bekannten Stelle aus dem Horaz:

Delphinum ſilvis appingunt.

„Der Künſtler hat ein Werk nöthig, wel„ches aus der ganzen Mythologie, aus den be„ſten Dichtern alter und neuer Zeiten, aus der

„geheimen Weltweisheit vieler Völker, aus den „Denkmalen des Alterthums auf Steinen, „Münzen und Geräthen, diejenigen ſinnlichen „Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichteriſch gebildet werden.„

Die Mythologie gehört hier nicht her. Wenn wir den Homer leſen, ſo ſehen wir ſeine Götter als Perſonen an, die von den Heiden für wirklich ſind gehalten worden. Sie ſind alſo, in ſo fern wir uns an die Stelle der Griechen ſetzen, welches wir bey der Leſung des Homer thun müſſen, hiſtoriſche Perſonen für uns. Sie werden freylich nicht völlig hiſtoriſche Perſonen für uns, weil wir ſie nicht glauben; unterdeß ſind ſie doch von ganzen Nationen geglaubt worden, und dieß iſt zu einem gewiſſen Grade von Antheil, den wir an ihren Thaten nehmen, zureichend. Nicht allein der Umſtand, daß ſie von ganzen Nationen als wirklich geglaubt worden ſind, hindert, daß wir ſie nicht als allegoriſche Perſonen denken mögen; ſondern ſie würden auch meiſtentheils ſehr gezwungne und unvollſtändige Bilder von allgemeinen Begriffen ſeyn. Nun ſtelle man ſich ein Gemalde vor, auf dem wirkliche Perſonen, allegoriſche und mythologiſche wären. Z. E. Leonidas werde vom Mars nach Thermopylä geführt. Die Freyheit ſtreue Blumen vor ihm her; und die Unſterblichkeit winke ihm von der Spitze der thermopyliſchen Gebirge entgegen. Erſt Leonidas! Ein ſehr ernſthafter und wahrer Gedanke, der unſre ganze Seele intereßirt. Ein großer Mann, der wirklich einmal gelebt hat, und ſich nicht etwa nur der Gefahr für ſein Vaterland zu ſterben ausgeſetzt hat; ſondern der einem gewiſſen Tode für daſſelbe entgegen gegangen iſt. Und nun Mars. Was ſoll Mars bey ihm? Wir bemühen uns vergebens, ihn in der Geſellſchaft des Leonidas gern zu ſehen. Er iſt ein bloßes Phantom für uns, ob wir gleich wiſſen, daß ihn die Griechen für einen Gott gehalten haben. Soll er den Krieg bedeuten? Wie viel verderbt uns dieſe in Panzer gekleidete abſtrakte Idee. Eben ſo iſt es mit der Freyheit und der Unſterblichkeit. Sie ſind etwas Fremdes, etwas Fabelhaftes, das wir bey dem wirklichen Leonidas nicht haben mögen. Er ſteige mit dem Ernſte und der Ruhe, mit der er ſich für ſein Vaterland aufopfert, das jähe Gebirge hinauf. Einige junge

Spartaner begleiten ihn voll Ehrfurcht und zurückgehaltnen Ungeſtüm; einige erwarten ihn oben, und ſchmücken ſich zun. Gefechte, oder werfen ihm Lorbeerkränze entgegen, die ſie in das Blut eines noch rauchenden Opferthiers getaucht haben.

Ich bin unterdeß nicht ſo ſehr gegen die Allegorie, daß ich nicht zugeſtände, „daß der „Geſchmack in unſern heutigen Verzierungen „in der Baukunſt durch ein gründliches Studium der Allegorie gereinigt werden, und „Wahrheit und Verſtand erhalten könnte.„

Nicht allein hierzu, ſondern auch zu Vignetten und Medaillen ſind ſimple und deutliche Allegorien ſehr brauchbar. Allein zur Verſchönerung des Vortrefflichſten, was die Künſte hervorbringen können, der hiſtoriſchen Werke, müſſen ſie nichts beytragen wollen.

◆

Hundert ein und funfzigſtes Stück.

Ich ſuche mich zu beruhigen, ſagt Plinius in einem ſeiner Briefe; aber ich geſtehe, daß ich die Macht der Menſchlichkeit empfinde; daß ich, ungeachtet alles Troſtes, von dem Gefühle meines Kummers ſehr angegriffen werde. Und doch wollte ich mir es nicht einmal wünſchen, härter zu ſeyn. Es iſt weiter nichts, als eine Einbuße, ſagen einige ſehr verächtlich von dieſem und andern ähnlichen Zufällen, und dünken ſich deswegen ſehr große und weiſe Leute zu ſeyn. Ob ſie ſehr große und weiſe Leute ſind, das weiß ich nicht; Menſchen ſind ſie nicht, das weiß ich. Es iſt menſchlich, betrübt zu werden, menſchlich, zu empfinden; menſchlich dem Schmerze zu widerſtehen und ſich tröſten zu laſſen, aber nicht, Troſtes gar nicht bedürfen.

Es giebt unſtreitig Leiden, bey denen es nicht allein erlaubt, ſondern gewiſſermaßen eine Pflicht iſt, ſich bis auf einen gewiſſen Grad zu betrüben. Wer ſollte beſonders eine Traurigkeit nicht billigen, die eine Tochter der Liebe, die natürliche Folge einer rechtmäßigen Zärtlichkeit, und ein Beweis iſt, daß man den Werth wirklich ſchätzbarer Güter dieſes Lebens einzuſehen und zu empfinden wiſſe?

Unterdeß ſollte doch jeder Tugendhafte ſein Herz ſo ſehr in ſeiner Gewalt haben, daß er auch der erlaubteſten und rühmlichſten Traurigkeit Grenzen ſetzen, und ſeine Seele dem gehörigen Troſte öffnen könnte. Sie muß bey ihm niemals in einen Stand der Niedergeſchlagenheit ausarten, worinnen es ihm unmöglich wird, ſich zu ſeiner erſten Lebhaftigkeit und Munterkeit wieder zu erheben, und die Pflichten zu erfüllen, zu denen ihn die Vorſehung vornehmlich gegen die allgemeine Glückſeligkeit durch ſeinen beſondern Beruf und Stand verbunden hat.

Allein wer wird derjenige ſeyn, der zu einer ſolchen Gewalt über ſich ſelbſt fähig iſt? Etwa der, der den Vorſchlägen der Stoiker folgen will, und ſein Herz zu einer völligen Unempfindlichkeit zu gewöhnen ſucht? = =

Ein ſolcher Verſuch, unſre Seele zur Gleichgültigkeit abzuhärten, iſt eben ſo unmoraliſch, als er unmöglich iſt. = = Oder iſt es derjenige, der ſich von dem gegenwärtigen Gefühle gewiſſer Leiden mit Gewalt zu Scenen der Fröhlichkeit fortzuſchleppen, und in dem Genuſſe ſinnlicher Ergetzungen die geſchwächten Nerven des Vergnügens wieder anzuſtrengen ſucht? Ein vergebliches Unternehmen, da eine wahre Traurigkeit auch die heiterſten Gegenſtände verdunkelt, alles mit ihrem Gifte anſteckt, und ſelbſt in denen Freuden ihre Nahrung zu finden weiß, die uns ſonſt mit den angenehmſten Empfindungen zu erfüllen pflegten.

Nur der Chriſt iſt fähig, eine rechtmäßige Traurigkeit auf eine edle Weiſe zu mäßigen. Er kennt die weſentliche Subordination der menſchlichen Glückſeligkeiten unter dasjenige, was allein ſein höchſter Endzweck und Wunſch ſeyn muß. Er gewöhnt ſich, nichts, was endlich iſt, über ſeinen Werth zu lieben, und über den Beſitz eines Gutes nie mehr Freude zu empfinden, als er darüber empfinden ſoll. Er erhält ſich in einer allezeit lebhaften Ueberzeugung, daß das gegenwärtige Leben nur der Weg zu einer vollkommnen Glückſeligkeit iſt, und folglich weiß er, daß er auf dem Wege nicht immer ſo frölich ſeyn kann, als er ſeyn wird, wenn er ihn zurückgelegt hat. Er freut ſich daher auch in ſeinen heiterſten Umſtänden niemals ſo ſehr, daß er ſich ſeine Freude, als übertrieben, vorzuwerfen Urſache hätte, und eben wegen dieſer Gemüthsverfaſſung, kann ihn der Verluſt irdiſcher Glückſeligkeiten zwar bekümmern, aber niemals zur Unempfindlichkeit gegen das Gute, das ihm übrig bleibt, niederſchlagen. Er kann traurig werden, aber nicht ſo ſehr, daß er nicht aus den Quellen des Troſtes ſchöpfen könnte, die ihm die beſte Religion geöffnet hat.

Hierzu kömmt, daß der Chriſt ſich zu einer tugendhaften und wohlthätigen Geſchäftigkeit gewöhnt. Ueberzeugt, daß es mehr ſeine Beſtimmung in dieſer Welt ſey, Gutes zu thun, als ſich zu freuen, beſtrebt er ſich, ſeine meiſte Zeit zu vortreflichen Thaten anzuwenden. Die Fertigkeit, die er darinnen erlangt, verläßt ihn auch in den trüben Stunden ſeines Lebens nicht, und es wird ihm durch eine lange

Uebung in der Rechtſchaffenheit unmöglich, jemals das zu unterlaſſen, was ſeine Pflichten fordern. Wenn er ſich alſo auch durch den Verluſt gewiſſer ſchätzbarer Güter zur Traurigkeit fortgeriſſen fühlt, ſo kann ſie doch niemals eine unumſchränkte Gewalt über ihn erlangen, weil er auch in ſeinem Kummer ſeine mannichfaltigen Verbindlichkeiten nicht aus den Augen läßt, deren Beobachtung die Empfindung ſeiner Leiden unterbricht. Die Traurigkeit aber kann niemals zu heftig werden, wenn ſie durch andre Gedanken und Sorgen, beſonders aber durch nützliche und rühmliche Beſchäftigungen unterbrochen wird.

Wie verehrungswürdig ſind nicht diejenigen, die durch eine ſolche Gemüthsverfaſſung auch wider die empfindlichſten Leiden dieſes Lebens gewaffnet ſind! Aretäus gehört zu der kleinen Anzahl dieſer Edlen, ein Mann, der gelernt hat, Glück und Anſehen, die nur Ehrfurcht und Neid zu erwecken pflegen, wenn ſo ſchimmernde Umſtände nicht durch wahre und große Verdienſte über ihre Anfälle erhoben werden, weniger für Freuden, als für Aufmunterungen zur Erfüllung vorzüglich ſchwerer Pflichten zu halten, ein Beförderer aller gemeinnützigen Abſichten und Unternehmungen, ein getreuer Freund, ein liebreicher Vater, ein zärtlicher Gemahl. Man begreift leicht, welche Art der Leiden einen Aretäus betrüben können. Es gab in ſeinem Leben einen traurigen Zeitpunkt, wo er von der Hand der Vorſehung auf das empfindlichſte geprüft wurde. Was iſt nicht der unerwartete Tod einer geliebten und würdigen Gattinn, und was kann gerechter ſeyn, als der Kummer über den Verluſt eines ſolchen Glücks? Aretäus litt; er vergoß Thränen, die ihn allen Rechtſchaffnen noch theurer und liebenswürdiger machten; aber mitten in ſeiner billigen Betrübniß vergaß er nicht, daß er von der Vorſehung beſtimmt wäre, mehr für die Wohlfahrt und Ruhe andrer Menſchen, als für ſeine eigne Glückſeligkeit und Zufriedenheit beſorgt zu ſeyn. Wie viel hat nicht das gemeine Beſte von einem ſolchen Charakter zu erwarten!

Hundert zwey und funfzigſtes Stück.

Als ich neulich ein Blatt las, worinnen Breitkopf den Druck einer vortrefflichen Paſſionsmuſik von Graun ankündigt, fiel ich unvermerkt auf mancherley angenehme Betrachtungen über die bisherige Vervielfältigung der Mittel, den Wachsthum und die Ausbreitung der Wiſſenſchaften und Künſte zu befördern. Ich freute mich, als ich mir vorſtellte, daß durch die breitkopfiſche Erfindung, Noten zu drucken, ſchöne Compoſitionen in Zukunft viel allgemeiner werden müßten, und daß muſikaliſche Genies ſich nunmehr auf einen ausgebreitetern und ſelbſt auf einen dauerhaftern Ruhm Hoffnung machen könnten, als ehedem, da ein Componiſt, wofern er nicht beydes Gelegenheit und Kräfte hatte, größere Werke für das Orcheſter eines Fürſten oder einer großen Stadt zu verfertigen, gemeiniglich genöthigt war, kleinere Arbeiten an dieſen oder jenen einzelnen Liebhaber zu überlaſſen

laſſen, der oftmals, gleich einem Geizigen, den größten Werth ſeines Schatzes darein ſetzte, daß er allein ihn beſaß. Wie unanſtändig und niedrig iſt dieſe Denkungsart! Die Werke der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte müſſen ein Eigenthum des ganzen menſchlichen Geſchlechtes ſeyn; und jedwede Seele, die den Werth derſelben zu empfinden fähig iſt, hat die gerechteſten Anſprüche darauf. Nimmt man nicht überdieß den Genies einen ſehr kräftigen Sporn, ihre äußerſten Kräfte anzuſtrengen, wenn man ihnen die Hoffnung zum Ruhme benimmt? Die Muſikdichter haben ohnedem ſchon Urſache genug, ſich in dieſem Stücke zu beklagen. Wie viele Gelehrte, die gleichwohl im Beſitze der Gerichtsbarkeit über den Nachruhm zu ſeyn behaupten, haben ſich um die berühmteſten Söhne dieſer liebenswürdigen Kunſt ſo wenig bekümmert, als wäre es gar keine Frage mehr, daß ihre Namen unter andern ſchönen Geiſtern keinen Platz verdienten. Sie haben dieſen Lieblingen des Apollo die Lorbeerkränze vorenthalten, welche ſie oft mit ſo vieler Freygebigkeit für Häupter flechten, auf denen dieſes immergrünende Gewächs ſeine natürliche Kraft verliert, und ſo geſchwind als die verwelklichſte Pflanze verdorret. Man würde ihnen dieſes Verfahren ſehr zur Laſt legen können, wenn es ſich nicht damit entſchuldigen lieſſe, daß die meiſten von dieſen wackern Männern kaum mit einer einzigen Muſe, geſchweige denn mit dem ganzen Chore derſelben, in Bekanntſchaft ſtanden.

Indeſſen iſt das Unrecht, welches die Tonkünſtler dabey leiden, deswegen nicht geringer; zumal da die Muſik vielleicht, und mehr als vielleicht, die einzige unter den ſchönen Künſten iſt, worinnen das griechiſche und römiſche Alterthum von unſern Zeiten übertroffen wird. Hierzu ſetze man noch, daß die neuern Componiſten keine Homere, Virgile und Horaze, keine Antiken vor ſich hatten, nach denen ſie ſich bilden konnten; ſo wird dieſe Betrachtung ihre völlige Stärke bekommen. Für diejenigen, ſo etwa nicht einerley Meynung in dieſem Stücke mit mir seyn möchten, muß ich mich auf Marpurgs Geſchichte der Muſik beziehen.

Doch vielleicht hat der Mangel an Muſtern den Componiſten zum Vortheile gereicht.

Wenigſtens war ihnen dadurch die Gelegenheit benommen, auf das Nachahmen zu verfallen; ſie wurden durch keine ſchon vorhandene Meiſterſtücke abgeſchreckt, ſelbſt Originale zu wagen, und geiſtloſe vorgebliche Verehrer der Alten konnten nicht bey jeder neuen Production ſchreyen: Das entfernt ſich von dieſem oder jenem Werke des Alterthums, und darum iſt es ſchlecht! Alſo ſtudirte man blos die Muſik an ſich ſelbſt; bey dem Ausarbeiten überließ man ſich ſeinem Genie; man gab auf den Eindruck Achtung, den ein muſikaliſches Stück auf die Zuhörer machte, und ſo gieng man den geraden Weg zur Vollkommenheit. Ich will damit nicht ſagen, daß die höchſte Staffel ſchon erſtiegen ſey. Die Werke unſerer größten Meiſter leiden noch Kritiken. Gedanken, die nicht ganz an ihrem rechten Orte ſtehen; müßige, weitläuftige, ſchwatzhafte Stellen, ein übertriebner, ein ſchimmernder, ein allzu unbeſtimmter, ein verkünſtelter Ausdruck ſind ſelbſt in ſchönen Compoſitionen nicht ſo ſelten anzutreffen. Allein man muß ſich mehr darüber wundern, daß dergleichen Fehler nicht weit merklicher und zahlreicher darinnen vorkommen, als darüber, daß ſie einem Componiſten überhaupt noch bisweilen entwiſchen. Denn, hat man ſichs bisher angelegen ſeyn laſſen, über die Werke der Muſik ſo viele, ſo beſtimmte, gründliche und feine Kritiken zu machen, als über die Werke anderer Künſte? Vermuthlich iſt dieſe undankbare Vernachläßigung der Tonkunſt auch die Urſache, warum die Muſici weit weniger als andere Künſtler an ihren Arbeiten auszubeſſern pflegen. Faſt allezeit laſſen ſie es gleichſam bey der erſten Edition derſelben bewenden; nicht zu gedenken, daß dieſe gemeiniglich nur eine ſehr kurze Zeit unter der Feile bleibt.

Durch den neu erfundenen Notendruck und die dadurch erleichterte Ausbreitung muſikaliſcher Compoſitionen iſt ein Haupthinderniß verſchiedener ſolcher Verbeſſerungen gehoben worden. Sollte man alſo nicht hoffen, daß noch ein vollkommneres Zeitalter für die Muſik kommen werde, als das unſrige iſt? Vielleicht; vielleicht auch nicht. Wer weis, ob ſich nicht in kritiſchern Zeiten die Werke künftiger Componiſten zu den Werken unſrer itzigen eben ſo verhalten werden, wie ſich Virgil zum Homer verhält: Regelmäßiger und correcter, aber ohne ſich ſo hoch aufzuſchwingen.

Hundert drey und funfzigſtes Stück.

Wenn man den Verdienſten der Neuern um die Muſik Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſo darf man nicht verſchweigen, daß ihnen in ihren Bemühungen einige wichtige Hülfsmittel zu ſtatten kommen, deren Erfindung wir einem barbariſchen Zeitalter ſchuldig ſind. Unſere Art Noten zu ſchreiben, die im eilften Jahrhunderte von Guido Aretin erfunden, und im vierzehnden von Johann Muria verbeſſert wurde, iſt der Muſik eben ſo vortheilhaft geweſen, als die Erfindung der arabiſchen Ziffern denjenigen Wiſſenſchaften, worinnen es auf große Ausrechnungen ankömmt.

Die Griechen und Römer hatten zu weniger Tönen, als wir deren gebrauchen, über anderthalb tauſend Tonzeichen, die gleichwohl nicht auch das Zeitmaaß eines jeden Tones anzeigten, welches durch die ſo ſehr geringe Anzahl der unſrigen zugleich mit angedeutet wird. Wie viel hatte man auf ſolche Weiſe mit Erlernung des bloßen Alphabetes der Muſik zu thun! Wie ſchwer mußte es ſeyn, wenn man ſich eine Fertigkeit erwerben wollte, eine Melodie darnach zu ſingen oder zu ſpielen; und wie langweilig und mühſam, eine Partitur zu ſehen oder durchzuſtudiren!

Auch durch die Orgeln, ſo bald ſie zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht waren, iſt die Verbeſſerung der Muſik wahrſcheinlicher Weiſe befördert worden. Ohne ein ſolches Inſtrument, worauf ein jeder ohne fremde Beyhülfe etwas ganz Vollſtimmiges auszuführen im Stande iſt, würde man vermuthlich mancher Entdeckung über die Harmonie noch ſpäter gemacht haben.

Die neuere Muſik iſt oftmals beſchuldigt worden, daß ſie ſich von der Einfalt zu weit entferne, und viel zu gekünſtelt ſey. Da es immer nur diejenigen behaupten, von denen man ſchon aus andern Urſachen vermuthen muß, daß ſie überhaupt nicht viel Empfindung für die Muſik beſitzen; oder ſolche, die ſchon zu gewiſſen Jahren gekommen ſind, ohne daß ſie Gelegenheit gehabt haben, ſonſt was Gutes, als etwa Melodien einfacher Geſänge zu hören: So läßt ſich nichts darauf antworten, als was man gegen die ſagen kann, welche ſich aus ähnlichen Urſachen für berechtigt halten, die Werke der höhern Poeſie deswegen gering zu ſchätzen, weil ſie nicht die Eigenſchaften der äſopiſchen Fabel an ſich haben.

Diejenigen aber würden eben ſo ſehr irren, welche die ſimpeln Schönheiten einer Compoſition, die von jedem Zuhörer, der nicht fühllos iſt, verſtanden und empfunden werden kann, überhaupt für etwas hielten, welches mittelmäßige Geiſter am leichteſten zu erreichen fähig wären, und das auch nur ſolchen vorzüglich gefallen könnte. Die Einfalt iſt in der Muſik, ſo wie in den andern ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, das vorzüglichſte Kennzeichen eines Genies; und ein mit dieſem Charakter bezeichnetes Werk iſt das Höchſte und Vortrefflichſte, was ein Meiſter in der Kunſt hervorbringen kann. Man wird nicht leicht eine figurirte Muſik finden, die ſimpler wäre, als der Chor in dem haſſiſchen Paſſionsoratorio die Pelegrini. Die Tonführungen, die Intervallen, die Bewegung in demſelben, alles überſchreitet faſt nicht die Gränzen der Freyheit eines Kirchengeſanges. Gleichwohl kann man kaum etwas hören, das rührender und lieblicher wäre; Und der Hof, für den gedachtes Oratorium componirt war, und der gewiß ein Kenner der Muſik iſt, hat dieſen Chor für daß Schönſte in einem von Haſſens ſchönſten Werken erklärt. Wenn ich es mit einer Poeſie in Vergleichung ſtellen ſollte, ſo würde es der Geſang der Mirjam und Debora im Meſſias ſeyn. Allein nicht alle Arten des Schönen ſind von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie ſich von jedem Layen in Abſicht auf die Kunſt empfinden laſſen.

Noch ein Vorwurf, den man der neuern Muſik macht, daß ſie nicht ſo rührend, als die Muſik der Alten, nicht im Stande ſey, die erſtaunenden Wirkungen, welche man dieſer letztern zuſchreibt, hervorzubringen, iſt ſchon von andern unterſucht und zum Theil, jedoch ohne nachtheilige Folgerungen für die neuere, zugeſtanden worden. Ich will alſo nichts davon ſagen.

Doch wenn die Rede von der Wirkung der Muſik überhaupt iſt, ſo hat man eine Compoſition, die weder ſehr rühret noch ergötzt, für das Werk eines weit ſchlechtern Artiſten zu halten, als ein Gedicht, dem eben dieſe Eigenſchaften mangeln; weil der Muſikus, zumal wenn er die Poeſie zu Hülfe nimmt, weit unfehlbarere und kräftigere Mittel zu Erreichung ſeines Endzweckes hat, als der Dichter. Man kann daher mit noch mehrerm Rechte auf die Componiſten anwenden, was Horaz von den Poeten ſagt:

> Mediocribus eſſe Poetis
> Non homines, non Dî, non conceſſere columnae.

Schon der einzige Vorzug der Muſik, daß ſie ein ſehr lebhaftes ſinnliches Vergnügen wirkt, giebt ihr große Gewalt über den Menſchen. Wir überlaſſen uns den Eindrücken der Tonkunſt noch williger, als den Eindrücken der andern ſchönen Künſte, vermuthlich auch um deswillen, weil ſich das

Schöne und das Schlechte in einem muſikaliſchen Stücke weit leichter, als an andern Kunſtwerken wahrnehmen läßt: es läßt ſich von ſelbſt fühlen. Das Ohr iſt, man erlaube mir dieſen Ausdruck, ein geborner Kenner, und bringt es noch leichter und geſchwinder, als das Auge, zu der größten Vollkommenheit im Urtheilen. Iudicium aurium ſuperbiſſimum.

Die Tonkunſt hat mit den übrigen ſchönen Künſten den Vortheil vor den ſchönen Wiſſenſchaften voraus, daß ſie ſich, nicht wie dieſe, durch willkührliche, ſondern durch natürliche Zeichen ausdrückt. Die letztern aber thun eine weit ſtärkere Wirkung. Welch ein Unterſcheid, wenn der Dichter eine plötzliche Stille nach einem allgemeinen Getümmel beſchreibt, und wenn hingegen der Componiſt auf einmal die ganze Muſik ſchweigen läßt!

Der Poet muß ſich durch ſeine Sprache bisweilen einſchränken und Feſſel anlegen laſſen; aber nicht der Virtuoſe. Denn ſeine Sprache, wenn ich ſie ſo nennen darf, iſt keinen willkührlichen Geſetzen unterworfen: ſie erkennet nicht den Gebrauch und das Herkommen,

men, ſondern allein die Natur für ihre Geſetzgeberinn. In Anſehung des Mechaniſchen hat ſie alle Arten von kurzen und langen Sylben, alle daraus entſtehenden Sylbenmaſſe, und alle mögliche Grade der Bewegung. Der Dichter hat, zumal in den neuern Sprachen, nur etwas weniges von den erſten Vortheilen, und der letztere fehlt ihm gänzlich. Er kann wohl ſagen:

Nun flog mit freudigem Schwunge die Zeit, und dadurch ein lebhafteres Tempo in ſeine Handlung bringen: aber wie ſelten beſtimmt und kräftig genug. Der Leſer überſieht es vielleicht halb, und vergißt es zum Theile. Die Muſik ſagt es nicht, ſie thut es, nimmt einen geſchwindern Flug, und reißt den Zuhörer auch ohne ſeinen Willen mit ſich fort. Welche kurze, nachdrückliche, feine Wendungen kann ſie nehmen, da ihre Ausdrückungen ſo geometriſch kurz und lang, ſo ſtark und ſchwach ſind, als ſie der Künſtler haben will, und da ihn gleichſam die Wortfügung nicht nöthigt, ſeine Ideen in eine andere Ordnung zu ſtellen, als die ſie in ſeiner Seele hatten. Wie unerſchöpflich reich iſt die Muſik, wenn es darauf ankömmt, gewiſſe Empfindungen und Leidenſchaften auszudrücken. Wie viele Nüancen kann ſie malen, die ſich durch Worte nicht andeuten laſſen. Man erinnere ſich nur, wie oft man bey Anhörung ſchöner Compoſitionen gewiſſe ſehr beſtimmte Empfindungen gehabt hat, ohne daß es uns möglich war, ſie mit Worten zu beſchreiben; ob man gleich ſagen konnte: „Hier, eben an dieſer Stelle war es.„

Zudem kann ſie nicht nur, vermittelſt der Melodie, eine Folge von Schönheiten auf einander, ſondern, vermittelſt der Harmonie, auch neben einander vorſtellen. Die Malerey und Bildhauerkunſt können nur allein das letztere. Einen noch größern Vorzug bekömmt ſie dadurch, daß ſie beydes mit einander zu vereinigen weiß. Sie kann Melodie und Harmonie verbinden, und alſo eine neben einander ſtehende Reihe von Schönheiten nach einer ſchönen Ordnung abändern, oder wenn ſie nicht bloß ergötzen, ſondern auch Leidenſchaften erregen will, eine Handlung, von einer gewiſſen Anzahl Perſonen, zu einer Zeit fortſetzen laſſen.

Der Verfaſſer einer ſcharfſinnigen Abhandlung, die vor dem zweyten Stücke des erſten Bandes der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften u. f. K. befindlich iſt, geſteht dieſen Vorzug der Muſik allein zu: ſollte er nicht auch der Tanzkunſt zukommen? Indem er ihn der Muſik einräumt, ſcheint er ihn dadurch einigermaſſen wieder zu verringern, daß er hinzuſetzt: „die Töne in der Harmonie „fielen in einander, und alſo empfänden wir „gleichſam nur einen einzigen zuſammengeſetzten Ton.„ Dieſes Ineinanderfallen hätte vielleicht noch mehr erklärt und näher beſtimmt zu werden verdient; wenn man es aber auch in der weitläuftigſten Bedeutung, die es nur haben kann, zugeben will, ſo hat doch die Muſik ſchon dadurch ſehr groſſe Vortheile. Denn wer kann läugnen, daß eine Melodie ohne einige Begleitung, dergleichen die Franzoſen zu vielen ihrer Lieder haben, und ein harmoniſches Stück, die Stimmen darinnen mögen nun mit gleicher oder ungleicher Verbindung arbeiten, eben ſo verſchiedene Wirkungen auf den Zuhörer thun, als der Anblick eines einzigen Menſchen, der eiligſt wohin läuft, und der Anblick eines ganzen Haufen Volkes, der mit Ungeſtüm nach einem gewiſſen Orte hinſtrömt? Man geräth bey Erblickung des letztern auf eine ganz andere Art in Bewegung, als bey dem erſtern; wenn man auch nur überhaupt den ganzen vermiſchten Schwarm wahrnimmt, ohne die einzelnen Perſonen und ihre Action von einander zu unterſcheiden.

Allein man darf, wie mich deucht, gedachte Einſchränkung nicht einmal machen. Wenn wir in der Muſik nicht alle die einzelnen Töne, daraus die Harmonie entſteht, ſo deutlich von einander unterſcheiden, als die verſchiedenen Schönheiten eines Gemäldes; ſo kömmt es daher, daß ein Moment in der Muſik, ſo wie in der Natur, ſich dem Gehöre nur einen Augenblick darſtellt, und dann wieder verſchwindet, um einem andern Platz zu machen. Sähen wir den durch eine Malerey oder durch Bildwerk vorgeſtellten Moment nur ſo lange, als er in dem nachgeahmten Subjecte ſelbſt gedauert haben würde, woferne es exiſtirt hätte: ſo könnten wir die mannichfaltigen neben einander ſtehenden Dinge nicht deutlicher von einander unterſcheiden, als die in einem Augenblicke zugleich klingenden Töne in einer Muſik. Da aber die Malerey und Bildhauerkunſt den Augenblick der Handlung, den ſie wählen, gleichſam an den Ort befeſtigen, an welchem ſie ihn vorſtellen: ſo geben ſie uns Zeit, alle neben einander befindliche Schönheiten oder handelnde Figuren durchzugehen, einzeln zu betrachten, wieder auf den Hauptbegriff zu beziehen, und mit dem Ganzen zuſammen zu denken.

Doch ſo gar dieſes geſchieht bey der Muſik. Denn je mehr man Kenner iſt, je mehr man ein geübtes Gehör, oder gar Einſichten in die Tonkunſt hat, deſto mehr unterſcheidet man die Theile der Harmonie. Hört man nun eine Compoſition vollends öfter, ſo weiß man zuletzt ſowohl die Melodie jeder Stimme ins beſondere, als auch die beſtändig daraus entſpringende Harmonie. Mit andern Worten: man unterſcheidet ſowohl die Folge der Schönheiten auf einander, als die neben einander.

* * *

Hundert vier und funfzigſtes Stück.

Da das Unvermögen unſrer Natur zu allen wahren Tugenden unläugbar iſt, zumal wenn ihre Ausübung große und beſchwerliche Opfer verlangt, oder wenn ſtarke Verſuchungen und Reizungen der Leidenſchaften unſre Entſchließung zum Wanken bringen, oder unſern Muth ſchwächen wollen, ſo kann denen, welche ernſthafte und rechtſchaffene Bekenner des Chriſtenthumes ſind, keine Lehre erfreulicher und troſtvoller ſeyn, als die Wahrheit, daß ſie ſich den kräftigen Beyſtand einer göttlichen Perſon verſprechen dürfen, die uns in der Offenbarung als der Geiſt des Vaters und des Sohnes bekannt gemacht worden iſt. Wenn ſie ſich in der Ordnung, welche die Religion feſtſetzt, ſeiner gnädigen Bearbeitung und Wirkung überlaſſen, ſo haben ſie auf dem mühſamen Wege ihrer Pflichten keine Gefahr zu fürchten. Denn ſie haben eine göttliche Verheißung für ſich, daß es ihnen in den bedenklichſten Augenblicken ihres Laufes weder an dem nöthigen Lichte, noch an der unentbehrlichen Entſchloſſenheit und Kraft des Willens fehlen wird.

Wer richtige Begriffe von dieſer Lehre der Offenbarung hat, der weiß, daß durch den Beyſtand dieſer göttlichen Perſon die eigne Wirkſamkeit des Menſchen nicht aufgehoben wird. Niemand würde ſich ihrer Hülfe und des kräftigen Einfluſſes ſeiner Gnade weniger zu erfreuen haben, als derjenige, der, um beſſer zu werden, in einer ſchändlichen Unthätigkeit bleiben, oder gar muthwilliger Weiſe fortfahren wollte.

Die Art, wie der Geiſt Gottes auf die Seelen der Menſchen wirkt, iſt uns unbekannt. Aber es entſtehen ſo unzählbare Gedanken und Bewegungen des Herzens in uns, von denen wir nicht zeigen können, wie ſie entſpringen, daß es eine eben ſo große Unvernunft, als Vermeſſenheit ſeyn würde, dieſe Einwirkung ſelbſt zu läugnen, weil wir nicht wiſſen, wie ſie, ohne unſrer Thätigkeit und Freyheit Gewalt zu thun, erfolgen kann.

Es iſt genug, daß wir wiſſen, unter welchen Bedingungen wir eines ſo ſeligen Einfluſſes ſeiner Kraft fähig werden.

Eine von den vornehmſten Bedingungen iſt ein ernſtliches und angelegentliches Gebet. Mein heutiger Wunſch iſt, daß der folgende Geſang meinen Leſern dazu dienen möge.

O Geiſt des Vaters und des Sohns,
Gleicher Macht mit beyden, gleiches Throns,
Komm, zu deiner Ehre
Durch deine Lehre
Im Beſtreben nach göttlichen Werken
Meinen Geiſt zu ſtärken!

Als Gott vom Himmel dich ergoß,
Wurden Seen, wo nie Waſſer floß,
Ströme voll Gedeyen
In Wüſteneyen,
Und es quollen im durſtigen Lande
Brunnen aus dem Sande.

Wie blühte da, wo alles wild
Und verſchmachtet lag, nicht das Gefild!

Welche reiche Saaten
Erhabner Thaten!
Was für Erndten von Zeiten auf Zeiten,
Für die Ewigkeiten!

Fleuß, Thau des Herrn, herab auf mich!
Wie ein ganz erſtorbner Baum bin ich;
Ohne Kraft und Leben;
Du kannſt es geben!
Schaffe, daß ſich es in mich ergieße,
Und ich grünen müſſe.

Erfülle mich mit Blüth und Frucht,
Daß der Herr, wenn er kömmt und ſie ſucht,
Nicht vergebens ſuche,
Und nicht mir fluche,
Und ich von der geheiligten Erde
Ausgerottet werde!

Hundert fünf und funfzigſtes Stück.

Mein Herr,

Die traurigen Umſtände, in denen ich mich befinde, nöthigen mich, an Sie zu ſchreiben, um von Ihnen, oder, wenn es Ihnen gefällig wäre, den Aufſeherinnen meinen Brief zu zeigen, von dieſen würdigen Damen einen Rath zu erhalten, wie ich mich in dem Unglücke, worunter ich täglich leide, gehörig betragen müſſe, mein Schickſal entweder erträglicher zu machen, oder ganz davon befreyt zu werden. Um Ihnen den Verdruß eines langweiligen Einganges zu erſparen, muß ich Ihnen gleich erzählen, daß ich ſchon ſeit vielen Jahren meine Zeit in dem Dienſte eines zwar reichen, aber ſehr wunderlichen und eigenſinnigen Frauenzimmers zubringe, worinnen ich nicht allein die Aufſicht über ihr Hausweſen habe, ſondern auch das tägliche Opfer ihrer unglücklichen Gemüthsart ſeyn muß. Ich war glücklich, ſo lange ihr wohlthätiger Vater lebte, der mich als eine hülfloſe und verlaßne Waiſe in ſein Haus aufnahm, auch bey ſeinem Tode ſeine Tochter verpflichtete, mich bey ſich zu behalten, und mir eben die Güte zu erzeigen, um welcher willen ich ſein Andenken ewig verehren werde. Aber ach, mein Herr, mit ihm iſt alle Ruhe meines Lebens dahin! Volumnia, meine Gebieterinn, macht, ungeachtet ihres großen Vermögens, ſich und alle, die mit ihr umgeben müſſen, unglücklich, oder mürriſch. Weil ihr Vater, ſeiner Geſchäffte wegen, ſich nicht ſelbſt mit ihrer Erziehung beſchäfftigen konnte, ſo iſt ſie in dem Hauſe, wo ſowohl ihr Verſtand, als ihr Herz gebildet werden ſollte, durch allzuviel Nachſicht gegen ihre Einfälle ſo verderbt worden, daß ſie das ärgerlichſte Frauenzimmer geworden, das auf der Welt leben mag. Es iſt nicht auszuſprechen, welche eine Meiſterinn ſie in der Kunſt zu plagen iſt, nachdem ſie es durch ihren Eigenſinn ſo weit gebracht hat, daß ſie keinen Augenblick mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Meine Marter fängt ſich mit dem Morgen an, und endigt ſich nicht eher, bis ſie die Mitternacht ſtumm macht. Sie iſt allezeit übel aufgeräumt, ſie mag gut oder ſchlecht geſchlafen haben, wiewohl ihr der Schlaf immer ſo viel Kräfte giebt, daß ſie zanken kann. Sie ſagt des Abends vorher, wenn ſie aufſtehen will. Gehorche ich, und wecke ſie, ſo kann ſie auch niemals einiger Ruhe genießen; entſchuldige ich mich mit ihrem Befehle, ſo verſichert ſie mich, daß ich gar keinen Verſtand habe, auch niemals Verſtand bekommen würde. Laſſe ich ſie ſchlafen, ſo iſt es noch ärger. Ich übergehe das allererſte Ankleiden, weil ich damit ziemlich geſchwind fertig werde. An dem Thee, den ich ihr aufgießen muß, iſt täglich was auszuſetzen; bald iſt er zu dünn, bald laſſe ich ihn zu ſehr ziehen; bald gebe ich zu viel, bald zu wenig Waſſer zu. Die Chocolade um eilf Uhr hat ein gleiches Schickſal. Was ſich aber bey der Toilette zuträgt, davon könnte ich Bücher ſchreiben. Es iſt wahr, ſie würden lauter Kleinigkeiten enthalten; allein ſie würden beweiſen, daß ein Menſch alle Tage faſt zwey Stunden lang über tauſend elende Kleinigkeiten mit ſich ſelbſt, und mit denen, die um ſie ſeyn müſſen, misvergnügt ſeyn könne. Mit dem Eſſen habe ich zum Glücke nichts zu thun, weil die Köchinn unter ihrer unmittelbaren Herrſchaft ſteht. Die ruhigſte Zeit für mich iſt der Nachmittag, wo ſie Beſuche giebt, und ich von denen abgelöſt werde, die müßig genug ſind, ihre Viſiten anzunehmen. Denn ſie findet überall etwas, was ihren Eigenſinn beleidigt. Bey dieſen iſt ihr das Geſchrey der Kinder unerträglich; bey andern ſind die Zimmer nicht nach ihrem Geſchmacke meublirt, und wo ſie nichts tadeln darf, da beſchwert ſie ſich über die Hitze, oder über die Kälte des Tages, oder erzählt ihnen, daß ſie unausſtehliche Kopfſchmerzen hat. Weil ſie niemanden zu gefallen ſucht, ſo giebt ſich wieder niemand Mühe, ihr zu gefallen, und ſo kömmt ſie gemeiniglich verdrießlicher nach Hauſe, als ſie ausgegangen iſt. Bey den Kaufleuten und Schneidern iſt ſie ſo verhaßt geworden, daß faſt niemand mehr für ſie arbeiten will. Sie können ihr nichts nach ihrem Sinne machen, und müſſen ihre Arbeit ſo oft umändern, daß ſie ſich freuen, wenn ſie nichts mehr für ſie zu thun haben.

Jedoch ich muß abbrechen, aus Furcht, ſie durch die Erzählung desjenigen einzuſchläfern, was täglich mein Leben verbittert. Das einzige, worüber ich mir ihre Gedanken ausbitte, iſt, ob die Wohlthaten, die ich ihrem Vater zu danken habe, Wohlthaten, die mir ſchon oft genug aufgerückt worden ſind, mich verbinden können, länger bey ihr auszuhalten. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich ihr Haus ſchon lange verlaſſen hätte, wenn ich mich nicht vor dem Vorwurfe der Undankbarkeit fürchtete. Ich bin,

Mein Herr,

ihre niedergeſchlagne Leſerinn,
Triſtitia.

„Man kann ſich leicht vorſtellen, was ich meiner Correſpondentinn für einen Rath gegeben habe. Entweder ſie muß das Haus ihrer Gebieterinn verlaſſen, oder ſie muß ſich zur Gleichgültigkeit gegen ihren Eigenſinn gewöhnen; denn man kann ihn nur alsdann ertragen, wenn man ihn verachtet. Unterdeß kann ich nicht umhin, die Anmerkung zu machen, daß die Aergerlichkeit; (man verzeihe mir dieſes

ſes Wort,) unter die unglücklichſten Gemüthsarten gehört. Sie iſt eine beſtändige, und gemeiniglich eine unheilbare Krankheit. Es iſt ſchlimm genug, wenn ein Frauenzimmer ſie hat. Wie unglücklich wird es nicht ihren Mann, ihre Bedienten, oder ihre Kinder machen! Aber wie groß iſt dieß Uebel nicht, wenn Leute damit behaftet ſind, die einen weitern Umkreis von Geſchäfftigkeit haben! Wer kann mit Menſchen auskommen, die ſich über alles ärgern, die vielleicht von einer unglücklichen Sylbe beleidigt werden können; bey denen alle Emſigkeit, ihnen zu gefallen, alle Behutſamkeit, alle Pünktlichkeit, alle Rechtſchaffenheit unſrer Abſichten verloren iſt?

Gemeiniglich iſt die Aergerlichkeit eine Begleiterinn des Alters, welches ſie um ſo viel unglücklicher macht, je mehr es der Hülfe und Freundſchaft der andern menſchlichen Alter bedarf. Unterdeß verdient ſie in dieſer traurigen Zeit unſers Lebens mehr Mitleid als Unwillen, die Kräfte ſind erſchöpft; die Sinne ſind abgenutzt; die gewöhnlichen Vergnügungen reizen nicht mehr, und die Eigenliebe

liebe beredet uns nur allzuleicht, daß wir ruhiger und vergnügter ſeyn würden, wenn andre ſich mehr Mühe gäben, uns vergnügt zu machen. Aber womit kann ein wunderliches und eigenſinniges Weſen bey denen entſchuldigt werden, wo es keine Folge eines ſtumpfen oder ſchwachen und kränklichen Körpers iſt? Was kann es anders für einen Urſprung haben, als entweder einen übermüthigen Stolz, der eine blinde Unterwürfigkeit zur Bedingung ſeiner Gewogenheit macht, oder einen niederträchtigen Neid, der niemanden vergnügt ſehen kann, weil er ſeiner Fehler und Laſter wegen viele Urſachen hat, mit ſich ſelbſt misvergnügt zu ſeyn? Es mag aber dieſe Krankheit entſpringen, woher ſie will, ſo iſt gewiß, daß ſie eine Bösartigkeit des Herzens iſt, und den Menſchen unfähig macht andern zu dienen, und ſelbſt wieder ein würdiger Gegenſtand fremder Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit zu ſeyn.

Dieſe Bösartigkeit hat, wie das Beyſpiel der Volumnia beweiſt, immer ſeinen erſten Grund in einer verzärtelten Erziehung. Man beugt den Willen der Kinder nicht genug, deren natürliche Veränderlichkeit alle Augenblicke neue Wünſche erzeugt. Indem man ſich aus einer verkehrten Zuneigung gegen ſie nach allen ihren Einfällen bequemt, ſo ſind ſie noch als Männer und Greiſe eigenſinnige Kinder, die allezeit ihren Willen haben wollen, wenn ſie auch nicht mehr von allzuzärtlichen Aeltern, noch von allzudienſtfertigen Bedienten verzogen und geſchmeichelt werden. Dadurch werden ſie unlenkſam gegen die Neigungen andrer Menſchen, unleidlich gegen allen Widerſpruch, und ekel gegen alle Wahrheiten, die ihre Eigenliebe beleidigen. Hätte man zuweilen dem Kinde eine Puppe verweigert, die es mit allzugroßer Heftigkeit begehrte; hätte man es ausweinen laſſen, ohne ſeinen kleinen Trotz zu achten; hätte man ſeinen Eigenſinn durch eine liebreiche Härte gebrochen: ſo würde der Mann, der itzt ſich zur Laſt und andern zur Qual wird, den Umfang ſeines eignen Vergnügens dadurch erweitern, daß er andern gefällig zu werden und Freude zu machen ſuchte.

* * *

Hundert ſechs und funfzigſtes Stück.

Wenn ich mir einen ſehr verehrungswürdigen moraliſchen Charakter vorſtellen will, ſo denke ich mir groſe Vorzüge des Geiſtes, des Herzens, des Glückes und des äuſſerlichen Standes in der Vereinigung mit den Tugenden einer unverfälſchten Beſcheidenheit und Demuth. Der Stolz beraubt die vortreflichſten Gaben des Genies, und die edelſten Eigenſchaften des Herzens ihrer wahren Hoheit, und wenn er groſe Handlungen, wenn er wirkliche Verdienſte begleitet, ſo kann er uns zwar Bewunderung, und zuweilen ſelbſt eine ſklaviſche Ehrerbietung und Unterwürfigkeit abnöthigen, woſern ihn die Vorzüge des Standes, der Macht und des Reichthums furchtbar machen; aber vergebens wird er die Freude erwarten, die aus einer aufrichtigen und willigen Hochachtung und Liebe ſeiner Nebenmenſchen entſpringen. Dieſe ſind, ſo zu ſagen, Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen; ſie verwelken und ſterben in der mittäglichen Hitze des Stolzes. Wirkliche Vorzüge können einen Hochmüthigen vielleicht vor unſrer Verachtung; aber niemals vor dem geheimen Haſſe des menſchlichen Herzen ſchützen. Denn welches Herz hat nicht einen verborgnen Hang zum Stolze, der zwar durch die Tugend beherrſcht, aber niemals völlig ausgerottet werden kann. Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit eines andern Stolzes beleidigt und gekränkt wird? Aber es iſt leicht, ihn zu unterdrücken, wenn der Glanz großer Vorzüge durch Sittſamkeit und Demuth gemildert wird. Welches Herz, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ſeine herrſchende Leidenſchaft iſt, wird ihrem Eindrucke widerſtehen, ſo bald ſie ſich unſrer Hochachtung nicht aufdringen, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt laſſen, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigen, gerecht zu ſeyn; wenn ſie uns die Macht nicht nehmen, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern?

Man darf zur Ueberzeugung von dieſer Wahrheit, nur richtige Begriffe von dieſen liebenswürdigen Tugenden haben. Aber die meiſten kennen ſie mehr durch die Empfindung, die nicht vor allem Betruge ſicher iſt, als durch eine deutliche Einſicht, die allen noch betrüglichen Verblendungen des äußerlichen Scheins widerſtehen kann. Der Stolz empört zu ſehr, als daß er es wagen dürfte, ſich allezeit und überall in ſeiner eigentlichen Geſtalt zu zeigen; er wird der Beſcheidenheit oft um ſo viel ähnlicher, je feiner er iſt. Es giebt eine Herablaſſung, wodurch er einer gemeinen Aufmerkſamkeit unſichtbar wird, eine falſche erdichtete Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge, die ihn aufblähen; eine ſolche Ablehnung der ihm ſchuldigen Achtung von ſich, wodurch man der Gefahr ausgeſetzt werden kann, zu glauben, daß er wirklich zu viel Achtung und Ehrerbietung von uns zu erhalten fürchte; aber alles dieſes iſt nur Staub, den er um ſich her aufwirft, damit wir uns überreden ſollen, daß dieſe Wolke von Staub mehr verberge, als wir ſehen würden, wenn unſer Auge durch dieſelbe durchdringen könnte. Endlich verräth ſich freylich auch die künſtlichſte und ſorgfältigſte Verſtellung; es giebt ſcharfſichtige Augen, die nur auf eine Zeitlang getäuſcht werden können, und dann wird man, gegen den Stolz um ſo viel unwilliger und aufgebrachter, je vorſichtiger er ſich zu verbergen ſuchte; unterdeß beweiſen doch ſeine Bemühungen, ſich in das Anſehen der Beſcheidenheit zu verkleiden, wie liebenswürdig und einnehmend dieſe Tugend ſelbſt ſeyn müſſe.

Es iſt dem Stolze weit ſchwerer, demüthig zu ſcheinen. Man braucht deswegen weniger Scharfſichtigkeit, eine falſche Demuth, als eine falſche Beſcheidenheit zu entdecken. Denn er hält entweder die Demuth für gar keine Tugend, und ſo wird er ſie nicht einmal affectiren wollen, oder er macht ſich einen gar zu irrigen Begriff von derſelben. Er wird ſich einbilden, daß man für demüthig gehalten werden müſſe, entweder wenn man das Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge zu verheelen ſuche, oder wenn man ſcheine, verächtlich und geringſchätzig davon zu denken. Aber man kann es empfinden und wiſſen, daß man Vorzüge vor andern hat; man braucht nicht einmal dieſes Bewußtſeyn zu verbergen; oft ſoll man es ſo gar zeigen; es giebt Umſtände und Gelegenheiten, wo es zu unſern Pflichten gehört, ohne daß man ſich den Vorwurf machen, oder ihn befürchten darf, daß es uns an der gehörigen Demuth fehle.

Die Beſcheidenheit beſteht theils in einem unpartheyiſchen Urtheile über die Beſchaffenheit und das Maas unſrer Vorzüge und Verdienſte, und zwar ſowohl außer ihrer Beziehung auf andre, als in dem Verhältniſſe gegen die Vorzüge unſrer Nebenmenſchen; theils in einer regelmäßigen Einrichtung unſrer Handlungen nach dieſem gerechten Urtheile. Da es verſchiedne Arten der menſchlichen Vorzüge giebt, ſo irrt ſich der Beſcheidne nicht in dem richtigen Unterſchiede derſelben; er eignet einem jeden den Werth zu, den er wirklich hat. Da aber auch alle Vorzüge verſchiedne Grade zulaſſen, ſo läßt er ſich von den Vergrößerungen der Eigenliebe nicht blenden; er weiß, oder er beſtrebt ſich doch aufrichtig, die

Stufe zu kennen, worauf er ſteht; eine Einſicht, die in alle ſeine Handlungen den gehörigen Einfluß hat. Gleich richtig urtheilt er über die Verhältniſſe ſeiner Vorzüge gegen die Vorzüge ſeiner Nebenmenſchen. Er wägt ihren Werth gegen den ſeinigen ohne Parteylichkeit und Ungerechtigkeit ab, und weil es einer gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit immer leichter iſt, ſich, als andre zu kennen, ſo läßt er ſeine Wagſchaale lieber zu ſeinem eignen Nachtheile, als zum Nachtheile ſeiner Nebenmenſchen ſinken.

Alle Vorzüge, die ein Menſch beſitzen kann, ſind entweder ſolche, die aus den äuſſerlichen zufälligen Umſtänden deſſelben entſpringen, oder Gaben des Genies, oder Folgen, theils des Temperaments, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung, oder endlich moraliſche Vorzüge, die in unſern tugendhaften Geſinnungen und Handlungen gegründet, und Wirkungen einer gutgebrauchten Freyheit ſind. Nur der wahre Beſcheidne kennt das, was die wahre Größe und Hoheit der menſchlichen Natur ausmacht. Die Welt nennt einmal Geburt, Anſehen, Macht, Reichthum und Rang Vorzüge, und er läßt ihnen dieſen Namen, weil er allgemeine Meynungen nicht ändern kann; eigentlich aber hält er ſie nur für Mittel, wahre Vorzüge zu erlangen, weil ſie guten Neigungen die Freyheit verſchaffen, ſich in Thaten zu verwandeln. Dieſe legt er niemals in die Wagſchaale, wenn er ſeinen Werth wiſſen will; beſonders nicht, wenn er ſich mit andern vergleicht. Denn kömmt es auf den Entſchluß des Menſchen an, edel und groß, oder ein reicher Erbe geboren zu werden? Es iſt freylich kein Stolz gemeiner, als der ſich auf ſolche äuſſerliche Vorzüge gründet; jedoch iſt auch keiner lächerlicher und verächtlicher, als er. Aber wie nun, wenn ſie der Beſcheidne nach den Forderungen der Tugend gebraucht hat? Alsdann iſt ſchon die Rede nicht mehr von ihnen, ſondern von den ſittlichen Vorzügen deſſelben. Jedoch, ein Menſch darf nur mittelmäßig gut denken, ſo wird es ihm ſo gar viel Mühe nicht koſten, den Stolz über Vorzüge, die ſo wenig in unſrer Gewalt ſind, zu überwältigen, ob ich gleich nicht weiß, warum denen, die von edler Geburt ſind, der Kampf mit dieſer Eitelkeit beſonders ſchwer wird.

Die Gaben des Genies, und die Folgen, theils eines guten Temperamentes, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung ſcheinen dem Menſchen mehr zuzugehören; ſie entſpringen ſo zu ſagen auf ſeinem eignen Boden; große und ſeltne Eigenſchaften des Verſtandes, die Geſchwindigkeit, die Erfindſamkeit, der Tiefſinn deſſelben, ein hoher Grad des Witzes, eine ſtarke und lebhafte Einbildung, eine natürliche Gutartigkeit, die Lebensart, die äußerliche Wohlanſtändigkeit und eine gewiſſe Anmuth, die alles beſeelt und ſchmückt, was man ſagt und thut, gewiſſe weitläuftige Erkenntniſſe, und ſelbſt gewiſſe ſchätzbare Eigenſchaften des Willens, die man freylich nicht beſitzen konnte, wenn es an Erziehung und Unterweiſung gefehlt hätte, die doch aber immer Beſchaffenheiten der Seele ſelbſt ſind: ſollten dieſe mit den Vorzügen, die ihren Grund in äußerlichen zufälligen Umſtänden des Menſchen haben, in eine Reihe geſetzt werden? Unſtreitig nicht, wenn ſo wohl ihre Natur, als ihr Nutzen in Erwägung gezogen wird. Und doch dürfen wir ſie nicht mit in Rechnung bringen, wenn wir unterſuchen, entweder wie viel wir in unſern Augen werth ſind, oder was wir für Achtung von andern erwarten dürfen. Man könnte ein Voltaire ſeyn; dürfte man ſich aber deswegen vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens über einen frommen Paul Gerhard hinwegſetzen? Der Beſcheidne iſt überzeugt, daß derjenige, der ſich ſolcher Vorzüge rühmen kann, glücklicher und fähiger zu großen Thaten, aber darum nicht beſſer ſey, als andre, denen ſie verſagt ſind. Er hat mehr Verbindlichkeiten zu erfüllen. Aber erfüllt er ſie? — Dieß iſt die Frage, die entſchieden werden muß. Ein Menſch beſitze noch ſo viele Vorzüge dieſer Art; wenn er nicht aus dieſer Materie durch eine pflichtmäßige Bearbeitung ſchönere Tugenden bildet, als andre, denen es an einem ſo koſtbaren Marmor fehlt: ſo werde ich ihn bewundern; ich werde ihn auch wohl andern vorziehen, aber ſo wie ich einen Baum bewundre, der wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit edlere Früchte trägt, als ein Baum von geringrer Art; ihr Geſchmack wird mich entzücken, und doch werde ich vielleicht ſagen: Hier hat die Kunſt des Gärtners nichts gethan!

Es kömmt alſo, bey einer richtigen Beurtheilung unſers eignen Werthes, beſonders gegen den Werth andrer Menſchen, bloß auf wahre moraliſche Vorzüge an, die in der freyen Entſchließung unſers Herzens, ſo wohl nach unverwerflichen Grundſätzen, als nach guten Abſichten und Antrieben gegründet ſind. Je ſchwerer eine genaue Erkenntniß derſelben iſt, deſto ſorgfältiger wird der wahre Beſcheidne ſein Ohr vor allen Eingebungen des Stolzes verſchließen. Beſonders wird er ſich nur ſelten, und allezeit mit vieler Furchtſamkeit über andre als über einen muthwilligen Laſterhaften hinwegſetzen, und er wird ſelbſt bey dieſem die Vorſicht, ihn nicht zu tief unter ſich zu erniedrigen, lieber übertreiben, als daß er ſich in die Gefahr begeben ſollte, ungütig und lieblos zu denken. Bey andern wird er ſich in ſeinen Urtheilen über den Werth und Grad ihrer moraliſchen Vortrefflichkeiten zu irren fürchten; denn wie ſelten und ſchwer iſt nicht die Einſicht in die wahre Beſchaffenheit fremder Entſchlieſſungen? Wer kann wiſſen, wie frey, wie gewiſſenhaft, wie rein ſie ſind? Der Beſcheidne verhält ſich da wie ein Weiſer bey einem Rangſtreite. Die Rangverordnung iſt nicht deutlich genug; der Vortritt kann ihm gebühren; aber er will ihn lieber aufgeben, als einen Proceß darüber anfangen, den vielleicht ſein Oberherr um ſo viel weniger zu ſeinem Vortheile entſcheiden möchte, je hitziger er ihn geführt hätte.

Die Demuth iſt eine Tochter der Selbſterkenntniß und eines lebendigen Gefühls ſeiner Abhängigkeit von Gott, nicht allein in ſeinem Daſeyn und Weſen, ſondern auch in allen ſeinen Kräften, Fähigkeiten und Handlungen. Sie führt den Menſchen bis auf den erſten unendlichen Urſprung aller ſeiner Gaben und Vorzüge zurück; ſie überzeugt ihn, daß ſie ein geliehenes Gut ſind: Kann er damit als wie mit einem Eigenthume umgehen? Wenn er eine Erhebung ſeiner ſelbſt über andre darauf gründen wollte, würde er ſich dann nicht eines Ruhms bemächtigen, der nicht ſein iſt, und einen

nen Eingriff in das Eigenthum Gottes, ſeines unendlichen Wohlthäters, thun? Die Demuth, dieſe Tugend, die die heidniſche Welt nicht kannte, die auch niemand recht kennen und ausüben wird, der ſein Herz nicht den Wirkungen der Religion überläßt, hebt daß Bewußtſeyn ſeiner eignen wirklichen Vorzüge ſo wenig auf, daß ſie vielmehr in dem Grade größer iſt, in welcher dieſes mehr Deutlichkeit und Gewißheit hat. Der Demüthige iſt weit entfernt, niederträchtig und kleinmüthig von ſeinem Werthe zu denken, und doch iſt es ihm unmöglich, ſtolz zu ſeyn. Daran verhindert ihn nicht allein die lebendige Erkenntniß, die er von dem Urſprunge ſeiner Vorzüge und von ſeinem eigenthümlichen und natürlichen Unvermögen zum Guten hat, ſondern auch das ihm immer gegenwärtige Andenken von der göttlichen Beſtimmung der ihm dargereichten Gaben und unterſcheidenden Fähigkeiten. Wie könnte er ſich erheben, da er ſich bey ſeinen angelegentlichſten Beſtrebungen nach derſelben bewußt iſt, ſie niemals völlig zu erreichen? Verſagt er ſich nun den Stolz über moraliſche Vorzüge, und dieß iſt noch der feinſte Stolz, und einem

nem Heiden verzeihbar, wo nicht rühmlich: Wie könnten ihn andre geringere, ihm noch viel weniger eigenthümliche Vorzüge, aufblähen.

Hundert ſieben und funfzigſtes Stück.

Nicht in den Ocean
Der Welten Gottes
Will ich mich ſtürzen!
Nicht ſchweben, wo die erſten Erſchaffnen,
Wo die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten!
Und in Entzücken vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich ſchweben,
Und anbeten!

Halleluja! Halleluja!
Auch der Tropfen am Eimer rann
Aus der Hand des Allmächtigen!

Da aus ſeiner Hand
Die größern Erden quollen,
Da die Ströme des Lichts
Rauſchten, und Orionen wurden,
Da rann der Tropf
Aus der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die tauſendmal tauſend,
Die myriadenmal hundert tauſend,
Die den Tropfen bewohnten?
Und bewohnen?
Wer bin ich?
Hallelujah dem Schaffenden!
Mehr als die Erden, die quollen,
Mehr als die Orionen,
Die aus Lichte zuſammen ſtrömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Daß neben mir ſpielt,
Du lebſt!
Und biſt, vielleicht! – –
Ach! nicht unſterblich!

Ich bin herausgegangen,
Anzubeten!
Und ich weine?

Vergieb, vergieb dem Endlichen
Auch dieſe Thränen,
O der du biſt und ſeyn wirſt!

Du wirſt ſie alle mir enthüllen
Die Zweifel alle,
O du der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird!
Dann werd ichs wiſſen:
Ob das goldne Würmchen,
Das du auch geſchaffen haſt,
Eine Seele hatte.

Wareſt du nur gebildeter Staub,
So werde denn
Wieder verfliegender Staub!
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preiſe den Herrn!

Umwunden, wieder von Palmen umwunden
Iſt meine Harfe!
Ich ſinge dem Herrn!

Hier ſteh ich!
Rund um mich iſt alles Allmacht!
Iſt alles Wunder!

Mit tiefer Ehrfurcht,
Schau ich die Schöpfung an!
Denn Du!
Namenloſeſter! Du!
Erſchufſt ſie!

Lüfte, die um mich wehn,
Und ſüße Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht gieſſen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sendet der Herr? = = = Der Unendliche?

Aber itzt werden ſie ſtill; kaum athmen ſie.
Die Morgenſonne wird ſchwül,
Wolken ſtrömen herauf!
Das iſt ſichtbar der Ewige,
Der kömmt! = = =
Nun fliegen, und wirbeln, und rauſchen die Winde!

Wie beugt ſich der bebende Wald!
Wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen ſeyn kannſt!
Ja! das biſt du ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich!
Der Strom flieht!
Und ich falle nicht auf mein Angeſicht?

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher,
Erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr, weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Seegen der Erde!
Du zürneſt nicht, Vater!
Sie kömmt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! Du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtille vor dir, du Naher!
Ringsum iſt alles ſtille!
Auch das goldne Würmchen merkt auf!

Wär es vielleicht nicht ſeelenlos?
Wär es unſterblich?

Ach! vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich!
Immer dunkler wird, Herr, die Nacht um dich!
Und voller von Seegen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen?
Den zückenden Bliz?
Hört ihr den Donner Jehova?
Hört ihr ihn?
Hört ihr ihn,
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie ſie rauſchen! Wie ſie die Wälder durchrauſchen!
Und nun ſchweigen ſie = = Majeſtätiſcher
Wandeln die Wolken herauf!

Herr; Herr! Gott! barmherzig! und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sey dein herrlicher Name!

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen?
Seht ihr den fliegenden Blitz?
Hört ihr, hoch in den Wolken, den Donner des Herrn?
Er ruft:
Jehova!
Jehova!
Jehova!
Und der geſplitterte Wald dampft!

Aber nicht unſre Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unſrer Hütte vorüber zu gehn!
Ach ſchon rauſchen, ſchon rauſchen
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun iſt; (wie dürſtete ſie!) die Erd erquickt!
Und der Himmel der Fülle des Seegens entladen!

Siehe! nun kömmt Jehova nicht mehr im
Wetter!
Im ſtillen ſanften Säuſeln
Kömmt Jehova!
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des
Friedens!

Hundert acht und funfzigſtes Stück.

So edel auch die Begierde nach Ruhm iſt, wenn ſie durch Neigungen einer beſſern und höhern Art eingeſchränkt und regiert wird, ſo kann doch keine Thorheit gröſſer ſeyn, als diejenige, die einen Ehrgeizigen verleitet, alle ſeine Glückſeligkeit in dem Beſitze eines großen und weitausgebreiteten Namens zu ſuchen. Die Ehre, die ein Menſch in dem innern Bewußtſeyn rechtſchaffener Thaten finden kann, iſt ſicher, unausbleiblich, und über alle Zufälle erhaben. Denkt er mehr darauf, ruhmwürdig zu ſeyn, als gerühmt zu werden; iſt es ihm genug, wenn er einen gerechten Anſpruch auf die Lobeserhebungen ſeiner Nebenmenſchen erlanget hat, ohne ſich mit einer gewiſſen Hoffnung zu ſchmeicheln, daß ſie ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen werden: ſo kann er ſich über eine jede Unbilligkeit mit dem Zeugniſſe ſeines guten Gewiſſens, und vornehmlich mit dem Beyfalle des höchſten Weſens tröſten, das bey redlichen Beſtrebungen, ſeine Pflichten zu erfüllen, nicht allein ein unpartheyiſcher, ſondern auch ein gütiger Richter iſt. Aber was kann den tröſten, der das ungewiſſe Lob der Welt zu ſeinem letzten Endzwecke gemacht hat, wenn er ſich, ungeachtet ſeines angeſtrengteſten Fleißes, unter andern hervorzuſchimmern, in ſeinen Erwartungen betrogen findet?

Ein Menſch, der von keiner andern Leidenſchaft beherrſcht wird, als von der Ruhmbegierde, kann mit keinem gemeinen Lobe zufrieden ſeyn; er wird einen außerordentlichen Ruhm erjagen wollen. Aber wie viele Schwierigkeiten muß er nicht überwinden, wenn er dieſes Zieles ſeiner ſtolzen Wünſche nicht verfehlen will! Es mangle ihm nicht an Gaben und Kräften zu großen und ruhmwürdigen

Unternehmungen, und doch wird er oft die Namen der Unwürdigſten von allen Lippen ertönen hören, wenn ein undankbares Stillſchweigen die Belohnung ſeiner ſchönſten Handlungen iſt. Es laufen allzuviele mit ihm auf der Bahn der Ehre, als daß es ihm ſo gar leicht werden könnte, andern zuvor zu kommen, und er findet nicht allein an dieſen, ſondern auch an denen, die, ihrer Unthätigkeit oder ihrer Laſter wegen, zu einer immerwährenden Dunkelheit verdammt zu ſeyn verdienen, Feinde, die es für ihren gemeinſchaftlichen Vortheil halten, ſeine Wünſche zu ſchanden zu machen. Kaum dringt er aus dem Haufen hervor, ſo iſt er auch ſchon das Ziel der lauernden Verleumdung, die zahlloſe Schaaren bereit hält, Verkleinerungen ſeiner Verdienſte zu erfinden und auszubreiten. Kein Lauffeuer entzündet ſich ſo geſchwind, als das von einem Munde zum andern forteilt, was zu ſeiner Erniedrigung erdichtet, erzählt und wieder erzählt wird. Dieſe rufen es laut aus, und andre fliſtern es uns in die Ohren. Dieſer iſt in ſeinen Anklagen unverſchämt, und jener in ſeinen Entſchuldigungen boshaft. Der Haufe der Sorgloſen, die das leuchtende Verdienſt kaum ſehen, wenn ihnen auch die Flammen deſſelben in die Augen ſchlügen, wird, ungeachtet ihn das lauteſte Lob ſeiner Nebenmenſchen nicht aus ſeiner Unempfindlichkeit herausreißen kann, doch ſehr leicht durch ihren Tadel aus ſeinem Schlummer erweckt. Es giebt zwar immer einige, die keine Luſt an einer muthwilligen Verkleinerung ihrer Nebenmenſchen finden. Aber doch pflegen die Meiſten, die noch billig ſeyn wollen, den Werth fremder Handlungen mehr nach dem Ausgange, als nach ihrer innern weſentlichen Beſchaffenheit, und nach der Vortrefflichkeit ihrer Abſichten zu beurtheilen. Ueberdieß kann auch das Beſte von ſolchen Seiten vorgeſtellt werden, auf denen man es nicht ſehen darf, wenn man ſich dafür einnehmen und zur Bewunderung deſſelben reizen laſſen ſoll. Was bleibt denn dem Ruhmbegierigen übrig, wofern ihm die Unternehmungen mislingen, durch die er ſeinen Namen zu erheben und glänzend zu machen hofft? Und wie wenig Wirkliches hat der Gewinn nicht, um deſſen willen er ſich ſo mannichfaltigen und unausbleiblichen Kränkungen und Demüthigungen ſeiner Eitelkeit ausſetzt.

Doch geſetzt, es gelänge ihm endlich, alle die Höhen des Lobes empor zu klimmen, deren Anblick ſeine Leidenſchaft entflammt: In welche enge Grenzen iſt nicht aller menſchliche Ruhm eingeſchloſſen? Man hat nicht nöthig, mit dem Africanus in Ciceros Traume des Scipio den Ehrgeizigen auf den kleinen Umfang der Erde und die Unermeßlichkeit der höhern himmliſchen Gegenden zu führen, oder ihm vorzuhalten, daß ſich ſein Ruhm nicht bis an den Ganges, noch über die Klippen des Caucaſus erſtrecken werde, um ihn von der Eitelkeit der menſchlichen Ehre zu überzeugen. Der Ruhmſüchtige denket ſelten ſeine Eroberungen in den Gegenden des Lobes ſo weit auszubreiten. Ein bewunderter und unſterblicher Name bloß unter ſeiner Nation, und auch da nur unter dieſem oder jenem Theile derſelben, iſt gemeiniglich das, worauf er ſeine Anſprüche einſchränkt. Und was iſt er, wenn er ihn erhält? Wie weit wird er gehört? Wenn er von der Zahl ſeiner Lobredner alle diejenigen abrechnet, die entweder neidiſch, oder ſich ſelbſt zu wichtig ſind, als daß ſie ſich um ihn bekümmern ſollten, wie ſehr auch ſeine Verdienſte glänzen mögen; wenn er überdieß erwägt, daß der Ruhm eine Blume, die von einem jeden rauhen Winde leicht verwelkt, oder wenigſtens nicht mehr geachtet wird, ſo bald andre ſolche Blumen aufblühen, welche die ermüdeten Augen der Zuſchauer durch den Reiz der Neuheit an ſich ziehen: So müſſen gewiß die Bedürfniſſe ſeines Ehrgeizes ſehr klein ſeyn, wenn er ſich mit dem ihm übrig bleibenden Broſamen des menſchlichen Lebens ſättigen kann.

Hundert neun und funfzigſtes Stück.

Heute will ich meinen Leſern einige Auszüge aus Youngs Gedanken über die Originalwerke mittheilen. Wie heiter und angenehm iſt nicht das Licht dieſes Genies in ſeinem Untergange! Eine alte und oft gebrauchte Vergleichung, die aber bey niemanden

den ſo richtig wiederholt werden kann, als bey dieſem eben ſo großen als liebenswürdigen Greiſe. Wer ſich davon verſichern will, der darf nur ſeinen Centaur, und dieſe Gedanken über die Werke des Geiſtes leſen, welche Original genannt zu werden verdienen.

Nach einigen vorläufigen Anmerkungen theils über den Nutzen, die dem heiligen Intereſſe der Tugend und dem Dienſte des menſchlichen Geſchlechtes gewidmet ſind, theils über die Compoſition, worunter er einen ſchönen Vortrag nützlicher Wahrheiten verſteht, kömmt er auf den Unterſchied der Werke, die Originale, und derer, die Nachahmungen ſind. Die Quelle der erſten iſt das Genie. Der Geiſt deſſen, den die Natur mit dieſem Vorzuge begünſtigt hat, iſt ein fruchtbares und angenehmes Feld, angenehm, wie Eliſium, und fruchtbar, wie Tempe; es genießt eines immer währenden Frühlings. Die Blumen dieſes Frühlings ſind die Originale; die Nachahmungen wachſen geſchwinder; aber ſie haben mattere Blumen.

Originalſcribenten ſind große Wohlthäter; ſie erweitern das Reich der Wiſſenſchaften, und vergröſſern ihr Gebiete mit neuen Provinzen. Nachahmer geben uns nur eine Art Dupletten von dem, was wir ſchon vorher, und vielleicht weit beſſer beſaßen; ſie verpflanzen nur die Lorberzweige von andern, welche oft von dieſer Verſetzung eingehen, oder doch allezeit in einem fremden Boden ſchwächer fortkommen. Nachahmungen leſen wir faſt eben ſo ſchläfrig als wir eine Erzählung anhören, die zum zweytenmale erzählt wird. Bey einem Originale wird unſer Geiſt erweckt; dieß iſt ein wirklicher Fremdling, und alle drängen ſich zu ihm, einige Neuigkeiten aus einem fremden Lande zu erfahren.

Es gehet mit den Gedanken, wie mit den Wörtern. Wörter, die ihren Glanz verloren haben, weil ſie durch den Mund des Pöbels gegangen ſind, werden als unedel und veraltet verworfen. So ſollten auch die Gedanken, wenn ſie allzugemein werden, ihren Glanz verlieren, und wir ſollten neues Silber in die Münze, das heißt, neue Gedanken in die Preſſe ſchicken.

Man könnte ſagen, daß die meiſten alten claſſiſchen Schriftſteller unter die Zahl der

Nachahmer gehören. Wir antworten, daß dieſelben obgleich nicht wirkliche, doch zufällige Originale ſind. Die Werke, die ſie nachgeahmt haben, ſind, außer wenigen, verloren. Sie nehmen nach ihrer Väter Abſterben, als rechtmäßige Erben, Beſitz von ihren Gütern der Ehre. Aber die Väter unſrer Copiſten ſind noch immer ſelbſt im Beſitze, und werden darinnen, trotz die Gothen und die Flammen, durch die verewigende Macht der Preſſe erhalten.

Der Ehrgeiz iſt bisweilen in dem Leben kein Fehler; in der Compoſition iſt er allezeit eine Tugend.

Wir haben ſo wenig Originale, daß, wenn alle andere Bücher verbrannt werden ſollten, die gelehrte Welt einer Reſidenz in Flammen ähnlich ſeyn würde, wo nur noch wenig unverbrennliche Gebäude, ein Schloß, ein Tempel, ein Thurm ihre Häupter erheben, in melancholiſcher Größe, mitten unter der allgemeinen Verwüſtung.

Aber warum giebt es ſo wenig Originale, Nicht weil die Erndte der Scribenten vorüber iſt, weil die großen Schnitter des Alterthums keine Nachleſe übrig gelaſſen haben, auch nicht weil der menſchliche Verſtand unfruchtbar geworden wäre, ſondern weil berühmte Beyſpiele an ſich ziehen, mit Vorurtheil erfüllen, und zaghaft machen. Ich glaube, daß die Seele des Menſchen in allen Zeitpuncten von gleicher Vollkommenheit iſt; daß uns die gehörige Sorgfalt und Uebung unſern unſterblichen Vorgängern weit näher bringen würde, als wir ihnen itzt ſind, und der, welcher dieß in Zweifel zieht und widerlegt, wird eine Geſchicklichkeit zeigen, die keinen ſchwachen Beweis von eben der Gleichheit geben wird, die er doch läugnet.

Den Erſten unter den Alten iſt es kein Verdienſt, daß ſie Originale ſind; ſie konnten nicht Nachahmer ſeyn. Die neuen Scribenten können wählen, und deswegen ſteht es in ihrer Gewalt, ſich ein Verdienſt zu erwerben, das jenen fehlt. Wir wollen ihre vortrefflichen Schriften ſo wenig verachten, als ausſchreiben. Laßt uns unſern Verſtand durch den ihrigen nähren; ſie geben ihm die edelſte Nahrung; aber laßt uns den unſrigen nur nähren, aber nicht erſticken. Wenn wir leſen, ſo laßt unſre Einbildung von ihren Reizungen entzündet werden; wenn wir ſchreiben, ſo laßt unſern Verſtand ſie ganz aus unſern Gedanken verdrängen.

Dürfen wir denn die Alten gar nicht nachahmen? Ja ihr dürft es; aber ahmet ſie nur gehörig nach. Ahmet nach, aber nicht die Schriften, ſondern den Geiſt. Denn könnte man nicht dieſes Paradoxon als einen Grundſatz annehmen: Daß wir, je weniger wir die berühmten Alten copiren, um ſo viel mehr ihnen ähnlich ſeyn werden? Je weiter ihr von der Aehnlichkeit entfernt ſeyd, deſto näher kommt ihr ihnen an Vortrefflichkeit. Alles Vortreffliche und Außerordentliche lieget außer dem betretenen Wege; Ausſchweifung und Abweichung ſind nothwendig, wenn man ſie erreichen will.

Eine allzugroße Ehrfurcht für die Alten feſſelt das Genie, und verſagt ihm den Raum, den es haben muß, wenn es ſeine glücklichſten Meiſterzüge wagen ſoll. Das Genie iſt der Meiſter der Werke; die Gelehrſamkeit iſt nur ein Werkzeug, das zwar höchſt ſchätzbar, aber doch nicht allezeit unentbehrlich iſt. Schönheiten,

heiten, die man noch nie in Regeln vorgeſchrieben, und etwas Vortreffliches, von dem man noch kein Exempel hat; (dieß aber iſt die Charakteriſtik des Genies;) dieſe liegen außer den Grenzzeichen der Herrſchaft der Gelehrſamkeit und ihrer Geſetze. Dieſe Grenzzeichen muß das Genie überſpringen, um zu jenem zu gelangen. Regeln ſind wie die Krücken; eine nothwendige Hülfe für den Kranken, ein Hinderniß aber für den Geſunden, der ſie wegwirft. Oft verdient das Genie am meiſten bewundert zu werden, wenn es ganz gewiß iſt, daß man es tadeln wird, das heißt, wenn es durch ſeine Vortrefflichkeit ſo hoch ſteigt, daß es vor ſchwachen Augen gar verſchwindet.

Es giebt zwo Arten des Genies; das frühere und das ſpätere; die man auch das kindiſche und das männliche Genie nennen könnte. Ein männliches Genie kömmt aus der Hand der Natur, wie die Pallas aus dem Haupte des Zevs in völliger Größe und Reife. Das kindiſche muß gleich andern Kindern genährt und auferzogen werden, wenn es nicht eingehn ſoll. Die Gelehrſamkeit iſt ſeine

Amme und ſeine Anführerinn. Aber dieſe Amme kann es mit unverdaulicher Nahrung beſchweren, welche den geſunden Verſtand erſticket.

„Aber wie ſelten iſt das Genie nicht, und Originale können doch nur aus den Genie entſtehen?„ ſ ſ ſ Wir antworten, daß es nicht ſo ſelten iſt, als man glaubt. Der Geiſt der Scholaſtiker war faſt eben ſo eingeſperrt, als ihr Körper; ſie hatten nur etwas Gelehrſamkeit und wenig Bücher, und dennoch müſſen die gelehrteſten Männer über ihren ganz eignen Tiefſinn, und über ihre ausnehnehmende Scharfſinnigkeit erſtaunen.

Durch das Lob des Genies wollen wir der Gelehrſamkeit nichts entziehen; wir entziehen dem Golde nichts, wenn wir ſagen, daß der Diamant einen gröſſern Werth hat. Wer die Gelehrſamkeit verachtet, der zeigt, das er ihrer Hülfe bedürftig iſt; wer ſie übermäßig hochſchätzet, der zeigt, daß ihm ihre Hülfe geſchadet hat.

Der Geiſt der Nachahmung hat viel üble Folgen. Er beraubt die freyen und ſchönen Künſte eines Vortheils, deſſen die mechaniſchen

ſchen genießen. In dieſen ſind die Menſchen ſtets bereit, noch weiter zu gehen, als ihre Vorgänger; in jenen bemühen ſie ſich nur ihnen zu folgen. Indem wir nur nachahmen, handeln wir zuweilen der Natur mehr entgegen, als daß wir uns ihr nähern ſollten. Sie bringt uns alle als Originale auf die Welt; nicht zwey Geſichter, nicht zwo Seelen ſind einander vollkommen ähnlich. Da wir nun als Originale gebohren werden, wie kömmt es denn, daß wir als Copien ſterben? Dieſes iſt um ſo viel wunderbarer, da uns der Geiſt der Nachahmung zugleich arm und ſtolz macht; daß er uns wenig denken und viel ſchreiben läßt; daß er uns ungeheure Folianten verſchafft, die nicht beſſer ſind, als noch anſehnlichere Küſſen, um darauf leichter einzuſchlafen.

Die Talente der Neuern ſind eben ſo groß, als die, welche die Alten beſaßen; nur ſind leider ihre meiſten Werke weit geringer. Es kann Urſachen geben, warum Talente nicht zu einer Zeit ſo wohl bekannt werden, als zur andern; nicht aber, warum ſie nicht wirklich daſeyn ſollten. Welch eine erſtaunliche Erndte gab das Genie in Griechenland und Rom nicht? Aber welch einen außerordentlichen Sonnenſchein genoß es da auch nicht? Virgil und Horaz verdanken ihre Talente dem Himmel, und ihre unſterblichen Werke den Menſchen. Dank ſey es dem Mäcen und Auguſt! Athen verwandte auf ſein Theater, auf ſeine Malerey, Bildhauerey und Baukunſt eine Summe, die zur Führung eines Krieges genug war. Es können alſo, ſo ſtolz dieß auch klingen mag, eben ſo groſſe, und vielleicht noch gröſſre Genies aufſtehen; denn wer hat des Menſchen Seele ergründet? Ihre Schranken ſind eben ſo unbekannt als die Schranken der Natur.

Um das ſchlummernde Genie zu erwecken, entlehne ich zwo Regeln aus der Moral, die in der Compoſition ſowohl, als im Leben güldne Regeln ſind; die erſte: Erkenne dich ſelbſt; die andre: Habe für dich ſelbſt Ehrfurcht.

Erkenne dich ſelbſt; lerne die Tiefe, den Umfang, den Hang und die ganze Stärke deiner Seele kennen; errege und unterhalte jeden Funken des Lichts und der Wärme deines

Verſtandes; ſammle dieß Licht in ein Ganzes; und dann habe Ehrfurcht für dich ſelbſt. Laß dich große Beyſpiele und Autoritäten nicht zu einem allzugroßen Mistrauen gegen dich ſelbſt niederſchlagen, und ziehe die natürliche Frucht deines Verſtandes dem reichſten Einkommen eines fremden Landes vor. Dann wirſt du den edlen Titel eines Autors verdienen, den Titel desjenigen, welcher denkt und ſchreibt, indeß daß die andern Räuber der Preſſe, wenn ſie auch noch ſo reich an Gelehrſamkeit und vielen Bänden wären, nur leſen und ſchreiben."

Eine allzugroße Bewunderung der Alten erniedrigt die Seele, und das natürlicher Weiſe; denn in der Bewunderung iſt Unwiſſenheit und Furcht, die in der Compoſition wie im gemeinen Leben ſchaden. Viele wären nicht ſo erhaben durch ſich ſelbſt, erhöben ſich nicht die kleinen Geiſter zu ihren Fußgeſtellen. Die Nachahmer und Ueberſetzer ſind eine Art von Piedeſtal, und erheben oft nur den Ruhm des Originals, mehr als ihren eignen.

Wenn Gedanken von dieſer Art allgemeiner würden; wenn die Alten und Neuern nicht länger als Lehrer und Schüler, ſondern als

genau

vereinigte Nebenbuler in dem Verlangen nach Ruhm angeſehen würden, dann würden die Neuern durch die lange Dauer ihrer Arbeiten ſelbſt einmal unter die Alten gezählt werden. Warum ſollte dieß nicht möglich ſeyn; nicht möglich die Alten noch zu übertreffen? Bedenken ſie, daß eine unpartheyiſche Verſehung die Talente wie in allen Ständen, alſo in allen Perioden der Zeit gleich vertheilt; daß durch die Offenbarung ein Licht um uns her ausgebreitet worden, deſſen ſich die Alten nicht rühmen konnten; daß die moraliſche Welt ihr glorreiches Jahrtauſend erwartet; daß nach Quintilians Bekenntniß die Tugend dem Genie aufhelfe, und folglich der Schriftſteller noch geſchickter ſeyn müſſe, wenn er beſſer iſt. Wenn man dieſe Umſtände bedenkt: So darf man hoffen, daß des Himmels neuſte Ausgabe der menſchlichen Seele auch die correcteſte und ſchönſte ſeyn könne; wo die Neuern den Homer und Demoſthenes nur als die Demmerung des Genies und Athen als die Wiege des noch jungen Ruhms anſehen werden. Welche glorreiche Revolution würde dieß nicht in den Jahrbüchern des Nachruhms verurſachen?

Hundert und ſechzigſtes Stück.

Wie unſre Glückſeligkeit, beſonders diejenige, welcher wir in dieſem Leben fähig ſind, darauf ankömmt, daß die uns weſentlichen Begierden mit den daraus erzeugten mannichfaltigen Neigungen und Leidenſchaften auf eine unſrer ganzen Beſtimmung gemäße Art, entweder durch die Hoffnung beruhigt, oder durch den wirklichen Genuß der verlangten Gegenſtände erfüllt und befriedigt werden: ſo entſpringt alles menſchliche Elend, wenn wir bis zum erſten Urſprunge deſſelben durchdringen, daher, daß ſie nicht in der Subordination wirken, worinnen ſie wirken ſollen, noch in der Aeußerung ihrer Kraft den Regeln der Vernunft und Weisheit unterworfen ſind. Sie beſtehen alle in einem thätigen Beſtreben nach der Wirklichkeit gewiſſer Handlungen, die uns vom Verſtande, als angenehm und gut vorgeſtellt werden; allein ſie haben nicht alle eine gleiche Stärke und Lebhaftigkeit, und dürfen ſie auch nicht alle in einem gleichen Grade beſitzen. Einige ſind heftiger, und dieſe müſſen zuweilen gemäßigt, andre ſind ſchwächer, und haben nöthig, gereizt, oder zu einem höhern Grade der Thätigkeit beſtimmt und angeſtrengt zu werden. Es iſt deswegen ſehr nützlich, die allgemeinen Regeln zu kennen, von deren Anwendung die Mäßigung oder Reizung unſrer Begierden abhängt.

Um dieſe allgemeinen Regeln zu entdecken, muß man Achtung geben, was in unſrer Seelen vorgeht, wenn eine Begierde vor der andern wirkſam iſt, ſo, daß ſich alle andre Neigungen und Leidenſchaften in einer völligen Unthätigkeit zu befinden ſcheinen. Alsdann iſt entweder die Vorſtellung von dem Gegenſtande derſelben ſehr lebhaft; oder der Verſtand urtheilt, daß er gegenwärtig ſey, oder er denkt ſich die Vereinigung mit demſelben mit beſonderer Stärke bald als möglich, bald als wahrſcheinlich, bald als gewiß: oder er hat eine lebhafte Idee von andern Endzwecken, die nicht ohne die höhere Wirkſamkeit dieſer oder jener Begierde erlangt werden können. Hieraus

aus können wir ohne Mühe einſehen, was wir thun müſſen, eine Begierde unſrer Seelen zu reizen oder zu mäßigen.

Beſtrebet euch, die Vorſtellungen von den Gegenſtänden, die euern Begierden angenehm ſind, lebhafter zu machen; ſucht euch derſelben vor allen andern bewußt zu werden, wenn ſie gegenwärtig ſind; überzeugt euch, daß es möglich ſey, ſie zu erhalten; lernt die Mittel kennen, die ihr habt, euch in den Beſitz derſelben zu ſetzen; überführt euch, daß es andrer geliebten Endzwecke wegen nöthig ſey, darnach zu ſtreben, weil ihr, wenn ihr ſolches unterließt, euch derſelben entweder begeben müßtet, oder, ſie ſchwerer, oder langſamer erlangen würdet. Je mehr ſich die Seele, je feuriger und anhaltender ſie ſich damit beſchäfftigt, deſto ſtärker wird die Begierde gereizt werden; mit einer deſto größern Thätigkeit wird ſie wirken; einen deſto größern Widerſtand wird ſie überwinden können.

Liſimon iſt ein Niederträchtiger; es iſt ihm gleichgültig, was die Welt von ſeinem Charakter und von ſeinen Handlungen urtheilt;

beſonders iſt er gegen die Hochachtung und das Lob der Rechtſchaffenen ganz unempfindlich. Und doch iſt die Begierde nach Ehre dem Menſchen ſo natürlich. Woher kömmt die Schwäche und Unthätigkeit dieſer Begierde bey ihm? Entweder er hat keinen Begriff von der wahren Ehre, oder er wird durch andre herrſchende Vorſtellungen verdunkelt. Vielleicht verzagt er an ſeiner Fähigkeit zu Handlungen, die ihn in Anſehen ſetzen, und ſeine Nebenmenſchen auf ihn aufmerkſam machen können, vielleicht denkt er, daß er zu lange gewartet habe, ſich um die Hochachtung der Welt zu bemühen; vielleicht bildet er ſich ein, daß es nun unmöglich ſey, dieß oder jenes Vorurtheil, das man wider ihn gefaßt hat, auszurotten; oder er fürchtet ſich auch, daß er andre Leidenſchaften, denen er ſich überläßt, einzuſchränken genöthigt ſeyn würde, wenn er ſich beſtreben ſollte, die günſtigen Urtheile ſeiner Nebenmenſchen zu verdienen. Es kömmt viel darauf an, die eigentliche Urſache ſeiner Niederträchtigkeit einzuſehen, wenn man ihn beſſern will. Wie unnütz würden nicht bey ihm die lebhafteſten und beredteſten Vorſtellungen von dem Werthe oder dem Nutzen der wahren Ehre ſeyn, wenn ihm ſeine Bequemlichkeit zu lieb wäre, oder wenn er ſo unglücklich ſeyn ſollte, ſich zu überreden, daß es ihm an Verdienſten und Kräften fehlte, Beyfall und Ruhm zu erlangen?

Wir empfinden, daß dieſe Neigung, oder jene Leidenſchaft unſrer Seele zu feurig ſey; daß unſrer Glückſeligkeit daran liege, ſie zurückzuhalten, oder zu ſchwächen. Wie ſollen wir es anfangen, ſie zu mäßigen? Vielleicht beſchäfftigen wir uns zu viel mit den Gegenſtänden derſelben; daher denken wir öfter, ſtärker, oder lebhafter daran, als an andre Dinge. Laſſet uns alſo von dem Anblicke derſelben fliehen; laſſet uns alles vermeiden, was die Idee davon erneuern oder ihre Thätigkeit vermehren kann. Laſſet uns die Hinderniſſe und Schwürigkeiten beobachten, welche die Befriedigung unſrer allzuſtarken Begierde, ſchwer und ungewiß machen; laſſet uns an die Vortheile denken, die wir aufopfern müßten, wenn wir den Gegenſtand derſelben ohne Aufhören, und als einen letzten und unentbehrlichen Zweck verfolgen wollten; laſſet uns zum wenigſten die Erfüllung unſrer Wünſche aufſchieben.

ſchieben. Der Gegenſtand unſrer Begierde fehlt; er iſt entbehrlich; andre Bedürfniſſe ſind gröſſer und dringender; es wird eine bequemere Zeit kommen, wo wir ſie befriedigen können, ohne andre wichtigere Abſichten aufgeben zu dürfen: Welche nöthige Vorſtellungen, wenn wir ein Verlangen unſrer Seele unterdrücken oder mäßigen wollen! Je gleichgültiger der Verſtand gegen das Object unſrer Begierden wird; je gleichgültiger wird es unſerm Herzen werden. Das ganze Geheimniß, ſeine Affecten zu beherrſchen, kömmt bloß auf eine kluge Beobachtung und Anwendung dieſer allgemeinen Regeln in beſondern Fällen an.

Hundert ein und ſechzigſtes Stück.

Eine gründliche Einſicht in die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, eine vorzügliche Stärke in der Philologie und das Talent, in mehr als einer Sprache vortrefflich zu ſchreiben, ſind Gaben, welche ſo ſelten mit einander vereinigt zu ſeyn pflegen, daß derjenige, der ſie in einem unterſcheidenden Grade beſitzt, der Unſterblichkeit ſeines Namens bey der Nachwelt eben ſo gewiß ſeyn kann, als der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, wenn ſie zumal auf die würdigſte Weiſe, zum Preiſe des Schöpfers, und zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes angewendet werden. Man findet in Einem Jahrhunderte nur wenige, welche beyde Belohnungen ſo ſehr verdienen, als ſie ein Reimarus verdient. Man kennt den Dio Caſſius dieſes Gelehrten, und bewundert darinnen ſeine ausgebreitete Einſicht in die Philologie und Critik; man kennt ſeine vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion, und man verehrt in demſelben einen gründlichen Philoſophen, einen eifrigen und doch billigen und menſchenliebenden Vertheidiger der wichtigſten und erhabenſten Lehren, und zugleich einen Scribenten, deſſen Ausdruck männlich und edel iſt, der die Kunſt und den Schimmer des Witzes verachtet, und doch ſo viel Anmuth und Schönheit hat, daß man durch den Vortrag aufgemuntert wird, dem Inhalte ohne Ermüdung nachzudenken. Seine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, beſonders über die Kunſttriebe derſelben beſtätigen und vermehren dieſen Ruhm; ein Werk, welches außer einem tiefdenkenden Geiſte eine weitläuftige Beleſenheit in den Werken der Naturkündiger erfoderte, und eine Menge neuer Beobachtungen und Anmerkungen enthält. Ich bin gewiß, meinen Leſern zu gefallen, wenn ich ſie näher mit einer ſo wichtigen Schrift bekannt mache. Sie werden leicht gereizt werden, ſie ganz zu leſen, da ſie beſonders geſchickt iſt, ihnen die großen Vorzüge unſrer Natur vor den Thieren, die uns in vielen Stücken ſo ähnlich zu ſeyn ſcheinen, in einem hellen Lichte zu zeigen, und ſie aufzumuntern, ihrer durch einen ununterbrochnen Wachsthum in der Weisheit und Tugend immer würdiger zu werden. Unterdeß wird jedermann unwillig ſeyn, daß ein ſo vortreffliches Werk in ſeinem Aeußerlichen durch den Druck ſo ſehr verunſtaltet worden iſt, da itzt ſo viele elende Schriften dem Auge durch die Schönheit der Lettern und des Papiers, zu ſchmeicheln ſuchen.

Bloß die Anzeige der darinnen abgehandelten Materien, kann die Aufmerkſamkeit derer erwecken, die gründliche Erkenntniſſe lieben. Dieſe ſind die mechaniſchen Triebe der Thiere, die Vorſtellungstriebe, die willkührlichen Triebe, die Kunſttriebe derſelben, ihre verſchiednen Lebensarten, die beſondern Bedürfniſſe ihrer verſchiednen Lebensarten, die Claſſen und Eigenſchaften der Kunſttriebe, die Meynungen der Alten und die Hypotheſen der Neuern darüber, und die wahrſcheinliche Beſchaffenheit der thieriſchen Kunſttriebe. Alles dieſes wird angewendet, die Erkenntniß des Zuſammenhanges der Welt, des Schöpfers und unſrer ſelbſt zu erweitern und fruchtbarer zu machen. Ueberall findet man einen Lehrer, von dem man mit Vergnügen lernt. Das folgende, welches ein Auszug aus den erſten vier Abſchnitten iſt, wird dieſes Urtheil beſtätigen.

Der verdienſtvolle Unterſucher verweilt ſich nur kurz bey den mechaniſchen Trieben der Thiere. Er erklärt ſich gleich anfangs, daß er den Thieren mehr als einen künſtlichen Mechaniſmus, daß er ihnen Seelen zueigne. Die Empfindung, ſagt er, iſt der erſte Funke des

Lebens. Wenn wir nun dasjenige Weſen in uns, welches ſich der Dinge deutlich oder undeutlich bewußt iſt, für unſre Seele erkennen: ſo müſſen wir auch allen Thieren neben uns, ihrer Empfindung und ihres Bewußtſeyns wegen, eine Seele zugeſtehen. Der thieriſche Körper iſt das Werkzeug der Seele; dadurch wird eines theils das empfindliche Leben auf eine mechaniſche Art unterſtützt; andern theils wird die Erkenntniß gegenwärtiger Dinge, vermittelſt der ſinnlichen Gliedmaßen, der Seele mitgetheilt, und drittens wird die daraus entſtehende Neigung oder Abneigung der Seele mit gewiſſen Gliedmaßen der Bewegung willkührlich ausgeführt. Nimmt man das Wort Trieb in ſeinem weitläuftigſten Verſtande, da es alles natürliche Bemühen zu gewiſſen Handlungen begreift, und die Wirkſamkeit der Kräfte bedeutet; ſo giebt es bey den Thieren drey Arten von Trieben; mechaniſche, die dem Körper, als einer Maſchine zukommen, und ohne des Thieres Vorſtellung und Willkühr auf Handlungen abzielen, die das Leben unterhalten; Vorſtellungstriebe, die ein Bemühen der Seele ſind, ſich der Dinge nach dem gegenwärtigen und vergangnen Zuſtande ihres Körpers bewußt zu ſeyn; willkührliche Triebe, oder natürliche Beſtrebungen, das, was nach ihrer Vorſtellung und Empfindung Luſt erweckt oder verſpricht, durch gewiſſe Handlungen zu erhalten, und was mit Unluſt droht, von ſich zu entfernen.

Die Wirkſamkeit der mechaniſchen Triebe kömmt gar nicht auf die Vorſtellung oder Willkühr der Seele an. Mit einigen ſcheinen ſie zwar in einem geheimen Verſtändniſſe zu ſtehen, und dabey durch eine dunkle Empfindung und Neigung wirkſam zu ſeyn. Auch werden die Kräfte und Handlungen, die zur Erhaltung des Lebens gehören, durch heftige Gemüthsbewegungen niedergeſchlagen und erſtickt. Und dennoch iſt die Seele nicht die wirkende Urſache derſelben. Sie ſind nöthig, da ſie ihre Wirkſamkeit äußern müſſen, wenn Vorſtellung, Bewußtſeyn, Neigung und Abneigung in uns entſtehen ſollen: aber daß ſie nicht mit der Sorge, ein ſolches Treibwerk im Gange zu erhalten, beſchwert iſt: Welch eine Wohlthat iſt dieß nicht! Mit welchen ängſtlichen Vorſtellungen und Unruhen würde ſie nicht gequält werden! Nun aber dauert die Bildung und Bewegung der Maſchine ohne ihre Vorſtellungen und Wünſche fort. Die Beſchaffenheit derſelben in den ſinnlichen Werkzeugen und übrigen Gliedmaßen ſtimmt mit der Empfindung der Neigung und ganzen Lebensart eines Thieres überein. Wären die Werkzeuge der Sinnen nicht ſo eingerichtet, daß ſie eine beſtimmte Empfindung und Reizung gäben, die jeder Art des Lebens gemäß iſt, ſo würden Empfindungen und Begierden entſtehen, welche der Erhaltung jedes Thieres und ſeines Geſchlechtes zuwider wären, und dann würde ihnen auch der ſchärfſte Verſtand nichts zu ihrer Wohlfahrt helfen. Daher mußte alles, was zum Mechanismus gehört, bis aufs geringſte, mit jedes Thieres Element, Clima, Luft, Wärme, Nahrung, Bewegung und Verdauung harmoniren; eine ſolche Uebereinſtimmung entdecken wir auch überall, und ſie iſt wegen der daraus hervorleuchtenden und unbegreiflichen Kunſt und Weisheit zu allen Zeiten Vernünftigen als ein Beweis der unendlichen Vollkommenheiten Gottes vorgeſtellt worden. Schon Galen hat die Erkenntniß derſelben einen heiligen Lobgeſang genannt, wodurch Gott mehr als durch hundert tauſend Opfer verehrt würde.

Wo ſinnliche Empfindung iſt, da iſt auch ein natürliches Bemühen der Seele, ſich die Dinge nach der Art des ſinnlichen Eindruckes, vorzuſtellen. Dadurch kömmt ſie zum Bewußtſeyn derſelben, welches in keiner räumlichen Bewegung beſteht, und durch keine mechaniſchen Regeln erklärt werden kann. Dieſes natürliche Bemühen iſt immer geſchäfftig, und kömmt allem Denken und Beſchließen zuvor. Da nun die Thiere ſinnliche Werkzeuge haben, und ſich in ihren Bewegungen nach den äußerlichen Gegenſtänden richten: ſo müſſen ſie auch einen natürlichen Trieb haben, ſich die Dinge außer ihnen vorzuſtellen, und derſelben ſich auf einige Art bewußt zu werden.

Von der ganzen Vorſtellung, welche die Seele durch die Sinne empfängt, wird ihr immer ein Theil deutlicher, als der andre. Durch die größre Klarheit, die ſie empfängt, werden alle andere Gegenſtände verdunkelt. Eine ſo ausnehmende Vorſtellung entſteht, theils von dem ſtärkeren Eindrucke der äußern Dinge, theils von dem Reize der Luſt und Unluſt. Jene iſt unwillkührlich; wir können ſie nicht verhindern; dieſe hingegen iſt willkührlich. Welch eine Weisheit zeigt ſich nicht in dieſem Vorſtellungstriebe und deſſen Regeln! Da die Erhaltung des Körpers von den äußerlichen Dingen abhängt, ſo iſt uns daran gelegen, uns alles, was uns rühren kann, nach allen Sinnen auf einmal und außer uns vorzuſtellen, damit in der Idee nichts fehle, als was keinen Eindruck macht, und deswegen auch nichts ſchaden kann. Dadurch, daß wir genöthigt ſind, uns den ſtärkſten Eindruck auf eine ausnehmende Art vorzuſtellen, empfangen wir eine klärere Erkenntniß von den Dingen, die unſre Natur am empfindlichſten vergnügen oder kränken könnten. Die Thiere ſind uns darinnen ähnlich: auch darinnen, daß ſie fähig ſind, ſich gewiſſe ſinnliche Eindrücke durch ihre Willkühr lebhafter vorzuſtellen, und das iſt eine große Wohlthat für ſie, weil davon ihr ſinnliches Wohl und Wehe abhängt, welches ſie vermittelſt willkührlichen Vorſtellungen leichter befördern oder verhindern können.

Bey der klaren Vorſtellung eines gegenwärtigen Dinges kömmt uns auch das Vergangene wieder undeutlich in den Sinn, wenn es mit demſelben in einem Theile einerley iſt. Dieſes geſchieht ohne die Anwendung unſrer Willkühr; die Seele empfindet ein natürliches Bemühen dazu, und dieſe Erneurung des vergangnen dient zur Erkenntniß der einzelnen Dinge und ihrer Art, wie auch zur Ausübung aller übrigen Gemüthsfähigkeiten. Die Thiere haben, wie wir, eine Einbildungskraft, mit dem Unterſchiede, daß ſie der Vorſtellung des Vergangnen nicht willkührlich nachhängen können, welches nur in unſrer Gewalt ſteht.

Aus dieſem natürlichen Triebe zur ſinnlichen Vorſtellung gegenwärtiger und abweſender Dinge läßt ſich das verſtehen, was die Thiere nach dem gemeinen Triebe ihrer Affecten thun. Sie ſtellen ſich mit dem Gegenwärtigen zugleich das Vergangne vor, aber vermiſcht mit jenem, nicht außer demſelben, nicht als vergangen und unterſchieden von dem Gegenwärtigen. Dieſes können nur wir willkührlicher Weiſe thun, und eben hier ſind die

Scheidegrenzen zwiſchen dem Menſchen und den Thieren. Sie können das Vergangne nicht als vergangen mit dem Gegenwärtigen vergleichen, noch durch dieſe Vergleichung einſehen, daß es mit demſelben einerley ſey. In ihrer Vorſtellung iſt lauter Heute; Geſtern und Ehegeſtern ſind nicht davon abgeſondert. Sie wiſſen von keiner Zeitfolge, und betrachten weder ſich, noch die Dinge außer ſich, wie ſie durch verſchiedne Veränderungen in einen verſchiednen Zuſtand kommen.

Unterdeß thut den Thieren dieſe undeutliche Vorſtellung des Vergangnen unter dem Gegenwärtigen eben die Wirkung, als ob ſie ſich des Vergangnen, als vergangen erinnerten. Die vorige Luſt oder Unluſt, Neigung oder Abneigung macht auf ihre Affecten ſo gut einen Eindruck, als ob ſie die vorigen Begebenheiten mit den itzigen verglichen, und dadurch von einander unterſchieden hätten. Ihre Art, das Vergangne unter dem Gegenwärtigen vorzuſtellen, thut ihnen eben die Dienſte, die uns die Gewohnheiten thun, welche wir in der erſten Kindheit erhalten haben. Man ſagt einem Kinde, daß es die rechte Hand gebrauchen müſſe; man hält ihm deßwegen die andre Hand feſt; daß dieß geſchehen ſey, daran erinnert es ſich nicht; unterdeß bleibt doch die Vorſtellung in der Seele, und wird durch die öftere Wiederholung immer lebhafter, kräftiger und wirkſamer bey denen jederzeit gegenwärtigen Fällen, bis es ſich niemals mehr zu erinnern weiß, wie es zu ſeiner Gewohnheit gekommen iſt. Die Lebhaftigkeit der Idee erſetzt die Deutlichkeit derſelben.

Hieraus läßt ſich begreifen, wie die Thiere die Dinge kennen und von einander unterſcheiden, oder wie ſie ſich deſſen bewußt ſind, was ſie ſich vorſtellen. Ob der Eindruck derſelben angenehm oder widrig ſey, lehrt ſie die Vorſtellung des Gegenwärtigen durch die Schärfe der ſinnlichen Werkzeuge. Miſcht ſich nun die Vorſtellung des Vergangnen unter das Gegenwärtige: ſo muß eine vermiſchte Vorſtellung, die nur einerley enthält, auch nur einerley ſich ſelbſt ähnlichen Eindruck machen. So kennt ein Pferd die alte Herberge; ſo unterſcheidet der Hund ſeinen Herrn von andern Perſonen. Das gegenwärtige Anſchauen und der Geruch ſeines Herrn erneuert die vergangnen ähnlichen Vorſtellungen ſeiner Sinne, und zugleich der Wohlthaten ſeines Herrn, welches bey dem Geruche und Anſchauen andrer Perſonen nicht entſtehen kann.

Es hat zwar zuweilen das Anſehen, als ob die Thiere nicht allein einzelne Dinge, ſondern auch Arten und Geſchlechter kennten. Ein Hund kann Obſt vom Fleiſche, zahmes Fleiſch von wildem, alle Thiere können geſunde und giftige Kräuter von einander unterſcheiden. Haben ſie darum allgemeine Begriffe? Haben ſie abgeſonderte Vorſtellungen von den Aehnlichkeiten verſchiedener einzelnen Dinge mit einander? Es iſt unnöthig dieſes anzunehmen. Jedes einzelne Ding hat das an ſich, was ſeiner ganzen Art zukommt; folglich iſt der Eindruck aller einzelnen Dinge einerley mit dem ſinnlichen Eindrucke eines von ihnen, und daher kennt ein Thier die ganze Art durch den gleichen Eindruck, den ſie, wie ein Einzelnes davon, macht, ohne einer Vergleichung vieler mit einander zu bedürfen.

Da es den Thieren an einer allgemeinen Erkenntniß fehlt; da ſie einzelne Dinge nicht mit einander vergleichen, noch von den Aehnlichkeiten derſelben einen abgeſonderten Begriff erhalten können: ſo können ſie auch keine Begriffe haben, als vermittelſt der eingeſehenen Aehnlichkeit derſelben mit andern. Urtheile ſetzen Begriffe voraus; denn dieſe vergleichen wir mit einander, und dann bejahen, oder verneinen wir ſie von einander, wenn wir einſehen, daß ſie entweder mit einander übereinſtimmen, oder einander aufheben. Nun fehlt es den Thieren an Begriffen; was in unſern Urtheilen zween mit einander verglichene Begriffe ſind, macht bey ihnen eine einzige verknüpfte Vorſtellung aus. Aus eben dem Grunde können ſie keine Schlüſſe machen, indem dazu zween Begriffe gehören, die wir durch die Hülfe eines dritten Begriffes mit einander vergleichen. Man kann ſie ihnen freylich leicht andichten, weil wir Menſchen, nach unſrer Art zu denken, ihre Vorſtellungen durch entwickelte Begriffe, Urtheile und Schlüſſe erklären können. Allein wirklich hat ihre verworrene Vorſtellung ſolcher Dinge, die in ihrer Folge eine Verknüpfung haben, nur eine Analogie oder Gleichartigkeit mit unſern Schlüſſen und ihrem Zuſammenhange. Eben dieſe bringt die Erwartung ähnlicher Fälle ohne alles Schlüßen hervor. Denn indem ſie alles, was ehedem auf einander gefolgt iſt, zuſammen vorſtellet, wenn nur das Erſte itzt wieder kömmt: ſo macht die Vorſtellung des Erſten auch die folgende zweyte, dritte und vierte gegenwärtig. Die Thiere vermuthen das Künftige bloß durch die undeutliche Vorſtellung alles deß zuſammen, was vormals in Einer Folge bey einander war.

Dieſer Erwartung ähnlicher Fälle, welche in der undeutlichen Vorſtellung des Gegenwärtigen und Abweſenden gegründet iſt, muß es zugeſchrieben werden, daß die Thiere nach ihrer Art erfinderiſch ſeyn können. Ihre Erfindungen beſtehen aber in Einfällen, die aus einer undeutlichen Vorſtellung vieler Dinge entſpringen. Man kann ihnen deswegen eine Art von Witz und Liſt zuſchreiben, ohne ihnen Vernunft, oder Begriffe und Schlüſſe zueignen zu müſſen, wie die Menſchen ihre Erfindungen ſelten ihren Schlüſſen, ſondern meiſtentheils einer dunklen Erwartung ähnlicher Fälle, zu danken haben.

Alles Denken erfodert Begriffe, Urtheile und Schlüſſe; der Verſtand iſt eine Fähigkeit, deutlich zu denken; die Vernunft ein Vermögen, den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten einzuſehen, oder in ſeinem erſten Urſprunge betrachtet, ein natürliches Bemühen der Seele nach dieſer Art der Erkenntniß. Die Thiere haben keine Begriffe; ſie können nicht urtheilen und ſchlüßen; folglich haben ſie weder Verſtand noch Vernunft. Von dieſen Vorzügen unſrer Seele iſt nicht einmal eine Stufe bey ihnen anzutreffen, und ihre Seelen ſind deswegen von den unſrigen in ihren Kräften nicht etwa nur dem Grade, ſondern auch der Art ſelbſt nach, von einander unterſchieden.

Die Schranken der thieriſchen Vorſtellung beſtehen darinnen. Die Thiere haben keine abgeſonderte allgemeine Erkenntniß der Dinge, folglich auch keine Sprachfähigkeit, und dieſe Vorzüge können ſie durch keine Abrichtung und Kunſt erhalten.

Das Bemühen ihrer Seele nach Vorſtellungen, iſt bloß in dem Bezirke des Sinnlichen eingeſchloſſen, das ihren Körper rührt, und ihre Willkühr hat keinen weitern Einfluß in ihre aufnehmende Vorſtellung, als ſo fern er durch ſinnliche Luſt gereizt wird.

Sie beſtreben ſich nicht, Vorſtellungen zu haben, in ſo fern ſie eine Erkenntniß, eine Einſicht in die Wahrheit zuwege bringen, und eine Vollkommenheit des Verſtandes ſind; ſie beſtreben ſich nach denſelben, bloß wegen ihrer Beziehung auf ihr ſinnliches Wohl und Wehe.

Sie beſchäfftigen ſich nur mit dem Gegenwärtigen. Das Vergangne miſcht ſich in ihre Vorſtellung, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt werden, ohne einige Erinnerung, und wenn ſie das Zukünftige aus dem Gegenwärtigen vermuthen, ſo geſchieht es ohne ihr Wiſſen, ohne Vorausdenken, ohne Abſicht.

Von dem natürlichen Bemühen der Thiere nach Vorſtellungen, kommen wir auf ihre willkührlichen Triebe. Sie beſtehen in Neigungen und Abneigungen, die in einer vorgängigen undeutlichen Vorſtellung ſinnlicher Luſt oder Unluſt gegründet ſind. Sie ſetzen eine ſolche Einrichtung des Körpers, und beſonders ſeines Nervengebäudes voraus, worinnen die Urſache liegt, daß der Eindruck dieſer oder jener Luſt, Wärme oder Nahrung mit ihrer Natur übereinſtimmt oder nicht. Jedes lebendige Thier hat ein undeutliches Bewußtſeyn der Veränderungen in den Nerventheilen ſeines Körpers; es fühlt alſo, welcher äußerliche Eindruck ihnen gemäß iſt, oder nicht; es empfindet darüber ſinnliche Luſt und Unluſt. Dieſes Gefühl iſt ſehr lebhaft und ſicher; dadurch kennt es ſein Gutes und Böſes; daraus entſteht bey ihm die Neigung gegen das, was Luſt verſpricht, und ſeine Abneigung gegen das, was ihm Unluſt erweckt oder androht.

Es miſcht ſich aber bey den Thieren, wie bey den Menſchen, in den Affecten die Vorſtellung einer vergangnen Luſt oder Unluſt, unvermerkt in die Vorſtellung des itzt empfundnen, und hat alſo oft in ihre willkührlichen Triebe einen groſſen Einfluß. Zuweilen wollen verſchiedne, auch wohl widerſtreitende Eindrücke und Vorſtellungen, theils gegenwärtiger,

ger, theils abweſender Dinge zu einer Zeit in ihnen entſtehen und wirkſam werden. Daher erhält manches willkührliche Thun derſelben, das Anſehen einer freyen Wahl aus zwo möglichen Handlungen. Allein ihr Verfahren hat in ſolchen Fällen nur eine entfernte Aehnlichkeit mit unſrer freyen Wahl in der Wirkung; es iſt keine deutliche Einſicht des überwiegenden Guten; es iſt bloß der ſtärkere ſinnliche Eindruck und Reiz, der ſie zu ihren Handlungen beſtimmt.

Unter den willkührlichen Trieben iſt ein mannichfaltiger Unterſchied zu beobachten: Man bemerkt da erſtlich natürliche und abartende Triebe. Jene ſind ſolche, welche, vermöge der Natur jeder Thierart, von ſelbſt in der vollen Freyheit der Thiere ſtets auf einerley Weiſe wirkſam ſind. Dieſe hingegen weichen von der natürlichen Art zu handeln ab, außerordentlicher Umſtände, oder eines gewiſſen Zwanges wegen, und werden dadurch entweder ſchwächer, und faſt unwirkſam, oder auf eine andre Weiſe beſtimmt. Eine Urſache dieſer Abänderung iſt die Erziehung und Wartung ſolcher Thiere, welche urſprünglich frey und wild geweſen ſind; eine andre Urſache iſt der Zwang und die Abrichtung der Menſchen zu gewiſſen Handlungen, welche in den natürlichen Trieben der Thiere nur einen allgemeinen Grund haben.

Was ſolche Triebe betrifft, die den Thieren ganz natürlich ſind, ſo muß man erſt den allgemeinen Grundtrieb aller Thiere betrachten, ehe man die beſondern kennen lernt. Dieſer iſt das natürliche Bemühen nach der Erhaltung ſeiner ſelbſt und ſeines Geſchlechtes; ein Grundtrieb, den ſie mit uns gemein haben, der eher als alle andre Vorſtellung da iſt, und auch bey uns dem Gebrauche der Vernunft zuvorkömmt. Nichts kann nothwendiger ſeyn, als dieſer Grundtrieb. Denn wenn man ein empfindliches Leben ſetzen könnte, das gegen ſich ſelbſt gleichgültig wäre, ſo müßte man auch ſetzen, daß es nicht lange dauern würde. Es würde, dieſer Gleichgültigkeit wegen, nicht bemüht ſeyn, ſich ſelbſt zu erhalten: was könnte denn ſeinen Untergang verhindern?

Aus dem allgemeinen Grundtriebe der Thiere nach ihrer und ihres Geſchlechts Erhalhaltung, laſſen ſich alle beſondere willkührlichen Triebe derſelben herleiten, wenn man die beſondern Beſtimmungen ihrer Lebensart und ihrer Umſtände dazu nimmt. Unter den beſondern Trieben giebt es noch einen großen und merkwürdigen Unterſchied; es giebt eine Art, die man Affectentriebe; eine andre Art, die man Kunſttriebe nennen kann. Wir Menſchen werden zuweilen durch Affecten, das iſt, durch eine heftige ſinnliche Neigung oder Abneigung zu unſern willkührlichen Handlungen getrieben; wir haben aber auch unſre Künſte, regelmäſſige Fertigkeiten in gewiſſen Handlungen, die unſre Art des Lebens zu unſrer Erhaltung und Wohlfahrt erfodert, die Affectriebe der Thiere ſind den unſrigen ganz ähnlich, weil wir ihnen, wie ſie, ohne Ueberlegung folgen. Bey den Kunſtfertigkeiten hingegen iſt dieß der Unterſchied, daß wir ſie durch die Kräfte unſers Verſtandes erfinden oder lernen, und durch eine fleißige Uebung erwerben müſſen. Wir brauchen Nachdenken und Ueberlegung dazu; allein die Thiere haben alles dieſes nicht nöthig.

Die Thiere haben in dem Sinnlichen viel voraus. Sie haben ſchärfere Werkzeuge der äußerlichen Empfindung, als wir. Welcher Menſch kann ſich rühmen, ſo weit in die Ferne zu ſehen, als die Raubvögel, oder im dunkeln alles ſo genau zu unterſcheiden, als die Eulen oder Katzen? Wer hat eine ſo zarte Empfindung des Geruchs, als viele Thiere haben? Dieſe Schärfe der Sinne macht, daß ſie das ſchnell entdecken, was ihnen zuträglich oder ſchädlich iſt, und den Reiz, der mit ihren Empfindungen verknüpft iſt, iſt für ſie ein ſichrer Wegweiſer zu ihrer ſinnlichen Glückſeligkeit. Der Menſch hingegen kann faſt keinem einzigen Sinne und deſſen Reize trauen, wo er nicht Erfahrung und Vernunft zu Hülfe nimmt. Wie viel iſt dem Gefühl angenehm und reizend, was doch in der Folge ſchädlich iſt! Und würden wir nicht bey allen Sinnen im Genuſſe das Maas überſchreiten, wenn man demſelben ſo lange nachhängen wollte, als er angenehm iſt.

Allein bey allen dieſen Vorzügen der äußerlichen Sinne, welche den Thieren den Weg zu der ihnen beſtimmten Glückſeligkeit erleichtern, würden ſie doch den Zweck ihrer Natur nicht erhalten, wenn ſie außer der Selbſtliebe, und den beſondern Affecttrieben nicht noch natürliche Kunſttriebe beſäßen. Denn es iſt etwas anders, an dem ſinnlichen Reize erkennen, daß etwas gut ſey, und es deswegen verlangen; etwas andres iſt es, die Mittel und die Art, wie man dazu gelangen könne, wiſſen, und was man weiß, mit Fertigkeit ausüben. Die fertige Geſchicklichkeit in der Anwendung der dienlichſten Mittel zu ihrem Glücke muß ſo verſchieden ſeyn, als die Thierarten ſind, die eine verſchiedene Lebensart haben.

Uns Menſchen fehlt von Natur dieſe Geſchicklichkeit. Niemand iſt ein geborner Weber, Jäger, oder Schmidt. Wie macht es aber die Motte, die aus ihrem Eye nackt, wie wir, in die Welt tritt? Sie fühlt nicht allein die Ungemächlichkeit ihrer Blöße von auſſen, ſondern auch innerlich ein kunſtfertiges Bemühen, ſich ein Kleid zu weben, und ſolches, wenn es ihr zu enge wird, zu erweitern. Wie macht es die Spinne und der Ameislöwe, um zu ihrem Unterhalte zu kommen? Beyde können ſich nur von fliegenden und kriechenden Inſecten nähren, und doch ſind ſie viel langſamer in ihrer Bewegung, als ihre Beute. Allein jene fühlt mit dem Anfange ihrer Exiſtens in ſich das Vermögen zur Netzſtrickerkunſt, und dieſer die Kunſt, einen holen Trichter im Sande zu miniren, und dieß zwar, ehe ſie Fliegen und Ameiſen geſehen haben. Damit beſchäfftigen ſich die Thiere, ehe ſie noch aus der Erfahrung wiſſen, was jedes Ding für ein Verhältniß zu ihren Nothwendigkeiten hat. Ihre Handlungen ſind ſo beſchaffen, daß ſie die bequemſten Mittel in ſich halten, welche zur Abſicht ihrer Selbſterhaltung von dem ſchärfſten Verſtande hätten erfunden werden können. Eben dieſe Handlungen haben, nach dieſem Verhältniſſe der Mittel, zum Zwecke, und der Art, ſie anzuwenden, ihre feſtgegründeten Regeln, wornach ſie ſich richten, ungeachtet es unzählige Möglichkeiten giebt, davon abzuweichen. Eben dieſelben Handlungen erweiſen ſich bey den Thieren vom Anfange ihres Lebens als eine Fertigkeit, die ohne langſame und mißliche Verſuche, ohne vorgängige Irrungen mit dem erſtenmale Meiſterſtücke macht. Ihre Fertigkeiten ſind ihnen natürlich und angeboren. Eine regelmäßige Fertigkeit in willkührlichen Handlungen, die zu einem gewiſſen Zwecke führen, und doch vielfältige Abweichungen leiden, nennt man Kunſt. Die Thiere beſitzen alſo angeborne Künſte und Kunſttriebe, weil ſie alle ein natürliches Bemühen haben, ihre angebornen Künſte zu ihren Bedürfniſſen auszuüben. Weil wir Menſchen meiſtentheils lauter erworbne Fertigkeiten und Künſte haben, ſo ſchiebt man dieſes in den weſentlichen Begriff derſelben hinein. Man nennt ſie Geſchicklichkeiten, die wir durch die Uebung beſitzen. Allein die Urſache eines Dinges, und die Art ſeines Entſtehens thut nichts zu ſeinem weſentlichen Begriffe. Hätten die Menſchen auch keine andre, als erworbne Kunſtfertigkeiten: ſo folget daraus nicht, daß den Thieren keine angeboren ſeyn könnten. Die natürlichen Kunſttriebe der Thiere ſind deswegen kein nichtsbedeutendes leeres Wort, weil uns die Erfahrung zeigt, daß ſie, jedes in ſeiner Art, gewiſſe ähnliche Handlungen, welche die dienlichſten Mittel zu ihrer und ihres

Geſchlechtes Erhaltung abgeben, zu verrichten bemüht ſind, und in dieſen Handlungen gleich das erſtemal, wenn ſie verrichtet werden, zum Theil ſo gleich nach der Geburt, eine regelmäßige Fertigkeit beweiſen. Die Sache ſelbſt iſt erklärt; aber wie dieſe Triebe möglich ſind, dieſes erfordert eine beſondre Unterſuchung.

Hundert zwey und ſechzigſtes Stück.

Ich fahre heute mit dem Auszuge aus dem vortrefflichen Werke fort, welcher ſchon in dem letzten Blatte die Aufmerkſamkeit der Leſer, und, wie ich mir ſchmeichle, mit Vergnügen beſchäftiget hat.

Die Verſchiedenheit in den Lebensarten der Thiere, und die damit verknüpften beſondern Bedürfniſſe ſind der Grund aller ihrer Kunſttriebe. Kennt man dieſe, ſo kann man ein vollſtändiges Geſchlechtsregiſter derſelben geben, und die Eigenſchaften, die ſie haben, feſtſetzen.

Alle Kunſttriebe der Thiere haben entweder das Wohl eines jeden nach ſeiner Lebensart, oder das Wohl des ganzen Geſchlechts zum Endzwecke. Was die allgemeinen Mittel dazu betrifft, ſo gehört zur Erhaltung eines jeden Thieres, erſtlich eine dienliche Luft in dem natürlichen Elemente, und eine ihm zureichende geſunde Nahrung, zweytens die Abwendung alles innern und äußern Ungemachs von lebloſen Dingen, von andern Thieren, von Verletzung und Krankheiten. Die Wohlfahrt und Erhaltung des Geſchlechts erfordert von den Aeltern, theils die Begattung, theils die Pflege der Brut, von den Jungen, theils, daß ſie ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, theils daß ſie die Nahrung und Pflege der Aeltern annehmen.

Zu allen dieſen iſt ein Mittel aller Mittel, die willkührliche Bewegung ſo wohl des ganzen Leibes von einem Orte zum andern nach eines jeden Element und körperlichen Beſchaffenheit, als auch der beſondern Gliedmaßen zu den Bedürfniſſen jeder Lebensart nöthig.

Die Elemente, worinnen Thiere leben, und ſich bewegen können, ſind Luft, Waſſer, Erde und die Athmoſphäre. So verſchieden dieſe in ihren Arten ſind, ſo verſchieden ſind auch die Thiere, und ihre Lebensarten, und die Beobachtung lehrt, daß ihr ganzer Bau, alle ihre äußerlichen und innerlichen Theile und Triebe nach den Regeln eingerichtet ſind, welche dieſe Verſchiedenheit beſtimmt.

Eben ſo iſt es mit dem Unterhalte der Thiere beſchaffen. Es iſt nichts ſo entfernt von dem Geſchmacke und der gedeylichen Nahrung der Menſchen, das nicht dieſem oder jenem Thiere zum Unterhalte diente. Auch damit ſehen wir in unzählbaren Beyſpielen derſelben Geruch, Geſchmack, und alle Werkzeuge des Eſſens und der Verdauung, und den ganzen Bau aller Gliedmaßen übereinſtimmen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den widrigen Begebenheiten, die die Art des Lebens verändern, mit der Begattung und mit dem innern Unterſchiede der thieriſchen Seelen, ihrer Neigungen und Kräfte.

Betrachten wir die verſchiednen Bedürfniſſe jeder thieriſchen Lebensart, ſo finden wir darinnen den Schlüſſel, warum den Thieren bey dem Mangel an Erfahrung, Unterricht, und Vernunft natürliche und erbliche Kunſtfertigkeiten eingepflanzt ſind; warum jede Thierart dieſe und keine andre Kunſttriebe empfangen hat; warum mancher Thierart mehr Künſte anerſchaffen worden, als der andern. Alle ſind zu ihrer Erhaltung und Wohlfahrt unentbehrliche Mittel. Mit dieſer in der Beobachtung gegründeten Wahrheit muß noch eine andre verknüpft werden. Jeder Kunſttrieb, in ſeiner beſondern und beſtimmten Art zu handeln, iſt für jede Art der Thiere und ihres Lebens unverbeſſerlich. Würde nur das geringſte darinnen anders eingerichtet, ſo würde ſolches dem Thiere und ſeinen Jungen Leben und Geſundheit koſten. Man lege nur in einem Geſpinnſte des Seidenwurms oder einer andern Raupe die Puppe verkehrt, ſo wird der Schmetterling nicht mit ſeinem Kopfe durchdringen können und folglich ſterben müſſen.

Nach den verſchiednen Bedürfniſſen jeder Art des thieriſchen Lebens und der Mittel dazu, kann man die mannichfaltigen Kunſttriebe der Thiere in verſchiedne Claſſen eintheilen. Der Verfaſſer bringt ſie unter zehn Hauptabtheilungen.

In der erſten Claſſe ſind die thieriſchen Kunſttriebe, welche die Bewegung der Thiere angehen; in der zwoten die, welche Mittel zu dem erſten Hauptbedürfniſſe der bequemen Luft, in dem rechten Elemente und in der rechten Gegend ſind; in der dritten die, die zur Erlangung dienlicher und hinlänglicher Nahrung dienen; in der vierten die, welche auf die Abwendung des Schädlichen von lebloſen Dingen zielen; in der fünften die, welche beſtimmt ſind, die beſorgliche Beſchädigung von andern Thieren zu verhindern; in der ſechſten die, welche die Begattung der Thiere zur Erhaltung des Geſchlechts zum Endzwecke haben; in der ſiebenden die, welche die Aeltern in der Verſorgung und Pflege der Jungen äußern; in der achten die Kunſttriebe der neugebohrnen Thiere ſelbſt; in der neunten die geſellſchaftlichen Kunſttriebe; in der zehnten die weitern Beſtimmungen und Abänderungen der natürlichen Triebe. Jede Claſſe hat viele

Unterabtheilungen, die ich, um nicht allzu weitläuftig zu ſeyn, übergehe.

Alles was man von den Eigenſchaften der thieriſchen Kunſttriebe ſagen kann, kömmt auf folgende durch unläugbare Erfahrungen beſtätigte Sätze an.

Keinem Thiere mangelt es an den nöthigen Kunſttrieben zu ſeiner und ſeines Geſchlechtes Erhaltung und Wohlfahrt.

Keine Thierart hat unnöthige und überflüßige Kunſttriebe.

Kein einzig Thier hat von Natur fremde, falſche und verkehrte Kunſttriebe, ſolche die ſich mehr für eine andre Art des Lebens, als für die ſeinige ſchickten.

Die Kunſttriebe verhindern nicht, daß nicht Tauſende von einzelnen Thieren vor ihrer rechten Sterbezeit untergehen, aber ſie ſchaffen, daß die Anzahl jeder Art in einem Gleichgewichte mit den andern bleiben.

Die Wirkſamkeit der Triebe wird theils durch die äußere ſinnliche Empfindung der Luſt und Unluſt, theils durch eine andre gleiche Empfindung ihrer Natur und ihres Zuſtandes erweckt.

Die undeutliche ſinnliche Vorſtellung des Vergangnen wirkt zuweilen auf die thieriſchen Triebe.

Alle gemeinen Triebe der Thiere laſſen ſich, aus einer ſinnlichen Vorſtellung des Gegenwärtigen und Vergangnen, und einer daraus erzeugten ſinnlichen Begierde verſtehen.

Der mechaniſche Bau der thieriſchen Körper in den Werkzeugen der Sinne und Empfindung ſtimmt mit der Art derſelben, und mit der willkührlichen Ausführung der Begierde genau überein.

Selbſt die Theile zerſchnittner Inſecten und Thiere ſcheinen noch bey manchen zu empfinden und bemüht zu ſeyn, ihre Kunſttriebe auszuüben.

Alle Thiere einer Art handeln, wenn ſie frey ſind, in ihren Kunſttrieben nach einerley beſtimmten Weiſe und Regel, wenigſtens im Weſentlichen, ſo daß ihnen bloß zufällige Beſchaffenheiten verſchiedentlich zu beſtimmen übrig bleiben,

Die Kunſttriebe der Thiere ändern in den Hauptſtücken, nicht nach den Ländern und Nationen, und werden bey den Nachkommen weder vollkommner noch ſchlechter; die Thiere erlernen keine neuen Künſte, und keine gehen verloren.

Jedes Thier äußert ſeine Kunſttriebe ohne vorgängige Uebung auf einmal mit einer völligen regelmäßigen Fertigkeit, woraus folget, daß ſie natürlich, angebohren und erblich ſind.

Dieſes erhellt auch daher, daß einige thieriſche Kunſttriebe, ſich erſt in einem gewiſſen Alter und Zuſtande, auch wohl nur einmal äußern; jedoch bey allen auf einerley Weiſe und ſogleich mit völliger regelmäßiger Fertigkeit.

Bey einigen Thieren bemerkt man einen Trieb zu einem beſtimmten Gebrauche ihrer Werkzeuge, noch ehe dieſe da ſind. Sie lernen alſo den Gebrauch derſelben nicht dadurch, daß ſie dieſelben wirklich haben.

Einiger Thiere jugendliche Schwäche würde ihre Triebe unnütz machen; darum ſind ſie den Trieben der Aeltern und ihre Pflege anvertraut, und in ſo weit kann man ſagen, daß einige Thiere den Gebrauch ihrer Triebe von ihren Aeltern erlernen, oder von ihnen dazu angeführt werden.

Die Kunſttriebe der Thiere ſind von Natur nicht ſo gänzlich und in allen Stücken beſtimmt, daß ihnen gar nichts durch ihr eignes Erkenntnißvermögen nach den Umſtänden verſchiedentlich zu beſtimmen übrig bliebe.

Wenn die Thiere in ihren Kunſttrieben geſtört werden, ſo ſuchen ſie den Schaden nach ihrem Sinne zu beſſern, oder ein neues Werk zu machen.

Wenn ſie zuweilen ſelbſt von der regelmäßigen Vorſchrift ihres Kunſttriebes unvermerkt abgewichen ſind, ſo ſuchen ſie ſolchen Fehler durch Nachgeben und Einlenken zu verbeſſern. So nehmen die Bienen an ihren Scheiben ab, was an einem Orte zu viel iſt, und ſetzen es an einem andern an, ſo daß ſie ungefähr einerley Dicke behalten.

Die Thiere können zuweilen in ihren Trieben irren; es geſchieht aber ſelten, wenn ſie in ihrer vollen Freyheit ſind.

Es laſſen ſich den Thieren keine neue und andre Triebe einflößen, als die, die ihnen die Natur gegeben hat. Doch können dieſe durch

Verknüpfung des ſinnlichen Guten und Böſen mit gewiſſen Handlungen zum Nutzen und Vergnügen der Menſchen gedämpft, gelenkt und abgerichtet werden; nur muß alles, wozu man ſie abrichten will, ihre undeutliche Vorſtellung nicht überſteigen. Allein alle den Thieren beygebrachte Gewohnheiten und Künſte ſind für ſie ſelbſt unnöthig und überflüßig.

Alle dieſe Wahrheiten weiß der Verfaſſer auf eine überaus gründliche und einnehmende Art zur Widerlegung der Hypotheſen anzuwenden, welche die Alten und Neuern erdichtet haben, die Kunſttriebe der Thiere und ihre Handlungen zu erklären. Er zeigt, daß man ſie weder aus einer Art der Vernunft, noch aus Cudworths zeugenden und bildenden Natur, noch aus dem Mechanismus ihres Körpers, noch aus einer unmittelbaren Einwirkung Gottes, noch aus einem bloſſen Gefühle des Schmerzes begreiflich machen könne. Hierbey iſt merkwürdig, daß unter den Alten Galen und Seneca erbliche und anerſchaffene Kunſttriebe angenommen haben.

Die Vorzüge der Thiere in dem Mechanismus ihres Körpers, in ihren äußerlichen Sinnen, und ihrer ſinnlichen Phantaſie, in ihrer innerlichen Empfindung ihrer ſelbſt, ihrer Natur und Bedürfniſſe und den ihnen eingepflanzten blinden damit übereinſtimmenden Neigungen ſind nach dem Urtheile des Verfaſſers zureichend, uns die Beſchaffenheit ihrer Kunſttriebe und ihren Grund begreiflich zu machen. Die Ausführung davon iſt in den oben angeführten durch die Erfahrung beſtätigten Sätzen gegründet; und deswegen halte ich mich nicht dabey auf, obgleich das, was von dem Unterſchiede zwiſchen uns und den Thieren in Abſicht auf unſre verſchiednen Kräfte geſagt, außerordentlich ſchön und des Nachdenkens eines jeden Menſchen würdig iſt, der ſeine Kenntniſſe durch neue gründliche Einſichten zu bereichern wünſcht. Es kann niemanden ſchwer fallen, wenn er dieſe Grundlinien des ganzen Werkes gefaßt hat, ſolches mit Einſicht und Nutzen ganz zu leſen. Ich aber habe es mir immer zur Regel gemacht, in meinen Werken keines Werkes zu gedenken, das nicht ganz geleſen zu werden verdient, ohne es ausdrücklich anzuzeigen!

Die Abhandlung, welche dieſes ſchätzbare Werk beſchließt, zeigt, mit welchen edlen und der menſchlichen Vernunft würdigen Geſinnungen der Verfaſſer die Natur betrachte, und ſo viel Ehre die übrigen Abhandlungen ſeiner Einſicht machen, ſo viel Ehre macht dieſe ſeinem Herzen. Er beweiſt aus den Kunſttrieben der Thiere theils das nothwendige Daſeyn eines Schöpfers aller Dinge, theils die Unendlichkeit ſeiner Macht, Weisheit und Güte, und zieht daraus, daß es ihm gefallen hat, uns in Abſicht auf die ſinnliche Empfindung die Thiere in vielen Stücken vorzuziehn, durch die Vernunft aber uns auf einer andern Seite wieder weit über ſie zu erhöhen, den unwiderſprechlichen Schluß, daß wir verbunden ſind, unſre größte Glückſeligkeit in der Verherrlichung des höchſten Weſens durch einen beſtändigen Fortgang in richtigen Erkenntniſſen und ihm gefälligen Tugenden zu ſuchen, und, wenn wir Macht beſitzen, ſolchen durch eine weiſe Anwendung derſelben zu befördern.

Hun-

Hundert drey und ſechzigſtes Stück.

Wofern wir wünſchen, eine Tugend zu beſitzen, welche an dem großen Tage bewährt erfunden werden könne, wo über alle menſchliche Handlungen das entſcheidende Urtheil der höchſten Weisheit und Gerechtigkeit ausgeſprochen werden ſoll: ſo müſſen wir es uns beſonders angelegen ſeyn laſſen, bis in die verborgnen und finſtern Schlupfwinkel unſers Herzens durch zu dringen, und zu einer genauen Kenntniß unſrer geheimen Fehler und Unordnungen zu gelangen. Die Eitelkeit unſers Herzens verleitet uns nicht allein zu den thörichten Bemühungen, vor den Augen unſrer Nebenmenſchen rechtſchaffener zu ſcheinen als wir ſind; ſie macht uns auch leicht zu Heuchlern, die ihr eigen Herz zu betrügen ſuchen, und ſo wohl ihren Tugenden einen Werth zueignen, den ſie nicht haben, als auch ihre Irrthümer und Unordnungen entweder nicht kennen wollen, oder wohl gar für rühmliche Eigenſchaften und Handlungen erklären. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß zur Sicherheit vor dieſem gefährlichen Selbſtbetruge, eine vorzügliche Treue und Strenge in der Unterſuchung und Beurtheilung ſeiner ſelbſt erfordert werde.

Es laſſen ſich viele Regeln geben, deren Beobachtung die Entdeckung unſrer geheimen Fehler befördert; ich will mich aber nur bey einigen aufhalten, die mir entweder weniger bekannt, oder vor andern nützlich zu ſeyn ſcheinen.

Man unterſuche ſich alſo genau und ſorgfältig, ob man theils in ſeinem Hauſe, wo man keine andern Beobachter zu haben glaubt, als ſolche, auf deren Treue und Verſchwiegenheit wir uns verlaſſen können, theils in der Einſamkeit, in welcher man bloß den Richter über uns, und den Richter in uns zu Zeugen ſeiner Geſinnungen und Thaten hat, eben ſo geſinnt ſey, eben ſo handle, als man vor den Augen der Welt denkt und handelt. Ueberläßt man ſich hier andern Neigungen und Grundſätzen in ſeinem Verhalten, ſo iſt gewiß die Tugend, die man im Publico ausübt, weiter nichts, als eine Maske, die man ablegt, wenn man von dem Schauplatze abtritt. Wir vermeiden dieſe oder jene Ausſchweifungen, ſo lange wir ſichtbar zu ſeyn glauben; vermeiden wir ſie eben ſo ſorgfältig, wenn der Vorhang niedergelaſſen worden iſt? So ſcharfſüchtig auch das Publicum ſeyn mag, ſo ſieht es doch nicht allezeit das, was der Kammerdiener oder die vertraute Aufwärterinn erzählen könnte.

Man unterſuche weiter mit einer ſtrengen Unpartheylichkeit, theils was man an andern rechtfertigt und entſchuldigt; theils was man an andern tadelt. Die Nachſicht, die man gegen die Unordnung ſeiner Nebenmenſchen beweiſt, entſpringt nicht allezeit aus einer liebreichen Gemüthsart. Vielleicht würde man die Gerechtigkeit in ſeinen Urtheilen über ſie bis zur Härte und Unfreundlichkeit treiben, wenn man ſich von ihren Fehlern frey wüßte. Man will ſie aber nicht für Fehler halten laſſen; wenigſtens nicht für grobe Fehler, weil man ſich zugleich verdammen müßte. Man rechtfertigt andre, weil man ſelbſt gerechtfertigt oder entſchuldigt zu werden wünſcht. Die Strenge in der Beurtheilung ſeiner Nebenmenſchen und ihrer Handlungen kann einen eben ſo vortrefflichen Urſprung haben. Man will die Augen der Neugierigen von ſich abwenden; man will die Welt überreden, daß man ſich deſſen nicht ſchuldig machen könne, was man mit Heftigkeit und Ernſt an andern misbilligt. Eine ſolche Heucheley betrügt vielleicht erſt nur die Welt; endlich aber wirkt ſie auch auf den Betrüger ſelbſt zurück; er fängt an, ſich beſſer vorzukommen, als er iſt, weil er andern beſſer vorkömmt. Es iſt ein Miſſethäter, der den Richter beſtahl; der Richter ſpricht ihn los, und in kurzer Zeit glaubt er, daß der Richter nicht unrecht geurtheilt haben könne.

Nur allzuviele Fehler verbergen ſich in die betrügliche Geſtalt eines unſchädlichen Vergnügens. Es iſt erlaubt, ſich eine Freude in der Welt zu machen: Warum ſoll ich mir dieſes Vergnügen verſagen? Wem ſchade ich dadurch? Weswegen ſollte ich meiner Neigung andre Grenzen ſetzen, als die Unſchädlichkeit derſelben? Wenn ich einem jeden gebe, was ſein iſt; wenn ich die Pflichten meines Berufes nicht vernachläßige; wenn niemand über mich klagen kann: Weswegen ſoll ich meinem beſondern Hange nicht folgen? Allein eben hier ſind die unbewachten offnen Thüren der Seele, durch welche ſich manche Fehler in das Gemüth einſchleichen, ohne beobachtet zu werden. Daher ſoll uns alles Vergnügen verdächtig ſeyn, zu dem wir einen allzuſtarken Hang haben. Denn das Weſen der wahren Tugend beruht auf einem richtigen Gleichgewichte aller unſrer Neigungen gegen einander. Wie oft wird überdieß nicht etwas bloß darum für unſchädlich gehalten, weil die nachtheiligen Folgen deſſelben Zeit brauchen, ehe ſie ſich entdecken können?

Würde ich eben das, was ich mir erlaube, meinen Kindern in gleichen Umſtänden erlauben? Würde ich es an meinen Feinden überſehen? ⸗ ⸗ Die Entdeckung unſrer Fehler wird uns ſehr erleichtert werden, wenn wir uns dieſe Fragen unpartheyiſch beantworten wollen.

Es iſt ein Unglück, Feinde zu haben, die unſerm guten Namen zu ſchaden ſuchen. Ihre Bosheit wird ſie antreiben, unſre Tugenden zu verkleinern, uns bey den löblichſten Handlungen ſtrafbare Abſichten anzulügen, unſre Schwachheiten zu vergrößern. Aber auch das Gift kann zur Arzeney gebraucht werden. Freunde ſchmeicheln oft ſo ſehr, als unſre Eigenliebe, ohne Schmeichler ſeyn zu wollen. Feinde hingegen ſind ſcharfſichtig; es iſt uns nicht ſo viel daran gelegen, uns auszukundſchaften, als ihnen; folglich können wir von ihnen viele von unſern geheimen Fehlern erfahren, die wir ſonſt nicht entdecken würden. Wie nützlich kann es uns denn nicht ſeyn, nachzuforſchen, wie unſre Feinde über uns urtheilen! Doch müſſen wir dieſes mehr noch in der Abſicht, uns zu beſſern thun, wenn ihr feindſeliger Tadel gegründet ſeyn ſollte, als in der Abſicht, ſie durch unſre Rechtfertigungen zu ſchanden zu machen.

Verknüpfen wir mit dem Gebrauche dieſer Mittel den großen Gedanken der Allgegenwart Gottes; denken wir oft daran, daß wir unter den Augen eines Richters wandeln, bey dem die Finſterniß iſt, wie das Licht, unter den Augen eines Allwiſſenden, der auch den Rath des Herzens offenbaren kann, und offenbaren will: Wie ſehr werden wir dann nicht in der Reinigung unſrer ſelbſt auch von unſern geheimen Fehlern und Unordnungen wachſen!

Hundert vier und ſechzigſtes Stück.

Noch immer wechſeln ordentlich
Des Jahres Zeiten ab.
Früh ſtrömt, und ſpät ergießet ſich
Dein Regen, Gott, herab.

Du öffneſt deine milde Hand,
Jehovah Zebaoth!
Du ſegneſt, du erfüllſt das Land
Mit deinen Gütern, Gott!

Dein Fußtritt in den Wolken träuft
Von Fett und Fruchtbarkeit:

Die Saat geht auf und blüht und reift
Und ſättigt und erfreut.

Von dir geſegnet giebt der Baum,
Wenn einer Schatten ſucht,
Uns unter ſeiner Zweige Raum
Erfriſchung und auch Frucht.

Wie frölich lächelt jede Flur?
Es fließt ſich immer gleich
Der Freude Quell, und die Natur
Iſt unerſchöpflich reich.

Wem ſtrömt ſie nicht, von dir erfüllt,
In tauſend Bächen zu?
Wer iſt ſo gut, ſo treu, ſo mild,
So väterlich, wie du?

Herr, ohne dich vergiengen wir,
Und wir verdientens auch;
Und dennoch leben wir in dir
Beſeelt durch deinen Hauch!

Nicht einer mangelt deiner Huld;
Wem ſtrahlet nicht dein Licht?

Mit welcher Langmuth und Geduld
Verſchonſt du unſer nicht?

Ach betet, Menſchen, betet an!
Erwägts! Und denket nun!
Was hat nicht Gott an uns gethan?
Was will er nicht noch thun?

Hundert fünf und ſechzigſtes Stück.

Mein Herr,

Ich bin ein Mann, der ein anſehnliches Vermögen, und nur eine einzige Tochter hat. Sie iſt nun in den Jahren, wo ſie alle Tage heyrathen kann, und weil ich wohl Luſt habe, Großvater zu werden, ſo will ich mich auch nicht dawider ſetzen. Liebhaber finden ſich in dieſer Zeit für ein Mägdchen genug, das um eine gute Mitgift nicht verlegen ſeyn darf; alſo fehlt es meiner Tochter auch nicht daran. Unter allen aber, die ſie hat, ſind nur ein Paar, die mir anſtehen. Der eine hat die beſten Eigenſchaften, die man ſich bey einem Schwiegerſohne wünſchen kann. Es iſt noch ein junger Kaufmann, aber er verſteht die Handlung; er iſt arbeitſam und fleißig; dabey rühmt ihn alle Welt wegen ſeines guten Herzens, und wirklich hat er ſo etwas Gefälliges und Angenehmes, daß ich ihn überaus gern leiden mag. Der andre iſt nun wohl ſo ſchlimm nicht, als ihn viele Leute beſchreiben; unterdeß iſt doch nicht ſo viel Gutes an ihm, er iſt eingebildet und ſtolz, ohne viel gelernt zu haben, denkt auch bey der Handlung nicht zu bleiben, ungeachtet ich mich noch wohl erinnere, wie klein ſein Vater anfieng. Und ſie können ſich bedenken, werden Sie fragen? Freylich bedenke ich mich, und die Urſache iſt: Jener kann mit der Zeit durch ſeinen Fleiß was vor ſich bringen. wenn er glücklich iſt; aber noch wills nicht mit ihm fort; es fehlt ihm an Kräften. Der andre hingegen = = ach mein Herr, er iſt unausſprechlich reich; er hat Geld faſt zum Wegwerfen, wie er denn auch das zuweilen thun mag. Soll man ſich nicht bedenken, mein

Herr? Meine Tochter nähme den erſten lieber, und könnte ihn auch wohl mit dem forthelfen, was ich ihr mitgeben kann: aber er hat doch ſelber noch nichts; denn ein wenig iſt ja nicht beſſer als nichts. Der andre hingegen könnte wohl zehn Frauen ernähren. Nun habe ich gehört, daß ſie ein Mann ſeyn ſollen, der einem wohl einen guten Rath geben kann. Alſo will ich Sie dienſtlichſt erſuchen, mich wiſſen zu laſſen, was ihre Meynung iſt, ob ich mich fürs Geld, oder für die guten Eigenſchaften entſchließen ſoll. Ich bin u. ſ. w.

T. A.

Ich kann meinem Correſpondenten keine andre Antwort geben, als die, die ſchon einmal ein alter, weiſer, großer und berühmter Mann, Themiſtokles genannt, gegeben hat, als man eben die Frage an ihn that: **Für meine Tochter mag ich lieber einen Mann, der Geld, als Geld, das einen Mann braucht.**

Mein Herr,

Als ich neulich von einem jungen Herrn in die Kutſche geführt wurde, und er ſich bey dem Einſteigen bückte, mir, wie es ſchien, die Hand zu küſſen: ſo ſah ich recht von ohngefähr, aber ganz deutlich, daß er ſeinen Daumen küßte, den er auf meine Hand gelegt hatte. Sagen Sie mir, iſt das, um mich eines unfrauenzimmerlichen Wortes zu bedienen, Grobheit oder eine neue Art von Sittſamkeit und Höflichkeit?

Lucia.

N. S. Eben itzt erzählt mir eine Freundinn, daß er ſich in allen Geſellſchaften, wo kein Frauenzimmer dabey iſt, über uns Bürgermägdchen luſtig machen ſoll, ungeachtet ſein Adel noch keine funfzig Jahre alt iſt.

Mein Herr Ironſide,

Unter den weiſen Vorſchriften, welche dem Frauenzimmer mit eben ſo viel Artigkeit als Nachdruck und Stärke angeprieſen zu werden verdienen, ſcheint mir eine der vornehmſten dieſe zu ſeyn: *Folge der Natur.* Ich als ein eifriger Freund und Bewunderer des ſchönen Geſchlechts möchte gern alles, was Damen thun, für ſchön und liebenswürdig halten können. Wirklich glaube ich, daß mir viele von ihren Fehlern gefallen. Doch das Unnatürliche kann ich bey ihnen faſt noch weniger ausſtehen, als bey Mannsperſonen. Ein junger Herr mag ſich eine gewiſſe Artigkeit mit Gewalt ankünſteln wollen, weil er gar nichts einnehmendes hat; aber was braucht ſich doch ein Frauenzimmer zu zieren? Iſt ſie ſchön, ſo werden ihre Reizungen dadurch verſtellt; fehlt es ihr an Reiz, ſo wird ihre Häßlichkeit dadurch deſto ſichtbarer. Ich habe zwo Bekannte, von denen die eine ſchön und einfaltig, die andre aber klug und häßlich iſt, und jede durchaus das ſeyn will, was ſie nicht iſt. Von der Schönen laufe ich weg, wenn ſie den Mund aufthut, und doch plaudert ſie ohne Aufhören; der andern habe ich tauſendmal zu verſtehen gegeben, daß ich die Schönheit des Geiſtes der Schönheit der Geſtalt weit vorziehe, und doch liebäugelt ſie ſo viel, als wenn jede ihrer Mienen eine Gratie wäre. Wenn dieſe bloß reden wollte, ſo würde man ihre Häßlichkeit vergeſſen,

ſen, und wenn jene ſich nur zeigte, ſo hätte man von ihrer Gegenwart wenigſtens das Vergnügen, das man von einer ſchönen Bildſäule hat. Jede würde alſo ihre Bewunderer finden. Nun ſind ſie beyde mit den Vollkommenheiten, die ſie haben, unerträglich. Darum bitte ich Sie, keine Gelegenheit vorbey zu laſſen, wo ſie den Damen vorſtellen können, daß ſie gewiß, vorausgeſetzt, daß ſie tugendhaft ſind, allezeit ſelbſt bey einigen unverſchuldeten Fehlern der Geſtalt um ſo viel artiger und angenehmer ſeyn werden, je weniger ſie ſich von der Natürlichkeit entfernen. Um dieſe Gefälligkeit erſucht ſie im Namen aller Bewunderer des liebenswürdigen Geſchlechtes

Philogynos.

Wertheſter Herr und Freund,

Es iſt zu beklagen, daß in unſern Zeiten ſo manches verſchmäht wird, was bey unſern guten Alten überall nach Verdienſt und Würden beliebt und geehrt war. Immer will man was Neues haben. Vor dreyßig Jahren hatten wir eine Menge ſchöner Einfälle, die ich nun mit ſehr verächtlichen Minen Wortſpiele nennen höre. Wortſpiele ſind mein Talent; kein Menſch ſoll mirs darinnen zuvorthun. Halbtodt hätte man ſich ſonſt über mich lachen mögen, wenn ich nur den Mund aufthat. Die liebe Zeit! Itzt ſind die Leute ſo ſchläfrig geworden, daß ſie allezeit zu gähnen anfangen, wenn ich einmal mit einem herausrücke. Aller gute Witz, ſagt man, ſoll ein Ausdruck der ſchönen Natur ſeyn. Ich weiß nicht, was noch für unverſtändliche Wörter in der Welt aufkommen werden. Schöne Natur, mein Herr; ſchöne Natur = = davon kann ich mir gar keinen Begriff machen; das muß ich bekennen. Meine Einfälle haben den Vorzug, daß man ſie gleich empfindet, ohne ſich erſt lange den Kopf zerbrechen zu dürfen. Wer die Gabe nicht hat, der ſollte doch den andern nicht beneiden. Jeder hat ſein eigen Pfund. Wer daran zweifelt, daß Kunſt dazu gehört, der kann nur ſein Heil mit mir verſuchen. Sagen Sie alſo doch ein Wörtchen zum Beſten der Wortſpiele. Zur Erkenntlichkeit will ich ihnen auch einige kleine

Handgriffe entdecken, die einen niemals ſtecken laſſen, wenn man eins braucht, denn ich merke aus ihren Schriften, wenn ſie mirs nicht übel nehmen wollen, daß ſie auch kein Geſchick zu dieſer Art des Witzes haben. In Hoffnung einer günſtigen Erklärung von ihnen, verharre ich indeſſen

Dero gehorſamſter Freund und Diener,
Hieronymus Klingklingkling.

Hundert ſechs und ſechzigſtes Stück.

Da der Zorn einer von den heftigſten und gefährlichſten Affecten der menſchlichen Seele iſt, keiner mit gröſſrer Geſchwindigkeit Ueberlegung und Vernunft verdunkelt, keiner auch den Willen unwiderſtehlicher zu gewaltſamen Handlungen fortreißt, als er: ſo iſt es gewiß eine ſo nöthige als nützliche Beſchäfftigung der Sittenlehre, Mittel zu erfinden und auszubreiten, wodurch wir dieſer ungeſtümen Gemüthsbewegung theils vorbeugen, theils in ihrem Ausbruche und Laufe begegnen können. Ich brauche nicht anzumerken, wie ſehr ſich die Summe des menſchlichen Elendes vermindern würde, wenn hitzige, leichtgereizte Menſchen, die von einem jeden Funken aufflammen, ſich zu beherrſchen wüßten. Die meiſten, die zum Zorne geneigt ſind, läugnen ſelbſt nicht, daß ſie durch ihre Leidenſchaft unglücklich ſind, und andre unglücklich machen.

Eben ſo wenig will ich mich in eine weitläuftige Unterſuchung einlaſſen, ob der Zorn, außer ſeinen Wirkungen, bloß als eine ſchnelle Empfindung eines wahren oder eingebildeten Unrechtes betrachtet, eine Unvollkommenheit der menſchlichen Natur ſey, oder zur weſentlichen Einrichtung derſelben gehöre; ich begnüge mich, zu erinnern, daß der Moraliſt vergebens auf eine völlige Ausrottung des Zornes dringen werde, wenn er ihn bloß als eine Fähigkeit zu einer ſchnellen Empfindung wirklicher oder vermeynter Beleidigungen betrachtet, weil die Unterdrückung derſelben in allen Fällen unmöglich iſt. Es iſt genug, wenn er überzeugend lehrt, wie man die Neigung zum Zorne einſchränken, den unordentlichen Ausbrüchen deſſelben zuvorkommen, und ihn hindern könne, ein allzumächtiger Affect, oder gar ein herrſchendes Laſter zu werden.

Glücklich iſt derjenige, deſſen Herz von ſeiner erſten Kindheit an zu einer gelaßnen und ſanftmüthigen Gemüthsart gebildet worden iſt! Es iſt dieſes kein leichtes Unternehmen, wenn der menſchliche Geiſt auch noch ſeine erſte Biegſamkeit hat; aber wie viel ſchwerer iſt es nicht, Fehler auszurotten, die mit uns aufgewachſen ſind! Deswegen ſollte auch hierinnen auf die erſte Bildung unſers Herzens ſtets der eifrigſte und ſorgfältigſte Fleiß gewendet werden. Nichts macht den Menſchen geneigter zum Zorne, als eine weichliche und verzärtelte Erziehung. Daher gehört mehr als eine gemeine Klugheit und Vorſicht dazu, zur rechten Zeit den Zügel anzuhalten, und wenn es nöthig iſt, den Sporn zu brauchen. Je mehr Kindern überſehen wird, deſto verderbter muß ihre Seele werden. Je gewohnter ſie ſind, alles zu erhalten, was ſie wünſchen, deſto unerträglicher muß es ihnen fallen, wenn ihnen einmal die Befriedigung ihrer Begierden verweigert wird. Wie kann man von dem Knaben verlangen, ſeinen Zorn zu mäßigen, wenn die allzuzärtliche Mutter ihn niemals unwillig ſehen; wenn ſie ihm nichts verweigern kann; wenn ſie immer bereit iſt, ſeine Thränen wegzuſchmeicheln? Ihr wünſcht Kinder zu haben, welche ſich beherrſchen können? Ein ſichres Mittel zur Erfüllung eurer Wünſche iſt die Sorge, die Jugend vor aller Verzärtelung zu bewahren. Es iſt gefährlich, ihre natürlichen Neigungen zu erbittern; aber weit gefährlicher iſt es, ſie durch ſchädliche Liebkoſungen zu ſtärken. Was ihr Liebe und Zärtlichkeit nennt, iſt oft die unbarmherzigſte Grauſamkeit gegen ſie. Ein Kind müſſe alſo nichts durch Ungeſtüm und Zorn erzwingen können. Wenn die Heftigkeit belohnt wird: wodurch ſoll die Mäßigung ihrer Begierden aufgemuntert und vergolten werden?

Wie oft habe ich die Kinder bedauert, denen, wenn ſie fielen, und darüber zu weinen anfiengen, die Erde zu ſchlagen, oder mit den Füßen darauf zu ſtampfen erlaubt wurde! Um den kleinen aufgebrachten Liebling deſto geſchwinder zufrieden zu ſtellen, bedrohte man dieſen oder jenen unſchuldigen Gegenſtand ſelbſt mit; man jagte oder ſchlug den Hund, wenn ſie ſich durch ihre Unvorſichtigkeit einigen kleinen Verdruß oder Schmerz verurſacht hatten. Und man wundert ſich, daß es gnädige Frauen giebt, die Porcellain und alles zerbrechen, was ihnen unter die Hände kömmt, wenn ſie zornig ſind, oder daß der gnädige Herr unter ſeine Bedienten hineinprügelt, wenn er übel aufgeräumt iſt?

Noch ein Wort über die erſte Bildung einer gelaßnen und ſanftmüthigen Gemüthsart! Man muß, wenn es unſre Umſtände erlauben, zu denen, die am meiſten mit den Kindern umgehen, Leute ausſuchen, die nicht leicht aufgebracht werden. Je ſchwächer die Vernunft in den erſten Jahren des Lebens iſt, deſto ſtärker iſt alsdann der Trieb der Nachahmung. Wie können ſich Kinder mäßigen lernen, wenn diejenigen, unter deren Zucht ſie ſtehen, über eine jede Kleinigkeit entrüſtet werden? Je geſunder die Luft iſt, worinnen man lebt, deſto ſichrer iſt man vor gefährlichen Krankheiten. Die Wildheit der Thiere verliert ſich in der Geſellſchaft der Menſchen;

ſie ſind nur unter ihres Gleichen grimmig. Ein Knabe, der bey dem Plato erzogen war, erſtaunte, wie er wieder nach Hauſe kam, als er ſeinen Vater ſchreyen und ſchelten hörte. Niemals, ſagte er, habe ich das bey dem Plato geſehen.

Doch geſetzt, daß unſre Beſſerung von andern verſäumt worden iſt, ſo ſind wir dadurch nicht entſchuldigt, wenn wir ſie ſelbſt vernachläßigen. Endlich kommen alle Menſchen zur Vernunft; womit wollen ſie ſich denn rechtfertigen, wenn ſie ſie nicht zur Ueberwältigung der Leidenſchaften anwenden, durch welche ſie nothwendig unglücklich werden müſſen? Wie wir auch erzogen ſeyn mögen, ſo iſt es unſre Pflicht, unſre Neigung zum Zorne einzuſchränken und zu mäßigen. Folglich müſſen wir wider die erſte Urſache deſſelben ſtreiten. Man muß dieſen gefährlichen Feind abhalten, noch ehe er, ſo zu ſagen, unſre Gränzen betritt. Die erſte Urſache des Zorns iſt die Meynung, beleidigt zu ſeyn. Das Amt der Vernunft iſt hier, ſich nicht allzuleicht von dieſer Meynung einnehmen zu laſſen; wenigſtens muß die Wirkung des Zorns niemals unſerm Urtheile zuvorkommen. Die ſchädliche Hitze, welche die erſte Empfindung eines Unrechts verurſacht, verſchwindet, ſo bald wir uns Zeit nehmen, zu unterſuchen, ob das Unrecht, vor dem ſie warnet, eine wirkliche oder bloß eingebildete Beleidigung iſt.

Je argwöhniſcher wir ſind, deſto häufiger und ſtärker ſind die Reizungen zum Zorne. Ich will lieber oft betrogen werden, als ein mistrauiſches Herz haben. Wenn ein Argwöhniſcher auch nie beleidigt wird, ſo fürchtet er ſich doch immer beleidigt zu werden, und wie leichtgläubig iſt die Furcht nicht! Es geht ihm, wie den Leuten, die Geſpenſter ſehen, weil ſie vor Geſpenſtern bange ſind. Dieſe werden aufhören, ſie zu ſehen, wenn ſie aufhören, ſie zu fürchten. Jener wird es in der Mäßigung ſeiner ſelbſt um ſo viel weiter bringen, je weniger er argwohnt. Das beſte und glücklichſte Mistrauen iſt dasjenige, das wir in uns ſelbſt ſetzen. Vielleicht habe ich nicht recht geſehen; vielleicht habe ich ihn falſch verſtanden. Wie ſelten wird der aufgebracht werden, der keinem Verdachte das

Herz ſo leicht öffnet, als dem, daß er irren kann!

Wir ſind beleidigt worden: ſagt uns dieſes unſre eigne Empfindung, oder wiſſen wirs von andern? Unſre Natur iſt dem ſonderbaren Fehler unterworfen, daß wir das geſchwind glauben, was wir ungern hören. Laſſet uns nie vergeſſen, daß es ein Fehler iſt. Erzählungen, daß man uns beleidigt habe, müſſen ſchwerlich geglaubt werden. Warum ſollten ſich andre nicht ſo leicht betrügen können, als ich mich betrügen kann, wenn ſie es auch aufrichtig mit mir meynen? Und kann ich mich denn ſo ſehr auf ihre Aufrichtigkeit verlaſſen? Einer erzählt Unwahrheiten, weil er hintergehen will; ein andrer, weil er hintergangen worden iſt. Vielleicht will er den, den er bey uns anklagt, verhaßt machen; vielleicht will er uns ſchmeicheln, um das Anſehn zu gewinnen, daß er Antheil an dem nehme, was uns begegnet; vielleicht macht er ſich eine boshafte Freude daraus, Freundſchaften zu zerſtören. Laſſet uns über den Erzähler kein übereiltes, und doch entſcheidendes Urtheil fällen; aber laßt uns ſeine

Erzählungen nicht auf Treu und Glauben annehmen. Der Nutzen wird der ſeyn, daß wir nicht vom Zorne übereilt werden.

Allein wie ſollen wir dem Zorne zuvorkommen, oder ſeine Wirkungen hemmen, wenn wir nicht zweifeln können, daß wir beleidigt ſind, wenn wir dazu keinen andern Zeugen brauchen, als unſer Gefühl? Sollen wir nicht empfinden, daß ein Uebel ein Uebel iſt? Es wäre unſtreitig eine thörichte Unternehmung, die Natur der Dinge ändern zu wollen. Allein in dem Worte beleidigen liegt eine Zweydeutigkeit. Wir ſind beleidigt worden; unſre Vortheile ſind gekränkt; der Genuß unſrer Rechte und Vorzüge iſt geſtört; unſre Wünſche fanden einen Widerſtand, den ſie nicht erwarteten; wir haben einen wirklichen Schaden erlitten. Alles dieſes kann geſchehen, ohne daß der, den wir als den Beleidiger anſehen, weil er die wirkende oder veranlaſſende Urſache des uns widerfahrnen Verdruſſes iſt, den Vorſatz, zu beleidigen, gehabt hat. Ein wichtiger Unterſchied in Abſicht auf das uns anſtändige Verhalten! Denn ſollen wir gegen den eben ſo verfahren, der uns beleidiget, te, ohne den Vorſatz und Willen dazu zu haben, als gegen den, der ſichs vernahm, unſre Rechte und Vortheile zu kränken? Der Affect iſt blind: wie können wir ihm denn erlauben, uns in unſern Handlungen zu beſtimmen?

Es kömmt viel darauf an, was wir für Beleidigungen anſehn ſollen. Laſſen wir uns von Vorurtheilen regieren, ſo können wir viel für Unrecht halten, was vor dem Richterſtuhle der Wahrheit nicht dafür erkannt wird. Was ſind es oft, als nichtswürdige Kleinigkeiten, welche den Jähzornigen außer ſich ſetzen? Sollen denn Weſen, denen die Vernunft zur Beherrſcherinn ihrer Gedanken und Handlungen verliehen iſt, gleich den wilden Thieren, von einem jeden Geräuſche bewegt und in Verwirrung gebracht werden? Der Bediente iſt nicht geſchwind genug; das Hausgeräth iſt in Unordnung; das Eſſen könnte beſſer gerathen ſeyn; = = = man kann unſtreitig auch in Dingen dieſer Art auf Vorſicht und Genauigkeit dringen: ſind ſie deswegen Urſachen zum Zorne? Wie viel unanſtändiger iſt es denn nicht, wenn wir gar für Beleidigungen halten, was man kleine Wohlthaten und Verdienſte um uns nennen könnte! Zuweilen erzürnt man ſich über diejenigen, die man am liebſten hat, nicht weil ſie es verſchulden, ſondern weil man mehr von ihnen erwartet, als ſie leiſten. Man hat ſich mehr von ihnen verſprochen, und darüber wird man aufgebracht? Aber wie oft hoffen wir nicht mehr, als wir Recht haben zu hoffen? Er hätte freundlicher ſeyn; er hätte das Geſpräch nicht ſo geſchwind abbrechen; er hätte uns öfter ſehen, oder öfter bey ſich haben ſollen. Warum machen wir ihm dieſes zum Verbrechen? Er war freundlich; er unterhielt ſich mit uns; er beſuchte uns; er erzeigte uns Höflichkeiten; verdient das alles keinen Dank, weil es hierinnen, wie in allen guten Dingen, höhere Grade giebt? Und ſind wir denn immer alles, was wir ſeyn ſollen, auf die beſte und vollkommenſte Art?

Wenn wir der Miſchung unſres Bluts und unſrer Lebensgeiſter wegen, mehr als andre, der Gefahr ausgeſetzt ſind, leicht zu zürnen, ſo müſſen wir auch ſorgfältiger, als andre, die Gelegenheiten zum Zorne, fliehen, und beſonders

ſonders unſre ſchwachen Seiten kennen lernen, um ſie theils zu ſtärken, theils zu verwahren. Man wird nichts, was über unſre Kräfte iſt, nichts mit einem allzugroßen Eifer unternehmen, nichts bis zur Ermüdung übertreiben; man wird das Geräuſch und einen allzuausgebreiteten Umgang fliehen. Denn wie viele werden uns beleidigen, wenn wir zum Zorne geneigt ſind? Der Hochmüthige durch ſeine verächtliche Mine, der Reiche durch ſeinen Stolz, der Neidiſche durch ſeine Bosheit, der Zänker durch ſeine Rechthaberey, der Eigenſinnige durch ſeine Störrigkeit. Je ausgeſuchter unſre Geſellſchaften ſind, deſto ſicherer ſind wir vor dem Zorne. Man muß nicht alles ſehen, nicht alles hören, auch nicht alles zu genau unterſuchen: was ſchadet eine Beleidigung, die ich nicht kenne, wenn ſie zumal keinen fortdauernden ſchädlichen Einfluß in meine Glückſeligkeit hat? Wie viele Unruhen zieht ſich der nicht zu, der nach allem fragt, was von ihm geredet wird? Wie leicht kann etwas, auch ohne die vorſetzliche Abſicht, uns aufzubringen, mit einer ſolchen

Wendung wieder erzählt werden, daß es zur Beleidigung wird?

Ueberhaupt iſt es nöthig, uns die allgemeinen Gründe, welche uns zur Mäßigung des Zorns, zur Sanftmuth und Gelaſſenheit verbinden, oft vorzuſtellen, damit ſie deſto leichter lebendig werden, wenn wir die Anfälle dieſer heftigen Gemüthsbewegung empfinden. Gelaſſenheit und Sanftmuth ſind ſo edle, ſo göttliche Tugenden; ſie haben ſo glückſelige Wirkungen; ſie erheben die Seele zur Aehnlichkeit mit dem vollkommenſten Weſen. Der unbeherrſchte Zorn hingegen beweiſt ein ſchwaches kleinmüthiges Herz. So ſehr er das Aeußerliche des Menſchen verunſtaltet, ſo ſehr entſtellt er die ganze Seele, die er ihres edelſten Vorzuges, der Ueberlegung, beraubt. Bloß die Verwirrung, die er über alle Gedanken und Entſchließungen ausbreitet, die Heftigkeit, zu welcher er uns auch gegen die unſchuldigſten Gegenſtände entflammt, die Unordnung, die er in allen Geberden und Bewegungen verurſacht, ſollten uns bewegen, auf einen frühzeitigen Widerſtand gegen einen Affect zu denken, worinnen der Menſch ſeiner ſelbſt ſo wenig mächtig bleibt. Wie viel ſtärker muß denn nicht der Vorſatz werden, uns von demſelben nicht übereilen zu laſſen, wenn wir an die ſchrecklichen Wirkungen deſſelben denken, und uns die Grauſamkeit vorſtellen, zu denen er die Menſchen fortreißt, wenn die Macht zu ſchaden mit dem aufgewiegelten Willen zu ſchaden vereinigt iſt? Sehen wir dieſe unglücklichen Folgen des Zorns in wirklichen Beyſpielen, zu einer Zeit, wo das Gemüthe ruhig, und ſelbſt von dem Sturme der Leidenſchaft entfernt iſt: ſo muß eine lebhafte Vorſtellung davon viel dazu beytragen, einen ſolchen Abſcheu gegen den Zorn zu erwecken, der uns bey ſtarken Reizungen dazu, den Sieg darüber ſehr erleichtert. Alle dieſe Mittel lehrt die Vernunft; ſie haben einen Sokrates und Plato die Heftigkeit ihres Gemüths überwinden helfen: was müſſen ſie nicht bey denen ausrichten können, die mit ihnen die Hülfe und Gnade unſerer göttlichen Religion vereinigen können?

◆

Hundert ſieben und ſechzigſtes Stück.

Wie ſehr iſt nicht die Unempfindlichkeit der Menſchen gegen die mannichfaltigen Wohlthaten der göttlichen Vorſehung zu beklagen! Wie viele empfangen wir aus ihren liebreichen Händen, ohne ſie einmal zu kennen! Wie oft ſtehen wir unter dem Schatten eines ſegenvollen Baumes, brechen die Frucht und genießen ſie, ohne auf den Baum hinaufzuſehn! Das Betrübteſte iſt, das wir das meiſte Gute, deſſen wir gewürdigt werden, nur durch eine traurige Vergleichung mit dem Gegentheile ſchätzen lernen, und ſeinen Werth nicht eher ganz empfinden, als wenn wir entweder unglücklich geweſen ſind, oder unglücklich werden. Gewöhnliche Wohlthaten, wie unentbehrlich und groß ſie auch ſeyn mögen, rühren ſelten, zumal wenn wir ihren Genuß mit andern theilen. Es müſſen außerordentliche unerwartete Beweiſe der Vorſorge und Güte des Unendlichen ſeyn, wenn die Menge aus ihrer Gleichgültigkeit erweckt werden ſoll; und gehen ſie die Erhaltung und Glückſeligkeit des Ganzen an, ſo müſſen ſie einen ſehr nahen und ſichtbaren Einfluß in ihre Wohlfahrt haben, wenn ſie ſich freuen und danken ſoll.

Die göttlichen Bücher unſers Glaubens machen dem Menſchen über dieſe Gleichgültigkeit Vorwürfe, deren Erwägung billig den tiefſten Eindruck in einem jeden Herzen zurück laſſen ſollten. Ich will nur eine Stelle anführen, die ich niemals ohne die äußerſte Bewegung leſen kann: *Wollt ihr mich nicht fürchten, ſpricht der Herr, der ich dem Meer den Sand zum Ufer ſetze, darinn es allezeit bleiben; darüber es nicht gehen muß? Ob es ſchon wallet, ſo vermags doch nichts, und ob ſeine Wellen ſchon toben, ſo müſſen ſie doch darüber nicht fahren. Aber dieß Volk hat ein abtrünniges ungehorſames Herz, bleibet abtrünnig und gehet immerfort weg, und ſprechen nicht einmal in ihren Herzen: Laſſet uns doch den Herrn unſern Gott fürch-*

ten, der uns Frühregen und Spatregen zu rechter Zeit giebt, und uns die Erndte treulich und jährlich behütet. Daß die allgemeine Ordnung aller Dinge vor aller Zerrüttung bewahrt; daß die große Kette der natürlichen Veränderungen nicht zum Nachtheile des Ganzen unterbrochen; daß das Meer in ſeinem Ufer zurückgehalten; daß die Erde ſowohl im Herbſte, als im Frühlinge mit dem nöthigen Regen befeuchtet und befruchtet wird, das ſind gewöhnliche und unentbehrliche Wohlthaten, aber wie ſelten erkannt und geprieſen! Sie ſprechen **nicht einmal in ihren Herzen: Laſſet uns doch den Herrn, unſern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spatregen zu rechter Zeit giebt, und uns die Erndte treulich und jährlich behütet.** Ein frommer Heide, ein Sokrates oder **Xenophon**, würde von einem ſo rührenden, und das menſchliche Herz ſo demüthigenden Vorwurfe durchdrungen werden; welch einen Eindruck ſollte er nicht auf Chriſten machen?

So lange wir noch die Wahrheiten der Offenbarung annehmen, können wir nicht zweifeln, daß eine ſolche Unempfindlichkeit unter

ter die Gegenſtände des göttlichen Misfallens gehöre. Wenn wir aber auch annehmen wollten, daß ſie die Wirkungen deſſelben nicht zu fürchten hätte: ſo iſt doch gewiß, daß ſie ſich ſelbſt beſtrafe. Wie viele Quellen reiner und edler Freuden bleiben nicht dem Unempfindlichen verſchloſſen! Wie viele Aufmunterungen zur Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit verliert er nicht! Erhebet das Herz zu dem unendlichen Geber des Guten, das ihr genießet, und jedes Glück, das euch erfreut, wird ſelbſt von eurer Dankbarkeit einen neuen Glanz und Reiz empfangen. Die Güter der Erde nicht allein als ſchätzbare und unentbehrliche Vortheile, ſondern auch als Wohlthaten betrachten, gehört unter die anſtändigſten und angenehmſten Beſchäfftigungen eines vernünftigen Geiſtes! Welch ein Vergnügen, überall die Fußtapfen einer unendlichen Güte wahrzunehmen, und in allem, was uns beglückt, Beweiſe der wohlthätigſten Zuneigung des erhabenſten Weſens gegen ſich zu entdecken! Es kann in dieſem Leben keinen glücklichern Zuſtand geben, als den, worinnen das Herz voll Freude über Gott, und voll feuriger Dankbarkeit gegen ſeine Liebe wird. Warum wollen wir nicht ſo glücklich und frölich ſeyn, als wir ſeyn können?

Die Unempfindlichkeit gegen die Wohlthaten der göttlichen Vorſehung, zeugt von einem groſſen Verderben, ſowohl in dem Verſtande, als in dem Herzen des Menſchen. Denn woher kömmt ſie? Der Verſtand muß ſehr eingeſchränkte und unvollkommne Erkenntniſſe haben, die bloß ſeiner Nachläßigkeit wegen unvollkommen bleiben, weil hier die Erlangung beßrer Einſichten weiter nichts als Aufmerkſamkeit erfodert. Erniedrigt uns nicht eine ſolche Nachläßigkeit? Was zeigt ſie an, als einen Willen, welcher bloß durch eine unordentliche überwiegende Sinnlichkeit, durch herrſchende Laſter, und durch die Zerſtreuungen allzumächtiger Leidenſchaften gehindert wird, ſich den ſüßen Empfindungen der Anbetung und Dankbarkeit gegen einen unendlichen Wohlthäter zu überlaſſen?

In den Jahrbüchern der Welt wird faſt alles ungewöhnliche und außerordentliche Unglück angemerkt; nur das Gute wird mit Stillſchweigen und Gleichgültigkeit übergangen.

gen. Man beobachtet jenes, klagt, wenn man davon betroffen, erſchrickt, wenn es wieder erzählt wird; dieſes aber erweckt wenig Freude im Genuſſe, und wenn es genoſſen iſt, wird es vergeſſen, als wenn es niemals da geweſen wäre. Ein ſchändlicher Undank!

Man hat allezeit unzählbare Urſachen, die Güte der Vorſehung zu preiſen. Denn wo wandeln wir nicht im Segen und Schatten ihrer unermüdeten Treue und Vorſorge? Aber zuweilen kommen ſo wohl für einzelne Menſchen, als für ganze Staaten, Zeiten, die ſie ſich, ſo zu ſagen, vor andern zum Wohlthun ausgezeichnet zu haben ſcheint. Ein Segen folgt auf den andern; alles ſteigt und blüht; die ganze Natur arbeitet mit vereinigten Kräften an ihrer Wohlfahrt; alles gelingt, alles hat einen erwünſchten Ausgang. Tauſend andre ſind neben ihnen unglücklich; ſie allein werden verſchont, und empfangen Wohlthaten über Wohlthaten. . . Ein herrlicher Zuſtand, und doch oft, wenn er nicht durch Frömmigkeit und Tugend befeſtigt wird, eine ſchlimme Vorbedeutung! Eine ſolche ausnehmende Glückſeligkeit iſt alsdann die heitre Luſt, die ſchöne Stille auf dem Meere, die einen nahen Schiffbruch ankündigt. Wer die Völkergeſchichte kennt, und darinnen auf die Wege der göttlichen Vorſehung und Regierung aufmerkſam geweſen iſt, wird oft Gelegenheit gehabt haben, die warnende Anmerkung zu machen, daß wenn ein Staat ſeiner Laſter wegen verfallen ſoll, oft die glücklichſten Zeiten vorgehen, die Güte Gottes zu verherrlichen, und die darauf folgenden Beweiſe ſeiner Heiligkeit zu rechtfertigen. Die Menſchen verdienen gewiß nicht beklagt zu werden, wenn ein außerordentliches Glück ſie nicht zur Tugend reizt; wenn ſie ſich vielmehr durch den Misbrauch deſſelben ſeiner Fortdauer unwürdig machen.

Ich habe mich in dieſer Zeit oft mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt, die freylich ſehr ernſthaft ſind, die aber auch, wenn man ſich ihnen überläßt, ſehr glückliche Wirkungen auf unſer Herz haben. Denn welch eine glückliche Nation ſind wir nicht vor andern Völkern, ob wir uns gleich keiner vorzüglichen Würdigkeit rühmen dürfen? Noch immer Friede und Sicherheit in allen unſern Grenzen; noch immer reiche Erndten, beſonders in dieſem Jahre; noch immer eine geſegnete Handlung bey einem vielleicht nur mittelmäßigen Fleiße: Welche Wohlthaten! Man hört Klagen genug über die Verſchlimmerung der Zeiten, die entweder nicht da iſt, oder bloß als eine Folge von dem Misbrauche unſers Glückes angeſehen werden muß. Empfinden wir die Uebel, über welche unſre Nachbarn ſeufzen? Genießen wir das Gute nicht, das ihnen fehlt? Oder hören wir auf, die Zahl der Glücklichen zu vermehren, weil wir zu einer Zeit klagen, wo uns beynahe alle Nationen beneiden? Wie würde der Unzufriedne unter uns beſchämt werden, wenn er nach Deutſchland käme; wenn er in ſo vielen Provinzen dieſes durch die Grauſamkeit des Kriegs verwüſteten und entvölkerten Reiches, das Glück ſeines Vaterlands rühmen hörte, und ſähe, daß es Ausländer beſſer kennten, als wir ſelbſt, die wir es genießen? So groß und vorzüglich ſind die Wohlthaten, welcher wir ſchon ſeit vielen Jahren gewürdigt werden? Wie dankbar ſollten wir nicht ſeyn, da beſonders auch das gegenwärtige Jahr mit neuen und ganz außerordentdeutlichen Denkmalen der göttlichen Vorſorge und Güte von den übrigen unterſchieden worden iſt!

Welches dieſe Wohlthaten ſind? ⸗ ⸗ Ich hoffe, daß kein patriotiſcher Däne, er ſey es durch die Geburt, oder durch Wahl, Dankbarkeit und Pflicht eine ſolche Frage thun werde. Denn wer liebt den König nicht? Wer erinnert ſich nicht der Wolke, die ſich im Ausgange des vorigen Jahres an unſerm Himmel aufzog, ohne einen Sturm zu verbergen? Wer liebt nicht die Mutter des Königes, die auch in einer gefährlichen Krankheit erhalten, und wiedergeſchenkt worden iſt? Und wer liebt nicht die Hoffnung des Reichs, den künftigen Wohlthäter unſrer Nachwelt, unſern theuern Kronprinzen?

Wer erinnert ſich nicht mit Freude und Dankbarkeit an den Eintritt dieſes Jahres, der uns ſo ſchrecklich werden konnte? Der geliebteſte König wird von einer gefährlichen Krankheit angegriffen; von den Blattern, die den meiſten Erwachſnen tödtlich zu ſeyn pflegen. Er wird erhalten, auf eine ſo merkwürdige Weiſe erhalten und beſchützt, daß er nicht einen Augenblick lang in Gefahr iſt. = = Eine ſolche Wohlthat müſſe nie vergeſſen; ſie müſſe in den Jahrbüchern der Nation als ein Wunder der göttlichen Erbarmung angezeichnet; ſie müſſe unſern Kindern und Enkeln verkündigt werden! Wenn Friedrich einſt der glücklichſte und älteſte Greis ſeines Volkes geworden iſt, und die Stunde kömmt, die ſchreckliche Stunde, die damals kommen konnte = = = Untröſtbar wird unſre Nachwelt ſeyn! Aber was hätte uns über ſeinen Verluſt in dieſen Zeiten tröſten können?

Der König, welcher in dem uns gedrohten, durch die Güte Gottes aber völlig verhüteten Schickſale, das mögliche Schickſal unſrer Nachkommen ſieht, und überzeugt iſt, daß es durch die Hülfe eines von der Verſehung ſelbſt an faſt unzählbaren Menſchen geſegneten Mittels abgewendet werden könne, beſchließt, was nur von Ihm, auf kein Anrathen, ſondern bloß aus eigner Ueberzeugung und mit einem auf erleuchtete Einſichten gegründeten Muthe beſchloſſen werden konnte, ſeinem Chriſtiane die Blattern durch die Kunſt geben zu laſſen, um ihn, ſeinen Reichen zum Beſten, einer der fürchterlichſten Krankheiten zu entreißen! Welch eine ruhmvolle Abſicht! Wie würdig eines Vaters des Vaterlandes! Unüberredet, blos unterrichtet von allen Gründen, welche die Inoculation anpreiſen, und von allen, die ſie beſtreiten, wünſcht der Sohn des Königs die väterliche Entſchließung, bittet um die Ausführung derſelben, giebt in einer Jugend, welche ſonſt eine beſtändige Ebbe und Fluth abwechſelnder Begierden und Entſchließungen zu ſeyn pflegt, ein Beyſpiel einer männlichen Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, erweckt in denen, welche die Fortdauer unſres Glückes auf die ſpäteſten Zeiten wünſchen, große Hoffnungen, und wird durch den glücklichſten Lauf und Ausgang ſeiner Inoculation belohnt.

Iſt es möglich, hier auch nur einen Augenblick lang, die ſegnende und beſchützende Hand der göttlichen Verſehung zu verkennen? Wer fühlt ſich nicht von den Empfindungen der lebhafteſten Dankbarkeit und Freude begeiſtert? Wer kann, ohne feurig zu werden, davon ſprechen? Man mag für die Inoculation eingenommen ſeyn, oder man mag die gefährlichen ſo oft tödlichen natürlichen

Blattern weniger fürchten, als diejenigen, welche die Kunſt erweckt: So muß ſich Erkenntlichkeit und Freude unſrer ganzen Seele bemächtigen, da es auch nicht Einen bedenklichen Augenblick für unſern Chriſtian gegeben hat. Wir können über ein Mittel, welches kein ausdrückliches göttliches Geſetz für ſich, oder wider ſich hat, zweyerley Meynung ſeyn; wir können fortfahren, den Werth deſſelben mit Mäßigung und Unpartheylichkeit zu prüfen; wir können, ohne Erdichtungen Gehör zu geben, alles aufſuchen, was die Wahrheit in ein helles Licht ſetzen kann; denn ſie gewinnt allzeit durch die Schärfe der Unterſuchung. Jeder folge ſeiner Ueberzeugung, ſo lange ihm die Gründe der Meynung, die er verwirft, nicht ſtark genug zu ſeyn ſcheinen. Aber jeder freue ſich; jeder erhebe die Güte Gottes. Je weniger wir dieſem Mittel günſtig ſind, deſto gröſſer iſt unſre Verbindlichkeit zum Preiſe der göttlichen Gnade und Treue. Denn ſehen wir nicht deutlich, daß Gott ſein Leben eben ſo theuer ſey, als uns? Nachtheilige Folgen ohne einen gewiſſen Grund zu fürchten, würde wenigſtens Mißtrauen gegen ſeine

ſeine Gnade ſeyn. Könnten wir aber wohl dem Erhalter ſeiner Tage, eine der größten Wohlthaten mit Mißtrauen vergelten wollen?

Es müſſe ſich alſo jedes patriotiſche Herz einer ganz reinen und unvermiſchten Freude überlaſſen! Jeder müſſe über die Gnade, die Gott an dem Könige, und an ſeinem ganzen Hauſe offenbart, frohlocken; jeder müſſe mit den feurigſten Wünſchen die Fortſetzung derſelben über Ihn, über ſein Haus, und über das ganze Reich erbitten; jeder müſſe ſie als eine Aufmunterung zur eifrigern Erfüllung aller ſeiner Pflichten gebrauchen! Wenn dieſes geſchieht: So dürfen wir nicht zweifeln, daß wir noch lange eins von den geſegneſten und glücklichſten Völkern der Erde ſeyn werden.

Hundert acht und ſechzigſtes Stück.

Man kann nicht länger Friede halten, als der Nachbar will, iſt eins von den Sprichwörtern, welches, mit aller

Ehrfurcht von der Weisheit der Völker zu ſprechen, einer großen Einſchränkung bedarf. Es giebt freylich Gemüther, die ſo unruhig und zankſüchtig ſind, daß ſie überall Gelegenheit zum Streite finden, wie ſorgfältig man auch ſeyn mag, allen Anlaß zu Zwiſtigkeiten mit ihnen zu verhüten. Man muß doch aber zur Ehre der menſchlichen Natur bekennen, die böſe genug bleibt, wenn auch nicht jedermann in die äußerſten Unordnungen fällt, daß dergleichen Menſchen ſelten zu ſeyn pflegen. Friedfertigkeit und Eintracht ſind ſo liebenswürdige Tugenden, daß ſie die rauheſten Charaktere für ſich einnehmen werden. Wer wird einem Manne ſeine Zuneigung verſagen können, der nicht nur alle wirkliche Beleidigungen andrer, ſondern auch den bloßen Schein derſelben mit der gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit und Vorſicht zu vermeiden ſucht; der weder mit Härte noch mit Eigenſinn auf ſeinen Rechten beſteht; der ſie lieber aufgiebt, wenn nur ſcheinbare Zweifel wider ſie möglich ſind, als daß er ſie behaupten ſollte, ſo bald er ſie nicht behaupten kann, ohne ſich verhaßt zu machen? Alles dieſes thut der Friedfertige, und weit mehr. Er kann von ſeinen Leidenſchaften überraſcht werden, und ſeine Nebenmenſchen beleidigen; aber er wird auch eilen, die Beleidigung zu erſetzen, ſo bald er ſeines Unrechts nur erinnert wird. Bilden ſie ſich nur ein, an ihren Rechten und Vorzügen gekränkt zu ſeyn: ſo wird er alle Mühe anwenden, eine ſolche ungegründete Einbildung zu heben. In Dingen, die ſeine gemeinſchaftliche Verbindung mit andern betreffen, wird er ſich, wenn ſeine Einſichten mit den ihrigen ſtreiten, entweder von ihrer Meynung überzeugen, und dadurch ſeine Achtung und Liebe gegen ſie beweiſen, oder er wird ſie mit Gefälligkeit, Sanftmuth und Unpartheylichkeit von der ſeinigen zu überführen ſuchen. Er wird in allen, was keine wichtigen oder bedenklichen Folgen hat, weder eigenſinnig noch außerordentlich ſeyn wollen; er wird vielmehr den Einfällen ſeiner Nebenmenſchen, wenn es ohne die Beleidigung wirklicher Verbindlichkeiten geſchehen kann, nachgeben, und ſich nach ihren Schwachheiten richten, ohne einige ſtolze Verachtung derſelben zu äußern. Welchen Zwiſtigkeiten wird er nicht verbeugen, wenn auch jemand unvernünftig genug wäre, mit ihm ſtreiten zu wollen?

Doch wie ſelten iſt ein ſo edler Charakter nicht! Viele Menſchen ſcheinen friedfertig und verträglich zu ſeyn, weil ſie von Natur unempfindlich und kaltſinnig ſind. Allein ihre Friedfertigkeit erſtreckt ſich nicht weit, und hängt bloß von der Stille ihrer Leidenſchaften ab. Weil ſie nicht aus einer vernünftigen Einſicht in die glücklichen und wohlthätigen Folgen dieſer Tugend entſpringt: So dürfen dieſe nur erwachen, und der Friede mit andern iſt zu Ende. Ueberdieß halten dergleichen Leute andre für eben ſo unempfindlich und kaltſinnig, als ſie ſelbſt ſind, und beleidigen ſie, wenn es auf die Befriedigung eigennütziger Wünſche ankömmt, mit eben der Gleichgültigkeit, womit ſie ſich von andern beleidigen laſſen können.

Die Verpflichtung zur Friedfertigkeit iſt ſo allgemein, als die Verpflichtung zur Geſelligkeit. Sie iſt nothwendig, nicht allein wegen ihres wohlthätigen Einfluſſes auf das allgemeine Beſte, ſondern auch unſrer eignen Gemüthsruhe und Glückſeligkeit wegen. Denn wie unglücklich iſt ein Menſch nicht, der ſtets auf ſeiner Hut ſeyn muß, weil er ſich aus Unbeſonnenheit, Heftigkeit, Eigendünkel und Stolz immer neue Feinde macht? Die Sorge, daß man eine ſo nachgebende und leutſelige Gemüthsart misbrauchen möge, iſt entweder ungegründet, oder berechtigt uns doch nicht zur Unterlaſſung einer weſentlichen Pflicht der Geſelligkeit und Menſchenliebe, und ich glaube, daß gemeiniglich nicht der, der viel ertragen, ſondern der, der wenig ertragen kann, auch viel leiden müſſe.

Die Ausübung dieſer ſchätzbaren Tugend, iſt freylich nach der Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüthsarten leichter oder ſchwerer. Ehrgeizige, heftige, und zum Zorne geneigte Menſchen haben ſich zu wenig in ihrer Gewalt, als daß ſie ſorgfältig und vorſichtig genug ſeyn ſollten, nicht zu beleidigen, und weder Widerſpruch noch Uneinigkeit zu erwecken, oder gelaſſen und geduldig genug, die Vergehungen ihrer Nebenmenſchen bald zu überſehen, bald zu ertragen. Wird es ihnen aber ſchwerer, als andern, friedfertig zu ſeyn, ſo müſſen ſie erwägen, daß ſie der Hochachtung und Liebe der Menſchen und des göttlichen Wohlgefallens um ſo viel würdiger und ſichrer ſind, je mehr ſie ſich Gewalt anthun müſſen, dem Ungeſtüme ihres Herzens zu widerſtehen. Es wird uns aber die Ausübung der Friedfertigkeit ſehr erleichtert werden, wenn wir oft erwägen, theils wie nützlich in ihren Folgen die mögliche Uebereinſtimmung unſrer Urtheile und unſers Verhaltens mit den Einſichten und Handlungen unſrer Nebenmenſchen iſt, theils wie ſchädlich nicht nur aller unnöthige, ſondern ſelbſt aller rechtmäßige Streit zu ſeyn pflegt. Vereinigen ſich überdieß mit den redlichen und ernſtlichen Vorſatze, Friede mit jedermann zu halten, Beſcheidenheit und Gelindigkeit; gewöhnen wir uns, die Handlungen andrer von ihrer beſten und vortheilhafteſten Seite zu betrachten, beſonders aber ihr unrechtmäßiges Verfahren gegen uns mehr für Unwiſſenheit, mangelhafte Einſicht, Uebereilung, oder irrige Meynung von ihren eignen Rechten zu halten, als für muthwillige Bosheit, und das müſſen wir die meiſte Zeit thun, wenn wir die Vernunft, und nicht die Leidenſchaft urtheilen laſſen: So werden wir gemeiniglich ſo lange mit ihnen Friede haben können, als wir wollen, und ſehen wir uns endlich zu einem rechtmäßigen Widerſtande gegen einen unvermeidlichen und uns muthwillig aufgedrungnen Streit genöthigt: So dürfen wir uns auch alsdann des göttlichen Ausſpruches getröſten: Selig ſind die Friedfertigen; denn ſie werden Gottes Kinder heißen!

Hundert neun und ſechzigſtes Stück.

Scribenten von Einſicht und Geiſt unter denen, welche oft Geburt und Stand, als ein Privilegium anſehen, unwiſſend zu ſeyn, oder die Wiſſenſchaften, ſelbſt die edelſten und nützlichſten, zu verachten, ſind der Hochachtung und des Beyfalls um ſo viel würdiger, je ſeltner ſie ſind. Die Großen ſind gemeiniglich, wenn ſie auch mit der Wahrheit und dem Geſchmacke ſo vertraut wären, daß ſie ſchreiben könnten, doch nicht frey genug zu Arbeiten, welche in dem Geräuſche der großen Welt nie gelingen werden, und wenn ſich ihrer der Staat einmal zu ſeinen Geſchäften bemächtigt hat: So können die Wiſſenſchaften nichts von ihnen erwarten, als Beyfall, Aufmunterung, oder Schutz. Große Geiſter werden unter der Menge des menſchlichen Geſchlechtes nur einzeln gefunden: Wie viel ſeltner unter dem kleinſten Theile deſſelben, dem Adel, zu geſchweigen, daß das Genie durch den Stolz, welcher oft den Vorzug der Geburt begleitet, nur allzu früh erſtickt wird. Engelland macht auch hierinnen andern Ländern den Vorzug ſtreitig. Ich brauche den Kennern der neuen Literatur nur einen Lord Littleton zu nennen. Jedermann, der vortreffliche Bücher kennen will, muß ſeine Abhandlung von der Bekehrung Pauli geleſen haben, worinnen er ein ſo weiſer und gründlicher Vertheidiger des Chriſtenthums iſt. Man hat von ihm auch Gedichte an ſeine Gemahlinn und über ihren Tod, die voll Zärtlichkeit und Geiſt ſind. Noch in dieſem Jahre hat man Todtengeſpräche von ihm erhalten, die ich nicht weglegen konnte, bis ich ſie alle geleſen hatte, ein ſo edler Geiſt der Religion, der Rechtſchaffenheit, der Wahrheit und Freyheit, ſo viel Kenntniß aller gebrauchten Charaktere herrſcht darinnen; ſo angenehm, ſo ſchön iſt ſeine Schreibart. Doch ich will einem beſſern Lobe den Raum nicht nehmen; ich will lieber einige von ihnen überſetzen, ohne mich zu bekümmern, ob ich die ſchönſten wähle.

Circe. Du willſt alſo gehn, Ulyſſes? Aber warum? Ich wollte, daß du mir deine Gedanken offenherzig ſagteſt. Sprich ohne Zurückhaltung. = = Was treibt dich von mir?

Ulyſſes. Vergieb, o Göttinn, die Schwachheit der menſchlichen Natur! Mein Herz ſeufzt nach meinem Vaterlande. Dieß iſt eine Zärtlichkeit, die ich mit aller meiner Ergebenheit gegen dich nicht überwältigen kann.

Circe. Das iſts nicht alles, was du denkſt. Du fürchteſt dich, mir alle deine Gedanken zu ſagen. Aber wofür fürchteſt du dich? Ich bin nicht mehr ſchrecklich. Wenn die ſtolzeſte Göttinn auf der Erde einen Sterblichen ſo ſehr begünſtigt, als ich dich begün-

ſtigt

ſiegt habe, ſo hat ſie ihre Gottheit und Gewalt zu ſeinen Füßen gelegt.

Ulyſſes. Das kann ſeyn, ſo lange ihr Herz noch Zärtlichkeit und Liebe für ihn empfindet, oder ihr Gemüth Furcht vor der Schande fühlt. Aber du, o Circe, biſt über dieſe gemeinen Empfindungen erhaben.

Circe. Ich verſtehe deine Erinnerung; ſie iſt deinem Charakter gemäß. Dir nun alles Mißtrauen zu benehmen, ſchwöre ich beym Styx, daß ich weder dir, noch deinen Freunden ſchaden will; du magſt ſagen, was du willſt; und ich mag auch noch ſo ſehr dadurch beleidigt werden. Ich will dich vielmehr mit allen Merkmalen der Freundſchaft von mir laſſen. Sage mir alſo aufrichtig, was du auf deinem dürren Ithaca für Vergnügen erwarteſt, welches die Freuden erſetzen kann, die du in dieſem Paradieſe verlaſſen willſt, wo du von allen Sorgen frey biſt, und einen Ueberfluß von allen Wollüſten beſitzeſt.

Ulyſſes. Die Freuden der Tugend; die edelſte Glückſeligkeit, Gutes zu thun. Hier thue ich nichts. Meine Seele iſt wie gelähmt.

Ihre Kräfte ſind erſtarrt. Ich ſchmachte vor Verlangen, wieder in Thätigkeit geſetzt zu werden, und die Talente und Tugenden zu gebrauchen, die ich von meiner frühſten Jugend an cultivirt habe. Mühe und Arbeit ſcheue ich nicht. Das iſt die Bewegung, die meine Seele nöthig hat; ſie erhält ihre Geſundheit und Stärke. Lieber wollte ich in die Felder von Troja zurückkehren, als länger in dieſen müßigen Luſtwäldern bleiben. Da könnte ich die reichſte Erndte des Ruhms halten; hier bin ich vor den Augen des menſchlichen Geſchlechts verſteckt, und fange an, mir ſelbſt verächtlich vorzukommen. Das Bild von meinem vorigen Selbſt folgt mir überall nach, und ſcheint mir Vorwürfe zu machen, wo ich gehe. Es begegnet mir in der Dunkelheit eines jeden Schattens; es dringt ſich ein, ſelbſt wo du biſt, und jagt mich aus deinen Armen. O Göttinn, wenn du nicht dieſen unruhigen Geiſt beſänftigen, wenn du nicht machen kannſt, daß ich mich ſelbſt vergeſſe: ſo kann ich hier nicht glücklich ſeyn; ich werde täglich unglücklicher.

Circe. Kann denn ein weiſer und rechtſchafner Mann, der ſeine ganze Jugend in einem thätigen Leben, und in rühmlichen Gefahren hingebracht hat, bey ſeinem zunehmenden Alter nicht die Erlaubniß haben, ſich zur Ruhe zu begeben, und den Reſt ſeiner Tage vergnügt und frölich zuzubringen?

Ulyſſes. Keine Ruhe kann einem weiſen Manne rühmlich ſeyn, als in der Geſellſchaft der Muſen. Hier bin ich dieſer heiligen Geſellſchaft beraubt. Die Muſen können ſich in dieſen Wohnungen der Wolluſt und des ſinnlichen Vergnügens nicht aufhalten. Wie kann ich meinen Verſtand verbeſſern, wie kann ich nur denken, da ſo viele Thiere, (die ſchlimmſten Thiere, die ich kenne, ſind die Menſchen in Thiere verwandelt) um mich herum heulen, oder brüllen, oder grunzen.

Circe. Das iſt etwas; aber noch nicht alles. Du verſchweigſt mir noch die ſtärkſte Urſache, die dich nach Ithaca zurück zieht. Es iſt noch ein ander Bild außer dem von deinem vorigen Selbſt, welches dir in allen Gegenden dieſer Inſel erſcheint, welches dich auf allen Spatziergängen begleitet, welches ſich zwiſchen mich und dich ſtellt, und dich aus meinen Armen treibt. Penelope, o Ulyſſes, Penelope iſt es. Leugne es nicht. An meinem Buſen ſeufzeſt du nach ihr = = Und ſie iſt keine Unſterbliche = = Sie hat nicht, wie ich, den Vorzug einer Jugend, die nie verwelken kann. Die ihrige iſt ſchon ſeit einigen Jahren verbleicht. Ich glaube auch, ohne Eitelkeit denken zu können, daß ſie nie ſo ſchön war, als ich bin. Und was iſt ſie nun?

Ulyſſes. Du haſt mir, o Göttinn, ſelbſt in einer von unſern vorigen Unterredungen geſagt, als ich mich nach ihr erkundigte, daß ſie mir getreu und ſeit einer zwanzigjährigen Abweſenheit noch eben ſo zärtlich wäre, als ſie war, da ich nach Troja gieng. Ich verließ ſie in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. Wie ſehr muß ihre Beſtändigkeit ſeitdem auf die Probe geſetzt worden ſeyn! Welch ein Verdienſt um mich iſt ihre Treue nicht! Soll ich ſie mit Untreue belohnen? Soll ich ſie vergeſſen, ſie, die mich nicht vergeſſen kann? Sie, der nichts theurer, als mein Andenken, iſt?

Circe. Ihre Liebe wird durch die beſtändige Hoffnung deiner baldigen Zurückkunft unterhalten. Nimm ihr dieſe Hoffnung. Laß deine Gefährten zurückkehren, und laß ſie wiſſen, daß du dich entſchloſſen habeſt, hier bey mir zu bleiben. Laß ſie wiſſen, daß ſie frey iſt; daß ſie ihr Herz und ihre Hand geben kann, wem ſie will. Schicke ihr mein Portrait; ſage ihr, daß ſie es mit ihrem Geſichte vergleichen ſoll. = = Wenn ſie das nicht von der Liebe heilt, die ſie noch gegen dich hat; wenn du nicht hörſt, daß Eurymachus ſie zur Gemahlinn hat, ehe ein Jahr vorüber iſt, ſo kenne ich unſer Geſchlecht nicht.

Ulyſſes. Grauſame Göttinn! Warum zwingſt du mich, dir Wahrheiten zu ſagen, die ich gern verſchweigen möchte? Könnte ich durch ein ſo ungerechtes barbariſches Verfahren ihr Herz verlieren, ſo würde das meinige brechen. Was könnte mir ihren Verluſt erſetzen! Wie könnte ichs ertragen, ſie in eines andern Armen zu ſehen. Zürne nicht, Circe! Ich geſtehe es, weil ich doch einmal ſprechen ſoll, ich geſtehe es, daß ichs nicht könnte.

Mit aller Pracht deiner unſterblichen Schönheit, mit allen den zauberiſchen Reizungen, welche die Reizungen der Natur erhöhen, biſt du keine ſo mächtige Zauberinn, als ſie. Du fühlſt Begierde, und erweckſt ſie; aber du haſt niemals Liebe empfunden, kannſt auch niemals Liebe erwecken. Wie kann ich die lieben, die mich zu einem Thiere erniedrigen wollte? Penelope erhob mich zum Helden. Sie veredelte, ſie ſtärkte, ſie erhöhte meine Seele. Sie hieß mich Troja belagern helfen, ob ihr gleich der Abſchied von mir ſchwerer fiel, als der Tod ſelbſt. Sie hieß mich mit den vornehmſten griechiſchen Helden in alle Gefahren wagen, obgleich ihr armes Herz vor der kleinſten erzitterte, und ſie gern ihr Blut hergegeben haben würde, nur einen Tropfen von dem meinigen zu erhalten. Und ach! es war eine ſolche Harmonie in allen unſern Neigungen und Geſinnungen! Als mich Minerva in den Lehren der Weisheit unterrichtete: Mit welchem Vergnügen war ſie nicht zugegen! Sie hörte, ſie behielt ihre moraliſchen Unterweiſungen, die erhabnen Wahrheiten der Natur. Sie gab ſie mir zurück, gemildert und verſchönert durch die eignen Reizungen ihrer Seele. Wenn wir uns durch die Schönheiten der Poeſie aufmunterten; wenn wir mit einander die Gedichte des Orpheus, des Muſäus und Linus ſangen, mit welcher Empfindung ſang ſie nicht jede vortreffliche Stelle darinnen? Meine Empfindungen waren gegen die ihrigen ſtumpf. Sie ſchien ſelbſt die Muſe zu ſeyn, welche dieſe Verſe angegeben, und ihre Leyern geſtimmt hatte, die Herzen des menſchlichen Geſchlechtes mit der Liebe zur Weisheit und Tugend, und mit der Furcht vor den Göttern zu begeiſtern. Wie wohlthätig, wie gütig war ſie nicht gegen mein Volk! Wie viel Mühe gab ſie ſich nicht, ſie in den feinern Künſten zu unterrichten; ſich der Kranken und der Alten anzunehmen, über die Erziehung der Kinder zu wachen; meinen Unterthanen durch ihre Fürbitte beyzuſtehn und zu helfen, mir die Bedürfniſſe derſelben zu entdecken; ihre Bitten zu unterſtützen, diejenigen zu vertreten, die Mitleid und Erbarmung brauchten, und für die zu ſprechen, welche der Gnade des Thrones würdig waren! Und ich ſoll mich ſelbſt von einer ſolchen Schülerinn verbannen? Soll ich ihre

Geſellſchaft für die thieriſchen Freuden eines ſinnlichen Lebens aufgeben, die Geſtalt des Menſchen zwar behalten, die menſchliche Seele aber, zum wenigſten alle ihre edlen und göttlichen Kräfte verlieren? O Circe, vergieb mir, ich kann den Gedanken nicht aufſtehen.

Circe. Geh! = = Schmeichle dir nicht, daß ich dich erſuchen werde, da zu bleiben! Die Tochter der Sonne denkt nicht ſo klein, daß ſie einen Sterblichen flehen ſollte, ihre Glückſeligkeit mit ihm zu theilen. Es giebt, wie ich ſehe, eine Glückſeligkeit, die du nicht empfinden kannſt. Ich bedaure und verachte dich. Was du ſo hoch ſchätzeſt, davon kann ich mir keinen Begriff machen. Alles, was du mir geſagt haſt, ſcheint mir ein Geſchwätz von Empfindungen zu ſeyn, das ſich mehr für ein albern Mägdchen, als für einen großen Mann ſchickt. Geh, lies, und ſpinn dazu, wenn du Luſt haſt, mit deinem Weibe. Ich verbiete dir noch einen Tag auf dieſer Inſel zu bleiben. Ihr ſollt guten Wind haben, um von hier wegzukommen. Nachher mag jeder Sturm, den Neptun erregen will, euch verfolgen und in den Abgrund vergraben. Geh, ſage ich! Entferne dich aus meinen Augen.

Ulyſſes. Ich gehorche, groſſe Göttinn! ꞉ ꞉ ꞉ Aber erinnre dich an deinen Eid!

Hundert und ſiebenzigſtes Stück.

Bayle.

Ja; wir waren beyde Philoſophen; aber meine Philoſophie war die tiefſte. Sie dogmatiſirten und ich zweifelte.

Locke. Alſo machen ſie das Zweifeln zu einem Beweiſe des Tiefdenkens in der Philoſophie? Es mag wohl ein guter Anfang dazu ſeyn, aber es iſt gewiß etwas ſchlechtes, wenn es das Ende davon iſt.

Bayle. Bey weitem nicht ꞉ ꞉ Je tiefer unſre Unterſuchungen in die Natur und den

Grund der Dinge eindringen, deſto ungewiſſer wird alles, und die ſcharſſinnigſten Geiſter ſehen in jedem Syſtem Einwürfe und Schwierigkeiten, die von gemeinen Einſichten überſehen, oder nicht entdeckt werden können.

Locke. So wäre es beſſer, kein Philoſoph zu ſeyn, und ſich zu dem gemeinen Haufen des menſchlichen Geſchlechts zu halten, damit man doch die Bequemlichkeit haben möchte, zu denken, man wüßte etwas. Ich weiß, daß die Augen, die mir die Natur gegeben hat, viele Dinge recht deutlich ſehen, ob gleich viele nicht vom ihrem Blicke erreicht werden können. Was würde ich nun von einem Arzte denken, der mir ein Augenwaſſer verſchlüge, welches im Anfange das Geſicht ſo ſchärfte, daß ich weiter, als natürlicher Weiſe, damit ſähe; das mich aber endlich um meine Augen brächte, und mich ganz blind machte? Würde ich nicht weislich handeln, wenn ich entweder das Mittel gar nicht brauchte, oder damit aufhörte, ehe es ſeine ganze Wirkung äußerte? Ihre Philoſophie iſt für die Augen des Geiſtes, was unſers Quackſalbers Arcanum für die Augen des Leibes iſt. Sie brachte ihren feinen Verſtand, der von Natur ſcharfſichtig genug war, und durch die Kunſt, und eine ihnen eigne Spitzfindigkeit der Logik noch ſcharfſichtiger gemacht wurde, ſie brachte, ſage ich, ihren feinen Verſtand ſo weit, daß er nichts deutlich ſah, und hüllte alle große Wahrheiten der Vernunft und der Religion in die Nebel des Zweifels ein.

Bayle. Ich muß geſtehn, ich that das = = aber ihre Vergleichung iſt nicht richtig. Ich ſah vorher nicht wohl, ehe ich mein philoſophiſches Augenwaſſer brauchte; ich ſetzte voraus, daß ich gut ſähe: aber ich und das ganze menſchliche Geſchlecht, wir irrten uns. Ich war wirklich blind. Das ich zu ſehen dachte, das war Einbildung. Ich heilte mich zuerſt von dieſer ungegründeten Einbildung, und dann verſuchte ichs, andre Menſchen auch in die Cur zu nehmen.

Locke. Eine große Cur! Und denken ſie nicht vielleicht, daß ſie ihnen für den Dienſt, den ſie ihnen gethan haben, eine Statüe errichten müſſen?

Bayle. Freylich! Es iſt gut für die menſchliche Natur, wenn ſie ihre Schwachheit erkennt. Wenn wir uns eine Stärke einbilden, die wir nicht haben, ſo ſind wir in großer Gefahr, uns ſelbſt zu ſchaden; wenigſtens machen wir uns durch eitle und vergebliche Verſuche lächerlich und verächtlich.

Locke. Ich bin mit ihnen einerley Meynung, daß die menſchliche Natur ihre Schwachheit kennen ſoll. Aber ſie muß auch ihre eigne Stärke fühlen, und ſich beſtreben, dieſelbe zu vermehren. Das war es, was ich mir als Philoſoph vornahm. Ich bemühte mich, die Kräfte der Seele zu entdecken, zu ſehn, was ſie ausrichten, und was ſie nicht ausrichten könnten, ſie von Unternehmungen abzuhalten, die ihre Fähigkeit überſtiegen, aber ſie auch ſo weit anzuſtrengen, als nur ihr natürliches Vermögen gehen wollte. Ich ſegelte auf dem weiten Oceane der Philoſophie allezeit mit dem Compaß und Bleywurf in der Hand. Ich traf oft auf Felſen und Sandbänke, aber die Vorſicht, die ich brauchte, immer den Grund zu unterſuchen, machte, daß ich ihnen glücklich entgieng. Ich brachte einige den Menſchen nützliche

Wahrheiten heim, und ſie erkennen mich für ihren Wohlthäter.

Bayle. Sie denken ſo, weil ſie unwiſſend ſind. Mit der Zeit wird ein Philoſoph kommen und zeigen, daß dieſe Wahrheiten keine Wahrheiten ſind. Er wird behaupten, andre Wahrheiten von gleicher Wichtigkeit entdeckt zu haben. Dann wird noch ein andrer kommen, und ihn auch um ſein Anſehn bringen. In der Philoſophie ändert alles, wie in der Natur, ſeine Geſtalt, und jedes beſteht durch die Zernichtung eines andern.

Locke. Meynungen, die man ohne ein ruhiges Nachforſchen annimmt, die von Ausdrücken abhängen, welche nicht deutlich beſtimmt ſind, und erbettelte, oder ohne Beweis angenommene Grundſätze, müſſen beſtändig abwechſeln, und einer den andern zerſtören, wie die Theorien in der Phyſik, welche die Erſcheinungen der Natur erklären ſollen, und nicht auf lauter als wahr vorausgeſetzte Gründe gebaut ſind. Einige Sätze hingegen ſind ſo in der Wahrheit und in einer glaubwürdigen Gewißheit gegründet, und die Seele hat zu dem Beyfalle, den ſie ihnen giebt, ſo viel vernünftige Urſachen des Beyfalls, daß ſie eben ſo unbeweglich als die Pfeiler des Himmels, oder, philoſophiſch zu ſprechen, als die großen Geſetze der Natur ſind, durch welche unter Gott das Ganze erhalten und regiert wird. Denken ſie etwa, weil die Hypotheſe ihres Carteſius, die nichts als ein ſinnreicher, gut ausgedachter Roman war, nicht gar lange her aus dem Reiche der Wahrheit verwieſen worden iſt, es werde Newtons Syſtem auch fallen, das auf Verſuche und Geometrie, die beyden ſicherſten Methoden, Wahrheit zu erfinden, gegründet iſt, oder es werde die Religion, die ich, ein bekannter Feind alles Enthuſiasmus und aller falſchen Schlüſſe, glaubte und behauptete, jemals erſchüttert werden können, weil die ſcholaſtiſche Theologie, oder die Einfälle der Schwärmer keinen feſten und beſtändigen Grund haben?

Bayle. Hätten ſie den Carteſius gefragt, zu der Zeit, als er faſt einen allgemeinen Beyfall hatte, ob ſein Syſtem einmal von einem Philoſophen widerlegt werden würde, wie Ariſtoteles durch das ſeinige widerlegt wurde, was würden ſie wohl für eine Antwort von ihm erhalten haben?

Locke. Ach ſie kennen ja den Unterſchied zwiſchen den Gründen, worauf das Anſehn dieſer Lehrgebäude gebaut iſt! Ihr Scepticismus iſt mehr affectirt, als wahr. Mehr Einwürfe zu machen, als zu vertheidigen, mehr niederzureißen, als aufzubauen, das ſchien ihnen der kürzeſte Weg zum Ruhme zu ſeyn, der ihre einzige Leidenſchaft war. Ihre Talente waren für die Art Arbeit vortrefflich. Niemand hat noch eine ſo künſtliche Methode gehabt, das Auge auf die dunkle Seite einer Frage zu richten, und den Theil zu verſtecken, der in dem Lichte der Deutlichkeit ſchimmerte. Weiter war ihre Art, in einem kritiſchen Wörterbuche eine luſtige Erzählung, oder einen ſchlüpfrigen Einfall, und einen Einwurf wider die chriſtliche Religion, eine witzige Widerlegung eines ungereimten Autors, und eine künſtliche Sophiſterey wider eine ehrwürdige Wahrheit, unter einander zu mengen, ſehr bequem für alle ihre jungen Witzlinge und Schwätzer in der Freydenkerey. Dadurch wurde ihr Ruhm weit ausgebreitet. Aber was für Schaden haben ſie

ſie nicht in der menſchlichen Geſellſchaft geſtiftet! Sie haben ſich beſtrebt, und mit einigem Erfolge, die Grundſäulen zu erſchüttern, worauf die ganze moraliſche Welt und das groſse Gebäude der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit ruht. Wie konnten ſie dieſes vor ihrem Gewiſſen verantworten, auch vorausgeſetzt, daſs ſie Zweifel wider einige Wahrheiten eines Syſtems hatten, welches der Tugend die angenehmſten Hoffnungen giebt, dem unbuſsfertigen Laſter die beſte Furcht einjagt; und der Buſsfertigkeit den beſten Troſt verſchafft, welche auch die erſten Schritte zur Verſchuldung hemmt, und doch für die Schwachheiten der menſchlichen Natur das erläſst, was der ſtoiſche Stolz von ihr fodert, die Unvollkommenheit derſelben aber erlaſſen haben will.

Bayle. Die Seele iſt frey, und ſie mag ſich gern ihrer Freyheit bedienen. Jeder Zwang iſt eine Gewalt, die der Natur angethan wird, und eine Tyranney, wider welche ſie ſich empören darf.

Locke. Die Seele hat einen Beherrſcher in ſich ſelbſt, die ihrer Freyheit Grenzen ſetzen muß. Dieſer **Beherrſcher** iſt die Vernunft.

Bayle. Sehr gut ⸗ ⸗ Aber die Vernunft hat gleich andern Regenten eine Politik, die mehr von einem ungewiſſen Eigenſinne, als von beſtimmten Geſetzen abhängt. Und hat die Vernunft, die meine Seele, oder die ihrige regiert, einmal eine Favoritidee angenommen, ſo macht ſie ſich eine rechte Luſt daraus, ſich nicht allein ſelbſt daran zu feſſeln, ſondern auch andre dahin zu bringen, daß ſie eben ſo viel Ehrfurcht dafür haben müſſen. Auch findet ſie ein beſondres Vergnügen daran, ihre Macht dadurch zu zeigen, daß ſie von andern angenommene und durchgängig verehrte Meynungen niederreißt.

Locke. Ich glaube in der That, daß die Liebe zu der Macht, von der ſie ſprechen, ein großer Bewegungsgrund zu der Bekanntmachung der Werke war, worinnen am meiſten von ihrem Scepticismus herrſcht. Nero mochte vielleicht in dem Brande von Rom eben ſo viel Vergnügen finden. Es war eine That, wodurch er ſeine eigne Macht zeigte; wir reden aber itzt vom Rechte und nicht von der Macht.

Bayle. Ein Menſch kann unvorſichtig ſeyn, aber nicht unrecht handeln, wenn er ſagt, was nach ſeiner Einſicht wahr iſt.

Locke. Ein Enthuſiaſt, welcher Lehren behauptet, die der Geſellſchaft nachtheilig ſind, oder diejenigen beſtreitet, welche zu ihrem Vortheile gereichen, hat zur Entſchuldigung ſeines Fehlers die Stärke ſeiner Meynung und die Hitze ſeiner Einbildungskraft anzuführen. Aber ſie dachten kälter; und urtheilten richtiger! Was haben ſie für eine Entſchuldigung? Ich weiß wohl, daß in ihren Werken Stellen, und deren nicht wenige ſind, worinn ſie, wie Moraliſt ſprechen. Ich habe auch gehört, daß ſie wie ein Mann lebten, der keine Laſter hat. Aber da ſie in andern Theilen ihres Werkes alle Grundſätze der moraliſchen Pflichten untergraben, ſo bedeutet es nichts, daß ſie ſo gut von ihnen ſprechen. Wie wenige werden auf ihre allgemeinen Vorſchriften, oder auf ihr Beyſpiel ſehen! Wie manche, die ſtärkere Leidenſchaften hatten, als ſie haben, und ſich freuen, den Zügel zu zerreißen, der ſie zurück, hielt, werden ſich ihres Scepticismus bedienen, ſich von allen Verbindlichkeiten der Tugend und Religion los zu machen. = = Welch ein unglücklicher Mann ſind ſie, daß ſie ihre Talente auf eine ſolche Weiſe anwendeten. Sie und das menſchliche Geſchlecht hätten mehr Vortheil gehabt, wenn ſie der dümmſte Holländer oder der leichtgläubigſte Mönch in einem portugieſiſchen Kloſter geweſen wären. Die Reichthümer der Seele können eben ſo wohl, als die Güter des Glücks, eine Peſt für die Geſellſchaft werden, da ſie eine Stütze und Zierde derſelben ſeyn ſollten.

Bayle. Sie ſind ſehr ſtrenge gegen mich = = Aber iſt es nicht auch ein Verdienſt, eine Wohlthat für die Geſellſchaft, ſo viel, als ich that, gethan zu haben, um die menſchliche Geſellſchaft von den Betrügereyen und Feſſeln der Prieſterliſt, von den Raſereyen der Schwärmer und den Schrecken und Thorheiten des Aberglaubens zu befreyen? Was für Unglück haben nicht falſche Religionen in der Welt geſtiftet? Was haben ſie nicht ſelbſt in den neueſten Zeiten für Blutvergießen, für bürgerliche Kriege, für Zerrüttungen in den Regimentsmentsverfaſſungen, für Verwirrung in der bürgerlichen Welt verurſacht! Waren ſie nicht in dem Zeitalter, worinnen ich lebte, ungeachtet es nur allzuerleuchtet war, die Gelegenheit zu einer heftigen Verfolgung in Frankreich, und zur Verbannung der beſten Unterthanen aus dieſem Königreiche? Kein Wunder alſo, daß ich gereizt war, dieſe Uebel in ſeinen Wurzeln auszurotten.

Locke. Die Wurzel dieſer Uebel war die falſche Religion; ſie aber richteten ihre Streiche wider die Wahre. Himmel und Hölle ſind nicht weiter von einander unterſchieden, als das Syſtem des Glaubens, das ich vertheidigte, und das, was die Abſcheulichkeiten wirkte, wovon ſie ſprechen. Wie konnten ſie dieſe in ihren Schriften ſo unter einander werfen und mit einander verwirren, daß mehr Aufmerkſamkeit und Beurtheilungskraft, als die meiſten Leſer haben, dazu gehörte ſie wieder von einander abzuſondern, und den gehörigen Unterſchied zu machen? Dieß iſt die ganze Kunſt, welche ihr Beyſpiel unſre heutigen Freydenker gelehrt hat. Sie ſchmeicheln ſich bey feurigen und ſinnreichen Gemüthern durch lebhafte Züge von Vernunft und Witz wider Prieſterliſt, Enthuſiasmus, Schwärmerey und Aberglauben ein. Aber zugleich werfen ſie die Farben davon hinterliſtiger Weiſe auf das ſchöne Geſicht der wahren Religion, und kleiden ſie in ihr Gewand, um ſie bey denen verhaßt zu machen, die nicht ſcharfſichtig genug ſind, den Betrug zu entdecken. Und doch iſt es gewiß, daß kein Buch, wenn es auch der Spitzfindigſte von ihnen geſchrieben hätte, ſo wider alle Prieſterliſt, alle geiſtliche Tyranney, allen elenden Aberglauben, mit einem Worte, wider alles ſtreitet, was die menſchliche Geſellſchaft beunruhigen, und ihr nachtheilig ſeyn kann, als das, welches ſie ſo ſehr zu verachten affectiren.

Bayle. Wenn ich darinnen gefehlt habe, daß ich allzuweit gegangen bin: So laſſen ſie mich zur Entſchuldigung dieſes Fehlers nur das ſagen, die Menſchen treiben es im Unſinne ſo weit, daß wenn ſie allzuſehr erhitzt worden ſind, ſie nicht zur gehörigen Gemüthsverfaſſung zurückgebracht werden können, als bis ſie wieder zu ſehr abgekühlt worden ſind. Mein Scepticismus ſcheint mir alſo nöthig geweſen zu ſeyn, das Fieber und die Raſerey der falſchen Religion zu curiren.

Locke. Wirklich ein ſehr weiſes Recept, die Seele in einen paralytiſchen Zuſtand zu verſetzen, denn ein ſolcher Scepticismus, als der ihrige, iſt eine **Verlähmung**, welche die Seele aller ihrer Stärke beraubt, und alle ihre natürlichen Lebenskräfte tödtet, um ein Fieber wegzunehmen, welches höchſtwahrſcheinlicher Weiſe die Mäßigung und Milch der evangeliſchen Lehren curirt haben würde.

Bayle. Ich geſtehe es, dieſe Arzeneyen haben eine große Kraft. Aber wenig Aerzte geben ſich Mühe genug, ſie unvermiſcht zu geben, ohne ſie mit einigen ſchärfern Ingredienzen, und mit einigen ungeſunden oder lächerlichen Arcanis von ihrer eignen Erfindung verſetzt zu haben.

Locke. Was ſie ſagen, iſt nur allzuwahr = = Gott hat uns die vortrefflichſten Arzeneyen für alle Krankheiten unſrer Seele gegeben; aber widrigdenkende und eigennützige Aerzte, oder unwiſſende und betrogne Quackſalber, verordnen ſie für die andern Menſchen auf eine ſo üble Art, daß die heilſamſte Kraft davon verloren geht.

Hundert ein und ſiebenzigſtes Stück.

Da uns die Begierde, Vergnügen zu ſuchen, weſentlich iſt, und ſelbſt von dem Urheber unſrer Natur gebilligt wird, wenn Vernunft und Religion dieſen mächtigen Trieb regieren, ſo iſt es nöthig, durch die Hülfe eines genauen und ſorgfältigen Nachdenkens zu beſtimmen, welche Freuden, unter den mannichfaltigen Arten des Vergnügens, den gröſten Werth haben. Unter den neuern Philoſophen kenne ich keinen, der dieſe wichtige Materie gründlicher erwogen hätte, als Hutcheſon in ſeiner Abhandlung *von der Natur und Beherrſchung der Leidenſchaften.* Hier ſind ſeine wichtigſten Gedanken über eine Sache, worinnen an deutlichen, richtigen und ſichern Erkenntniſſen ſo viel gelegen iſt.

Der Werth eines Vergnügens und die Gröſſe eines Schmerzens, entſteht aus dem zuſammengeſetzten Verhältniſſe der *Heftigkeit* und *Dauer.* Bey der Unterſuchung der

Dauer eines Vergnügens muß nicht nur die Beſtändigkeit, des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern auch die Beſtändigkeit unſrer Einbildung von ihm in Betrachtung kommen; denn eine Veränderung in dem einen oder dem andern hebt die Dauer auf.

Es iſt ſchwer, die verſchiednen Arten des Vergnügens in Abſicht auf ihre Heftigkeit richtig mit einander zu vergleichen, wenn wir auf die Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Gemüthsarten ſehen, die durch Erziehung und Gewohnheit veranlaßt werden. Einige ſuchen nur das Vergnügen der äußern Sinne; andre vornehmlich das Vergnügen des innern Sinnes der Einbildung. Geſellige und liebreiche Neigungen beſchäftigen andre; und noch andre haben, ohne ein moraliſches Gefühl, ein ſtarkes Verlangen nach Beyfall und Vorzug. Sind nun alle die gleich glücklich, welche diejenigen Empfindungen genießen, an denen ſie Geſchmack finden? Wenn das wäre: ſo hätte aller Streit ein Ende. Die Fliege und die Made wären in ihrer Sphäre eben ſo glücklich, als der Patriot oder der Freund, der ſein Vaterland oder ſeine

Freunde errettet, und mit ihrem dankvollen Ruhme umgeben iſt. Sollte es aber nicht Charaktere unter den Menſchen geben, welche allein zum entſcheidenden Ausſpruche in dieſer Sache berechtigt ſind?

Niemand kann unſtreitig darinnen beſſer urtheilen, als der, der die verſchiednen Arten des Vergnügens erfahren hat. Kein Menſch behauptet, daß ein ſtarker Geſchmack an der Tugend die äußerlichen Sinne ſchwäche, oder uns zum Vergnügen der Einbildung unfähig mache. Die Mäßigkeit hat nie einen guten Magen verderbt, ob es wohl die Ueppigkeit gethan hat. Nun haben alle Tugendhafte der Tugend das Zeugniß gegeben, daß ihre Vergnügungen allen andern, auch ſo gar alle andere zuſammengenommen, vorzuziehen wären. Ja man kann ſich ſelbſt auf das Urtheil des Laſterhaften berufen, da es vielleicht nicht einen einzigen Sterblichen giebt, der gegen alle Arten der Sittlichkeit unempfindlich wäre. Wenn ihn in einer beſondern Angelegenheit ein moraliſches Principium gerührt hat: So wird er ſogleich ſein ſinnliches Vergnügen in der Vergleichung mit dem moraliſchen verachten. Giebt es nicht Wollüſtige, die um eines Freundes willen ihrem Vergnügen entſagen, und weder Wunden noch Tod ſcheuen, wenn ſie ihn einmal lieben? Wie viele Laſterhafte wagen ihr Leben um den Vorwurf der Falſchheit oder Feigheit zu vermeiden? Die Menſchen können das moraliſche Gefühl ſo wenig ganz ausrotten, als die äuſſerlichen Sinne. Verderben können ſie es, aber ſie können ohne die Erhaltung und Verbeſſerung deſſelben nicht glücklich ſeyn. Die Glückſeligkeit eines Wurms iſt nur für einen Wurm hinreichend; ein Weſen von mehr Kräften muß auch mehr Arten von Genuß haben. Man betrachte den Menſchen nur in ſeinen verſchiednen Altern. Es gab eine Zeit, wo uns ein Steckenpferd und eine Klapper Vergnügen genug war. Wir erwachſen und finden dann Geſchmack an Ehre, Freunden, liebreichen Handlungen, am Heirathen, an Kindern, an Dienſten gegen Geſellſchaft und Vaterland. Giebt es keine Verſchiedenheit zwiſchen dieſen Arten von Geſchmack? Wir waren glücklich: Sind wir aber itzt nicht noch glücklicher? Wo wir es nicht ſind: ſo hat unſre Einbildung einen thörichten Tauſch getroffen. Unſer Spielzeug konnten wir leichter anſchaffen, leichter in Ordnung erhalten, als die itzigen Gegenſtände unſrer Sorgfalt, ein Amt, einen Sohn, einen Freund, eine Partey, ein Vaterland. Allein dieſer Tauſch beruhte weder auf unſrer Einbildung noch auf unſerm Willen. Unſre Natur beſtimmt uns auf verſchiednen Stufen zu verſchiednen Beſtrebungen, und ihren Geſetzen zu folgen iſt der Weg zur Glückſeligkeit.

Die Erfahrung ſelbſt redet für die Tugend. Moraliſche Empfindungen, überwinden oft alle andere Begierden und Sinne ſelbſt in ihrer größten Stärke. Wir ſehen ſie freylich auch von den äußerlichen Sinnen überwältigt werden. Aber die Antwort auf dieſe Ausnahme iſt leicht. Ein beſtändiges Streben nach dem Vergnügen der äußern Sinne, kann nicht angenehm ſeyn, als wenn es nicht der Gedanke von ihrer Unſchuld, oder der Abweſenheit des moraliſchen Uebels begleitet. Pflegen nicht unſre Wollüſtlinge, außer ihren andern Ausflüchten, auch ſtets ihre Handlungen, als unſchuldig zu vertheidigen? Gemeinnützige

Neigungen hingegen, Tugend und Ehre brauchen durch keine Gattung ſinnlicher Empfindungen empfohlen zu werden, auch nicht einmal durch die Meynung oder Hoffnung vom äußerlichen Schmerze frey zu ſeyn. Ihre Gegenſtände bleiben uns immer liebenswürdig, und können uns immer anlocken, ſie auf den rauhen Wegen des Hungers, des Durſtes, der Kälte, der Arbeit, der Wunden und des Todes aufzuſuchen. Wenn gemeinnützige und tugendhafte Neigungen alles ſinnliche Vergnügen, und ſelbſt allen körperlichen Schmerz überwältigen, ſo thun ſie es Kraft ihrer eignen Stärke, ohne fremde Hülfe.

Man zeige einem Menſchen alle äußerliche Vergnügungen in dem hellſten Lichte; man beraube ſie aber erſt ihrer entlehnten Begriffe des Anſtändigen, der Freundſchaft, der Großmuth, der Freygebigkeit, des geſelligen Vergnügens; man ſehe nicht auf die Meynungen andrer, auf guten Namen, auf Vermeidung der Schande, auf den Umgang mit andern, man ſondre von dem Beſtreben nach Reichthum alle Gedanken von Familie, Freunden, Verwandten, und Bekanntſchaften ab, man betrachte ihn bloß als das Mittel zum Vergnügen der Sinne; man ſetze nun der Begierde darnach das ſchwächſte moraliſche Verlangen entgegen, und ſehe zu, ob es daſſelbe überwinden könne. Wer hat jemals das Vergnügen einer großmüthigen freundſchaftlichen Gemüthsart, einer gegenſeitigen Liebe, einer mitleidvollen Erleichterung und Hülfe der Bedrängten gefühlt, das Vergnügen, einer Geſellſchaft gedient, eine Menge Menſchen glücklich gemacht zu haben, das Vergnügen einer genauen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, das Frohlocken ſeiner Nebenmenſchen über die Weisheit und den Wohlſtand geliebter Perſonen, und zieht es nicht dem Vergnügen der Sinne und der Einbildung vor? Wen erklären wir, wenn wir bloß als Zuſchauer urtheilen, für glücklicher, den, der alle Wollüſte der Sinne und der Einbildung genießt, dabey aber von aller Geſelligkeit, Liebe und Freundſchaft, und von aller Gelegenheit zu liebreichen und großmüthigen Handlungen ausgeſchloſſen iſt, oder den, deſſen Vergnügen es iſt, Arme und Waiſen zu beſchützen, den, der der

Witwe Gelegenheit giebt, vor Freude zu ſingen, den Vater der Dürftigen, den Rächer der Unterdrückung, den, der nie die Sache ſeines eignen Sclaven verachtet, ſondern ihn als ſein Mitgeſchöpf betrachtet, das von derſelben Hand gebildet wurde, die ihn bildete? Man ſetze ihn in den Zuſtand äußerlicher Schmerzen; man laſſe ihn beſchwerliche Arbeit oder mitleidige Beängſtigung empfinden: Welchen von beyden wird der Zuſchauer bewundern, und für den glücklichſten erklären? Wie oft haben Aeltern, Ehemänner, Freunde und Patrioten, die grauſamſten körperlichen Schmerzen ausgehalten, um die Schmerzen ihres gemeinnützigen und moraliſchen Gefühls, und des Gefühls der Ehre zu verhüten?

Wenn wir nun die verſchiednen Arten von Vergnügen und Schmerz, in Anſehung ihrer Dauer mit einander vergleichen: So kömmt es nicht nur auf die Gewißheit der Gegenſtände, ſondern, wie ſchon erinnert worden iſt, auch auf die Beſtändigkeit unſers Geſchmacks oder unſrer Einbildung an.

Die Gegenſtände, welche nöthig ſind, die Schmerzen des ſinnlichen Triebes wegzunehmen,

men, und ſo wohl den Sinnen als der Einbildung angenehme Vergnügungen zu verſchaffen, können wir uns insgemein durch Klugheit und Fleiß verſichern. Die Empfindungen ſelbſt ſind kurz und vorübergehend, und laſſen nichts hinter ſich, wodurch die Zwiſchenzeiten des Genuſſes ausgefüllt werden könnten. Das Vergnügen entſteht bloß aus der Wiederkehr des Triebs, und aus der Ausſicht auf den wiederholten Genuß.

Gleicher Weiſe können die Vergnügungen der Einbildung von allen genoſſen werden, und ein ſichres Vergnügen verſchaffen, wofern wir nur den Gedanken des **Eigenthums** oder **Beſitzes** davon abſondern. Von dieſer Art iſt das Vergnügen, welches die Werke der Natur und Kunſt verurſachen. Da ſie aber weniger angenehm ſind, wenn ſie gemein werden, ſo können ſie das menſchliche Gemüth nicht immer genug beſchäftigen, noch vielweniger vor den moraliſchen Ungemächlichkeiten des Lebens bewahren, oder unter der Empfindung derſelben tröſten.

Die allgemeine Glückſeligkeit iſt, dem äußern Anſehen nach, ein ſehr ungewiſſer

Gegenſtand; es ſteht auch nicht in unſrer Gewalt, dieſer Ungewißheit abzuhelfen, und den Lauf der Begebenheiten zu ändern. In ſo fern ſind auch die moraliſchen Vergnügungen unbeſtändig, zumal da wir ſelbſt in der Ausübung der Tugend ſo unbeſtändig ſind. Unterdeß iſt doch ein allgemeines Wohlwollen gegen unſre Nebenmenſchen das, womit wir niemals unzufrieden ſind. Das Vergnügen deſſelben kann uns zwar vor äußerlichen Schmerzen nicht bewahren; es iſt aber doch ein großer Troſt dawider.

Dieſes Vergnügen iſt an ſich dauerhaft, und nicht dem Eigenſinne und Ungefähre unterworfen. Durch einen wiederholten Genuß wird es immer ſtärker, und erweckt niemals Ekel und Ueberdruß. Niemals kann es uns an Gelegenheiten fehlen, Gutes zu thun, und jede gute Handlung giebt einen reichen Stoff zu angenehmen Betrachtungen, ſo lange wir leben. Ein tugendhaftes Verhalten iſt gemeiniglich das Klügſte auch in Anſehung unſrer äußerlichen Glückſeligkeit. Wo uns die Tugend viel koſtet, da ſind auch ihre eigenthümlichen Vergnügungen um ſo viel edler und erhabner.

Moraliſche Freuden machen, daß wir uns an uns ſelbſt ergötzen, und Geſchmack an unſrer eignen Natur finden. Unſer Vergnügen ſcheint dem ähnlich zu ſeyn, das die Gottheit empfindet, wenn wir unſrer eignen Vollkommenheit, und der Vollkommenheit andrer Weſen genießen.

Hundert zwey und ſiebenzigſtes Stück.

So gewöhnlich die Klagen über die Undankbarkeit ſind, ſo wenig ſind oft diejenigen dazu berechtigt, welche ſich mit der größten Bitterkeit und Heftigkeit darüber beſchweren. Es gehört freylich dieſes Laſter unter diejenigen, die nicht genug verabſcheut werden können. Denn wer fähig iſt, Wohlthaten zu vergeſſen, gegen ein liebreiches, dienſtfertiges, und großmüthiges Herz unempfindlich zu bleiben, oder gar Güte und Beyſtand mit Haß und Feindſeligkeit zu vergelten, der muß in einem mehr als gewöhnlichen Grade verderbt ſeyn. Er verdient aus der Claſſe geſelliger Weſen verſtoßen zu werden, weil er, ſo viel an ihm liegt, den Grund alles gemeinſchaftlichen Vertrauens niederreißt, das Mitleiden hemmt, und ſchuld wird, daß Menſchen, deren gemeinnützige Neigungen eben nicht ſehr ſtark ſind, ihre Aufmerkſamkeit bloß auf ihre eignen Vortheile einſchränken. So gewiß aber dieſes iſt, ſo wenig kann auch geläugnet werden, daß die, die den Namen wirklicher Wohlthäter verdienen, eben ſo ſelten ſind, als die Undankbaren nach den Klagen, die man über die Unerkenntlichkeit der Menſchen hört, gemein ſeyn ſollen. Wie wenige, die noch ihren Nebenmenſchen Gefälligkeiten und Dienſte erweiſen, haben die reine Abſicht, Gutes zu thun! Und wie viele, die noch von dieſer edlen Abſicht getrieben werden, thun es nicht auf eine ſolche Art, daß ihre Dienſtleiſtungen alles Anſehen, und allen Werth der Wohlthaten verlieren: Können ſolche ſich mit Grund über die Undankbarkeit der Menſchen beſchweren?

Ich kenne viele, die es vornehmlich ſich ſelbſt zuſchreiben müſſen, daß diejenigen, denen ſie Gefälligkeiten erzeigen, nicht erkenntlicher ſind. Iſt es denn dem menſchlichen Herzen ſo leicht, dankbar zu ſeyn, wenn die Wohlthat durch knechtiſche Demüthigungen erbettelt, oder durch ein ungeſtümes Anhalten erpreßt werden mußte, oder wenn ſie dem, der ihrer nöthig hatte, mit Unwillen oder Stolz, ſo zu ſagen zugeworfen wurde?

Argant läßt ſich noch wohl eine Wohlthat abnöthigen; aber er muß erſt durch die Bitten des Dürftigen ſo in die Enge getrieben ſeyn, daß er ihnen nicht mehr ausweichen kann. Wenn er ihnen dann nachgiebt, wie ſchwer wird ihm ſeine Großmuth! Wie runzelt er die Stirne! Wie verdrießlich iſt ſein Auge! Und Argant darf klagen, daß er ſo wenig Dank verdienen könne?

Splendidus iſt williger und geſchwinder in der Erweiſung des Guten, das er ſich zu thun entſchließt. Er verlangt weder ſo anhaltende noch ſo dringende Bitten, als Argant. Man kann ihn auch nicht beſchuldigen, daß er zu wenig thue, oder daß er ſeine Hülfe aufſchiebe, um ihr durch den Aufſchub einen deſto gröſſern Werth zu ertheilen. Er hat freylich ein Gönnergeſicht; es wird doch aber nicht durch Unfreundlichkeit, durch Verdruß und Widerwillen verfinſtert. Allein er ſcheint zu fürchten, daß man den Werth ſeiner Güte nicht genug empfinden werde; und darum wird er ſo beredt darüber, weiß uns die Güte und Großmuth ſeines Herzens mit einem ſolchen Ueberfluſſe des Wohlgefallens an ſich ſelbſt anzupreiſen, weiß ſichs ſelbſt ſo viel Dank, daß er uns dient, weiß ſeine Wohlthaten ſo ſehr ins Licht zu ſetzen, wie etwa ein Stutzer ſeinen Diamant am Finger ſpielen läßt, daß er den, dem er hilft, mehr beſchämt als erfreut. Wie kann ſich Splendidus über die Undankbarkeit der Menſchen beklagen? Kann jemand zu ſeinem Lobe beredter ſeyn, als er ſelbſt? Wer kann ihm mehr danken, als er ſich ſelbſt dankt?

Armidens ewiges Geſpräch iſt die Unerkenntlichkeit einer Verwandtinn, die ſie ihrer Dürftigkeit wegen zu ſich genommen hat. Neulich hörte ich ſie mit großer Lebhaftigkeit darüber klagen. Sie warnte die ganze Geſellſchaft, wo ſie war, vor der Großmuth gegen arme Blutsfreunde. Da iſt, ſagte ſie, alles Gute verloren, was man thut; man bekömmt nicht einmal Dank dafür. Alle Liebe, die man ihnen beweißt, halten ſie für Schuldigkeit, wofür ſie nicht einmal freundlich ſehen dürfen. Wenn man nicht ſein Gewiſſen bedenken wollte, ſo thäte man weit beſſer, daß man ſeine Wohlthaten blutfremden Leuten gäbe. Die danken und beten doch noch für einen! Aber ſo gehts in dieſer verderbten Welt! Nimmt man ſich ſeiner Verwandten an, ſo hat man Undank, und läßt man ſie in der Noth ſitzen, ſo hat man Schande davon. Dieſe Klagen machten mir ihre Wohlthätigkeit und Großmuth ſehr verdächtig. Wie empfindlich auch dem, der Wohlthun für ſeine Pflicht hält, die Undankbarkeit der Menſchen ſeyn mag, ſo wird er doch ſeine Empfindlichkeit darüber nicht in jedermanns Schooß, mit ſo heftigen und ungeſtümen Klagen ausſchütten; er wird ſie fühlen, und doch fortfahren, Gutes zu thun. Ich erkundigte mich alſo bey Einem aus der Geſellſchaft, wie viel Recht Armide zu ihren Klagen hätte, und erfuhr, daß ſie über die Undankbarkeit ihrer Verwandtinn ſo wenig zu klagen befugt wäre, daß vielmehr dieſe es mit viel gröſſerm Rechte thun könnte. Sie hatte freylich ihren nothdürftigen Unterhalt in Armidens Hauſe; aber ſie mußte ihn mit tauſendfacher Arbeit bezahlen, und dieſe klagte nur, damit niemand etwas darauf zu ſagen finden möchte, daß ihr ſo übermüthig und hart begegnet wurde.

Hat man alſo nicht Grund genug zu glauben, daß die Klagen über die Undankbarkeit der Menſchen weit ſeltner ſeyn würden, wenn ſich jeder, der dazu berechtigt ſeyn will, unpartheyiſch fragte: *Das Gute, das ich meinen Nebenmenſchen erwies, that ich es aus reiner Menſchenliebe; that ich es in der Abſicht, dem wohlthätigſten Weſen ähnlich zu werden; that ich es auf die angenehmſte und gefälligſte Weiſe?*

Hundert drey und ſiebenzigſtes Stück.

Man urtheilt von den ſchönen Künſten nicht richtig genug, wenn man allein bey dem Vergnügen ſtehen bleibt, das ſie uns machen. Und gleichwohl giebt es unter den feinſten Kennern derſelben nicht wenige, welche ſie bloß von dieſer Seite anſehen. Dieſes Vorurtheil kann junge Leute, welche bey der Wahl ihrer künftigen Lebensart nicht ihrem Genie allein folgen, ſondern auch aus moraliſchen Gründen handeln wollen, von dem Vorſatze, durch eine der ſchönen Künſte groß zu werden, abſchrecken. Es kann überdieß auch den Einfluß haben, daß die Bemühungen derer, welche die ſchönen Künſte zu kennen und zu befördern ſuchen, für geringſchätzig gehalten werden.

Ich will jetzt nicht von der Muſik ſondern nur von denen Künſten reden, die fürs Auge arbeiten. Welche Eindrücke kann der Zeichner und derjenige, der den Entwürfen deſſelben im Marmor, oder durch Farben, oder auf der Kupferplatte folgt, welche Eindrücke können ſie auf unſer Herz machen, wenn ſie, (um dieſes Nutzens der Künſte vornämlich zu erwähnen die heilige Geſchichte würdig vorſtellen. Dieß iſt eine Erfahrung, welche ſelbſt diejenigen oft gehabt haben, welche, wie ſehr ſie auch vom Geſchmacke verlaſſen ſind, dennoch nicht haben hindern können, daß ſie nicht von irgend einem außerordentlichen ſtarken Werke eines Meiſters wären hingeriſſen worden. Wer kann z. E. einem Rembrandt widerſtehen, wenn in einer ſeiner Arbeiten, der Erlöſer in einem weiten und hohen Todtengewölbe mit der Stille und der Majeſtät der Allmacht ſteht, und weit unter ſeinen Füßen der erwachte Lazarus ſeine Arme (nur dieſe ſieht man) aus einem tiefen Grabe nach ſeinem großen Helfer emporſtreckt. Wenn die würdige Vorſtellung der heiligen Geſchichte ſolche Wirkungen in unſrer Seele hinterlaſſen, und daher ſo große Einflüſſe auf unſre Handlungen haben kann; ſo kann man nicht ſorgfältig, ich möchte ſagen, nicht kritiſch genug ſeyn, dieſer Würdigkeit, dieſem Edlen, dieſem Erhabnen einer ſolchen Vorſtellung nichts zu vergeben. Dieß iſt die Urſache, warum ich einige bibliſche Werke berühmter, und auch in ihren Fehlern nachgeahmter Künſtler, in Abſicht auf ihre Entwürfe unterſuchen will. Wenn die Liebhaber mythologiſcher Arbeiten auch dieſe beurtheilt ſehen möchten: ſo muß ich ihnen mein Bekenntniß ablegen, daß ich dieſe Arbeiten für unintereſſant, und durch die öftere Wiederholung noch gleichgültiger halte. Selbſt, wenn ſie von der Hand eines Meiſters ausgeführt worden ſind, was können wir dabey denken? Sind ſie allegoriſch? oder hiſtoriſch? Sie ſind weder das eine noch das andere. So bald wir ſie uns als allegoriſch vorſtellen wollen; ſo erinnern wir uns gleich, daß es Völker gegeben hat, die dieſe Perſonen als wirkliche gedacht haben; dazu kömmt noch, daß ſie verſchiedne Eigenſchaften haben, die keiner allegoriſchen Bedeutung fähig ſind. Wollen wir ſie uns als hiſtoriſch denken; ſo muß uns gleich einfallen, daß ſie Phantomen des Aberglaubens waren. Wir haben alſo ſehr unbeſtimmte Vorſtellungen davon. Und kann man ſich für ein unbeſtimmtes Object intereßiren? Gleichwohl hangen die Künſtler noch immer an der Mythologie. Die vornehmſte und faſt einzige Urſache hiervon iſt ihre Neigung, Nacktheiten zu malen. Wenn ſie nicht fürchteten, durch gewiſſe Nacktheiten, verführende Eindrücke zu machen: ſo ſollten ſie ſich doch wenigſtens ſchämen, daß ſie nichts Neues ſagen, und Wiederholungen, welche die Griechen ſchon angefangen, und die Römer und die Neuern ſo lange fortgeſetzt haben, noch itzt zu wiederholen. Ich kanns nicht genug ausdrücken, wie unbeſchreiblich kalt mich dieſe Vorſtellungen laſſen. Wenn ſie von einer Meiſterhand ausgeführt worden ſind; ſo ſehe ich zwar einen ſchönen Leib; aber ich wollte auch eine Seele darinn haben.

Ich komme zu den bibliſchen Werken zurück. Sie ſollten das Genie und die Hand ſelbſt desjenigen Meiſters, der das Unglück hätte, ohne Religion zu ſeyn, vornehmlich beſchäfftigen, weil ſie ſo ſehr intereſſant ſind. Welch ein weites Feld, das aber noch größtentheils ungebaut iſt. Wenn man die Stücke abrechnet, die bloße Wiederholungen ſind, wie viele rührende Situationen und Zeitpunkte ſind noch unausgearbeitet. Vielleicht wage ichs, in einem der folgenden Blätter, einige neue Entwürfe zu geben. Dieſes und noch ein künftiges habe ich zu einer kurzen Beurtheilung einiger bekannten Werke beſtimmt.

In einem Gemälde, das die Familie Jeſu vorſtellt, beſchäfftigt Raphael die Eliſabeth zu ſehr damit, daß ſie ihrem Sohne die Arme hält, damit er die Hände gegen das Kind Jeſus falte. Sie könnte dieß thun; es müßte aber nicht ihr Hauptgeſchäffte, ſondern in ihrem Geſichte mehr Aufmerkſamkeit auf das Kind und die Mutter ſeyn. Joſeph ſtützt ſich auf den Arm. Dieß ſo wohl, als ſeine Miene, zeigen ihn zu ruhig. Er ſollte mehr Antheil nehmen. Das Kind Jeſus ſelbſt hat nicht Edles genug im Geſichte. Sonſt iſt dieſes eins von Raphaels ſchönſten Werken.

In einer Maria, von eben demſelben, iſt die Stellung und die Miene Johannes, der das Kind anbetet, vortrefflich. Auch das Kind

Jeſus hat mehr Edles, als in dem vorigen, und eine ſehr reizende Ruhe. Nur hätte dieſer große Maler ſeinen Namen nicht auf dem Saume der Maria anbringen ſollen.

Wenn man erlauben will, daß eine Perſon eines Gemäldes demjenigen, der es anſieht, etwas zeigt, ſo hätte, wie mir es vorkömmt, ein junger Johannes in der Wüſte, von Raphael, gar keinen Fehler. Es iſt ein Meiſterſtück von Simplicität und ungeſchmückter Schönheit, ſo wohl in Abſicht auf die Perſon, als auf die Gegend. Johannes weiſt auf ein Kreuz, das er vor ſich hat.

Ein Engel Michael, von eben dieſem groſſen Maler, der auf einen überwundnen Drachen tritt, iſt zwar ſehr ſchön; allein die Nebenfiguren, die ihn umgeben, gehören faſt alle zu einem Sabbathtanze, und haben etwas komiſches. Auch ſollte die Hauptperſon keinen Zorn, ſondern die Ruhe im Geſicht haben, die in einem andern Engel Michael, der auch von Raphael iſt, einen ſo vortrefflichen Effect macht.

Ein **Evangeliſt Johannes**, von ihm, der auf einem Adler in den Wolken ſchwebt, und viel Andacht und Heiterkeit hat, ſollte kein Dintenfaß in der Hand halten, und mit keiner Feder auf eine dicke Tafel ſchreiben.

Noch ein junger **Johannes in der Wüſte**, von ihm, iſt faſt vortrefflicher, als der vorige. Oben an dem Kreuze, auf welches er auch hier zeigt, iſt Feuer, das der Wind bewegt, und in ſeinem Geſichte eine gemilderte Unruhe, die ſehr für das Stück intereßirt.

Jeſus in Gethſemane, von Raphael. Fürs erſte iſt die gewöhnliche falſche Vorſtellung darinn, daß der Engel einen Kelch hält. Der Engel kam, Jeſum zu ſtärken. Der metaphoriſche Ausdruck vom Kelche, den Jeſus in ſeinem Gebete braucht, würde auch alsdann hier nicht her gehören, wenn es auch erlaubt wäre, Metaphern zu malen. Fürs andre iſt in der Stellung und der Miene des Verſöhners nichts, gar nichts von dem, was die Schrift mit den Worten zu beſchreiben anfängt: **Und es kam, daß Er mit dem Tode rang.** Niemals iſt ein großer Maler ſo weit unter ſeinem

Süjet geweſen, als hier Raphael. Wenn es bey irgend einem Süjet erlaubt iſt, unter demſelben zu ſeyn, ſo iſt es bey dieſem; aber ſoweit darunter zu ſeyn, das war keinem Raphael erlaubt.

Ein Geſicht des Ezechiel, von ihm. Die Hauptperſon iſt edel. Aber die beyden kleinen Engel, die unter Heſekiels Armen ſchweben! Die Begriffe, die wir uns nach der Schrift von den Engeln machen müſſen; und dann ſie als Kinder vorzuſtellen, welcher Contraſt! Ich kann dieſe Vorſtellungen auch beſonders deswegen nicht aushalten, weil ſie ſo viel Aehnliches mit den Genien haben, mit welchen die meiſten unſrer neueſten Künſtler ſo verſchwenderiſch ſind.

Eine Maria mit dem Kinde Jeſus, von Raphael. Dieß iſt das ſchönſte Kind Jeſus, das er gemalt, weil er ihm einen gewiſſen reizenden Tiefſinn gegeben hat.

Eine Maria mit dem Kinde Jeſus, von Benvenuto Garafalo. Die Mutter kniet bey dem ſchlafenden Kinde, gegen ihr über kniet ein Engel, der eine Dornenkrone über das Kind hält. Dieſer Gedanke iſt neu und ſchön; aber dadurch zu weit getrieben, daß oben im Himmel eine Menge Engel die Inſtrumente der Leiden des Erlöſers halten.

Eine Maria von Andreas Lingi von Aſſiſe. Engel bringen dem Kinde Jeſus Weintrauben. Wenn es jemals erlaubt werden kann, Engel als Kinder vorzuſtellen; ſo iſt es hier. Das Kind Jeſus hat viel Edles; die Mutter aber was Gemeines. Zween Engel auf einem Baume ſpielen zu ſehr. Ueberhaupt wäre es ein ganz andrer und würdigerer Gedanke geweſen, wenn das **Kind Jeſus** von Engeln in einer Pracht und Hoheit, wie ſie ihnen der Maler nur hätte geben können, angebetet worden wäre.

Pfingſten von Gaudentio Ferrari. Wie kann ein Maler, der die Mutter Chriſti in ſo erhabner Andacht und mit ſo feyerlichem Ernſte vorzuſtellen wußte, darauf verfallen, auf eben dem Gemälde einem der Apoſtel eine Cardinalskleidung und Ringe zu geben?

Eine Auferweckung Lazari, von Hieronymus Mutien. Chriſtus und die beyden

Schweſtern ſind vortrefflich; aber Lazarus, der ſchon ohne Leichentücher aufgehoben wird, iſt zu erſchrocken.

Die Schlagung des Felſen, von Romanelli. Moſes ſteht ſo und hält ſein Kleid auf eine Art zurück, als wenn er nicht beſprützt werden wollte. Wie konnte Moſes bey einer ſo großen Begebenheit hieran denken?

Eine Anbetung der Hirten, von Feti. Man kann nicht leicht etwas gezierteres ſehen, als die Stellungen und Mienen der Maria, die ſich über das Kind Jeſus beugt, und des Engels, der ein Tuch hält, auf welchem das Kind liegt. Kaum iſt der Maler werth, ein andres Stück, das der Schutzengel heißt, gemacht zu haben; Der Engel und der Knabe, den der Engel hält, und gen Himmel weiſt, ſind beyde ſehr edel.

Der reiche Mann, auch von Feti. Bey der Tafel iſt eine Statüe einer Pomone, der ein junger Faun einen Fruchtkorb hält.

Johannes, der in der Wüſte predigt, von Mola. Unter den vielen ernſthaften Zuhörern ſteht ein Mohr an einem Baume in einer komiſchen Aufmerkſamkeit. Bey Johannes weidet ein Lamm. Es iſt wahr, daß es ſehr ſchön weidet; aber dieß kann mich doch nicht mit dem falſchen Gedanken ausſöhnen, daß man eine Vergleichung malt, die in einer Rede gebraucht worden iſt.

Chriſtus, der ſein Kreuz trägt, von Andreas Sacchi. Es iſt wenigen geglückt, unſerm Erlöſer eine ſo erhabne Miene zu geben, und ihn auf eine ſo würdige Art leidend vorzuſtellen, als dieſem Maler. Wenn dieſes vortreffliche Stück dadurch nur nicht ſo viel verlöre, daß die Veronica das auf dem Tuche abgedruckte Geſicht Chriſti zeigte. Wenn dieſe Geſchichte auch keine Legende wäre; ſo gehörte ſie doch gar nicht hieher.

Paul Veroneſe hat die Jünger von Emaus, wie ſie Chriſtum erkennen, zweymal gemacht. Die Stücke ſind in Betrachtung der Hauptperſonen vortrefflich. Allein es iſt ſonderbar, daß ein ſo großer Mann beydemal Kinder mit Hunden unter dem Tiſche ſpielen läßt, und dieß noch dazu das eine mal auf eine ſo komiſche Art, daß man in dieſer Vergleichung van der Werft ſein völlig ausgemahltes Caninichen, da Adam und Eva die Stimme ihres Richters im Garten hören, gern verzeiht.

Hundert vier und ſiebenzigſtes Stück.

Ich fahre fort, Anmerkungen über die Compoſition einiger Gemälde zu machen, welche Stücke aus der heiligen Geſchichte vorſtellen. Ich könnte viel umſtändlicher bey der Beurtheilung dieſer Arbeiten ſeyn; aber ich würde alsdann, für dieſe Blätter zu weitläuftig werden: und es iſt zu meinem Zwecke genug, nur diejenigen Fehler vornehmlich zu bemerken, welche der Würde und der Hoheit der Materie nachtheilig ſind. Die heilige Geſchichte muß mit dem Tiefſinn, der Feyerlichkeit und dem Ernſte der Religion ſelbſt vorgetragen werden. Wo dieſe fehlen, da fehlt dem beſten Zeichner und dem beſten Ausbilder der kühnſten und glücklichſten Zeichnung ſehr vieles. Wer hier nicht mehr fodert, als gewöhnlich geleiſtet worden iſt, der weiß nicht, wozu er berechtigt iſt, und der ehrt die Künſtler zu wenig, indem er nicht genug von ihnen fodert.

Iſt z. E. derjenige, (um etwas Allgemeines zu ſagen) nicht viel zu gütig, der nicht eine ganz andre Vorſtellung der Engel verlangt, als wir bisher geſehen haben? Die Vorſtellung der Engel als Kinderchen, oder als Köpfe in den Wolken, ſind zu weit unter der Kritik, als daß ich davon etwas ſagen mag: aber was ſind denn die größern Vorſtellungen dieſer erhabnen Geiſter? Sind ſie vielmehr als Frauenzimmer mit Flügeln? Ich wenigſtens kenne nur ſehr wenige Ausnahmen. Waren denn die Griechen nur allein fähig, in den Köpfen und in den Stellungen ihrer donnernden Jupiters, alles, was erhaben iſt, zu vereinigen? Es iſt eine der ſonderbarſten Contraſte, daß wir, die wir keinen Engel vorzuſtellen wiſſen, uns doch unterſtehen, Gott den Vater zu malen. Es gehört zwar nicht eigentlich hieher, zu bemerken, daß dieß auch der größte Künſtler niemals unternehmen ſollte; unterdeß kann ich doch nicht unterlaſſen, zu ſagen, daß es beynahe wider die Religion iſt, dieß zu thun, und außer dem unmöglich iſt, dieſer Verſtellung nicht völlig zu unterliegen.

Die obige Anmerkung zu beſtätigen, daß wir Frauenzimmer mit Flügeln für Engel malen, dient im hohen Grade ein Stück von Paul Veroneſe in einer Heyrath der heiligen Catharine. Der Engel ſpielt auf der Laute. Man nehme ihm die Flügel und den Glanz auf dem Kopfe; ſo iſt er eins von den jüngſten Frauenzimmern.

Dominicus Zampieri hat einen Adam und Eva gemacht, die gerichtet werden. Adams Stellung und Miene hat etwas ſehr Gemeines, indem er auf Eva weißt, daß ſie ihn verführt habe.

Eben ſo etwas Gemeines haben alle drey Geſichter auf einem Gemälde von Raphael, das Maria, das Kind Jeſum, und den jungen Johannes vorſtellt.

Lukas Congiagi hat Chriſtum am Kreuze gemalt, der eben ausruft: (die Worte ſtehen darunter) Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? ⸗ ⸗ Es iſt ſo vortrefflich gemacht, daß die Worte darunter nicht nöthig wären. Er ſieht ſo gen Himmel, und ruft auf eine ſolche Art, daß es Niemand mit dem Uebrigen, was der Erlöſer ſonſt am Kreuze geſagt hat, verwechſeln konnte. Mir gefällt die Simplicität der Erfindung, auch nicht wenig, daß Chriſtus ganz allein iſt.

Ein Johannes der Täufer, von Mola, mit den Worten darunter. Johannes ſahe Jeſum zu ſich kommen, und ſagte: Siehe, das iſt Gottes Lamm. ⸗ ⸗ Fürs erſte iſt Johannes viel zu ruhig für dieſe Begebenheit; dann hat er etwas ſehr Gemeines; und dann hat Chriſtus, der in der Ferne kömmt, nichts von dem, was wir bey der Abbildung deſſelben zu erwarten, berechtigt ſind.

Eine Tochter Pharaons, die den Moſes findet, von Poußin. Der Nil mußte hier nicht als ein Flußgott vorgeſtellt werden.

Das Stillſchweigen, von Carrache, iſt eine von den glücklichſten Erfindungen, die man ſehen kann. Das Kind Jeſus ſchläft; Johannes berührt leiſe den Fuß deſſelben; die Mutter winkt dem Johannes, daß er ihn nicht aufwecken ſolle. Jeder andre Maler, und vielleicht Raphael ſelbſt, würde hier etwas Spielendes hineingebracht haben, beym Carrache iſt alles lauter Ernſt.

Ein Stück von Valentin. „Gebt dem „Kaiſer, was des Kaiſers iſt.„ Das Geſicht und die Stellung Jeſu ſind ſehr ſimpel und ſehr würdig.

Die berühmte Verklärung Chriſti, von Raphael iſt, mich deucht, nicht ohne Fehler. Elias ſchwebt nicht mit dem Anſtande, wie Moſes. Außer den drey Jüngern, die niedergefallen ſind, kommen noch zwo andre Perſonen den Berg herauf, die nach der Schrift hier nicht ſeyn ſollten. Ueber dieß enthält das Gemälde eine doppelte Geſchichte. Unten am Berge wird der Beſeſſene gebracht.

Die Jünger zu Emaus, von Titian. Es iſt ſchon ſehr oft von dieſem Stücke geſagt worden, daß der eine Jünger kein Mönch ſeyn, und ſich die Katze und der Hund unterm Tiſche nicht beißen ſollten. Ich merke noch an, daß wenn der ſehr überflüßige Wirth ja hätte da ſeyn ſollen; er eben nicht ſo vollkommen wirthsmäßig hätte gekleidet ſeyn dürfen.

Eine Steinigung Stephani, von Carrache. Paulus, der auf den Kleidern ſitzt, ruft und ſtreckt die Hände nach einem Steine aus. Nach der Schrift hatte er nur Gefallen an Stephanus Tode.

Eben dieſe Geſchichte, wieder von Carrache. Ich ſehe nicht, warum Paulus hier die Arme aus einander wirft, und mit Erſchrecken ruft.

* * *

Hundert fünf und ſiebenzigſtes Stück.

Die Menſchen ſind gemeiniglich ſo eigenſinnig, ſo zufrieden mit ihren Einſichten, ſo verliebt in ihren Meynungen, ſie mögen nun Gründe für ſich haben, oder ſie mögen bloß ihren Leidenſchaften ſchmeicheln, daß ſie keinen Widerſpruch vertragen können. In der That giebt es eine Menge verdrießlicher Widerſprecher, mit denen nur ein ſehr geſetzter und weiſer Mann Geduld zu haben fähig iſt. Dieſe laſſen aus Stolz niemanden recht haben; bey jenen iſt es ein ſchwarzes hypochondriſches Temperament, welches ſie in einen beſtändigen Streit mit den Einſichten und Gedanken ihrer Nebenmenſchen verwickelt; bey andern vielleicht bloß ein Kunſtgriff, die Armuth ihres Geiſtes und ihre Unfähigkeit zu andern Geſprächen zu verbergen; bey dieſen ein bloßer Muthwille, diejenigen, denen widerſprochen wird, in Verwirrung zu ſehen;

bey jenen auch wohl eine feindſelige und boshafte Gemüthsart, die ein Vergnügen daran findet, andre zu demüthigen und zu kränken. Man muß es in der Ueberwindung ſeiner ſelbſt weitgebracht haben, wenn man ſich enthalten ſoll, einige von ihnen nicht zu verachten, und andre nicht zu haſſen. Denn es wird durch ſie nicht allein die Eigenliebe auf eine allzuempfindliche Probe geſetzt, ſondern es entflieht auch da, wo ſolche Zänker und Rechthaber erſcheinen, alles geſellſchaftliche Vergnügen. Man kann ſie mit Recht die Weſpen des Umganges nennen. Wer wird ſich nicht vor den ſchönſten Spatziergängen ſcheuen, wenn man der Gefahr ausgeſetzt iſt, von dieſen ſummenden und giftigen Inſecten geſtochen zu werden?

Soll man aber darum gar nicht widerſprechen? Soll man einen jeden bey ſeinen Meynungen laſſen, weil es Arten des Widerſpruches giebt, welche die Pflichten der Geſelligkeit, der Menſchenliebe, des Wohlſtandes, der Höflichkeit, der Freundſchaft und Vertraulichkeit beleidigen? So würden die Thoren allezeit recht behalten; die Grenzen der Wahrheit

heit würden nie erweitert, die Vorurtheile würden niemals in ihrer Herrſchaft geſtört, gute und nützliche Einſichten würden nirgends ausgebreitet werden können. Die meiſten und ſehr oft die allgemeinſten Meynungen ſind Irrthümer, die einen ſchädlichen Einfluß, theils in die moraliſchen Handlungen der Menſchen, theils in das beſondre, oder auch gar in das allgemeine Beſte haben. Es würde ſo wohl eine geringe Achtung gegen ſchätzbare und wichtige Wahrheiten, als eine große Gleichgültigkeit gegen die Glückſeligkeit ſeiner Nebenmenſchen anzeigen, wenn man die Tyranney ſchädlicher Vorurtheile über ihre Gemüther mit einer fühlloſen Gelaſſenheit anſehen könnte. Und würde man ſich nicht eines der ſchönſten Vorrechte der Menſchlichkeit, der Freyheit, ſeine Gedanken zum Beſten andrer Menſchen zu ſagen, begeben müſſen? Der Vortrag der Wahrheit und die Beſtreitung des Irrthums, an den Stätten, wo die Wahrheit, oder die Liebe zur Wahrheit das Privilegium hat, allein zu reden, iſt nicht genug, kann auch nicht alles ausrichten. Sie muß uns billig überall begleiten, ſie muß auch im Umgange herrſchen, ſie muß auch unſre geſellſchaftlichen Geſpräche beleben und nützlich machen. Der vernünftige Mann iſt dazu verbunden, und noch mehr der Chriſt.

Man darf alſo unter gewiſſen Einſchränkungen widerſprechen; oft ſoll man widerſprechen; es kömmt nur darauf an, daß man ſich mit den Regeln eines vernünftigen, klugen und nützlichen Widerſpruches bekannt mache, und ſie allezeit auszuüben ſuche.

Dieſe Regeln ſind weder ſo leicht erlernet, noch ſo leicht beobachtet. Man hat, um auf eine vernünftige und nützliche Art zu widerſprechen, auf vielerley zu ſehen; auf die Abſicht eines ſolchen Verhaltens; auf die Meynungen, denen man widerſprechen darf, oder widerſprechen ſoll; auf den Beruf dazu, auf die Folgen des Widerſpruchs, und auf die Perſonen, bey denen er nöthig iſt. Alles das muß überlegt werden, um die beſte und vortheilhafteſte Art des Widerſpruchs, beſonders im Umgange, genau und richtig zu beſtimmen.

Bloß erklären, daß man mit den Einſichten eines andern nicht übereinſtimme, macht noch keinen Widerſpruch aus; jedermann hat unter gewiſſen Einſchränkungen die Freyheit, ſeine Gedanken zu ſagen, und man kann ſo gar durch ſeine Pflicht genöthigt werden, andern ſeine Grundſätze und Geſinnungen bekannt zu machen. Man widerſpricht alſo nur alsdann, wenn man die Meynung eines andern für falſch erklärt, und ihn durch die Gründe des Gegentheils zu bewegen ſucht, ſie zu verlaſſen, und der ſeinigen beyzutreten. Müſſen wir nun den Entzweck aller geſelligen Handlungen aus unſern Verbindlichkeiten gegen unſre Nebenmenſchen beſtimmen, ſo iſt klar, daß aller Widerſpruch die Abſicht haben müſſe, ihnen durch die Mittheilung richtiger Einſichten nützlich zu werden, und dadurch, daß wir ſie von falſchen Meynungen abzubringen ſuchen, ihre wahre Vollkommenheit und Glückſeligkeit zu befördern. Man muß aber zugleich eine wenigſtens wahrſcheinliche Vermuthung vor ſich haben, daß die Ausführung dieſer Abſicht möglich ſey. Denn wie thöricht ſind nicht Unternehmungen, von denen man mit Gewißheit vorher ſieht, daß man ihres Endzweckes verfehlen werde?

Hieraus laſſen ſich ſchon unterſchiedne wichtige Regeln eines klugen und nützlichen Widerſpruches herleiten. Man muß ihn ſo einrichten, daß es leicht ſey, einzuſehen, daß wir dazu nur von der Liebe zur Wahrheit, und von einer edeln Begierde getrieben werden, die Vollkommenheit und Wohlfahrt unſrer Nebenmenſchen zu befördern. Man muß nicht allen Meynungen andrer widerſprechen; denn wie viele ſind nicht ungewiß? Man muß auch nicht allen falſchen und ungegründeten Meynungen widerſprechen; denn nicht alle falſche Meynungen ſind ſchädlich; in beyden Fällen iſt der Widerſpruch nur erlaubt, wenn man hoffen kann, daß er nicht beleidigen werde, wenn er auch nicht gefallen ſollte. Eben ſo nöthig iſt es, ſich deſſelben zu enthalten, wo man gewiß iſt, daß er nichts ausrichten werde. Denn zu verhüten, daß dieſes nicht als ein Beyfall ausgelegt werden möge, dazu iſt genug, daß man ſeine eigne Meynung ſage.

Weil ein Menſch nur durch das Anſehen, das ein anderer über ihn hat, oder durch vernünftige Gründe bewogen werden kann, ſeine

Meynung zu verändern, ſo hat auch derjenige nur den Beruf zu einem klugen und nützlichen Widerſpruche, der theils das nöthige Anſehen dazu, theils Einſicht und Geſchicklichkeit genug beſitzt, andre von dem Ungrunde und der Schädlichkeit ihrer Meynungen zu überführen. Es iſt eben ſo unbillig, als thöricht, zu verlangen, daß andre einerley Gedanken mit uns haben ſollen, wenn wir weder die Fähigkeit, ſie zu überreden, noch die Fähigkeit, ſie zu überzeugen, haben.

Es iſt nöthig, den Charakter derjenigen zu kennen, deren ſchädlichen Irthümern und Vorurtheilen man widerſprechen will. Einige haben einen ruhigen und geſetzten Geiſt; andre eine lebhafte und feurige Einbildung, welche leicht von einem Gegenſtande zum andern ausſchweiſt, und ſchwer ſo weit zu bringen iſt, daß ſie Stand hält; andre laſſen ſich wohl bewegen, ihre Meynungen zu ändern: aber ſie verlangen Schritt vor Schritt geleitet zu werden; dieſe ſind bis zum Eigenſinne ſtandhaft; jene wollen aus Stolz nicht Unrecht haben; andre werden leicht bitzig, und können nicht überzeugt werden, wenn ſie die Gelaſſenheit verloren haben. Gemeiniglich folget der Verſtand dem Herzen; wenn dieſes gewonnen iſt, ſo läßt ſich jener auch durch die ſchwächſten Gründe einnehmen. Gleichwohl würden wir die Wahrheit, die wir durch einen vernünftigen Widerſpruch retten wollen, keiner geringen Gefahr ausſetzen, wenn wir uns blos auf die Gewalt des Herzens über die Urtheile des Verſtandes verlaſſen wollten. Man kann es nur mit Mühe gewinnen; aber man kann es leicht wieder verlieren. Alſo kann man, wenn man auch ſchon einige Neigung für ſeine Meynung erweckt hat, den Gründen, die ſie unterſtützen ſollen, weder zu viel Licht, noch zu viel Stärke geben. Der Beyfall des Herzens wird in dem Grade zunehmen, in welchem die Ueberzeugung des Verſtandes zunimmt.

Es wird alſo, um auf die beſte und vortheilhafteſte Art zu widerſprechen, gegen ruhige und geſetzte Charaktere viel Gelaſſenheit, und eine groſe Mäßigung ſeiner Lebhaftigkeit, gegen Leute von einer ſtarken und unordentlichen Einbildung, eben ſo viel Biegſamkeit als Standhaftigkeit des Geiſtes, den richtigen Geſichtspunkt des Streites nicht aus den Augen

gen zu verlieren, und ihnen doch in alle ihre Irrgänge nachzufolgen, gegen die, die einen langſamen Begrif haben, eine beſondre Sorgfalt, ſie weder zu übereilen, noch zu betäuben, gegen Eigenſinnige viel Herablaſſung und Nachſicht, gegen Stolze viel Beſcheidenheit, gegen Hitzige eine vorzügliche Geduld erfordert. Alle dieſe moraliſchen Vorzüge des Widerſpruchs werden unſern Gründen mehr Gewicht und Nachdruck ertheilen, als die lebhafteſte Beredtſamkeit thun kann.

Jedoch wie wenige kennen alle dieſe Eigenſchaften und Regeln eines weiſen und vernünftigen Widerſpruches! In welche Fehler verfallen nicht die Meiſten, wenn ſie ihre Meynung behaupten, und die Meynung andrer beſtreiten wollen! Alazon widerſpricht, die Wahrheit zu bekennen, faſt niemals, als wenn es gewiß iſt, die richtigſte und beſte Meynung zu behaupten. Und doch gelingt es ihm beynahe niemals, jemanden auf ſeine Seite zu bringen, und gemeiniglich wird der, den er eines beſſern belehren will, ſein Feind. Das macht die zuverſichtliche, herrſchſüchtige, verdrießliche Art, womit er ſeine Meynung ſagt.

Niemand kann das Bild einer hochmüthigen Seele vor Augen leiden; der Verſtand will nicht beherrſcht, ſondern überzeugt ſeyn; zum wenigſten muß ſeine Unterwürfigkeit das Anſehen einer freywilligen und unerzwungnen Unterwürfigkeit haben. Wenn man ihm nicht gleich Recht giebt, ſo zeigt ſich ein Unwille in ſeinem Geſichte, der uns zu verſtehen giebt, daß er unſern Widerſtand als eine Art von Rebellion gegen den Vorzug ſeiner Einſichten vor uns anſieht. Er ſagt alles mit einem ſo entſcheidenden Tone, als wenn es gar keine vernünftige Einwendung zuließe, oder als ob er uns keine Freyheit geſtatten könnte, das, was er einmal behauptet hat, auf die Probe einer neuen Unterſuchung zu ſetzen. Das heißt ſich allzu viel anmaßen; denn jeder will nichts annehmen, als was ihm ſelbſt ſeines Beyfalles werth zu ſeyn ſcheint. Alles, was Alazon mit ſeiner Zuverſichlichkeit ausrichtet, iſt das, daß ſich diejenigen, denen er widerſpricht, mehr Mühe geben, als ſie ſonſt thun würden, auf Einwendungen und Zweifel zu denken, um ſich überreden zu können, daß das, was er auf eine ſo herrſchſüchtige Art für eine unwiderſprechliche Wahrheit erklärt, entweder gar nicht, oder doch nicht in einem ſo hohen Grade gewiß ſey.

Ein gemäßigter Eifer für die Wahrheit beweißt die Aufrichtigkeit unſrer Hochachtung gegen ſie. Plagiſtus glaubt, daß man dem Irrthume nicht eifrig genug widerſprechen könne, bildet ſich ein, nur lebhaft zu ſeyn, und iſt hitzig. Es ihm nicht möglich, gelaſſen zu bleiben, wenn er, eine ſeinem Urtheile nach unrichtige oder ſchädliche Meynung zu beſtreiten hat; er iſt augenblicks Feuer und Flamme, wenn man ſich nicht gleich überzeugen läßt. Er bringt freylich Leute, die ein wenig kälter ſind, bald zum Stillſchweigen. Aber man iſt darum nicht überzeugt, weil man betäubt worden iſt. Die Meiſten, die mit ihm umgehen, glauben, daß er ſeine Meynungen nicht aus Einſicht, ſondern aus Leidenſchaft behauptet, und das iſt ein ſehr unglückliches Vorurtheil ſo wohl für ihn, als für die Wahrheiten, die er ſagt. Trifft nun ſein Widerſpruch ſolche, die eben ſo hitzig ſind, als er, ſo endigt ſich gemeiniglich ihr Streit damit, daß ſie einander Unhöflichkeiten ſagen.

Hundert ſechs und ſiebenzigſtes Stück.

Um ſo wohl ſein Glück in der Welt zu machen, als auch der Geſellſchaft, worinnen man lebt, nützlich zu werden, iſt es überaus nöthig, den Umfang ſeiner Kräfte und Geſchicklichkeiten, die verſchiebnen Grade derſelben, die beſtimmte Sphäre unſrer Geſchäftigkeit, und die äußerlichen Umſtände, worinnen man ſie auf eine uns und andern vortheilhafte Art gebrauchen kann, genau zu kennen. Hier kann jeder Irrthum ſehr gefährliche Folgen haben. Man kann Talente beſitzen, die für dieſe oder jene Lebensart ſehr zureichend ſind, und, wenn man ſie nicht allen andern vorzieht, nicht allein ſelbſt ſehr unglücklich ſeyn, ſondern auch eine Laſt des gemeinen Weſens werden. Die Begierde zu nützen iſt löblich. Sie iſt eine Tochter der Rechtſchaffenheit; ſie muß ſich aber die Weisheit zur Anführerinn wählen, oder ſie wird alle ihre Bemühungen verſchwenden, ohne ſich jemals mit einem glücklichen Erfolge belohnt zu ſehen.

Freylich ſollte ſchon in unſrer erſten Jugend der Grund zu einer vernünftigen Wahl unſers Berufs gelegt werden, und das geſchieht faſt niemals. Die Aeltern bekümmern ſich wenig um die natürlichen Fähigkeiten ihrer Kinder, und ſie richten ihre künftige Beſtimmung gemeiniglich mehr nach ihren eigenſinnigen Einfällen, oder nach ihren beſondern Abſichten, als nach den unterſcheidenden Gaben derſelben ein. Es iſt gewiß ein wichtiger Fehler der öffentlichen Schulen, worauf faſt nirgends geachtet zu werden pflegt, daß man da oft zwanzig, dreyßig und mehr Knaben von verſchiednen Altern, Gemüthsarten, Fähigkeiten und Neigungen bey einander ſitzen, einerley Unterricht genießen, einerley Arbeiten vornehmen läßt. Ich weiß wohl, daß eine Verbeſſerung darinnen ſchwer iſt; bloß das Herkommen und Hochachtung für das Alte würde einer nöthigen Aenderung beynahe unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legen. Aber unmöglich kann es doch nicht ſeyn, da ſchon die Spartaner die Nothwendigkeit, den Kindern, nach der Verſchiedenheit ihres Geiſtes, auch eine verſchiedne Erziehung zu geben, nicht allein eingeſehen, ſondern auch öffentliche Errichtungen gemacht haben, die ſich auf dieſe Nothwendigkeit gründeten.

Wie viel unterdeſſen, auch in Abſicht auf die natürliche Beſtimmung des Menſchen, in den erſten Jahren verſehen, oder vernachläßiget werden mag, ſo giebt es doch immer ſehr viele, welche, wenn ſie ſich nun zu einem gewiſſen Berufe entſchließen ſollen, die Einrichtung ihrer Lebensart, nach ihren beſondern Geſchicklichkeiten, noch in ihrer Gewalt haben. Dieſe haben keinen gefährlichern Feind, als die Eitelkeit. Der Ehrgeizige, der eine große Einbildung von ſeinen Kräften und Talenten hat, wird immer mehr wagen, als er nach dem Maaße derſelben unternehmen ſollte, daß er alsdann in den Verſuchen, die er mit ſeinen Geſchicklichkeiten macht, unglücklich iſt, das iſt eine natürliche Strafe ſeines übertriebnen Vertrauens zu ſich ſelbſt. Das Schlimmſte iſt nur, daß dieſe Strafe ſelten beſſert. Er wiederholt entweder eben ſo vergebliche Verſuche, oder er wird auch kleinmüthig. Bey andern aber wird ſo wohl das Vertrauen zu ihm, als die Hochachtung gegen ihn vermindert, wenn es nicht ganz verloren geht, und beydes iſt doch, wegen der gemeinſchaftlichen Verbindung mit einander, zu einer glücklichen Anwendung ſeiner Kräfte zum beſondern oder allgemeinen Beſten unentbehrlich.

Beſonders müſſen wir uns hüten, weder in den Wiſſenſchaften, noch in den Geſchäfften nach dem Ruhme eines allgemeinen uneingeſchränkten Geiſtes zu ſtreben. Niemals müſſen wir den Umkreis unſrer Geſchäfftigkeit allzuſehr erweitern. Die Geiſter, die ſich an alles wagen dürfen, und überall, wo ſie einmal zu arbeiten anfangen, bis zum Erſtaunen glücklich arbeiten, ſind ſehr ſelten. So nöthig es iſt, andern Geſchicklichkeiten und Verdienſten nachzueifern, ſo ſind dieſe doch mehr Gegenſtände der Bewunderung, als der Nachahmung; denn um ſie in ihrem Fluge erreichen zu können, muß man ihre Flügel haben. Derjenige, der ſich in vielen Arten nützlicher Beſchäfftigungen hervorthun will, bleibt gemeiniglich mittelmäßig in allen; hätte er ſich eine eingeſchränktere Sphäre erwählt, ſo würde er darinnen vortreflich geworden ſeyn. Iſt nun die Ehre eine von den Belohnungen oder von den Triebfedern, wodurch er in Bewegung geſetzt wird: Wie ſehr verfehlt er nicht durch eine zu ſehr ausgebreitete Geſchäfftigkeit ſeinen Endzweck! Denn wer ehrt, wer belohnt das Mittelmäßige mit ſeinem Beyfalle? Iſt es nicht genug, daß es ertragen wird?

Laſſet uns alſo das Maas unſrer Kräfte kennen lernen; laſſet uns unterſuchen, welche dem Grade nach den Vorzug hat, und dann laſſet uns die beſten Gelegenheiten ihres Gebrauches wahrnehmen. Diejenige Fähigkeit und Geſchicklichkeit unſrer Seele, die eines beſondern Wachsthumes fähig iſt, müſſe vor allen andern ſorgfältig angebaut und vermehret werden; denn von ihr werden wir die meiſten und ſchönſten Früchte einerndten können. Unſre übrigen Kräfte dürfen wir freylich nicht vernachläßigen; aber wir müſſen ſie, in unſerm Beſtreben nach einer höhern Vollkommenheit, unſerm vornehmſten Talente ſubordiniren. Sie müſſen Gehülfinnen deſſelben ſeyn; aber ſie nicht, ſondern dieſes muß unſre eigentliche Laufbahn beſtimmen, und unſern Beruf feſtſetzen. Unterdeß leidet doch dieſe Regel Ausnahmen. Denn wenn gewiſſe vorzügliche Gaben unſers Geiſtes ſich in ihrer Vollkommenheit zeigen, und den Nutzen wirken ſollen, der durch ſie möglich iſt, ſo gehören oft dazu beſondre äußerliche Umſtände, die vielleicht nicht in unſrer Gewalt ſind. Sollten wir uns erſt beſtreben, uns in dieſelben zu verſetzen, ſo kann dieſes eine Zeit wegnehmen, welche wir in einem andern, obgleich unſerm Genie nicht ſo ſehr gemäßen Berufe, mit vielen nützlichen und wohlthätigen Handlungen hätten erfüllen können. Befindet man ſich alſo in bequemen Umſtänden zum vortheilhaften Gebrauche, auch geringerer Geſchicklichkeiten, ſo muß man, wenn ſich zum Gebrauche der beſſern keine Gelegenheit darbietet, ſeiner Neigung Gewalt anthun, und die Hoffnung, mehr zu nützen, über die Vorſtellung ſiegen laſſen, daß wir mehr Ehre und Ruhm zu erwarten gehabt hätten, wenn wir glücklich genug geweſen wären, unſre Lebensart nach unſerm Genie einzurichten.

Haben wir endlich eine gewiſſe Laufbahn angetreten, ſo müſſen wir uns nicht durch die betrügeriſchen Ausſichten des Eigennutzes, oder Ehrgeizes verleiten laſſen, woſern wir uns eines glücklichen Fortganges auf derſelben rühmen dürfen, uns einzubilden, daß wir uns in einer andern Sphäre eben ſo ſehr hervorthun könnten. Keine Einbildungen pflegen mehr zu täuſchen, als dieſe. Wir verlaſſen unſern Beruf, verſäumen die gegenwärtige Gelegenheit zu nützen, und dadurch unſer eignes Wohl zu befördern, ſehen in der Ferne das glänzende Bild einer gröſſern Ehre und Glückſeligkeit, jagen ihm nach, ergreifen einen Schatten, wünſchen die erſte Gelegenheit zurück, und erfahren zu unſerm gräßten Verdruſſe, daß ſie uns auf ewig entflohen iſt.

Dieſe Gedanken ſind durch eine lehrreiche Erzählung veranlaßt worden, die ich unlängſt in dem Müßigen, einem neuen engliſchen Wochenblatte, geleſen habe. Ich will ſie meinen Leſern überſetzen, weil ſie zugleich eine Probe von den moraliſchen Talenten dieſes Schriftſtellers abgeben kann.

Zu der Zeit, als die Schule zu Baſſora das Athen von Aſien war, und nicht allein ſehr berühmte Lehrer hatte, ſondern auch von einer großen Menge von Studierenden beſucht wurde, befand ſich unter den aufmerkſamen Zuhörern der Albumezar Gelaleddin, aus Tauris in Perſien gebürtig, ein Jüngling, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine liebenswürdigen Sitten, als durch die Schönheit ſeiner Geſtalt unterſchied. Seine Lehrbegierde hatte keine Grenzen; er war in ſeinem Fleiße unermüdet, und beſaß ein Genie, welches alle Hinderniſſe überwand, die ihn auf der Laufbahn der Wiſſenſchaften aufhalten wollten. Mit dieſen außerordentlichen Gaben verband er einen ſchnellen Begrif, und ein ſtarkes Gedächtniß. Er war genau, ohne allzupünktlich zu werden, und hitzig in ſeiner Begierde nach neuen Einſichten, ohne unbeſtändig und veränderlich zu ſeyn.

Kaum erſchien Gelaleddin zu Beſſora, als ihm ſeine Tugenden und Geſchicklichkeiten, einen allgemeinen Vorzug erwarben; er gieng alle Claſſen durch, mehr bewundert als beneidet von denen, die er durch ſeinen ſchnellen Fortgang zurückließ: Seine Mitſtudierenden betrachteten ihn als einen Anführer, deſſen Meynungen Orakelſprüche für ſie waren, und er wurde zu den Verſammlungen der Weiſen, als ein Zuhörer zugelaſſen, der ihrer würdig war.

Nach wenig Jahren, als er alle Prüfungen der Gelehrſamkeit ausgehalten hatte, wurde Gelaleddin zur Stelle eines Lehrers eingeladen, und erſucht, den Glanz der Schule von Baſſora zu vermehren. Gelaleddin ſtellte ſich an, als ob er den Vorſchlag überlegen wollte, welchen er doch ſchon, ehe er ihn noch überlegte, anzunehmen beſchloſſen hatte. Den nächſten Morgen aber, gieng er in einen zum Vergnügen der Studierenden angelegten Garten, und fieng da auf einem einſamen Spatziergange an, über ſein künftiges Leben nachzudenken.

Laſſe ich, ſagte er bey ſich ſelbſt, in den Gegenden der Gelehrſamkeit, andre ſo weit zurück: ſo werde ich mich in einer jeden andern Stelle noch weit mehr hervorthun. Widme ich mich den Wiſſenſchaften und der Einſamkeit, ſo muß ich mein ganzes Leben in der Stille zubringen, unbekannt mit den Ergetzlichkeiten des Reichthums, mit dem Einfluſſe der Macht, mit der Pracht der Größe, mit allem, was ein vornehmer Stand Angenehmes und Feines hat, mit allem, was der Menſch beneidet und verlangt, mit allem, was die Welt in der Bewegung erhält, entweder durch die Hoffnung es zu gewinnen, oder durch die Furcht es zu verlieren. Ich will mich alſo nach Tauris begeben, wo der Monarch von Perſien in dem Glanze einer unumſchränkten Macht lebt. Mein Ruf wird vor mir hergehen; alle meine Verwandten und Freunde werden mir zu meiner Ankunft Glück wünſchen. Ich werde die Augen derer, die meine Gröſſe vorherſagten, vor Freude funkeln, und das Geſicht derer, die mich ſonſt haßten, entweder vom Neide verdunkelt, oder von der Begierde, durch ein erkünſteltes Lächeln, Achtung und Zärtlichkeit gegen mich vorzugeben, verſtellt ſehen. Ich will meine Weisheit durch meine Reden, und meine Mäßigung durch mein Stillſchweigen beweiſen; die Beſcheidnen will ich mit einer ungezwungnen Leutſeligkeit unterrichten, und gegen den Praler mein Geſicht zu rechter Zeit runzeln. Meine Zimmer werden von den Neugierigen, und von den Eiteln, von meinen Verehrern, und von meinen Rivalen voll ſeyn. Mein Name wird bald bis an den Hof erſchallen; ich werde vor dem Throne des Kaiſers erſcheinen müſſen; die Richter der Geſetze werden meine Weisheit bewundern, und die Edlen mit einander eifern, mich mit ihren Geſchenken zu überhäufen. Finde ich, daß meine Verdienſte gleich den Verdienſten andrer, die Bosheit wider mich aufbringen, und fühle ich mich ſelbſt auf dem Sitze der Hoheit wanken, ſo kann ich endlich meine Zuflucht zu der akademiſchen Dunkelheit nehmen, und immer noch in meinen ſchlimmſten Umſtänden ein Lehrer in Baſſora werden.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, machte er ſeinen Freunden ſein Vorhaben bekannt, Tauris zu beſuchen, und ſah mit mehr Vergnügen, als er auszudrücken wagte, wie jedermann über ſeine Abreiſe ſo betrübt war. Weil er den Aufſchub der Würden, zu denen er ſeiner Meynung nach beſtimmt war, nicht ausſtehen konnte, ſo eilte er, und war in kurzer Zeit in der Hauptſtadt von Perſien. Er verlor ſich bald darauf in dem großen Haufen, und kam unbemerkt in dem Hauſe ſeines Vaters an. Er wurde zwar daſelbſt nicht unfreundlich, aber doch weder mit der großen Zärtlichkeit, die er erwartete, noch mit übermäßigen Ausrüſtungen des Erſtaunens empfangen. Sein Vater hatte, während ſeiner Abweſenheit, manchen großen Verluſt erlitten, und Gelaleddin wurde als eine neue Bürde einer fallenden Familie angeſehen.

Als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, fieng er an, die Geſchicklichkeiten zu zeigen, die er ſich erworben hatte, und ließ alle ſeine Künſte der Erzählung und Unterſuchung ſehen. Aber der Arme hatte keine Zeit, ſich ſeine Beredtſamkeit gefallen zu laſſen; ſie hörten ſeine Beweiſe ohne Ueberzeugung, und ſeine Scherze ohne Lächeln an. Er gab ſich darauf nach der Reihe mit ſeinen Brüdern und Schweſtern ab; aber er fand, daß ihrer aller Aufmerkſamkeit auf ihr eignes Glück geheftet, und gegen einen jeden Vorzug unempfindlich war, der nicht etwas dazu beytrug, ſie vor der Dürftigkeit zu bewahren, die ſie fürchteten.

Nun war es in der Nachbarſchaft bekannt geworden, daß Gelaleddin zurückgekommen wäre. Er überließ ſich einige Tage lang, der Erwartung, daß ihn die Gelehrten, um ſich mit ihm über die Wiſſenſchaften zu unterhalten, und die Großen, des Vergnügens wegen, beſuchen würden. Aber wer ſucht in den Wohnungen der Armuth Vergnügen oder Unterricht? Er beſuchte alſo alle öffentliche Zuſammenkünfte, und ſuchte dadurch, daß er überall viel ſprach, die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zu ziehen. Wer lebhaft und munter war, ſchwieg, und verließ ihn, um anderwärts über ſeinen Stolz und ſeine Pedanterey zu ſpotten. Die Unempfindlichen hingegen hörten ihm eine Weile geruhig zu, und dann wunderten ſie ſich, wie ſich ein Menſch die Mühe geben könnte, ſo viel zu lernen, ohne einigen Nutzen davon hoffen zu können.

Hierauf hielt er bey den Vezieren um Beförderung an, mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß man ſehr hitzig ſeyn würde, ſeine angebotenen Dienſte anzunehmen. Der Eine ſagte ihm, daß er itzt keine Stelle zu vergeben hätte; ein andrer, daß ſeine Verdienſte von keinem andern, als vom Kaiſer ſelbſt belohnt werden könnten; ein dritter, daß er ihn nicht vergeſſen wollte, und der Großvezier verſicherte ihn, er glaubte, daß mit der Gelehrſamkeit in den öffentlichen Geſchäfften wenig anzufangen wäre. Er wurde zuweilen an ihre Tafel eingeladen, wo er ſeinen Witz zeigte, und ſeine Gelehrſamkeit ſchimmern ließ; aber er bemerkte, daß er da, wo er entweder zufälliger oder vorſetzlicher Weiſe beſonders glücklich geweſen war, ſich hervorzuthun, ſelten zum zweytenmale eingeladen würde.

Er ermüdete endlich, in Tauris ſein Glück zu ſuchen, und kehrte nach Baſſora zurück, voll Verdruß zwar, aber doch voll Vertrauen, daß er würde in ſeinen vorigen Rang treten, und ſich da wieder mit einem Ueberfluſſe von Lob und Ehre ſättigen können. Aber der, der zu Tauris nicht hervorgezogen worden war, wurde zu Baſſora nicht mehr geachtet; er ward als ein Flüchtling angeſehen, der nur zurückkäme, weil er anderwärts ſein Glück nicht machen können. Seine vormaligen Bewundrer glaubten einzuſehen, daß ſie ſich ſonſt allzugroße Begriffe von ſeinen Geſchicklichkeiten gemacht hätten, und er lebte lange Zeit, ohne gekannt und hochgeachtet zu werden.

Hundert ſieben und ſiebenzigſtes Stück.

Weht ſanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer ſie nicht ehrt!
Und ſtammt' er auch aus alten Heldenſtamme;
Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrſchſucht entriſſen,
Und Einen König gegeben!

O Freyheit! Silberton dem Ohre,
Licht dem Verſtand, und hoher Flug zu denken!
Dem Herzen groß Gefühl!
O Freyheit, Freyheit! nicht der Demokrat allein
Weiß, wer du biſt!
Der guten Könige glückliche Sohn
Der weiß es auch!

Nicht für ein Vaterland nur,
Wo das Geſetz und Hunderte herrſchen;
Auch für ein Vaterland,
Wo das Geſetz, und Einer herrſcht,
Lockt, wenn der Tod ſein großes Herz verdient,
Auf einem hohen Thermopylä!
Oder auf einem andern Altare des Ruhms
Lockt er ſein Haar, und ſtirbt! = =

Unſterblichkeit dir! Mit Blumenkränzen umwindet
Die Muſe dein heiliges blutiges Haar!

Süß und ehrenvoll iſts fürs Vaterland ſterben,
Für Friederich, und für des großen Vaters
Glückliche Kinder, ſein Volk!

Ich ſeh, ich ſeh, ein Geiſt der Patrioten
Entflammt der Krieger Schaar!
Du fließeſt, Blut fürs Vaterland!
Und Namen, itzt nicht bekannter,
Als andre Namen ſind,
Fliegen, wie Adler, empor!
Die Mutter und die Braut
Trocknet ſchnell die bebende Thräne;
Denn des Todten Verdienſte
Möchten Thränen entweihn!

Allein mit Weisheit, welche noch männlicher,
Mit Vaterliebe, die viel edler,
Als Muth zu kriegen iſt,
Hält Friderich ſein Schwerdt zurück.
Europa donnert! Er ſchweigt!

Dank dir, unſer Vater,
Daß wir dein und unſer Feſt
Unter des ſegentriefenden Friedens
Beſchattenden Fittigen feyern!

Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, die nur ſchimmert und tönt,
Nein deiner würdiger, Friderich,

Mit tiefanbetendem Preiſe des Herrſchers der Welten,
Welcher uns Dich und deine Väter gab,
Mit ſtiller Ruhe feyern wir,
Mit Freude tief im Herzen,
Und ihren entzückenden Thränen!

Entſchlafnes Jahrhundert,
Hebe dein niedergeſunkenes Haupt noch einmal empor,
Und gieb dem neugebornen Jahrhunderte
Den Seegen, den du hatteſt!

Es hebt ſich auf, und ſegnet:
Nur Friderich und Chriſtian
Sollen das neue Jahrhundert beglücken!

O hierum flehen wir und unſre Kinder,
Vorſehung, dich an!
Vorſehung, dich, die itzt die Völker
Mächtig erinnert: Sie herrſche!

Hört ihr der Herrſcherinn donnernde Waage nicht klingen?
In ihren furchtbaren Klang
Schreyen Blut und Elend!

Nur Wenige ſingen
Von Frieden darein!

Die donnernde Waage tönt fort, und wägt!
Ein Sandkorn mehr itzt in die eine,
Dann in die andre Schaale,
Iſt Sieg voll Blut und Elend!

Noch werden der Krieger Stolzeſte ſagen:
Nicht deine brüllende Tode,
Schrecken mich deine Wetter nicht, Schlacht!
Aber, das Sinken und Steigen der göttlichen Waagſchaal,
Und ihr Todeston, ſchrecken mich!

O Vorſehung, beſchleuß doch endlich,
Endlich die blutigen,
Wiederbeſiegten Siege
Mit einem, der Friede gebeut!

So wollen unſer Vater und wir,
Er, daß Er uns liebet!

Wir, daß wir Ihn lieben!
Ohne Wehmuth uns freuen!

Wie glücklich ſind wir!
Weht über der Patrioten Gebeinen,
Ihr Winde, ſanft!
Auch an Friderichs ungehinderter Gnade
Haben ſie Theil!

O Tag der Feyer, wie groß biſt du!
Mit dir beginnet
Ein neues Jahrhundert der Gnade!

Hundert acht und ſiebenzigſtes Stück.

Wir haben in der vergangnen Woche drey glückliche Tage gefeyert; Tage, welche vor hundert Jahren durch eine der größten und geſegneteſten Veränderungen in der Regierung unſers Vaterlandes merkwürdig und unvergeßlich geworden ſind. Eine fröliche Nation in dieſen Zeiten, wo faſt alle europäiſchen

Staaten von dem grauſamſten Kriege verwüſtet, oder erſchöpft werden; denn ſelbſt die Siegenden müſſen theils unter der Entvölkerung, die er verurſacht, theils unter dem erſtaunlichen Aufwande, den er fodert, unausſprechlich leiden; eine fröliche Nation in ſolchen Zeiten, muß beynahe als ein Wunder der göttlichen Vorſehung betrachtet werden, und dieſes ſind wir! Die Freude eines ganzen Reiches iſt ein ſo rührender und entzückender Gegenſtand, daß man ſich, wenn man nur ein nicht ganz unempfindliches Herz hat, nicht lange genug bey dem Anblicke deſſelben verweilen kann, und wir können gewiß weder Gott genug preiſen, der der erſte Urheber unſrer Glückſeligkeit iſt, noch dem Vater des Vaterlandes genug danken, daß wir, durch die Hülfe ſeiner weiſen, gemäßigten, und gütigen Regierung eines der ſchönſten Feſte in dem Genuſſe des Friedens und ſeiner Wohlthaten feyern konnten.

Sollte nicht ſelbſt unſerm unendlichen Wohlthäter, Gott, die öffentliche und allgemeine Freude des Volks ein angenehmer und gefälliger Anblick geweſen ſeyn? Iſt es nicht, ſo zu ſagen, ein Theil ſeiner Seligkeit, glückliche und fröliche Weſen zu machen? Die Verſammlungen in unſern Tempeln waren an dieſem Feſte größer und zahlreicher, als ſonſt. Ich weiß wohl, daß das Außerordentliche und Ungewöhnliche viel Antheil daran hat, und diejenigen, die von keinen edlern Gründen bewogen worden ſind, die Feyerlichkeit des Gottesdienſtes zu erhöhen, haben freylich gerechte Urſachen, ſich zu demüthigen. Unterdeß bleibt es doch gewiß, daß viele beßre Chriſten an einem ſolchen Tage lebhaftere Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott gehabt; daß viele inbrünſtiger, als ſonſt, für die Wohlfahrt des Königes und des ganzen Staates gebetet; daß ſie ſich zugleich durch die Erinnerung an eine der glücklichſten Begebenheiten in dem Entſchluſſe mehr befeſtigt haben werden, den Vorſchriften der Religion und der Tugend, theils als Chriſten, theils als Unterthanen eifrig zu gehorchen. Ich zweifle auch nicht, daß ſelbſt diejenigen, denen ihr Gewiſſen ſagt, daß ſie rechtſchaffner ſeyn ſollten, als ſie wirklich ſind, viele gute Rührungen und Gemüthsbewegungen empfunden haben werden, die vielleicht ein Saame ſind, aus dem noch ſehr edle Früchte der Gottſeligkeit und Tugend aufwachſen können. Alles dieſes ſind Vorſtellungen, welche über ein jedes gutgeartetes Gemüth viel Heiterkeit und Vergnügen ausbreiten müſſen.

Ein beſonders angenehmer Gedanke für mich iſt auch dieſes, daß in dieſen Tagen durch die Mildthätigkeit des Magiſtrats von den Armen unſrer Stadt eine nicht ganz geringe Anzahl erfreut worden iſt. Und wer weiß, ob nicht die Feyerlichkeit des Feſtes auch andre liebreiche Gemüther veranlaßt hat, oder noch veranlaſſen kann, ſie mit beſondern Wohlthaten zu verherrlichen, und das Andenken derſelben dadurch zu erneuern, daß ſie einen Nackten kleiden, oder ein verlaßnes Kind erziehen, oder einem fleißigen Hausarmen, bey der gegenwärtigen Theuerung des Holzes, wider die Kälte und das Ungemach des nahen Winters beyſpringen?

Wer muß nicht ein lebhaftes Vergnügen empfinden, wenn er hört, daß in dieſer Zeit sechzig Kinder, weiblichen Geſchlechts, welche durch die ruhmwürdige, aber noch wenig bekannte Großmuth und Freygebigkeit einiger

Damen gekleidet, erhalten, und zur Frömmigkeit, zur Tugend, und zu andern nützlichen Beſchäfftigungen erzogen werden, in eine neue Wohnung eingeführt worden ſind, welche die öffentlichen Denkmaale vermehrt, daß es unter unſrer Nation viele edle Gemüther giebt, die das Vergnügen, wohlzuthun, und ihren Ueberfluß mit den Nothleidenden zu theilen, unedlern Freuden vorzuziehen und zu empfinden wiſſen?

Die Errichtung eines Generalforſtamtes für Norwegen iſt, wenn man erwägt, wie nöthig, wegen des in Europa ſich immer weiter ausbreitenden Holzmangels, eine genaue und ſorgfältige Aufſicht, beſonders über die Waldungen dieſes Reiches, wird, eine Wohlthat des Königes, welche nicht allein den Glanz dieſes Jubelfeſtes erhöht, ſondern auch einen neuen Beweis giebt, wie väterlich ſeine Geſinnungen gegen alle ſeine Unterthanen, wie wohlthätig alle Abſichten, Anſtalten und Unternehmungen ſeiner Regierung ſind.

Wir haben alſo mannichfaltige Urſachen zur Freude, das Glück unſrer Väter, das unſrige und die frölichen Ausſichten, die wir in der

Zukunft für uns ſehen. Ein gewiſſer Beweis, daß alle irdiſchen Glückſeligkeiten, welche Folgen der in eine geſetzmäßige Ordnung eingeſchränkten Freyheit ſind, eben ſo wohl mit der Monarchie, als mit einer jeden andern Verfaſſung des Regiments verbunden ſeyn können. Von einem Einzigen regiert zu werden, der die Quelle aller bürgerlichen und politiſchen Gewalt iſt, kann ſo gar ein vorzügliches Glück ſeyn, wenn dieſer Einzige durch die Geſetze und nicht durch die Leidenſchaften regiert; wenn er ſich erinnert, daß er nicht mit dem Vorrechte der obrigkeitlichen Gewalt auch das Vorrecht einer unfehlbaren und unbegrenzten Erkenntniß und Weisheit empfieng; wenn er das Glück hat, unter ſeinen Unterthanen Männer zu finden, welche ſeine Rathgeber und Freunde zu ſeyn verdienen, und von ihm Macht genug empfangen, nach ihren beſten Einſichten, und Aufmunterung genug, nach allen ihren Kräften Gutes zu thun, aber keine Gewalt zu ſchaden; wenn er, wie Gott, den er vorzuſtellen berufen iſt, einem nach den Forderungen der wahren Weisheit eingerichteten Plane in ſeiner Regierung folgt, und ihn wenigſtens im

Weſentlichen nicht verändert, als wenn er einer wirklichen Verbeſſerung fähig iſt, oder andre Umſtände andre Maasregeln verlangen. Unter einem ſolchen Regimente ſind die Anſchläge und Unternehmungen zur allgemeinen Wohlfahrt, einer eben ſo reifen Ueberlegung fähig, als in einer Demokratie oder Ariſtokratie Der Monarch kann berathſchlagen, ſo lange er will, und wenn er Ernſt genug zeigt, die beſten Endzwecke und Mittel zu wiſſen, ſo kann niemand mehr erleuchtet werden, als er. Was die Ausführung betrifft, ſo wird der eifrigſte Republikaner geſtehen, daß die Kräfte einer Monarchie leichter, geſchwinder, und ordentlicher bewegt werden, als die Kräfte einer andern Regimentsverfaſſung; daß ſie folglich auch mehr Hinderniſſe und Widerſtand überwältigen können. Iſt nicht aber dieſes ein vorzügliches Glück?

Wir rühmen uns, dieſes Glück hundert glückliche Jahre lang genoſſen zu haben. Wenn zuweilen in einer Monarchie nicht alle Wünſche des Patrioten erfüllt werden: Was folgt daraus? Giebt es wohl eine Wohlthat des gegenwärtigen Lebens, welche uns, wie vortreflich ſie auch ſey, nicht überzeuge, daß wir geſchaffen ſind, unſre höchſten Erwartungen nicht auf die Güter einzuſchränken, die wir hier finden können?

Aber wenn einmal der Einzige, von dem ſo viele Tauſende das erwarten, was Kinder von ihrem Vater erwarten, Sicherheit, Aufſicht, Fürſorge, und alles, was ihre Glückſeligkeit erhöhen und befeſtigen kann, wenn er einmal = = Auf eine ſo viel fürchtende Frage antworte ich, daß die däniſche Monarchie ihr zweytes glückliches Jahrhundert angefangen hat; daß es itzt noch eine Undankbarkeit gegen Gott und den König ſeyn würde, wenn wir für die gegenwärtige oder folgende Generation fürchten wollten.

Alles dieſes ſage ich nicht, um mich in Vergleichungen einzulaſſen, oder Möglichkeiten zu berechnen; ich mache alle dieſe Anmerkungen bloß in der Abſicht, das Gefühl unſrer Erkenntlichkeit und der Freude, die wir empfunden haben, lebendig zu erhalten, und uns anzufeuern, daß wir auf unſrer Seite in allen, ſelbſt in den niedrigern Ständen alles thun, was wir dazu beytragen können, von liebenswürdigen und vortreflichen Königen regiert zu werden.

Und können die Unterthanen, und zwar alle Unterthanen, etwas zu einem ſolchen Glücke beytragen? So können einige fragen, denen alles eine paradoxe Meynung zu ſeyn ſcheint, woran ſie nicht gedacht haben, ob ſie gleich daran hätten denken ſollen. Die Monarchie erfodert vielleicht mehr Bedienungen, als eine andre Verwaltung der obrigkeitlichen Gewalt, wofern der Segen, welcher aus dieſer Quelle ſich über den ganzen Staat ergießen kann, überall leicht, überall gleich genug verbreitet werden ſoll. Es giebt Würden, die vom Adel allein bekleidet werden können, die aber noch andre Vorzüge verlangen, als den Unterſchied der Geburt. Es giebt andre Aemter, welche nothwendig mit Gelehrten beſetzt werden müſſen, oder die Unwiſſenheit derer, denen ſie vertraut ſind, raubt dem Staate allen Nutzen, den er von ihnen erwartet. Auch giebt es mannichfaltige Stellen, die, wenn ſie auch keine Gelehrſamkeit erfodern, doch andre Talente und Geſchicklichkeiten verlangen. Ueberall aber ſind die Gewiſſenhaftigkeit, die

Treue, die Redlichkeit, die Liebe zum Vaterlande, der Eifer, ſeine Pflicht zu thun, die Uneigennützigkeit, und eine unerſchrockne Freymüthigkeit, nothwendige Eigenſchaften bey denen, die berufen ſind, für das allgemeine Beſte zu arbeiten.

Wenn nun die Meiſten von den Unterthanen, oder weil doch dieſes in einer ſo unvollkommnen Welt nicht zu erwarten iſt, wenn nur viele von ihnen, nach ihren verſchiednen Fähigkeiten, Umſtänden und Lebensarten, ſich zum Dienſte des Vaterlandes geſchickt zu machen ſuchen: Wie ſehr muß guten Monarchen nicht ihre Sorge für das allgemeine Beſte erleichtert werden! Mit welch einem glücklichen Erfolge, werden ſich nicht weiſe und väterliche Abſichten ausführen laſſen! Und wenn ein König nur einigen Geſchmack an der Tugend empfindet, welch eine Freude muß es ihm nicht ſeyn, Unterthanen zu haben, die in ihren Grundſätzen und Handlungen edel ſind, und eine liebreiche, gütige und wohlthätige Regierung verdienen. Da er irren, da er auch von andern verleitet werden kann, nicht allezeit das zu thun, was das Beſte iſt: So wird es ihm ſo gar zum Vergnügen gereichen, wenn ihn die Tugend derer, die er beherrſcht, hindern ſollte, ſich in etwas einzulaſſen, das ihm, bey erleuchtetern Einſichten, oder wenn die erſte Hitze gewiſſer Gedanken vorüber iſt, ſeiner ſelbſt nicht würdig genug zu ſeyn ſcheinen würde! Ja ihre Rechtſchaffenheit kann ſo gar ihm eine Aufmunterung werden, die große Laufbahn ſeiner Pflichten mit einem noch feurigern Eifer zu wandeln, wenn er ſich mit Unterthanen umgeben ſieht, die alle rechtſchaffen zu ſeyn ſuchen, ſo wie ſein Verhalten gemeiniglich ihre Regel iſt, und ſie niemand lieber zu gleichen wünſchen, als ihm. Freylich wird ein Land nur allzugeſchwind laſterhaft werden, wenn ihm ſo zu ſagen, durch das Beyſpiel ſeiner Beherrſcher, das Zeichen zum Aufruhre wider die Tugend gegeben wird. Aber oft gleichen auch die Laſter der Unterthanen den giftigen Dünſten, die aus dem Schlamme aufſteigen, ſich ſelbſt über die Höhen ausbreiten, und alles anſtecken und verderben. Wie nöthig iſt es denn nicht, daß wir uns alle beſtreben, alle unſre Pflichten zu thun! Glückſelig müſſe Dännemark ſeyn, und allezeit müſſe es nicht allein Chriſtiane und Friederiche haben, die denen gleichen, von denen wir nun hundert Jahre lang, ſo glücklich und rühmlich beherrſcht worden ſind, ſondern auch Unterthanen, die es für ihren Ruhm halten, ſolcher Väter des Vaterlandes würdig zu werden!

Hundert neun und ſiebenzigſtes Stück.

Ich bin von einigen meiner Leſer erinnert worden, etwas von der Schönheit und Nützlichkeit der Muſik, beym öffentlichen Gottesdienſte zu ſagen. Man hat mir behaupten wollen, es ſey nicht einmal überflüſſig, dieſe Wahrheit förmlich zu erweiſen; da es ſo gar in Deutſchland, wo doch die Kirchenmuſik häuſſiger wäre, als ſelbſt in Frankreich, noch hier und da eine groſſe Stadt gäbe, die ſich ihrer Kirchenmuſik zu ſchämen hätte. Da mich aber die Würdigkeit dieſer Materie verleiten möchte, weitläuftiger zu ſeyn, als ich mir heute erlauben kann: So wird man mir verzeihen, wenn ich dieſe Erwartung nicht ganz erfülle, ſondern es nur bey einigen hieher gehörigen Anmerkungen bewenden laſſe.

Die Kirchenmuſik hat allzuenge Gränzen, als daß ein Genie ſeine ganzen Kräfte darinnen zeigen könnte: Iſt ein eben ſo unreifes, als oft gefälltes, und noch öfter blos nachgeſagtes Urtheil; wiewohl man es bisweilen ſelbſt noch von Perſonen hört, denen es nicht ganz an Einſicht und Geſchmack in der Muſik fehlt.

Diejenigen, welche ihre eignen mittelmäſſigen Compoſitionen, dadurch gegen gegründeten Tadel zu ſichern glauben, werden von einem groſſen Virtuoſen ganz kurz mit der Antwort abgefertigt: Daß wer ſich nicht einmal, bis zu dem im Kirchenſtyle erlaubten Grade des Schönen und Herzrührenden erheben könne dadurch einen Beweis ſeiner Unfähigkeit ablege, in andern muſikaliſchen Dichtungsarten, wo man noch mehr ergötzen, und noch heftigere Gemüthsbewegungen hervorbringen muſſe, etwas Vorzügliches zu leiſten.

Quanz, denn Er iſt es, den ich hier anführe, ſchlägt zwar ſolcher geſtalt dieſe Leute völlig mit ihren eignen Waffen; das Vorurtheil ſelbſt aber ſcheint er, aus der Art, womit er dieſes thut, nicht zu misbilligen. Daher klingt mir (ich will dadurch der Achtung, die ich für ſeine Verdienſte habe, keinesweges zu nahe treten;) die angeführte Widerlegung eben ſo wunderlich, als wenn Jemand ſagte: Wer nicht einmal einen Laokoon verfertigen könne, dem werde noch viel weniger eine Bacchantinn gelingen. Freylich erfodert die Kirchenmuſik ein beſonderes Genie; und wer es nicht hat, wird eben ſo wenig glücklich darinnen ſeyn, als etwa Theokritus oder Moliere geweſen ſeyn würden, wenn ſie ſich an die Epopee oder an die pindariſche Ode gewagt hätten.

Es giebt = = man braucht es kaum zu ſagen! = = eine höhere Muſik, ſo wie es eine höhere Poeſie, und eine höhere Malerey giebt: Und alle drey befinden ſich, wenn ich ſo reden darf, auf dem Gebiete der Religion in ihrem natürlichen Klima. Zwar hat in Anſehung der Malerey der Engländer Webb, viel darwider einzuwenden: Allein ein künftiger Milton unter den Malern, wird durch ſeine Werke ſolche Vernünfteleyen am beſten widerlegen. Doch ich entferne mich von meinem Hauptendzwecke.

Einige Leidenſchaften, als Rachbegierde, Eiferſucht, Spötterey, Stolz und verſchiedene andere, können, weil die Religion ſelbige überhaupt unterſagt, auch in derjenigen Muſik, die ihr gewidmet iſt, faſt niemals, oder doch nur ſelten, und mit vieler Mäſſigung ſtatt finden. Daher muß ein Componiſt, deſſen Stärke im Ausdrucke ſolcher Affecten beſteht, nicht für die Tempel arbeiten wollen. Eben ſo iſt alles Niedrige und Wütende, als Luſtigkeit, Zorn, Verzweiflung, daraus verbannet. Denn niemals will die Religion dergleichen Gemüthsbewegungen in uns erregen: Der Muſikus aber erregt ſie in uns, wenn er ſie ausdrückt. Die Verfaſſer muſikaliſcher Poeſien für den öffentlichen Gottesdienſt, müſſen vornämlich dieſe Anmerkung nicht aus den Augen laſſen; weil ſie es faſt allemal ſind, welche zu dergleichen Fehlern die Veranlaſſung geben.

Hergegen gehören unter ihr Gebiet alle diejenigen Empfindungen und Leidenſchaften, welche der Muſik am allernatürlichſten ſind, und worinnen ſie ihre ganze Vortrefflichkeit zeigen kann. Freude, Dankbarkeit, Liebe, Sehnſucht, Traurigkeit, Mitleiden, Reue und noch andere mit dieſen verwandte Affecten, werden durch die Religion am leichteſten hervorgebracht, von allem Niedrigen gereinigt, und durch den Geiſt der Andacht erhöht, und liebenswürdiger gemacht. Der Componiſt muß ihnen alſo dieſen eigenthümlichen Charakter zu geben wiſſen, indem er gleichſam alles Weltliche davon abſondert, und ſie dadurch zum Eintritte in das Heiligthum einweihet.

So iſt z. E. eine zu rauſchende und dem Leichtſinne ſich nähernde Fröhlichkeit, dem ſanften und majeſtätiſchen Temperamente der geiſtlichen Muſik gänzlich zuwider. Ihre Freude muß ſelbſt, wenn ſie Entzückung wird, voller Ernſt und Demuth ſeyn. Kurz; eine edle Einfalt, und das, was in der Malerey ein feiner Kenner die ſtille Gröſſe genannt hat, machen den Hauptcharakter derjenigen Muſe aus, die eine ſo würdige Freundinn der Religion iſt. Daher kann Vieles in manchen

Gattungen der Muſik ſchön ſeyn, was in dieſer tadelnswürdig wäre.

Ich bin genöthigt, mich auf Beyſpiele groſſer Componiſten zu beziehen, wenn ich kurz und deutlich ſeyn will.

Bach hat in der vor lezten Zeile der Strophen des Gellertiſchen Liedes: Wenn zu Vollführung deiner Pflicht ꝛc. den eigentlichen Ausdruck verfehlt. Der entſcheidende und faſt drohende Ton darinnen iſt der Faſſung nicht gemäß, mit der ein Chriſt dieſes Lied ſingen muß. Denn er wird dieſe Worte mit einer demüthigen Rückſicht auf ſeine eigne Schwachheit ausſprechen, und eine ſanfte Furcht wird die herrſchende Empfindung ſeiner Seele ſeyn. Noch etwas mehr möchte ſich gedachter Ausdruck rechtfertigen laſſen, wenn der Poet die angezogenen Verſe einer auf Gottes Befehl redenden Perſon, in den Mund gelegt hätte: Und doch wäre er für die Würde einer ſolchen Perſon auch vielleicht zu declamatoriſch.

Telemann hat ſich in dem Hallelujah, welches den Geſang der Mirjam und Debora beſchließt, eben ſo weit von dem wahren

Geiſte des Textes entfernt. Es ſollte die allertiefſte, die allerfeyerlichſte Anbetung ſeyn, und es iſt große Fröhlichkeit. Die Muſik zeigt die ganze Stirn; und ſie ſollte ſich verhüllt haben.

Es fällt mir eine andre Stelle aus einer Cantate dieſes Vaters der deutſchen Kirchenmuſik ein, wo er im Ausdrucke einer ähnlichen Empfindung deſto glücklicher geweſen iſt. Die eigentlichen Worte, deren ich mich itzt nicht erinnere, und die aus einem Propheten genommen ſind, enthalten eine ſehr feyerliche Anrede Gottes an die Menſchen. Eine einzelne Baßſtimme ſingt ſolche mit einer ausdrucksvollen, ſimpeln Declamation, und alles Accompagnement ſchweigt. Die Wirkung dieſes meiſterhaften Gedankens, darf ich meinen Leſern nicht erſt beſchreiben; man fühlt ſchon einen Theil davon bey der bloſſen Erzählung.

Das Heftige und Erſtaunende iſt erlaubt, wo es ein Gemälde abgeben, und einen darauf folgenden Affect vorbereiten ſoll.

Doles hat ſich deſſen mit Recht in folgender Stelle des ſieben und neunzigſten Pſalmes bedient: Feuer gehet vor ihm her, und zündet an umher ſeine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden: Das Erdreich ſiehets; und erſchrickt. Berge zerſchmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, dem Herrſcher des ganzen Erdbodens. Dieſer Chor, der mit dem vorhergegangenen bangen Recitative: Wolken und Dunkel ſind um ihn her; Gerechtigkeit und Gericht iſt ſeines Stules Veſtung, einen ſtarken Contraſt macht, iſt die glücklichſte Vorbereitung zu dem kurz darauf folgenden ſanften und getroſten: Zion hörts, und iſt froh.

Winkelmann ſagt von dem Werkmeiſter des Laokoon: „Er mußte die Stärke des Geiſtes in ſich ſelbſt fühlen, welche er ſeinem „Marmor einprägte. Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in Einer Perſon. = = Die „Weisheit reichte der Kunſt die Hand, und „ließ den Figuren derſelben mehr, als gemeine Seelen ein.„ Ich glaube, alle Regeln, die man den Dichtern der Kirchenmuſik geben kann, liegen in dieſer Stelle, wenn man ſie folgendergeſtalt auf die Muſik anwendet: Der Componiſt muß die heiligen Bewegungen in ſich ſelbſt fühlen, die er in ſeine Muſik legen will. Er muß Chriſt und Virtuoſe in Einer Perſon ſeyn. Die Religion muß der Kunſt die Hand reichen, und die Compoſitionen mit ihrem eignen erhabenen Geiſte beſeelen.

Da wir noch einen Mangel an muſikaliſchen Poeſien haben, ſo wünſchte ich, daß dazu fähige Genies ſich ermuntern lieſſen, demſelben abzuhelfen. Die Beförderung der allgemeinen Erbauung in einem ſo hohen Grade, iſt ein Bewegungsgrund, dem man keinen andern an die Seite zu ſetzen braucht: Sonſt müßte es einem Poeten nicht ewig ſchmeicheln, ſeine Werke durch die Kraft und Schönheit der Muſik mit einem neuen Geiſte beſeelt zu ſehen, der ſo gar Poeſien, die ſonſt ſehr ſterblich geweſen ſeyn würden, die Unvergänglichkeit mitgetheilt hat. Allein ſie müßten ſich die beſondern Regeln dieſer Gattung der Dichtkunſt bekannt machen. In ſolcher Abſicht können ihnen Krauſe die innere Beſchaffenheit derſelben; und Marpurg in der Anweiſung zur Singecompoſition die mechaniſchen Erforderniſſe lehren.

Hundert und achtzigſtes Stück.

Wer ſich vornimmt, die Empfindungen der Religion, in den Herzen ſeiner Nebenmenſchen theils zu erwecken, theils zu unterhalten, in der Abſicht, ſie zu bewegen, daß ſie aus den edelſten, ſicherſten, und erhabenſten Bewegungsgründen tugendhaft ſeyn mögen, der muß ſie von Zeit zu Zeit veranlaſſen, das Andenken deßjenigen, was die Schulen der Gottesgelehrten, in einem vorzüglichen Verſtande, die Werke Gottes nennen, oft und mit Lebhaftigkeit zu erneuern. Dieſe ſind, wie jeder Bekenner des Chriſtenthums weiß, die Werke der Erſchaffung, der Erhaltung und Regierung der Welt, der Erlöſung und der Heiligung der gefallnen Menſchen. Da nun unter ihnen die Schöpfung den Grund der übrigen enthält: So iſt es nöthig, durch wiederholte Betrachtungen derſelben, unſre Seelen in ſolche Bewegungen zu ſetzen, welche der Majeſtät deßjenigen gemäß ſind, der in dem kleinſten Geſchöpfe, eben ſo wohl als in dem Größten eine unendliche Macht, Weisheit und Güte geoffenbart hat. Die Welt würde nach der Verſicherung eines Apoſtels, niemals ſo tief in die Thorheit der Abgötterey, und der damit verknüpften ſittlichen Unordnung verſunken ſeyn, wenn die Menſchen Gottes unſichtbare Kraft, und Gottheit in den Werken der Schöpfung mehr erkannt und bewundert hätten. Jede moraliſche Eigenſchaft unſers Herzens, muß in dem Grade erhöht werden, in welchem ſeine Ehrfurcht und Zuneigung gegen das höchſte Weſen zunimmt. Die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit, hat nachſtehenden Lobgeſang veranlaßt, von dem ich wünſche, daß er alle meine Leſer zu einer tiefen Anbetung des Schöpfers reizen, und darinnen unterhalten möge.

Chor.

Betet an! Laßt uns lobſingen
Und Stärke dem Erſchaffer bringen,
Der Weſen Weſen Preis und Macht!
Betet an! Er hat erſchaffen!
Frohlockt! Frohlockt! Er hat erſchaffen,
Ihm werde Dank und Preis gebracht!

Wir ſind, wird ſind von dir,
Dir, Schöpfer, jauchzen wir!
Hallelujah!
Er ſchuf die Welt,
Die er erhält!
Lobſing, lobſing ihm, ſeine Welt!

Gemeine.

Tief anbetend, tief im Staube,
Dankt dir, jauchzt dir unſer Glaube.
Freud und Stärke, Preis und Macht
Sey, Erſchaffer, dir gebracht!
Engel, unſers Dankes Lieder
Sagt ſie vor dem Throne wieder!
Euer höherer Geſang
Singe ſtärker unſern Dank!

Chor.

Er verließ des Daſeyns Stille,
Uns Seligkeit aus ſeiner Fülle
Zu geben, unſer Gott zu ſeyn.
Er gebot allmächtig: Werde!
Da ward der Himmel und die Erde
Da war Jehova nicht allein.

Der Cherub jauchzte ſchon,
Der Allmacht erſter Sohn:
Hallelujah!
Doch ſcheint noch nicht
Der Welt ſein Licht.
Er ſpricht: Es ſey: Da iſt das Licht!

Gemeine.

Es lobſingen dir die Himmel!
Die Geſellinn deiner Himmel,
Auch die Erde feyert nie,
Singt in ihre Harmonie.
Gott, wer deines Angeſichtes
Schatten ſieht, den Glanz des Lichtes,
Fröhlich dankvoll jauchze der:
Schöner, herrlicher iſt Er!

Chor.

Oben wölbt er eine Veſte
Aus Waſſern; unter ſeiner Veſte
Sind Waſſer auch, ein hangend Meer.
Waſſer decken noch die Höhen
Er donnert; ſeine Winde wehen,
Sie fliehn und decken ſie nicht mehr.

So bricht er ihren Lauf.
Nun ſteigt enthüllt herauf
Gottes Erde,
Sein Eigenthum
Zu ſeyn, ſein Ruhm
Einſt ſeines Sohnes Heiligthum!

Gemeine.

Wütend mögen Meere wallen,
Berge ſinken, Welten fallen,
Dennoch fürchten wir uns nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht!
Heiliger, ach wäre, wäre
Nur die Erde deiner Ehre
Deines Sohnes Heiligthum,
Dir nur eigen und ſein Ruhm!

Chor.

Er gebeut und alle Felder
Und Hügel, Thäler, Berg und Wälder
Blühn fruchtbar durch ſein Wort voll Macht.
Und die Sonn in hoher Ferne
Regiert den Tag, und Mond und Sterne
Regieren ſtiller in der Nacht.

Er ſpricht: Da füllt das Meer
Ein tauſendfältig Heer.
Da da wimmelts!
Auch ſingt und ruft
Das Volk der Luft
Den Gott an, der zum Seyn es ruft!

Gemeine.

Herr, wie zahllos ſind die Werke
Deiner Weisheit, deiner Stärke,
Wie ſo groß und wundervoll!
Daß der Menſch dich fühlen ſoll.
Alles preiſt dich! Und doch wagen
Thoren zu ſich ſelbſt zu ſagen:
Daß kein Gott ſey! Thoren, bebt
Den ihr läugnet, war und lebt!

Chor.

Thoren, fragt auf dem Gefilde
Das Vieh nur, fraget, wer dem Wilde
Die Feſſel aufgelöſet hat.
Fragt, wer gab den Wüſteneyen
Zum Herrn, der Thiere Furcht, den Leuen?
Gott, Gott, von Macht groß, groß von Rath!

Das Roß, das Schaaf, der Stier
Gott, was iſt nicht von dir?
Alles jauchzet:
Der Herr iſt Gott!
Der Herr iſt Gott!
Es iſt kein andrer Gott, als Gott!

Gemeine.

Laßt uns danken! Nicht vergebens
Iſt der Herr der Quell des Lebens
Der Erſchaffnen Lobgeſang;
Ewig ſey ihm Preis und Dank!
Denn wir ſchmecken, ſehn und hören
Und empfinden ihn und ehren,
Beten, dir nur unterthan,
Dich, der Weſen Vater, an!

Chor.

Tiefer betet an und bringet
Mehr Hallelujah! Rühmt, lobſinget
Gewaltigern erhabnern Dank!
Laßt uns, ſprach er, Menſchen ſchaffen,
Ein Bild von uns, uns gleich geſchaffen
Und Adam war, erſtaunt und ſang:

Es iſt mein Schöpfer Gott
Jehova Zebaoth!
Hallelujah!
Der Herr iſt Gott!
Gott Zebaoth
Es iſt kein andrer Gott, als Gott!

Gemeine.

Hallelujah! Preis und Ehre
Gott, dem Vater! O ihr Chöre
Der Erſchaffnen, preißt ihn, preißt
Seinen Sohn, und ſeinen Geiſt!
Glüht der frommen Andacht Flammen!
Die aus Einem Blute ſtammen,
Auch die Sterblichen ſind ſein;
Gott Erſchaffer, wir ſind dein!

Chor und Gemeine.

Ewig wollen wir lobſingen
Und Stärke dem Erſchaffer bringen,
Der Weſen Weſen, Preis und Macht!
Denn er hat uns auch geſchaffen;
Unſterblich hat er uns geſchaffen!
Ihm werde Dank und Lob gebracht!

Wir ſind, o Gott, von dir!
Frohlockend jauchzen wir!
Hallelujah!
Er ſchuf die Welt,
Die er erhält;
Lobſing, lobſing ihm, ſeine Welt.

Hundert ein und achtzigſtes Stück.

Unter allen denen, welche ſich verderbten Leidenſchaften überlaſſen, iſt unſtreitig keiner verächtlicher und zugleich elender, als derjenige, der vom Neide beherrſcht wird. Alle andere Laſter beſchäfftigen ſich mit Gegenſtänden. die in einem gewiſſen Grade gut ſind, oder in einem gewiſſen Grade gefürchtet, gehaßt, und verabſcheut zu werden verdienen. Das Unregelmäßige und Strafbare der darauf gerichteten Begierden beſteht darinnen: Dem Guten. das ſie wünſchen, eignen ſie einen allzugroßen Werth zu, und weil ſie es vergrößern, ſo verfolgen ſie es mit einer Hitze, welche ſie verleitet, edlere und höhere Endzwecke zu vernachläßigen; die Vorſtellungen von dem Böſen, das ſie fliehen, ſind nicht weniger übertrieben, und indem ſie ſich dem Gefühle derſelben zu entziehen ſuchen, wählen ſie oft Uebel einer ſchädlichern Art, weil ſie ſich ihnen unter dem verführeriſchen Scheine des Guten anbieten. Das Vergnügen der Sinne, dem der Wollüſtige Pflicht und Gewiſſen aufopfert, beſteht in wirklich angenehmen Empfindungen. Auch die ſtrengſte Tugend hat nicht nöthig, ſich den Genuß deſſelben ganz zu verſagen. Ehre, Beyfall und Lob dürfen ſelbſt einem rechtſchaffenen Manne nicht gleichgültig, noch viel weniger verächtlich ſeyn. Der Ehrgeizige betrügt ſich nur darinnen, daß er ſie zu ſeinem letzten Endzwecke macht, oder ſie durch Handlungen zu erhalten hofft, die ihn eines beſſern Beyfalles unwürdig machen, als das nur allzuoft zweydeutige oder eitle Lob der Menge iſt. Selbſt die Rachbegierde, die mit der Mißgunſt am nächſten verwandt iſt, unterſcheidet ſich, wie unmoraliſch ſie auch ſeyn mag, dadurch von dem Neide, daß ſie eine wahre oder eingebildete Beleidigung vorausſetzt, und unter dem Vorwande, daß dieſe geſtraft werden müſſe, wüthet. Allein, was iſt ſo wohl in den Wünſchen, Hoffnungen und Vergnügungen, als in der Furcht, in dem Haſſe und Abſcheue des Neides, das gut und edel zu ſeyn ſcheine? Der Wollüſtige haſſet Beſchwerlichkeit und Schmerz; der Eitle Verachtung und Schande; der Rachgierige fürchtet neue Beleidigungen; der Neidiſche hingegen quält ſich über das, worüber er ſich freuen ſollte, und vergnügen kann ihn nichts, als der Anblick von Unvollkommenheit und Elend.

Welch ein ſchädliches Laſter der Neid ſey, erhellet auch daraus, daß andre ausſchweifende Leidenſchaften mit einigen äußerlichen Vollkommenheiten, die zwar im Grunde nicht moraliſch ſind, aber doch moraliſch zu ſeyn ſcheinen, beſtehen, und ſo gar zum Beſtreben nach denſelben antreiben können, da der Neid hingegen das Verlangen, doch auf eine gewiſſe Art, gut zu ſeyn, oder gut zu ſcheinen, völlig erſtickt, indem er eine Verzweiflung oder völlige Muthloſigkeit, andre zu übertreffen, vorausſetzt. Der Sinnliche, der Ehrgeizige, ſelbſt der Gewinnſüchtige und der Rachbegierige können bürgerliche Tugenden beſitzen, die keinen geringen Einfluß in die allgemeine Glückſeligkeit des gegenwärtigen Lebens haben, wenn ſie gleich nichts zu ihrer eignen wahren Wohlfahrt beytragen. Der Wollüſtige kann gefällig, dienſtfertig und angenehm im Umgange ſeyn; der Ehrgeizige große ſchimmernde Thaten unternehmen; es giebt Gewinnſüchtige, die nicht betrügen, um nicht wieder betrogen zu werden, und der Rachbegierige iſt nicht eher ein Feind ſeiner Nebenmenſchen, bis er von ihnen beleidigt zu ſeyn glaubt. Was kann aber der Neidiſche für gute Eigenſchaften beſitzen, da er ein Feind aller Menſchen iſt, ſie mögen glücklich oder unglücklich ſeyn; ſie mögen Verdienſte haben, oder Mißfallen und Tadel verdienen, und alſo keinen Antrieb hat, ſich jemanden zu verbinden?

Der Neidiſche löſt alle Bande auf, welche die Menſchen zu gemeinſchaftlichen Abſichten verbinden können. Das Vergnügen, andern zu dienen, die Freude über ihre Freude, Mitleid, Dankbarkeit, Großmuth, alles das ſind

Empfindungen, zu denen er unfähig iſt. Könnte er zum Gefühle derſelben gebracht werden, ſo würde er aufhören, das zu ſeyn, was er iſt, der Haſſenswürdigſte unter den Menſchen, wenn ein Menſch gehaßt werden dürfte.

Wie verächtlich iſt er nicht, wenn er ſich freut! Denn worüber freut er ſich? Daß er in dieſem oder jenem bewunderten Charaktere Flecken entdecket, die niemand geſehen hat; oder daß es ihm gelingt, ihm Fehler anzudichten, von denen er frey iſt; daß einem würdigen Manne ſeine weiſen und vortrefflichen Abſichten nicht glücken wollen; daß ein Verdienſt, welches aus ſeiner Dunkelheit hervorzukommen ſtrebte, unbekannt, unbelohnt, und unbewundert bleibt, oder daß eine Tugend, die ihn quälte, weil ſie Verehrer fand, durch Verleumdungen ihren äußerlichen Glanz verliert, und anfängt verachtet zu werden. Das ſind die Urſachen ſeiner Freude. Zu welch einer Tiefe der Abſcheulichkeit muß ein Menſch nicht heruntergeſunken ſeyn, der eines ſolchen Vergnügens fähig iſt, und nur alsdann frölich wird, wenn ein andrer beklagt, oder getadelt zu werden verdient! Gleichwohl iſt der Neidiſche unter den Unglücklichen der Elendeſte. denn wer kann unglücklicher ſeyn, als der iſt, welcher nicht beklagt wird, und auch keines Bedauerns werth iſt? Es ſcheint zwar, daß ein Menſch, welcher ſein Vergnügen in den Unvollkommenheiten oder widrigen Schickſalen andrer Menſchen findet, niemals mißvergnügt ſeyn könne, wie erniedrigend für ein vernünftiges Weſen, wie abſcheulich auch ſeine Freude ſeyn mag. Allein, es iſt für ihn ſchon Quaal genug, daß ſich jedermann beſtrebt, glücklich zu werden; daß ihn jede Art des Vorzugs aufbringen kann; daß endlich alle Menſchen, wo nicht wirklich gut zu ſeyn, doch auf irgend eine Weiſe vortrefflich und ruhmwürdig zu ſcheinen ſuchen.

* * *

Hundert zwey und achtzigſtes Stück.

Wer die ſegenvollen Einflüſſe der Lehren von einer beſondern Vorſehung Gottes auf die Ruhe und Glückſeligkeit des menſchlichen Gemüths aus der Erfahrung kennt, der kann die feindſeligen Angriffe, die auf eine von der Offenbarung und Vernunft ſo ſehr beſtätigte Wahrheit gethan werden, nicht anders als mit Unwillen und Abſcheu betrachten. Daß die Welt, nachdem ſie durch eine unbegrenzte Macht und Weisheit aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit verſetzt worden iſt, nun weiter nichts, als ein Chaos, ein Schauplatz der Unordnung und Verwirrung ſeyn; daß in derſelben alles einem blinden Zufalle, oder den unordentlichen Leidenſchaften ihrer vernünftigen und ſelbſtthätigen Einwohner preis gegeben ſeyn; daß das Gute und Böſe darinnen ohne Wahl, Abſicht, Ordnung und Unterſchied ausgetheilt werden ſollte, das iſt eine finſtre Meynung,

nung, die nur aus einem ganz unwiſſenden Gehirne, oder aus einem äuſſerſt verderbten Herzen ihren Urſprung nehmen kann. Die Wahrheit iſt nun auch ſo mächtig unter den Menſchen geworden, daß es in unſern Tagen nur ein la Mettrie wagen durfte, die allgemeine Vorſehung anzutaſten, weil dieſer neue Epikur gern alle Wahrheiten auch der natürlichen Religion verworfen und umgeſtürzt hätte. Nun verändern die Feinde der wahren menſchlichen Ruhe und Glückſeligkeit den Angriff. Es ſoll zwar, wenn man einen Bolingbrooke oder Voltaire für Orakel der Vernunft halten wollte, eine allgemeine, aber keine beſondere Vorſehung Gottes geben; eine Vorſehung, welche über die Erhaltung und Glückſeligkeit ganzer Arten und Geſchlechter, aber nicht über die Wohlfahrt ihrer einzelnen Mitglieder wacht: Eine Meynung, deren Ungrund allzudeutlich in die Augen leuchtet, als daß man nöthig hätte, ſich in eine umſtändliche Widerlegung derſelben und in eine genaue Prüfung ihrer Scheinbeweiſe einzulaſſen; die uns aber doch bewegen kann, das Andenken einiger Wahrheiten zu erneuern, die uns vor der unglückglückſeligen Neigung bewahren können, an dem Daſeyn einer beſondern göttlichen Vorſehung zu zweifeln. Jeder weiß, daß man gemeiniglich den eigentlichen Sitz eines Uebels, das ſo ſchädliche Einflüſſe in die ſittlichen Handlungen des Menſchen hat, in einem verderbten und laſterhaften Willen ſuchen müſſe. Eine beſondere Vorſehung Gottes, und eine moraliſche Regierung deſſelben annehmen, iſt einerley. Iſt Gott ein moraliſcher Regent der Welt, ſo muß es einen weſentlichen Unterſchied in den Tugenden und Laſtern, und in ihren Folgen und Wirkungen, geben. Welch eine unangenehme und ſchreckliche Lehre für den, der gern die Freyheit haben möchte, unmoraliſch zu handeln, und keine andern Geſetze über ſich erkennen will, als die Geſetze ſeiner Leidenſchaften! Wünſcht nun einer, daß es keine ſittliche Regierung Gottes geben möge, ſo muß er eben das von ſeiner beſondern Vorſehung wünſchen. Je mächtiger die Herrſchaft des Laſters über einen ſo unglücklichen Menſchen iſt, deſto leichter wird er glauben, was er wünſcht; er wird auf Irrthümer fallen, die er für Wahrheiten hält, weil ſie das, was er zu glauben be-

beſchloſſen hat, zu beſtätigen ſcheinen. Wenn er nicht von allem Scharfſinne und Witze entblößt iſt, ſo wird er ſie ausſchmücken, und alsdann können ſie andre wenigſtens beunruhigen, wenn ſie auch ihre beßre Einſicht und Ueberzeugung nicht erſchüttern können.

Es iſt deswegen nöthig, allezeit deutliche, unverfälſchte und gegründete Vorſtellungen von der **beſondern Vorſehung** Gottes zu haben, und alle Begriffe von ihnen abzuſondern, welche ſich nicht aus ſeinen Vollkommenheiten, aus den Endzwecken ſeiner Werke, und aus unſrer eignen Beſtimmung erweiſen laſſen. Gott offenbaret in der weiſen Einrichtung, Erhaltung und Regierung aller Dinge und ihrer Veränderungen, ſeine Güte gegen alle Lebendigen, welche des Gefühls von Luſt und Glückſeligkeit in verſchiednen Graden fähig ſind: Dieſes iſt ſeine **allgemeine Vorſehung**. Gott offenbart eine ausnehmende Güte gegen die Menſchen; jeder unter ihnen kann, vermöge ſeiner Regierung der Welt, einer höhern Art von Glückſeligkeit theilhaftig werden, als andere empfindende Weſen auf den niedrigen Stu-

fen

ſen der Schöpfung: Dieſes iſt die beſondere Vorſehung, die ſich jeder einzelne Menſch zu ſeiner Beruhigung zueignen kann.

Daß ſich eine ſolche unterſcheidende Güte Gottes, als zu dem Begriffe von einer beſondern Vorſehung derſelben erfodert wird, wirklich in der Anordnung und Regierung aller Dinge, nicht allein gegen das ganze Geſchlecht der Menſchen, ſondern auch gegen die einzelnen Mitglieder davon offenbare, daran können wir nicht zweifeln, wenn wir uns nur der Vorzüge erinnern, wodurch der Zuſtand eines jeden Menſchen über den Zuſtand aller andern Lebendigen erhoben worden iſt. Jeder iſt eines viel mannichfaltigern ſinnlichen Vergnügens fähig, als andere empfindende Weſen; jeder kann es durch die höhere Vollkommenheit der Vernunft auf eine unſchädliche Weiſe ſchärfen und erhöhen. Jeder iſt fähig zum Vergnügen des Verſtandes an den Schönheiten der Natur und der Kunſt, an der Aehnlichkeit, Proportion, Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge, an der Wahrheit und Wiſſenſchaft, an Geſchichten und Erfahrungen, und allen andern

Gegenſtänden, womit ſich Vernunft, Witz, Einbildung und Scharfſinnigkeit beſchäfftigen können. Wer kann nicht zur Erkenntniß Gottes, der Welt, unſrer eignen Natur, und dadurch zum Bewußtſeyn und Genuſſe unzählbarer Vollkommenheiten gelangen, wozu andre Lebendige, wegen des Mangels der Vernunft, unfähig ſind? Zu dieſem Vorzuge müſſen wir noch die Fähigkeit eines jeden Menſchen zum Vergnügen an edlen, liebreichen und tugendhaften Empfindungen und Handlungen, und zugleich den Vorzug ſetzen, daß er ohne Aufhören vollkommner und glückſeliger werden kann, als andere empfindende Geſchöpfe, die zwar eine gewiſſe Art und Stufe von Vollkommenheit und Glückſeligkeit erreichen, aber auch über dieſe Art und Stufe wenigſtens in der gegenwärtigen Einrichtung und Verknüpfung der Dinge niemals hinausgehen können. Alles dieſes ſind Wahrheiten, die niemand beſtreiten kann, und eben ſo unläugbar iſt es, daß ſo lange die Welt ſtehet, alle Menſchen ſich in ſolchen Umſtänden, Verhältniſſen und Verbindungen befunden haben, worinnen ſie dieſe Vorzüge und Fähigkeiten in einem bald geringern,

gern, bald höhern Grade zu ihrer Glückſeligkeit gebrauchen konnten. Alles dieſes beweiſt, daß ſich eine ausnehmende Güte Gottes unaufhörlich mit dem Beſten des Menſchen beſchäfftige. Auch der geringſte Grad des Vorzugs, deſſen einer vor andern Lebendigen gewürdigt wird, beſtätigt eine beſondere Verſehung Gottes, nicht allein gegen unſer ganzes Geſchlecht, ſondern auch gegen die einzelnen Mitglieder deſſelben, und niemand kann an ihrem Daſeyn zweifeln, wenn er nur das Böſe ſeines Zuſtandes, welches die natürliche Folge einer freywilligen vermeidlichen moraliſchen Verſchuldung iſt, nicht ihr, ſondern ſich ſelbſt zuſchreiben will.

Die Natur arbeitet mit allen ihren Kräften zum Glücke des Menſchen. Es iſt in der ganzen Schöpfung nichts, das nicht eine reiche Quelle des Nutzens und Vergnügens für ihn werden könnte. Er hat unſtreitig mannichfaltige und große Bedürfniſſe; aber er hat auch Mittel genug, ſie alle zu befriedigen, die Bedürfniſſe des Laſters ausgenommen, welches in der Unordnung und Ausſchweifung das ſucht, was allein in der Ordnung und Uebereinſtimmung mit Gott gefunden werden kann. Der Menſch kann ſich alle andere Geſchöpfe unterwürſig machen; er kann alles in ſeinen Vortheil verwandeln; er kann aus allen Dingen Freude ſchöpfen, auch wann er ihr Beſitzer nicht iſt. Daß er den Umkreis ſeines Vergnügens ſelbſt durch Unwiſſenheit, Thorheit, Vorurtheil und eine unmoraliſche Aufführung einſchränkt und verengert, daß er aus Unachtſamkeit auf ſeinen Nutzen, aus Unempfindlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen das Gute, das ihm Gott in ſeine Gewalt giebt, unglücklich wird; daß er ſeine Begierden erwecket, wo ſie gemäſſiget, unterdrückt, wo ſie erwecket werden ſollten: Kann wohl dieſes einen billigen Einwurf gegen die beſondere Vorſehung Gottes abgeben? Kann ihr das zur Laſt gelegt werden, was eine freye Verſchuldung des menſchlichen Willens iſt? Aber warum iſt er frey? Warum iſt ſeine Natur ſo eingerichtet, daß er von dem wahren Wege zur Glückſeligkeit abweichen kann, indem ihm die Beſtimmung und Wahl ſeiner Handlungen überlaſſen iſt? Eben darum, daß er auf eine vollkommnere Art, und in einem höhern Grade glückſelig werden könnte, als andere Lebendige. Das Vermögen der Selbſtthätigkeit, worinnen die Freyheit unſerer Natur beſteht, kann uns nicht genommen werden, ohne uns jede edlere Kraft des Verſtandes, der Ueberlegung und Vernunft zu nehmen, und wären wir denn nicht tiefer, als die Thiere erniedriget, wenn uns dieſe genommen würden?

Und doch hat die Vorſehung Gottes Anſtalten genug, ſelbſt wider den Mißbrauch ihres edelſten Geſchenkes gemacht. Sind nicht alle natürlichen Folgen unmoraliſcher Handlungen liebreiche Warnungen gegen die Wiederholung derſelben? Sind nicht alle gute und wohlthätige Wirkungen der Tugend Aufmunterungen zu einem regelmäßigen Verhalten? Und können ſich nicht unzählbare Menſchen von einem noch höhern Lichte, von dem Lichte der Offenbarung erleuchten laſſen? Mit welchem Rechte dürfen denn dieſe an dem Daſeyn einer beſondern Vorſehung zweifeln?

Aber es ſind doch mannichfaltige Unvollkommenheiten in der Natur. = = Laßt uns, ſo weit es ohne Nachtheil der Wahrheit zugeſtanden werden kann, dieſes zugeſtehen. Da alle Geſchöpfe eingeſchränkte Weſen ſind, ſo müſſen ſie auch alle in Abſicht auf ihre Einſchränkung unvollkommen ſeyn. Sie können nicht alle Arten von Vollkommenheiten; ſie können auch diejenigen, welche ſie empfangen, nicht alle in einem gleichen, noch vielweniger können ſie dieſelben in dem höchſten Grade beſitzen. Widerſprüche kann ſelbſt eine unendliche Macht nicht zur Wirklichkeit bringen. Iſt deswegen nicht immer mehr Gutes, als Böſes in der Natur der Dinge? Oder hören darum die Menſchen auf, einer ausnehmenden und vorzüglichen Güte Gottes zu genießen, in deren unaufhörlichen Wirkſamkeit ſeine beſondere Vorſehung gegen ſie beſteht? Die Erkenntniß, welche durch die Werkzeuge der Sinne, als durch ſo viele verſchiedene Canäle in unſere Seele gebracht wird, iſt in ihrer Art ſchätzbar: Wie unvollkommen iſt ſie nicht gegen die viel reinere und beſſere Erkenntniß der Engel? Hätte ſich Gott nur mit der Schöpfung und Erhaltung des Vollkommnern begnügen wollen: Wo wären denn wir? Wo wären die

Menſchen, die an ſeiner Vorſehung ſolcher Unvollkommenheiten wegen zweifeln, die von den natürlichen Schranken eines jeden Dinges unzertrennlich ſind?

Ueberhaupt kömmt es uns gar nicht zu, zu entſcheiden, was in der Erhaltung und Regierung der Welt vollkommen oder unvollkommen, gut oder böſe iſt. Wir dürfen nichts für böſe erklären, als was ein moraliſches Uebel iſt, und dieſes hat ſeinen Grund nicht in der Vorſehung Gottes, ſondern in uns, kann auch nicht anders aufgehoben oder vermindert werden, als wenn wir die Mittel brauchen, die ſie uns zu unſrer innern Verbeſſerung darbietet. Wir müſſen ſie vielmehr preiſen und anbeten, daß ſie, dieſe Verbeſſerung zu befördern, viele ſo genannte natürliche Uebel damit verknüpft, und in den Zuſammenhang des Ganzen eingeflochten hat. Ob andre Unvollkommenheiten wirkliche Unvollkommenheiten und Uebel ſind, können wir nicht beurtheilen, und ſich hierinnen einen richterlichen Ausſpruch anmaßen wollen, iſt eine ſtrafbare Verwägenheit, weil unſer Geſichtskreis allzu enge iſt; weil wir unfähig ſind, alle Abſichten, Beſtimmungen, und Verknüpfungen der Dinge mit einander und zum Beſten des Ganzes zu überſehen; weil wir, was beſonders die Menſchen anbetrifft, nicht allein ihren gegenwärtigen, ſondern auch ihren künftigen Zuſtand kennen müßten, um entſcheiden zu können, ob das, was wir für ein Uebel halten, ein wirkliches Uebel, oder ob es nicht vielmehr ein nothwendiges Mittel ſey, ſeinen künftigen Zuſtand vollkommen und glückſeliger zu machen. Jeder wird in dem kurzen Perioden ſeines Lebens Erfahrungen genug gehabt haben, daß er, das Letzte ſchließen müſſe. Jedem werden ſie ſagen, daß er oft gewiſſe Umſtände, Verknüpfungen und Verhältniſſe, worein er von Gott geſetzt wurde, in dem Entwurfe, den er ſich von ſeinem Glücke gemacht hatte, für unüberwindliche Hinderniſſe deſſelben hielt, von denen gleichwohl der Ausgang lehrte, daß ſie zur Befriedigung ſeiner Wünſche nothwendig waren. Sollte nicht ein einziger ſolcher Irrthum genug ſeyn, einen Menſchen Vorſicht und eine ehrerbietige Zurückhaltung in ſeinen Urtheilen über die göttliche Vorſehung und Regierung zu lehren?

Die Menſchen haben allezeit Gründe genug zur Ausübung dieſer unſrer Einſchränkung ſo angemeſſenen Pflichten gehabt. Aber man hat, was den Nutzen und die Abſichten unzählbarer Dinge in der Welt betrifft, nun ſo viele glückliche Entdeckungen gemacht, welche dienen können, den Unverſtand und die Vermeſſenheit in dem Tadel der göttlichen Verſehung als ſehr ſtrafbare Vergehungen vorzuſtellen, daß ſich endlich die Freydenker ſchämen ſollten, ihren geliebten Lukrez zu plündern, der nur in den dunkelſten und verderbteſten Zeiten der Welt ein Philoſoph und ein ſcharfdenkender Kopf zu ſeyn ſcheinen konnte, itzt aber nichts Vorzügliches hat, als ein poetiſches Talent, welches ſie zu erreichen weder Genie, noch Wiſſenſchaft, noch Geſchmack genug haben.

* * *

Hundert drey und achtzigſtes Stück.

Wie ſinnreich iſt der Menſch nicht, den Widerſpruch ſeiner Aufführung gegen ſeine Grundſätze zu rechtfertigen; wie erfindſam, wenn es darauf ankömmt, Handlungen von einer guten Seite zu zeigen, die er ſelbſt tadeln müßte, wenn er ſeinen Meynungen getreu bleiben wollte! Seneca iſt ein Beyſpiel dieſer Wahrheit, die dem menſchlichen Herzen ſo wenig Ehre macht. Als ein ſtoiſcher Philoſoph redete er in allen ſeinen Schriften mit der größten Verachtung vom Tode; nach ſeinem Syſteme mußte der weiſe und große Mann, es nicht einmal der Mühe werth achten, ſein Leben zu erhalten, oder zu verlängern, weil er ſich durch eine freywillige Verlaſſung deſſelben, von allen Unruhen und Beſchwerlichkeiten befreyen, und in einen beſſern und freyern Zuſtand verſetzen könnte; nichts ſchien ihm ſeiner Hoheit unwürdiger zu ſeyn, als die Furcht vor dem Tode. Seneca irrte unſtreitig in ſeinen Meynungen; denn die Sorge für unſer Leben iſt eine von den nothwendigſten Pflichten des Menſchen. Da er unterdeß dieſe falſchen Grundſätze angenommen hatte, ſo hätte der Stoiker in den Worten, auch ein Stoiker in ſeinen Handlungen ſeyn ſollen. Allein ein Fieber warf alle ſeine Philoſophie über den Haufen. Die Rede war nun nicht mehr von dem Zeno oder Poſidonius; der Held, der die Verachtung des Lebens mit ſo vielen ſinnreichen Einfällen angeprieſen hatte, verſchwand, ungeachtet er nach ſeinen Grundſätzen als ein alter Mann vor andern, zum Ausgange aus dem Leben reif war. Aber er nahm ſich wohl in acht, dieſes ſich ſelbſt, oder andern zu geſtehen. Er floh aus der Stadt; er gieng auf ſein Landgut, um einer geſündern Luft zu genießen; der Arzt war willkommen, und er verſagte ſich keine Pflege und Sorge, die zu ſeiner Wiederherſtellung dienen konnte. Aus Furcht vielleicht vor dem Tode? Oder darum, weil er ſein Leben lieb hatte, und andre Gedanken von dem Werthe deſſelben erhielt? Nichts weniger. Bloß aus Liebe gegen ſeine Paulina; aus keiner andern Urſache, als weil es ihr angenehm war. Er wäre gern geſtorben: aber was konnte er ihrer Bitte verweigern? Sie wollte es nicht zulaſſen, daß er ſich, wie ein Held, liebte; er mußte ihr alſo nachgeben, und ſich auf eine zärtlichere Art lieben. Und das koſtete ihm einen großen Sieg über ſich ſelbſt; es gehört, ſagte er in ſeinem Briefe an den Lucilius, außerordentlich viel Größe des Geiſtes dazu, andrer wegen ins Leben zurückzukehren. Unterdeß hatte er in dieſem Stücke das Beyſpiel großer Männer für ſich, und denen hatte er nachgeeifert. So viel Aufhebens machte Seneca darüber, daß er ſich vom Fieber zu curiren ſuchte, weil er fürchtete, man möchte dieſe wider ſeine ſtoiſchen Grundſätze ſtreitende Liebe zum Leben, für Schwachheit und Zaghaftigkeit erklären. Nun hatte er ſich genug gerechtfertigt; nun konnte er wieder mit Verachtung vom Tode ſprechen, und er that es mit einem gröſſern Heldenmuthe, als jemals, weil ihn das Fieber verlaſſen hatte; weil er ſeine Magerkeit verlor, und in der Landluft zu neuen Kräften kam. Welch eine Comödie für einen ſo rauhdenkenden Philoſophen!

Eine ſolche Betrügerinn iſt die menſchliche Eigenliebe. Wir werden uns die ſchönſten Entwürfe zu unſern Handlungen machen; wir werden uns mit unſern vortrefflichen Grundſätzen viel wiſſen; wenn die Gelegenheit erſcheint, ſie auszuüben, ſo werden wir davon abweichen, und dann ſcharfſinnig genug ſeyn, unſre Abweichungen zu rechtfertigen, und uns gar die Schmeicheley zu machen, daß wir ſelbſt in unſerm thätigen Widerſpruche gegen unſre Grundſätze groß und edel ſind! Unſer Herz weiß tauſend Künſte dieſes gefährlichen Selbſtbetruges. Wenn uns das Gewiſſen überzeugt, daß unſre Handlungen nicht mit den guten Grundſätzen übereinkommen, welche von unſerm eignen Verſtande angenommen und gebilligt werden, ſo ſehen wir zu, ob wir uns nicht rühmliche Abſichten, oder löbliche Bewegungsgründe andichten können. Eine That müßte in einem ſehr hohen Grade verderbt und laſterhaft ſeyn, wenn ſie nicht in irgend einem Geſichtspunkte, eine erträgliche oder gute Seite haben ſollte. Wie zufrieden aber werden wir nicht mit uns ſelbſt, wenn es einer von der Eigenliebe geleiteten Aufmerkſamkeit gelungen iſt, einigen guten Schein derſelben zu entdecken! Dieſer wird zugeſtehen, daß die Verſchwendung eine ſchädliche Unordnung ſey; jener, daß man kein unanſtändigeres Laſter finden könne, als die Kargheit und den Geiz; ein andrer, daß es keine ſchönern Tugenden gebe, als Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit; aber dem Verſchwender wird es nicht ſchwer werden, ſeine Verſchwendung für Freygebigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth zu halten; der Karge wird ſich nur ſparſam und haushälteriſch, und derjenige, der ſich der Verſtellung ſchuldig macht, bloß ſehr vorſichtig, und klug zu ſeyn dünken.

Gleichwohl hindert uns an dem Fortgange in der Vollkommenheit und Tugend nichts mehr, als dieſer ſchmeichleriſche Selbſtbetrug. Was helfen die ſchönſten und richtigſten Einſichten; was nützt uns die Billigung guter Grundſätze, wenn wir immer bereit ſind, unſre Abweichungen von denſelben, durch löbliche Bewegungsgründe, oder mit edlen Abſichten zu rechtfertigen, und einen falſchen betrügeriſchen Glanz darüber auszuſtreuen, welcher doch vor dem Lichte einer genauen Prüfung verſchwindet?

Es iſt freylich eine empfindliche Kränkung für das ſtolze Herz eines Menſchen, der gegen den Werth der Tugend noch nicht gleichgültig geworden iſt, wenn es auch nur ſich ſelbſt das Geſtändniß thun ſoll, daß es von Grundſätzen abgewichen ſey, die, nach ſeiner eignen Ueberzeugung, die unveränderliche Regel ſeiner Handlungen ſeyn ſollten. Das Gewiſſen zeigt ihm die Höhe, die er hätte erreichen können, und unter dieſe ſieht er ſich durch ſeine Schuld erniedrigt. Das Gefühl einer ſolchen Erniedrigung würde ihn beſſern, wenn er ſeine Eitelkeiten verleugnen könnte; ſo aber beunruhigt ihn daſſelbe nur, und von dieſer Unruhe will er ſich befreyen. Allein es iſt eine eitle Bemühung, den Verdruß, der aus dem Bewußtſeyn des Streites unſrer Handlungen gegen unſre Grundſätze entſpringt, durch allerley ſinnreiche Rechtfertigungen und Beſchönigungen derſelben ſchwächen zu wollen. Ein häßliches Geſicht bleibt häßlich, wenn es ſich auch hinter einen noch ſo ſchönen, noch ſo fein gewebten Schleyer zu verbergen ſucht. Gewiſſe

Schmerzen müſſen, ſo zu ſagen, ausempfunden werden, wofern man ſich vor der Wiederkunft derſelben verwahren will. Man kann freylich die gereizten Nerven, durch einſchläfernde Mittel, auf einige Zeit betäuben; aber wie viel heftiger und wütender werden nicht die Schmerzen, wenn dieſe geringe und kurze Beſänftigung vorüber iſt! Eben ſo geht es mit den Einſchläferungen des Gewiſſens. Die Reue über Handlungen, die keine innre Rechtmäßigkeit und Güte haben, kömmt doch wieder, wenn wir ſie auch einmal unterdrückt haben, und außer unangenehmen Vorwürfen, die wir uns über unſer Verhalten ſelbſt machen, müſſen wir noch den leiden, daß wir Thoren waren, und uns ſelbſt zu betrügen ſuchten, wo wir uns beſſern ſollten.

Andre durch das gute Anſehen, worein man das Unregelmäßige gewiſſer Handlungen zu verſtecken ſucht, hintergehen, und die Neubegierde, womit ſie gemeiniglich unſere Fehler auszukundſchaften pflegen, täuſchen zu wollen, iſt beynahe eine noch vergeblichere Arbeit. Uns können wir leicht verblenden, weil wir geblendet ſeyn wollen, und wenn wir uns nicht einmal die Mühe gäben, ſo würden wir die Augen wohl ungefodert zuſchließen, um nur das nicht zu ſehen, was uns an uns ſelbſt misfällt. Es iſt auch nicht ſchwer, gutgeſinnte liebreiche Menſchen, zu günſtigen Urtheilen zu veranlaſſen, die wir ingeheim ſelbſt misbilligen. Aber dieſes iſt auch unnöthig; ſie denken ſelbſt wohl, ihrer menſchenfreundlichen Geſinnungen wegen, beſſer und gütiger von den Handlungen ihres Nächſten, wenn er ihnen die Entſchuldigung derſelben überläßt, als wenn er ſelbſt ihr Lobredner, oder Apologiſt ſeyn will. Ueberdieß brauchen ſie auch die Kenntniß fremder Fehler, weder zur Beſchimpfung deſſen, dem ſie beßre Eigenſchaften, und eine Fähigkeit zu edlern Thaten wünſchen, oder auch wohl zutrauen, noch zu ſeinem Schaden. Allein, wie werden wir doch diejenigen betrügen können, welche die Luſt, andre zu verkleinern, oder die Begierde zu ſchaden, ſcharfſichtig macht? Alle Mühe, ihnen ſeine Handlungen, wider die wir ſelbſt viel zu erinnern haben, von einer guten Seite zu zeigen, iſt verloren; ſie gehen bey derſelben vorbey, und wenn ſie dann den rechten Geſichtspunkt finden, woraus ſie beurtheilt werden müſſen, und das Urtheil fällt wider uns aus, ohne daß man es einmal einer Ungerechtigkeit beſchuldigen kann: Wie werden ſie der eiteln Mühe ſpotten, womit wir unſre Schwachheiten ihrer Neubegierde zu entziehen ſuchten! Man ſetze in die Stelle eines Lucils, an den Seneca ſchrieb, einen Lucian. Was würde der nicht in allen den ſinnreichen Sentenzen, womit er ſeine Furcht vor dem Tode, in eine Art von Heldenmuth verwandeln wollte, für Stoff zur Satyre gefunden haben!

Alle dieſe Gründe ſind wichtig genug, uns von der Thorheit abzuhalten, fehlerhafte Handlungen, durch ſinnreiche Entſchuldigungen, beſonders aber durch die Andichtung löblicher Bewegungsgründe vor uns ſelbſt, oder vor andern, zu rechtfertigen. Unterdeß will ich ſie doch noch durch einige Anmerkungen unterſtützen.

Wir müſſen bedenken, daß wenn dieſe Thorheit bey uns zur Gewohnheit und Fertigkeit wird, wir nach und nach nicht allein unempfindlicher gegen unſre Schwachheiten und Unordnungen, ſondern auch immer unfähiger werden, ſie zu entdecken. Es ſchwebt uns, wenn wir gefehlt haben, gleich jeder falſche Schein vor Augen, wodurch ſich unſre Abweichungen verhüllen laſſen. Der Verſtand, der durch den Willen zu falſchen Urtheilen verwöhnt wurde, iſt nun einmal ſo zu ſagen überſichtig und ſchielend geworden; eine Handlung ſey noch ſo häßlich; er entdeckt gleich Schönheiten daran, oder verbirgt ſie durch ſeine Schminke. Wie ſollen wir in einem ſolchen Zuſtande zu der Erkenntniß unſrer Unvollkommenheiten und Unordnungen kommen? Durch die Erinnerungen, Warnungen und Verweiſe unſrer Freunde? Es iſt unſtreitig ein großes Glück, wenn wir Freunde haben, die uns zurecht weiſen, wo wir in unſern Einſichten, oder in unſern Handlungen irren. Aber vielleicht ſind ſie, ihrer Freundſchaft wegen, eben ſo partheyiſch, als wir ſelbſt ſind. Durch das Urtheil unſrer Feinde? Geſetzt wir erführen es: Werden wir wohl einem Urtheile trauen, daß uns, eben wegen ihrer Feindſchaft, gegen uns verdächtig iſt? Sie vergrößern, werden wir ſagen; ſie ſehen

Fehler, weil ſie Fehler ſehen wollen; ſie kennen unſre Abſichten; ſie kennen unſre Bewegungsgründe nicht. So werden wir uns beruhigen, aber auch durch dieſe falſche Ruhe immer verderbter werden.

Ueberdieß müſſen wir erwägen, daß in eben dem Grade, in welchem die Unempfindlichkeit, gegen das Unregelmäſſige unſrer Handlungen, wenn wir uns unſrer Abweichungen von guten Grundſätzen bewußt werden, durch die Fertigkeit ſie zu beſchönigen zunimmt, auch die Gleichgültigkeit gegen die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, zunimmt; daß derjenige, der über unmoraliſche Thaten, wenn ſie geſchehen ſind, keine oder nur eine ſchwache Reue empfindet, auch den Reizungen und Verſuchungen zum Böſen, ehe er ſich noch dazu entſchließt, einen nur ſchwachen und ohnmächtigen Widerſtand thun wird; daß ſich alſo ſeine Seele durch die unglückliche Gewohnheit, ſich ſein Verhalten beſſer vorzuſtellen, als es iſt, immer mehr verſchlimmern, und bey jeder Wiederholung derſelben, von dem Ziele der Vollkommenheit, nach der ſie ſtreben ſoll, weiter entfernen muß. Wie ſehr wird im Gegentheile nicht der innre Werth unſers Herzens, unſre Ruhe und Zufriedenheit vergröſſert werden, wenn wir eine Fertigkeit in genauen, unpartheyiſchen und ſtrengen Beurtheilungen unſrer ſelbſt erhalten! Jede Demüthigung, jede verdiente Kränkung unſrer Eigenliebe wird uns dem Gipfel der ſittlichen Vortrefflichkeit immer näher bringen, wenn ſie uns antreibt, die Urſachen derſelben zu vermeiden; alle gute Vorſätze und Entſchließungen werden immer gewiſſer, lebendiger, und unüberwindlicher: die Verſuchungen vermögen immer weniger über uns; je weniger wir uns gegründete Vorwürfe zu machen haben, deſto gröſſer wird die Ruhe des Gemüths, und was braucht der des falſchen und erkünſtelten Glanzes ungegründeter Entſchuldigungen und Rechtfertigungen, der in dem reinen unbefleckten Lichte einer wahren und unſträflichen Tugend ſchimmert?

Hundert vier und achtzigſtes Stück.

Wenn es mir ſo wohl meine Neigung, als meine Umſtände, und die darinnen gegründeten beſondern Pflichten erlaubten, mich mehr unter die Menſchen zu zerſtreuen, als ich darf, und den eingeſchränkten Umkreis meiner Bekanntſchaften zu erweitern: So würde ich mir nicht allein eine Pflicht, ſondern auch eine wahre Freude daraus machen, edle Handlungen aus der freywilligen Dunkelheit hervorzuziehen, worein beſcheidne Charaktere ſie zu verhüllen pflegen, um ſich ſelbſt nicht den Vorwurf machen zu dürfen, daß ſie die Tugend mehr um des Ruhms willen, den ſie verdient, ausübten, als in der beſten Abſicht vortreffliçher Thaten, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Nicht jeder kann das Gute thun, das er thun zu können aufrichtig wünſcht; eine reine und redliche Bewunderung deſſen, was er andre ausüben ſieht, iſt oft das einzige, wodurch er gewiſſermaßen Theil daran nehmen kann. Ich würde alſo dem rühmlichen Verlangen der Tugendhaften, in der Stille, unerkannt und ungeprieſen, löbliche Handlungen zu verrichten, Gewalt thun; ich würde, um ihre Sittſamkeit zu ſchonen, nicht ihnen ſelbſt das Lob, das ſie verdienen, in Geſicht ſagen; aber ich würde es unter meinen Mitbürgern ſo weit auszubreiten ſuchen, als es mir nur möglich wäre. Sie möchten, wenn ſie könnten, ſich dem öffentlichen Beyfalle entziehen; ich würde aber nicht fürchten, für ihren Schmeichler gehalten zu werden, oder ſie durch eine gerechte Bewunderung ihrer löblichen Handlungen, zu einer eiteln Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu verleiten. Solchen Tugendhaften, die einmal ihre Pflicht ohne Geräuſch gethan haben, kann man die Sorge, über die Abſichten und Antriebe ihrer Thaten zu wachen, ohne Bedenken überlaſſen; ſie werden nicht darauf ſtolz werden wollen, weil ſie wiſſen, daß ſie eben dadurch den Werth ihrer Tugend verringern würden. Ueberdieß dürfen ſie ſich über ein aufrichtiges ungeſuchtes Lob derſelben freuen, und wie ſollten ſie ſich nicht darüber freuen dürfen, daß es in einer ſo verderbten Welt noch immer einige giebt, welche wirklich edle Handlungen zu ſchätzen wiſſen? Eine ſolche unſchuldige Freude muß eine neue Aufmunterung für ſie werden, auf der ſchönen Laufbahn, die ſie betreten haben, nicht zu ermüden, obgleich immer das Bewußtſeyn, das Gute zu thun, weil es gut iſt, ihre größte Belohnung bleiben muß, und der vornehmſte Antrieb, warum ſie ſich zur Ausübung deſſelben entſchließen. Doch meine Abſicht, warum ich ſie ungeachtet ihrer ſchätzbaren Bemühung, im Verborgnen zu bleiben, wenn ſie eine löbliche That thun, meinen Nebenmenſchen bekannt zu machen ſuchen würde, wäre auch mehr auf andre, als auf ſie gerichtet, ob ihnen gleich jeder Freund der Tugend Beyfall und Bewunderung ſchuldig iſt. Beyſpiele haben mehr Kraft, als bloße Lehren, wenn ſie auch noch ſo beredt vorgetragen würden, und die meiſten Menſchen ſind, wenn es auf die Ausübung ihrer Pflichten ankömmt, ſo träge, ſo viel ſie auch Gelegenheit und Vermögen dazu haben, daß man ſie nie zu ſehr reizen und aufmuntern kann. Es verdienen zwar diejenigen, die den Weg der Tugend nicht eher wandeln, bis ſie ſehen, daß es kein ganz einſamer und unbetretner Weg iſt, weniger Beyfall, als der verdient, der ihn gehen würde, wenn er auch keinen einzigen Begleiter oder Nachfolger hätte. Aber man kann doch immer von dem, der das Gute anfangs nur aus Nachahmung und Ehrbegierde thut, mit vieler Zuverläſſigkeit hoffen, daß er es endlich aus noch edlern und erhabnern Abſichten thun werde. Welch ein Nutzen, und was für ein Recht giebt er nicht, das Lob einer jeden edlen That unter den Menſchen auszubreiten!

Aus dieſer Vorrede wird man ſchließen, daß ich, ungeachtet meiner eingeſchränkten Bekanntſchaft, löbliche Handlungen entdeckt habe, die zeither in der Stille, und ſo unerkannt ausgeübt worden ſind, als es nur in der Gewalt derer war, welche ein edles Vergnügen darinnen finden, ſie im Verborgnen zu thun. Man irrt ſich nicht, und ich mache mir heute die ſeltene Freude, meine Leſer von einer Anſtalt zu unterhalten, die die Erziehung einer ſchon ſehr beträchtlichen Anzahl junger armer Mägdchen zum Endzweck hat, und bloß der Wohlthätigkeit einiger Damen zu danken iſt, welche dem Vorzuge ihrer Geburt, ihres Ranges, Standes und Vermögens, durch ihre liebreichen und menſchenfreundlichen Geſinnungen einen Glanz geben, der ſie über alle diejenigen weit hinausſetzt, welche ſich durch keine andre, als äußerliche, ſehr vergängliche, und bald vergeßene Vorzüge von andern unterſcheiden. Schon lange hätte ich mich dem Vergnügen überlaſſen, davon zu ſprechen; aber es konnte nicht eher geſchehen, bis ich von dem würdigen Manne, dem die Ausführung ſo edler Abſichten anvertraut iſt, die nöthigen Nachrichten von dem Urſprunge, dem Fortgange, und der ganzen Einrichtung einer ſo rühmlichen Anſtalt erhalten, oder vielmehr; (ich muß es nur geſtehen;) faſt mit einigem Ungeſtüme abgenöthigt hatte. Wie freue ich mich nun, ſie zu haben, und mittheilen zu können, da ich verſichert bin, daß die Bekanntmachung derſelben allen denen ein ſehr lebhaftes Vergnügen verurſachen wird, welche rechtſchaffen genug ſind, die Tugend ihrer Nebenmenſchen zu bewundern!

Bey einer vortrefflichen und gemeinnützigen Anſtalt verdienet ſchon der erſte Urſprung alle Aufmerkſamkeit und Achtung. Eine Dame, welche Religion genug hat, zu empfinden, daß alle äußerlichen Vorzüge dem Menſchen keinen Werth geben, welche ihren Beruf fühlt, ſich durch wahre Tugenden über ihren Stand zu erheben, und dieſem Berufe folgt, wurde von der Betrachtung der mannichfaltigen glücklichen Folgen gerührt, welche die Erziehung armer Kinder weiblichen Geſchlechts nach ſich ziehen muß. Sie dachte ſich eine Anſtalt, dieſen Endzweck zu befördern, und beſchloß ſo gleich, ſie, ohne einiges Aufſehen, zur Wirklichkeit zu bringen, und wenigſtens lieber einen Anfang dazu zu machen, als ſie eine bloß ſchöne Idee bleiben zu laſſen. Sie theilte ihre Gedanken darüber einigen Damen mit, von denen ſie wußte, daß ihnen, wegen ihrer Neigung zum Wohlthun, ein ſolcher Vorſchlag nur eröffnet werden dürfte, um mit der rühmlichſten Bereitwilligkeit ſo gleich angenommen, und durch ihre gemeinſchaftliche Hülfe ausgeführt zu werden. Zur wirklichen Ausführung war ein Mann nöthig, der uneigennützig und großmüthig genug wäre, die Mühe, die damit verbunden iſt, mit Vergnügen zu übernehmen. Sie fand ihn in Herrn Lorcken, den ich unter meine Freunde zählen zu dürfen, für ein Glück meines Lebens halte, weil er als ein Geiſtlicher und Gelehrter die Hochachtung aller verdient, die wahre Verdienſte zu ehren, für ihre Pflicht halten. Der Antrag zur Beförderung einer ſo nützlichen Einrichtung war ihm, wie von ſeinem Herzen erwartet werden konnte, eine Freude, und der Anfang dazu wurde noch im Jahre 1755. mit einer Anzahl von fünf und zwanzig Kindern gemacht, welche in ein für ſie gemiethetes Haus in Chriſtianshaven aufgenommen und der täglichen Aufſicht eines Mannes und ſeiner Frau übergeben wurden, die es, nach einer reifen Ueberlegung, für ein Glück hielten, ihr Leben einer dem gemeinen Beſten ſo vortheilhaften Beſchäfftigung widmen zu können. Im Jahre 1756. wurde dieſe Zahl mit zwanzig neuen Kindern und zwey Koſtkindern, im Jahre 1757. wieder mit einem Kinde, im Jahre 1758. mit ſechszehn, im fol-

[illegible]den Jahre mit zwey neuen Kindern und drey Koſtgängerinnen vermehrt. Zu dieſen kommen in dem itzigen Jahre noch acht Kinder und zwey Koſtgängerinnen, daß alſo die Anzahl derſelben aus zwey und ſiebenzig Kindern und fünf Koſtkindern beſteht, welche man bald auf Hundert vermehrt zu ſehen hofft. Gegenwärtig ſind, außer Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzeßinn Charlotte, die ſo wohl um ihrer ungeheuchelten und leuchtenden Frömmigkeit willen, als wegen ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit der lebhafteſten Ehrfurcht und des allgemeinen Gebets für ihre Erhaltung ſo würdig iſt, und allein in dieſer Anſtalt zwölf Kinder erziehen läßt, vier und zwanzig Damen vom Hofe und aus der Stadt die Wohlthäterinnen derſelben, von denen aber drey nur in ſo weit Theil daran haben, daß jede ein Koſtkind darinnen unterhält. Welch ein Ruhm für die Wohlthätigkeit dieſer Damen, daß ſie verſchiedene Jahre lang der Kenntniß der meiſten Einwohner unſrer Stadt verborgen geblieben iſt! Und welch ein angenehmer Beweis, daß, wenn auch die Anzahl menſchenfreundlicher und großmüthiger Seelen ſich noch ſo ſehr zu vermindern, und ein ſchändlicher Eigennutz, oder eine thörichte und üppige Verſchwendung ſich noch ſo weit auszubreiten ſcheint, doch noch immer mehr edle Handlungen geſchehen, als der Menge, die nur allzu nachläßig iſt, gute Thaten auszukundſchaften, bekannt werden können, da ſie ſich ihrer Kenntniß nicht ſelbſt aufdringen!

Die ganze Einrichtung iſt ſo beſchaffen, daß ſie ein Muſter ähnlicher Anſtalten zu ſeyn verdient. Eine Dame der Geſellſchaft iſt allezeit die Vorſteherinn, welche für das innere und äuſſere Beſte derſelben ſorgt. Herr Lork, der ſich bey allen Vorfällen vornehmlich an ſie wendet, übergiebt ihr am Schluſſe des Jahres die Rechnung von der Einnahme und Ausgabe, und eine Nachricht von dem Zuſtande der Anſtalt. Was die einzelnen Kinder betrifft, ſo berichtet er einer jeden Dame beſonders, was diejenigen angehen kann, welche ſie darinnen verſorgt. Die itzige Vorſteherinn iſt die Stifterinn, die Frau Kammerherrinn von Pleſſen, die würdige Tochter eines unvergeßlichen Berkentins, deſſen Tod wegen ſeiner Verdienſte um das Vaterland, als ein wichtiger Verluſt noch immer von allen Rechtſchaffenen beklagt wird.

Für jedes Kind wird jährlich fünf und zwanzig Thaler bezahlt, und zwar mit dem Anfange eines jeden Jahres voraus. Wie die erſten Kinder nach dem Feſte Michaelis angenommen wurden, ſo iſt auch ſeitdem jede Vermehrung um dieſe Zeit geſchehen. Das Jahrgeld wird darum für ein volles Jahr bezahlt, weil es die vorläufige Anſchaffung der Kleidung, der Betten, und anderer Bedürfniſſe erfodert. Mit dem Ueberreſte werden die Kinin den letzten Monaten des Jahres erhalten. Ein außerordentlicher Beytrag iſt niemals nöthig geweſen, ungeachtet die ganze Anſtalt nicht in den wohlfeilſten Jahren errichtet worden iſt; ein vortheilhafter Umſtand für ſie, wenn die Lebensmittel im Preiſe fallen.

Wenn ein Kind von den ordentlichen und beſtändigen Wohlthäterinnen dieſer Anſtalt ſtirbt, oder auf eine andre Weiſe abgeht, ſo kann gleich ein neues in die offene Stelle eintreten, ohne daß deswegen mehr bezahlt wird, oder ein beſondrer Beytrag geſchehen darf.

Die Summe von fünf und zwanzig Reichsthalern beſtreitet nicht allein den Unterhalt eines Kindes und alles, was eine ſeiner Beſtimmung gemäß eingerichtete Unterweiſung und Erziehung erfodert, ſondern auch die Arzeneyen und andre außerordentliche Bedürfniſſe. Sterben Kinder, ſo werden ſie auf die Koſten der Anſtalt anſtändig begraben. Gehen ſie nach ihrer Confirmation heraus, ſo behalten ſie nicht allein ihre Kleidungen und Wäſche, ſondern werden auch noch mit dem Nothdürftigſten verſehen, und zwar aus der Maſſe, ohne ihren Wohlthäterinnen einen neuen Aufwand zu verurſachen.

Ein Kind muß wenigſtens vier Jahre alt ſeyn, um in dieſer Anſtalt aufgenommen werden zu können, und bleibt darinnen, bis es ſechzehn Jahre zurückgelegt hat, und öffentlich confirmirt iſt.

Der Hauptzweck iſt, die aufgenommenen Kinder zu künftigen guten und brauchbaren Bedienten zu erziehen. In dieſer Abſicht werden ſie in der Erkenntniß der Religion und der ihren Umſtänden zukommenden Pflichten, im Leſen, Schreiben und Rechnen unterwieſen, und zur nöthigen Handarbeit im Nähen, Stricken und Spinnen angehalten. Das Nähen erſtreckt ſich itzt nur auf das, was täglich in einer Haushaltung vorfallen kann, und zwar ſo wohl in Leinen, als in Wolle. Sie müſſen ihre Kleidungen und andere zur Anſtalt gehörigen Bedürfniſſe ſelbſt verfertigen; ſie müſſen auch für andre gegen eine billige Bezahlung arbeiten. Stricken iſt zeither ihre beſte Beſchäfftigung geweſen. Was die Kinder ſelbſt brauchen, verfertigen die Anfängerinnen; die Größern arbeiten in feiner Wolle, in Baumwolle, in Baumwolle, Zwirn und Seide, wenn Arbeiten beſtellt werden, und zwar mit einer vorzüglichen Geſchicklichkeit. Was die Kinder jährlich verdienen, und dieſes kann beynahe hundert Reichsthaler betragen, wird der Anſtalt berechnet, und iſt zu einem bleibenden Capitale beſtimmt, welches die Ausſteuer der

Ausgehenden beſtreiten ſoll. Seit zwey Jahren haben ſie auch zu ſpinnen angefangen, und mit einem ſolchen Erfolge, daß binnen der Zeit ſchon einige hundert Ellen zum Dienſte der Anſtalt von ihren Händen gekommen ſind. Die älteſten Kinder müſſen außer dieſer feinen Arbeit in der Küche und bey der Wäſche abwechſeln, um auch in den dahingehörigen Beſchäfftigungen geübt zu werden.

Der Pflegevater, welcher die Aufſicht über die tägliche Oeconomie führt, unterrichtet zugleich die Kinder im Leſen, und Chriſtenthume; die Pflegemutter im Stricken. Sie genießen in der Anſtalt einen freyen Unterhalt, Wohnung, Wäſche, Licht und Feuerung, und einen Gehalt, der erſt vierzig Reichsthaler war, nun aber bis auf ſiebenzig erhöht iſt, nachdem ſich die Anzahl der Kinder vermehrt hat. Zu einer billigen Erkenntlichkeit und Aufmunterung iſt ihnen noch von dem, was mit Stricken verdient wird, der zehnte Theil zugeſtanden.

Ein Schreibmeiſter kömmt täglich in die Anſtalt, und giebt den Kindern eine nöthige Unterweiſung im Schreiben und Rechnen.

Außer dieſem Paare werden vier Bedienten gehalten, eine Näherinn, welche zum Unterrichte der Kinder im Nähen eine eigne Stube hat, und außer dem freyen Unterhalte und einem zureichenden Lohne auch den Zehnten von dem empfängt, was durch Nähen gewonnen wird; weiter ein Mädchen zur Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit bey den Kindern und in den Zimmern; ein Waſchmägdchen, welches wöchentlich die nöthige Wäſche beſorgen muß, und ein Küchenmägdchen. Jede von dieſen dreyen hat beſtändig eins von den größten Kindern, die mit einander abwechſeln, zur Gehülfinn ihrer Arbeit. Die Beſoldung der ſämmtlichen Bedienten beträgt noch nicht anderthalbhundert Reichsthaler. Herr Lork iſt Aufſeher, Buchhalter, Caſſirer, und ich möchte faſt hinzuſetzen, Bevollmächtigter und Schreiber, und ſeine Belohnung iſt = = = wohlthätige Abſichten mit einer Treue ins Werk zu richten, welche die Hochachtung aller ſeiner Nebenmenſchen verdient, und den Seegen des Allmächtigen über ihn und ſein Haus bringen wird.

Der Tiſch der Kinder iſt ſo beſchaffen, daß ſie ihn allzeit nicht allein geſättigt, ſondern auch vergnügt verlaſſen. Früh empfangen ſie Thee mit Milch, und Brodt mit Butter, des Mittags zweymal in der Woche friſche Fleiſchſuppen, zweymal grünen Kohl mit friſchem oder geſalzenem Fleiſche, und die übrigen Tage Milchſpeiſen, oder Erbſen mit Fiſchen; in den Sommermonaten finden noch einige andre Veränderungen ſtatt. Des Abends haben ſie Brodt mit Butter. Zu den Speiſen werden nicht die wohlfeilſten, ſondern die beſten und nahrhafteſten gewählt. Die Oeconomie wird ganz für die Rechnung der Anſtalt geführt; für den größern Vorrath ſorget Herr Lorck ſelbſt; für das aber, was der tägliche Gebrauch verlangt, der Pflegevater; eine vortreffliche Einrichtung, die freylich nicht in allen ſolchen Anſtalten möglich iſt, beſonders, wenn ſie weitläuftig und groß ſind, weil dazu eine vorzügliche Treue und Gewiſſenhaftigkeit erfodert wird.

Die Vortheile dieſer Anſtalt genießen nicht allein diejenigen Kinder, welche die ordentlidentlichen und beſtändigen Intereſſenten darinnen erziehen laſſen, ſondern auch die Koſtgängerinnen, mit denen es folgende Bewandniß hat. Zuweilen können Damen keinen beſtändigen Antheil an der Anſtalt nehmen, aber doch ein hülfsbedürftiges Kind verſorgen wollen. Gleiche gute Abſichten können auch Perſonen unſers Geſchlechts, Verwandten, oder Vormünder einer dürftigen Waiſe haben. Dieſe nun können die Kinder, welche ſie gern verſorgt hätten, als Koſtgängerinnen in die Anſtalt geben. Sie werden angenommen, ſo bald es begehrt wird, und man bezahlt für ſie von dem Tage ihrer Aufnahme an. Sie müſſen aber von denen, welche ihnen eine ſolche Wohlthat erzeigen wollen, in der nöthigen Kleidung erhalten, oder es muß jährlich noch fünf Thaler dafür erlegt werden; eine billige Bedingung, da die Stellen der Koſtgängerinnen, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen, offen bleiben.

Die Kinder hielten ſich anfangs mit ihrem Pflegevater, ſeiner Frau, und den nöthigen Bedienten in einem gemietheten Hauſe auf.

Schon vor einigen Jahren wurde auf die Erbauung und Einrichtung eines eignen Hauſes gedacht, und auch dieſes Vorhaben iſt glücklich ausgeführt worden. Das für ſie neuerbaute, bequeme und dauerhafte Haus liegt in der Prinzenſtraße, und beſteht, außer einem gut eingerichteten Keller, und den darinnen befindlichen Kammern, der Küche, und der Waſchſtube, aus drey Stockwerken, hat einen guten Hofraum, und iſt acht und zwanzig Ellen breit und zwey und zwanzig Ellen tief. Außer den Geldern, welche darauf aufgenommen worden ſind, haben einige anſehnliche Geſchenke des Königes und des königlichen Hauſes die Erbauung dieſes dem allgemeinen Beſten gewidmeten Gebäudes ſehr erleichtert. Unſre mildthätige Prinzeßinn Charlotte Amalia hat allein, außer einem beſondern Geſchenke dazu, das ganze dritte Stockwerk auf ihre Unkoſten aufführen laſſen. Im September des vorigen Jahres wurde der Grundſtein gelegt, und nun wird es bewohnt. Wie der König, der alles thut und unterſtützt, was zur Glückſeligkeit ſeines Volkes gereichen kann, ſeine Gnade gegen dieſe Anſtalt bey der Erbauung des

Hauſes durch die Verſtattung der Zollfreyheit für die Baumaterialien bezeigt hat: ſo hat er auch im Märze dieſes Jahres ihr einen neuen Beweis ſeiner Wohlthätigkeit dadurch gegeben, daß ſtatt der Freyheit der Accife und Conſumtion auf jedes Mägdchen jährlich aus der königlichen Caſſe Ein Reichsthaler bewilligt worden iſt.

Ich würde ein Mistrauen in das gute Herz meiner Leſer ſetzen müſſen, wenn ich mich nach dieſer Nachricht noch über die Vortrefflichkeit einer dem Staate ſo vortheilhaften und Gott ſo gefälligen Anſtalt und ihrer ganzen äußerlichen und innerlichen Einrichtung ausbreiten wollte. Wie derjenige, der ein patriotiſches und chriſtliches Herz beſitzt, niemals vor dem großen königlichen Erziehungshauſe, worinnen über dreyhundert arme Kinder unſers Geſchlechtes zu brauchbaren Mitgliedern des gemeinen Weſens erzogen werden, vorübergehen wird, ohne den König, und alle Urheber und Beförderer eines ſo wohlthätigen Unternehmens zu preiſen, und mit den feurigſten Gebeten für ihre Glückſeligkeit zu ſegnen: ſo wird er auch das Haus, worinnen nun ſo viele dürftige Mägdchen zur Gottesfurcht gebildet und zu ſo manchen gemeinnützigen Beſchäfftigungen angehalten werden, nie ſehen können, ohne gerührt von dem liebreichen Charakter ſeiner Wohlthäterinnen alle Arten der göttlichen Erbarmung über ſie zu erbitten! So viele Menſchen durch einen weiſen und gütigen Gebrauch eines Theils von ſeinem Ueberfluſſe nicht allein einem gegenwärtigen Mangel und Elende zu entreißen, ſondern auch alles zu thun, was in der Gewalt eines wohlthätigen Gemüths iſt, ihre zeitliche und ewige Glückſeligkeit zu befördern: Welch ein edle und ruhmvolle That! Wie glücklich müſſen dieſe Wohlthäterinnen des gemeinen Weſens nicht ſeyn, wenn ſie mit allen ihren Handlungen ſo viel Urſache haben, zufrieden zu ſeyn, als mit dieſer! Was dürfen wir nicht für Wirkungen eines ſo vortrefflichen Beyſpieles erwarten. Sollten wir nicht hoffen dürfen, daß es viele Nachfolger und Nachfolgerinnen finden werde? Wie erfreuet mich nicht der Gedanke, daß noch manche edeldenkende Dame, bewegt von dem Eindrucke eines ſolchen Exempels, zu ſich ſelbſt ſagen wird: Ich brauche mir keine Nothwendigkeit des Lebens zu verſagen; ich brauche nicht einmal die Bequemlichkeit und das Vergnügen meines Lebens aufzuopfern; ich darf nur etwas von dem zurückhalten, was ich ſonſt zu dem Schmucke eines bald verblühten Körpers, zum Vergnügen des Spiels, oder zu dem Vergnügen in einigen Geſellſchaften mehr, oder bey den öffentlichen Schauſpielen zu erſcheinen, zu wenden pflege, ſo kann ich die viel reinere, ſchönere und dauerhaftere Freude genießen, ein armes verlaſſenes, hülfsbedürftiges Kind in dieſer Welt glücklich gemacht, und vielleicht auch ſeine ewige Wohlfahrt befördert zu haben. Wie natürlich iſt es nicht, hierbey an die Stelle eines vortrefflichen Liederdichters unſrer Zeit, eines Gellerts zu denken!

Einſt ruft: o möchte Gott es geben,
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil ſey dir; denn du haſt mein Leben
Die Seele mir gerettet! du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Ich kann nicht ſchließen, ohne dieſes Blatt durch die Namen der Wohlthäterinnen, die an der Erziehung und dem Glücke ſo vieler Kinder Theil haben, zu erheben. Es ſind aber folgende Damen, von denen einige eins, zwey, drey, viere, andre ſechs bis zehn Kinder in der neuen Anſtalt erziehen laſſen:

Die Frau Oberhofmeiſterinn von Hvitfeld.
Die Fräulein Hofmeiſterinn von der Oſten.
Die Fräulein von Schack.
Die Gräſinn von Schulin.
Die Gräſinn von Lerche.
Die Frau Geheimderäthinn von Bernſtorf.
Die Frau Geheimderäthinn Gräſinn von Moltke.
Die verwitwete Frau Geheimderäthinn von Holſtein.
Die Frau Gräſinn von Dannenſchiold Larwig.
Die Frau Geheimderäthinn von der Lühe.
Die Frau Gräſinn von Stollberg.
Die Frau Gräſinn von Knuth.
Die verwitwete Frau Oberceremonienmeiſterinn von Pleſſen.

Die Kammerherrin von Stöcken, deren Kind auch nach ihrem Tode in der Anſtalt bleibt.

Die Frau Gräſinn von Wedel, geborne Gräſinn von Moltke.

Die Frau Hofmarſchallinn Gräſinn von Moltke.

Die Frau Kammerherrinn und Obriſtinn Gräſinn von Moltke.

Die Frau Kammerherrinn Gräſinn von Reventlau.

Die Frau Conferenzräthinn von Brandt.

Die Frau Biſchöſinn von Harboe.

Die Frau Juſtizräthinn von Brun.

Die Frau Juſtizräthinn Aagaard.

Die Fräulein Bagger.

* * *

Hundert fünf und achtzigſtes Stück.

So träge auch der menſchliche Verſtand gemeiniglich zu ſeyn pflegt, wenn er ſeine Kräfte zu mühſamen Unterſuchungen anſtrengen ſoll, ſo kann doch zuweilen die Neigung der Wahrheit nachzuforſchen, ſo ſtark und feurig werden, daß ſie die Natur einer Leidenſchaft annimmt, und ſich endlich, gleich andern Leidenſchaften, der ganzen Seele des Menſchen bemächtigt. Ein Malebranche fand in der Betrachtung der Wahrheit ſo viel Vergnügen, daß er allezeit, wenn er in dem Gebiete derſelben eine neue Entdeckung zu machen glaubte, wie in einer Entzückung, und faſt mit einem Freudengeſchreye vom Stuhle aufzuſpringen pflegte. Solon war ein eben ſo großer Freund und Liebhaber derſelben. Sein ganzes Leben war, nach ſeinem eignen Zeugniſſe, eine ununterbrochne Beſchäfftigung, mehr Erkenntniſſe einzuſammeln, und die Begierde, ſeinen Verſtand zu bereichern, verließ ihn ſelbſt in ſeinem Tode nicht. Einige ſeiner Freunde, die bey demſelben gegenwärtig waren, ließen ſich in ein ſehr ernſtliches Geſpräch ein. Solon, den ſchon alle Kräfte verlaſſen zu haben ſchienen, bemühte ſich noch ſein niedergeſunkenes Haupt aufzurichten. Als man ihn befragte, warum er ſolches thäte, antwortete er: *Um noch etwas zu lernen, ehe ich ſterbe.* So lebhaft und mächtig kann die Begierde, nach der Erkenntniß der Wahrheit werden, wenn der Menſch erſt die mannichfaltigen Reizungen derſelben kennt, und das Vergnügen empfunden hat, welches die Überwältigung gewiſſer dem erſten Scheine nach, unüberwindlicher Schwierigkeiten zu gewähren pflegt.

Eine ſolche Begierde, iſt in ihren höhern Graden unſtreitig, eine von den edelſten und rühmlichſten Leidenſchaften; ſie kann auch, wenn ſich ein gewiſſer nicht ganz verächtlicher Ehrgeiz mit ihr vereinigt, dem menſchlichen Geſchlechte durch die Entdeckung und Mittheilung neuer Wahrheiten ſehr nützlich werden; ſie iſt doch aber immer eine Leidenſchaft, und Leidenſchaften, wie löblich auch ihr Gegenſtand ſeyn mag, müſſen gemäßigt, eingeſchränkt und beherrſcht werden.

Leidenſchaften bemächtigen ſich, wenn ſich die Seele nicht widerſetzt, aller ihrer Kräfte; ſie denkt, ſie beſchließt, ſie will nichts, als was dieſe Tyranninnen gebieten; und auf eine ſo unumſchränkte Weiſe, ſoll ſelbſt die Liebe zur Wahrheit, nicht über die Vermögen unſers Geiſtes herrſchen, da ſo gar die Erhabenſte und Beſte unter allen Tugenden, die Gottſeligkeit und Andacht, andre regelmäßigen Neigungen und Fertigkeiten nicht aus dem Herzen verdrängen darf. Ein Menſch kann durch ſeinen Beruf verpflichtet ſeyn, ſich mit der Unterſuchung und Betrachtung der Wahrheit mehr als andre zu beſchäfftigen, weil er Unwiſſende unterweiſen, Irrende zurückbringen, boshafte Vertheidiger falſcher und ſchädlicher Meynungen widerlegen und beſchämen ſoll; ſeine Fertigkeit darinnen, muß eine ſeinem Berufe gemäße Größe, Lebhaftigkeit und Stärke haben; aber wie ſehr wäre er nicht zu beklagen, wenn ſie die einzige wirkſame

Fertigkeit ſeiner Seele wäre? Was nützt alle Erweiterung des Verſtandes, und ſeiner Einſichten, wenn die Verbeſſerung des Willens darüber vernachläßigt worden iſt?

Die Fertigkeit, die Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden, mit Geſchwindigkeit die Beweiſe derſelben einzuſehen, und ſich von den Betrugſchlüſſen, wodurch falſche Meynungen ſich in Anſehen zu ſetzen ſuchen, nicht blenden zu laſſen, iſt von der Geſchicklichkeit, ſich die Wahrheiten, die man einſieht, theils als Regeln unſers Verhaltens vorzuſtellen, theils auch wirklich als Regeln zu gebrauchen, weit unterſchieden. Man kann jene in einem hohen Grade der Vollkommenheit beſitzen, und dieſe kann ganz fehlen. Gleichwohl iſt ſie die nöthigſte, weil der Menſch ohne ſie zur Ausübung der Tugend unfähig bleibt. Denn dieſe iſt es, die uns zur Erfüllung unſrer Verbindlichkeiten antreibt, und nicht jene, bey welcher der Menſch, wenn ſie die Neigung, nach der Wahrheit zu handeln, ſtark zu werden verhindert, ſehr verderbt und laſterhaft ſeyn kann, indem ſie gemeiniglich mit einem nicht geringen Grade der Unempfindlichkeit, beſonders bey moraliſchen Betrachtungen verbunden zu ſeyn pflegt. Derjenige, bey dem die Begierde nach der Erkenntniß der Wahrheit zur Leidenſchaft wird, wird freylich mehr durch die Unterlaſſung, als durch die Ausübung ſündigen. Man muß aber nicht vergeſſen, daß man laſterhaft iſt, nicht allein, wenn man Böſes thut, ſondern auch alsdann, wenn man das Gute unterläßt, das man auszuüben verpflichtet iſt.

Es iſt alſo nöthig, wenn man in ſich ſelbſt eine ſtarke Begierde nach der Erkenntniß der Wahrheit entdeckt, nachzuforſchen, aus welchen Quellen ſie entſpringe. Iſt es bloß das Vergnügen, welches eine unmittelbare Folge von der Erweiterung unſers Verſtandes zu ſeyn pflegt; iſt es die Freude über den Vorzug, den wir dadurch vor andern erhalten; iſt es der Ruhm, den die Entdeckung und Mittheilung neuer Erkenntniſſe zu wege bringt, warum wir alle die Beſchwerlichkeiten nicht achten, welche die Unterſuchung der Wahrheit begleiten, ſo kann die Begierde nach derſelben eine unſrer wahren Vollkommenheit und Glückſeligkeit ſehr nachtheilige Leidenſchaft werden. Dieſes iſt aber nicht zu befürchten, wenn wir darum das Licht ſuchen, weil wir bey dem Glanze deſſelben den Weg finden können, den wir wandeln ſollen. Denn alsdann wird unſer Verſtand keine Wahrheit entdecken, die nicht eine wohlthätige Wirkung, auf die Verbeſſerung unſers Herzens habe. Wir werden uns alsdann nicht allein richtige und ſchöne Vorſtellungen von der Tugend machen können; ſondern dieſe ſchönen Vorſtellungen, werden auch ſchöne und vortreffliche Handlungen werden.

Ich habe es wohl gedacht, wird vielleicht ein Menſch bey ſich ſelbſt ſagen, dem alles Nachdenken verhaßt iſt, daß man nicht nöthig hat, ſeinen Verſtand ſo ſehr zu plagen, und immer mehr zu lernen. Allein, er irrt ſich ſehr, wenn er in dieſer Betrachtung eine Entſchuldigung ſeiner Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit zu finden hofft. Denn wer würde ſichs wohl einfallen laſſen, einem Blinden zu rathen, ja nicht allzuviel zu ſehen?

Hundert ſechs und achtzigſtes Stück.

Ich fahre fort, noch einige Gemälde aus der heiligen Geſchichte, zu beurtheilen. Ich habe geſagt, der Maler ſollte ſich ſchlechterdings enthalten, Gott vorzuſtellen. Wenn dieſe Regel auch nicht allgemein wäre: ſo würde ſie doch bey den Schöpfungstagen, wegen der vorzüglichen Schwierigkeit der Ausführung, wahr ſeyn. Wir wollen ſehen, wie ſehr Raphael dieſer Schwierigkeit unterlegen hat.

Gott ſprach: Es werde Licht! und es ward Licht! Hier ſchwebt Gott im dampfenden Feuer, als wenn er davor erſchrocken wäre. Oder man kann es auch ſo erklären, als wenn er eben ausrieſe: Es werde Licht! ich ſage, ausrieſe; denn die ſehr heftige Bewegung des Schöpfers zeigt ein Ausrufen, und ganz und gar nicht jene göttliche Ruhe an, die in den Worten liegt: Gott ſprach: Es werde Licht!

Es werde eine Feſte. ≠ ≠ ≠ Hier ſcheint Gott über das, was er gemacht hat, zu erſtaunen.

Die übrigen Schöpfungstage enthalten zwar nichts, das den Eigenſchaften Gottes, ſo ſehr als das angeführte widerſpräche: ſie ſind aber doch weit unter der Würdigſten, die wir von einer ſolchen Vorſtellung, wenn ſie ja Statt finden ſoll, erwarten.

Gott ſprach: Ich will die Menſchen, die ich geſchaffen habe, von der Erde vertilgen ≠ ≠ Hier ſtellt Bernhard Gott vor, der einem wollüſtigen Gaſtmale zuſieht. Welche kleine Idee in Vergleichung mit dem, was er hätte vorſtellen ſollen! Welche Scene hätte er malen können, wenn er nur an die Worte hätte denken wollen: Und es waren Tyrannen auf Erden!

Raphael läßt Noah die Arche bauen, nämlich, er läßt ihn einigen Arbeitern etwas befehlen. Wie wenig kannte er den Reichthum ſeiner Materie: Muſte er nicht eine große Anzahl Menſchen in ſolchen Handlungen zeigen, die den Bau der Arche veranlaßten?

Die Sündfluth von Raphael. Ein Mann rettet unter andern ſeine faſt todte Frau. Dieß ſind zwo vortreffliche Figuren. Aber gleich neben ihm rettet ſich ein Alter, der, auf eine faſt burleske Art, mehr auf dem Halſe des Pferdes, als auf dem Pferde ſitzt.

Noah, der nach ſeiner Rettung opfert, von Raphael. Hier fehlt ſehr viel an der feyerlichen Andacht, die man erwarten konnte.

Abraham wird von Gott eine zahlreiche Nachkommenſchaft verheiſſen, von eben demſelben. Gott erſcheint in den Wolken, und Abraham kniet. Ich finde es unter einem ſo groſſen Künſtler, daß er ſich hier hauptſächlich damit beſchäftigt, den anbetenden Abraham in einer ſchwer zu zeichnenden Stellung zu machen.

Die drey Engel, welche Abraham erſcheinen, von Raphael. Hier iſt alles in einer ſehr würdigen Einfalt. Nur Sara, die ſich inwendig an die Thüre lehnt, ſteht ein wenig zu nachläßig.

Loths Töchter machen ihren Vater trunken, von Rembrandt. Dieß iſt das einzige Stücke, wo ich die Töchter anſtändig gekleidet gefunden

den habe. Gewöhnlich ſind ſie halbnackt. Dieß iſt nicht allein unanſtändig; ſondern es ſteht auch ganz und gar nicht in der Schrift. Unterdeß hat Raphael in einem Stücke, das unſer Preisler vor kurzem vortrefflich geſtochen hat, dieſen Fehler ganz und gar nicht vermieden. Rembrandt hat einen andern begangen. Er zeigt uns Loth ſchon ganz betrunken.

Iſaak auf dem Altare, vom Coypel. Es iſt eine vortreffliche Stellung, in der Abraham gen Himmel weißt.

Le Süeur ſtellt Pharaons Träume vor, als wenn ſie mit einer Art von Ramen umgeben wären. Mich deucht, er hätte ſie in einer ofnen Gegend abbilden ſollen. Dieſer vortreffliche Maler, hat unter andern ein Stück gemacht, worinn alles, was ſeine Kunſt Ernſthaftes und Würdiges ſagen kann, ausgedrückt iſt. Es iſt eine Herabnehmung vom Kreuze. Ich kenne keine Vorſtellung der Mutter Chriſti, die dieſer gliche; Sie kniet von ferne. Welcher Ernſt, und welcher Schmerz! Und überdieß welche Bildung zu jenen weſentlicheren Schönheiten; Eine vollkommne griechiſche

Figur! Es iſt alles ſo ſchön, daß ich es gerne vergeſſen möchte, daß Joſeph oder Nicodemus, der nämlich an der Linken Chriſti, zu wenig Antheil an der großen Begebenheit nimmt.

Joſeph, der dem Pharao die Träume erklärt, von Raphael. Die Träume ſind wieder in Rahmen. Und hier ſollten ſie, wie mich deucht, gar nicht ſeyn, oder wenigſtens ſollte nur etwas davon, ganz in der Ferne; gezeigt werden.

Jacob, der nun auch Benjamin ſchickt, von Tempeſte. Wie viel hätte hier geſagt werden können; und wie wenig iſt geſagt worden! Jacob iſt hier gar nicht ſeiner Kinder beraubt. Nur Ein Bruder iſt mit Benjamin beym Abſchiede, die andre reiſen ſchon fort. Wie viel anders würde dieſes Stück geworden ſeyn, wenn Jacob mit viel mehr Betrübniß, als hier abgebildet worden iſt, in der Verſammlung aller ſeiner übrigen Söhne, von Benjamin Abſchied nähme.

„Ich bin Joſeph! Lebt mein Vater noch?„ Niemals haben wenigere Worte, mehr edle

Leidenſchaft ausgedrückt. Ein Maler, der die Empfindung Joſephs, und ſeiner Brüder hierbey völlig ausdrückte, hätte genug gethan, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Unter andern hat Hoet wenig davon erreicht.

Boucher, der mythologiſche, und kleine angenehme Vorſtellungen nach unſern Sitten vortrefflich zeichnet, hat es auch unternommen, Jacobs Ankunft in Aegypten zu machen. Er hat ſie nicht wenig enjolivirt.

Es giebt eine ernſthafte Grazie der Gemälde. Die iſt diejenige, welche in den Werken der Griechen, auch in denen, die am meiſten tragiſch ſind, herrſcht. Wenige Franzoſen haben dieſelbe. Aber graces haben viele. Dieſe ſchicken ſich ſchon für viele ernſthafte Materien nicht, beſonders nicht in dem Grade, in welchem ſie die Franzoſen gewöhnlich anbringen. Diejenigen, die dieſen Styl am weiteſten treiben, verderben die beſten Materien durch Enjolivemens, wie man ihren Ausdruck angefangen hat zu nennen. Man hat mir geſagt, daß itzt in Paris Bouchardon der einzige ſey, der Muth genug habe, ſich auf keine

Weiſe von dieſem Geſchmacke hinreiſſen zu laſſen.

Die Ausländer haben gar nicht Unrecht, in vielen Stücken den Franzoſen nachzuahmen; aber ſie müſſen es nur mit Urtheil thun, und z. E. in dem Punkte, wovon wir reden, Bouchardon zum Muſter wählen.

Hundert ſieben und achtzigſtes Stück.

Wie ſehr müſſen nicht in dieſen Zeiten, da die ſchönſten und volkreichſten Provinzen Deutſchlands, durch einen der blutigſten Kriege verwüſtet werden, diejenigen leiden, deren Herz patriotiſcher Empfindungen gegen ihr Vaterland fähig iſt! Wie ſchrecklich muß ihnen die Vorſtellung des allgemeinen Jammers ſeyn, wenn ſie auch ſelbſt von den Drangſalen des öffentlichen Elendes verſchont bleiben! Wer nur einiges Gefühl der Menſchlichkeit hat, erzittert, wenn er, außer dem Sturme, ſicher vor den Gefahren und Verheerungen eines Krieges, deſſen Ende ſich mehr zu entfernen, als zu nähern ſcheint, dem Schiffbruche der Wohlfahrt ganzer Länder zuſieht. Wie traurig muß denn nicht der werden, der ein Augenzeuge von dem Unglücke ſeines Vaterlandes ſeyn muß! Eine Stadt nach der andern in einen Steinhaufen verwandelt; ſo manche öffentliche Gebäude, Kirchen, Schulen, Armenhäuſer, Hoſpitäler und andre Denkmale der allgemeinen Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gegen Nothleidende eingeäſchert und zerſtört; die öffentlichen Schätze, die zu der Erhaltung derſelben, oder zu andern gemeinnützigen Einrichtungen und Anſtalten beſtimmt waren, erſchöpft und zerſtreut, ſo viele Dörfer weggebrannt, und von ihrer Stätte vertilgt, die fruchtbarſten Striche Landes zu Einöden verheert, Fleiß und Geſchäftigkeit durch den Stilleſtand, oder die Entkräftung der Manufacturen und Fabriken, die nur im Sonnenſcheine des Friedens blühen, gehemmt oder vertrieben, und die ſanftern Sitten ſeines Volkes in Rauhigkeit, Unempfindlichkeit und Barbarey verwandelt zu ſehen: Welch ein Anblick! Auch der Glücklichſte kann nicht anders, als mit Grauen und Entſetzen daran denken. Wer kann denn diejenigen, die edel genug ſind, über den Verluſt der allgemeinen Wohlfahrt mehr, als durch ihre eigne Widerwärtigkeiten bekümmert zu werden, ſo ſehr beklagen, als ſie verdienen?

Die Entvölkerung der Länder iſt unſtreitig die ſchrecklichſte Wirkung des Krieges, zumal in unſerm Jahrhunderte, wo er mit ſo ungeheuern Armeen geführt wird. Noch dauert er in Deutſchland nicht volle fünf Jahre, und wenn man im Stande wäre, den Verluſt, den allein dieſes Reich dadurch an Einwohnern erlitten hat, genau zu berechnen, ſo würde man finden, daß er durch ſechsmal hunderttauſend Menſchen nicht erſetzt werden könnte. Welch ein Verluſt für die Länder, die freywillig oder gezwungen der Herrſchſucht, oder der Vertheidigung ihrer ſelbſt, oder ungewiſſen und zweifelhaften Rechten und Anſprüchen, ſo viele Tauſende aufopfern müſſen! Geht man auf die wahren oder vergeblichen Urſachen des Krieges zurück, ſo ſind es immer nur einige Provinzen, die ein Staat erobern oder behaupten wollte. Nun kann es leicht geſchehen, daß die Macht der Waffen, weder für den einen noch für den andern entſcheidet; denn die Vorſehung hat die Wagſchaalen, worinnen die Schickſale der ſtreitenden Völker liegen, immer ſo ſteigen und ſinken laſſen, daß man über den Ausgang noch kein zuverläßiges Urtheil fällen kann. Wenn aber auch einer vor dem andern glücklich ſeyn ſollte: Kann der Sieger wohl gewinnen, was alle verloren haben, oder wird ſein Gewinnſt auch nur dem Verluſte gleich ſeyn, den er erlitten hat, wenn er die Vortheile mit in die Rechnung bringt, die er in einem ununterbrochnen Frieden durch das erhalten und vermehrt hätte, was er, um zu ſiegen, aufopfern mußte?

In den älteſten Zeiten entſtanden zuweilen Kriege, wegen des Ueberfluſſes der Menſchen im Staate. Der Ackerbau konnte nur eine gewiſſe Menge ernähren; es waren die meiſten Gewerbe, Künſte und andre Beſchäfftigungen noch nicht erfunden, zu denen itzt Tauſende erfodert werden, auch ſtanden die Länder noch in keinen ſolchen Verbindungen mit einander, daß eins dem andern mit ſeinem Ueberfluſſe zu Hülfe gekommen wäre. Alſo wurden groſſe Auswanderungen unvermeidlich, die allezeit ſehr zerſtörende und mörderiſche Kriege nach ſich zogen, weil eine Nation nicht ohne die Ausrottung der andern beſtehen zu können glaubte. Itzt aber beklagt ſich *kein einziger* Staat, daß er zu viel Menſchen habe. Sie ſind nirgends überflüßig, und alle diejenigen, die ſchon in dieſem Kriege getödtet, oder doch zerſtümmelt, und dadurch zu untüchtigen Mitgliedern des gemeinen Weſens gemacht worden ſind, waren vorher alle zum Nutzen und Dienſte deſſelben beſchäfftigt; denn die Armeen ſind ungefähr noch eben ſo groß, als ſie vor dem Ausbruche des Krieges waren. Man rechne alſo nur ſechsmal hunderttauſend Menſchen, die alle in der Blüthe ihrer Jahre und Kräfte ihrem Vaterlande entriſſen wurden! Welche Menſchengeſchlechter ſind nicht mit ihnen ausgeſtorben! Und welch ein Verluſt für die Tugend! Denn dieſe Menſchen waren; (wenigſtens kann man es von dem gröſten Haufen ſagen;) fleißige, arbeitſame, mäßige und gemeinnützige Mitglieder

der bürgerlichen Geſellſchaft, Bauern, oder Bauerſöhne, die bey dem Ackerbaue und Landweſen dienten, Handwerker, Fabrikanten, und Künſtler, und zwar meiſtens aus den kleinern Fabrikſtädten, die, wie die Dörfer, die Laſter der größern Welt nicht kennen, und, wenn ſie gleich ausnehmende ſchimmernde Thaten zu thun, keine Gelegenheit haben, doch durch die Erfüllung der allgemeinen Pflichten der Religion und Tugend, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mehr Ehre machen, als diejenigen, die ſich einer hellern Erleuchtung rühmen können. Und es iſt noch immer eine große Frage, wo mehr Erkenntniß heilſamer Wahrheiten zu finden iſt, in den größern Städten, oder unter denen, die die kleinern Städte, die Flecken und Dörfer eines Landes bewohnen, und von dieſen iſt dem deutſchen Reiche allein wohl eine unglaubliche Menge, und zwar in ſo wenig Jahren, entriſſen worden! Ich kann mich nicht enthalten, noch einmal zu ſagen: Welch ein Verluſt für die Tugend!

Jedoch ein ſo großer und unerſetzlicher Verluſt, iſt nicht die einzige nachtheilige Folge des Krieges für die Tugend. Wie ſehr müſſen ſich nicht die Sitten der Völker dadurch verſchlimmern, ſie mögen ſiegen, oder beſiegt werden? Der Krieg verurſacht gemeiniglich, daß ein Land einen neuen Charakter annimmt, und faſt allezeit einen ſchlechtern, zumal, wenn vor dem Kriege die Wiſſenſchaften und Künſte des Friedens darinnen geblüht hatten. Seine Einwohner waren, im Ganzen betrachtet, ſanft, menſchlich, höflich, dienſtfertig, und wohlerzogen. Faſt alle dieſe Eigenſchaften müſſen verſchwinden; denn ſo viel es auch im Kriege Gelegenheiten zur Ausübung aller Pflichten der Menſchlichkeit giebt, ſo macht er dennoch rauh, unempfindlich, hart und barbariſch; und zwar nicht allein die, welche die Waffen führen, ſondern auch die Einwohner der Länder, worinnen er geführt wird. Weil jeder mit allzuvielen Sorgen für ſeine eigne Erhaltung beſchwert iſt, ſo hat er weder Zeit noch Luſt, ſich um andre zu bekümmern, noch vielweniger aber auf das allgemeine Beſte zu denken. Je mehr man Elende ſieht; je unglücklicher man ſelbſt iſt, deſto mehr gewöhnt ſich der Menſch, Elende zu ſehen, ohne Mitleid mit ihnen zu haben, oder ihnen zu helfen.

Man erwäge nur, welch ein Verderbniß der Sitten, allein aus dem im Kriege veränderten Beſitze und Umlaufe des Reichthums, beſonders in den Ländern entſpringen muß, wo der Stand eines Kaufmanns ſo viel Anſehen und Ehre hat, daß diejenigen, die Handlung treiben, ihn nicht mit einem andern zu verwechſeln ſuchen, weil ſie auch ohne Rang und Titel geachtet genug ſind. Die beſten Häuſer verarmen, indem ſie durch die Contributionen erſchöpft werden. Gleichwohl bleibt immer einiger Reichthum ſelbſt in den Ländern übrig, die am meiſten durch den Krieg leiden. Aber wer ſind die Reichen, die zum Vorſcheine kommen, wenn der Friede wieder hergeſtellt iſt? Ein Haufen Marketender, oder ſolche, die ſich kein Gewiſſen machten, ſich während des Krieges durch Betrug, oder einen übermäßigen Wucher zu bereichern; Leute alſo, die keine Sitten haben, weil ſie keine Tugend haben. Werden ſie nicht ihren unedlen und niedrigen Charakter ihren Kindern mittheilen, oder wird es wenigſtens nicht ſehr lange dauern, ehe ſich ein ſolches Geſchlecht von Menſchen verbeſſert?

Eine ordentliche und ſtrenge Policey, trägt unſtreitig viel zur Beförderung der Religion, der Tugend und der guten Sitten in einem Staate bey. Aber was für Policey kann in Ländern ſeyn, wo der Krieg viele gute Anſtalten verbietet, viele in ihrem Fortgange hemmt, und alle Ordnung, wo nicht völlig aufhebt, doch täglich unterbricht und ſtört?

Wie viele erwägen alles dieſes zu wenig, um von der unſchätzbaren Wohlthat des Friedens und einer Regierung, die alle ihre Sorgen darauf richtet, ihn mit allem ſeinen Seegen zu erhalten, lebhaft genug gerührt zu werden! Freylich ſind die Menſchen ſo geartet, daß ſie auf alles aufmerkſam ſind, was Geräuſch macht, wenn es auch noch ſo ſchädlich ſeyn ſollte. Man erſtaunt mehr über die Thaten der Alexander, als über die gröſſern, aber verborgnern und ſtillern Thaten friedfertiger Könige, wie man über Donner, Sturmwinde, und Erdbeben mehr erſtaunt, als über die ſeegenvollen Einflüſſe der Sonne, oder einer ordentlichen, gelinden und fruchtbaren Witterung. Iſt nicht aber dieſes eine von den unverzeihlichſten Unachtſamkeiten der Menſchen, wenn man ſie nicht lieber Ungerechtigkeiten nennen will?

Möchten wir glücklichern Dänen doch den Vorzug dankbar genug zu ſchätzen wiſſen, deſſen wir von der göttlichen Vorſehung, vor ſo vielen andern Völkern, durch die weiſe und friedfertige Regierung des geliebteſten Königes gewürdigt werden? Möchten doch alle unzufriednen Klagen unter uns verſtummen! Wie leicht hätten wir in den gegenwärtigen Krieg verwickelt werden können! Man braucht nicht von den Geheimniſſen des Cabinets unterrichtet zu ſeyn, und man kann doch, ohne viel nachzudenken, wiſſen, daß Verſuche genug geſchehen ſeyn mögen, uns in die Streitigkeiten der kriegenden Mächte einzuflechten. Auch kann man ſich leicht vorſtellen, daß es einem Regenten, wenn er nicht die Friedfertigkeit für ſeinen edelſten Ruhm hält, nicht ſchwer fallen könne, an dem Kriege, unter einem ſolchen Vorwande, Theil zu nehmen, daß das

Publicum, welches bis zu den geheimen Triebfedern öffentlicher Unternehmungen nicht durchdringen kann, mit einem ſolchen Entſchluſſe zufrieden ſeyn, und ihn billigen müßte, obgleich noch viel Unglück für den Staat daraus entſpringen möchte. Uns aber durch die Wohlthaten des Friedens glücklich zu machen, und doch auf alle Fälle, nach dem Verhältniſſe unſrer Kräfte, ſo gerüſtet zu ſeyn, daß das Reich unter andern Nationen das gehörige Anſehen habe, und hoffen könne, unter dem Beyſtande des Allmächtigen vor allen Gefahren beſchützt zu bleiben, dieſes iſt die vornehmſte Sorge unſers Königes und ſeiner treuen, gottfürchtenden, klugen und redlichen Rathgeber. Alle beſtreben ſich, die innern Kräfte des Reiches zu vermehren, und wenn viele ſeiner Glieder ſie nicht ſelbſt, durch die Unordnungen der zunehmenden Ueppigkeit und Verſchwendung, verminderten: ſo würden gewiß die wohlthätigen Abſichten der Regierung in einem höhern Grade der Vollkommenheit erfüllt werden. Müſſen wir, damit ich, was ich ſage, nur durch Ein Beyſpiel erläutre, uns nicht freuen, wenn wir erwägen, daß wir in den Staaten unſers Königes, bald eine neue Provinz entſtehen ſehen werden; und vielleicht in wenigern Jahren, als man wegen vieler Schwierigkeiten hoffen konnte, die nun, durch die Weisheit und Beſtändigkeit der Regierung in der Verfolgung gemeinnütziger Unternehmungen, glücklich überwunden ſind? Der Anfang iſt mit der Bevölkerung, der großen jütländiſchen Haiden gemacht, und ein ſolcher Anfang, der außerordentlich viel verſpricht. Da ich nichts feuriger wünſche, als daß Dänemarks Glück mit der Tugend ſeiner Einwohner immer höher ſteigen möge, ſo muß ich geſtehen, daß mir lange nichts ſo viel Vergnügen verurſacht hat, als die Nachricht, die ich vor einigen Tagen von dem Fortgange dieſes vortrefflichen Unternehmens erhielt. In der Ahlhaide, welche über drey Meilen lang, und anderthalb Meilen breit iſt, ſind, und zwar ſeit einem Jahre. zwey große Dörfer eingerichtet. Das erſte, nun Friedrichshaide, ſonſt Havendahl genannt, beſteht aus ſechzig Höfen: Jeder hat drittehalb Tonnen Hartkorn, außer dem Graſe zu anſehnlichen Schäfereyen. Dreyßig Höfe ſind bereits erbaut, und das ganze Dorf enthält itzt dreyßig Familien, von ungefähr zweyhundert Seelen, lauter Pfälzer, die hier eine ſichre Freyſtätte vor dem Geiſte der Verfolgung gefunden haben. Die Höfe ſind anſehnlich, alle gut ausgemauertes Bindungswerk. Die Hälfte der dazu gehörigen Haide, iſt mit Ochſen aufgepflügt, und wird in dem künftigen Jahre zuerſt mit Buchweizen beſäet werden. Das zweyte Dorf, Friedrichshöy, ſonſt Grönhöy genannt, iſt zu funfzig Höfen von gleicher Größe eingerichtet, und beſteht aus ſechs und dreyßig Familien, für welche man ſchon achtzehn Häuſer erbauet hat, ungeachtet ſie erſt im April dieſes Jahres angekommen ſind. In einer andern Haide, Skygebede genannt, ſind zwo Colonien, Friedrichsmoſe von dreyßig Familien, welche funfzehn Häuſer bewohnen, und Friedrichsdahl, wo für achtzehn Familien, zehn Häuſer in der Arbeit ſind. Bey der Harbochaide und bey Sichten haben zwanzig Familien ihren Wohnplatz, und zehn Häuſer ſind bereits für ſie erbaut. Auf die alte Engisvang kommen zehn Familien, und in die Andbölhaide, fünftehalb Meilen von

Fridericia, zwey und ſiebzig Familien. Dieſe werden in drey Dörfer vertheilt, wovon eins aus ſiebzehn katholiſchen, das zweyte aus acht und zwanzig reformirten, und das dritte aus ſiebenzig lutheriſchen Familien beſtehen ſoll. Auch für dieſe ſind ſchon vierzehn Gebäude fertig. Alle dieſe neuen Dörfer haben das geſundeſte Brunnenwaſſer, welches man vordem zu finden, faſt verzweifelte. Bey den Wohnhäuſern ſind Garten angelegt, welche bereits in dieſem Jahre allerley Gartengewächſe getragen haben. Jede Familie beſitzt den ihr eingeräumten Hof, dem eine zwanzigjährige Freyheit von dem gewöhnlichen Abgaben verwilligt seyn ſoll, als ein Eigenthum, das auf die in Deutſchland gewöhnliche Art angebauet und genützt wird, und zwar von lauter arbeitſamen Menſchen, die für ihr Glück halten, Unterthanen der gelindeſten und väterlichſten Regierung geworden zu ſeyn! Ich muß dabey zugleich bemerken, daß dieſe Bevölkerung die Anlegung verſchiedner Ziegelbrennereyen veranlaßt hat, welches auch ein nicht unbeträchtlicher Vortheil für das gemeine Weſen iſt.

Dänemark iſt alſo in einer ſeiner ſchönſten Provinzen, ohne die Beeinträchtigung eines einzigen ſeiner Eingebornen, ſchon mit zweyhundert und vierzig Familien, die aus ungefähr tauſend Seelen beſtehen, bereichert, und auch dieſe ſollen noch durch neue Ankömmlinge vermehrt werden. Alle Augenzeugen dieſer herrlichen Einrichtung verſichern, daß die Coloniſten fleißige, gutgeartete Menſchen ſind, daß alſo der König eine Menge Unterthanen gewonnen hat, die ihm mit einem willigern Herzen gehorchen werden, als die Einwohner eines eroberten Landes thun würden. Wie ſehr verdient er dafür den Dank und die Verehrung ihrer Herzen und der Unſrigen, da dieſe neuen Mitbürger mit der Zeit durch die Wirkungen ihres Fleißes in der Beförderung des allgemeinen Beſtens auch unſre Glückſeligkeit vermehren und befeſtigen helfen werden! Und welch eines Ruhms ſind nicht alle diejenigen würdig, welche die Abſichten und Anſchläge des Königes mit einem ungewöhnlichen patriotiſchen Eifer auszuführen ſuchen! Was für Vortheile kann ſich nicht der ganze Staat davon verſprechen! In einem vollen Menſchenalter können dieſe Familien, wenn der Seegen der Vorſehung iſt, dem Reiche wenigſtens zwanzigtauſend geſunde, fleißige und nützliche Einwohner gegeben haben. So viele Meilen Land, die etwa einige Heerden Schaafe kümmerlich ernährten, werden angebaut, in fruchtbare Gegenden verwandelt, und verſchönert. Auch die angrenzenden Gegenden dürfen große Vortheile davon erwarten, wenn ihre Beſitzer durch die Hülfe der neuen Colonien entweder ihre ſchon gutgebauten Ländereyen noch beſſer werden nutzen, oder auch mehr Fabriken und Manufacturen anlegen können. Möchten ſich doch alle meine Mitbürger, voll von patriotiſchen Geſinnungen, dieſes ſo lebhaft denken, als ich! Wie manches Auge würde nicht mit Freudenthränen über einen ſolchen Zuwachs der allgemeinen Wohlfahrt erfüllt werden.

Die Bevölkerung der jütländiſchen Haiden iſt mir beſonders auch deswegen merkwürdig, daß ſie mit einem ſolchen glücklichen Fortgange in einer Zeit unternommen worden iſt, wo die andern europäiſchen Reiche durch einen der ſchrecklichſten Kriege ſo viel leiden, der unſern theuern Beherrſcher nöthigt, zur See, unſre Handlung zu beſchützen, jährlich eine ſtarke Flotte, und in den deutſchen Provinzen, aus eben der landesväterlichen Abſicht die Armee in einem ſtets fertigen Stande zu unterhalten. Da ſo wohl hierzu, als zu den erſten Errichtungen ſolcher Colonien außerordentliche Summen erfodert werden; ſo muß billig jeder Patriot in eine angenehme und dankbare Verwunderung darüber geſetzt werden, daß, welche neue Quellen von Mitteln auch geöffnet ſeyn mögen, dieſes alles auszuführen, doch nicht ein einziger Unterthan des Königes dadurch beläſtigt wird; daß vielmehr viele von den Eingebornen hier, in Jütland und in den deutſchen Provinzen dadurch gewinnen, indem die zu allen dieſen gemeinnützigen Unternehmungen nöthigen Summen innerhalb den Grenzen des Reiches bleiben, und durch eine lebhaftere Circulation der allgemeinen Wohlfahrt einen neuen Wachsthum verſchaffen.

Ich kann meine heutige Betrachtung nicht ſchließen, ohne meine geliebten Mitbürger, gerührt von dem Antheile, den ich an der Wohlfahrt unſers Vaterlandes habe, aufs ernſtlichſte zu beſchwören, die mannichfaltigen Wohlthaten, welcher uns die Vorſehung würdigt, als kräftige Aufmunterungen zu gebrauchen, uns von andern Völkern auch durch eine vollkommnere Gottſeligkeit und Tugend zu unterſcheiden. Wir werden uns dadurch des göttlichen Wohlgefallens verſichern; unſre Wohlfahrt wird zunehmen, und beſtändig ſeyn, die Welt aber uns nicht allein als eine der glücklichſten, ſondern auch als eine der beſten Nationen bewundern.

Hundert acht und achtzigſtes Stück.

Freylich habe ich lange nichts von den Unſichtbaren erzählt, theure Aemilie; und die Vorwürfe, die Sie mir in ihrem Briefe darüber machen, haben mich ſehr gerührt. Aber wenn Sie wüßten, wie ſchwer es wäre, von ſolchen beſcheidnen Frauenzimmern die

Erlaubniß zu erhalten, ihre Gedanken und Anmerkungen drucken zu laſſen, ſo würden Sie mich gern entſchuldigen. Immer heißt es, daß ſie mit der Aufſicht über ſich ſelbſt zu viel zu thun hätten, als daß ſie ſich in die Beurtheilung ihrer Nebenmenſchen einlaſſen könnten. Sie berufen ſich auf die Geſetze, die bey unſrer erſten Verſammlung gemacht worden ſind, und glauben dadurch verbunden zu ſeyn, mehr durch ihr Beſtreben, gute Beyſpiele zu werden, als durch Lehren zu nützen, und die Fehler, die ſie an andern entdecken würden, vornehmlich dadurch zu verbeſſern, daß ſie ſich bemühten, ſelbſt frey davon zu bleiben, und nach den Vollkommenheiten zu trachten, die denſelben entgegen geſetzt ſind. Sie haben uns, ſagen ſie, den Charakter der Unſichtbaren gegeben, und den müſſen wir behaupten: wir würden es aber nicht bleiben können, wenn wir in ihr Verlangen willigten, ſo oft von uns zu reden, als ſie Luſt zu haben, ſcheinen wollen. Alſo habe ich ihnen wider meinen Willen nachgeben müſſen, und ich bin froh, daß ich endlich nach vielen faſt ungeſtümen Bitten die

Erlaubniß erhalten habe, aus dem Protocolle über unſre aufſeheriſchen Zuſammenkünfte noch einige Auszüge mitzutheilen. Dieſe Erlaubniß will ich mir nun zu nutze machen; ihre allzugroße Zurückhaltung werde ich ſchon zu ſeiner Zeit zu ahnden wiſſen. Denn ich habe bereits viele Abſchriften von ihren Briefen, beſonders von denen, welche Cäcilia an eine auswärtige Freundinn geſchrieben hat, und dieſe enthalten beynahe ein Journal von allem, was dieſe liebenswürdigen Frauenzimmer unter einander geredet und gethan haben. Könnte ich nicht, zum Unterrichte ihres Geſchlechtes, einmal eine ganze Sammlung davon drucken laſſen? Ganz wider ihren Willen würde ichs nicht thun; das verſteht ſich: Aber kann wohl eine unermüdet anhaltende Freundſchaft beſtändig abſchlägliche Antworten bekommen?

Den 14. April.

Ein Frauenzimmer hatte ſich, unter dem angenommenen Namen Ottilia an die Frau Goodworth gewendet, ſie um ihren Rath zu bitten, wie ſie ſich gegen einen geliebten, ihrer Liebe aber durch ſeine Untreue unwürdigen

Mann verhalten ſollte. Sie meldet, daß er noch einige Zuneigung und Hochachtung gegen ſie zu empfinden ſcheine, weil er ſich Mühe gebe, ſeine Ausſchweifungen vor ihr zu verbergen, und ihr die Kenntniß von dem Gegenſtande ſeiner ſtrafbaren Liebe zu entziehen. Eben deswegen fragt ſie, ob ſie es wagen ſolle, ihm zu erkennen zu geben, daß ſie ſeine Untreue wiſſe. Die Frau Goodworth zeigte der Geſellſchaft ihre Antwort. Nach einer vorgängigen Bezeugung ihres aufrichtigen Mitleides über ein Unglück, deſſen Bitterkeit ſie ſelbſt empfunden habe, räth ſie ihr, noch länger ihrem unwürdigen Manne zu verſchweigen, daß ſie um ſeine Unordnungen wiſſe. Es iſt zu befürchten, ſagt ſie, daß ſie, wenn es zu einer Erklärung kömmt, den Antheil, den ſie noch an ſeiner Zuneigung habe, ganz verlieren werde. Eben daraus, daß er aus ſeiner Ausſchweifung ein Geheimniß zu machen ſuche, erhellt, daß er noch eine Empfindung von der Größe der Beleidigung hat, die ihr dadurch wiederfährt. Iſt ſeine Leidenſchaft heftig, ſo kann nicht mit Wahrſcheinlichkeit vermuthet werden, daß ſie ihn durch zärtliche Vorhaltungen oder durch gerechte Verweiſe zu ſeiner Pflicht zurückbringen werde. Voll von der Vorſtellung, was er von einer ähnlichen Beleidigung denken würde, möchte er vielleicht ſich überreden, daß, wenn er ſich auch ändern wollte, er doch keine aufrichtige Vergebung erwarten, und ſich keines völligen Vertrauens von ihr verſichert halten dürfe. Solche Gedanken aber könnten eine völlige Trennung ihrer Herzen veranlaſſen, und dieſe ihre Leiden nur vergrößern, und ſie der Hoffnung berauben, ſeine Liebe wieder zu gewinnen. Deswegen ermahnt unſre Goodworth Ottilien, über ihr Herz zu wachen, daß der billige Kummer, den ſie über ihr Unglück empfinde, nicht in die Leidenſchaft der Eiferſucht ausarte, die ſie nur elender machen würde. Gott könne ſie brauchen wollen, die Seele eines von ihr geliebten Mannes von dem Verderben zu erretten, dem er in ſeinen Unordnungen zueile, wenn ſie ſich durch Gelaſſenheit Standhaftigkeit und Geduld dazu würdig zu machen ſuche. Ich kann mich, ſagt ſie, ihnen, theure Freundinn, als ein glückliches Beyſpiel eines ſolchen Beſtrebens anpreiſen. Eine

Gattinn, die ſich in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihren Mann allezeit gleich zu bleiben ſucht, hat am Ende, wenn der erſte Taumel einer unordentlichen Leidenſchaft verſchwindet, mächtigere Reizungen, als die angenehmſte Verführerinn. Sie haben freylich des ſanften und ſtillen Geiſtes, den uns ein Apoſtel als unſern köſtlichſten Schmuck anpreiſt, niemals nöthiger, als itzt, und ich geſtehe es, daß außerordentlich viel Ueberwindung dazu gehöre, ihm den billigen Kummer, den ſie empfinden müſſen, zu verbergen, und ihm nicht einmal eine Thräne ſehen zu laſſen, die ihm entdecken könne, daß ſie wiſſen, was er noch gern vor ihnen geheim halten will. Sie müſſen freylich ihre Aufmerkſamkeit, ihm zu gefallen, verdoppeln, und doch auf eine Art, die keinen Zwang verrathe. Ohne mit ihrer Zärtlichkeit zudringend zu ſeyn, müſſen ſie ſich beſtreben, ihm auch mit ihren äußerlichen Reizungen, wieder neu zu werden. Es iſt überdieß beſſer, keinen Vertrauten deſſen, was ſie leiden, zu haben; als, in der Abſicht, einen Troſt zu empfangen, den ſie ſich ſelbſt geben können, ſich irgend einer Perſon zu entdecken, die in die Verſuchung kommen möchte, ihr Geheimniß weiter zu vertrauen, wenn er zumal ſeine Ausſchweifung nicht allein vor ihnen, ſondern auch vor andern zu verbergen ſucht. Haben ſie Kinder, die er liebt, ſo werden ſie gewiß ſeiner noch übrigen Zuneigung gegen ſich eine neue Lebhaftigkeit mittheilen, wenn ſie der Erziehung und Bildung derſelben einen vorzüglichen Fleiß widmen. So werden ſie ſeinem nur allzu ſchwachen Gewiſſen zu Hülfe kommen, und wenn er nicht unwiderbringlich verderbt iſt, ſo wird er den Unterſcheid, der zwiſchen ihrem Verhalten und dem ſeinigen iſt, empfinden und darüber beſchämt werden; Beſchämungen aber, deren ſich ein Menſch allein bewußt zu ſeyn glaubt, bringen gemeiniglich vortreffliche Wirkungen hervor. So lange ihr gegenwärtiger unglücklicher Zuſtand dauert, haben Sie, wenn ſie meinen freundſchaftlichen Vorſchlägen, die nach meinem Urtheile in den Pflichten unſres Geſchlechtes gegründet ſind, folgen, den großen Troſt, unverdiente Beleidigungen mit einer dem Himmel gefälligen Standhaftigkeit, und einer, ihren Einſichten gemäßen

Würde erduldet zu haben. Wenn ſie aber, (und wie eifrig wünſche ich ihnen dieſes nicht!) das geſegnete Werkzeug ſind, wodurch er zur Tugend zurückgebracht wird: Was iſt alsdann mit ihrem Glücke zu vergleichen, wenn auch eine noch einmal ſo feurige Liebe und Zärtlichkeit deſſelben gegen ſie ihnen das Unrecht nicht erſetzen könnte, das ſie itzt leiden! Eben ſo fürchterlich der Gedanke iſt, von dem auf ewig abgeſondert zu werden, dem man ſein Herz gab, ihn nicht allein in dieſer ſchnell vorübereilenden Zeit, ſondern auch in einer beſſern und unvergänglichern Welt glücklich zu ſehen, ſo entzückend iſt auch das Bewußtſeyn, alles, was eine ſo ſchreckenvolle Abſonderung verhindern konnte, gethan, und durch einen höhern Beyſtand ſolche Bemühungen nicht vergebens angewendet zu haben. Ich kenne Sie zwar nicht, aber ich halte ſie doch für edel genug, das Göttliche einer ſolchen Vorſtellung empfinden zu können. Verzweifeln Sie nur nicht, wenn ihre Wünſche nicht ſo bald erfüllt werden. Einem ernſtlichen und feurigen Verlangen iſt freylich jeder Augenblick eine ſehr lange Zeit; aber das muß Ihnen genug ſeyn, daß ſie die Erfüllung ihrer Wünſche hoffen dürfen. O wie viel unglückliche Frauen hat es nicht gegeben, und mag es nicht noch geben, welche ſich nicht rühmen konnten, daß ihre Männer bey einer ausſchweifenden Leidenſchaft noch einige Zuneigung und Hochachtung gegen ſie zu haben ſchienen. So erträglich war einmal mein Schickſal nicht; und doch kann ich ſagen, daß es mich ſo wenig gereut hat, mich nach der Beobachtung meiner Pflicht beſtrebt zu haben; daß ich vielmehr endlich noch, obgleich auf eine nur allzukurze Zeit, eine der geliebteſten und glückſeligſten Frauen geworden bin.

Hier wurde das Auge unſrer vortrefflichen Goodworth mit einer ſanften Wehmuth umwölkt. Alle ihre Freundinnen waren von den großen und erhabnen Grundſätzen ihrer Antwort gerührt, jede ſo wohl nach ihrem Character, als nach ihren Umſtänden. Cäcilia und Philinde konnten ſich nicht enthalten, ſich glücklich zu preiſen, Männer zu haben, welche ſie der Gefahr und Selbſtverläugnung überhüben, die mit der Ausübung ſo edler aber ſchweren Vorſchriften verbunden ſeyn müßten. Wilhelmine wurde nur tiefſinnig und wollte in der Bewegung, welche der Eindruck von dem Briefe der Frau Goodworth machte, etwas an ſich zurechtſtecken, das ganz in ſeiner Ordnung war. Pulcheria rief mit einiger Heftigkeit aus, wobey ſich auf ihrer Stirne verſchiedne tiefe Falten zeigten: Was die Mannsperſonen doch für ſchwarze Herzen haben! Die unglückliche Ottilia! Nicht ſo hitzig, ſagte die Frau Goodworth, und gab Pulcherien einen ſanften Schlag auf die Achſel! Erinnern ſie ſich, daß das höchſte, was ſich Aufſeherinnen in ihren Urtheilen erlauben dürfen, Gerechtigkeit iſt. Nur wenig Männer ſind fähig, ihre Weiber auf eine ſo ſtrafbare Art zu beleidigen. Das geſtehe ich, ſagte Henriette; aber ich kenne auch Ehen genug, wo es die Frauen für eine große Gnade halten müſſen, daß ihre Männer weiter nichts als gleichgültig gegen ſie ſind. Bald, ſagte ich; vergeben ſie mir die kühne Anmerkung! werden ſie, wie die Frau Goodworth von unſrer Pulcheria ſagte = = Hitzig, meynen ſie, erwiederte Henriette? Es iſt ihr Glück, daß ſie unſre großmüthige Freundinn und Lehrerinn nennen. Wenn ich mich nicht vor ihr fürchtete, ſo möchte ich bald ſagen, daß wir billig weniger liebreich ſeyn ſollten. Denn ich beſorge ſehr, daß wir ihr monarchiſches gewaltthätiges Geſchlecht durch unſre allzuſanften Gemüthsarten verderben. Allein, weil ſie beſſer von ihm denken will, ſo wollen wir weniger ſtrenge ſeyn, als wir vielleicht dazu berechtigt ſeyn könnten.

Den 23. April.

Pulcheria hatte in verſchiednen Geſellſchaften ein junges Frauenzimmer bemerkt, welche ſich auf eine allzuſichtbare Art bemüht hatte, den Beyfall der jungen Herrn zu gewinnen. Ihrer Einbildung nach machte ſie viele Eroberungen; allein, unſre Aufſeherinn entdeckte, ohne viel Scharfſichtigkeit zu gebrauchen, daß diejenigen, die ihr die artigſten Schmeicheleyen ſagten, gegen andre am unbarmherzigſten über ihre Eitelkeit ſpotteten. Die Geſellſchaft der Unſichtbaren beſchloß, ſie durch mich davon benachrichtigen zu laſſen. Die Nachricht, die ich ihr gab, that eine vortreffliche Wirkung. Ihre Coquetterie verſchwand; ſie wurde zurückhaltender und ſittſamer. Sie ſuchte weniger zu gefallen, und gefiel mehr. Eben die jungen Herrn, die ihren Witz in muthwilligen Einfällen wider ſie übten, fanden eine unerwartete Gleichgültigkeit gegen ihre Artigkeiten, und bewundern ſie nun eben ſo ſehr, als ſie vorher über ſie gespottet haben.

An eben dieſem Tage wurde mir aufgetragen, einem andern Frauenzimmer im Nahmen der Unſichtbaren den Rath zu geben, weniger laut in Geſellſchaften zu ſeyn, und ſich doch nicht überreden zu laſſen, daß alles ſchön ſey, was von einem ſchönen Munde komme. Ich mußte ihr vorſtellen, daß diejenigen, welche viel ſprächen, in dem nicht ungegründeten Verdachte wären, eben nicht ſo gar viel vortreffliches zu ſagen; daß vielmehr bey ihnen die Worte das Nachdenken zu übereilen pflegten. Warum wollte ſie den Vorwurf rechtfertigen, der unbilliger Weiſe dem ganzen weiblichen Geſchlechte gemacht zu werden pflegte, daß es eine ſtärkere Neigung zur Geſchwätzigkeit hätte, als das männliche?

Unter der Aufſchrift: An Libertinen wurde eine junge nicht lange verheyrathete Frau erinnert, nur mit ihren vertrauteſten Freundinnen von ihren Anſtalten zum Kindbette zu reden, wenn ſie ja ſo frühzeitig davon reden müßte. Sie hätten, mußte ich ſchreiben, einen und den andern jungen Herrn boshafte Anmerkungen darüber machen hören, und wunderten ſich nicht wenig, daß ſie ſelbſt nicht über verſchiedne Complimente, die man gegen ſie gewagt hätte, roth geworden, und amazoniſch genug geweſen wäre, ſie mit Lachen zu beantworten.

Den 16. May.

Unter verſchiednen nützlichen Geſprächen fiel die Rede auf die Zeit, welche das Frauenzimmer zu ihrem Anzuge brauchte. Die Aufſeherinnen machten die Anmerkung, daß die meiſten Damen wenigſtens einige Stunden zu edlern Beſchäfftigungen gebrauchen könnten, wenn ſie ſich gleich in den erſten Stunden des

Tages ſo kleideten, daß ſie ſich in keiner von den folgenden Stunden ſchämen dürften, von unerwarteten Augen geſehen zu werden. Allein die meiſten hätten für einen jeden Tag drey Anzüge, den vierten nicht zu rechnen, den ſie brauchten, wenn ſie Ceremonienviſiten gäben. Ich bin dazu erzogen worden, ſagte Philinde, mich gleich frühe ſo zu kleiden, daß ich allezeit geſehen werden könnte; allein ich weiche zuweilen von der Regel ab, wenn ich in meiner Wirthſchaft zu thun habe. So viel iſt gewiß, daß Frauenzimmer unſres Standes keine guten Haushälterinnen ſeyn werden, wenn ſie es nicht mit der Zeit ſind.

Einer alten Jungfer wurde auf Henriettens Verlangen die Vorſtellung gethan, daß man ihr, ungeachtet aller ihrer Bemühungen, ihr Geſicht zu verjüngen, und die Runzeln deſſelben auszufüllen, doch den Winter ihrer Jahre an den Augen anſehen könnte. Sie möchte es in der Kunſt der Malerey auch noch ſo weit bringen, ſo verdiene doch von ihr erwogen zu werden, daß die Copie gemeiniglich weit unter ihrem Originale bleibe. Sie könne von einem jeden für ihr Alter Ehrerbietung verlangen; man verwundere ſich alſo, warum ſie dieſe gegen die Gewißheit, lächerlich zu werden, zu vertauſchen wünſche.

Hundert neun und achtzigſtes Stück.

Den 16. Junius.

Ich las den Unſichtbaren das Schreiben eines Frauenzimmers, worinnen ſie ſich mit vieler Lebhaftigkeit beklagte, daß ſich ihr Mann ſo wenig Mühe gäbe, ſich um ein einträglicheres Amt zu bewerben, ungeachtet er ſo viele Beyſpiele vor ſich hätte, die ihren Vortheil beſſer inachtzunehmen wüßten. Er wende zwar immer vor, daß beſſere Bedienungen gemeiniglich auch größere Gaben und Geſchicklichkeiten erfoderten; ſie müſſe auch geſtehen, daß ſie mit dem, was er habe, zur Noth auskommen könnten, wenn man alles ſo genau ſuchen wollte. Allein ihr Mann ſollte doch auch erwägen, daß ſie ſich in gar zu viel Dingen von andern Frauenzimmern ihres Standes übertroffen ſehen müſſe. Andre könnten ſo oft in ihrer Kleidung, und in ihrem Putze ändern als ſie wollten; ſie aber müſſe ſich mit einem Kleide wohl ſechs Monate behelfen. Eitel ſey ſie gar nicht; aber man lebe doch einmal in einer großen Stadt, wo man ſeinem Charakter Ehre machen ſolle, und ſie denke, daß die Ehre eines Mannes, auch einiger Maaßen davon abhänge, daß ſich ſeine Frau in Geſellſchaften ſehen laſſen könne. Noch habe ſie ihr Leiden ertragen, ſo gut ſie gekonnt habe, weil ihr Mann ſonſt noch ein ganz guter Mann ſey, und, wie ſie geſtehen müſſe, thue, was er thun könne. Unterdeß bittet ſie ſich doch die Meynung der Aufſeherinnen aus, ob ſie ihm nicht ein wenig mehr zuſetzen dürfe, weil ſie doch von ihnen glaube, daß ſie, als Frauenzimmer, mit andern Damen gemeinſchaftliche Sache machen würden.

Philinde war mit dem Schreiben dieſes Frauenzimmers außerordentlich misvergnügt, und ſie konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, daß es ein unverſchämter Brief wäre. Sollte ſich, ſagte ſie, eine rechtſchaffene Frau nicht in die Umſtände ihres Mannes ſchicken? Geſteht ſie nicht ſelbſt, daß ſie auskommen können, wenn ſie es genau und wirthſchaftlich einrichten? Und ſoll ſichs eine vernünftige Frau ſo nahe nehmen, wenn ſie nicht alle Eitelkeiten der Mode haben kann? Henriette nahm mit lachendem Munde die Partey der Briefſchreiberinn, und bat mit ihrer gewöhnlichen angenehmen Luſtigkeit Philinden, zu bedenken, daß es doch ein außerordentliches Unglück wäre, wenn eine Frau nur alle ſechs Monate ein neues Kleid haben könnte. Meine Meynung wäre, ſagte ſie, daß unſer Herr Sekretair ein Condolenzſchreiben an ſie aufſetze, worinnen er ihr das große Mitleid der ganzen Geſellſchaft über ihren unglücklichen Zuſtand bezeugte, ſie verſicherte, daß wir ſehr wohl begriffen, wie viel ſie leiden müſſe, da ſie von der Ehre ihres Mannes ſo gründliche Einſichten hätte, und ſich doch nicht nach ihren Einſichten richten könnte; daß wir ihr deswegen auch rathen würden, ihrem ſonſt noch gar guten Manne mehr zuzuſetzen; daß wir aber glaubten, es ſey mit ſo gewiſſenhaften Leuten nichts anzufangen; daß wir ihr alſo riethen, da ſie ſelbſt nicht eitel ſey, die Sorge, die Ehre ihres Mannes mit ihrem Anzuge zu erhalten, ganz aufzugeben, und ihn allein dafür ſorgen zu laſſen. Will Herr Arthur die demüthige Erinnerung hinzuſetzen, daß wer bey einem nothdürftigen Auskommen nicht zufrieden ſey, auch in einem größern Ueberfluſſe nicht zufriedner ſeyn werde, ſo kann er das in einem Poſtſcripte thun, aber in ſeinem eignen Namen. Denn darinnen hat ſie recht, daß wir als Frauenzimmer mit andern Damen allezeit gemeinſchaftliche Sache machen müſſen.

Den 11. Julius

Erhielt ich ein Schreiben an die Unſichtbaren, welches mir ſo wichtigen Inhaltes zu ſeyn ſchien, daß ich noch an demſelben Tage, eine außerordentliche Verſammlung der Aufſeherinnen veranlaßte. Hier iſt es.

Geehrteſte Aufſeherinnen,

Da ich hohe Begriffe von ihrer Billigkeit habe, und nicht zweifle, daß Sie die Sorge für die Ehre, und den Ruhm ihres Geſchlechtes nicht ſo weit treiben werden, daß das unſrige befürchten müßte, darunter zu leiden, ſo wage ich es, Ihnen eine Vorſtellung zu thun, die ich ſonſt bey Damen von ſo vielen Vorzügen des Geiſtes nicht wagen würde. Es betrift ſolche die ſehr bedenklichen Anſtalten, die ich in verſchiednen Familien treffen ſehe, ſich bey jungen Frauenzimmer mehr um die Ausbildung ihres Verſtandes zu bekümmern; Anſtalten, welche meiner Einſicht nach ſo gefährliche Folgen haben können, daß ich hoffe, Sie ſelbſt, meine Damen, werden ſich durch meine Gründe bewegen laſſen, alles ihr Anſehen anzuwenden, daß ſie noch in ihrem erſten Anfange gehindert werden mögen. Vermuthlich wird Ihnen dieſes Verlangen ſeltſam vorkommen, und Ihnen eine Beleidigung Ihrer ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. Allein ich muß ſagen, daß es gar nicht meine Abſicht ſey, Ihnen den Verſtand, wodurch Sie ſich von andern unterſcheiden, zum Vorwurfe zu machen;

denn theils müſſen Aufſeherinnen immer gewiſſe Vorzüge zugeſtanden werden, die nicht eben andere haben dürfen; theils ſind auch Sie wirklich aus Eingezogenheit, oder übermäßiger Beſcheidenheit ſo unſichtbar, daß ich von Ihren Talenten keine ſo große Gefahr fürchte. Weiter will ich gern geſtehen, daß das, was Sie für die Nothwendigkeit, den Verſtand des jungen Frauenzimmers auszubilden, anführen können, ſtark genug ſey, meine Forderung für ſeltſam zu halten; ich will unweigerlich die gerechten Anſprüche einräumen, die es auf vielerley Arten nützlicher Erkenntniſſe hat, ob ſich gleich dawider einwenden ließe, daß ſie als verloren angeſehen werden müßten, weil man den Gebrauch derſelben lange Zeit unterlaſſen hat. Allein deſſen ungeachtet hoffe ich, daß meine Gründe einen tiefen Eindruck bey ihnen machen werden. Die Rechte, die man hat, mögen noch ſo unzweifelhaft und gegründet ſeyn, ſo werden Sie zugeſtehen, daß man zuweilen davon nachgeben müſſe. Ich werde Sie davon leicht überzeugen, wenn Sie mir, meine geehrteſten Damen, nur zweyerley, als unläugbar einräumen wollen, einmal, daß das

Frauenzimmer, mit ihrem guten Willen freylich, nicht zum einſamen und abgeſonderten Leben, ſondern zur Heyrath beſtimmt ſey; zweytens, daß billig in einem jeden wohlbeſtellten Hauſe der Mann mehr Verſtand haben müſſe, als ſeine Frau. Ich zweifle gar nicht, daß Sie beſonders wider das letztere nichts einwenden werden, da Sie ſich in Einem Ihrer Geſetze verbinden, nicht die geringſte Gemeinſchaft mit den Amazonen zu haben. Iſt nun alſo, nach Ihrem eignen Geſtändniſſe, jeder Mann, weil ihm das Recht der Regierung zukömmt, verbunden, ſeine Frau an Einſicht, Wiſſenſchaft, und Klugheit zu übertreffen, ſo ſoll er ohne Zweifel auch ſeine Verbindlichkeit erfüllen. Iſt wohl aber dieſes bey dem itzigen Laufe der Welt möglich? Sollen die jungen Mannsperſonen, beſonders im höheren Stande ihr Glück verſäumen, um ſich mit der Ausbildung und Erweiterung ihres Verſtandes zu beſchäftigen? Bedenken ſie nur, in wie viele Geſchäfte ſie verwickelt ſind. Sie ſind kaum dreyzehn oder vierzehn Jahre alt, ſo müſſen ſie von Früh bis in die Nacht in Geſellſchaften ſeyn, dort ihre Aufwartung machen, hier einen

Beſuch ablegen, da die Partie Lombre vollſtändig machen, da einen Luſtreiſe nicht verderben. Wie können ſie ſich nun um ihren Geiſt bekümmern? Unmöglichkeiten darf man doch auch von unſerm Geſchlechte nicht verlangen. Da ſie nun, wenn ſie erſt einen Charakter, und kann ein Amt mit einem tüchtigen Bevollmächtigten dazu haben, heyrathen müſſen, ſo überlegen Sie, welch eine Menge unglücklicher Ehen zu beſorgen ſind, wenn die Frauenzimmer anfangen, ihren Verſtand in dem Grade zu verbeſſern, in welchem unſre Jünglinge ihn zu vernachläßigen ſich gezwungen ſehen? Ja, als noch die pedantiſche Mode war, daß ſie bis in ihr funfzehntes Jahr täglich bey ihrem Hofmeiſter lernen, dann auf Univerſitäten gehen, dann reiſen, dann ſich auf verſchiedne Arten verſuchen mußten, ehe ihnen der Gedanke an ein Amt, und ans Heyrathen einfallen konnte, da hätte ich den Damen rathen wollen, mit ihnen um die Wette, nach der Ausbildung ihres Geiſtes zu ſtreben; ich glaube, die damaligen Mannsperſonen würden nicht dabey zu kurz gekommen ſeyn. Aber itzt geht es nicht an. Das Frauenzimmer muß ſich billig nach den veränderten Umſtänden der Welt richten. Iſt der Mann unwiſſend, ſo muß die Frau noch unwiſſender ſeyn; denn ſo bleibt immer die richtige Proportion, die in Abſicht auf den Verſtand, zwiſchen beyden billig ſtatt finden ſoll. Es bleibt auch Ruhe und Einigkeit, indem es gewiß die Frau ſich nicht einfallen laſſen wird, etwas beſſer wiſſen oder machen zu wollen, als ihr lieber Mann. Stellen Sie ſich nur eine Ehe vor, wo der Geiſt der Frau aufgeklärter und weiſer iſt, als der Verſtand des Mannes. Wird er wohl einen ſolchen Vorzug ertragen, und ſie denſelben verläugnen können? Sie wird es; (denn das iſt die gewöhnliche Folge einer gröſſern Einſicht;) für ihre Pflicht halten, ihm in dieſem oder jenem Falle vernünftige Vorſtellungen zu thun. Er wird ſolches übel empfinden; denn alberne Leute, wiſſen Sie wohl, laſſen ſich gemeiniglich am wenigſten ſagen; er wird recht haben wollen, ſie wird gereizt werden, zu widerſprechen, und er wird den Mann ſpielen, ſie; (denn das Herz iſt ſelten in dem Grade gut, in dem es der Verſtand iſt;) ſie wird ihn verachten, und er ſie zur Wiedervergeltung haſſen. Wenn ſie nun gar, meine Damen, ihr Geſchlecht aufmuntern wollten, nach mehr Erkenntniſſen zu ſtreben, als ſonſt Mode war: So haben Sie jede unglückliche Ehe dieſer Art zu verantworten. Ich kann nicht läugnen, ich ſchmeichle mir ſehr, daß Sie ihrer Gemüthsruhe wegen und auch aus patriotiſcher Liebe zum Staate, dem an glücklichen Heyrathen ſo viel gelegen iſt, alles thun werden, was junge Frauenzimmer abhalten kann, ſich mit der Ausbildung ihres Verſtandes zu beſchäftigen. Und das, denke ich, kann ſo ſchwer nicht ſeyn. Sich unterrichten laſſen, Bücher leſen, Nachdenken iſt doch eine verdrießliche Sache, die mit viel leichtern Beſchäftigungen verwechſelt werden kann. Unſre jungen Herren werden es Ihnen auch Dank wiſſen. Sie ſind itzt ſchon, wenn ſich Frauenzimmer auf dieſe oder jene Materien einlaſſen wollen, die gewiſſe Einſichten erfodern, in einer ſolchen Verlegenheit, daß ſie in ihrem gerechten Unwillen den Scribenten den Pflug, und ich weiß nicht was mehr, in die Hand wünſchen, beſonders denen, die in der Mutterſprache ſchreiben, weil ſie die Damen zum Leſen verführen. Sie finden es tauſendmal artiger, daß ein Frauenzimmer von einem Bande mit ihnen ſpricht, als daß ſie dieſe oder jene Nachricht aus der Geſchichte zu hören wünſcht. Was gehn das Frauenzimmer die vergangnen Zeiten an? Und wer kann alles wiſſen, was die großen Herrn gethan haben, die nicht mehr leben? Jedoch, ich werde ſo weitläuftig, als wenn ich an Ihrer Willigkeit zweifelte, das zu thun, wodurch Sie ſich unzählbare junge und alte Mannsperſonen verbinden werden. Ich ſchließe alſo, und nenne mich

Geehrteſte Aufſeherinnen
Ihren beſtändigen Bewunderer
Doranth.

Die Unſichtbaren, welche die Triſtigkeit der Gründe ihres Correſpondenten empfanden, und von den beredten Vorſtellungen des Unheils, das aus dem ausgebildeten Verſtande der Damen beſonders in allen noch zuſchließenden Ehen zu beſorgen ſtünde, ſehr gerührt waren, kamen überein, ein allgemeines Geſetz bekannt zu machen, Kraft deſſen zwar jedes

Frauenzimmer ihren Verſtand, auf eine mit ihren übrigen Pflichten übereinkommende Weiſe auszubilden die Erlaubniß haben, und dazu aufgemuntert, aber auch zugleich verpflichtet werden ſollte, niemals einem Mann ihre Hand zu geben, von dem es mit Ueberzeugung wüßte, daß er ſie weder an Vernunft noch an Tugend überträfe. Die Uebertreterinnen dieſes Geſetzes ſollten angeſehen werden, als ob ſie niemals an die Ausbeſſerung ihres Geiſtes gedacht hätten, weil doch kein Frauenzimmer von wichtigen Einſichten, eine ſo ungleiche Wahl treffen könne.

Den 20. October

Erhielten die Aufſeherinnen Nachricht von einer Streitigkeit über die Charaktere der Byron und Clementine in Grandiſons Geſchichte, welche von beyden die vortreflichſte ſey. Weil die Unſichtbaren zu Schiedsrichterinnen ernannt worden waren, ſo hatten ſie eine lange Unterredung darüber, der ich ein beſonders Blatt zu widmen denke. Itzt muß ich ein freundſchaftliches Schreiben einrücken, welches einen Fehler der Auslaſſung in meiner

Nachricht von der neuen Chriſtianshavener Mägdchen Anſtalt betrift.

Mein Herr,

Da vermuthlich der Abſchreiber von dem Aufſatze, worinnen Ihnen eine Nachricht von der Chriſtianshavener Mägdchen Anſtalt ertheilt worden iſt, den Namen einer ihrer Wohlthäterinnen, aus dem Verzeichniſſe derſelben ausgelaſſen hat, ſo melde ich ihnen ſolchen, damit Sie Ihre Nachricht, durch die Einrückung deſſelben ergänzen können. Es iſt dieſes die Frau Kammerherrinn von Bierregaard, welche eine von den erſten Beförderinnen dieſer nützlichen Einrichtung geweſen iſt, und bleibt. Da ich weiß, welch ein Freund derſelben ſie ſind, ſo wünſchte ich Ihnen ſagen zu können, was ich bey der Leſung Ihres Blattes empfunden habe. Allein ich muß mich begnügen, Ihnen zu melden, daß ſchon eine Dame bewogen worden iſt, die Anzahl ihrer Wohlthäterinnen zu vermehren.

M. S.

* * *

Hundert und neunzigſtes Stück.

Ungeachtet wir uns das Außerordentliche in den Empfindungen, welche in den Hirten von Bethlehem durch die Erſcheinung der Engel, bey der Geburt des Erlöſers erweckt wurden, nicht in ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit vorſtellen können, indem ſich alles, was große Bewegungen in den Menſchen hervorbringen kann, das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare und Erhabne in einem hohen Grade darinnen vereinigte: So laſſen ſich doch ähnliche Vorſtellungen denken. Einen Verſuch dazu habe ich in folgender Cantate gemacht, die vielleicht mehr Werth hätte, wenn ich ihr das Leben mittheilen könnte, womit ſie die Compoſition eines Doles begeiſtert hat.

Der Vater der Hirten.

Recitativ.

Ich bin ein Greis und ach! mein Leben
Glimmt halbverlöſcht, nur, wie ein Funk',
in mir,
Und meine müden Füße beben
Aus dem Leben,
Zittern offnes Grab zu dir.
Ich Armer! Könnt ich ihn erflehen!
Gott läßt, was ich als Kind, als Mann und
Greis ſo oft
Gewünſcht, Gott läßt mich ihn nicht ſehen!
Der Völker Heil und Troſt zu ſehen,
Vergebens hab ich das gehofft.
Die Zeit iſt da, die Iſrael im Geiſte ſah;
Der Scepter wird von Juda weggenommen;
Und doch iſt er noch nicht gekommen.
Kommt, meine Kinder, betet an!
Vielleicht bewegen wir ihn zu erſcheinen;
Vielleicht daß er dem Weinen
Der Niedrigen ſich nicht verweigern kann.
Wir freylich, die wir zu ihm flehen,
Sind Hirten nur; verachtet zwar;
Doch hat er, was verachtet war,
Oft gnädig angeſehen.

Alle Hirten.

Chor.

Ach daß ſie, die weigernden Himmel, zerriſſen!
Zerreiß ſie! Laß vor dir die Berge zerfließen!
Gieb endlich uns den Troſt der Welt!
Dann ſoll dein Jacob niederfallen,
Der Säugling ſoll Lob und Freude lallen,
Und dankender Jubel die Himmel durchſchallen,
Daß, was Gott zuſagt, Gott uns hält!

Der Vater der Hirten.

Recitat.

Was ſeh ich? Meine Kinder!
Ach meine Kinder! . . . Weh mir Sünder!
Ich betete zu kühn;
Laßt, Laßt uns, wenn wir können, fliehn!
Welch Glänzen! Alle meine Glieder
Erzittern! Kinder, welch ein Licht
Umſtralet euer Angeſicht!
Und ihr verſtummt? Ihr ſinkt? Ihr ſtürzet nieder?
Und ihr erblaßt? Ihr werdet ſchwach?
Ihr ſterbt ſchon! Ach!

Der Engel.

Arie.

Erbebt nicht! Ich, ein Herold groſſer Freuden
Für Iſrael und alle Heiden,
Verkündige den Herrn, den Chriſt!
Lobſingt! Ihr ſeyd nicht mehr verloren:
In Davids Stadt iſt er gebohren,
Der euer Wiederbringer iſt!
Kommt meine, kommt, der Menſchen Brüder,
Ihr Engel, ſingt ihm, ſingt ihm Lieder,
Daß er den Sünder nicht vergißt.
Lobſingt ihm! Ich, ein Herold groſſer Freuden
Für Iſrael und alle Heiden,
Verkündige den Herrn, den Chriſt!

Alle Engel.

Chor.

Ehre ſey Gott in der Höhe!
Und auf Erden Friede;
Und an den Menſchen ein Wohlgefallen!

Der Vater der Hirten.

Recitat.

O welch ein Heil! O welche Lieder!
Noch ſterb ich nicht! Noch leb ich wieder!
Ich fühle mich verjüngt!
Bald ſeh ich ihn! den Gott der Götter
In Bethlehem, das Kind, das uns den Frieden bringt!
In Bethlehem den Herrn, den Welterretter!
So hält uns Gott, was er verſpricht!
O Tochter Zion, werde Licht!
Der Völker Heil, der Welt Verlangen,
Der Glanz des Herrn iſt aufgegangen.
So hält uns Gott, was er verſpricht!
O Tochter Zion, werde Licht!

Arie.

Wenn ich dich geſehen habe,
Beb ich nicht vor meinem Grabe,
Jauchzt im Grabe mein Gebein!
Meine Seele, wenn ich ſterbe,
Wird ein Engel, wird ein Erbe
Gottes, meines Heilands ſeyn!

Dir lobſing ich! Hier im Leben
Will ich, Heiland, dich erheben,
Dank ich Gott, froleck ich dir,
Jauchzt der Engel, eurer Brüder,
Jubelvolle hohe Lieder,
Meine Kinder, jauchzt mit mir!

Alle Engel.

Chor.

Ehre ſey Gott in der Höhe!
Und auf Erden Friede;
Und an den Menſchen ein Wohlgefallen.

Hundert ein und neunzigſtes Stück.

Ich habe kürzlich einige Briefe erhalten, welche meinen Leſern, ihres nützlichen Innhaltes wegen, nicht gleichgültig ſeyn werden. Beſonders wünſchte ich, daß der Vorſchlag, welcher in dem erſten gethan wird, einen dem gemeinen Beſten vortheilhaften Eindruck auf die machen möchte, die ſich mit einem weiſen und wohlthätigen Gebrauche eines Theils von ihrem Ueberfluſſe, um ihr Vaterland unſterblich verdient machen könnten.

Mein Herr,

Es iſt mir unmöglich, Ihnen das Vergnügen zu beſchreiben, mit welchem mich Ihr 184ſtes Stück, worinnen Sie uns eine ausführliche Nachricht von der neuen Mägdchenserziehungsanſtalt in Chriſtianshaven mittheilen, ſo zu ſagen, durchdrungen hat. Mein Herz iſt zu voll, als daß ich Ihnen alle Empfindungen deſſelben deutlich und ordentlich erklären könnte. Freude, Dankbarkeit, Hoffnung, Wünſche, und eine gewiſſe Unruhe, die allemal unſre Wünſche begleitet, wenn wir ſie gern bald erfüllt ſähen: Denken Sie ſich dieſe Empfindungen, in einem vorzüglichen Grade der Lebhaftigkeit: So haben Sie eine Vorſtellung von dem, was in meinem Herzen vorgieng, als ich dieſe Nachricht las, ſie zum zweytenmale las, und darüber nachdachte. Nun, dachte ich, die Zeiten ſind doch nicht ſo böſe, als der große mißvergnügte Theil des menſchlichen Geſchlechts klagt. Es giebt doch noch immer tugendhafte, edeldenkende Seelen, welche ein ſo ſchädliches, und den Menſchen ſo ſehr erniedrigendes Vorurtheil widerlegen! Mag ich doch für partheyiſch gehalten werden: Aber ich glaube, daß in dieſem durch die Wut eines ſo langen, eines ſo erſchrecklich blutigen Krieges hart und unempfindlich, und recht eiſern gewordnem Weltalter, in Dänemark mehr Menſchenliebe, mehr Gutthätigkeit angetroffen wird, als vielleicht in andern Ländern. Ach, mein Herr, wenn ich recht darüber nachdenke, wie erweitert ſich mein Herz! Welch ein quellender Reichthum von neuen Urſachen, die uns zum Lobe des Höchſten verpflichten, und zur lebhafteſten Dankbarkeit gegen den geliebteſten Monarchen reizen, der nach Gott der Urheber unſrer itzigen Ruhe und Glückſeligkeit iſt! Gewiß, mein Herr, es iſt ſehr ſchwer, und ich möchte ſagen, nicht verzeihlich, nicht in eine Art von Enthuſiasmus zugerathen, wenn wir unſere gegenwärtige Glückſeligkeit recht überdenken. So weit Tugend und Rechtſchaffenheit den Vorzug vor zufälligen Glücksgütern verdienen; ſo weit ziehe ich die moraliſchen Früchte des Friedens, den politiſchen Folgen deſſelben vor. Sind die letzten ſehr wichtig, ſo machen ſie eine Nation reich, mächtig und groß. Aber was iſt Anſehn, Macht und Reichthum gegen Weisheit und Tugend, gegen den Flor der Wiſſenſchaften und Künſte, die durch einen ſichern und lange dauernden Frieden, in einem wohleingerichteten und mit Weisheit regierten Staate allemal ausgebreitet und erhalten werden? Dieſe Glückſeligkeit genießen wir ſchon itzt, und wir können, wir werden ſie noch lange, und in einem weit höhern Grade, genießen, wenn wir nicht durch ſchwarzes Misvergnügen uns ſelbſt ihrer berauben, oder durch den ſchändlichſten Undank, uns derſelben unwürdig machen. Sie werden geſtehen, mein Herr, daß wenigſtens der Anfang ſchön iſt, und daß man, wenn wir in dem, was edel und groß iſt, zu wachſen ſuchen, alles von der Zukunft erwarten können. Ich komme auf den Anlaß meines Briefes zurück. Nach dem großen Erziehungshauſe für arbeitſame und arme Knaben, fehlte uns nur noch ein Aehnliches für arme, verlaſſne

Mägdchen. Ich habe mit allen rechtſchaffnen Patrioten eine ſolche Anſtalt längſt gewünſcht, und, Gott ſey dafür geprieſen! wir ſehen unſre Wünſche erfüllt. Beyde Anſtalten können für Stiftungen von dieſer Art zu Muſtern dienen. Sie, mein Herr, haben in Ihrem Wochenblatte bereits alles Nöthige darüber geſagt, und ich will hier nur dieſe einzige Anmerkung machen, daß ein Erziehungshaus für arme Mägdchen um ſo viel nothwendiger war, je größer und gewiſſer die Gefahr iſt, die man für Wayſen weiblichen Geſchlechts befürchten muß. Es iſt in der That ein trauriges Schickſal für das weibliche Geſchlecht überhaupt, daß ſeiner Unſchuld ſo ſehr nachgeſtrebt wird; daß es der Verführung mehr, als das männliche Geſchlecht unterworfen iſt. Wie leicht wird aber ein erwachſnes Mägdchen verführt, wenn die Unſchuld ſchon in dem kindlichen Alter, in welchem es, ohne die geringſte Aufſicht, heranwuchs, durch ärgerliche und ruchloſe Beyſpiele in ſeinem Herzen erſtickt worden! Alsdann iſt es zu ſpät, und die Furcht vor dem Zuchthauſe iſt nur ein ſchwacher Wall für eine ſo heftigen Anfällen bloßgeſtellte

Tugend, und erſetzt die einmal verlorne Unſchuld niemals.

Die erhabnen und vortreflichen Stifterinnen dieſer Anſtalt! = = = Ich bin zu wenig, Sie zu loben; Sie verdienen unſterblichen Dank. Ein reizendes Beyſpiel für alle Zeiten! Sie ſind der Ruhm unſers Menſchenalters, und werden die Bewunderung der folgenden ſeyn. Gott, der verborgne gute Handlungen öffentlich belohnet, wird Sie auch ſchon hier ſegnen. Aber ihre Werke folgen ihnen in die Ewigkeit, und erſt dann empfangen Sie den ſchönſten Lohn.

Noch einen Umſtand habe ich bemerkt, der meine Zufriedenheit und meine Hoffnung nicht wenig vermehrt. Wir können uns in Dänemark überhaupt des, leider! nicht allzugemeinen Glücks rühmen, daß bey der großen Anzahl reicher und wohleingerichteter Anſtalten, unſer Armenweſen von ſolchen Männern verwaltet wird, die Menſchenliebe, Redlichkeit und Gottesfurcht genug haben, daß die Armen, nach dem Sinne der Stiftungen, ohne Verkürzung, verſorgt, und die Nothleidenden gebührend unterſtützt werden. Dieſe Anſtalt insbeſondre, erforderte einen Mann zum Aufſeher, der bey dem hohen Grade von Uneigennützigkeit, der dazu gehört, noch dieſe ſeltne Eigenſchaft beſaß, ein Kinderfreund zu ſeyn. Wahrhaftig man hätte keine beßre Wahl treffen können. Ihr würdiger Freund, deſſen exemplariſcher Lebenswandel mit ſeinen gottesfürchtigen Grundſätzen ſo wohl übereinſtimmet, iſt ein ſolcher Kinderfreund, und dieſes Lob, das aus meinem Munde deſto unpartheyiſcher iſt, je weniger ich die Ehre ſeiner genauen Bekanntſchaft habe, muß ihn deſto mehr rühren, je mehr es darauf ankömmt, Kinder durch Sanftmuth und Freundlichkeit zu gewinnen, daß ſie willig folgen, und ihre jungen Seelen ihrem himmliſchen Kinderfreunde zuführen laſſen.

Sie ſehen das Ende meines Briefes noch nicht, mein Herr; erſchrecken Sie nicht über die Länge deſſelben. Es war mir nicht möglich, mich kürzer zu faſſen, und ich traue es Ihnen zu, daß Sie dem Affekte, der mir bisher die Feder geführt hat, eine Weitläuftigkeit von dieſer Art zu Gute halten werden. Aber ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich bey keiner beſſern Gelegenheit zu ſagen weis, und das ich allen rechtſchaffnen Patrioten, die das wahre Beſte ihres Vaterlandes zu Herzen nehmen, aufs dringendſte empfehlen, und zu reiferm Nachdenken überlaſſen will. Es iſt die Einrichtung einer Anſtalt zur Beförderung der Heyrathen. Eine wichtige, und zugleich ſehr reiche Materie, die, wenn ſie praktiſch unterſucht werden ſollte, ſich nicht in einem Briefe erſchöpfen läßt. Ich will hier die locos communes, die man darüber in vielen alten und neuen von der Staatswiſſenſchaft handelnden Büchern antrift, gar nicht berühren. Man iſt zu allen Zeiten darinn einig geweſen, daß die Stärke eines Staates ſich beſonders auf die Menge der Unterthanen gründe, und die weiſeſten Geſetzgeber haben daher die Heyrathen beſonders begünſtigt. Ich betrachte die Nothwendigkeit, und den unausſprechlichen Nutzen einer ſolchen Anſtalt, hier aus einem Geſichtspunkte, aus welchem ſie nicht allemal angeſehn zu werden pflegt. Ich befürchte nicht, daß mir Jemand widerſprechen wird, wenn ich behaupte, daß die gräulichen Unordnungen, und ſo ſehr überhand genommenen Ausſchweifungen unter beyderley Geſchlechtern, vornehmlich von den Schwierigkeiten herrühren, die der größte Theil, beſonders in der Hauptſtadt findet, in den Eheſtand zu treten. Man bedenke dieß, und geſtehe, daß wir als vernünftige Menſchen, als Bürger, die den Wohlſtand ihres Vaterlandes lieben, und daß ich alles ſage, als Chriſten, unter der groſſen Verbindlichkeit ſtehen, auf die ſchleunigſten und kräftigſten Mittel zu denken, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und dadurch das Laſter der Unkeuſchheit, ein Laſter, das, außer ſeiner Sündlichkeit, noch ſo ſchädliche politiſche Folgen hat, enger einzuſchränken, oder, wo möglich, gar auszurotten. Ich darf und will mich hier in keine moraliſchen Betrachtungen darüber einlaſſen. Wollüſtige würden ſie vielleicht nicht leſen, oder nicht überzeugt werden, und Tugendhafte machen ſie ſelbſt.

Eine der vornehmſten Schwierigkeiten liegt freylich in dem Menſchen ſelbſt. Große Städte entvölkert die Wolluſt, und wir würden die Abnahme der Einwohner bald merken, wenn nicht von Zeit zu Zeit dieſer Abgang aus den Provinzen des Reichs, oder aus fremden Ländern erſetzt würde. Doch für dieſes moraliſche Uebel gehört ein moraliſches Mittel. Ich wollte bloß einige politiſche Schwierigkeiten anführen; und man wird gleich merken, daß es in allen Ständen und in allen Fällen hauptſächlich auf die Frage ankömmt, die ſich ein Menſch in ſolchen Umſtänden macht: Wovon ſoll ich im Eheſtande leben? Wovon ſoll ich Weib und Kinder ernähren? Und wenn ich auch dazu Hoffnung hätte, wie viel erfodert nicht allein der erſte Anfang des ehelichen Lebens? Es iſt ganz natürlich, daß, ohne Abſicht auf das eigne Vermögen entweder der Mangel an Verſorgung, Nahrung und Verdienſt, oder die Theurung der zum Unterhalt einer Familie nöthigen Lebensmittel und die Seltenheit andrer unentbehrlichen Bedürfniſſe, einen Jeden nach ſeinem Stande abſchrecken, in den Eheſtand zu treten.

Solche Umſtände können allerdings die Furcht, ſich und ihre Familien unglücklich zu machen, entſchuldigen. Aber wie oft iſt dieſe Furcht eine Folge von der Neigung zum Wohlleben, zur Verſchwendung, eine Folge von der eitelen und thörichten Begierde, es an Aufwande andern ſeines gleichen zuvorzuthun?

Ich will mich bey Sachen, die ſo bekannt ſind, nicht aufhalten, ſondern bloß einem Einwurfe begegnen, der nicht ſelten wider die Allgemeinheit der Heyrathen gemacht wird. Die Theurung der Lebensmittel, ſagt man, rührt von der Vermehrung der Menſchen her. Folglich . . der Schluß iſt leicht zu errathen. Elendes Vorurtheil! Ja, wenn dieſe Menſchen keinen Trieb zur Arbeitſamkeit haben! Allein man muntre ſie auf, man beſchäfftige ihren Fleis, ihre Talente: ſo wird man den Satz umkehren, und geſtehen müſſen, daß eben dieſe Theurung von dem Mangel an Menſchen herrühre. Ich habe Leute gekannt, die, mißvergnügt mit den itzigen Zeiten, ſich mit einem ſehr lebhaften, oder vielmehr mit einem recht ſataniſchen Vergnügen derer erinnerten, die unmittelbar nach einer Peſt gefolgt waren: Das waren goldne Zeiten! Abſcheuliche Empfindungen! Ich müßte wohl ſehr lieblos ſeyn, wenn ich meinen Landsleuten nicht zutraute, daß ſie menſchlicher denken; und daß viele mit mir wünſchen werden, eine öffentliche Anſtalt zu Beförderung der Heyrathen zu ſehen, ſollte es auch nicht eben aus den moraliſchen Gründen, die ich oben angeführt habe, geſchehen. Der Endzweck wird auf allen Fall erreicht.

Ein wahrer Patriot ſoll ſeine guten Abſichten nicht blos in Wünſche einſchränken; die Liebe zum Vaterlande muß thätig ſeyn. Es giebt einige Hinderniſſe, die wir aus dem Wege räumen können, einige Schwierigkeiten, die, wenn ſie auch nicht gänzlich zu heben ſind, ſich doch wenigſtens ſehr erleichtern laſſen; und deswegen will ichs verſuchen, einen Vorſchlag zu thun, der, wenigſtens wegen der guten Abſichten, die ich dabey habe, einige Aufmerkſamkeit verdient. Ich geſtehe es, der Gedanke: Man wird dich für einen Projectenmacher halten, eine Creatur, die man zu unſern Zeiten oft nicht ohne Grund haſſet, und faſt allezeit lächerlich findet; dieſer Gedanke hat mich mehr als einmal verſucht, meinen ganzen Aufſatz durchzuſtreichen. Allein die Liebe zu meinem Vaterlande, in der ich meinen ganzen Ruhm ſuche, beſiegt alle Furcht. Ich wage es alſo, meinen geliebteſten Landsleuten einen Vorſchlag mitzutheilen, an den ich nie gedacht hätte, wenn ich mir nicht von Ihrem guten Herzen ſo viel verſpräche; ein Vorſchlag im übrigen, deſſen Ausführung der Nation deſto größere Ehre machen würde, je weniger ähnliche Beyſpiele davon unter andern Nationen angetroffen werden. Es iſt die Errichtung einer Geſellſchaft zu Beförderung der Heyrathen. Ich muß gleich erinnern, daß ich mich hier bloß auf die Hauptſtadt einſchränke. So ungekünſtelt dieſer Vorſchlag iſt, ſo leicht kann er auch, wie mir es ſcheint, ausgeführet werden. Haben wir nicht genug ähnliche Anſtalten in Kopenhagen? Beſtehen die Witwencaſſen und die Leichencaſſen aus etwas anders, als aus Geſellſchaften? Die Grenzen, die ich mir hier vorſetzen muß, ſind zu enge, als daß ich umſtändlich werden könnte. Allein nach dem Muſter der Witwencaſſe könnte wohl ein Fond formirt werden, aus welchem ein Paar Eheleute nach Proportion ihrer Einlage gewiſſe Leibrenten zögen; nach dem Muſter der Begräbnißcaſſe aber ein Fond, aus welchem man, abermals nach einem gewiſſen Beytrage, den eine jede dabey intereßirte Perſon bey einer Heyrath einer von den Mitgliedern zu erlegen hätte, eine gewiſſe proportionirte Summe, ſtatt einer Mitgift, angehenden Eheleuten von der Geſellſchaft reichen könnte. Ich bitte alle wahre Patrioten um der Liebe willen, die ſie ihrem Vaterlande und ſich ſelbſt ſchuldig ſind, dieſem ungekünſtelten Vorſchlage weiter nachzudenken, ihn durch ihre Einſichten zu verbeſſern, und nur einen Anfang in einer Sache zu machen, welche die Glückſeligkeit ſo vieler hundert Menſchen in dieſer Stadt befördern kann, und die Anzahl der unglücklichen Laſterhaften vermindern wird, die vielleicht nichts als der Mangel einer mäßigen Summe, zu Beſtreitung der Unkoſten an dem Hochzeittage, von dem Eheſtande zurücke hält, und ſie dadurch zu den gröbſten Ausſchweifungen verleitet:

Vielleicht ſind noch andere Privatanſtalten möglich, die lediglich von der Großmuth und Mildthätigkeit der Großen und Reichen abhängen.

Auf öffentliche oder ſolche Anſtalten, die von der Obrigkeit abhängen, kann ich mich wieder nicht einlaſſen. Es giebt aber Mittel, dieſen Endzweck, ohne eigentliche Ausgaben, die dem Staate allzuſehr zur Laſt fallen würden, zu erhalten; Z. B. durch Begünſtigung der Heyrathen, durch öffentliche Verordnungen wider die dabey im Schwange gehenden Ueppigkeiten, durch Verſorgung des fünften oder ſiebenden Sohnes, davon man einige Beyſpiele in andern Ländern antrifft, durch gewiſſe Vorzüge, die man denen geſtatten könnte, die in einem gewiſſen Alter heyrathen; vor allen Dingen aber durch Anſtalten, die Hände vieler Menſchen zu beſchäfftigen und durch die Wohlfeile der Lebensmittel.

Dänemark, welches in einem Theile ſeiner Gränzen eine neue Provinz und ein neues Volk entſtehen ſieht, kann mehr, als ein Land hoffen, auch dieſe erwähnten öffentlichen Anſtalten zu Beförderung der Heyrathen zu erfahren. Ich bin

Mein Herr,

ihr ergebenſter

J. F. B.

Mein Herr Aufſeher,

Sie haben ſich in verſchiednen Blättern die einem Moraliſten ſo anſtändige Mühe gegeben, die Sitten unſers Geſchlechts zu verbeſſern, und den Werth, welchen uns etwa die Natur durch unſere Bildung verſchafft, durch eine tugendhafte und gefällige Aufführung zu erhöhen, und dauerhafter zu machen; ich glaube dahero, daß Sie es nicht ungütig nehmen werden, wenn ich ihnen einen Fehler anzeige, der unter vielen Frauenzimmern ſehr gemein iſt, und von welchem Sie, ſo viel ich weiß, in Ihren Blättern noch nichts geſagt haben. Wie ſehr wünſche ich nicht, das Lächerliche und die übeln Folgen deſſelben in ſeinem ganzen Umfange dargeſtellt zu ſehen! Wenn Sie es unternehmen wollten, ſo zweifle ich nicht, daß Sie ſo glücklich ſeyn würden, manche von dieſem Fehler zu befreyen. Ich habe einige Bekannte, (denn Freundinnen kann ich ſie nicht nennen,) die mir zuweilen die Ehre ihres Beſuchs gönnen, eine Ehre, die mich gewiß nicht ſtolz macht, und die ich gerne andern überlaſſen will. Kaum ſind ſie in die Stube eingetreten, ſo gehen ihre Augen an allen Orten herum, und denn darf ich mich nur auf ein paar Dutzend Fragen gefaßt machen. Schlafen ſie hier? Wohnen ihre Kinder ſo nahe bey Ihnen? Schlafen ſie beyſammen? Wie ſind Sie denn mit ihren Mägdchen zufrieden? Ich habe gehört, daß ſie eine außer der Zeit wegthun wollen? Mein Mägdchen hatte es von einem andern Mägdchen gehört, (und dieſe vielleicht von einer dritten) daß ſie ſich nicht gut aufführe. Das iſt noch nicht genug; wenn endlich alles durchgefragt iſt, ſo erhebt ſich mein Beſuch fragend vom Lehnſtuhle, und überläßt mich zu meinem großen Vergnügen meiner angenehmen Einſamkeit und meinem Buche. Aus Höflichkeit aber muß ich ihn doch begleiten. In allen Zimmern, durch die wir gehen, wird alles noch beſehen und durchgefragt, und nun kann ich endlich wieder frey Othem holen, ohne darum gefragt zu werden. Beklagen Sie mich nicht ein wenig, daß ich manche halbe Stunde ſo zubringen muß? Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie unerträglich mir ſolche Fragerinnen ſind, die ſich in die Umſtände meines Hauſes, und beſonders meiner Kinderzucht miſchen, ein Recht, das man nur den vertrauteſten Freunden, und auch dieſen nicht allemal gerne, zugeſteht. Mich würde man recht damit ſtrafen können, wenn man mir ſolche Beſchäfftigungen auch in Abſicht andrer auflegte; denn ich bin ſehr zufrieden, wenn ich mit den Kleinigkeiten meines eignen Hauſes fertig bin. Wenn ſich dieſe Vorwitzigen nur immer an mich ſelbſt machten, ſo könnte ich doch meine Antworten nach meinem Gefallen einrichten; aber fallen ihnen zum Unglück einmal meine Kinder in die Hände, ohne daß ich dabey bin, ſo gehts erſt an ein rechtes Ausforſchen. Alle kleine Künſte der Neubegierde werden angewendet, und wie leicht kann man nicht Kinder ausfragen? Ihre Mama will ein Mägdchen wegthun? Iſt es wahr, daß ſie ſich ſo ſchlecht aufgeführt hat? = = Werden Sie nicht bald neue Kleider bekommen? ſie ſollten wohl welche haben, und ſo weiter. Sie beleidigen mich dadurch auf eine doppelte Weiſe. Sie gewöhnen meine Kinder dadurch zur Schwatzhaftigkeit, einem Laſter, welches nicht zeitig genug erſtickt werden kann. Iſt es nicht eine Schande für unſer Geſchlecht, daß wir, da uns unſere Pflicht ohnedem zu manchen kleinen Verrichtungen beſtimmt, die uns oft genug ermüden, unſere Zeit freywillig auf ſolche unedle Beſchäfftigungen verwenden wollen? Aber glauben Sie nicht, mein Herr Aufſeher, daß ihr Geſchlecht ganz frey von dieſem Fehler iſt. Es giebt auch Frager, die mich eben ſo mit ihren ausforſchenden Beſuchen plagen, und ſich in den Familien unentbehrlich machen wollen. Sollte es nicht angehen, daß man für dieſe Neugierigen eine Art Zeitung anlegte, darinnen ihnen von allen Kleinigkeiten und beſondern Einrichtungen in den Häuſern Nachricht ertheilt würde? Es könnte ihnen zu einem angenehmen Zeitvertreibe beym Thee- und Coffeetiſch dienen. Verfaſſer und Verfaſſerinnen wollte ich genug dazu vorſchlagen, und auch ſehr gerne einige Koſten zum Drucke geben, damit ich nur in meinem Hauſe verſchont bliebe.

Doch ich muß aufhören, mein Brief iſt ſchon ſehr lang. Schneiden ſie ſo viel davon ab, als Ihnen beliebt. Laſſen Sie mich aber nur bald die Abfertigung dieſer Leute in ihren Blättern leſen. Ich erwarte ſie mit Verlangen, und bin

Ihre

ergebenſte

Honoria.

* * *

Hundert zwey und neunzigſtes Stück.

Als ich unlängſt in der Geſellſchaft der Unſichtbaren war, ſo wurden mir viele freundſchaftliche Vorwürfe darüber gemacht, daß ich verſprochen hätte, ihre Unterredung über die Charaktere der Miß Byron und der Gräſinn Clementina zu beſchreiben. Sie hätten alſo, ſagte Henriette, alle meine Lebhaftigkeiten, die ich mir gegen Clementinen erlaubte, wiedererzählen, und ſo gar drucken laſſen wollen? Und auch die meinigen, fuhr Cäcilia fort, die ich in der Hitze des Streits eine Byron beſchuldigen konnte, daß ſie ungroßmüthig gegen die liebenswürdige Italienerinn gehandelt hätte, als ſie ſich entſchloß, ihren Grandiſon glücklich zu machen? Ja, wenn wir nicht die Ehre, Schiedsrichterinnen zu ſeyn, von uns abgelehnt hätten! Sie wiſſen, daß Philinde, Wilhelmine und Pulcheria ſich auf keine Vergleichung dieſer beyden

Charaktere einlaſſen wollten, daß unſre Goodworth bey unſerm Geplaudre immer ſchwieg, und da wir endlich ihre Meynung wiſſen wollten, ſchwer zu bewegen war, uns die Urſachen ſchriftlich anzuzeigen, warum ſie der Engelländerinn den Vorzug gab. Alſo kein Wort von unſrer Unterredung; aber den Brief von unſrer Goodworth laſſen ſie drucken. Dieſe würdige Frau ſetzte ſich zwar eine Zeitlang dagegen; ſie wurde aber doch endlich durch die Bitten ihrer Freundinnen überwunden, in den Druck deſſelben zu willigen. Hier iſt er.

Meine theure Cäcilia.

Sie verlangen von mir, ſie dringen in mich; alle meine Freundinnen thun es, und das auf eine ſo liebreiche und gütige Weiſe, Ihnen zu ſagen, warum ich in Carl Grandiſons Geſchichte den Charakter der Miß Byron dem Charakter der eben ſo liebenswürdigen als unglücklichen Clementine vorziehe, daß ich ſolches faſt für eine Verſuchung zur Eitelkeit halten möchte. Allein ich kenne die Partheylichkeit Ihrer Freundſchaft gegen mich, und dieß unterſtützt mich gegen dieſe angenehme Verſuchung. Erwarten Sie ja nicht, daß ich mich in eine Unterſuchung der verſchiednen Gründe einlaſſen ſoll, die man gebraucht hat, jedes von dieſen vortrefflichen Frauenzimmern über das andre zu erheben. Können Sie meynen, daß ich mir nur einen Augenblick lang einbilden wollte, es den Advocaten derſelben an Witz, Scharfſinn und Beredtſamkeit gleich zu thun? Gleichwohl müßte ich mir noch mehr, als das einbilden; wenn ich mir es einfallen ließe, ihren Streit zu entſcheiden. Und geſetzt, ich überſähe mir ſo viel Stolz, müßte ich nicht ein Buch über die Materie ſchreiben? Machen doch der Angriff und die Vertheidigung beynahe ein Buch aus! Ich aber ein Buch ſchreiben, und ein kritiſches Buch! O meine Cäcilia, ſie bedachten gewiß nicht, was ſie von ihrer Goodworth verlangten. Nein, darauf darf ich mich nicht einlaſſen; allein ich darf ihnen nun auch meine Gedanken nicht verſchweigen, um nicht gegen ihr allzufreundſchaftliches Vertrauen unerkenntlich zu ſcheinen. Was ich ihnen ſage, ſind meiſtens Anmerkungen, die ich ſchon machte, als ich meine Töchter dieſes vortreffliche Buch leſen ließ.

Ich will nicht gern weitläuftig ſeyn, meine Cäcilia. Alſo entdecke ich ihnen gleich einen allgemeinen Grund, warum ich Clementinen Henrietten nicht verziehen kann. Zum Vorzuge eines ſchönen Charakters vor dem andern erfodre ich mehr, als die Vortrefflichkeit gewiſſer einzelnen ſehr tugendhaften Handlungen, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, daß ſie von allen Menſchen erwartet werden müſſen, welche Religion und Rechtſchaffenheit haben, und ſo wohl ihre Geſinnungen als ihr Verhalten nach den Grundſätzen derſelben einzurichten bemüht ſind, zumal wenn die Unterlaſſung ſolcher Handlungen, wegen der Bewegungsgründe dazu, mehr als Uebereilung und Schwachheit ſeyn; wenn ſie unſre erſten und weſentlichſten Pflichten beleidigen würde. Und iſt nicht dieſes Clementinens Fall? Sie opfert die Leidenſchaft der Liebe ihrer Religion, ihrem Gewiſſen, und der Erhaltung ihrer Seele auf, deren Verluſt ſie fürchtet, wenn ſie Grandiſonen, nach dem Wunſche ihres Herzens, ihre

Hand giebt. Hätte ſie weniger thun dürfen? Oder hat ſie mehr gethan, als wir von jedem ernſtlich frommen und tugendhaften Menſchen erwarten müſſen? Wie wenig Gottſeligkeit und Gewiſſen muß ich nicht dem zutrauen, von dem ich mir erlaube, zu denken, er werde irgend einer Leidenſchaft nicht widerſtehen, ungeachtet er überzeugt iſt, daß wenn er ihr nachhängt ſeine Seligkeit in einer großen und unvermeidlichen Gefahr ſey? Würden wir wohl, meine Cäcilia, deswegen ſtolz auf unſre Töchter ſeyn, daß ſie ſich entſchließen könnten, lieber die Befriedigung dieſer oder jener Wünſche ihres Herzens aufzugeben, als wider ihr Gewiſſen zu handeln? Wollten wir ihnen dieſes als ein außerordentliches Verdienſt anrechnen, welches ihnen den Vorzug der Größe und Hoheit der Seele vor andern tugendhaften Frauenzimmern gäbe? Wenn wir dieſes thäten, ſo könnte ſolches nur durch unſre allzupartheyiſche Liebe gegen ſie entſchuldigt werden. Sollte alſo Clementine darum der Miß Byron mit Recht vorgezogen werden, ſo müßte man aus ihrem Charakter vermuthen, und mehr als vermuthen können, daß ſie in einem gleichen Falle nicht eben das gethan haben würde, was die liebenswürdige Italienerinn gethan hat. Ich kenne keinen Anlaß zu einer ſolchen Vermuthung; ich bin vielmehr durch die beſſern Einſichten, die Miß Byron hat, berechtigt, noch mehr von ihr zu erwarten. Ich muß hoffen, daß ſie in ähnlichen Umſtänden ihrem Gewiſſen, ihrer Religion und Seligkeit nicht allein die Befriedigung ihrer Leidenſchaft, ſondern ihre Leidenſchaft ſelbſt aufgeopfert haben würde, welches Clementine nicht gethan hat. Es iſt wahr, ſie ſchlägt die wirkliche Verbindung mit einem Grandiſon aus; aber hört ſie darum auf, ihn zu lieben? Sie bekämpft ihre Liebe; ſie ſetzt ihr Grenzen, wodurch ihre Religion geſichert wird; aber aus der Geſchichte wiſſen wir nicht, ob ihre Leidenſchaft nicht allein bekämpft, ſondern auch völlig beſiegt worden iſt; ob Clementine aufgehört hat, für einen Mann, an den ſie nicht mit der Hoffnung einer ehelichen Verbindung denken durfte, mehr Neigung und Hochachtung zu empfinden, als ſie billig für ihn haben ſollte. Sagen ſie nicht, der Mann war Grandiſon. Würden wir es Clementinen verzeihen können, wenn ſie einen andern, als ihn, um ihres Gewiſſens Willen, auszuſchlagen, Kampf und Selbſtbeherrſchung nöthig gehabt hätte; ſie, die nach den Grundſätzen ihres Glaubens noch dazu eine ſolche Handlung für verdienſtlich halten durfte? Ich liebe und verehre ſie ihrer Gewiſſenhaftigkeit wegen; aber vorziehen kann ich ſie darum einer andern Perſon nicht, von der ich vielleicht noch mehr zu erwarten berechtigt bin. Die Vorſehung, ſagte ich zu meinen Töchtern, bewahre euch vor ähnlichen Umſtänden; weniger aber könntet ihr darinnen nicht thun. Ihr müßtet Clementinen folgen, und zwar nicht deswegen, weil es eine außerordentliche Hoheit der Seele beweiſen würde, ſondern darum, weil es nicht mehr als Pflicht iſt, deren Beobachtung man auch von denen erwarten darf, die weniger Einſicht haben, als ihr habt.

Müſſen wir in den Urtheilen über uns ſelbſt und über andre das zum Grunde legen, was unſre völlige Schuldigkeit iſt, ſo geſtehe ich, weder Clementine noch Henriette hätten ſich die Leidenſchaft der Liebe gegen Grandiſonen erlauben ſollen; vielleicht den Wunſch, ihn zu beſitzen, aber nicht die Leidenſchaft, ehe ſich dieſer vortreffliche Mann um ſie bewarb. Unterdeß kann ich dieſes entſchuldigen, aber mehr bey Henrietten, als bey Clementinen. Ob es gleich Grandiſon war, den ſie zu lieben anfieng, ſo vereinigte ſich doch alles wider ſie, wodurch ſie hätte bewogen werden ſollen, mehr über ihr Herz zu wachen; der Stolz ihrer Familie, ihre Verbindung mit ihrer Kirche; die ſo große Verſchiedenheit des Glaubens; ſeine ausländiſche Geburt, und ein fremdes Intereſſe; die Aufführung Grandiſons, und ſeine Sorgfalt, bey aller ſeiner Höflichkeit und Freundſchaft alles zu vermeiden, was den geringſten Schein der Vermuthung erwecken konnte, daß er Abſichten auf ſie hätte, und beſonders die große Gewißheit, daß ihre Liebe gegen ihn die beſten Aeltern, Brüder und Verwandten, den einzigen Jeronymo ausgenommen, unausſprechlich betrüben würde. Ueberdieß wünſchten ſie alle, ſie mit dem Grafen von Belvedere, einem würdigen und unverwerflichen Manne ihres Glaubens, verbunden zu ſehen. Alles dieſes wirkte nicht eher auf ſie, bis ihre

Leidenſchaft ſchon ſo heftig geworden war, daß ſie nun die ganze Stärke ihrer Religion nöthig hatte, ſie zu bekämpfen. Henriette Byron, hätte billig auch ihr Herz beſſer bewachen ſollen. Allein alle ihre Verwandten, wünſchten ihre Verbindung mit ihrem Erretter, und hatten keinem andern Manne Hoffnung gemacht. Auch ſeine liebſten Freunde wünſchten, ſie im Ernſte ihre Schweſter zu nennen, ihre Leidenſchaft ſchien deswegen, ſo lange er noch frey war, mit ihrer Pflicht, ihrem Gewiſſen, und ihrer Vernunft beſtehen zu können. Am Stande war ſie ihm gleich; ihrer perſönlichen Eigenſchaften wegen nicht unwürdig, und ein geringeres Vermögen, das ſie hatte, konnte auf keiner Seite in Betrachtung kommen. Wo iſt hier der Vorzug?

Clementine ſcheint von der Natur eine größre Empfindlichkeit, und eine ſtärkere Einbildung empfangen zu haben. Ich will dieß zugeben; denn ſo wird es mir deſto leichter, ihre tiefe Melancholie, worinnen ihre Vernunft nicht Stärke genug wider ihre Leidenſchaft hatte, zu entſchuldigen. Wer entſchuldigt die nicht gern, die ihre Pflicht thun wollen, wenn auch die Kraft dem Beſtreben nicht gleich iſt? Entſchuldigen, und bedauren kann ich, bis zu Thränen gerührt werden; aber nicht bewundern. Denn Bewunderung ſetzt etwas voraus, das nicht von allen gefodert und erwartet werden kann, die Religion und Tugend haben.

Clementine konnte niemals ſo weit gehen, der Leidenſchaft der Liebe ihren Glauben aufzuopfern, oder ſich auch nur einer gewiſſen Gefahr, dieſes zu thun, auszuſetzen, als ſie dieſelbe mit Ueberzeugung befürchtete. Unterdeß war doch ihre Liebe ſo ſtark, daß ſie ſich nicht völlig ſo aufführen konnte, als es ihre Pflichten erfoderten. Der ganze Lauf ihrer Begebenheiten beweißt es.

Wie empfindlich begegnete ſie nicht dem Chevalier, als er auf Verlangen ihrer Aeltern, und zum Beweiſe, daß er ihr Herz nicht für ſich einzunehmen geſucht habe, mit ihr redete, warum ſie den Grafen Belvedere ausſchlüge? Er gab ihr freylich eine Erinnerung, aber ſie war auf ihrer Seite verdient, auf der ſeinigen mit vieler Zärtlichkeit geſagt. Nur eine nicht unterdrückte, obgleich nicht geſtandene Liebe konnte ſo ſprechen.

In dem Anfange ihrer Melancholie war Clementine ihrer Vernunft noch mächtig, und ſie wußte ſchon, daß die Urſache derſelben eine Liebe war, die ſie misbilligte. Sie empfand, daß ſie zu ſchwach wäre, ſie völlig zu beſiegen. Sie brauchte alſo Hülfe; warum verſchloß ſie denn in ihrem Herzen, was ſie empfand? Warum entdeckte ſie ſich nicht, wenn ſie auch den Pater Mareſcotti fürchtete, der Marggräfinn, ihrer Mutter, von der ſie mehr Nachſicht und Geduld erwarten konnte? Sie nicht zu bekümmern? Bekümmerte ſie dieſelbe durch ihr Stillſchweigen weniger? Mußte ſie nicht ſelbſt, als ihr Grandiſon dieſes vorhielt, geſtehen: wie rührend malen Sie meinen Eigenſinn, und meiner Mutter Gütigkeit? Ich gedenke nichts von ihrer Unfreundlichkeit gegen Camillen, die mehr als eine bloße Bediente war, damit Sie, meine Cäcilie, nicht denken, daß ich zu ungeneigt bin, zu entſchuldigen. Eben deswegen ſage ich nichts von ihrer Eiferſucht auf die Gräfinn Olivia.

Ich weiß, daß ſie in der tiefen Melancholie, worein ſie fiel, als ſie zu voreilig glaubte, daß Grandiſon ſie verſchmäht hätte, ſich ſelbſt überredete, nur ſeine Seele zu lieben, nur die Errettung derſelben von der Verdammniß zu wünſchen, und ſelbſt ganz frey von aller Abſicht auf ihn zu ſeyn. Allein dieſes war nur ein feiner Betrug ihrer Leidenſchaft und Einbildung. Kaum erfuhr ſie, was Grandiſon für Vorſchläge gethan hätte, ſo war ſie wegen der Verbindung mit ihm nicht allein unſchlüßig, ſondern ſie wünſchte auch die angebotenen Bedingungen anzunehmen, und, wie gern möchte ich das Gegentheil ſagen, faſt um ſo viel eifriger, je härter ihr begegnet wurde. Noch immer ſehen ſie eine bekämpfte aber keine beſiegte Liebe, die allein Größe und Hoheit der Seele in einem außerordentlichen Grade bewieſen hätte.

Aber ſie hatte Macht genug über ſich, als ſie aus ihrer tiefen Melancholie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, und ihm, mit einer allgemeinen Einwilligung ihrer ganzen Familie, und ſelbſt ohne einige Widerrede des Pater Mareſiotti die Hand geben durfte, ihrer feurigſten Neigung entgegen zu handeln, und das um ihres Glaubens Willen? Das geſtehe ich, meine Cäcilia; aber ſie hätte nicht die eifrige Catholikinn ſeyn können, die ſie war, ohne ſich zu dieſer Selbſtverläugnung zu entſchließen, da nach ihrer eignen Ueberzeugung, eine ewige Glückſeligkeit, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückt, oder ein ewiges Elend davon abhieng? Ich erneure meine Frage: Konnte ſie, durfte ſie weniger thun, ſo lange ſie dieſe Einſichten, und richtige Begriffe von der Glückſeligkeit hatte, die ſie von der Befriedigung ihrer Neigung erwarten konnte? Ich frage zu gleich, was für Grund man hat, von der Fräulein Byron zu fürchten, daß ſie in gleichen Umſtänden weniger gethan haben würde? Gleichwohl gründet man eben darauf den Vorzug, den man Clementinen vor ihr giebt. Iſt es gerecht und unpartheyiſch, ſie deswegen unter die vortreffliche Italienerinn zu erniedrigen, daß ſie nicht ſo unglücklich war, und deswegen nicht thun konnte, was Clementine zu thun für ihre Pflicht hielt? Wurde Grandiſon von ihr nicht eben ſo zärtlich, ob gleich nicht auf eine ſo heftige Art geliebt, und konnte ſie nicht ernſtlich wünſchen, daß Grandiſon die beſte Catholikinn glücklich machen möchte? Beſtrebte ſie ſich nicht, ſich über den Verluſt eines von ihr gehofften Glücks zu beruhigen, als derſelbe ihr gewiß zu ſeyn ſchien?

Clementine ſchlug die Verbindung mit Grandiſonen aus, als ſie in ihrer Macht war, weil ihr die Gefahr eines ewigen Elendes von dem Gegentheile unzertrennlich zu ſeyn ſchien. Gleichwohl konnte ſie dieſes für eine groſſe Handlung halten. Würden ſie ſie nicht vielmehr bewundern, wenn ſie ſelbſt demüthiger davon gedacht hätte? Wurde ihr nicht dieſe groſſe Handlung dadurch erleichtert, daß ſie gewiß ſeyn konnte, ſie würde ihre Aeltern und Verwandten auſſerordentlich dadurch erfreuen, ungeachtet ſie alle in ihre Vermählung willigten, weil bloß Mitleid und Liebe gegen eine unglückliche Tochter ſie dazu bewogen hatten? Ich will durch dieſe Anmerkungen den Werth ihrer Selbſtverläugnung nicht verringern; ich will nur verhindern, daß er nicht übertrieben werde.

Erinnern ſie ſich, meine geliebte Freundinn, daß Clementina ſagen, und mit Ueberzeugung denken konnte: „Ich kann niemals
„mit einem Manne glücklich ſeyn, den ich für
„einen Ketzer halte, und den Augenblick, da
„ich aus Zärtlichkeit, aus Pflicht ihn nicht
„dafür halte, werde ich aufhören katholiſch zu
„ſeyn. Ein Gemahl, Herr Grandiſon, der
„ein Kind des Verderbens iſt; welche Frau
„kann den Gedanken vertragen?„ Gleichwohl bleibt er immer der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Wünſche für ſich; er iſt, je mehr ſie ſich übertreffen will, auch da ſie in ihn dringt, ſich zu vermählen, ihr zu ihrer Glückſeligkeit unentbehrlich, ſo unentbehrlich, daß ſie von ihm ſelbſt in dem Entſchluſſe geſtärkt werden muß, der Ueberzeugung ihres Gewiſſens in ihrem Verhalten getreu zu bleiben. Laſſen Sie die Grundſätze, nach denen unſer Herz mit ſeinen Leidenſchaften und Wünſchen eingerichtet ſeyn ſoll, laſſen Sie dieſe den Ausſpruch thun, ob ein ſolcher Charakter gebilligt; ob er gar bewundert werden dürfe?

Was bewundert werden darf, darf auch nachgeahmt werden. Wollten wir; ich wiederhole meine erſte Frage, an unſern Töchtern eine ſolche Leidenſchaft gutheißen, wenn ſie ſich nur, unter der Herrſchaft derſelben, wie Clementine, betrügen? Laſſen Sie ſich nicht durch Richardſons rührende Vorſtellung und Erzählung hinreißen. Sie zeigt uns, daß die liebenswürdige Enthuſiaſtinn ſehr unglücklich war, und dieß kann das zärtlichſte Mitleid gegen ſie erwecken; wie ſehr ſind nicht aber bedauern und vorziehen unterſchieden!

Als Grandiſon zum letztenmale Abſchied nimmt, ſagt Clementine: „Habe ich ihnen „nicht gemeldet, Chevalier, daß ich Stolz beſitze? = = Ach, Herr Grandiſon, ſie haben „ſolches vorlängſt ausfündig gemacht! Stolz „wird bey den Frauenzimmern größre Dinge „verrichten, als Vernunft thun kann.„ Ich preiſe ſie wegen dieſes edeln Geſtändniſſes. Einen Fehler aufrichtig geſtehen, iſt faſt eine Genugthuung für denſelben. Aber Stolz, wie fein er auch ſeyn mag, und außerordentliche vorzügliche Hoheit! Ich kann beydes nicht mit einander vereinigen. Er hatte gewiß in ihre Selbſtverläugnung zum Beſten ihrer Seele einigen Einfluß. Sie ſah und glaubte, daß Grandiſon ſie liebte; aber ſie ſah auch, daß bey ſeiner Liebe gegen ſie viel großmüthiges Mitleid war. Wäre es ihm erlaubt geweſen, ſich mit mehr Leidenſchaft um ſie zu bewerben. = = Jedoch man muß auch oft wider die Wahrſcheinlichkeit von guten Charakteren das Rühmlichſte erwarten.

Ich wollte erſt nichts von Clementinens Eiferſucht, gegen die Gräfinn Olivia ſagen. Aber da ich eben die Stellen wieder durchleſe, worinnen ſie dieſelbe äußert, ſo deucht mich, muß ich ſagen, daß ſie in dieſem Punkte viel Nachſicht brauche. Es miſcht ſich in ihre Eiferſucht eine gewiſſe Feindſeligkeit und Eitelkeit, die mit einem ſehr vollkommnen Charakter, beſonders mit der wahren Hoheit der Seele nicht recht wohl beſtehen kann. Sagen ſie nicht, daß ich allzuſtrenge ſey. Ich will gern entſchuldigen; Clementine beſitzt liebenswürdige Eigenſchaften genug, um dieſes mit Vergnügen thun zu können. Wenn es aber darauf ankömmt zu beſtimmen, was man bewundern oder nicht bewundern müſſe, und wir beurtheilen nur den Menſchen, nach dem was er ſeyn ſoll, ſo iſt ein richtiges Urtheil kein ſtrenges Urtheil, wenn wir zumal mit ſeinen Schwachheiten nicht, als mit Laſtern umgehen.

Ich will mich nicht zur Lobrednerinn ihrer Aeltern und Verwandten aufwerfen; noch weniger will ich den Grafen von **Belvedere**, wegen der Beſtändigkeit ſeiner Leidenſchaft preiſen; denn ich glaube, Grandiſon hätte ſich in ſeinen Umſtänden auf eine andre Weiſe verhalten. Urtheile ich aber darum zu ſtrenge, wenn ich glaube, Clementine hätte, den Foderungen der Pflicht nach, auf dem Wunſch, ins Kloſter zu gehen, weniger beſtehen ſollen; es ſtritten gewiß zu viele, zu ſtarke Gründe wider denſelben. Sie hätte erhabner gehandelt, wenn ſie eher bewogen worden wäre, wenigſtens zu verſuchen, ob ſie mit der Zeit willfähriger gegen die zärtlichen Wünſche ihrer Aeltern werden könnte. Waren ſie nicht willfähriger gegen ſie geweſen, als ſie zu erwarten berechtigt war? Und konnte ſie ſichs verbergen, daß ſie kein freyes Herz ins Kloſter bringen würde, wenn man ihr auch in dieſem Punkte nachgeſehen hätte?

Ihre Reiſe nach Engelland, meine liebe Cäcilia, haben Sie ſelbſt mit vieler Furchtſamkeit entſchuldigt. Gemüthsverwirrung, aber nicht Krankheit, oder vielmehr eine Art von Verzweiflung, daß ihr Wunſch, unverehlicht zu bleiben, nicht befriedigt; daß ſie vielleicht, obgleich auf keine harte Weiſe, überredet werden möchte, ſich zu vermählen, dieß war die wahre Urſache eines übereilten Schrittes, den ſie am meiſten zu bereuen hatte. Welche Lehren können nicht Aeltern und Töchter daraus ziehen! Wie nöthig iſt es, bey unſern weichern und empfindlichern Herzen frühzeitig die Vernunft wider unſre Leidenſchaften zu ſtärken, und uns zu gewöhnen, Widerſtand nicht allein zu ertragen, ſondern ihm auch, wo es unſer Pflicht erfodert, ſo willig, als möglich iſt, zu weichen! Es verſteht ſich, daß ich hier mehr als laſterhafte oder ſtrafbare Leidenſchaften meyne. Unſer Gemüth darf und muß ſehr oft bewegt werden; aber wir ſind nur in dem Grade vollkommen und glücklich, in welchem die Vernunft; (die Religion iſt die beſte Vernunft;) Meiſterinn über die Empfindungen und Bewegungen unſers Herzens iſt.

Ich muß es in der That misbilligen, liebſte Freundinn, daß Clementine beleidigt wurde, als ſie glaubte, daß ihr Aemiliens Beyſpiel zur Nachahmung vorgehalten würde. Das Mägdchen, mein Muſter! Arme, arme Clementina! Wie biſt du gefallen! Ich will aus dieſem Lande fliehen. = = Nunmehr ſehe ich in dem ſtärkſten Lichte, was für einen übereilten Schritt ich gethan habe, da ich zu demſelben geflohen bin. Nein, ich kann einiges in ihrem Verhalten mehr entſchuldigen, als dieſes, ob ich es gleich um vieler edlen Eigenſchaften und Handlungen willen auch vergebe. War nicht die Handlung, die zur Nachahmung empfohlen wurde, eine Tugend, und muß nicht jede Tugend, wo wir ſie auch finden, ein Muſter für uns ſeyn? Zwar beredete ſich Clementine, und ihre lebhafte Einbildung machte, daß ſie es glaubte, ihre

Leidenſchaft gegen den würdigſten Mann gienge einzig und allein auf ſeine Seele, und ihre Errettung; wie ſich Aemilia beredete, ihn bloß ſeiner Tugenden wegen zu lieben. Allein, wenn man auch einen Unterſchied in der Leidenſchaft annimmt, ſo wollte doch die Fräulein Jervois ſie beſtreiten, und verdiente ſie nicht darinnen ein Muſter für alle zu ſeyn, die auch eine Leidenſchaft zu beſtreiten hatten, geſetzt auch, daß ſie in einem gewiſſen Grade edler und unſchuldiger geweſen wäre?

Erniedrigen Sie nur meine Clementine nicht zu ſehr, ſagten Sie, meine liebſte Cäcilia, als ich neulich von ihnen weggieng. Wie ſollte ich das thun können, meine theureſte Freundinn? Iſt ſie nicht auch meine Clementine? Ich wünſche bloß gerecht zu ſeyn, und zwar bloß deswegen, damit ein ſo vortreffliches Werk, als Grandiſons Geſchichte iſt, unſern Töchtern ganz nutzen möge. Ich verehre Clementinen wegen ihrer Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Da einmal ihre Leidenſchaft ſo heftig war, konnte ſie ihrer Pflicht kein größers Opfer bringen. Ihre Verſöhnlichkeit gegen Lauranen, iſt nach den Begriffen ihres Glaubens ſehr verdienſtlich; ihre Liebe gegen die glückliche Gemahlinn Grandiſons einer groſſen Seele würdig. Man darf auch von ihrem vortrefflichen Charakter erwarten, daß ſie endlich den Sieg über ihre Leidenſchaft vollenden werde, wenn erſt ihre edle Phantaſie, ſich mit der Schönheit einer völligen Willfährigkeit, gegen die Wünſche ihrer Familie lebhaft genug beſchäfftigen, und mit ihrer Vernunft in eine völlige Harmonie gebracht ſeyn wird.

Ich verehre alſo Clementinen, ungeachtet der Entſchuldigungen, die ſie braucht. Erlauben ſie mir nun, daß ich der Clementina von Engelland einigen Vorzug geben dürfe. Die Urſache, warum ich ſie vorziehe, iſt nicht die, daß ich ſie von mehr vortrefflichen Seiten kenne, als ihre Freundinn; ich kann Niemanden Vorzüge darum abſprechen, weil es mir vielleicht nur an Gelegenheit gefehlt hat, ſie zu entdecken. Wir kennen von Clementinens Leben nur die Zeit, wo ſie durch eine nicht gleich in ihrem erſten Urſprunge bekämpfte

Leidenſchaft unglücklich wird, und darinnen konnten wir ſie nur von einigen vortrefflichen Seiten kennen lernen. Ich ziehe Henrietten vor, weil ich weniger, bey ihr zu entſchuldigen finde; weil mir ihre Vernunft ſtärker, als ihre Empfindlichkeit; (ich nehme Empfindlichkeit im beſten Verſtande;) und als ihre Einbildung zu ſeyn ſcheint, und zwar mehr durch die beſtändige Uebung derſelben, als durch die Hülfe des Temperamentes; weil ſie endlich, nach meinem Urtheile, einen höhern Grad der wahren Demuth beſitzt, als Clementina. Ich wollte erſt die verſchiednen Züge ihres Charakters ſammeln; aber ich ſehe, daß, wofür ich mich doch ſo ſehr fürchte, mein Brief wirklich das Anſehen eines Buches zu gewinnen anfängt, und deswegen will ich nur noch wider zween Vorwürfe, welche Henrietten gemacht werden, meine Gedanken ſagen. Ihre Geſundheit leidet einiger maßen, als ſie die Hoffnung aufgiebt, Grandiſons Gemahlinn zu werden, damit Clementina glücklich ſeyn möge, welches ſie ernſtlich wünſcht, und dieß ſetzt man der Melancholie entgegen, worein die liebenswürdige Italienerinn verfiel. Aber mit welchem Rechte? Ich bitte Sie des ehrwürdigen Bartletts Worte zu erwägen: Lady G. ſagt er, hat in der Beſchreibung ihres Befindens, ihre Furcht mit ihrer Liebe vermengt. Das Fräulein Byron kann nicht anders als liebenswürdig ſeyn. Ihre Geſichtsfarbe iſt noch hübſch. Sie iſt freudig aufgeräumt, und ergiebt ſich. Es war alſo noch keine wirkliche Abzehrung da, und ich habe Vertrauen genug zu ihrer Vernunft, daß ſie, wenn Clementina wirklich Grandiſons Gemahlinn geworden wäre, ihre Farbe wieder erhalten hätte. = = Aber es war nicht großmüthig genug, ſeine Hand anzunehmen, und dadurch Clementinen alle Hoffnung zu nehmen, noch einmal ſeine Gemahlinn zu werden? Ich frage hierauf: welche Pflicht verlangte es, ſeine Hand nicht anzunehmen, als Clementina ſelbſt darauf drang, und allein darauf die Hoffnung ihrer Beruhigung gründete? Geſetzt, ſie hätte eine in meinen Augen falſche Großmuth zeigen wollen: Hätte das nicht vielleicht Clementinen veranlaſſen können, noch wider ihr Gewiſſen zu handeln, weil vielleicht ihre Leidenſchaft durch die Hoffnung allzuſehr geſtärkt worden wäre?

Jedoch ich muß aufhören, meine Cäcilia, und Sie bitten, meiner Meynung nicht eher zu ſeyn, bis ſie überzeugt ſind. Ich habe Ihnen bloß meine Meynung geſagt, die ich, als ich beyde Charaktere verglich, mehr auf die Regeln der Sittenlehre, als auf Empfindungen gründen wollte, welche, deucht mich, nicht ſo ſicher urtheilen laſſen, als jene. Ich bin mit der lebhafteſten Empfindung,

Meiner theuren Cäcilia

zärtlichſte Freundinn,

A. Goodworth.

* * *

Hundert drey und neunzigſtes Stück.

Glücklich iſt derjenige, der mit Freudigkeit auf ſein vergangnes Leben zurückſehen, und vor den Handlungen, die nun außer ſeiner Gewalt ſind, nicht erſchrecken, noch die ſchmerzlichſten Empfindungen einer Reue fürchten darf, die in dem, was einmal geſchehen iſt, nichts ändern kann! Eine ſolche Erinnerung iſt eine von den ſchönſten Belohnungen der Tugend. Keine Freude kann unſchuldiger ſeyn, als die Freude aus einer ſolchen Quelle, wenn der Tugendhafte nur die Eitelkeit abhält, ſich in dieſe erlaubte Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu miſchen. Und kann es ihm ſchwer fallen, der Eitelkeit den Zugang zu ſeinem Herzen zu verwehren? Was braucht er mehr dazu, als eine richtige Erkenntniß ſeiner ſelbſt? Auch die beſten Handlungen haben Seiten, die uns nicht gefallen können, wenn wir uns gewöhnet haben, unpartheyiſch zu urtheilen. Ein Menſch erblicke in ſeinem Leben eine noch ſo lange Reihe von Tugenden; er wird immer Urſachen behalten, ſich derſelben nicht zu überheben, und wenn er vor dem Anblicke der vergangnen Tage nicht erzittern darf, ſo wird er doch genug darinnen ſehen, worüber er erröthen muß. Er wird gewahr werden, bald, daß er nicht alles Gute, das in ſeiner Gewalt war, gethan; bald, daß er dasjenige, was er ausübte, nicht auf die vortreflichſte Art gethan hat. Findet er Handlungen, die gebilligt zu werden verdienen, ſo wird er auch Uebereilungen, Nachläßigkeiten und Schwachheiten ſehen, welche Nachſicht und Vergebung brauchen. Eine richtige Vergleichung der Thaten mit den Regeln wird ihn lehren, daß der Entwurf, den er ſich von ſeinem Leben machte, vortrefflicher als die Ausführung iſt. Gewiß ein kräftiges Gegengift wider alle Reizungen zur Eitelkeit!

Mit ähnlichen Geſinnungen müſſen billig Scribenten, die ſich bewußt ſind, die Gaben ihres Geiſtes zum Dienſte der Religion, der

Tugend und des guten Geſchmackes gebraucht zu haben, ihre Arbeiten betrachten. Sie dürfen ſich freuen, wenn ſie ſich das Zeugniß geben können, niemals einem Laſter geſchmeichelt, niemals eine Unordnung des Herzens begünſtigt, ſondern nur die Rechtſchaffnen aufgemuntert, und die Hoheit und Würde der Tugend behauptet zu haben. Der Beyfall, den ſie erhalten, darf ihnen angenehm ſeyn, wenn ſie nicht vergeſſen, daß die Achtung, womit ihre Schriften beehrt werden, kein Beweis iſt, daß ſie der Nachſicht ihrer Leſer nicht bedürfen.

So ſehe ich die moraliſche Arbeit an, die ich nun, ähnlicher Beſchäftigungen wegen, beſchlieſſe. Sie hat in meinem zweyten Vaterlande, drey Jahre nach einander Leſer gefunden, die ſie immer ihrer Aufmerkſamkeit gewürdigt, haben. Ich glaube, mir ohne Stolz den Gedanken erlauben zu können, daß mich niemals, weder die Abſicht noch der Inhalt meiner Blätter gereuen werde, weil ich zugleich aufrichtig geſtehen kann, daß ich mich eines unverzeihbaren Stolzes ſchuldig machen würde, wenn ich mir einbilden wollte, daß die Ausführung allezeit meinen eignen Entwürfen und Wünſchen gleich gekommen wäre. Zwar hatte ich bey einem jeden Blatte den Willen, nicht zu tief unter meinem Plane zu bleiben. Aber wer ſich entſchließt, die Welt an gewiſſen und beſtimmten Tagen zu unterhalten, der wird zu ſeinen Arbeiten zuweilen eine zerſtreute Aufmerkſamkeit, ein überhäuftes, oder auch unwilliges Gedächtniß, eine ermattete oder allzulebhafte Einbildung bringen, und wird er; dann, wenn er auch die Kräfte ſeines Geiſtes noch ſo ſehr zu ſammeln, zu regieren, und anzufeuern ſich bemüht, ſeine eignen Forderungen befriedigen können? Wie ernſtlich iſt denn mein Wunſch nicht, daß ich mehr noch durch meine Abſichten, als durch ihre Ausführung nutzen möge!

Unterdeß würde ich der Nachſicht meiner Leſer noch mehr bedürfen, wenn ich nicht zuweilen einen Beytrag von geliebten Freunden erhalten hätte, deren Namen ich in dem Verzeichniſſe der einzelnen Stücke dieſes moraliſchen Werkes anzeigen werde. Ich habe unter denſelben den Verfaſſer des Meſſias oft nennen können. Mit welchem Vergnügen, da, wenn dieſe Arbeit noch in den künftigen Zeiten, von einigen Freunden der Jugend geleſen werden ſollte, ſie vielleicht ſeine Stücke, als ein **Denkmal** unſrer Vertraulichkeit und Freundſchaft betrachten werden!

Einige allzugütige Leſer haben, als ſie aus dem Vorberichte zum zweyten Theile ſahen, daß ich dieſe Arbeit mit dem dritten Bande beſchließen wollte, eine längere Fortſetzung gewünſcht. Allein die Kräfte können bey einerley Art der Arbeit ermüden, wenn auch der Vorſatz, ihr alle uns mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht ermüdet. Geſchieht dieſes, ſo wird der ermüdete Scribent, auch die Leſer ermüden, und was kann er dann für Nutzen von ſeinen Arbeiten erwarten? Alſo muß ihn bloß die Furcht einer ſolchen Möglichkeit bewegen, ſeine Leſer zu verlaſſen, ehe ſie gleichgültig gegen ihn werden; da, wenn er ſich auch immer gleich bleiben könnte, die menſchliche Natur doch ſo geartet iſt, daß ſchon die Gewohnheit des Guten, eine gewiſſe Art der Unempfindlichkeit gegen daſſelbe hervorbringt. Er hat aber eine beſondre Verbindlichkeit dazu, wenn er hoffen kann, daß der Platz, den er verläßt, auf eine für das Publicum vortheilhaftere Weiſe werde erſetzt werden.

Dieſes darf ich nicht allein hoffen; ich darf es ankündigen. In die Stelle des Aufſehers, wird ein patriotiſcher Zuſchauer treten, von dem ich weiß, daß es einem guten Genealogiſten nicht ſchwer fallen ſollte, ſeine Abſtammung von dem großbritanniſchen Zuſchauer, noch glücklicher herzuleiten, als ich bewieſen habe, Arthur Ironſide ſey ein Sohn von Neſtor Ironſiden. Das einzige muß ich erinnern, daß man ſeinen Geſchlechtsnamen, weil er wirklich in unſerm Reiche gebohren worden iſt, in einen andern verwandelt hat. Ich ſage dieſes meinen Leſern in Vertrauen.

weil er, obgleich ohne Urſache fürchtet, daß man ihn für ſtolz halten würde, wenn er ſelbſt von ſeinen Ahnen reden wollte. Welch einen Vorzug vor mir wird ihm nicht allein die Däniſche Sprache geben, wenn ich auf den Nutzen ſehe, der unter uns davon erwartet werden kann! Wie viele Rechte hat ein däniſcher Scribent nicht zu einer gröſſern Freymüthigkeit, zu einem ausgebreitetern Lobe oder Tadel vor dem voraus, der ſich immer erinnern muß, daß er in einem zweyten Vaterlande ſchreibt; ob er ſolches gleich ſo redlich liebt, und ſeine Glückſeligkeit ſo eifrig wünſcht, als ob es das Erſte wäre. Von dem engliſchen Zuſchauer wurden, wie er herauskam, gleich von jedem Blatte neuntauſend Stücke verkauft. Man fand ihn in allen Häuſern, auf allen Schreibpulten, auf jeder Toilette, und er wurde in kurzer Zeit bey dem Theetiſche ſo unentbehrlich als das Frühſtück. Was noch eine gröſſere Achtung ſeiner Nation für ihn beweiſt, iſt dieſes, daß jedermann die zweyte Auflage haben wollte. Man iſt gewiß in London nicht vaterländiſcher,

diſcher, als in Kopenhagen. Sollte alſo ein däniſcher Zuſchauer, wenn er ſeinen Vorfahren Ehre machte, verhältnißweiſe hier nicht eben den Beyfall erwarten dürfen, den der Engliſche in Großbritannien gefunden hat?

Die Verſammlungen der Unſichtbaren werden, wie ich hoffe, nicht unterbrochen werden. Ich gehe darauf um, das Amt eines Sekretairs in die Hände des patriotiſchen Zuſchauers aufzugeben. Da er eben die Abſichten haben wird, die mir allezeit heilig geweſen ſind, die Abſichten, Tugend und Geſchmack an allem, was edel und vortrefflich iſt, anzupreiſen, ſo iſt itzt mein eifrigſter Wunſch der, daß ſeine Arbeit dienen möge, den Rechtſchaffnen zu erbauen, aufzumuntern und zu befeſtigen, den Laſterhaften zu beſchämen und zu beſſern, den guten Geſchmack in den Schriften, und beſonders auf dem Theater auszubreiten, die Verderbniß auch der äußerlichen Sitten dadurch einzuſchränken, und durch alles dieſes der Ehre unſrer Nation einen neuen Glanz zu geben. Unſre gegenwärtige Glückſeligkeit iſt groß; wir können es aber von der Gnade der Vorſehung erwarten, daß ſie noch gröſſer, und zugleich unvergänglich ſeyn werde, je mehr ſich alle, die ihr Vaterland lieben, mit Ernſt beſtreben, Wahrheit, Gottſeligkeit und Tugend, unter uns nicht allein fortzupflanzen, ſondern auch die Schönheit und Würde derſelben, durch ihre eignen Beyſpiele zu verherrlichen.

Verzeichniß
der in den drey Bänden
des nordiſchen Aufſehers
enthaltnen Stücke,
mit den Namen der Verfaſſer.

Erſter Band.

Erſtes Stück. Entdeckt die Abſichten des Aufſehers. J. A. Cramer.

Zweytes Stück. Handelt von der Freude über das allgemeine Beſte. Cr.

Drittes Stück. Handelt von der gemeinſchaftlichen Aufſicht. Ebenderſ.

Viertes Stück. Giebt Nachrichten und Auszüge von den Werken des Canzlers Dagveſſeau. Ebd.

Fünftes Stück. Von den Pflichten der gemeinſchaftlichen Aufſicht. Cr.

Sechſtes Stück. Enthält Briefe über das Vorhaben des Aufſehers. Ebd.

Siebendes Stück. Setzt die Auszüge aus dem Dagveſſeau fort. Ebd.

Achtes Stück. Preiſt die Schamhaftigkeit an. Ebd.

Neuntes Stück. Handelt von des Biſchof Buttlers Analogie zwiſchen der Natur und dem Glauben. Ebd.

Zehntes Stück. Enthält ein Lob des Däniſchen Herrn Oberkammerherrn, Carl von Pleß. Ebd.

Eilftes Stück. Widerlegt das Vorurtheil von der Rechtſchaffenheit ohne Religion. Ebd.

Zwölftes Stück. Handelt von der falſchen Schamhaftigkeit. Ebd.

Dreyzehntes Stück. Preiſt Youngs Nachtgedanken an. Ebd.

Vierzehntes Stück. Enthält Briefe. Die beyden erſten von J. F. Bariſien, die andern vom Herausgeber.

Funfzehntes Stück. Eine Ode auf das Leiden Chriſti. Cr.

Sechzehntes Stück. Ein Lied über die Auferſtehung Jeſu Chriſti. Cr.

Siebenzehntes Stück. Eine Betrachtung über Julian den Abtrünnigen von Fr. Klopſtock. Ein Brief über Bolingbroken von Cr.

Achtzehntes Stück. Eine Ode auf den Geburtstag des Königes. Cr.

Neunzehntes Stück. Wider die geſellſchaftlichen Lügen. Cr.

Zwanzigſtes Stück. Von der Nothwendigkeit der Selbſterkenntniß. Cr.

Ein und zwanzigſtes Stück. Von Heinrich Beaumonts moraliſchen Schriften, deren eigentlicher Verfaſſer Spence iſt. Cr.

Zwey und zwanzigſtes Stück. Von Buttlers Analogie. Cr.

Drey und zwanzigſtes Stück. Von dem wahren und falſchen Charakter eines gefälligen Weſens. Cr.

Vier und zwanzigſtes Stück. Von Baſedows praktiſcher Philoſophie für alle Stände. Cr.

Fünf und zwanzigſtes Stück. Von der beſten Art über Gott zu denken. Klopſtock.

Sechs und zwanzigſtes Stück. Von der Sprache der Poeſie. Klopſtock.

Sieben und zwanzigſtes Stück. Die Geſchichte des Aufſehers. Cr.

Acht und zwanzigſtes Stück. Von der Beſcheidenheit. Klopſtock.

Neun und zwanzigſtes Stück. Von Baſedows praktiſcher Philoſophie. Cr.

Dreyſigſtes und ein und dreyſigſtes Stück. Von den Einwürfen wider die Religion, und den Regeln, wie ſie beurtheilt werden müſſen. Cr.

Zwey und dreyſigſtes Stück. Von der Scharfſichtigkeit im Fehlerhaften anderer Menſchen. Cr.

Drey und dreyſigſtes Stück. Wider die Trunkenheit. Cr.

Vier und dreyſigſtes Stück. Von dem Menſchenfreunde des Marquis von Mirabeau. Cr.

Fünf und dreyſigſtes Stück. Von der Traurigkeit über den Tod geliebter Perſonen. Cr.

Sechs und dreyſigſtes Stück. Von Mirabeaus Menſchenfreunde. Cr.

Sieben und dreyſigſtes Stück. Enthält verſchiedne Briefe moraliſchen Inhaltes von Cr. Der letzte über die Portraite einiger Dichter, vor der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, iſt von einem Ungenannten.

Acht und dreyſigſtes Stück. Von Mirabeaus Menſchenfreunde. Cr.

Neun und dreyſigſtes Stück. Ein Schreiben, worinnen gefragt wird, ob ein Menſch von Vermögen ſich einer gewiſſen Hauptbeſchäfftigung widmen müſſe. Cr.

Vierzigſtes Stück. Von Mirabeaus Menſchenfreunde. Cr.

Ein und vierzigſtes Stück. Von der Gegenwart des Geiſtes. Cr.

Zwey und vierzigſtes Stück. Von dem Fehler, andre nach ſich zu beurtheilen. Klopſtock.

Drey und vierzigſtes Stück. Von dem Range der ſchönen Künſte und der ſchönen Wiſſenſchaften. Klopſtock.

Vier und vierzigſtes Stück. Ode über die Allgegenwart Gottes. Klopſtock.

Fünf und vierzigſtes Stück. Brief von den Moden. Von der Frau Klopſtock.

Sechs und vierzigſtes Stück. Von der Erziehung des Aufſehers. Cr.

Sieben und vierzigſtes Stück. Fortſetzung davon. Cr.

Acht und vierzigſtes Stück. Fortſetzung davon. Cr.

Neun und vierzigſtes Stück. Von dem Publico. Klopſtock.

Funfzigſtes Stück. Von der Erziehung des Aufſehers. Cr.

Ein und funfzigſtes Stück. Von der Allgemeinheit der moraliſchen Geſetze. Die Materie iſt von Herr Baſedow; die Ausarbeitung von Cr. Ein Brief von den Rechthabern. Cr.

Zwey und funfzigſtes Stück. Von dem Maytage, einem däniſchen Gedichte des Herrn Tullin Braumann. Cr.

Drey und funfzigſtes Stück. Briefe vom Stadtleben und Landleben. Cr.

Vier und funfzigſtes Stück. Von den neuen Amazonen. Cr.

Fünf und funfzigſtes Stück. Von dem öffentlichen Gottesdienſte. Cr.

Sechs und funfzigſtes Stück. Von den Eigenſchaften eines tugendhaften Frauenzimmers, in dem Charakter der Amalia. Cr.

Sieben und funfzigſtes Stück. Von den Gleichniſſen der heiligen Schrift. Cr.

Acht

Acht und funfzigſtes Stück. Von dem Gebrauche der Ruthe, bey der Erziehung. Cramer.

Neun und funfzigſtes Stück. Ode auf die Geburt des Erlöſers. Cr.

Sechzigſtes Stück. Von der Erinnerung an die vergangne Zeit. Cr.

Zweyter Band.

Ein und ſechzigſtes Stück. Ode über die Zeitumſtände. Cr.

Zwey und ſechzigſtes Stück. Von dem Gebrauche der Zeit. Cr.

Drey und ſechzigſtes Stück. Ueber eine königliche Verordnung von der Aufhebung der Gemeintriften. Cr.

Vier und ſechzigſtes Stück. Briefe über das Stück, vom Gebrauche der Zeit. Cramer.

Fünf und ſechzigſtes Stück. Von der Noth-

Nothwendigkeit großer Begriffe von Gott. Cramer.

Sechs und ſechzigſtes Stück. Von dem Umgange des männlichen und weiblichen Geſchlechtes, und der Schuldigkeit einer gemeinſchaftlichen Verbeſſerung des einen und des andern. Cr.

Sieben und ſechzigſtes Stück. Von einer Geſellſchaft unſichtbarer Aufſeherinnen. Cr.

Acht und ſechzigſtes Stück. Fortſetzung von dem vorigen. Cr.

Neun und ſechzigſtes Stück. Von dem Vergnügen aus den ſchönen Wiſſenſchaften. Cr.

Siebenzigſtes Stück. Drey Briefe, die Aufſeherinnen betreffend. Von J. F. Bariſien. Ein Brief von der Erſcheinung eines Cometen. Cr.

Ein und ſiebenzigſtes Stück. Wie man Kinder belohnen müſſe. Cr.

Zwey und ſiebenzigſtes Stück. Fortſetzung der vorigen Materie. Cr.

Drey und ſiebenzigſtes Stück. Nachricht von dem Leben der Frau Rowe. Cr.

Vier und ſiebenzigſtes Stück. Ode auf den Geburtstag des Königes. Cr.

Fünf und ſiebenzigſtes Stück. Auszüge aus den Schriften der Frau Rowe. Cramer.

Sechs und ſiebenzigſtes Stück. Von dem Vorzuge eines guten Herzens vor einem großen Verſtande. Cr. Ein Brief von der Aufmerkſamkeit auf die Muſik. Cr.

Sieben und ſiebenzigſtes Stück. Eine Ueberſetzung des 69. Pſalms. Cr.

Acht und ſiebenzigſtes Stück. Das Anſchauen Gottes, eine Ode. Klopſtock.

Neun und ſiebenzigſtes Stück. Ein Brief von der Prahlerey einiger Freygeiſter. G. B.

G. B. Funke. Ein Brief von den Schmeißfliegen der Geſellſchaft. Ein andrer Brief von den Mägen in Geſellſchaften, von einem Ungenannten.

Achtzigſtes Stück. Von der Muſik, als einem Theile einer guten Erziehung. F.

Ein und achtzigſtes Stück. Von dem Rückfalle aus der Tugend. Cr.

Zwey und achtzigſtes Stück. Von dem regenfußiſchen Conchylienwerke. Cr.

Drey und achtzigſtes Stück. Eine Ueberſetzung des 58. Pſalmes. Cr.

Vier und achtzigſtes Stück. Betrachtungen über die Schönheiten des 68ſten Pſalms. Cr.

Fünf und achtzigſtes Stück. Von dem Wachsthume in tugendhaften Fertigkeiten. Cr.

Sechs und achtzigſtes Stück. Von dem Gebrauche guter Gelegenheiten. Cr.

Sieben und achtzigſtes Stück. Von dem Leſen ſchöner Schriften. Funke.

Acht und achtzigſtes Stück. Von den beſten Regeln in dem Unterrichte der Kinder in der Religion. Cr.

Neun und achtzigſtes Stück. Von der Art, die Kinder von Chriſto zu unterweiſen. Cr.

Neunzigſtes Stück. Fortſetzung derſelben Materie. Cr.

Ein und neunzigſtes Stück. Fortſetzung der vorigen Materie. Cr.

Zwey und neunzigſtes Stück. Weitere Fortſetzung in einem Geſpräche, zwiſchen einem Vater und ſeinem Sohne. Cr.

Drey und neunzigſtes Stück. Von der moraliſchen Güte der Glaubensgeheimniſſe. Cr.

Vier und neunzigſtes Stück. Eine Ode über die ernſthaften Vergnügungen des Landlebens. Klopſtock.

Fünf und neunzigſtes Stück. Von der Freundſchaft. Klopſtock.

Sechs und neunzigſtes Stück. Warum ſich der Aufſeher des Lächerlichen nicht mehr bedient. Cr.

Sieben und neunzigſtes Stück. Ein Verzeichniß von Lächerlichen. Cr.

Acht und neunzigſtes Stück. Von der Freundſchaft. Klopſtock.

Neun und neunzigſtes Stück. Von Logaus Sinngedichten. Cr.

Hundertes Stück. Von der Begierde nach Beyfalle. Cr.

Hundert und erſtes Stück. Von der Beurtheilung der Menſchen nach dem Aeußerlichen. Cr.

Hundert und zweytes und drittes Stück. Oden über die Zärtlichkeit der göttlichen Liebe. Cr.

Hundert und viertes Stück. Eine Empfehlung von Lamberts gelehrter Geſchichte der Regierung Ludwigs XIV. Cramer.

Hundert und fünftes Stück. Gedanken über die Natur der Poeſie. Klopſtock.

Hundert und ſechſtes Stück. Worinnen die wahre Männlichkeit beſtehe. Cr.

Hundert und ſiebentes Stück. Wider die Verführung unſchuldiger Frauenzimmer zur Wolluſt. Cr.

Hundert und achtes Stück. Von der Pflicht, die Einbildung moraliſch zu machen. Cr.

Hundert und neuntes Stück. Fortſetzung der vorigen Materie. Cr.

Hundert und zehntes Stück. Von Herrn Johann Adolph Schlegels Ueberſetzung der Einſchränkung der ſchönen

Wiſſenſchaften, auf einen einzigen Grundſatz, von Batteux. Cr.

Hundert und eilftes Stück. Ein Brief über die Herrſchaft der Frau. Ein anderer, der einen Vorſchlag thut, auch dem unverehlichten Frauenzimmer Titel und Rang zu ertheilen. Cr.

Hundert und zwölftes Stück. Verſchiedene moraliſche Briefe. Cr.

Hundert und dreyzehntes Stück. Was das Urtheil: Er iſt ein ehrlicher Mann, bedeute. Cr. Ein Brief, worinnen ein Soufleur für das Parterre vorgeſchlagen wird. Von einem Ungenannten.

Hundert und vierzehntes Stück. Von der Achtung gegen die Vorurtheile des Publici. Cr.

Hundert und funfzehntes Stück. Ein Geſpräch von der wahren Hoheit der Seele. Klopſtock. Ein Brief, worinnen die Errichtung einer däniſchen Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften in der däniſchen Sprache, und ihr Vorhaben bekannt gemacht wird. Cr. Die Antwort iſt von **Klopſtock.**

Hundert und ſechzehntes Stück. Von der Vortrefflichkeit der Inoculation. Cramer.

Hundert und ſiebzehntes Stück. Fortſetzung der vorigen Materie. Cr.

Hundert und achtzehntes Stück. Von der Ehre, tugendhafte Kinder zu haben. Cramer.

Hundert und neunzehntes Stück. Von den Fabriken. Cr.

Hundert und zwanzigſtes Stück. Von dem Nutzen moraliſcher Abhandlungen. Cr.

Hundert ein und zwanzigſtes Stück. Von Herrn Leßings Fabeln. Cr.

Hundert zwey und zwanzigſtes Stück. Ein Weihnachtslied. Cr.

Hundert drey und zwanzigſtes Stück. Auszug aus dem Protocolle der Unſichtbaren. Klopſtock.

Hundert vier und zwanzigſtes Stück. Gedanken über den Beſchluß des Jahres. Cr.

Dritter Band.

Hundert fünf und zwanzigſtes Stück. Ein Danklied für die Geneſung des Königes von den Blattern. Klopſtock.

Hundert ſechs und zwanzigſtes Stück. Jedes Uebel in Beziehung auf die Zukunft ein moraliſches Gut. Cr.

Hundert ſieben und zwanzigſtes Stück. Briefe, von denen einer lächerliche

Chara-

Charactere beſchreibt, der andere von dem moraliſchen Nutzen der Fabriken handelt. Cr.

Hundert acht und zwanzigſtes Stück. Spences Polymetis angezeigt. Auszüge daraus. Cramer.

Hundert neun und zwanzigſtes Stück. Ein Geſpräch, ob ein Scribent ungegründeten obgleich ſcheinbaren Critiken antworten müſſe. Von Klopſtock und Cramer.

Hundert und dreyſigſtes Stück. Eine Cantate auf den Geburtstag des Kronprinzen. Cr.

Hundert ein und dreyſigſtes Stück. Auszug aus Spences Polymetis. Cr.

Hundert zwey und dreyſigſtes Stück. Von den Fehlern in der Art, die Geſpräche des Umgangs zu unterhalten. Cramer.

Hundert

Hundert drey und dreyſigſtes Stück. Auszug aus Spences Polymetis. Cramer.

Hundert vier und dreyſigſtes Stück. Ein Auszug aus dem Protocolle der Unſichtbaren. Cr.

Hundert fünf und dreyſigſtes Stück. Von dem Gebrauche guter und böſer Exempel. Cr.

Hundert ſechs und dreyſigſtes Stück. Wie man den ſcheinbaren und den wirklichen Liebhaber erkennen könne. Cramer.

Hundert ſieben und dreyſigſtes Stück. Von geiſtlichen Liedern. Cr.

Hundert acht und dreyſigſtes Stück. Von dem Irrthume, daß die Offenbarung nicht gegeben ſey, rechtſchaffne Menſchen zu machen. Cr.

Hundert neun und dreyſigſtes Stück.

Ein

Ein Geſpräch von der Glückſeligkeit. Klopſtock.

Hundert und vierzigſtes Stück. Anzeige von Herrn Sneedorfs Briefen von Babue. Cr.

Hundert ein und vierzigſtes und zwey und vierzigſtes Stück. Fortſetzung des Geſpräches von der Glückſeligkeit. Klopſtock.

Hundert drey und vierzigſtes Stück. Ein Bußlied. Cr.

Hundert vier und vierzigſtes Stück. Auf die Auferſtehung Chriſti. Eine Ode. Cr.

Hundert fünf und vierzigſtes Stück. Anzeige von Herrn Funkens Ueberſetzung der kritiſchen Betrachtung des Abts du Bos, über die Poeſie und Malerey. Cr.

Hundert ſechs und vierzigſtes Stück.

Von

Von den unbilligen Urtheilen über Wiſſenſchaften, die man nicht zu ſeiner Beſchäfftigung erwählt. Cr.

Hundert ſieben und vierzigſtes Stück. Nachricht, von einem Däniſchen in dem Ackerbaue ſehr erfahrnen Landmanne. Klopſtock.

Hundert acht und vierzigſtes Stück. Ein Lied von der Selbſtprüfung. Cr.

Hundert neun und vierzigſtes Stück. Von der Regelmäßigkeit und Ordnung im Wandel. Cr.

Hundert und funfzigſtes Stück. Eine Beurtheilung der Winkelmanniſchen Gedanken über die Nachahmung der Griechiſchen Werke in den ſchönen Künſten. Klopſtock.

Hundert ein und funfzigſtes Stück. Von der Beruhigung des Chriſten in Leiden. Cr.

Hundert zwey und funfzigſtes Stück. Von der Muſik. Funke.

Hundert drey und funfzigſtes Stück. Von eben der Materie. Funke.

Hundert vier und funfzigſtes Stück. Ein Pfingſtlied. Cr.

Hundert fünf und funfzigſtes Stück. Ein Brief von einem Kammermägdchen über die ärgerliche Gemüthsart ihrer Frau. Cr.

Hundert ſechs und funfzigſtes Stück. Von Vorzügen, die große Eigenſchaften von Beſcheidenheit und Demuth erhalten. Cr.

Hundert ſieben und funfzigſtes Stück. Ueber die Vergnügungen des Landlebens. (Durch ein Verſehen iſt dieſe ſchon im zweyten Bande befindliche Ode aus einer andern Abſchrift abgedruckt worden.)

Hundert

Hundert acht und funfzigſtes Stück. Von der Eitelkeit des Ehrgeizes. Cr.

Hundert neun und funfzigſtes Stück. Von Youngs Gedanken über die Originalcompoſition. Cr.

Hundert und ſechzigſtes Stück. Allgemeine Regeln, die Begierden zu mäßigen. Cramer.

Hundert ein und ſechzigſtes und zwey und ſechzigſtes Stück. Von Reimari Betrachtungen über die Kunſttriebe der Thiere. Cr.

Hundert drey und ſechzigſtes Stück. Wie man ſeine geheimen Fehler entdecken ſoll. Cr.

Hundert vier und ſechzigſtes Stück. Ein geiſtliches Sommerlied. Cr.

Hundert fünf und ſechzigſtes Stück. Verſchiedne Briefe, von Ungenannten eingeſchickt.

Hundert

Hundert ſechs und ſechzigſtes Stück. Von der Mäßigung des Zornes. Cr.

Hundert ſieben und ſechzigſtes Stück. Ueber die glückliche Inoculation des Kronprinzen. Cr.

Hundert acht und ſechzigſtes Stück. Von der Friedfertigkeit. Cr.

Hundert neun und ſechzigſtes und ſiebenzigſtes Stück. Anzeige von Lord Littletons Todtengeſprächen. Cr.

Hundert ein und ſiebenzigſtes Stück. Hutcheſons Gedanken über die Beherrſchung der Leidenſchaften. Cr.

Hundert zwey und ſiebenzigſtes Stück. Von den Klagen über die Undankbarkeit. Cramer.

Hundert drey und ſiebenzigſtes und vier und ſiebenzigſtes Stück. Urtheile über die poetiſche Compoſition einiger Gemälde. Klopſtock.

Hundert fünf und ſiebenzigſtes Stück. Von den Regeln eines klugen und tugendhaften Widerſpruchs. Cr.

Hundert ſechs und ſiebenzigſtes Stück. Man muß das Maaß ſeiner Kräfte kennen. Cramer.

Hundert ſieben und ſiebenzigſtes Stück. Ode auf das Jubelfeſt der Souveränität in Dänemark. Klopſtock. ×

Hundert acht und ſiebenzigſtes Stück. Gedanken über den Inhalt des vorigen Stückes. Cr.

Hundert neun und ſiebenzigſtes Stück. Einige Anmerkungen über die Muſik beym Gottesdienſte. Funke.

Hundert und achtzigſtes Stück. Ein Danklied über die Schöpfung. Cr.

Hundert ein und achtzigſtes Stück. Vom Neide. Cr.

Hundert zwey und achtzigſtes Stück. Von der beſondern Vorſehung Gottes. Cr.

Hundert

Hundert drey und achtzigſtes Stück. Von der ſchädlichen Rechtfertigung unregelmäßiger Handlungen. Cr.

Hundert vier und achtzigſtes Stück. Von einer Anſtalt zur Erziehung armer Mägdchen. Cr.

Hundert fünf und achtzigſtes Stück. Die Liebe zur Wahrheit muß keine Leidenſchaft werden. Cr.

Hundert ſechs und achtzigſtes Stück. Beurtheilung einiger Gemälde aus der heiligen Geſchichte. Klopſtock.

Hunder ſieben und achtzigſtes Stück. Von dem Anbaue der jüdländiſchen Heiden. Cr.

Hundert acht und achtzigſtes Stück. Auszug aus dem Protocolle der Unſichtbaren. Cr.

Hundert neun und achtzigſtes Stück. Fortſetzung des Auszugs. Cr.

Hundert

Hundert und neunzigſtes Stück. Eine Cantate auf das Weihnachtsfeſt. Cr.

Hundert ein und neunzigſtes Stück. Ein Brief über die Beförderung der Heyrathen von J. F. Bariſien. Ein anderer über die neubegierige Geſchwätzigkeit von einem Ungenannten eingeſchickt.

Hundert zwey und neunzigſtes Stück. Ob in Grandiſons Geſchichte Clementine oder Henriette Byron den Vorzug verdiene. Cr.

Hundert drey und neunzigſtes Stück. Beſchluß des Aufſehers und Ankündigung eines däniſchen patriotiſchen Zuſchauers. Cramer.

Chriſtian Fürchtegott Gellerts

Leben

von

Johann Andreas Cramer.

2.34

Mit allergn. Röm. Kaiſ. und Churfürſtl. Sächſ. Privilegiis.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1774.

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Leſern der Gellertſchen Werke nicht unangenehm ſeyn würde, wenn man dem Leben des ſel. **Gellerts**, des Herrn D. **Cramers** Ode und Herrn **Weißens** Elegie auf deſſen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erſte mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbeſſert worden: der Herren **Denis** und **Maſtaliers** Gedichte aber, weil ſie beweiſen, in welchem Anſehen ein **Gellert** auch außer unſerer Kirche geſtanden habe. Endlich hat es der Verleger für ſeine Pflicht gehalten, das ihm in der St. Johanniskirche allhier errichtete Denkmal dem Publico im Kupferſtich vorzulegen, und jedem Exemplar der Lebensbeſchreibung einen Abdruck beyzufügen. Seine Abſicht iſt zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten Herren Contribuenten, deren Namen hier bemerkt worden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Geldbeytrag dem Endzwecke gemäß angewandt worden.

Chri=

Chriſtian Fürchtegott Gellerts
Leben.

Eine von den ſchönſten Grabſchriften des Alterthums iſt die Grabſchrift Epicharms von Cos: Nützlich waren ſeine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von dieſem pythagoräiſchen Weltweiſen zu wenig Nachrichten, als daß man ſicher genug beurtheilen könnte, was für Anſprüche er auf eine ſo rühmliche Grabſchrift hatte. Doch ein Philoſoph und zugleich ein komiſcher Dichter, wie er, der in ſeinen Luſtſpielen die nützlichſten Lehren der pythagoräiſchen Schule unter ſeinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Geſinnungen und Sitten zu verfeinern ſuchte, verdiente ſchon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreſte ſeiner Gedichte beweiſen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterſcheidende Vorzüge ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu ſcherzen; Sokrates lernte die Kunſt ſeines Dialogs von ihm und ſo gar Plato ahmte ihn nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus ſelbſt ein rühmliches Schickſal. Ich bin gewiß, ſagte er in einem ſeiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweiſungen

gen nicht vergeſſen; es wird ſchon jemand nach mir erſcheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verſes entkleiden, ſie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur ſchmücken und ſo von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unſrige iſt Gellert, der, wenn unſre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm ſchuldigen Dankbarkeit behalten können, unſrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird, als der Grieche blieb, welcher ſeiner Grabſchrift gewiß nicht würdiger ſeyn konnte, als es der Deutſche iſt. Unſre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlaſſen, oder Gellerts Andenken, welches keines eitlen Geräuſches ſchwärmeriſcher Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelſüchtigen und neidiſchen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung beſtätigter Verdienſte für einen ſichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Anſprüche auf die Fortdauer ſeines Namens. Gründen ſich dieſelben gleich nicht auf ſolche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erſtaunen ſetzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde iſt, unterhalten können, ſo verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch ſchöne und gemeinnützige Werke des Geiſtes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres

Herzens und die Würde ihres Beyſpieles den Geſchmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbeſſert haben und für die Jugend, beſonders aus den höhern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft Führer zur Religion und Tugend geworden ſind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie ſeine Schriften gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menſchen unempfindlich zu ſeyn, doch vornehmlich ſich beſtrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden ſind.

Chriſtian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715. zu Haynichen in Sachſen gebohren. Sein frommer Vater, Chriſtian Gellert, war daſelbſt der zweyte Prediger, der ſein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in ſeinem fünf und ſiebzigſten Jahre ſtarb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparſamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtſchaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundſätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottſeligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und ſie ihnen ſowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beyſpiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb ſich durch ihr gutes und ſanftes Herz, als eine dienſtfertige, mitleidige und wohlthätige Menſchenfreundinn an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey älteſten Söhne in dem Beſitze ſolcher Bedienungen oder Ausſichten zu ſehen, die nur eine auch in ihren Wünſchen für ihre Kinder allezeit beſcheidne Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigſten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlaſſen zu können. Der älteſte Sohn, **Friedrich Leberecht**, war ſächſiſcher Oberpoſtcommiſſar, und überlebte den Schmerz, ſeinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leiſtet noch itzt ſeinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommiſſionsraths in Freyberg, durch ſeine tiefen und ausgebreiteten Einſichten in die Metallurgie, die nützlichſten Dienſte. Ihr dritter Sohn, **Chriſtian Fürchtegott**, hatte das Glück, daß ſich unter ſeinen Freunden ein edler Mann fand, der ſeiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm beſtimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In dieſen Söhnen genoß ſie des Troſtes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyſpiel zu ſehen, daß die Welt oft die vorzüglichſten Beförderer der menſchlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht ſowohl des Ueberfluſſes, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen ſächſiſchen Städten ſind ſo eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den erſten und unentbehrlichſten Erkenntniſſen der Religion, ſondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwieſen wird; ein Unterricht, der allezeit ſchätzbar iſt, ſelten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben ſie kaum der ängſtlichſten Sorgen für ihren Unterhalt und dieſe laſſen ihrem Geiſte, wenn ſie auch Geſchicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht ſo viel Heiterkeit und Muth, daß ſie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beſſrer Ausſichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann alſo nicht ſehr vollkommen ſeyn, und wird es niemals werden, ſo lange die Staaten die erſte Bildung der Jugend nicht für ein ſo wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als ſie iſt. In einer ſolchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den erſten Unterricht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß den unterſcheidenden natürlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens ihre Entwicklung nicht ſehr erleichtert worden ſey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, faſt alle Knaben lernen müſſen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verluſt vieler unſchuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeſchadet, Kindern bey einer beſſern Einrichtung der gemeinen Unterweiſung erhalten werden könnten.) Geduld, Unterwerfung und die im Leben ſo nöthige Geſchicklichkeit, vielerley Beſchwerden mit Gelaſſenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Gelehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit ſie gewiſſe kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder ſich dieſelben durch ihre eignen Bemühungen verſchaffen lernen. Nicht weniger ſchätzbar iſt die Mühe, die ſie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindſam zu machen, damit ſie alles, was demſelben ſchädlich iſt, ſorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe, welche für das gemeine Weſen ſehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erſte Quelle davon ſelten erkannt wird. Gellert lernte beides ſehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf ſeine Seele wurden Grundzüge ſeines Charakters. Bey dieſer ſeiner erſten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünſtigtern Seelen anfangs nur ein Funke iſt, nicht ſo ſchnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er ſich des Unterrichts ſeiner erſten Lehrer ſtets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht ſelten rühmte er den jungen Gelehrten, den er von ſeinem Vater auf einige Zeit zur beſondern häuslichen Unterweiſung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Beſonders pries er die Strenge, womit derſelbe ihn zu gewiſſen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umſtände erlauben, ſeinen Bedienten zu überlaſſen pflegt, um von ihren Dienſten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfniſſe hält, die aber Gellert in ſeinem ganzen Leben, auch bey ſeinen ſo ſchwächlichen und ſiechen Umſtänden weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weiſe erinnerte er ſich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in ſeinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geſchäfften, die mit der Beſtimmung zum Gelehrten keine Verbindung haben, angehalten worden zu ſeyn. Ich habe, ſagte er in ſeinen kurzen unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt, die man unter ſeinen Papieren gefunden, dadurch wenigſtens gehorchen lernen; eine treffliche Kunſt! Bey einer ſolchen Erziehung wächſt der Geiſt des Menſchen langſamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geſchäfftigkeit gewöhnt. Ungefähr in ſeinem eilften Jahre ſchrieb er zu Beſtreitung ſeiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu ſagen, daß ſeine Vaterſtadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke ſeiner Hand aus ſeiner Jugend aufzuweiſen hätte, als die Welt von ſeinem Geiſte aus ſeinem ganzen übrigen Leben aufzuweiſen haben würde. Dieſes half mir, ſagte er, ſo viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürſtenſchule an meinen Vater ſchrieb, gar artig im Canzleyſtyle ſchrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Geklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten. Angenehm würde es ſeyn, wenn man die natürliche Luſt und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunſt hatte, bis zu ihrem erſten Urſprunge und der frühſten Entwickelung dieſes edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wiſſen ſeine vertrauteſten Freunde, daß auch ſein Vater die Poeſie liebte, ſelbſt zuweilen Gedichte ſchrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung ſeiner Kinder hätte Gewalt anthun ſollen. Auch ſein älterer Bruder, der Oberpoſtcommiſſar, hatte viel Anlage zum Poeten, und rühmte ſich zuweilen ſcherzweiſe gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunſt unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunſt; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, ſchon in ſeinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten ſollte. Sein erſter Verſuch war ein Gedicht auf den Geburtstag ſeines Vaters. Die Wohnung deſſelben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um ſeinen völligen Einſturz zu verhindern unterſtützt,

ſtützt, und ſo viele waren damals der gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſer Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derſelben zu einer Stütze des Vaters und ſeines Namens zu machen, und jede Stütze wünſchte ihm Glück. Das Gedicht, ſagte er, muß nicht unrecht geweſen ſeyn; denn gewiſſe Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht ſehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen. Auf den erſten Verſuch folgten bald andere; er wünſchte ſelbſt, daß er ſie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweiſen zu können, wie leicht ein Geiſt, dem es nicht an natürlicher Begeiſterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muſter geſehen zu haben, auf viele Jahre und nicht ſelten auf immer verloren ſeyn kann. Dieſe Gefahr iſt noch größer, wenn er ſich zuerſt nach verwerflichen Muſtern bildet. Eine Phantaſie, die in ihren erſten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird ſchwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den erſten Verſuchen ſeines Talentes zur Malerey gothiſche Stücke vor ſich hatte, oder ob ſein Auge gleich nur von der ſchönen Natur gerühret wurde, aber wenn er nach gothiſchen Muſtern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen ſichern Geſchmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und ſich in der Geſellſchaft ſeiner in ſchärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte unſtreitig zu furchtſam von ſich und gab aus Beſcheidenheit ſeinen Freunden einen Vorzug, den ſie nicht annahmen. Auch ſeine erſten Verſuche hatten ſchon zuweilen eine gewiſſe ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abſchied einer Freundinn:

Als ich von dir Abſchied nahm,
Immer gieng und wieder kam:

ein Anfang, deſſen ſich einige ſeiner Freunde wegen des ſchönen maleriſchen Zuges in dem zweyten Verſe noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde alſo auch ohne Freunde zu einem richtigen Geſchmacke gekommen ſeyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtſchaffen und zärtlich genug lieben, um einander in den Verſuchen ihres Geiſtes keine Fehler wider die Regeln und Grundſätze des guten Geſchmackes überſehen zu wollen, durch eine ſo freundſchaftliche Critik ſehr gewinnen müſſen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Weſen wohlthätigen Gelehrſamkeit errichtet worden ſind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürſtlichen Schulen in Sachſen ſind. Ihre Einrichtung im Ganzen iſt immer ihrem Endzwecke angemeſſen geweſen.

Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen ſich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder ſelbſt vorzutragen verſuchen ſollen, wechſeln in einer ſo weiſen Ordnung ab; die Schüler haben ſo wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verſchlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wiſſen, die Univerſitäten aus dieſen erſten Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit Ankömmlinge erhalten müſſen, die zu reifern Unterweiſungen ſehr vorbereitet ſind. Eine von dieſen Schulen, Meißen, war es, wo **Gellert** mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die beſten ewigen Muſter der Beredtſamkeit, der Dichtkunſt und eines geſunden ſchönen Geſchmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müſſen, wenn in den damaligen Zeiten nicht faſt in allen gelehrtern Schulen von Deutſchland, und ſelbſt auf den Univerſitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römiſche und griechiſche Sprache zu lehren, geherrſcht hätte, welche **Erneſti** in **Geßners** Leben ſo treffend gezeichnet hat. Man ließ ſie von Wort zu Wort überſetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geſchichtſchreiber, ohne dieſelben das, was darinnen vornehmlich Aufmerkſamkeit verdient, bemerken zu laſſen. Der Schüler ſammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, dieſe in Sprachübungen anzubringen, die den ſtolzen Namen von

Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine oder doch nur dürftige Kenntniſſe von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterſcheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müſſen ſelbſt vortrefflich unterrichtet ſeyn, wenn ſie die ihnen anvertraute Jugend, die anmuthigſten und zugleich die geradeſten Wege zu einer ſichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen ſollen. Man muß hinzuſetzen, daß es unter den damaligen Gelehrten eben ſo wie im vorigen Jahrhunderte faſt für ein Verbrechen gehalten wurde, ſich um ſeine Mutterſprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch ſelbſt ihren geſunden und richtigen Geſchmack dem Leſen der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich ſey, auch im Deutſchen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrucken. Eben darum iſt es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Günther, deſſen nun vergeßne Verſe von den Halleriſchen und Hagedorniſchen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geſchmack gewinnen und ſie zu ſeinen Muſtern wählen konnte. Man findet darüber in ſeinen obgedachten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt eine

Anmerkung, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Auf der Fürſtenſchule, ſagt er, hat das Leſen der Güntheriſchen Gedichte aus meinem Geiſte einen feuerſpeyenden Aetna gemacht, der alle um ſich herumliegenden geſunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Aſche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geſchmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit ſeinen Satyren, die Hanke mit ſeinen eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchſte Staffel der Vollkommenheit helfen können; ſo allgemein war der Beyfall, womit er zu ſeiner Zeit geleſen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Luſt zu ſchreiben haben, nie Verſuche wagen, ohne Kenner zu rathe zu ziehen, nie mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn, ſondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben ſo demüthig folgen! Wie viele Zeit, die ſonſt verderbt wird, und wie viele Kräfte, die ſie in Gefahr ſind, zu verſchwenden, würden ſie durch einen ſolchen Gehorſam erkaufen! Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was ſeinem Gedächtniſſe noch aus ſeiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel ſeines damaligen Unterrichts nicht verkannte, ſo redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von ſeinen meißniſchen Lehrern, und pries beſonders ihre Sorge für die Bildung ſeines Herzens und ſeiner Sitten. Auch wurde ſein ſanftes melancholiſches Auge allezeit, faſt bis zum Glanze heller, wenn er ſich erinnerte, daß er in dieſer Schule mit **Gärtnern** und **Rabenern** gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundſchaft errichtete, die ſo viel zum gemeinſchaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit ſeines Körpers, deſſen Geſundheit von ſeiner erſten Kindheit an ſchwach und zärtlich geweſen zu ſeyn ſcheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege deſſelben gewöhnt worden iſt, oder ſich ſelbſt dazu verwöhnt hat, äußerte ſich ſchon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daſelbſt ſtudirt, als er in das Haus ſeines Vaters zurückkehrte und ſich da noch einige Zeit zum akademiſchen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734. nach Leipzig. Hier hörte er über die Philoſophie **Adolph Friedrich Hofmannen**, über die Hiſtorie und Litteratur **Jöchern**, **Chriſten** und **Kappen**, über die theologiſchen Wiſſenſchaften aber, denen er ſein Leben zu widmen beſchloſſen hatte, **Klauſingen** und **Weiſen**. **Hofmann**, von **Rüdigern** gebildet, war ein ſcharfſinniger Philoſoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke geweſen ſeyn würde, wenn er mehr Geſchmack an den Philoſophen des Alterthums, weniger Eiferſucht wider **Wolfen**, weniger Begierde, das Anſehen dieſes Weltweiſen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden gehabt hätte. Allein er verwechſelte oft dialektiſche Spitzfindigkeit und Tiefſinn mit einander, und entfernte ſich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunſtwörter, als zur Entdeckung neuer Warheiten ſind. Gleichwohl hörte ihn **Gellert** mit großer Begierde, ſchrieb ſeine Vorleſungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er ſagte, ihn öfter, als er ihn verſtand, beſcheiden genug, ſolches ſeiner Unfähigkeit zu tiefſinnigen Entwicklungen ſchwerer Begriffe zuzuſchreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht ſelten bloß darum nicht einſah, weil es nicht verſtanden werden konnte; denn man ſieht aus allen gellertiſchen Arbeiten, daß ſeine Seele eben ſo ſehr das Helle im Ausdrucke liebte, als **Hofmann** die Dunkelheit darinnen zu lieben ſchien. Indeß ſchmeichelte ſich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch beſſer verſtehen zu lernen, wenn ſein Verſtand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn alſo zu eben der Zeit, da auch **Mosheim**, dieſer erſte Verbeſſerer der deutſchen Beredſamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig ſtudirte, ließ ihn ſein Vater nach Hauſe zurückkommen, weil es ihm ſchwer fiel, ihn noch länger aus ſeinen Mitteln auf der Univerſität zu erhalten. **Gellert** hätte gern eines weiter fortgeſetzten akademiſchen

Unterrichts genoſſen, um ſeinen Geiſt noch mehr auszubilden; er unterwarf ſich aber mit den kindlichſten Geſinnungen einer Nothwendigkeit, welche ſchon ſo viele glückliche Geiſter mitten in ihrem Laufe zur Gelehrſamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem ſie ſtrebten, zu erreichen verhindert hat. Nach ſeiner Zurückkunſt fieng er an, ſich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erſte noch vom Schüler gewagte Verſuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichſte geweſen. Dieſer kleine, in ſeinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entferntern Urſachen ſeiner endlichen Beſtimmung mit ſeinen eignen Worten erzählt zu werden. *) Die erſte Probe meiner Beredſamkeit, ſchreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey ſeinem Kinde zu ſeyn, das wenig Tage nachher ſtarb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind ſollte zu Mittage begraben werden; früh um 8. Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward ſpät fertig, verſchwendete die übrige Zeit mit ſeiner Grabſchrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede ſehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf

einmal

---

*) In den angeführten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt.

einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner ſtand in einer Betäubung da, von der er ſich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuſcripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geſchrieben war, wickelte es vor meinen eben ſo erſchrocknen Zuhörern langſam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreiſt wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtniſſe verlaſſen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich dieſe jugendliche Uebereilung viel gekoſtet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlaſſen hat. Lerne aus meinem Beyſpiele vorſichtiger handeln, hitziger Jüngling! Ich war dreiſt, wurde beſtraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger! Eine nützliche Anmerkung und ſchon deswegen ſchätzbar, wiewohl ſie es noch mehr wegen des Herzens iſt, aus dem ſie kam. Wäre es ihm gelungen, ſich von dieſer Aengſtlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt, ein feſteres und getreueres Gedächtniß gehabt, ſo würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Verſuchen zu urtheilen, unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er ſelbſt hatte nur eine geringe Meynung von ſeinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, ſeine erſten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philoſophie und mosheimiſchen Schmucke geweſen. Ueber ſein Gedächtniß mochte er Urſache zu klagen haben: *) Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeſchrieben und den Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Geſundheit nicht geſchadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: ſo hätten es Andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan. So beſcheiden urtheilte er bey allem ſeinen Verlangen und Beſtreben nach der Achtung ſeiner Nebenmenſchen von ſich ſelbſt, beſcheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen ſeine Talente und Vorzüge. Als ein geiſtlicher Redner würde er ſich durch einen eigenthümlichen Gang ſeiner Gedanken, durch das Licht ſeiner Vorſtellungen, durch ihre leichte und doch zugleich ſinnreiche und anziehende Ordnung; durch ſeinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterſchieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit ſo viel Geräuſche ſpricht, ohne zu wiſſen, worinn die ſchwere Kunſt beſteht, für die Menge verſtändlich und doch einnehmend zu reden, ſich zu ihrem Geſichtskreiſe herabzulaſſen, und das zu treffen, was für ſie das edelſte und nützlichſte iſt, ohne kalt, trocken und niedrig zu ſeyn. Man

ſieht

---

*) Umſtändliche Nachrichten.

ſieht ſchon in ſeinen jugendlichen Kanzelverſuchen die Leichtigkeit, die attiſche Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit ſeiner Gedanken ihm vor Andern ſo eigenthümlich iſt; denn ſie unterſcheiden ſich von ſeinen ſpätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen ſeinen Perioden mehr Länge und eine redneriſchere Rundung gegeben hat. Zu Beſtätigung dieſes Urtheils verdienen aus dieſen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil **Gellert** gewiß auch darinnen gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Chriſti: So jemand will den Willen deß thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede, beſchreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es ſo vielen Menſchen werde, die Religion anzunehmen, Man betrachtet ſie, ſagt der junge Redner, als eine Sache, die nicht ſchadet, wenn man ſie glaubt, die aber ſonſt in unſre andern Umſtände keinen Einfluß habe. Man ſtößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von ſich; man bemüht ſich aber auch nicht ſehr um dieſelben; man glaubt die Lehre Jeſu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens ſelig zu werden. Man entſchließt ſich in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jeſum

Chriſtum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geſchäfftes, dieſe Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein ſtandhafter Bekenner Jeſu, ein heiliger Streiter, ein Apoſtel, und ſo gar entſchloſſen, ein Märtyrer zu ſeyn. So plötzlich iſt Paulus, der doch ein Muſter einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte ſich erſt unterrichten, überzeugen und ſtärken laſſen; wir hingegen brauchen dieß in unſern Tagen nicht. Wir kommen, wie ſpielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottſelig werden. Aber ſehet nur dieſe Minutenchriſten an! Wo iſt ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders ſeyn? Wir ſind nur gute Chriſten in unſern Gedanken, und in der Meynung vom Chriſtenthum. Was uns gefällt, das nehmen wir aus den Geboten Chriſti an; einer dies, der andere das. Wir theilen uns in ſeine Befehle, wie die Kriegsknechte in ſeine Kleider! Aber o wir Thoren! Dieſe Ordnung des Heils ſteht nicht in der Schrift, ſondern bloß in unſerm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns ſo vor dem Kreuze Chriſti? Warum gefallen uns ſeine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus ſeinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht ſanftmüthig, nicht keuſch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergözung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Alſo wollen wir ſelig werden; aber doch das thun, was uns nicht ſelig werden läßt. Das iſt eine neue Religion! So unſinnig war ſelbſt der Heiden ihre nicht! Kann es denn alſo möglich ſeyn, daß ſo viele Menſchen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit ſie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir ſind zu träge und unwillig, die Gebote Jeſu zu halten; ſie ſcheinen uns zu ſchwer. Selbſtbeherrſcher wollen wir und nicht Unterthanen ſeyn. Was iſt denn zu thun? Die Bibel iſt da. Das Wort Gottes foltert ſolche Menſchen heimlich. Sie wollen anders leben, als ſie nach der Lehre Jeſu leben ſollen; alſo verſuchen ſie es entweder gar nicht, laſſen es gut ſeyn und ſchläfern ſich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu läugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit iſt, oder glauben einen Gott und machen ſich eine eigne Religion, welches Bosheit iſt.

Viele glauben, daß ein Gott ſey; ſie denken ſich aber ihren Schöpfer anders, als er iſt; ſie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er ſoll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er ſoll nicht gerecht ſeyn. Ja, ſpricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß

Chriſtus Gott und auch Menſch ſey. Du ſollſt das nicht begreifen; du ſollſt es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könnteſt, was brauchteſt du zu glauben? Die Geſetze deines Verſtandes würden dich zwingen, was du begreifeſt, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man ſpricht, wenn ich der Bibel glaube, ſo muß ich tauſend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächſten zu beleidigen; ich werde mich nicht ſelbſt rächen dürfen; ich werde mich der ſtrengſten Keuſchheit und Mäßigkeit befleißigen müſſen. Aber ſage mir, willſt du, daß dich jemand beleidigen, jemand haſſen, verfolgen und tödten ſoll? So ein Thor iſt noch nicht in der Welt geweſen. Willſt du denn, daß dir ein Andrer deinen guten Namen, dein Weib, deine Tochter, deine Güter und Schätze ſchänden, rauben, verunehren und entwenden ſolle? So ein Narr, der das wünſchen ſollte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willſt du Andern thun, was Andre dir nicht thun ſollen? Warum willſt du ihre Zufriedenheit ſtören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner den Andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindſchaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie glückſelig, wie himmliſch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das

ſind

ind die Befehle und Rechte des Höchſten; dieſes
ſieht in der Schrift: Kann es wohl ein Weſen ge-
ben, welches uns etwas beſſers befehlen könn-
e? — — — Die Gottloſen bekümmern ſich
nicht um das Zukünftige; ſie ſehn nur auf das,
was vor Augen iſt, bekümmern ſich nicht um ihre
Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie ver-
aufen die Wahrheit von der Unſterblichkeit der
Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen
alſchen Schluß; ſie glauben, daß ſie ſterb-
ch ſey, um in ihren Unordnungen nicht von
er Furcht vor ewigen Strafen gequält zu
erden. Sie verwerfen die Lehre Chriſti und
aben ſie nie geprüft, die Geſchichte unſers Hei-
ndes und haben keine Beweiſe ihrer Erdichtung;
e haben nichts als lächerliche Lehrſätze. Wür-
et ihr den nicht verlachen, welcher ſpräche: Es
i kein Luther geweſen, der eine Verbeſſerung un-
er Kirche unternommen habe; denn ich habe
n nicht geſehen? Ich habe da nicht gelebt, die
eſchichten können trügen. Ein einziger Mann
ird ſo viele Städte und Länder, ſo viele tauſend
eelen nicht durch ſeine Feder überwältigen. Ge-
n die Ungläubigen mit der Geſchichte Jeſu an-
rs um? Haben ſie beßre Gründe wider ſie, als
eſe? Schärfere oder eben ſo unſinnige Beweiſe,
s jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß,
man ſo unglückliche Menſchen mehr bedauern
s widerlegen, mehr verlachen, als beſtreiten
ll.

Dieſe Stellen, die nicht ſelten ſind, beweiſen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägſten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgeriſſen haben würde. Und doch war er in ſeinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So ſagt er in eben dieſer Rede: Wenn du bekehrt biſt, ſo ſetze dir vor, eher zu ſterben, als wieder zu ſündigen. Haſt du die Sünde gelaſſen, ſo fange an, ſie zu verfluchen. Widerſtehe dem Satan, ſo flieht er. Fürchte dich vor dir ſelbſt, verſuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, ſuche die Einſamkeit, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten, kämpfet, ringet, dort iſt die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche ſeine Gedanken begeiſterte, zu beweiſen; noch einige mögen genug ſeyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht ſey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch ſeine Arbeit ſich erhalten könne. Es iſt thöricht, ſagt er, ſich ſelbſt ernähren zu wollen; das heißt, ſich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menſchen ſtellen ſich an, als ob ſie Gott immer in ſeiner Regierung beyſtehen müßten. Was ſie haben, ſchreiben ſie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen ſie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; ſehen ſie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; ſind die Gefilde ſchwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Moſt: ſo mögen ſie auf die erſte Urſache nicht zurückdenken, ſie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; ſie verweilen bey den Geſchöpfen, ohne zum Schöpfer aufſteigen zu wollen. Sie merken, daß gewiſſe Gewächſe nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen ſie nicht begreifen, warum ſie das, wobey auch ſie etwas gethan haben, Gott allein zuſchreiben ſollen. Sie ſehen nicht, daß Gott ſo zu reden nur gewiſſe Lücken in der Schöpfung gelaſſen hat, damit es den Menſchen nicht an einer nützlichen Beſchäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es iſt unmöglich, ohne ſeine Hülfe ſich ſelbſt zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verſchließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überſchwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre geſammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schloſſen in der Luft, welche die Gefilde zerſchmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimſucht? Erhalte dich doch in ſolchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, ſättige dich, wenn nichts da iſt, deinen Hunger zu ſtillen!

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß in dieſen Verſuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reife und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er ſelbſt ſie zur Vergeſſenheit verurtheilt. Man weis indeſſen aus ſichern Erzählungen, daß er an ſeinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu hören. Dieß konnte nicht anders ſeyn; denn zu ſeiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling verſprach ſo viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umſtände erlaubten ihm nicht, ſich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung ſeines eignen Geiſtes zu beſchäfftigen. Auf Valentin Ernſt Löſchers Empfehlung übernahm er 1739. auf ein Jahr die Aufſicht über zween junge Herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang ſeiner Schweſter Sohn, ihn zur Univerſität vorzubereiten, und mit ihm einen ſeiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg ſtarb. *) Dieſes Jahr zählte er unter die geſündeſten und glücklichſten und heiterſten ſeines Lebens, und erinnerte ſich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit,

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

digkeit, womit er darinnen ſeine Pflichten zu erfüllen ſich beſtrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Luſt, war genau in ſeiner Selbſtprüfung, voll Sehnſucht nach der Tugend, und lebhaft in ſeinem Haſſe gegen das Laſter; ſtrenge in ſeinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorſehung. Ein wenig Meißnerwein, ſagt er ſelbſt, mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweiſungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienſtes ſo gewiſſenhaft, daß er des Sonntags, den er in ſeinem ganzen Leben ſeiner göttlichen Beſtimmung gemäß anzuwenden geſucht hat, ohne die äußerſte Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geſchrieben haben würde. Es kränkte ihn ſchon, wenn er hörte, daß man an dieſem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewiſſenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Anſehen der wahren Frömmigkeit niemand für ſehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewiſſenhaften Feyer dieſes Tages verdienen hier angeführt zu werden. Wir gehen, ſagt er, *) mit dem Sonntage zu leichtſinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung deſſelben ſey zum Wachsthume in der Religion

---

*) Unvollſt. Nachr.

und Gottſeligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beſte Mittel. An dieſem Tage ſich von allen irdiſchen Geſchäfften losreißen, ſein Herz prüfen, zum Himmel erheben, daſſelbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und ſtärken, heißt es auf die ganze Woche ſtärken, und ſich zur rechtſchaffenen Ausübung ſeines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch ſeyſt, der du dieſes lieſeſt: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an dieſem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Geſpräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforſche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hinderniſſe deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt haſt. Suche ſie demüthig von ihm, und ſey dankbar für diejenigen, die du empfängſt. Wir vergeſſen unſre Schwachheit und unſre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geſchäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewiſſe Zeit feſtſetzen, unſer Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unſre Unwürdigkeit und ſeine Hoheit zu erkennen. Dieſem

Geſchäffte ſollte der Sonntag gewidmet ſeyn. Er iſt der Tag des Gebets und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch ſo gut geſinnt, noch ſo eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das biſt, je gewiſſer du deines Wachsthums im Guten zu werden ſcheinſt, deſto leichter kann ein geiſtlicher Stolz dich überraſchen. Uebe dich alſo am Tage des Herrn in der Demuth, die uns ſo ſchwer wird, und ſich oft um ſo viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen ſcheinen. Verſenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daſeyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem Glücke, und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deiner frommen Empfindungen einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Weſen abhängſt. Empfinde, wie freundlich Gott iſt, wie ohnmächtig du ohne ihn biſt! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat ſey, was du im Leiblichen vermagſt; das kann noch Stolz ſeyn, der für Demuth gehalten zu werden wünſcht. Du kannſt es Gott zuſchreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Bruſt nähren, daß du es verdienſt, vielleicht vor andern durch eine gute Anwendung verdienſt. Zerſtöre dieſen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und ſcheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile ſchuldig biſt. Für die kleinern geſellſchaftlichen Freuden, die du aufopferſt, wirſt du die unendlich

endlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es ſich nicht von dem Geräuſche irdiſcher Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kan̄ der Chriſt zur Erbauung leſen? Wird er dadurch ſeine Erkenntniſſe nicht vermehren? Wird er ſich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befeſtigen? Und ſoll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forſche alſo an dieſem Tage in der Schrift, lies eine gute Umſchreibung und Erklärung derſelben; lies die Geſchichte der Religion. Wähle unter ſo vielen Predigten, die dich am meiſten rühren. **Saurin**, **Mosheim**, **Jeruſalem**, von **Acken**, **Cramer**, *) **Schlegel**, und andre, die ihnen zu gleichen ſuchen, ſind nicht dieſes Redner für alle Chriſten, für ſtarke und für ſchwache?

Nachdem Gellert ſeinen Vetter zum nützlichen Gebrauche des akademiſchen Unterrichts hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741. nach Leipzig, ſowohl um die Aufſicht über ihn fortzuſetzen, als auch um ſich ſelbſt zum Dienſte der Welt noch geſchickter zu machen, ohne andre Ausſichten zu haben, als die ihm ſein Vertrauen zur Vorſehung, und ſeine Begierde, nütz-

---

*) Die Pflicht eines Geſchichtſchreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Beſcheidenheit gehören würde.

lich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, ſagt er ſelbſt, als ich Leipzig zum zweytenmale beſuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln laſſen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieſer geliebten Stadt gewünſcht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an dieſem Orte hinbringen laſſen möchte. Dieſer Wunſch iſt erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig ſtudiren zu können. **Gellert** hatte die Abſicht, Hofmanns Vorleſungen noch einmal zu hören; ſo groß war ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, der aber einige Monate nach ſeiner Ankunft ſtarb. Von dieſer Zeit an beſchäfftigte er ſich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung ſeines eignen Geiſtes und der Erweiterung ſeiner Einſichten, wobey er ſich auch ſeiner natürlichen Neigung zur Dichtkunſt überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſtrebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Geſundheit genug, und konnte bey dem Hange ſeines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Hätte ich, ſagte er, gelehrt ſeyn ſollen, ſo hätte ich ein Mosheim oder Erneſti werden mögen. Erneſti iſt nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen ſo weit erhoben, als Mosheim über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft geleſen, oft laut geleſen und oft Stellenweiſe abgeſchrieben habe. Das Franzöſiſche lernte ich meiſtens durch eignes Leſen und Ueberſetzen. Keine Sprache iſt mir leicher geworden, als die Engliſche, die ich ſpäter lernte, als die übrigen, von denen ich einige Kenntniß habe; die Urſache war, ich hatte einen freundſchaftlichen Ebert zum Lehrer darinnen. Weil er fühlte, daß es ſeinem Geſchmacke an einer gewiſſen Reife fehlte, ſo ſuchte er ihm dieſe Reife zu geben, um deſto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er ſeinen Geſchmack vornehmlich verbeſſert habe, antwortete er: Beſonders durch **Ciceros** Werke, durch den Zuſchauer, durch **Rollins** Art, die freyen Künſte zu ſtudiren, und in der Folge durch den Umgang mit **Gärtnern**, und mit meinen andern Freunden, den Verfaſſern der bremiſchen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute **Rollin**! Ich halte ſehr viel auf ihn. Außer dieſen Alten und Neuern las ich **Quintilians** Rhetorik und **Horazens** Dichtkunſt. So ſehr ich **Ovids** Leichtigkeit bewunderte, ſo konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu leſen; er iſt ſchön, und doch unreif. Ich halte das Leſen, vornehmlich der Alten, zum Geſchmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrſamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Leſen der alten Philoſophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher ſtolz als weiſe und gut machen kann. Ihre Sittenſprüche ſind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von ſelbſt vortrefflich werden könne. Der Verſtand freut ſich über die Tugend, die ſich der Menſch ſelbſt geben kann; aber das Gewiſſen widerlegt ſehr bald das ſtolze Syſtem, wenn das Herz verſucht, durch ſeine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca iſt Stellenweiſe oft meine Bewunderung geweſen. Las ich ihn im Zuſammenhange, ſo ward er mir nicht ſelten gleichgültig, und, las ich einige Stunden nach einander, ſo gar ekelhaft. Gleichwol war Seneca ein großes Genie; aber wo er klein iſt, wird er es durch die Einförmigkeit ſeines ausſchweifenden Witzes und durch ſeine ſo ängſtliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man ſollte die Alten hauptſächlich wegen ihrer meiſterhaften Geſchicklichkeit ſchön zu denken und zu ſchreiben preiſen; aber in den Lobſprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verſchwenderiſch oder behutſamer ſeyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und ſchläfrige Art ihres Vortrages uns ſchon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Chriſtenthums an, ohne doch aus Gründen des Chriſtenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derſelben, wenn wir ſie gelehrt ſtudiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das Syſtem aus eignen Kräften faſſen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerſtehen wir der Kraft, die uns ändern ſoll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen ſoll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlaſſen ſo viele junge Leute das Gebet, gutgeſinnte junge Leute, wenn ſie nicht heimlich glauben, daß ſie ſich ſelbſt zur Tugend genug ſind? Es iſt eine elende Scham, wenn man ſich einer höhern Hülfe ſchämet. Sie wollen dem Geiſte Gottes, der unſer Herz ändern und heiligen muß, dieſe Ehre nicht laſſen, um ſie ſelbſt zu verdienen, richten das Reich einer eiteln Selbſtzufriedenheit in ſich auf, glauben, ſich beherrſchen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laſter, die der Jugend ſo gefährlich ſind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das ſie hat, und lehrte uns, daß wir eben dieſe Religion, wie unſer Verſtand fortwächſt, auch fortſtudiren, und ihre Wahrheiten zu beſtändigen lebendigen Antrieben machen müſſen, unſer Herz zu beſſern, und ohne den Gehorſam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unſern Verſtand in allen Verhältniſſen des Lebens das ſehen laſſen, was unſre Pflicht und unſer Glück iſt. Wir würden einſehen, daß dieſes Leben eine Uebung auf die Ewigkeit ſeyn müſſe; daß es ohne Ewigkeit ein Räthſel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöſer die größte Hoheit des

Herzens, die ganze Summe der menſchlichen Glückſeligkeit und die Weisheit des Himmels ſey; daß der, ſo nicht glauben will, eben der Vernunft entſagen muß, auf die er ſo gern ſtolz ſeyn möchte. Hätten dieſe Geſinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geſchlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menſchlichen Geiſt ſo ſehr verſchönern können, nie ſchaden; ſie würden uns nur nützen; der gute Geſchmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrſamkeit, die wir aus dieſen Quellen ſchöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menſchlichen Verſtandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden.

Ohne ſich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulaſſen, ſieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung ſeines Verſtandes und ſeiner Einſichten, ſondern, was eines jeden Menſchen vornehmſte Sorge ſeyn ſollte, eben ſo eifrig auf die Verbeſſerung ſeines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle ſeine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geiſter von den edelſten und ſchönſten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Leſern und auch von ſich ſelbſt früher oder ſpäter zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig geweſen, als die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes erſchienen. Der Geſchmack iſt in Deutſchland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag alſo itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, ſo iſt doch gewiß, daß ſie eine unerwartete und zugleich nützliche Erſcheinung waren, Deutſchland in Bewegung ſetzten, und zur Ausbreitung der Luſt zum Leſen angenehmer und nützlicher Schriften viel beytrugen. Gellert ließ ſich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verſchiedenen proſaiſchen Abhandlungen in dieſe Monatſchrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfalle geleſen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitſchriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurden, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wiſſen, mit welcher Strenge er dieſe erſten öffentlichen Verſuche ſeines Geiſtes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbeſſerung würdig geachtet, wiewohl ihm auch dieſe liebenswürdige Härte gegen ſeine eignen Arbeiten feindſelige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten ſie ſo viele ſichtbare Schönheiten, daß er, gleich ſeit ſeiner erſten Erſcheinung unter Deutſchlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In jedem neuen Stücke ſah man zuerſt nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man dieſe, las ſie wieder, und wußte ſie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts geſucht, nichts ſtudirt zu ſeyn ſchien, der ſanfte, unſchuldige, menſchenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen, und beſſern wollte, der, ohne zu beleidigen, ſcherzte, nie mit Bitterkeit lachte, ſondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte ſo viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den älteſten Zeiten her für die angenehmſte Sprache der Weisheit gehalten worden ſind, um ſo viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß ſie ihm glücken, und zugleich ihn ſeinem Vaterlande werth machen würden.

Um dieſe Zeit errichtete er mit Johann Elias Schlegeln, deſſen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundſchaft. Dieſe gründete ſich auf die Talente und moraliſchen Vorzüge dieſes Dichters, der zuerſt die tragiſche Muſe nach Deutſchland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beſtändiger Umgang, eben ſo bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieſer ſelbſt hochgeachtet zu werden wünſchte, ſo konnte er doch andrer Gaben und Verdienſte über ſich erhaben ſehen, oder er ſchätzte ſie vielmehr allezeit höher, als die ſeinigen. Dieß beweiſt die Schilderung, die er ſelbſt von ſeinem geliebten Freunde und von ſeinen Brüdern entworfen hat. So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte, ſagte er, *) waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrſamkeit, Critik und Genie; damals und ſtets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer ſehr gefallenden Bildung, und einer Luſt zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die ſchönen Wiſſenſchaften waren ſeine Freude und ſein Fleiß. Gleichwohl ſollte er nach dem Verlangen ſeines würdigen Vaters ſich zum Juriſten geſchickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber ſeinem Vater zu gefallen, zwang er ſich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb ſie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf ſich einer öffentlichen Prüfung ſeiner juriſtiſchen Kenntniſſe, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihn aus Bewunderung derſelben zu einer öffentlichen Unterſtützung verhelfen, um die höchſte Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr iſt es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig iſt und Geiſt hat, in kurzer Zeit mit ſeinem Fleiße in den höhern Wiſſenſchaften mehr, als glaublich zu ſeyn ſcheint, ausrichten kann. Die

Griechen

---

*) Umſtändl. Nachr.

Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße geleſen, und las ſie noch. Er verſtand zugleich die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache gut, kannte die beſten Schriftſteller darinnen, und hatte dieſe Kenntniſſe ſich faſt ganz allein zu danken. Da er bey ſeinem Vetter, Spener, dem ſächſiſchen Geſandten an dem däniſchen Hofe, als geſandtſchaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieſer Abſicht franzöſiſch ſowohl gut zu reden als gut zu ſchreiben wiſſen ſollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides ſo gut, daß ihn dieſer als einen ſeiner geſchickteſten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszuſetzen; darauf aber gieng er meiſtens einen Tag herum, ohne ſich zu beſchäfftigen, und erholte ſich in Geſellſchaften. Schlegel ſtritt von Herzen, wenn man ſeine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, beſſer, als ſein Kunſtrichter zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In ſeinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerſpiele war ihm eine ſehr angenehme Beſchäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft faſt ganz proſaiſch aufzuſetzen. Ich weis niemanden, der dieſen Mann gebildet hätte; ſein eignes Genie und Leſen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernſthaft, lagen tief in ſeiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und ſeine Habichtsnaſe gaben ſeinem Geſichte ein eben ſo edles Anſehen, als ſein beredtes Auge daſſelbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungeſtüme faſt ſo oft er ſie ſah. Für das ſchöne Geſchlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenſchaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und ſeine Geliebte hätte ſeine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt, ſo würde er dieſe Neigung der Liebe gegen ſie, wie reizend ſie auch geweſen wäre, vorgezogen haben. Er las ſeine Verſe gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er ſie nicht zum Beſten. Ich gieng in ſeiner Geſellſchaft ſeinem Bruder, Johann Adolph, als er aus der Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieſer gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch iſt dieſer Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichſte Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, ſtarb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfall gelehrt hatte. Ehre denſelben, junge Nachwelt, und lerne von ihm: denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Univerſität in Kopenhagen, würde ſeine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, ſie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das Liebenswürdige ſeiner Sitten erheben ihn ſo ſehr als ſein Verſtand, ſeine Gelehrſamkeit und ſein großer Fleiß. Auch der Jüngſte iſt aller ſeiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieſer hat, das oft unter einer ernſten Miene verborgen liegt und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, iſt doch das empfindlichſte und gewiſſenhafteſte Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in ſeinen Arbeiten und Sitten getadelt ſeyn; eine herrliche Eigenſchaft eines Jünglings! Er tröſtete mich oft in meinen hypochondriſchen Stunden! Alle dieſe fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig ſtudirt, und viere davon, welche Ehre ſind ſie dieſen Schulen! Denn obgleich der Aelteſte, der ſich bloß den Rechten gewidmet hatte, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, ſo hatte er doch nicht die Talente ſeiner Brüder. Aus einem Hauſe vier ſo vortreffliche Geiſter! Blühe du Geſchlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen; nie an Beförderern des Geſchmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtſchaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf ſeinen Nachkommen, wie er ſo ſichtbar auf ſeinen Söhnen ruht!

So voll war Gellerts Herz von ſeinen Freunden, ſo rührend die Zärtlichkeit, womit er ſie liebte. Seine Seele ergoß ſich in ihr Lob, wenn er von ihnen ſprach, in ſeinen Briefen, in ſeinen Geſellſchaften, in ſeinen Vorleſungen. Immer wünſchte er, ſie von andern eben ſo hoch geachtet und geliebt zu ſehen, als er ſelbſt ſie ſchätzte und liebte, und er ſchätzte und liebte ſie vornehmlich moraliſcher Vorzüge wegen. Wo er dieſe entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde ſogleich ſein ganzes Herz entzündet. Seine Freundſchaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entſprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtſchaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß ſeyn, als die ſeinige war, ſo oft er mit Menſchen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in ſeiner Macht ſtand, ſie zu beſſern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieſer Art bekannt, der, wie man zu ſagen pflegte, im Grunde kein böſes Herz hat, von der Wolluſt aber zur Freygeiſterey verleitet, und von dieſer zu Ausſchweifungen hingeriſſen worden war, die ſowohl ſeine Geſundheit als ſeine irdiſche Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben ſo ſchmerzlichen als ekelhaften Krankheit fehlte es ihm ſowohl an Gemüthsruhe und Troſt, als an Mitteln, ſein äußerliches Leiden ſich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger ſelbſt ihrem Körper nöthigen Gelaſſenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten ſeine Qualen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünſchungen ſo ſtrafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider ſich und wider die Vorſehung ausgeſtoßen hätte. Gellert, von den ſchrecklichen Schmerzen ſeines Körpers, noch mehr aber von dem Elende ſeiner Seele gerührt, wünſchte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieſer Abſicht ſuchte er ſich zuförderſt ſeiner Liebe zu verſichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernſtlichen Mitleide gegen ſein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch ſein Herz wider die Religion ſo feindſelig geſinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, ſondern floh, ſo nahm er ſich vor, ſein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Abſicht zu haben ſchien, ſeine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl ſeiner Krankheit zu erleichtern. In dieſer Abſicht that er alles, was er nach ſeinen Umſtänden thun konnte, und ſammelte, mit aller Schonung ſeiner äußerlichen Ehre, bey ſeinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzuſtehen, welche ſeine Seele zur Ruhe und zu einem gelaſſenen und ernſtlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was ſeine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten ſeine Schmerzen zu beſänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in ſeinem Auge, welches Unglückliche ſo leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in den ſeinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen ſo dienſtfertigen und mitleidigen Freund die ungeſtüme Heftigkeit ſeiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu ſchonen, und da es ſich erſt gegen die Freundſchaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann daſſelbe nach und nach empfindſamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorſicht und Behutſamkeit aufmerkſam zu machen ſuchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernſthaften Beſtrebungen, ſeine Verzweiflung zu mäßigen, ſeinen Lippen Gewalt zu thun, und der ſchrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, ſich zu enthalten. Endlich ließ er ſeinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, ſich vor Schmerzen zu vergeſſen, ſondern bat ihn auch um dieſe ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und ſein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verſpottet; nun ſehnte er ſich nach ihrem Unterrichte und Troſte. Seine Gelaſſenheit und Geduld nahm mit ſeinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen ſchien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm ſchmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Geneſung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert ſollte die Freude haben, ſeine Beſſerung noch mehr zunehmen zu ſehen. Er verließ denſelben ſo wenig, als es ihm nur ſeine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte ſich, eben ſo ſehr die Empfindung ſeiner Unwürdigkeit und einen ernſthaften Abſcheu an ſeinem vorigen Leben, als die Hoffnung ſeiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebeſſerte Kranke war indeß ſeinem Tode näher gekommen, als ſein für ſeine Seele ſo beſorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieſer ward plötzlich ſchwächer, ergriff die Hand ſeines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und ſtarb. Gellert von ſeinem ſchnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er ſah, rief um Beyſtand, entfernte ſich aber, als er ſah, daß es hier ſeiner Hülfe nicht mehr bedurfte, mit zitternder Freude aus dem Hauſe, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unſterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man ſieht aus dieſer Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückſeligkeit der Menſchen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit erlaubt hätte, ſeinem Wunſche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein ſieches Leben zu klagen; aber ſo geſund war er auch nicht, als man in ſeinen Jahren zu ſeyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen feſtgeſetzten und beſtimmten Arbeiten eine zuverläßige und beſtändige Geſundheit nöthig iſt, wenn ſie ihre Abſicht genug erfüllen ſollen, ſo beſchloß er, ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundſchaftliche Verbindung mit ihnen zu ſetzen hoffte, damit er den Menſchen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unſterblichkeit begieriger Geiſt am liebſten zu nützen wünſcht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menſchlichen Herzen. Auf dieſen wollte ſie Gellert dahin führen, oder ſie der Herrſchaft, die ſie etwa ſchon über gute junge Gemüther haben möchten, befeſtigen, obgleich dieſes nicht der Erſte ſeiner Endzwecke zu ſeyn ſchien. Er ſetzte ſich vor, ihren Geſchmack zu bilden, aber auf eine ſolche Art, daß ſie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geſchmacks.

ſchmacks. In dieſer Abſicht erwarb er ſich die Freyheit auf der Akademie 1744. und 1745. öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Univerſitäten erſt durch die Annahme ihrer höchſten Würde in den freyen Künſten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poeſie der Fabeln und der vornehmſten Fabeldichter. Die Geſchicklichkeit und Kunſt zu unterrichten hatte er ſich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreiſtigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermeſſenheit noch Unverſchämtheit genannt ſeyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einſicht und Geſchicklichkeit, die ein Lehrer haben ſollte, zu entziehen; die aber denſelben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtſame Beſcheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademiſche Vorleſungen, ſondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poeſie zu ſeyn ſchienen, worinnen er die meiſte Stärke hätte, ſo arbeitete er, als die erſten Stücke der bremiſchen Beyträge 1745. herauskamen, ganz in der Stille an den ſeinigen, um ſeine Freunde auf eine angenehme Art zu überraſchen. Seine erſten Verſuche von Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche ſo viele Schriftſteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie denſelben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ſie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. **Gellert** kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur ſeltnen Mißtrauens dieſer Art. Er las ſeine Fabeln ſeinem Freunde **Gärtner** vor, und dann erſt der ganzen Geſellſchaft ſeiner übrigen vertrauten Freunde. Dieſes geſchah nicht lange nach der erſten Einrückung der preußiſchen Kriegsvölker in Sachſen. Er verlangte eine genaue und ſtrenge Beurtheilung ſeiner Arbeit von ſeinen Freunden. In dieſer freundſchaftlichen Beſchäfftigung ließen ſie ſich auch dadurch nicht ſtören, daß zu eben der Zeit ſeine Wohnung, wo ſie in dieſer friedlichen Abſicht ſich verſammelt hatten, von einigen preuſſiſchen Officieren durchſucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General-Sibylſky daſelbſt verſteckt ſeyn möchte.

Unter ſeinen damals verfertigten Erzählungen iſt die Schilderung einer Betſchweſter beſonders merkwürdig. Dieſe hatte ihn auf die Gedanken gebracht, ſeine Gaben zu den Werken des Geſchmacks auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, um dieſe Art des öffentlichen Vergnügens moraliſcher und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich ſchon **Johann Elias Schlegel** ſeinen geſchäfftigen Müßiggänger und ſeine Pracht von Landheim in dieſer Abſicht gearbeitet hatte, ſo waren doch dieſe beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert ſchrieb alſo ſeine Betſchweſter, und überließ ſie ſeinen Freunden, auf ihr Erſuchen, zur Bekanntmachung in den bremiſchen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Luſtſpiel veranlaßt hatte, unterdrücken ſollte. Seine Freunde ſollten dieß entſcheiden, und dieſe waren der Meynung, daß dieſelbe eben ſowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieſes Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verurſachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewiſſe Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey ſie nichts anſtößiges finden würden, wenn dieſelben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieſer Zärtlichkeit, wenn ſie noch unſchuldig und nicht ſelbſt eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit iſt, in dieſer Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwider geweſen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit und ſollte ſich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottſeligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausſchweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen ſuchen, einem ernſtlichen Mißfallen und Abſcheue daran Preis gegeben zu ſehen? Gellert hatte gewiß bey ſeiner Arbeit dieſe Abſicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur ſeine Erklärung darüber in der Vorrede zu ſeinen Schauſpielen leſen. Es bedarf hier keiner Unterſuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieſes öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten faſt zu einem Bedürfniſſe geworden iſt. Neuere Philoſophen, als Rouſſeau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten ſagen ſowohl für das Theater, als wider daſſelbe ſo viel Unbeſtimmtes, wodurch die Entſcheidung mehr erſchwert als erleichtert wird, daß man ſich eine allzulange Ausſchweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht ſetzen ſollte. Es mag ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, was getreue Zeichnungen guter und böſer, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauſpielhauſe auf die Zuſchauer oder im Leſen auf die Leſer für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verſchiednen Zuſtand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag ſchwer ſeyn, aus dieſer Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müſſen, wofern ſie nicht allein vergnügen, ſondern auch nützlich werden wollen. Auch iſt es ſchwer zu entſcheiden, wie ſehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunſt der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorſtellung ſelbſt den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Böſen, des Häßlichen,

lichen, des Verabſcheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle, Schöne und Liebenswürdige machen ſollte. Man kann überdieß mit keinem philoſophiſchen, oder theologiſchen Machtſpruche beſtimmen, was das Theater durch die Verſchuldung der Dichter, oder ohne dieſelbe für Wirkungen auf die Leidenſchaften der Menſchen haben; was es dieſen für neue Geſtalten oder Wendungen geben könne. Das aber iſt gewiß, daß ſowohl die Theologen, als andere, welche Chriſten ſind, oder ſeyn wollen, ſich in dieſer Sache keinen Ausſpruch anmaßen müſſen, ehe ſie ſich wohl geprüft haben, ob ſie auch alle zu dieſem Richteramte nöthigen Einſichten beſitzen; denn es iſt ſehr bedenklich, über die Moralität ſolcher Vergnügungen, deren Unſchuld doch unter gewiſſen Vorausſetzungen und nach einem gewiſſen Ideale von ihnen ſelbſt eingeſtanden wird, in einem entſcheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einſichten, ſo können dergleichen Urtheile ſehr leicht ſchief gerathen, und zu eben ſo ſchiefen und anſtößigen Gegenurtheilen Gelegenheit geben. Können ſich aber wohl diejenigen darauf einlaſſen, die, wenn ſie auch ihre Moral wiſſen, doch vielleicht von den Werken des Geſchmacks, und ihren Wirkungen auf die menſchliche Seele, von der Verbindung, worein ſie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieſer Verbindung, und von der Harmonie einer an ſich unſchuldigen Beluſtigung des Witzes mit der Tugend nicht genug beſtimmte Kenntniſſe haben? Fehlt es ihnen an dieſen, ſo gehen ſie am ſicherſten, wenn ſie für ihre Nebenmenſchen ſich auf den allgemeinen Rath einſchränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beſte zu wählen, und bey dem Genuſſe derſelben darauf zu ſehen, daß ſie ihre eigne Unſchuld bewahren und von keiner unmoraliſchen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche ſie nicht gleichgültig ſeyn dürfen, angeſteckt werden mögen, weil ſie ſonſt durch ihre Unfähigkeit, beſtimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, ſich der Gefahr bloß ſtellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen beſſern moraliſchen Ausſprüche zu veranlaſſen. Gellert ſelbſt hatte bey ſeinen theatraliſchen Arbeiten gewiß die Abſicht, am Laſter Abſcheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorſtellung zu empfehlen und den Menſchen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben ſo ſehr als dem Witze gefallen; man kann alſo ſeine Schauſpiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anſtößig finden, wenn es auch nicht ſchwer ſeyn ſollte, beſonders in der Betſchweſter, einige Züge, die etwan eine ängſtliche Bedenklichkeit hinweg wünſchen könnte, auszulöſchen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrſcheinlichkeit einige Anſtößigkeit von dieſem Stücke befürchtet, ſo würde er daſſelbe gewiß vor dem Drucke eben ſo willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch ſeine Arbeiten waren, als er eine in Abſicht auf die Poeſie ſchöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Amerkung machte, daß ſie einigen Leſern zu frey vorkommen und dem moraliſchen Nutzen ſeiner Fabeln ſchaden könnten. Jedoch dieſe Geſinnungen ſeines Herzens können nicht unbekannt ſeyn. Gleichwohl fanden ſich in den ſpätern Jahren ſeines Lebens Männer, welche ihn aus guter Abſicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwiſſenheit in dieſer Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieſer Art leicht ängſtlich werden. Er bat Männer von Einſicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausſpruche ſeines eignen Gewiſſens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er ſich auch wohl Vorwürfe über ſeine Betſchweſter zu machen hätte; er wünſchte auch wirklich mit großem Ernſte, ob ſie ihn gleich mit ſehr guten Gründen zu beruhigen ſuchten, daß er dieſelbe nicht geſchrieben haben möchte. Er würde ſogar dieſes Luſtſpiel noch vertilgt haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieſes Stückes, ſondern aller ſeiner Schauſpiele, den ſie als Werke des Geſchmackes haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß ſie nicht ſowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens beſtimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenſtandes, ſondern die glückliche Bearbeitung ſelbſt den Werth davon beſtimmt. Dieß iſt der Standpunkt, aus dem ſie beurtheilet werden müſſen; denn die Höfe hatten damals ſo wenig als itzt ein deutſches Theater. Die Charaktere ſeiner Luſtſpiele ſind nicht aus einem fremden Himmelsſtriche auf deutſchen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantaſie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, ſondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz geſehen zu haben glaubt, weil ſie der allgemeinen Beobachtung ſich nicht ganz entziehen können, nicht ſo leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumiſcht, leichter gefallen und länger unterhalten: ſo wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meiſterhand ſeyn mußte, welche dieſelben ſo zu ſchildern und in einem ſolchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leſer und Zuſchauer eben ſo damit beſchäfftigt werden, als wenn ſie von ihnen zum erſtenmal geſehen und beobachtet würden, da er zumal ſeinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er ſagt, weil er ſelbſt mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in ſeinen Komödien könnte weniger periodiſch ſeyn; allein dieß Periodiſche, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu ſeyn ſcheint, iſt vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komiſche gewinnt durch einen Fehler ſo wenig, als durch den andern.

Nachdem ſein erſtes Luſtſpiel gedruckt worden war, ließ er auch den erſten Band ſeiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutſchland, welches nun erſt zu einem beſſern Geſchmacke gebildet und gewöhnt wurde, ſondern auch unter den Nationen, die ſchon der Empfindung des wahren Schönen in dieſen Gedichten gewohnt waren und darum von dem Werthe ſolcher Werke ſicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verſchiedne Ueberſetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutſchen Dichters mit einem Lobe, das um ſo viel mehr bedeutender war, je zurückhaltender ſie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle es gegen unſre Nation geweſen ſind. Dieſe Gedichte haben ſo unſtreitige und ſo ſichtbare Vorzüge, daß man ſie, wenn Itztlebenden ein ſolches Urtheil erlaubt werden kann, beſtändig zu den klaſſiſchen Werken unſrer Nation zählen wird. Noch immer gehören ſie zu den angenehmſten Unterhaltungen einer ſich zu einem guten Herzen und Geſchmacke bildenden Jugend; noch haben ſie den Beyfall eines Geſchlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach ſeinem Gefühle ſicherer, als das unſrige nach Aeſthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute

Mütter ſie ihren ſich zum Geſchmacke bildenden Töchtern; noch würde ſich auch der mürriſche Weiſe ſchämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu ſprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Abſicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verſtande, dem Herzen; und dem Geiſte des Dichters Ehre. Er erhebt ſich nie ſo hoch, daß er nur von dem ſcharfſinnigern und gelehrtern Theile der Menſchen geſehen werden könnte; er ſchwebt aber auch nie ſo nahe an der Erde hin, daß er von ihnen überſehen zu werden verdiente. Im Schmucke ſeiner Erzählung herrſchet eine weiſe und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel geſeſſen zu haben, allezeit beſcheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus buleriſcher Zuverſichtlichkeit zu ihren Reizungen, ſondern, ohne es doch ſelbſt zu wiſſen, aus einem geheimen Gefühle, daß ſie keiner außerordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter der unſrigen, Kunſtrichter, (zum wenigſten wollen ſie dafür gehalten ſeyn) welche für die Größe eines jeden Geiſtes ihren Maaßſtab haben, und jedem ſinnreichen Werke neben und unter andern ſeinen von ihren Einſichten und Leidenſchaften beſtimmten Rang mit einem ſo entſcheidenden Anſehn anweiſen, als wenn ihnen dieſes Geſchäffte vom Geſchmacke ſelbſt aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß

heimniß beſteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder die andere Stelle heraus hebt, ſie mit ähnlichen Stellen andrer Dichter vergleicht, dieſem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, ſich dann auf den Dreyfuß ſetzt, und ſein Urtheil ausſpricht; eine Kunſt, die mit Circens Zauberſtabe viel Aehnlichkeit zu haben ſcheint; denn nach ſolchen Orakeln ſollte es nicht ſchwer ſeyn, einem Homer ſeinen Sitz neben dem Chapelain, und einem Phädrus den ſeinigen neben Stoppen anzuweiſen. Ueberhaupt ſind ſolche Ausſprüche, beſonders wenn es Lobeserhebungen ſind, nicht viel beſſer, als die Urtheile der holländiſchen Blumiſten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil ſie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben ſo ſchöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich Gellerten ihr Tadel geweſen ſeyn würde, läßt ſich itzt nicht entſcheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel geweſen ſeyn, nach welchem er geſtrebt hätte. Mein größter Ehrgeiz, ſagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schleſien, beſteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerm Verſtande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigſte Mann von geſundem Verſtande iſt mir würdig genug, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſuchen, ſein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu ſagen, und edle Empfindungen in ſeiner Seele rege zu machen. Ein ſo menſchenfreundlicher Dichter konnte ſich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachſen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm ſeine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor ſeine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der ſo ſchöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entſchuldigungen ſeiner Freyheit erſuchte, ſeine Ladung Brennholz zum Merkmaale ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Ariſtoteles ſtudirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz ſo viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Urſache hatte, ſich darüber zu freuen, als er ſich den Vorwurf kränken laſſen durfte, daß er ſich La Fontainen zum Muſter genommen hätte. Man will, ſagt er, *) daß ich La Fontainen nachgeahmt habe; ich aber ſage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den erſten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademiſche Probeſchrift beweiſt es. Ich hatte vorher einige ſeiner Fabeln nicht ohne Mühe geleſen; aber nicht geleſen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um dieſe Zeit meine Kenntniß des Franzöſiſchen nicht ſo groß,

---

*) Unvollſt. Nachr.

groß, daß ich alle Schönheiten eines ſo feinen Dichters hätte bemerken können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht geleſen habe, ehe ich meinen Geſchmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geſchmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunſt im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das ſtolze Wort brauchen darf, eine gewiſſe Begeiſterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieſes war beſonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunſtgerechter Kenner zu ſeyn, und, (hier hätte Gellert ſich mit La Fontainens Beyſpiele tröſten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wiſſen, daß es das wahre Schöne war. Dieſes iſt meine Kunſt geweſen. Ich hatte kritiſche Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn ſie überzeugten mich. Ich beſſerte unverdroſſen; ich war ſo klug, nur für Kluge ſchreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweiſen; ſie würden, ich geſtehe es, oft mehr werth ſeyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen geſucht hätte.

Noch vor der Ausgabe des erſten Bandes ſeiner Fabeln hatte er bereits 1746. ſein zweytes Luſtſpiel, **Das Loos in der Lotterie**, ein poetiſches

Schäferſpiel, **Sylvia und das Orakel**, verfertiget, dennoch war dieß ſeinem Fleiße nicht genug. Die Deutſchen hatten noch kein Original eines erträglichen moraliſchen Romanes. Die Franzoſen beſitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geſchichten, welche ſowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt ſind, um in den Stunden der Langenweile müßigen Leſern zu einer angenehmen Beluſtigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen ſuchen durch die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entſpringt, wenn ſie die Geſtalt der Geſchichte und den Reiz der Wahrſcheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenſchaften zu beſſern, ſondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können ſich von dem Geiſte der irrenden Ritterſchaft, und einer gewiſſen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftſteller von dieſer Art finden immer Ueberſetzer und Verleger, und müſſen einen um ſo viel größern Einfluß auf die Nation haben, die ſie lieſt, je begieriger und häufiger ſie geleſen werden. **Gellert** wollte alſo einen Verſuch machen, ob er dieſen ſo anziehenden Werken des Geſchmacks mehr Ernſt, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und ſchrieb 1746. ſeine **ſchwediſche Gräfinn**. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finſteres haben, und verriethe ihn nicht eine gewiſſe Art des Ausdrucks und der Erzählung, ſo ſollte man kaum glauben, daß ſeine Fabeln und die ſchwediſche Gräfinn Werke von Einem Verfaſſer wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, iſt das beſtändige Gepräge ſeiner Arbeiten, und dieſes läßt ſich auch hier nicht verkennen; eine billige Critik wird alſo den erſten Originalverſuch in dieſer Gattung ſinnreicher Werke mit Nachſicht beurtheilen, wenn er gleich von Andern verdunkelt wird, die nach ſeiner Zeit in derſelben berühmt und unſterblich geworden ſind.

Schon um dieſe Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in ſeinem ganzen Leben ſo viel erlitten hat. Bey aller vorſichtigen Enthaltung von Speiſen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in ſeinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geiſtes zu verſäumen, wurde dennoch ſeine Geſundheit in ſeinem männlichen Alter nicht beſſer. Viele Tage ſeines nützlichen Lebens waren ſchon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die erſten ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Uebels gelaſſen zu ertragen, und ſich von der Furcht eines ihm bevorſtehenden ſiechen Lebens nicht niederſchlagen zu laſſen. Um ſich aufzumuntern und zu tröſten, nahm er ſeine Zuflucht zur Religion, beſtrebte ſich, den Troſt, mit dem ſie ein ſchmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und ſein menſchenfreundliches gegen fremde Noth ſo empfindſames Herz bewog ihn, die aus dieſer Quelle geſchöpften tröſtenden Vorſtellungen, in ſeinen **Troſtgründen wider ein ſieches Leben**, 1747. auch andern mitzutheilen. Man nahm ſie mit einem gleichen Beyfalle, als ſeine übrigen Arbeiten, auf, überſetzte ſie in verſchiedne Sprachen, und **Formey** in Berlin erweiterte ſie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Troſtgründen iſt ein Gemälde, zu dem er die meiſten Züge von ſich ſelbſt genommen hat, und dieſes muß um ſo viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden iſt, mit denen er ſchon faſt täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber ſie konnten ſeinen Eifer, der akademiſchen Jugend durch ſeinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht ſchwächen. Er wußte ſich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche ſeines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spatziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Roſenthals erquicket, ſo arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an ſeinem Schreibpulte, ſammelte, vermehrte und verbeſſerte ſeine Luſtſpiele, die er 1747. in einem Bande zuſammen drucken ließ, und gab der Welt zugleich 1748. einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu dieſen bekannte er mit einer beſcheidnen Offenherzigkeit ſein Vergnügen über die günſtige Aufnahme des erſten Theils. Ich weis, ſagt er, für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu ſeyn, als durch ein offenherziges Geſtändniß meiner Freude darüber. Man muß das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, unruhig fühlen; man muß oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muß ſich aller der Bemühungen, durch die man ſeinen Schriften das Leben gab, aller der Aenderungen und Verbeſſerungen derſelben, die oft mehr Arbeit koſten, als das Ganze, und auch aller der Stellen und Einfälle bewußt ſeyn, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön genug ſeyn, mit widerſtehenden Händen wegſtrich, wenn man wiſſen will, was ein kluger Beyfall für eine ſchätzbare Belohnung, was dem Dichter ſchon eine zufriedne Miene, womit ſich ein verſtändiger Leſer bey dieſer oder jener Stelle glücklich aufhält, für ein Lobſpruch und ein Beweis iſt, daß man die Natur nicht verfehlt, und bey ſeiner Munterkeit die Ruhe des Wohlſtandes und der Erbarkeit nicht geſtört habe. Werde ich aber auch, fuhr er fort, was ich durch den erſten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth; allein man ſchließe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben, und man wird ſelten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Nach dieſem Geſtändniſſe ſeiner Empfindungen entdeckt er die Urſachen ſeiner Frage, ob er mit dieſem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem erſten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunſtrichter ſehr unterrichtende Weiſe. Die Welt hat für ihn entſchieden, und die Nachwelt wird die Entſcheidung beſtätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den erſten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, ſie noch übertreffen. Vielleicht ſcheint in dieſem Urtheile die Sprache der Freundſchaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geiſtes, die im Ganzen ſchön und ſo ſichtbar beſtimmt ſind, die Menſchen zugleich zu ergötzen und zu verbeſſern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke ſeines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu ſprechen, ſie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und ſich ein Verdienſt daraus zu machen, oder eine kritiſche Größe darinnen zu finden, dazu ſcheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtſchaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen ſollte, als wer ſich deſſen ſchuldig weis. Die beſten Werke haben ihre ſchwachen Seiten, haben Flecken; vor dieſen muß man warnen; dieſe zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geiſt erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geiſter, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen ſie, und vornehmlich verdient ſie der gute Gebrauch derſelben. Wenn man dieſe aus den Augen ſetzt, ſo vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt ſchuldig iſt, deſſen Freund niemand mehr ſeyn konnte, als es **Gellert** war.

Ungefähr ſieben Jahre lang lebte er mit ſeinen vertrauten Freunden, den Verfaſſern der Beyträge, in einer Verbindung, die ſowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Geſinnungen, Gaben, Abſichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinſchaftlichen Freundſchaft nur ſelten möglich iſt. Nunmehr waren ſie faſt alle von einander getrennt. **Zachariä**, **Gieſeke** und **Klopſtock** hatten Leipzig verlaſſen; **Conrad Arnold Schmidt** wurde nach Lüneburg, **Gärtner** und **Ebert** nach Braunſchweig, **Cramer** nach Cröllwitz, und **Johann Adolf Schlegel** nach Pforta gerufen. **Rabener** allein blieb noch einige Jahre in ſeines Freundes Geſellſchaft. Dieſe allgemeine Zerſtreuung ſeiner Geliebten war ihm um ſo viel empfindlicher, je mehr er ſich unter dem Gefühle ſeines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle deſſelben wurden häufiger und heftiger, ohne ſeinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu ſchwächen, indem er denſelben nicht ausſetzte, wenn auch ſeine Tage noch ſo traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von ſeinem Freunde **Rabener** dazu bewogen, theils auf eine Sammlung ſeiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung ſeiner Lehrgedichte, unter denen der **Stolz** das älteſte zu ſeyn ſcheint.

Rabener hatte ſchon lange gewünſcht, daß die Deutſchen zu einer freyern und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in ſo mancherley Arten von Geſchäfften und Verbindungen ſo viele Briefe empfieng, und ſo viele ſchreiben mußte, empfand vor andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbeſſerung und zur Verbannung des ihm ſo verhaßten weitſchweifigen Canzleyſtyls auszurichten, als ein von der Nation eben ſo geliebter, als bewunderter Autor, wie **Gellert** war. Weil er aber die Abneigung deſſelben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, ſo ſuchte er ihn durch eine freundſchaftliche Liſt zu dieſem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden. *) Er that **Gellerten** den Antrag, in ſeiner Geſellſchaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieſer Bedingung ließ ſich ſein erſt ganz unentſchloſſener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abſchriften gegeben hatte, diejenigen auszuſuchen, die ihm zu dieſer

---

*) Unvollſt. Nachr.

Abſicht bequem zu ſeyn ſchienen. **Rabener**, ſehr zufrieden mit ſeinem deutſchen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach ſeinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geſchmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden ſollten, aufzufodern. **Gellert**, unfähig ſeinen Freunden zu verſagen, was ſie ernſtlich wünſchten, ließ ſich auch zu dieſer Arbeit überreden, und nun drang **Rabener** ſo lange in ihn, bis er denſelben zur Bekanntmachung ſowohl ſeiner Abhandlung, als ſeiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er ſelbſt davon in ſeiner Vorrede ſagt. Es wäre eine ſehr kritiſche Unbilligkeit, von einem **Gellert** in der Lage, worinn er ſich befand, ſolche Briefe zu verlangen, als **Cicero**, **Plinius** oder eine **Sevigne** geſchrieben haben. Briefe von einem römiſchen Conſul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen ſteht, müſſen von einem anziehendern Innhalte ſeyn, als die Briefe eines akademiſchen Gelehrten. Freylich beſtimmen nicht ſowohl die Größe die Wichtigkeit, und der innre Werth des Stoffes, als vielmehr der Geiſt und die Bearbeitung das Verdienſt des Künſtlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch iſt es für die Güte ſeiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es alſo gleich ſchönere Briefe, als Gellerts Briefe ſind, ſo folget doch daraus nicht, daß ſich ihr Verfaſſer, oder Deutſchland derſelben zu ſchämen habe. Eben ſo wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum beſſer als die ſeinigen ſind, weil ihre Verfaſſer mehr Mühe anwenden, als er that, ſinnreich zu ſchreiben, und den Leſer durch unerwartete, durch höfiſche oder launiſche Einfälle zu überraſchen. Er machte ſeine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Abſicht, andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorſatze, ein allgemeines Muſter aller Briefe zu werden. Von dieſer Seite betrachtet, werden ſie ſtets ſchätzbar bleiben; ſchätzbarer aber ſind ſie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und ſcharfſinnigen, ſondern auch den guten Mann zu ſehen wünſchen; denn dieſen finden ſie auch in denen Briefen, von welchen ſelbſt ſtrengere Richter unter ſeinen Freunden wünſchen möchten, daß er ſie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt iſt. Er ſelbſt war weit davon entfernt, das Fehlerhafte ſeiner Briefe zu verkennen. Er hätte ſie auch gern verbeſſert, wenn ihm der Zuſtand ſeiner Geſundheit ſolches zugelaſſen hätte. Als 1768. ſeine Werke zuſammengedruckt wurden, ſchrieb er an Schlegeln: An wirkliche Verbeſſerungen des Textes, liebſter Schlegel, iſt nicht zu denken, und doch möchte ich inſonderheit in den Luſtſpielen und in den Briefen vieles geändert wiſſen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, dieſe anzuſehen. Aber ich verſichere Sie, ich bin völlig ungeſchickt, auch kleine Verbeſſerungen vorzunehmen, und ich wünſchte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner ſämmtlichen Schriften veranſtaltet würde, ſondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode ſie zuſammen herausgeben, verbeſſern und einen großen Theil derſelben wegwerfen wollte. Wer billiger Empfindungen fähig iſt, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von ſolchen Geſinnungen die Critik über ſeine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit und Härte, ſondern bis zur Beſchimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe ſeiner Briefe folgten 1754. ſeine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er ſchon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. Die Deutſchen hatten ſeit einiger Zeit angefangen, faſt in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeiſterung und eine höhere, ſtärkere, und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrſcht. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erſcheinung ſeiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen,

als

als er mit ſeinen jugendlichern Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geiſtes zärtlicher lieben, als ihre beſten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von ſich gedemüthiget zu werden, ſondern bloß aus einer gewiſſen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweiſende Gedichte gern leſen. Wenn man ſein Geſtändniß gefodert hätte, ſo würde er geſtanden haben, daß er nun weder die blühende Phantaſie, noch die Hitze des Geiſtes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet ſehen möchte; hätte er ſie aber auch gehabt, ſo würde er nach ſeiner Abſicht ſich weder der einen noch der andern überlaſſen haben, wenn dieſelben auch ohne ſeinen Vorſatz eine höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte ſie nur deutlich, nur mit Empfindung ſagen, weil er wünſchte, daß das Herz des Leſers aufmerkſamer auf die Wahrheiten, die er ſagen wollte, als auf Schmuck ſeines Ausdruckes ſeyn möchte; überzeugt, daß ſie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunſt gefallen müßten, wenn ſie gleich in einem koſtbarern und blendernden Kleide den Geſchmack mehr vergnügen könnten. Dieſe Wirkungen werden ſie allezeit haben. Es iſt unmöglich, ſeinen Chriſten zu leſen, ohne ſich in dem Wunſche und Entſchluſſe, ein Chriſt zu ſeyn, geſtärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an ſtarken und ſchimmernden Farben; ſie hat aber bey ihrer ſanften Farbenmiſchung eine ſtille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man ſie anſieht. Die Empfindung erhebt ſich nicht bis zur Begeiſterung, nicht bis zur Leidenſchaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Dieſe kann einen feurigern Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewiſſen Grad kann ſie ſehr angenehm ſeyn; ſie kann aber auch ſehr leicht ganz unerträglich werden. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man ſeine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres, obgleich nur ſanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er ſchrieb beſonders den Chriſten mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Chriſtenthums, und vollendete ihn bey ſeinen akademiſchen Beſchäfftigungen in eilf Tagen. „Möchte „ich dieſes Gedichte doch, wünſchte er, bey der „Vollendung deſſelben, zu meiner eignen Ruhe „verfertiget haben! Möchte mich der Gedanke da„von in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, „laß es nur meiner Seele zum Vortheile die„nen! *)

Mit gleich edlen und frommen Wünſchen arbeitete er ſchon ſeit einiger Zeit an geiſtlichen Liedern. Dieſe Arbeit war ſeinem Herzen noch die

---

*) Tageb. v. 1754.

feyerlichſte und wichtigſte, welche er in ſeinem Leben unternommen hätte. Niemals beſchäfftigte er ſich mit derſelben, ohne ſich ſorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernſte ſeiner Seele ſich zu beſtreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen ſprechen ſollten, an ſeinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte ſeine heiterſten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillſtand in dieſer Arbeit, in der Abſicht und Erwartung, die Geſinnungen, die er durch ſeine Lieder in ſeinem Mitchriſten erwecken wollte, in ſeiner Seele ſtärker werden zu laſſen. Nun will ich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch beſſern Empfindungen kommen. Glaubte er dieſelben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, ſo beſtrebte er ſich, ſie auch ſo auszudrücken, als nach ſeiner Kenntniß des menſchlichen Herzens die meiſten Chriſten dergleichen Geſinnuugen haben können. Er richtete ſich, um den Nutzen ſeiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einſichten und der Kräfte ihres Verſtandes, wie auch ihres Gefühls, als nach denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Geſänge unempfindlich zu ſeyn, welche höhern Fähigkeiten angemeſſen ſind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf ſeine Lieder;

gleichwohl wollte er dieſelben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil ſeiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und ſie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgeſehen und verbeſſert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbſt, Kopenhagen, Berlin und Braunſchweig, denen er ſie zuſendete, theilten ihm verſchiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er ſie dem Drucke überließ. Er ſprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweiſt, wie ſehr er gewünſcht hat, ſeinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Unter meinen Freunden, ſchreibt er in einem Briefe, haben ſich Profeſſor Schlegel in Zerbſt und mein lieber Heyer beſonders verdient gemacht. Jener hat ſie mehr als dreymal leſen, kritiſiren und wieder leſen müſſen, und er hat ſein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit beſondrer Scharfſichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken! Dieſer hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbeſſerungen derſelben den Muth ſinken laſſen wollte. Der treffliche Mann! Bald iſt er mein Cenſor, bald mein Abſchreiber geweſen. Gott gebe, daß dieſe Lieder ihre Abſicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da ſeyn werde. Es iſt unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu ſeyn, oder ſie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch ſie Beweiſe ſeines Mangels an Genie wären, zu retten. Die allgemeine Erbauung, die ſie geſtiftet haben und ſtiften werden, iſt für einen ſolchen Vorwurf Beſchämung und Widerlegung genug. Sie drücken ſeinen ganzen Charakter aus. Man ſieht darinnen ſeine Empfindung des Praktiſchen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimniſſen ſo leicht fand, ſeinen redlichen Willen, ſo gut zu ſeyn, als dieſe himmliſche Lehrerinn die Menſchen machen ſoll, ſeine ungeheuchelte Demuth, ſeine Mäſſigung in ſeinen Wünſchen, ſeine zärtliche Menſchenliebe und ſeine eben ſo ernſtliche Begierde, alle ſeine Brüder unter der wohlthätigen Herrſchaft der Gottſeligkeit und Tugend glücklich zu ſehen. Ueberall reden ſie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verſtändlich iſt, die Phantaſie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Dieſe Beſchaffenheit haben ſelbſt ſeine Lehrlieder, welche entweder ernſtliche Monologen und Ermahnungen an ſich ſelbſt ſind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundſchaftlichen Unterweiſung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfaſſer ſich ſeine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorgeſtellt, oder ein Ideal von geiſtlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem ſich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun iſt. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts

Liedern beweiſet die Unrichtigkeit dieſes Urtheils. Indeſſen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieſes Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünſchte, hindern oder ſchwächen möchte. Dieſe Furcht aber mußte ſelbſt bey ihm verſchwinden, weil es das einzige Urtheil in ſeiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und dieſe mußte ihn beruhigen. Man kann dieſelbe nicht ſtärker empfinden und ausdrücken, als ſein Freund Rabener that, und zwar in einem Briefe an ihm, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derſelbe dem Charakter ſeines Herzens eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als den Liedern ſeines Freundes. „Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, ſchreibt er, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz, dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt, ein Feind von Religion und Witze zu ſeyn. Bisher habe ich Sie, als meinen beſten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher ſteigen könnte, als ſie war: aber ſie iſt in der That noch um einen ziemlichen Grad höher geſtiegen. Liebenswürdig ſind Sie mir allezeit geweſen, aber nun ſind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieſes Wort in ſeinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an dieſe Thoren verſchwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit dieſen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt ſeyn, da die Welt Sie bereits auf einer ſo vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, ſo bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieſes Zutrauen der Welt für unſre heilige Religion ſeyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leſer zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die ſie nunmehr in Ihren geiſtlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit dieſen Gedichten den Leichtſinn dererjenigen beſchämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Beluſtigung gut ſey. Und dieſe Leichtſinnigen müſſen die Religion lieb gewinnen, da ſie ihnen in einer ſo angenehmen und reizenden Kleidung vorgeſtellt wird. So glücklich ſind die Folgen, mein redlicher **Gellert**, bey denen, die Ihre Schriften leſen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden ſie nicht erſt bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen. Dieſen ſind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da ſie wiſſen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle dieſe Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen ſo oft geſtanden, daß mir Ihr rechtſchaffenes Herz noch ſchätzbarer iſt, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals geſtanden, ſo würden Sie mir durch Ihre Lieder dieſes Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie ſo gut und lehrreich ſchreiben können, wenn Sie nicht dieſe heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geſchrieben hätten. Ich glaube, ſcharfſichtige Augen entdecken den feinſten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu ſeyn wünſcht. Voltäre kann uns goldne Sittenſprüche predigen, Tugend und Menſchenliebe in ſeinen Verſen vergöttern, und die Religion in tragiſchem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, deſſen ungöttlicher Leichtſinn, deſſen ſchmutziger Witz, deſſen liebloſer Eigennutz uns ſeine Sittenſprüche, ſeine Reime von Tugend und Menſchenliebe, und ſeine Religion verdächtig machen. Man muß ihn haſſen, ſo bald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt. Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welch ein vortrefflicher Freund ſind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen vorſagen, die ich keinem andern vorſagen würde, da ſie ſo viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben:

den: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind. Ob ich Ihre Entſchlieſſung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſey nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bey der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äuſſern, die Ihnen ein bequemeres Auskommen verſchaffen. Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen! Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe ſchlieſſe, mit welcher ich ihn angefangen habe; ſo will ich von unſern hieſigen

Umſtänden nichts melden. Wenn werden wir uns wieder ſehen? Wenn werden wir uns in Ruhe ſprechen können? Leben Sie wohl, mein witziger, mein menſchenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.“

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf ſeinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden proteſtantiſchen Kirchen. Gleich nach ihrer Erſcheinung wurden ſie in die neuen Liederſammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienſt beſorgt wurden. Die Reformirten-Gemeinen in Leipzig und Bremen thaten eben dieſes, und dieſen Beyſpielen ſind ſeit der Zeit mehr Gemeinen beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit haben viele ſie nach ihrem Werthe zu ſchätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leſer der beſſern deutſchen Schriftſteller erwarten ſollte, war ein frommer Landgeiſtlicher ſo davon gerühret worden, daß er dieſes nicht allein dem Verfaſſer ſchriftlich bezeugte, ſondern ihn auch ſehr ernſtlich zum Uebergange zur römiſchen Kirche zu bewegen ſuchte; in der Meynung, daß derſelbe von der Nothwendigkeit der guten Werke beſſer denken müßte, als Luther, deſſen Lehre er bloß aus ſeinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controverſiſten zu kennen ſchien. Dieſes gab unſerm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorſtellungen von unſerm Lehrbegriffe behülflich zu ſeyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen. Selbſt aus einem großen und mächtigen Hauſe in Mayland erhielt er durch einen Geiſtlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmiſche, ſehr rührende Verſicherungen von der Erbauung, die ſeine Lieder daſelbſt ſtifteten, und von dem dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle ſeine Schriften, vornehmlich aber auch für ſeine geiſtlichen Lieder gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich ſeyn können, was auch die öffentliche und herrſchende Religion für äußerliche Verfaſſungen und Geſetze veranlaßt haben mag: So waren auch ſeine Schriften in katholiſchen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholiſche Schriftſteller zu leſen unterſagt. In Wien, wo damals noch mit beſondrer Strenge über die Beobachtung dieſes Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geiſtliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf ſeinen Reiſen ſich aus denſelben erbauete. Dieſer befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, ſie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in dieſem Stücke keiner übertriebenen Nachſicht und Gelindigkeit beſchuldigen wird, beruhigte den Reiſenden, der ihm ſeine Verlegenheit entdeckte, über ſeine Furcht, und antwortete ihm: Dieſe Schriften geben un-

ſer

ſe Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke.

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an ſeinen geiſtlichen Liedern arbeitete, beſchäfftigte ihn zugleich 1756. die Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften. Dieſe wurden ihm von der Unbilligkeit und Gewinnſucht eines Buchhändlers abgedrungen, der ſeine von ihm ſelbſt längſt verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen mit einigen darinnen befindlichen proſaiſchen Abhandlungen unter ſeinem Nahmen zuſammen drucken laſſen wollte, und auch ſein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorſtellungen, wodurch Gellert ſchon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hätte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten ſeiner Jugend auf den Geſchmack haben könnten, wenn er ſie zu billigen ſchiene, entſchloß er ſich, auf den Rath eines ſeiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbeſſerung werth zu ſeyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine ſtrenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen proſaiſchen Stücke mit beſſern Ausarbeitungen zu erſetzen. Er wendete viel Fleiß darauf, um ſeine Leſer auf eine angenehme und nützliche Weiſe zu unterhalten, aber nicht ohne

Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieſer Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Urſache, ſich über eine ſolche Gewaltthätigkeit der Gewinnſucht zu beklagen. Man müßte indeß mit dieſem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden ſeyn, wenn eine ſo kühne Unbilligkeit immer ſo glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter dieſen Arbeiten waren, ſeitdem er ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre ſeines ſo rühmlich beſchäfftigten Lebens verfloſſen. So nützlich auch ſeine Schriften den Deutſchen wurden, ſo waren ſie doch nur Beſchäfftigungen ſeiner Nebenſtunden; denn den größten Theil ſeiner Zeit wendete er auf die Unterweiſung und Bildung der Studirenden. Er führete ſie zu den ſchönen Wiſſenſchaften an, erklärte ihnen die Geſetze der Dichtkunſt und Beredtſamkeit, übte ſie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln und gewöhnte ſie zu einem geſunden und richtigen Geſchmacke in ihren Aufſätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorleſungen fanden beſonders unter dem Adel der aus verſchiedenen Ländern nach Leipzig kam und daſelbſt ſtudirte, einen ſo großen Beyfall, daß derſelbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerkſamkeit bey ſeinen Unterweiſungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt ſuchen wollen. Theils meynte er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen zur Verwaltung deſſelben nicht Kraft und Munterkeit des Geiſtes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Beſcheidenheit, der Hof habe nicht Urſache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienſte ſelten entgegen kommen, und daſſelbe noch ſeltner aufzuſuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, **Gellert** aber jenes nicht ſeyn wollte, und dieſes nicht werden konnte: So mußte doch der Hof durch ſeinen ausgebreiteten Ruhm aufmerkſam auf ſeine Verdienſte um die Akademie werden. Die Regierung verlangte ſelbſt, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philoſophie anſuchen ſollte, und er ließ ſich auch beſonders durch ſeine vertrautere Freunde, **Rabenern** und **Wagnern**, dazu überreden. Er erhielt daſſelbe 1751. mit einem Gehalte, und hielt nunmehr auch öffentliche Vorleſungen über die Dichtkunſt und die Beredtſamkeit vor ſehr zahlreichen Verſammlungen von Zuhörern. Dieſe Arbeiten ſchienen zwar beſonders nur die Aufklärung und Verſchönerung ihres Verſtandes zum Endzwecke zu haben: allein er wußte ſie und ſeinen Umgang mit den Studirenden ſo einzurichten, daß er dadurch zur Beſſerung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben ſo viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten; denn ſie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen ſeines ſichtbaren und ſtandhaften Eifers, ſie nicht allein weiſer, ſondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünſchten ſeine Achtung zu gewinnen, und ſchon dieſer Wunſch konnte ſie von Ausſchweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben ſo aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr ſorgfältiger und gewiſſenhafter Lehrer zu ſeyn ſuchte. Ein ſolcher Lehrer mußte viel uber ſie vermögen, da er ſich bemühte, wenn er ihnen mit einem ſanften und liebreichen Ernſte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit als die ſicherſten Wege zur Glückſeligkeit anpries, ſeinen Ermahnungen ihren angenehmſten Reiz und den ſtärkſten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge ſeines eignen Beyſpieles zu geben. Gellert hielt keine ſeiner Vorleſungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne ſich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu ſeinem Gedächtniſſe und zu ſeinen Geſchicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu ſagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, ſondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in ſeinem Fleiße, beides immer ſowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch ſeine Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ſeinen eignen Einſichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen ſeiner Zuhörer zu erweitern und zu verſchönern. Dennoch

noch las er wenig von ſeinem Papiere, und ſprach mit einem eben ſo freyen als angenehmen Anſtande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünſtelt und natürlich zu ſeyn, waren die herrſchenden Vorzüge ſeines Vortrages. Unnöthige Ausſchweifungen erlaubte er ſich eben ſo wenig, als ruhmredige Empfehlungen ſeines Unterrichts oder Verunglimpfungen anderer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künſte haßte, wodurch zuweilen akademiſche Lehrer Aufmerkſamkeit und Beyfall zu erhalten ſuchen. Dadurch wurden ſeine Vorleſungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten ſucht, ſondern auch der Tugend, welche beſſern will, und derjenigen Beſcheidenheit, welche Weisheit und Tugend verſchönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die ſich unter ſeiner Anleitung im Schreiben übten, unter einer ſolchen weiſen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder ſchwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommner zu werden, abſchreckte, noch durch ein unvorſichtiges und übertriebnes Lob glücklichere Geiſter zu einem eiteln Mißtrauen und zur Vernachläßigung ihrer gröſſern Gaben verleitete. Je mehr ſie Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erlangten, deſto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er ſuchte ſie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geſchicklichkeit zu erhalten. Deswegen geſtand er oft von ſeinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem ſehr zufrieden geweſen wäre. Er bewies auch ſolches durch genaue Beurtheilungen deſſen, was er für fehlerhaft erkannte, um ſeine Schüler durch dieſe Härte gegen ſich ſelbſt vor aller eitlen Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieſer Beſchreibung ſeiner akademiſchen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundſchaft, ſondern die Wahrheit rede; daß dieſelben das waren, was ſie nach ihrer Beſtimmung ſeyn ſollten, das wiſſen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Abſichten ſeiner Vorleſungen beweiſen die Entwürfe von den Anreden an ſeine Zuhörer, mit denen er ſeinen Unterricht anzufangen oder zu beſchließen pflegte. So nöthig auch die Regeln der Beredtſamkeit und Poeſie ſind, ſagte er in einer ſolchen Vorrede zu ſeinen Unterweiſungen in beiden Künſten, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie uns die Kraft gut zu denken und gut zu ſchreiben nicht ertheilen. Sie ſind Geſetze, zum allgemeinen Beſten der Schreibart gegeben; Geſetze, die man wiſſen muß, aber auch Geſetze, die eine kluge und vorſichtige Anwendung erfordern, und die gleich den bürgerlichen Geſetzen eingeſchränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müſſen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden ſoll. Man kann die Regeln der proſaiſchen und poetiſchen Beredtſamkeit nicht allein mit dem Gedächtniſſe,

niſſe, ſondern auch mit dem Verſtande gefaßt haben, ſich im Schreiben nach ihnen richten, und doch trotz aller guten Regeln ſchlecht ſchreiben; auch oft um ſo viel ſchlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Abſicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das Rührende erreicht worden iſt. Die Entſcheidung dieſer Frage gehört vor den Richterſtuhl nicht der Regel, ſondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieſer Geiſt der Beurtheilung und Empfindung muß in unſern Werken denken und reden, wenn ſie beredt ſeyn ſollen. Die Uebung darinnen iſt inſonderheit eine Pflicht unſrer erſten Jahre, wenn wir wollen glücklich ſchreiben lernen; meine Pflicht iſt, Sie, meine Herren, zu dieſer Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in dieſen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verſpreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetiſche oder proſaiſche ſeyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größere Reden, kleine oder größere Gedichte, und ich finde es für gut, ſo werde ich ſie öffentlich vorleſen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfaſſers ohne ſeine Einwilligung nennen. Iſt die Arbeit zum Vorleſen nicht glücklich genug gerathen, ſo will ich dem Verfaſſer meine Meynung in geheim ſagen; denn es iſt nicht meine Abſicht zu beſchämen, ſondern zu rathen. Muntre und ſcherzhafte Aufſätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen und ungeſitteten zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein ſchönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meiſterhaften Schönen iſt die beſte Uebung des Verſtandes und des Geſchmackes; auch werde ich den Ekel am Schlechten zu erwecken zuweilen eine ſchlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verſtand und gelehrte Kenntniſſe haben; wer dieſe Eigenſchaften beſitzt, braucht keinen Anführer, und wer dieſe nicht beſitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poeſie iſt eine ſehr gemeine Krankheit unſrer erſten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen ſagen, was Ariſtoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieſes kennen und empfinden, ſo werden Sie keine Luſt haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden. Eine andere Anrede, womit er ſeine Vorleſungen über die Regeln der Dichtkunſt beſchloß, machet der Einſicht und dem Herzen des Lehrers eben ſo viel Ehre. Wie glücklich, ſagte er, werde ich mich ſchätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen geweſen ſind, und ich Ihnen wenigſtens bewieſen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geſchmack in der Poeſie verdient haben möchte. Ich habe Ihnen zeigen wollen, was die Poeſie ſey; ich habe Ihnen die Beſtimmungen und Grundriſſe, die Farben und den Ton der verſchiedenen Arten von Gedichten zu zeigen geſucht; kurz, ich habe Ihnen die Poeſie der Sachen und die Poeſie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen wollen. Es iſt wahr, dieſe Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgeſetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, ſo werden Ihnen dieſe Regeln nicht unnützlich ſeyn; die Regeln der Kunſt werden daſſelbe leiten, und die Beyſpiele werden es noch mehr begeiſtern. Diejenigen, welchen, ſoll ich ſagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu ſeyn nicht beſtimmt iſt, können unſern Unterricht auf eine andere Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leſer der Dichter werden, ohne ſelbſt dichten zu können. Es iſt falſch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache ſelbſt nicht beſſer machen kann. Unſre Regeln oder die Kenntniß der Poeſie wird Ihnen einen gewiſſen Nutzen in der Beredtſamkeit zuwege bringen. Die Verwandtſchaft beyder Künſte iſt nur gar zu groß.

Ich habe Ihnen insbeſondre die löbliche und groſſe Begierde, ſich beurtheilen und tadeln zu laſſen, eigen zu machen geſucht. Ich habe ſelbſt dieſe Uebung angeſtellt, und oft auf meine Koſten. Leſen Sie die beſten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie ſich nicht mit eigenen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen ſtrengen Ernſt der Vernunft. Laſſen Sie Ihre Arbeiten von Kennern leſen, prüfen, und beſſern ſie ſorgfältig. Vergeben Sie ſich nichts und denken Sie ſtets, ſich in dieſer Arbeit zu ſtärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß iſt, als daß er durch nachläßige Verſuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menſchen beſſern und erweitern; wenn wir Gegenſtände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch ſeine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen ſich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu ſichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig ſind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Verſtande zugleich das Herz beſchäfftigen. Der Poet muß ſich alſo ſelbſt in ſeinem Verſtande aufklären, und ſein Herz zum Guten erhitzen. Der Geſchmack der Natur, der Vernünftigen und der Geſitteten das iſt ſein Ziel. Er muß ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, ſo wird er gefallen, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, ſo werden Sie mit Beyfall ſingen, wofern Sie zugleich ſchön ſingen. Ich verſpreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unſterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, ſo ſey Ihr Scherz ſelbſt noch lehrreich, oder doch unſchuldig und die Heiterkeit Ihres Witzes müſſe ſich ſtets mit dem Ernſte der guten Sitten und des Wohlſtandes vertragen. Spotten Sie, ſo treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menſchen, noch tauſendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen ſoll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlöſers erhalten haben; ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unſeliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein ſinnreicher Böſewicht ſeyn, und ſeinen Schöpfer, ſeinen Erlöſer vergeſſen, um ein Dichter zu ſeyn. Ein Dichter, der ſich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz ſeiner Poeſie ein unſchuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der dieſen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach ſeinem Tode anrichtet, iſt dieſer nicht ein unendlich größerer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmiſcher? Ehren Sie Gott durch Ihre Poeſie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menſchen ausbreiten. Verherrlichen Sie ſeine Maieſtät ſelbſt durch Ihre Geſänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorſtellungen von ihm zu Gedanken und Empfindungen, die alles andre übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie ſich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geiſtliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Geſang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derſelben entflammt werden können.

Unter ſo edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben ſchon lange durch das ſchreckliche Uebel der Hypochondrie ein beſtändiges Leiden. Dieſes Uebel hatte bereits ſeit dem Jahre 1752. beſonders im Sommer angefangen, ſeine Seele mehr als ſonſt zu verwunden. Er hielt zwar immer eine ſtrenge Diät, vorſichtig in ſeiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; und dennoch waren ſeine Tage ängſtlich und trübe, ſeine Nächte aber unruhig und voll ſchreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr als er ihn erquickte. Seine Bruſt litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte ſeines Geiſtes wurden von der beſchwerlichſten körperlichen Verdroſſenheit zu allen ſeinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand ſelten die Munterkeit, welche einen geſunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeſchlagenheit breitete ſich aus der verborgenen Quelle ſeines ſiechen Lebens über ſein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß ſchien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie ſehr er auch ſeine Phantaſie durch Vernunft und Religion zu beherrſchen wußte, ſo erfüllte doch dieſelbe ſeine Seele mit lauter traurigen und ſchwarzen Bildern und erregte Vorſtellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten ſeiner vorzüglichen Wahl und Liebe ſchienen vor ſeinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelaſſen iſt, kämpft mit ſeinen Leiden und ſucht ſie ſtandhaft zu ertragen. Er hütete ſich deswegen ſorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn ſeine Schwachheit hinderte, ſeine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottſeeligkeit und Andacht, nach ſeinem Wunſche zuſammen zu halten, ſie vor Zerſtreuungen zu bewahren, und dieſe Pflichten mit voller Luſt und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunſt und Hülfe der Aerzte linderte ſein Uebel nur ſelten; der Gebrauch ſowohl des Lauchſtädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander als 1753. und 1754. beſuchte, verſchaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte *). Mein Aufenthalt im Bade wohin mich der rechtſchaffene D. Tilling in Annaberg begleitete, ſchreibt er von ſeiner zweyten Reiſe, war nicht angenehm. Gleich nach den erſten Tagen kam der Wunſch in mein Herz, wieder wegzureiſen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundſchaft erwieſen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß ſey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieſer Reiſe verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Geſundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, ſey Ehre und Herrlichkeit! Er nannte, weil er nicht bettlägrig war, ſeine Geſundheit leidlich, wenn er gleich die ſchwermüthigen Aengſtlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunſt überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend noch die ſonſt ſo heilſame Bewegung kleiner Reiſen, wodurch er ſich aufzuheitern ſuchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geſchäfften, noch die Zerſtreuung des Gemüths durch verſchiedene neue Bekanntſchaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn ſo ſorgfältige Achtung und Liebe ſeiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit ſeines gegen ſie ſo empfind-

---

*) Tageb. v. 1754.

pfindſamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein ſeine Seele verſank, vertreiben oder ſo ſehr ſchwächen, daß ſein Geiſt einen Theil ſeiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war ſchon zufrieden, wenn ſein Uebel zuweilen zu ruhen ſchien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitere Stunden die finſtern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je ſchmerzhafter ihm dieſe nur ſelten unterbrochene Leiden, beſonders deswegen ſeyn mußten, weil ihm ſogar die Religion die Tröſtungen und Aufheiterungen zu verweigern ſchien, die er in einem beſtändigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets ſuchte; deſto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig, alle nachtheiligen Einflüſſe davon auf die Frömmigkeit und Begierde ſeiner Seele nach der Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen und Handlungen, auf ſeine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf ſeine Treue in ſeinen Geſchäfften zu verhüten. Deswegen befliß er ſich einer ſorgfältigen Strenge in der Prüfung ſeiner Gedanken und aller Bewegungen ſeines Herzens; aufmerkſam auf alles was er that und ſprach, um ſich keinen Fehler zu überſehen; immer auf ſeiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ein ſieches Leben zu begleiten pflegt, damit ſein Umgang weder ſeinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu beſſern unablåßig bemüht war, beſchwerlich würde; damit auch unter ſeiner unwillkührlichen bloß kőrperlichen Verdrießlichkeit, welche ſeine Seele wider ſeinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Weſen war ihm ſo eigen, daß ſolches ſich in ſeiner ganzen Phyſiognomie ausdrückte, auf ſeiner Stirn, in ſeinem trauernden Auge, in ſeinem ganzen Geſichte, in ſeiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur ſehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn geſehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die ſo ſchnell einnahm, und noch mehr freute man ſich, daß ſein liebreiches Herz und ſeine Begierde, ſeinen Nebenmenſchen angenehm zu ſeyn, ſelbſt durch alle Wolken, womit die Empfindung ſeiner Leiden ſein Aeuſſerliches verdunkelte, hindurchſchimmerte und dieſelben aufhellte. Doch nichts war ſichtbarer, als ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter ſeinen Bekümmerniſſen zu tröſten ſuchten. Seine Aufmerkſamkeit, ihre Namen in ſeinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für ſie anzuzeichnen, iſt ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, ſo ſuchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhafteſten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlöſung. Schien ihm gleich ſein Gefühl ihrer Wahrheiten und ſeine Andacht nicht feurig genug zu ſeyn, wovon er die Urſache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menſchlichen Herzens gegen ſie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu ſuchte; ſo beſtrebte er ſich doch immer den Wunſch ſtärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben und ſie in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er ſich ſeine hypochondriſche Unluſtigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte, noch von den ordentlichen Arbeiten ſeines Berufes abhalten. Keine Anſtrengung ſeiner Kräfte war ernſtlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerſtreuungen ſeiner Gedanken zu ſiegen, die ihn unter der Erfüllung dieſer Pflichten unverſchuldeter Weiſe überfielen; immer beſorgt, daß ſie verſchuldet werden möchten, wenn er nicht mit ſeinem ganzen Vermögen wider ſie kämpfte. In der Sorge für ſeine Geſundheit beobachtete er eine ſich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte ſich nicht die geringſte Abweichung davon, um nicht durch die Nachläſſigkeit darinnen die Vergrößerung ſeiner Leiden ſelbſt zu verurſachen. Er hatte ſich gewöhnt ſein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzuſetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieſes nachtheilig wäre, enthielt er ſich deſſen wider ſeine Gewohnheit und Neigung dazu, um ſeine Phantaſie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernſtlicher und gewiſſenhafter ſeyn,

als

als ſeine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er geſtand ſeine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernſtlichen Mißvergnügen daran, und bemühte ſich eifrig, alle Regungen derſelben in ihrem erſten Urſprunge zu erſticken. Das Gute, was er that, wünſchte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der beſten Abſicht zu thun, und er fürchtete nichts ängſtlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er ſeiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung ſeiner Schuldigkeit genug zu thun ſich beſtrebt habe. So gewiſſenhaft er unter ſeinen Leiden immer vollkommner in ſeinen Geſinnungen zu werden ſuchte, ſo redlich waren ſeine Bemühungen, andere zu beſſern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn ſie ihm nicht vergeblich zu ſeyn ſchienen; immer eben ſo geſchäfftig, als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen, und ſie von den Ausſchweifungen, die ſie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger ſeyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, ſo konnte auch nichts aufrichtiger und inniger ſeyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Beſſerung verurſachte.

Dieſes Vergnügen, die Liebe ſo vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung ſeines Herzens gegründete Vertrauen ſo vieler Aeltern, welche nicht beſſer für ihre Söhne ſorgen zu können glaubten, als wenn ſie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufſicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Geſinnungen derjenigen, die er unterwieſen und gebeſſert hatte, und die ſtärkſten Verſicherungen aus vielen Gegenden von dem Seegen ſeiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröſtungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem ſtillen Herzen und in gelaſſener Ergebenheit zu leiden und in ſeinen eifrigen Beſtrebungen nützlich zu werden durch ſeine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorſehung, die er mit ſo ernſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ſtets vor Augen zu haben ſuchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtſchaffene Gelehrte oft andern nützlich werden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder auch vermuthen zu können! So machen auch zuweilen ihre Verdienſte auf edelgeſinnte Herzen ſo wirkſame Eindrücke, daß ſie dadurch zu den ſchönſten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. Gellert hat davon verſchiedene ihm ſehr angenehme Erfahrungen gehabt. So ſchrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schleſien, der Herr von Crauſſen, an ihn, und verſprach ihm aus Achtung und Liebe einen anſehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürſten Ehre machen würde, und als Gellert ſolches mit eben ſo viel Dankbarkeit als Beſcheidenheit von ſich ablehnte, ſo ertheilte ſein großmüthiger Freund denſelben ſeiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein ſo zärtlicher Sohn unter die vornehmſten Glückſeligkeiten ſeines Lebens rechnete. Wenn er davon ſprach, ſo geſchah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil dieſe Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieſes großmüthigen Mannes gegen ſeine Tugend war. So ſelten eine ſolche Güte des Herzens iſt, ſo ſelten iſt auch die Dankbarkeit, womit ein junger preußiſcher Officier **Gellerten** auf die angenehmſte Weiſe überraſchte. *) Das Herz dieſes edlen Mannes war durch ſeine Schriften gebeſſert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte ſchon lange gewünſcht, ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieſer Dankbarkeit durchdrungen ſuchte er ihm bey ſeinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbſchaft von fünf bis ſechs tauſend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. **Gellert** ſprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zuſammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm dieſe Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer ſchamhaften Offenherzigkeit an: Sie wiſſen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inſtändig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken

---

*) Im J. 1754. S. Gellerts Brief an den Gr. M. v. B.

Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, ſagt Gellert, der dieſe Begebenheit ſeinem Freunde dem Grafen von B. meldet, druckte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinen Leben nicht geſehen, und Ihnen nie den geringſten Dienſt erwieſen habe?“ — Nun ich ruhe nicht; Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Itzt kommt Ihr Freund; laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. Ich, fährt Gellert in ſeiner Erzählung fort, ich nahm das Geſchenke, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seelen,) bloßes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn; daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich, ſagte ich bey mir ſelber?

Alſo rührt dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O wer wäreſt du! Wie glücklich! Ein Herz gebeſſert! Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel — Allein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. So bald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſteckt hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßner, beſcheidener und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet; er will als ein Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört.

Gellert hatte um eben dieſe Zeit mehr als ſonſt Urſache gehabt, über ſeine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über ſeinen Mangel an heitern

Stunden, über die Düſterheit und Schwere ſeines Hauptes und über beſchwerlichere Anfälle ſeines Uebels zu klagen. Allein dieſer angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten ſtärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er ſich lange geſehnt hatte, eine Heiterkeit über ſeine Seele aus, die ſelbſt ſeinem leidenden Körper auf einige Zeit heilſam wurde. Seine Leiden erneuerten ſich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieſer Art ſeinen Muth aufrecht und ſtärkten ihn, in ſeinem Beſtreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beſchäfftigte er ſein Gemüth oft mit den feyerlichſten Betrachtungen der Ewigkeit *). Seine einſamen Spaziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Abſicht ihm durch ein beſtändig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit ſeines mit vieler Angſt beſchwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelaſſener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle ſeiner Schwermuth zu werden. Er beſtrebte ſich durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Geſinnungen ſein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den beſten und vortrefflichſten Abſich-

---

*) Unvollſt. Nachr.

ten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß dieſe allein ein ſicherer Grund von der Beſtändigkeit in der Rechtſchaffenheit und Tugend ſind. Darum bemühte er ſich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht ſey, zu thun, was recht und gut iſt, immer in ſeiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieſer Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Dieſe Art zu denken ſuchte er nicht allein ſelbſt zu haben, ſondern auch andern mitzutheilen. Laſſen Sie, ſchreibt er an einen ſeiner edlen Freunde, das Geräuſch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weis, wie viel dazu gehört, unter tauſend Verführungen dem Ehrgeize und der Wolluſt zu widerſtehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf; In ſeinen lebhafteſten Jahren, im Angeſichte des Hofes hat er über den falſchen Reiz der Wolluſt und der betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewiſſens triumphirt! Wenn Sie dieſen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit ſich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund ſegnen, der Ihnen nichts ſchöners zu ſagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen ſuchen und in denſelben ein gerechtes Mißtrauen ſetzen. Es giebt elende Geſchöpfe, die unſre Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geſchöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienſte weit über ſie erhaben ſind, und die uns durch tauſend Künſte bis zu ſich, bis zu ihren Ausſchweifungen zu erniedrigen ſuchen. Aber was ſage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu dieſen Sittenſprüchen begeiſtert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen ſeyn; aber ſo ſind ſie Ausflüſſe eines Herzens, das ſie hochachtet und liebet; das ſie gern ewig lieben und bewundern will. Nach dieſer würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken ſuchte, ſtrebte er ſelbſt zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu ſeyn wünſchte, ſo fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen ſeine Freunde nur darüber, daß ihm dieſes eben wegen ſeiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall ſeiner Nebenmenſchen nicht leichter wurde. Kein Schriftſteller, wenn er auch noch ſo viel Fleiß auf ſeine Arbeiten wendet, auch noch ſo reine und vortreffliche Abſichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelſüchtigen Critik ſicher ſeyn werde. Es finden ſich immer Feinde ihres Verdienſtes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, ſondern auch ſelbſt den moraliſchen Character des Verfaſſers verdächtig zu machen ſuchen. Dieſes Schickſal traf Gellerten nicht allein nach ſeinem Tode, ſondern auch bey ſeinem Leben. Er wurde, ich weis nicht, in welcher Schrift, ſowohl über ſeine Aufſätze ſelbſt, als über die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen und Abſichten angegriffen. Eine Beleidigung dieſer Art konnte ihm nicht anders als ſehr empfindlich ſeyn; er ſuchte ſie aber mit Gelaſſenheit zu ertragen, ob er gleich geſtand, daß ihm dieſes Ueberwindung koſtete. Ich will, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, die Schrift anſehen, als ob ſie nicht in der Welt wäre; man kann ſchmähen und ſpotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten. Die Welt mag entſcheiden, zu welcher Claſſe von Schriftſtellern ich gehöre. In einem Briefe 1755. ſagt er von dieſem Angriffe: Der Baron von * ſoll der Verfaſſer der Schrift ſeyn, worinnen ich ſo gemißhandelt bin. Womit kann ich doch dieſen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es iſt unmöglich; ſonſt würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem elendeſten der Menſchen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der andere kein ehrlicher Mann wäre! O das iſt ſchrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unkannt geblieben? Aber die Gelaſſenheit! die Geduld! Doch was wären ſie, wenn ſie nicht ſo viel koſtete? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Pſalmen wünſche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, ſo bemühe ich mich zu denken, daß ſelbſt unſer Feind uns weiſe machen ſoll. Mancher auf gleiche Weiſe beleidigter Schriftſteller ſchweigt, weil er ſeinen Tadler verachtet;

Gellert ſchwieg, ohne gegen einen ſolchen Angriff gleichgültig zu ſeyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, ſich in der Gelaſſenheit und Demüthigung ſeiner ſelbſt zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der ſeit einiger Zeit 1757. den größten Theil von Deutſchland und andere benachbarte Reiche ſeine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Verſuches, ob er ſich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande ſeine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er ſeine Arbeiten, die zeither ſeine Seele in einer beſtändigen Anſtrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um ſowohl des Umganges dieſes Herrn und ſeiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Familie zu genießen, deren ihnen ſo rühmliche und beſtändige Freundſchaft er unter die vorzüglichſten und ſchätzbarſten Wohlthaten der göttlichen Vorſehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten ſich die Armeen dieſer Gegend, und er mußte ſie auf einige Tage nach Eiſenberg begleiten. Als er in ihrer Geſellſchaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er ſich bey einem ſpäten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu ſeinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenſtechen, welches von einem ſo ſtarken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde Urſache hatten, ſeinen Tod zu befürchten. Allein er ſollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorſehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beyſtand, die ſorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieſer Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Befehlshabers in dieſer Stadt, die Boten, welche, dieſes geliebten Kranken wegen, dahin geſchickt wurden, auf keine Weiſe aufhalten zu laſſen, die zärtliche Beſorgniß ſeiner Freunde, die ihn von Leipzig aus beſuchten, waren Wohlthaten, die ſein Herz mit brünſtiger Dankbarkeit erfüllten. Er ſprach von wenig Begebenheiten ſeines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieſer Errettung. O mein Liebſter, ſchrieb er an einen Freund, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom Himmel ſtärkt! Ich dachte zu ſterben, und ſiehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieſes neugeſchenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch ſo lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verſchwunden ſeyn! Mit dergleichen Geſinnungen nahm er das Leben zurück, das er ſchon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem ſeinigen, welcher ſchon ſeit ſo vielen Jahren gelitten hatte, konnte ſich von einem ſolchen Angriffe nur langſam wieder erholen. und völlig erholete er ſich nie davon. Mit ſeiner zurückkehrenden Geſundheit erneuerte ſich auch ſein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größere Erleichterung dieſes Uebels vorher ſah, entſchloß er ſich, wieder nach Leipzig zu gehen und ſich ſeinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlaſſen.

Einige Monate nach ſeiner Zurückkunft erhielt er 1758. die Nachricht von dem Tode eines ſeiner geliebten jüngern Freunde des Barons von **Cronegk**, deſſen Verluſt ihm um ſo viel empfindlicher war, jemehr er nicht allein von ſeinen vorzüglichen Gaben, ſondern auch von ſeinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. **Cronegk**, ſchreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereiſt war, an den Grafen M. v. Br. unſer **Cronegk** iſt uns den erſten Tag in dieſem Jahre entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt! Ich warf mich bey der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete und weinte! Der ſelige Jüngling! Die Blattern ſind ſein Tod geweſen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat ſein Ende vorausgeſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet. Wenige Tage vor ſeinem Ende hat er auf ſeinem Todbette noch an verſchiedene ſeiner Freunde in Anſpach geſchrieben und zugleich ſelbſt eine Verordnung aufgeſetzt, in welcher ich ſeinen Geiſt mehr bewundere als in ſeinen beſten Gedichten. Nach dieſer Verordnung wird ſeine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält ſein erſter Hofmeiſter, der Hofcaplan **Rabe**, den andern **Utz**, der Dichter, und der dritte ſoll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler ſein Glück zu machen. Mir hat er ſein Portrait und ſeinen Ring zum Andenken hinterlaſſen. Dieſes Bild eines geiſtreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen und ſoll die Stelle eines liebreichen und anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo iſt dein Stachel; Hölle wo iſt dein Sieg? Gott ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unſern Herrn Jeſum Chriſt! Nunmehr freut er ſich der Unſterblichkeit, der Liebe und der Anbetung ſeines Gottes. Wir, theuerſter Graf, ſehen ihm in dem Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er ſo rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. **Gellert**, welcher ſehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn ſie die höhern Stände der menſchlichen Geſellſchaft erhebt und ſchmückt, redete allezeit mit Rührung von ſeinem Cronegk; auch in ſeinen Vorleſungen, worinnen er ſeinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit ſie durch Beyſpiele aus ihrem eignen Stande deſto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtſchaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf dieſe Weiſe ſuchte er alles zu nutzen, was die ſittlichen Wirkungen ſeines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verſchiednen europäiſchen Ländern, beſonders aber aus den nordiſchen Reichen, nach Leipzig kam, um ſich ſeine Unterweiſungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die ſchönen Wiſſenſchaften geleſen. Verſchiedne in ſeinen Werken befindliche Reden an ſeine Zuhörer bezeugen, wie ſorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch dieſe Unterweiſungen ſo moraliſch einzurichten, als ſie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er ſchon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieſer Schriftſteller die Sittenlehre nach Hutcheſons Grundſätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that ſeinem Verlangen, die akademiſche Jugend durch ſeine Bemühungen zur Rechtſchaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entſchloß ſich deswegen, ſelbſt beſondere Vorleſungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünſchte zwar noch immer Gedichte von ihm zu leſen; man machte ihm ſogar freundſchaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poeſie ganz aufgegeben zu haben ſchien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geiſt genug mehr bey ſich wahrzunehmen. Ich empfinde, ſchreibt er an ſeinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr ſchreiben ſoll. Sagen Sie es alſo, daß man mir über meine Pauſen in meiner poetiſchen Autorſchaft keine Vorwürfe machen müſſe; daß niemand verbunden ſeyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienſt ſey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht wie Pope ſagt, die letzten heefigten Tropfen ſeines Genies auszupreſſen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Exiſtenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht iſt, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott iſt der Herr von unſern Schickſalen, und unſer iſt die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns ſchwer ankömmt unſre Umſtände zu ertragen. Sie ſind allezeit beſſer, als wir ſie verdienen, und oft verliert nur unſere Eigenliebe, unſer Stolz und nicht unſer Glück dabey. Dieß waren ſeine herrſchenden und täglichen Geſinnungen, als er ſeine eigne Vorleſungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem ſie angehort wurde, und die Zahl derer, welche ſich von dieſem liebenswürdigen Mentor, in den Lehren der practiſchen Weisheit unterrichten ließen, übertraf ſeine Erwartungen ſo weit, daß auch deswegen dieſe Beſchäfftigung ſeines Lehramtes eine ſeiner geliebteſten Arbeiten wurde. Ihr Werth iſt durch den Nutzen, welcher dadurch geſtiftet worden iſt, ſo beſtätigt, daß derjenige, welcher ſich wider ihn erklären wollte, ſich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademiſche Unterweiſungen in der Moral müſſen freylich nicht in Homilien ausarten; allein ſie können methodiſch ſeyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wiſſenſchaft des Lebens läßt ſich gründlich vortragen, ohne ſich ein tiefſinniges Anſehen zu geben. Wenn man ſich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe deſſelben bis auf ihre kleinſten Faſern zergliedert, ſo kann man doch den Menſchen ſo ſehr mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Verhältniſſen und Pflichten bekannt machen, als er ſeines Glückes wegen werden muß, um über ſeine Schuldigkeit richtig zu denken und die Vorſchriften der

Weisheit, denen er folgen ſoll, zulänglich kennen zu lernen. Moraliſche Unterweiſungen müſſen den Schmuck nicht ſuchen, noch viel weniger damit überladen ſeyn. Aber doch werden ſie durch Zierlichkeit und Anmuth, den Tugenden, die ſie lehren, ſo wenig nachtheilig ſeyn, daß dieſelben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wiſſenſchaft ſollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewiſſe Begeiſterung ſeiner Seele für ſie verräth, oder wenn ſie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochenen einſylbigten Orakelſprüchen eines Chryſippus redet? Man hat freylich bey dieſem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt ſich leicht entſcheiden. Gellert war, beſonders für die vornehmere akademiſche Jugend, ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in ſeinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menſchen bekannt und immer gegenwärtig ſeyn ſollte, als auf das Neue und Außerordentliche ſah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verſtehen, aber ſchwer auszuüben iſt, den Reiz gab, wodurch es die Menſchen in der Aufmerkſamkeit darauf erhalten kann, weil er zwar nur die Moral der Philoſophie lehrte, aber einer Philoſophie, die in der Schule des Chriſtenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu beſſern hat; weil er endlich ihnen die Religion der

Offenbarung mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen ſie, als eine Führerinn anpries, die dem Wanderer die ſicherſten Wege zeigt, und ihn zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf dieſem Wege mittheilt.

Dieſe neuen Verdienſte um die ſtudirende Jugend erhöhten ſeinen Ruhm und breiteten denſelben immer weiter aus. Das wahrhaftig chriſtliche Genie des Schriftſtellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyſpiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademiſche Gelehrte werden ſich rühmen können, in ihren Vorleſungen ſo viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl ſtieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf dem Catheder. Sein perſönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen ſo freyen Zutritt zu ihm, als wenn er ſein einziger Umgang geweſen wäre,) ſeine Miene, ſeine zwar kurzen aber immer überlegten Geſpräche und ſelbſt ſein bedeutendes Stillſchweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen ſpielte, gewiſſermaßen ſo lehrreich, als ſeine Vorleſungen. Er vermochte über die akademiſche Jugend ſo viel, daß man das Laſter auch darum ſcheute, weil man dadurch aus ſeiner Geſellſchaft ausgeſchloſſen oder zu ſeiner Beſchämung nicht von ihm bemerkt und unterſchieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leſer und Leſerinnen ſeiner Schriften, daß ſie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunſtrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechſel, der ihm wegen der Schwachheit ſeines Körpers zuweilen beſchwerlich wurde, dem er ſich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtſchaffenen Hofmeiſter für ſeine Familie wünſchte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu dieſem Amte vorſchlug, um ſo viel vorſichtiger, je leichter man ſich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey ſein Augenmerk vorzüglich auf den ſittlichen Charakter derjenigen, welche er vorſchlug. Er gab ſich auch viel Mühe, gute Hofmeiſter zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in beſondern Stunden öffentliche Vorleſungen über die Pflichten derſelben, ſondern machte es ſich auch zum Geſchäffte, ihnen ſowohl auf ſeinem Zimmer, als in ſeiner Correſpondenz mit ihnen dazu mit guten Rathſchlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu ſeyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienſte war, deſto mehr Dienſte foderte man von ihm. In Leipzig war ſeit dem Anfange des Kriegs wegen der verſchiedenen Armeen, welche Sachſen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch ſeine Schriften ſo bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem

Geräuſche der Waffen Vorzüge, wie die ſeinigen, wenig Aufmerkſamkeit zu erregen pflegen, ſo wurde er dennoch von allen denen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, ſagen zu können, daß ſie den Mann, der vor andern der Liebling ſeiner Nation war, geſehen, geſprochen und gehört hätten. Nicht ſelten fanden ſich bey ſeinen Vorleſungen ſo viele Officiere in ſeinem Hörſaale ein, als wenn derſelbe das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die königlichen Prinzen des preußiſchen Hauſes, **Carl** und **Heinrich**, erwieſen ihm die Ehre ſich mit ihm zu unterreden. Er ſprach von dieſen Prinzen wegen der Menſchenfreundlichkeit und Gnade, womit ſie Sachſen vor allen unnöthigen Plagen des Krieges zu beſchützen und ihnen die nothwendigen Beſchwerden deſſelben auf alle Weiſe erträglich zu machen ſuchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. Ich bin, ſchreibt er an eine ſeiner Freundinnen, geſtern auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich geweſen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Laſt des Krieges erleichtert hat. Dieſes gefiel ihm — Haben ſie nichts für ſich zu wünſchen? ſprach er, ich möchte Ihnen gern dienen. — Nein, gnädigſter Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortſetzung Ihrer unverdienten Gnade — Kann ich nicht ihren Freunden, oder denen, die ihnen lieb ſind, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beſtändig Wohlthaten erwieſen. Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihm, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter zum Geſchenke machte. Alle Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und ſehr zu ſeinem Vortheile als ein zugleich beſcheidner und freyer vaterländiſcher Mann erſcheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieſer Monarch von ihm gefällt hat. Dieſe Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, ſondern auch wohl denen, die Philoſophen ſeyn wollten, gefährlich geworden iſt, bewies, wie ausgebreitet der Ruf ſeines Namens und ſeiner Verdienſte war. Die Achtung für dieſe war es auch, welche den General Hülſen bewog, ſeinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derſelben erfahren zu laſſen. Unſer Städtchen, ſchrieb ſeine Schweſter an ihn, iſt mit einer ſehr leichten Einquartierung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich ſagen laſſen, dieſes geſchähe aus Wohlwollen gegen den Profeſſor Gellert und ſeine Schriften. Solche außerordentliche Zeugniſſe von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrte die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten, ſehen, der ihm nachfolgt. Dieſen konnte er eben deswegen um ſo viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er ſich indeß um die Univerſität gemacht hatte, ſo war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derſelben; nicht weil die Regierung ſeiner hätte vergeſſen können, ſondern bloß deßwegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt wordeb war. Selbſt Ausländer von großem Anſehen bemühten ſich um die Erhöhung ſeines Gehaltes. Der engliſche Geſandte Mitchel that ſolches ohne ſein Vorwiſſen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er ſuchte aber auch die Wirkung ſeines Vorſpruches von ſich abzulehnen. Ich kann verſichern, ſchreibt er an den Grafen M. v. Br., daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich ſuche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Geſandten ſelbſt geſagt, allein umſonſt. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet.

Unterdeſſen wurde durch das Abſterben D. **Müllers**, eines zu ſeiner Zeit nicht unberühmten Philoſophen, ein ordentliches philoſophiſches Lehramt erledigt. Sogleich ſchrieb ein angeſehener Beförderer der Wiſſenſchaften aus Dresden an ihn, daß die Regierung entſchloſſen wäre, ſeine Verdienſte nun mit dieſem Amte auf eine anſtändige Weiſe zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er daſſelbe annehmen wollte oder nicht. Alle ſeine Freunde, **Erneſti**, **Wagner** und beſonders **Rabener** drangen mit großem Ernſte in ihn, eine der Abſicht der Regierung gemäße Entſchließung zu faſſen. Da er alles, was er zu den eingeſchränkten Bedürfniſſen ſeines Lebens brauchte, größtentheils bloß ſeinem Fleiße zu danken hatte, ſo konnte ein ſicheres und gewiſſes Einkommen bey ſeinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren beſorglichen Folgen, ſehr angenehm ſeyn. Allein dieſe Betrachtung vermochte ſo wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorſtellungen und Bitten ſeiner Freunde ungeachtet, von ſich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch ſein Eifer war, der Univerſität zu nützen, ſo hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes ſo hohe und ſtrenge Begriffe, daß er ſeiner Kränklichkeit wegen dieſelben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewiſſens hielt, ſich dieſer Gefahr nicht auszuſetzen. Was können

Sie mir, ſchrieb er an den Grafen M. v. Br., durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünſche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Beſcheidenheit ausgeſchlagen; nichts weniger, gütiger Graf, ſondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewiſſen. Warum ſollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Urſachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigenſinn den Rath und die gütige Fürſorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und ſähen meine Beſchwerungen, die ich inſonderheit ſeit zwey Jahren dulde, die kranke Bruſt, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtniſſes, die mir die geringſten Arbeiten zur Laſt macht; ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als auſſerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751. die Profeſſion hätte ſuchen ſollen, ſo würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761. halte ich es für Pflicht, ſie zu verbitten. Meine Freunde denken als Geſunde; da haben ſie recht. Ich denke und leide als ein Kranker;

da habe ich auch recht. Mein Entſchluß iſt nicht Flucht vor der Arbeit; das beweiſt mein zeitheriges Schreiben und Leſen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht ſchämen, wenn ich glaubte, ich hätte ſie und ſetzte mich ſelber in Unruhen und Umſtände, die ich hätte vermeiden können.

Dieſe dringenden Vorſtellungen hatten die Wirkung, die er wünſchte, und er war dafür ſo dankbar, als man es für eine große Wohlthat ſeyn kann. Indeß ließ er von ſeinem Fleiße in ſeinem Unterrichte ſo wenig nach, daß er ſich vielmehr, beſonders auch in ſeinen öffentlichen Vorleſungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachläßigen, faſt über ſein Vermögen anſtrengte, damit er ſelbſt den geringſten Schatten des Argwohns, daß er ſeine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von ſich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für ſeine Bedürfniſſe, für ſeine Bequemlichkeit und ſein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ ſich mit völliger Zuverſicht auf die Vorſehung, ohne etwas Außerordentliches zu erwarten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednem Gemüthe nur ſelten an dem Nöthigen gebrechen könne. Zu dieſem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweiſen ihrer Güte ſehr ſtarke Ermunterungen. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der Herr Graf **Moritz von Brühl**, gab ihm ſchon ſeit einigen Jahren (1762.) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, ſo viel ich weis, erſt nach ſeinem Tode bekannt wurde. Es vergieng faſt kein Jahr, wo ihm nicht auf der Poſt anſehnliche Geſchenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugeſendet wurden. Diejenigen, die ſie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieſelben bloß zur Schonung ſeiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die beſcheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentlichts Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutſchland einen ſeiner erſten und beſten Geſchichtſchreiber, Leipzig aber eine ſeiner vornehmſten Zierden der Akademie in ſeinem Maſcov verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieſer große Mann gehabt hatte. Dieſes war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweiſen, wie uneigennützig und beſcheiden ſeine Art zu denken war. Die Penſion, die mir beſtimmt wird, ſchrieb er an ſeinen geliebten Grafen M. v. Br., ſo bald er von dem Entſchluſſe des Hofes benachrichtigt worden war, iſt groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß ſie iſt, als geſtern, da mirs mein Bruder geſagt hat. Sie beträgt vier hundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebſter Graf, wünſche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müſſen ſich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes ſchon ſeit zehn Jahren eine Penſion von hundert Thalern genieße. Wenn ich dieſe beiden Penſionen zuſammen genöſſe, ſo hätte ich jährlich 585. Thaler. Nein, das iſt zu viel; mehr als ich wünſche. Von dieſer Summe kann noch ein rechtſchaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte alſo, liebſter Graf, man ſetzte die Penſion auf vierhundert Thaler; auf dieſe Weiſe bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, ſo habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig. Dieſer Vorſchlag wurde nicht angenommen, ſo wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünſchte. Er erhielt die ihm beſtimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademiſchen Jugend beſonders durch ſeine Geſellſchaft und ſeine Unterhaltungen mit ihr angenehm und nützlich zu werden.

Als nach dem Tode des Königs Auguſts, **Friedrich Chriſtian** die Regierung antrat, ein Fürſt, von deſſen großen und einnehmenden Eigenſchaften Sachſen die Wiederherſtellung ſeiner vormaligen Glückſeligkeit ſich mit ſo vielem Rechte verſprach, weil er mehr als der Herr, weil er der

Vater, der Wohlthäter und der Tröſter ſeines ſo viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, ſo richtete er eine ſeiner erſten Sorgen auf die Wiſſenſchaften, deren Flor in ſeinem Lande daſſelbe zu allen Zeiten von andern deutſchen Ländern unterſchieden hat. Er ſuchte den Glanz, den ſie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vorzüglichen Talenten und Verdienſten beſtimmte. Dieſer liebenswürdige Fürſt gab von dieſen Geſinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweiſe, als viele Könige, welche ſich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite geſetzt ſähen, in dem längſten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellerts Werth und Verdienſt zu einer Zeit, wo ſeine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, ſo eifrig waren, als wenn ſie ſeine einzigen Sorgen geweſen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner gnädigen Achtung, ſondern auch durch ein anſehnliches Geſchenk, um ſeinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geſchicklichkeit, Rechtſchaffenheit und gemeinnützige Unverdroſſenheit für ihre Bemühungen, die Wiſſenſchaften und die Tugend zu befördern, von ſeinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein ſo väterlich geſinnter Fürſt war eines langen Lebens ſo würdig, als die allgemeinen Thränen der Sachſen, womit ſein früher Verluſt beweinet wurde. Gellert trauerte mit ihnen, und beklagte ſich bey ſeinem Tode zum erſtenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlaſſen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines ſo guten Fürſten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Geſinnungen ſeines Vaters gegen ihn. Die Churfürſtinn, eine eifrige Gönnerinn der Wiſſenſchaften, wußte ſeine Verdienſte nach ihrem Werthe zu ſchätzen. Die Prinzen **Albrecht** und **Clemens** und die Prinzeſſinn **Chriſtina** verſicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben ſo viel Ehre machen, als ihrem Geiſte und Geſchmacke. So ſehr er in ſeinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, ſo viel Liebe fand er auch außer demſelben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dännemark, aus Ungarn erhielt er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder ſeine Schüler geweſen waren, oder ihn ſeiner Schriften wegen hochſchätzten, anſehnliche Geſchenke. Der Herr von **Rochau**, auf Reckan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beſtändigen Briefwechſel mit ihm, ſondern gab ihm auch jährlich, aller ſeiner Weigerung ungeachtet, Beweiſe einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In dieſen Umſtänden hätte **Gellert**, deſſen Wünſche allezeit mäßig und beſcheiden waren, ſehr zufrieden und glücklich ſeyn können, wenn es nur der Vorſehung gefallen hätte, ihm ſeine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein dieſe Leiden lieſſen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben ſchien, was ſo ein beſcheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünſchte eine höhere und edlere Glückſeligkeit, und empfand unter der Finſterniß, welche ſeine Seele überſchattete, nur zu ſehr, wie leer alles Irdiſche iſt, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Urſprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn ſchwermüthig, und in dieſer Traurigkeit fürchtete ſein gottſeliges Herz, daß die Urſache derſelben nicht bloß in den Leiden ſeines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem ſtarken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menſchen verſicherten Wohlthaten entſpringt. Je ſtärker aber dieſes Verlangen war, deſto weniger getraute er ſich zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genuſſe dieſes Glückes auch eine gewiſſe Art von Geſundheit, die ihm fehlte erfodert würde. Zwar pries er ſchon ſeit langer Zeit am Schluſſe eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieſes als eine der vornehmſten, daß er durch ſeine Kraft vor vorſetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl ſchien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung ſeiner ſelbſt über ſeinen geiſtlichen Zuſtand nicht genug zu ſeyn, weil er ſeinem Gebete, ſeinen Uebungen der Gottſeligkeit, ſeinen Gedanken an die Ewigkeit, ſeinen Glauben und ſein Beſtreben nach der innern Unſträflichkeit ſeiner Seele mehr Eifer und Stärke wünſchte, als er bey ſeiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigſten erlaubte ſich ein ſolches Urtheil niemals, ſondern hielt eine gewiſſe Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geiſtlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten ſeiner Seele, als für Wirkungen ſeines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moraliſchen Beſchaffenheit dieſes Mangels von Lebhaftigkeit in ſeinen Empfindungen ihn zu einer Nachſicht gegen ſich ſelbſt verleiten möchte, welche ſeinen Beſtrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, ſich in einer beſtändigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an ſich ſelbſt zu bemerken glaubte, zu erhalten. Dieſe Bemühung aber, die ein beſtändiges und oft ſchmerzhaftes Gefühl ſeiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth ſeiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an ſich wahrzunehmen glaubte, vermehrten ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſeine Gedanken; und ſo gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen ſeines Herzens. Er ſah in der Vergleichung derſelben mit den Forderungen der Religion, mehr auf dieſe, als auf ſeine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er hatte zwar, wenn ſein Körper weniger litt, heitere Stunden und in dieſen auch ſtärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß wenn er auch die Laſt ſeiner Leiden noch ſo ſehr empfand, dennoch Geſicht und Stimme ſich gleich veränderten, ſtark und heiter wurden, ſo bald man das Geſpräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er ſich nicht, ſolche Veränderungen als ein günſtiges Vorurtheil für ſeine moraliſche Rechtſchaffenheit anzuſehen, wenn ihm in ſeinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Dieſe Härte wider ſich ſelbſt war vielleicht übertrieben; ſie war aber wegen der Quelle, woraus ſie entſprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieſer Strenge ſeine Hoffnung, immer beſſer zu werden, nicht auf ſeine Stärke, ſondern auf die göttliche Gnade gründete, ſo ſicherte ihn dieſelbe vor der Gefahr, ſich für vollkommner zu halten, als er ſonſt wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von ſich entſpringen, und ſeine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beſchäfftigung mit dem, was dem Menſchen allezeit das wichtigſte ſeyn ſollte, wurde dadurch geſtärkt, und er ward um ſo viel vorſichtiger bey allem, was er ſich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was ſie einem jeden ſeyn ſollte, ſein liebſtes Buch. Was er in dieſem göttlichen Buche, was er in andern geiſtlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer ſorgfältigen Anwendung auf ſich ſelbſt und ſuchte dadurch ſeine Geſinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich ſein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er ſich wünſchte, ſo unterließ er daſſelbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey ſich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß ſein Geiſt nicht Stärke genug hätte, ſeine Gedanken damit ſo lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er ſichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch ſeine Fertigkeit zu dieſem der chriſtlichen Rechtſchaffenheit ſo heilſamen Geſchäfte eine neue Stärke erhielt. Alle dieſe Bemühungen ſiegten freylich nicht über alle Bekümmerniſſe, zu dem ein beſtändiger Anlaß und Reiz in ſeiner Hypochondrie war; ſie vermehrten aber doch die Kraft ſeiner Seele zur unverdroſſenſten Ausübung ſeiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menſchen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle dieſe traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden ſich wenig Menſchen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde alſo ein neues Beyſpiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig ſchätig ſind, wenn ſie auch den Genuß der Glückſeligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit beſtimmt iſt. Sie läutern die menſchliche Tugend, damit ſie ein lehrreiches Beyſpiel für diejenigen seyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derſelben immer auf Gott und auf ſeine gütigen Abſichten dabey ſieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn ſie auch nicht mit Beſtändigkeit freudig ſeyn kann. Dieſes erfuhr auch Gellert, der ungeachtet ſeiner ſich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren ſeines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückſeligkeit und Freude grenzt, nach welcher er ſo lange geſchmachtet hatte. Dieſe Veränderung zeiget ſich, ob er gleich ſelbſt nicht darauf geachtet zu haben ſcheint, in ſeinen Tagebüchern ſehr deutlich; denn ſie werden kürzer, als die vorhergehenden ſind, weil ſie weniger Klagen über die Unruhen und Beängſtigungen ſeiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen ſeiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt ſich zwar darinnen faſt bis an das Ende ſeines Lebens über ſeinen ſchwachen Glauben, über ſeinen Unmuth, über die Dunkelheit ſeines Geiſtes, über die Erſtorbenheit ſeines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht ſich nicht mehr, oder doch viel ſeltner ſolche ſchwermüthige Vorwürfe, als er ſich vor dem ſo

oft

oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Geſinnungen herrſchet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er ſelbſt thut ſich niemals genug. Allein er eignet ſich bey der Empfindung ſeiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuverſicht zu; er betrachtet ſeine Bekümmerniſſe, als Leiden, die er mit Geduld tragen ſoll; er ſagt ſich ſelbſt zum Troſte, daß ſein Glaube wohl ſchwach, aber doch aufrichtig ſey, und ermuntert ſich dadurch zum Kampfe wider alle aufſteigende Furcht, weil Gott auch einen ſchwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe deſſelben ſehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey ſich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und ſeiner Wohlthaten, als ſonſt, und fodert ſich auf, getroſten Muths zu ſeyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil ſein Erlöſer ein treuer und mitleidiger Hoherprieſter ſey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Beſonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmale der Erlöſung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für ſein Herz. Ich preiſe, ſagt er ſelbſt, *) die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir geweſen iſt. So ſchwach auch meine Vorbereitung zu dieſer

---

*) Tageb. v. 1765.

ſehr ehrwürdigen Handlung geweſen iſt, und ob ich gleich wünſche, daß mein Herz bey derſelben empfindlicher geweſen wäre, ſo habe ich doch keine Zerſtreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten; ich habe mit Ernſt beten, und die Predigt mit Aufmerkſamkeit hören können, und ich tröſte mich bey allem meinen geiſtlichen und leiblichen Elende des Wortes ſeiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Jeſum Chriſtum und ſeines Geiſtes Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigen Lebens habe.

Dieſe angenehme Veränderung war keiner Verminderung ſeiner körperlichen Leiden, welche immer dieſelben blieben, zuzuſchreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu verſuchen, weil doch ſeine Geſundheit dadurch nicht verſchlimmert worden war, und die Bewegung ſowohl, als die Zerſtreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763. dem freundſchaftlichen Rathe ſeiner Aerzte. Die Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er ſich gleich keiner ſehr wohlthätigen Wirkungen derſelben rühmen konnte. Der Aufenthalt ſelbſt im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Perſonen von dem erhabenſten Range kennen zu lernen, denen es eben ſo angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für deſſen Schriften ſie ſchon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er ſelbſt davon an eine ſeiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, iſt beſonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren ſeiner neuen Bekanntſchaften macht, ſo unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht ſelbſt reden hörte. „Freuen Sie ſich, ſchreibt er, freuen Sie ſich mit mir, liebſte Freundinn! Ich bin nach ſieben Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger obgleich nicht geſünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausſpruche der Aerzte, meiner Geſundheit ſchuldig war, und alſo mein Gewiſſen befriedigt; und das iſt Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieſer Cur, oder andrer Mittel, zu meiner Erleichterung zu ſegnen: ſo iſt es unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz, oder wenigſtens zum Theile, zu befreyen: ſo wird er mir Kraft geben, es gelaſſen zu tragen und zu meinem Beſten es anzuwenden; und auch dieſes iſt unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichſte für das menſchliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unſer Herz verſteht es nicht, oder iſt zu begehrlich. — — Eine der erſten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich

Ihnen, meine Freundinn, herzlichſt danke. Ja, ich weis es ſicher, daß Ihre Wünſche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben; und dieß verſtärket meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweiſe meiner Freundſchaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie ſagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umſtändliche Erzählung von Ihren Schickſalen im Carlsbade machten? — Eine umſtändliche Erzählung? Das wird ſchwer halten. Und was würden Sie merkwürdiges wiſſen, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehen, auch funfzehen Becher warmes Waſſer im Freyen getrunken; bald mit dieſem, bald mit jenem, am meiſten aber mit mir ſelbſt geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte ſpatzieren geritten wäre, ein Morgenlied geſungen, und fleißig nach der Uhr geſehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überſtanden wäre; daß mich da der General **Laudon** mit ſeinem Schimmel, den er in der Schlacht bey **Hochkirchen** geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hauſe eine Viertelſtunde in einem von meinen zwey Büchern geleſen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe mich anfielen. Was würden Sie alſo wiſſen, meine liebe Correſpondentinn, wenn ich Ihnen alles dieſes erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades leſen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen,) war immer wie der Vormittag, beſchwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und böſen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobſprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abſchlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze ſchmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beſte Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich ſchon vor zehen Jahren viel tauſend Thränen auf den höchſten Bergen, von allen Menſchen ungeſehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntſchaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiſell, aber nicht genau ſchildern. Denn zu Schilderungen gehöret eine aufmerkſame Beobachtung; und Sie wiſſen wohl, daß bey Brunnencuren ſcharfes Denken verboten iſt. Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der Mann, den ich ſchon genannt habe, der General **Laudon**, ein Mann von einem beſondern Charakter; ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redte, faſt wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, der aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen; hager, aber weniger als ich; und hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, faſt wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene ſchuld daran. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand: Ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weis nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich, aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bey — — die Schlacht bey **Kunnersdorf** haben gewinnen und **Schweidnitz** in einer Nacht einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Damals habe ich ihn das erſtemal lachen ſehen, ſonſt lächelte er nur. Er hatte ſich genau nach meinem

nem Geſchmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tiſche, als wenn er allein war; ließ meiſtens weiche Speiſen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen; ließ mich vom Herzen herausreden, und redte ſelbſt ſo; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen faſt ganz an. Ich habe aus ſeinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſetzen; denn das war ſeine Klage, daß er nicht ſtudirt hätte. Aber in der That erſetzte ſein natürlich ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wiſſenſchaften. Ueber dieſes lieſt er auch gern. Was geb ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb iſt; ich möchte es wohl gern wiſſen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das iſt mir in meinen jetzigen Umſtänden gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudoniſchen Regiment Lieutenant iſt, bat mich, ich möchte ſeinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig ſtudiren ließ. Er möchte gern noch ſtudiren. Gern, ſagte der General, wofern Sie ſich ihm wollen laſſen empfohlen ſeyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte: ſo führte er mich von der Geſellſchaft in eine entfernte leere Allee; und niemand ſtörte uns alsdann. — Unſer Abſchied war ſehr kurz. — Was ich Ihnen itzt geſagt habe, ſprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewiſſen — — Leben

Sie wohl, ich werde an Sie ſchreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General, Gott beſchütze Sie und ſegne Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U..., einen einſichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch ſehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwieſen und mich durch nichts beleidiget hat, als daß er ſchwer hörte, und ich ſehr ſchreyen mußte, wenn er mit mir ſprach.

Der Graf Th.., ſein Schwiegerſohn, ein junger gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröfnete die Bekanntſchaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S... aus Wien brachte; den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S... hätte wiſſen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, ſagte er: Ich wollte geſchwind mit ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und ſagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Geſpräche mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich ſo oft beſucht, als dieſer Graf Th., niemand mir täglich ſo viele Gefälligkeiten erwieſen und andre ſo ſehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, ſagte er, meiner Kayſerinn ſagen, daß ich Ihre Bekanntſchaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig ſchicken ſollte. Aber, wozu Herr Graf? Sie haben ſie ja alle, oder können ſie doch, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben, alle in Wien bekommen. Das iſt wahr, Herr Profeſſor;

feſſor; aber ich will ſie von Ihnen haben, damit ich ſie von Ihnen habe; und damit ich Ihnen danken und an Sie ſchreiben kann. Als er von mir Abſchied in meinem Hauſe nahm, fieng es heftig an zu regnen. Nun, ſprach er, das iſt mir ſehr lieb, daß es regnet: ſo kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem ſehr guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig ſtudirt hätte! Das war ſein Wunſch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken ſollte; und ſogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von ſeiner Wiener Chocolade. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben ſo ſehr.

Der General Z••, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern ſprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er ſeinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, ſeine Stelle niederzulegen und bloß für ſeinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er ſeine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, ſo ſehr liebte, daß ſie faſt ganz ſeine Geſellſchaft war. Gieng er: ſo gieng ſie mit ihm; fuhr er: ſo ſaß ſie bey ihm.

Der Herr von Z••, aus Schleſien, der kränkſte und doch gelaſſenſte Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht: und ſein Geſicht, ſo bald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verlieſſen,

ſen, war dennoch fromme Zuverſicht. Er kam vierzig Meilen und darüber, in der Sänfte von ſeinen Unterthanen getragen, mit geſchwollenen Füßen an, trank den Brunnen und ſchwoll bis in den Unterleib. Er aß ſeit vielen Monaten kein Fleiſch; zuletzt keinen Biſſen Brodt mehr; und Suppe und Waſſer und Hofmanniſcher Balſam war ſeine Nahrung. Ich beſuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey- und dreymal, ſchenkte ihm ein bequemes Buch zu ſeiner Andacht, dafür er mich ſehr ſegnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen: ſo hätte er bleiben und forttrinken müſſen, ob er gleich keine Nacht ſchlief, große Schmerzen, inſonderheit in der Bruſt litt, und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs geſund geweſen, und das Schrecken über die Kroaten mochte ihm wohl in ſeinem drey und ſechzigſten Jahre zur Gicht geworden ſeyn. Was geben Sie mir denn für ein Troſtwort mit auf den Weg? ſagte er bey ſeinem Abſchiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerſter Mann, ſprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete ſeine zitternden Hände und ſah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zitlau hat ihn ſeine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter ſollen auch meine Nachrichten in dieſem Briefe überhaupt nicht gehen, als bis auf dieſen Kranken. Sehr viele, die ich da geſprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo ſie mich ſahen, Gutes über Gutes gewünſcht und mir für meine Schriften, inſonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht iſt es, die Liebe der Menſchen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu ſeyn, ſich bemühet hat, und in dieſer Abſicht nicht unglücklich geweſen iſt!

Leben Sie wohl, liebſte Freundinn, und grüſſen Sie Ihre theuerſten Aeltern, Ihre gute Schweſter, Ihren Bruder und Herr Z.., dem ich bald ſchreiben will, auf das verbindlichſte und beſte. Leipzig, den 25. Auguſt 1763."

Gellerts Geſundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764. nicht beſſer geworden; ſie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun ſein Körper noch Kräfte genug zu haben ſchien, die Wirkungen deſſelben auszuhalten, ſo urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da ſein Uebel ſeinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben ſchien. Er ließ ſich alſo zu einer neuen Reiſe ins Carlsbad überreden; allein auch dieſe Reiſe war für ſeine Geſundheit vergeblich, wiewohl dieſelbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntſchaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm ſeyn konnten. „Endlich, ſchreibt er an die Freundinn, der er ſeine vorjährige Reiſe beſchrieben hatte, bin ich, Gott ſey Dank, auch das zweytemal, und, wie ich hoffe und wünſche, das letztemal aus dem Carlsbade, ohne Gefahr und Unglück, wieder zurück gekommen. Dieſe Nachricht ertheile ich Ihnen eher, als meinen übrigen Freunden, weil ich weis, daß Sie dieſelbe mit Verlangen erwarten, ſich darüber freuen, und Gott mit mir für dieſe Wohlthat preiſen werden. Die Geſchichte dieſes wiederholten Gebrauchs des Carlsbades, iſt beynahe die Geſchichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker oder geſünder zu ſeyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin, ohne Ausnahme, der Erſte bey dem Brunnen, der Erſte zu Pferde, und der Erſte in der Allee geweſen, den gute und böſe Menſchen geſucht, betrachtet, ausgefragt, und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobſprüchen beſchämet, auch wohl gemartert haben. Ich habe viele Bekanntſchaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen U . . . und ſeine Gemahlinn, die mir nicht allein viel Ehre, ſondern ein beſondres Vertrauen erzeigten, (die letzte beſchenkte mich bey dem Abſchiede mit einem Buche von der unlängſt verſtorbenen Erzherzoginn

Iſabelle, worein ſie ihren Namen ſchrieb,) ferner den General Z**, der mich bey dem erſten Anblicke brüderlich umarmte, und mir ſagte, daß er in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre ein Bräutigam wäre. Den General **Laudon** fand ich nicht; aber dafür den preußiſchen General S**, einen beleſenen und gewiſſenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte, und der mir ſchon damals bey einem vertrauten Geſpräche geſtund, die größten Glückſeeligkeiten ſeines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende geweſen; ein frommer Vater, deſſen Beyſpiel ihn früh gerührt; ein rechtſchaffner Hofmeiſter, der ihn ein Jahr lang ſorgfältig unterwieſen, und gegen die Religion empfindlich gemacht; und endlich eine Gemahlinn, die ihn durch Liebe und Klugkeit von vielen Fehlern abgezogen, auf ſich ſelbſt aufmerkſamer, und täglich weiſer und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verluſt er nie ohne Thränen und ohne Angſt ſeiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präſentirte mich im Carlsbade ſeiner zweyten Gemahlinn mit dieſen Worten: Dieſes iſt der Freund, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu ſuchen, und dem ich in ihrem Beyſeyn ſagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau zur zweyten Gemahlinn gewünſchet. Aber dieſe ſtirbt unvermuthet, und empfiehlt ihm ſeine itzige Gemahlinn, mit der er nach ſeinem Wunſche und Verdienſte lebt. Vermuthlich in Rückſicht auf das verbindliche Compliment, welches mir ihr Gemahl gemacht, da er mich ihr vorgeſtellet, war ſie darauf gefallen, mich durch eine Gefälligkeit zu überraſchen. Sie hatte, ich weis nicht wie, erfahren, daß ich ein Liebhaber von Blumen wäre, und ſchickte mir den Tag nachher ein ſehr ſchönes Blumenbouquet. Ich freute mich nicht wenig darüber; aber meine Freude war nur kurz. Ich erhielt es des Morgens, als ich noch am Brunnen war. Die anweſenden Damen ſammelten ſich um mein Bouquet, wie die Bienen, und zu meinem nicht geringen Verdruſſe ſahe ich mich genöthiget, es unter ſie zu vertheilen.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als die Fräulein Sch . . nebſt der Mademoiſell P . . mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieſes war nach drey verdrießlichen und ſchweren Tagen der Reiſe der erſte frohe Augenblick. Sie können leicht vermuthen, liebſte Mademoiſell, daß ich mich zu der Gräfinn am meiſten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beſtändig zu Hauſe ſpeiſte, am öfterſten und liebſten bey ihr geſpeiſet habe. An der Gräfinn und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch ſonſt nicht gewußt hätte, mit Augen geſehen, daß wahre Verdienſte, wenn ſie mit Beſcheidenheit erſcheinen, an allen Orten, und bey allen Arten von Menſchen Beyfall, Liebe und Ehrerbiethung erhalten. Auch die Perſonen, die ſonſt aus Nationalſtolz Fremde nicht gern bemerken mögen, und an unſrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfinn und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfinn B • •, das habe ich mehr als einmal aus böhmiſchem und öſterreichiſchem Munde gehört, iſt eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte ſich nur zeigen; ſo gefiel ſie durch ihren gelaßnen und leutſeligen Charakter. Die Comteſſen U • • • und T • • • liefen ihr auf allen Schritten nach, und begleiteten ſie früh um ſieben Uhr, nebſt mir, den größten Theil der Stadt hindurch in ihrem Reiſewagen, und ſahen ihr ſo lange mit naſſen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte — Auch die Frau von Z • • und die Frau Präſidentinn L • • •, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich ſoll Sie wohl mit meinen neuen Bekanntſchaften unterhalten? Gut, meine beſte Correſpondentinn, hier ſind einige. Der Graf H • •, einer von den wieneriſchen Großen, nebſt ſeiner Gemahlinn. Die Gräfinn B • • hatte mir beide vorzüglich gelobt, und ich fand an beiden, was ſie mir geſagt hatte; zwo merkwürdige und ſchätzbare Perſonen. Da er die Wiſſenſchaften liebte, und kränklich war, fand er ſich bald zu mir, und machte mir ſeine Bekanntſchaft ſogleich leicht und angenehm. Er unterſchied ſich durch ſein Geſicht eben ſo ſehr von andern Menſchen, als durch ſein gutes und gewiſſenhaftes Herz. Eine ſehr hohe Stirne voll Ernſt und Verſtand; große blaue Augen, die gleichſam aus ihren Ufern zu treten ſchienen, und vor der Stirne herum floſſen; eine auſſerordentlich große Habichtsnaſe; dieſes war das Sonderbare ſeines länglicht hagern Geſichts, und doch gefiel dieſes ſonderbare Geſicht, ſo bald man es einigemal geſehen hatte, weil es Verſtand und Redlichkeit verſprach. Er hatte, wie ſeine Gemahlinn, die meiſten europäiſchen Länder geſehen, und ſchien nur das Gute von fremden Nationen an ſich genommen zu haben. Ich, ſagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe ſelten nach Hofe, und ſuche keine andere Ehre, als die genaue und gewiſſenhafte Beobachtung meines Amtes; aber ſo oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrſchaft öfter kommen heißt, und die Günſtlinge mich freundlich empfangen, weil ſie wiſſen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Seine Gemahlinn hatte viel Verſtand, ohne daß ſie damit zu ſchimmern ſuchte; viel Lebensart, ohne daß man im Umgange ſich von ihr beſchämt fühlte; viel große Welt, aber gute große Welt, ſo daß ſie ſich mit Verſtand herabließ, und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war ſchon in dem Herbſte ihres Lebens, und noch immer ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, ein mit Anſtande zärtlicheres Ehepaar geſehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern gieng, über die höchſten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andere Geſellſchaft. Sie begleitete ihn auf einer Wieſe, wo ſie keine Zuſchauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, ſo bald ſie merkte, daß ihm das Spiel zur Laſt ward, vom Spiele, und nahm ſeine Laſt auf ſich. Sie ſoll ſtets, wie mir die Gräfinn B . . geſagt, einen ſehr koſtbaren Schmuck getragen haben. Ich kann Sie verſichern, und Sie werden mir leicht glauben, daß ich das nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das ſie auf einem Arme trug, und das bis zum Erſtaunen ähnlich war; dieſes fiel mir an einer Dame, die ſchon ſechszehn bis zwanzig Jahr vermählet war, oft in die Augen. Sehen Sie, ſagte der Graf H . . einſt zu mir, als er ſeine Doſe öffnete, (er ſchnupfte beſtändig,) das iſt meine Tochter von ſechs Jahren, mein einziger Wunſch und meine einzige Sorge auf Erden. Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt — — Niemand hielt ſich ſo ſehr zur Gräfinn B . . als die Gräfinn H . ., und niemand war der Gräfinn B . . lieber, als ihre Gräfinn H . ., Kaum waren ſie fort, ſo kam ein Bedienter, und brachte mir im Namen des Grafen H . . . ſechs Bouteillen Tockayer Wein. Ich redte mit dieſem Menſchen, und konnte mich nicht enthalten, ihm meine Verwunderung über die Liebe und Beredtſamkeit zu erkennen zu geben, mit der er von ſeiner Herrſchaft ſprach. „O, ſagte er, ſo ſind wir im Hauſe „alle, ſo viel es unſrer giebt, geſinnt, und wer „nicht ſo iſt, den dulden wir nicht. Es ſind Leute „zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch „kein ungütiges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten, und müſſen wohl „gut ſeyn. Wir dienen auch alle mit Freuden und „ſehen und wiſſen nichts als Gutes und Ordnung „im Hauſe. —“ So machen gute Herrſchaften gute Bediente.

Die Gräfinn T..., auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geiſt der Gräfinn H.., nicht ihr edel gebildetes Geſicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, ſie hatte mehr eine traurige, aber doch leutſelige Miene, verſprach nach ihrem Geſichte nichts, als Gutherzigkeit, und hatte doch, wenn man mit ihr redte, eben ſo viel Verſtand, als Beſcheidenheit; keinen Originalverſtand, aber einen Verſtand, der durch das Leſen guter Schriften und durch Achtſamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet, und durch ein gutes Herz inſpiriret war. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Gräfinn H.., und daher wurden unſre Geſpräche auch vertraulicher und beſtimmter. Gnädige Frau, ſagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten: nach dem, was ich von Ihnen jetzt gehöret, wünſchte ich wohl, daß Ihre Kayſerinn Ihnen eine von ihren Prinzeſſinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. „Sie irren ſich aus guter Meynung von mir, verſetzte ſie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas anders iſt, gut von „der Erziehung urtheilen, und ſie ſelbſt bey den „tauſendfachen Hinderniſſen, die ſie zumal bey „Hofe findet, gut und glücklich beſorgen. Ich „habe dieſes Amt ſechs Monate geführet, und „unzufrieden mit mir, und krank am Gemüthe „und Leibe, wieder aufgegeben. Aus großem „Eifer, alles auszurichten, richtete ich ſehr wenig „aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich „nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch „meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich ſchwieg, verkündigte doch „mein Geſicht wider meinen Willen die Meynung „meines Herzens; und ſo gab ich denen, die ich „regieren ſollte, die Anleitung, ſich meiner zu bemächtigen. Es iſt ſchwer, ſeine eignen Kinder „zu ziehen; aber unendlich ſchwer iſt die fremde „Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu „beſitzet, und ſich nur auf Eifer und Regeln des „Verſtandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, „die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, beſitzet, und das iſt die Beaumont. Meine Tochter, fuhr ſie fort, die Sie kennen, iſt „mehr durch mein Beyſpiel, weil ich ſie nie von „meiner Hand gelaſſen, als durch meinen Unter-

„richt, mehr durch meinen Umgang und durch ih„re große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen „Segen, um den ich täglich gebetet, als durch „meine Weisheit und Klugheit gebildet worden.“ In der That war die Tochter, die ſchon erwachſen war, ein gutes geſittetes Kind, die viel ähnliches mit der Fräulein S . hatte.

Die Comteßinn H . . aus Schleſien, kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Sie war eine Canonißinn, und war ihrem Bruder, dem Fürſten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verſtändige, ernſthafte und beleſene Dame, die ſehr gütig von mir dachte. Sie war weder die H..., noch die T..., und doch war ſie eine der beſten Perſonen im ganzen Bade, von der Gräfinn B... und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften verſprechen müſſen, weil ſie ins Reich, in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger aber kränklicher Herr, voll Beſcheidenheit und guter Kenntniſſe. Hier fällt mir der Prinz von Z . . . ein, von dem ich Ihnen, wenn Sie mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen wollen, ſagen will, was er mir Angenehmes geſagt hat. Er gieng durchs Carlsbad und ſpeiſete Mittags bey der Gräfinn U . . . . Er hatte von mir gehört und wollte mich gern ſprechen. Die Gräfinn U . . . weis nicht, wie ſie es anfangen ſoll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie ſchickt alſo zur Gräfinn W . . und läßt ſie bitten, mich zu überreden, daß ich die Gräfinn U... nach der Tafel beſuchen möchte; ſie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich gieng alſo hin, und fand den Prinzen von Z.... Herr Profeſſor, fieng er an, mein jüngſter Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade geweſen wären und ich Sie nicht geſprochen hätte. Wenn er des Tages über fleißig und folgſam geweſen iſt, ſo darf er zur Belohnung eine Stunde in ihren Schriften leſen. Er wird ſich ſehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundſchaft verſichern laſſen. — Darum bitte ich Ihre Durchlaucht ehrerbietigſt und zugleich, daß Sie dem Prinzen verſichern wollen, wie ich noch weit beſſere Belohnungen für ſeinen Fleiß wüßte, als meine Schriften — Er ſagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden, ziemlich ſtillſchweigend anhörte. Bey dem Abſchiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleiſtet hätte. — Er iſt, halter, nicht ſonderlich geweſen, Herr Profeſſor, ſondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch ſollen.

Dieß ſind denn ungefähr die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie ſind ſehr unvollkommen und trocken; aber ſie werden es auch an der Schrift ſehen, liebe Freundinn, daß ſie mit kranker Hand aufgeſetzet ſind, und nur für Sie. Den zweyten dieſes Monats ſind wir aus dem Carlsbade gegangen. Heute iſt der fünfte, und ich habe ſeit dieſer Zeit auf der Reiſe, und hier in Bonau, wo ich dieſes ſchreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der Beyfall der Menſchen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit ich, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich deſto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die ſie nicht wiſſen noch wiſſen können. Der Beyfall der Menſchen, iſt wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken ſollen; aber wie leicht überlaſſen wir ihm unſer Herz! — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beſchließen. Ich habe dießmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannsperſonen, im Bade kennen lernen — Viele Menſchen mögen im Bade beſſer zum Umgange ſeyn, als außer dem Bade, und ſich, ohne daß ſie es wiſſen, in etwas verwandeln, das ſie nicht ſind. Die ſich von ihren Geſchäfften, oder von den Sorgen des Hauſes los geriſſen haben, fühlen ihre Freyheit, und werden biegſamer, gefälliger. Die Stolzen, weil ſie ohne Herablaſſung keinen Umgang hätten, werden beſcheidener. Die Meiſten, weil der Auftritt in dieſer flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun ſich Gewalt an, um ihre Rolle mit Beyfall zu ſpielen, und leben wie gute Menſchen. Viele ſchränken ihre Leidenſchaften ein, weil es die Cur befiehlt, und die Furcht der Krankheit, die immer am kräftigſten überredet. Die Kränklichen verbergen ihr ängſtliches und verdrießliches Weſen, und die Geſunden nicht von ſich hinweg zu ſeufzen. — Und ſo macht das Bad auf einige Wochen geſellige, nachgebende, beſcheidene, geſprächige, mitleidige, freundſchaftliche Menſchen, und läßt unter hunderten kaum etliche ſchlechte Seelen übrig. Ich habe alſo immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforſchet. —

Noch ein Wort von dem Pr. L. . . . Ich habe dieſen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten, und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegeſſen. Zu Hauſe war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Ich habe dabey nicht wenig verloren. Ihnen iſts bekannt, was für ein verdienſtvoller Mann er iſt; und auch an ſeiner Frau habe ich eine ungemein ſchätzbare Frau gefunden. In ihrem Charakter herrſcht Unſchuld und Freundſchaft, ſo wie in dem Charakter ihrer Schweſter, der Sch . . ., Munterkeit und Beredtſamkeit. Der Madame R . und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath L . . . (alles Eine Geſellſchaft) bin ich auch ſehr gut geweſen. Mit Sch . . und L . . . habe ich noch in Meißen ſtudirt. —

Ich muß Ihnen doch noch ein kleines Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet iſt, mich ſehr beunruhiget hat und Zeitlebens mich beunruhigen wird. Ich litt bald Anfangs durch das brennende Waſſer, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es ſo weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren, die mir doch gewiß nicht gleichgültig ſind,) den zum Sprechen nothwendigſten obern Vörderzahn einbüßte, deſſen beide Nachbaren ſchon lange verloren gegangen waren. Ich glaube, ich mag über dieſen Verluſt wohl geweinet haben. Das grauſamſte war, daß mir der Doctor anmuthete, ſelbſt Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht ſo weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, ſagte er, es iſt ein geſchickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einſetzet, und Sie ſind wegen Ihres Amtes verbunden, ſeine Hülfe zu gebrauchen. Ich ſchickte traurig nach ihm. Er verſprach mir alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Inſtrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderiſch ein. Ich duldete alles, gieng unter vielen Schmerzen zur Gräfinn B . . zu Tiſche, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch eſſen, noch ſchlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter

ter befreyen, und mir kein Wort weiter von künſtlichen Zähnen ſagen ſollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für ihre Mühe, — und, Sauer, nehme er dieſe Zähne zu ſich, bis ich ſie ihm wieder abfodern werde. Alſo hatte ich einen unentbehrlichen Zahn, und drey Ducaten und einen ganzen Tag verloren, Vormittags, (der Docter und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünſchungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über dieſen meinen Verluſt noch niedergeſchlagen am Fenſter ſtand, ſahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warſchau herbeygekommen war, von ſeiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey ſchleichen, und dachte: Biſt du nicht viel glücklicher, als dieſer Mann? Du kannſt noch gehen und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar!

Eben zu der Stunde, da wir im Carlsbade ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Eſterhaſi, einen Badegaſt und ehemaligen Geſandten an unſerm Hofe, der krank aus Wien abgereiſet war; ſeine Geneſung ſicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, ſechs Becher Brudel begierig getrunken, darauf wohl geſchlafen, den andern Tag wieder getrunken, und den dritten ſein Leben geendiget hatte. Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen; mit dieſem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade; kein Wort mehr, als: Gott ſey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiſell; es ſind ſchon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieſer Zeit mit Ihrem ganzen Hauſe geſund und zufrieden gelebt? Das hoffe ich und erwarte, es bald von Ihnen zu hören. Die Gräfinn B.. und der Pr. L..., beide verſuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reiſen. Aber ich war nicht geſund genug, einer ſolchen Verſuchung nachzugeben, und beſchloß, lieber meinen felſichten Weg über Annaberg und Chemnitz nach B.. und Leipzig zu nehmen. — Ich dächte, Mademoiſell, Sie beſuchten die Frau Geheimdekammerräthin W.., und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichſten Verſicherungen meiner Hochachtung und Freundſchaft. Endlich bitte ich eben dieſes gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Demoiſell Schweſter, Ihren Herrn Bruder, auch Herrn Z.. und ſeine Frau Liebſte zu thun. Und nun leben Sie wohl. B.., den 7. und 8. Auguſt 1764.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den erſten Tagen einmal früh bey dem Neubrunnen vorbey ritt, kam ein Herr auf mich zu gelaufen und hielt mein Pferd ſehr freundlich an. „Vergeben Sie mir eine un-

„beſcheidne Frage, Herr Profeſſor, ich bin der „Baron St.. aus Schleſien: Ihre Schecke kömmt „mir ſo bekannt vor, und ich möchte wohl gern „wiſſen, ob Sie das Pferd ſchon lange hätten?„ Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht ſo genau ſagen; — ſchon übers Jahr. — Vielleicht wollen Sie lieber wiſſen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrichs von Preußen. — „O nun weis ich alles. Sein Generaladjutant „Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marſche geritten. O wie freut michs, daß die Schecke in „Ihren Händen iſt! Ich habe Sie, Herr Profeſſor, ſo lieb, und es iſt ein ſehr gutes Pferd, das „ich ſelbſt zugeritten habe. Nun, das iſt ein unerwartetes Vergnügen für mich.“ — — Ich dankte ihm herzlich, und bat, daß er ja ſein erſtes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte.“

Gellert, der gern that, was er nicht allein ſelbſt für Pflicht hielt, ſondern auch andre für ſeine Pflicht erklärten, hatte dieſe Reiſe mehr aus Gehorſam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung ſeiner Leiden zu erhalten. Er verſprach ſich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er ſonſt gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß ſich ſeine Kräfte täglich mehr verlören. Selbſt die Arbeiten, deren er ſeit ſo vielen Jahren gewohnt war, koſteten ihm eine beſondre Anſtrengung, weil er ſeiner immer fortdauernden Beſchwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiſte zu ſeinen Geſchäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Beſten ſo ſparſam umzugehen, als ihm möglich war, ſchränkte er ſich auf den Umfang von Kenntniſſen ein, die er ſchon ſeit verſchiednen Jahren in ſeiner Sphäre erlangt hatte, ſuchte ſie aber ſeinen Zuhörern ſo nützlich zu machen, als nur von einem ſo treuen und gewiſſenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte ſich gar nicht: denn ſein Unterricht, theils in den ſchönen Wiſſenſchaften, theils in der Sittenlehre blieb nicht allein immer ſo lehrreich und unterhaltend, als er allezeit geweſen war, ſondern erhielt auch ſelbſt durch ſein kränkliches Anſehen, und die ſanfte Mattigkeit ſeiner Augen und ſeiner Stimme etwas ſehr Rührendes. Ohne ein Greis zu ſeyn, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greiſes, dem ſeine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Luſt zuhört, weil ſelbſt ſein Ernſt lauter Freundlichkeit und Güte iſt. Die Lehren aus ſeinem Munde hatten die Anmuth eines ſtillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verſchönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren ſeines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig, vor dem Churfürſten, vor ſeinem hohen Hauſe und ſeinem Hofe verſchiedene öffentliche Vorleſungen 1765. bis 69. gehalten hat. Die Thränen, welche ſie ſeinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie ſehr nicht allein der Innhalt und der ſanfte Reiz ſeines Ausdruckes, ſondern auch der perſönliche Werth des Mannes, der ſie hielt, rührten. Der Churfürſt und die Churfürſtinn, ſeine Frau Mutter, verſicherten ihn ihrer Achtung mit den ſtärkſten Ausdrücken und mit beſondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767. ſo ſehr gefallen, daß der Churfürſt eine Abſchrift ſeiner moraliſchen Vorleſungen für die akademiſche Jugend verlangte, um ſich, wie er ihm ſagen ließ, aus denſelben zu belehren, welches einem Herzen, wie das Seinige war, erfreulich ſeyn mußte, ſo ſehr auch ſein Gefühl für alle bloß irdiſchen Freuden geſchwächt war. Seine 1768. immer mehr erlöſchenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademiſchen Arbeiten aufgeben, und ſich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu ſeinem Ende beſchäfftigen ſollte. Allein er verwarf dieſen Gedanken, weil er die Pflicht noch ſtärker fühlte, den Studirenden mit ſeinen Lehren, mit ſeinem Rathe und mit ſeinem Beyſpiele ſo lange zu dienen, als ihm ſeine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die ſchönſte Vorbereitung zu ſeinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beſte derſelben wünſchte und ſuchte, ſo betrübt war er, wenn er ſie auf Abwege gerathen ſah, vor denen er ſie mit allem Ernſte und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihm. Einen ſehr merklichen Beweis davon erfuhr er beſonders 1768. ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode, als ſich auf einmal ein eben ſo ungewöhnlicher als unglücklicher Geiſt der Unruhe der in Leipzig ſtudirenden Jugend bemächtigte. Gellert, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Univerſität verunehrt werden ſollte, die ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer geſitteten und wohlanſtändigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte ſie aus eigner Bewegung beym Schluſſe einer ſeiner moraliſchen Vorleſungen in einer ſo zärtlichen als ernſthaften Anrede zu einem friedlichen und ſittſamen Verhalten. Sie hatte auch bey ſeinen Zuhörern, deren Anzahl, beſonders in ſeinen moraliſchen Vorleſungen, ſich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern aus Liebe zu ihrem Lehrer zu beſänftigen ſuchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergeſtellt wurde, ſo bewies doch auch dieſes ſchon das Anſehen, worinnen er bey ihnen ſtand, kleinere Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte alſo, ſelbſt von der akademiſchen Obrigkeit dazu veranlaßt, ſeine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Geſundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimiſche, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unſrer Akademie ſeit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanſtändigkeit und der guten Sitten ertheilet. Laſſen Sie uns wachen, ich bitte Sie, dieſe Ehre nicht durch Ausgelaſſenheit zu verlieren, ſondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig iſt dieſe Erinnerung, dieſe Bitte in unſern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben dieſe Erinnerung, eben dieſe Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wiſſen, wie ſehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück ſuche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theureſte Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige iſt, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieſer unſrer Obrigkeit ſoll ich Ihnen öffentlich ſagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — ſondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtſinnigen ſoll ich öffentlich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben; — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen ſey, ſeine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine ſichtbare Umſtürzung der Geſetze, die äußerſte Störung der öffentlichen Ruhe, die höchſte Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici ſey: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächſte Weg, auch wider unſern Willen, zum Verbrechen des Mordes ſey — ſchrecklicher Gedanke: denen ſoll ich endlich ſagen, was ſie wohl nicht müſſen erwogen haben: — daß der, welcher ſeiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerſtrebet, der Ordnung GOttes widerſtrebe. Und wer biſt du Jüngling, der du mit kaltem Blute und gefliſſentlich der Ordnung deines Gottes widerſtreben kannſt?

Wie? meine geliebten academiſchen Mitbürger, in der ſtillen Stunde der Nacht, wo ſchon manch frommes Herz zu ſeinem Gott betet und ihn dankbar preiſet; wo mancher elende Kranke auf ſeinem Lager nach Ruhe und Troſt jammert: in dieſer Stunde der Nacht durch Geſchrey, und Tumult, und tödliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Chriſten unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitſamen Gelehrten, für unſre Bequemlichkeit noch arbeitſamen Künſtlers und Handwerkers, hindern? — Und dieſen Verfall der Sitten ſollte unſre Akademie, deren Ehre die Sittſamkeit war, gelaſſen anſehen? O ſo wollte ich ſelbſt eilen und mich zu den Füßen meines Fürſten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch ſein Beyſpiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, ſondern um ſeine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungeſitteten, um die Wiederherſtellung unſrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir ſonſt ſo liebenswürdigen, ſo ſtillen Leipzig zu beſchlieſſen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte.

Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieſer Akademie und theurer, würdiger Aeltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht alſo, liebe Jünglinge; nicht alſo! ſondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was geſittet, was liebreich, was wohl lautet: iſt etwan eine Tugend, iſt etwan ein Lob, dem denket nach! Das iſt deine Ehre, ſtudirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menſchen; und du wollteſt ſie lieber in dem betrügeriſchen Urtheile einiger deiner leichtſinnigen Commilitonen ſuchen, die weder ſich, noch dich, noch die Ehre kennen: die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verſtändiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines künftigen Glücks? Würdeſt du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, ſtürmiſch zu erlangen ſucheſt, am hellen Tage, im Angeſichte der Stadt, eben ſo kühn zu ſuchen?

O, meine Brüder, wo iſt für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unſchuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her geweſen, als auf unſrer Akademie? Haben wir nicht Schauſpiele, Concerte, Gärten, Spatziergänge, Landhäuſer, öffentliche Cabinetter, Bücherſäle, Unterſtützungen durch Stipendien und Freytiſche? Haben wir nicht Künſte und Wiſſenſchaften aller Arten zu unſerm Dienſte und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademiſche Obrigkeit — einen für unſre Ruhe ſorgenden Stadtmagiſtrat — einen gütigen und väterlich geſinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unſre Ehre und Dankbarkeit darinne ſetzen, unter ihnen ein geruhiges und ſtilles Leben zu führen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit? Das ſey ferne von uns. In dieſer Hoffnung verlaſſe ich dieſe Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben ſollte.“

Man weiß, daß dieſe Ermahnung das Ihrige zur Herſtellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indeſſen wurde ſeine Geſundheit immer ſchwächer, und er konnte bis an ſeinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erhohlung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen faſt durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürſt ſelbſt nahm Theil daran, und ſeine Sorge dafür war ſo aufmerkſam, daß er ihm aus ſeinem Stalle, damit es ſeinen kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilſamen Bewegung fehlen möchte, ein ſichres, und in ſeinem Gange ruhiges und ſanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer ſeyn, als Gellert für dieſes Merkmal der vorzüglichen Achtung und Gnade ſeines Fürſten war. Er machte auch einigen Freunden von dieſem Churfürſtlichen Geſchenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Geſprächen und Gerüchten davon eine Beſchreibung, worinnen man eine gewiſſe angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war. Doch ſein Körper war durch beſtändige Leiden ſchon ſo entkräftet, daß er auch die leichteſte und ſanfteſte Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Dieſe Entkräftung hinderte ihn, da 1768. eine neue Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltet wurde, ihnen die Verbeſſerungen zu geben, die er gern darinnen gemacht

macht hätte. Ich würde, ſagt er in der Vorrede, da der Mangel der Geſundheit mir Verbeſſerungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieſes Recht darüber zuſtünde. Ich muß ſie alſo dem Publico ſo überlaſſen, wie es ſie zeither mit ſeinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß ſowohl ſeine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner erſten Aufſätze, wenn das Uebrige nützlich iſt, leicht ſeine Nachſicht erhalten werden. Nur in den Luſtſpielen, die bey der Vorſtellung am erſten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Abſicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geſchmacks zu vorſichtig und ſtrenge ſeyn. Er eignete dieſe Ausgabe 1769. dem Churfürſten zu, und die Zueignung wurde ſehr gnädig aufgenommen. Wie liebreich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, nahm mich dieſer theure Fürſt, der allein war, nicht auf! Welche eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm ſagte, daß ich ihm nicht ſowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, ſondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinen Fürſten ſchuldig wäre, und was die Sachſen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, ſprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Anſehen geben; ihr Name iſt überall bekannt. Da ich gieng, ſagte er: Werden ſie mir nicht dieſe Meſſe wieder eine moraliſche Vorleſung halten? Dieſe hielt ich auch bald darauf über die Selbſtbeherrſchung; vielleicht, Gott ſey Preis! nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum ſagen, wie liebreich mir der Fürſt und ſeine Gemahlinn dankten. Alſo hat mich Gott dieſe Meſſe glücklich überſtehen und überall Gnade und Liebe finden laſſen. Bald darauf that er eine Reiſe über Meißen nach Oberau und endlich nach Haynichen. Ich habe, ſagt er, völlig von meiner Vaterſtadt Abſchied genommen. Gott ſegne ſie und die Meinigen und erbarme ſich meiner!

Nach ſeiner Zurückkunft 1769. entſchloß er ſich, die letzte Hand an ſeine Vorleſungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er ſie ans Licht ſtellen möchte. Auch hatten ihm verſchiedene Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbſt der Beyfall, mit dem ſie angehört worden waren, konnte ſeine Zweifel nicht ganz überwinden, ob ſie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, beſorgt und mit Grunde beſorgt, daß man im Leſen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm ſelbſt, bey aller ſeiner Beſcheidenheit, der Nutzen, den ſie auf der Akademie ſchafften, nicht verborgen bleiben. Dieſer war zu ſichtbar, und um ſo viel größer, da ſein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend ſeinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines ſo gewiſſern Vortheils wollte er ſich nicht gern gegen den ungewiſſern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke ſeiner Moral zu erwarten ſtünde. Indeß gewann er doch aus den günſtigen Urtheilen ſeiner Freunde mehr Zuverſicht zu dieſem Werke, und ſie bewegen ihn endlich, nicht lange vor ſeinem Tode, zum Entſchluſſe, ſeine Moral, ſo viel in ſeinem Vermögen war, durch eine ſorgfältigere Durchſicht in den Stand zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode dem Drucke überlaſſen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung ſeines Vorſatzes, und er überließ die Ausgabe ſeines Werkes ſeinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen ſie die Welt zu danken hat. Wie beſcheiden er ſelbſt davon urtheilte, iſt aus ſeinem Aufſatze bekannt, den er zum Vorbericht vor ſeine Moral beſtimmt hatte. Sie ſollte ſich, wie die Vorrede ſeiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verſtande nicht von der Seite zeigen, von der ſie ſeine Kräfte zu ſchärfen und ſeine Wißbegierde zu befriedigen, am ſicherſten iſt. Man ſollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft, keine Beantwortung ſpitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypotheſen, keine Auflöſungen problematiſcher Fragen, keine ſtrenge Demonſtrationen ſuchen; ſie ſollte ſich vornehmlich dem Herzen empfehlen.

pfehlen. Ihr vorzüglichſtes Verdienſt ſollte in der Wahl des Brauchbaren, in der ſteten Rückſicht des Verfaſſers auf die chriſtliche Religion, und in der Methode beſtehen. Gleichwohl haben einige ſie nicht aus dieſem Geſichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln, (denn was Männer von gewiſſen Verdienſten thun, muß allezeit getadelt werden;) haben ſie bemerken wollen, daß ſie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert dieſe Tiefe nie zur Abſicht gehabt hatte, ſo fodert doch die Gerechtigkeit, die man dieſem vortrefflichen Werke ſchuldig iſt, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein ſeichtes Waſſer, weil es trübe iſt, tief, und hingegen ein Strom bey aller ſeiner Tiefe ſeicht zu ſeyn ſcheint, weil das Waſſer deſſelben ſo klar iſt, daß auch ſie bis auf den Grund ſehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines ſeiner ſchätzbarſten Werke nicht. Seine Kräfte waren erſchöpft. Er wurde ſchon lange mit ſchmerzlichen Verſtopfungen beſchwert; immer mußte die Kunſt der Schwachheit ſeines Körpers zu Hülfe kommen; aber dieſe Hülfe vermehrt, je nöthiger ſie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche ſie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769. äußerte ſich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Abſonderungen mit den ſchlimmen Folgen, welche ſie zu begleiten pflegen. Heyne und Hebenſtreit, beide ſeine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte eilen zu ihm; verſäumen nichts, was die Kunſt vermag, den geliebten Kranken zu retten. **Ludwig**, ihr verdienſtvoller Lehrer, der außer ſeinen tiefen Einſichten in alle Theile ihrer Wiſſenſchaft, ſelbſt ſeiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt ſeine Bemühung mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erſtorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluſte, mit dem ſie bedroht werden. Allein die Zeit ſeiner Belohnung war gekommen, und **Gellert**, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute ſich vielleicht zum erſtenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in ſeinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe gegen ſeine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm ſchwer werden möchte, die Schrecken deſſelben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Chriſt von ſich denkt, deſto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer geweſen, und ſeine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Chriſt den Tod mit einer wahren Unerſchrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er ſchien nun durch ſein eben ſo zuverſichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch

Chriſtum über ſich ſelbſt erhaben zu ſeyn. Die Schwermuth, dieſe beſtändige Gefährtinn ſeines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmerniſſe mehr, und doch dachte er von ſeiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben ſo, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele ſah auf die Herrlichkeit, der ſie entgegen eilte. Damit tröſtete er auch ſeine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunſt der Aerzte ihre Wünſche für die Verlängerung ſeines Lebens nicht begünſtigen konnte.

Vier Tage vor ſeinem Tode hielte er mit der würdigen Frau ſeines Bruders, des Oberpoſtcommiſſarius, die durch ihren edlen Charakter ſich ſeine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in ſeiner Krankheit mit der treueſten und ſchweſterlichſten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heynen, ſeinem älteſten Freunde in Leipzig, in deſſen Redlichkeit er ſtets ein großes Vertrauen ſetzte, eine beſondere Unterredung über die Herausgabe ſeiner noch übrigen Schriften, die er ſeinen abweſenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verſchiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder ſelbſt war von ſeiner Krankheit zu ſehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert ſeine Aufträge geendiget hatte, ermannte er ſich gleichſam bey ſeiner ſchon damals großen Entkräftung, richtete ſich auf ſeinem

nem Bette auf, entblößte ſein zum Theil ſchon graues Haupt, und betete mit einer ſolchen Erhebung des Herzens, mit einer ſo feurigen Andacht, mit ſo vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten ſo heitern und freudigen Auge, daß ſeine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem ſterbenden Jacob, der ſeine Kinder ſegnete, in ihm zu ſehen glaubten. Er bemühte ſich alle die beſondern Wohlthaten, die er in ſeinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in ſein Gedächtniß zurück zu rufen; beſonders erinnerte er ſich der Namen aller ſeiner noch lebenden Freunde und vieler von ſeinen abweſenden Schülern, und empfahl ſie in ſeinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorſorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an dieſe beſondern Wohlthaten, ſondern auch an ſeine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbſterniedrigung und Demuth, die auf das Herz ſeiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöſchlichen Eindruck machte. Dieſes Gebet verrichtete er mit einer zwar ſchwachen, aber lauten Stimme, und mit einer ſolchen Innbrunſt, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen ſeine Frömmigkeit erfüllte, die ſie nie ſo ſtark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit dieſen beiden Freunden geſprochen und gebetet hatte, ſank er auf ſein Kiſſen zurück, in der Stille ſeine

Betrachtungen fortzuſetzen, und ſich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu ſeiner beſondern Privaterbauung erwählt hatte, mit ſeinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus ſeinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit dieſem Freunde unterhielt er ſich ſogleich von ſeinem Tode und ſprach davon mit einer Gelaſſenheit, die von einer ganz ungeſtörten Gemüthsruhe zeugte. Er war es für alles, was ihm dieſer fromme Lehrer ſagte, lauter Aufmerkſamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlöſers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derſelben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefſten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern ſeinem Zuſtande angemeſſenen Vorſtellungen die Worte in der Geſchichte Lazari, des Freundes Jeſu: Herr, den du lieb haſt, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle beſonders durchdrungen aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der ſein Heil in keinem andern, als in der Gnade ſeines Erlöſers ſuche, dürfe ſeiner beſondern Liebe verſichert ſeyn. Sogleich eignete er ſich dieſe Verſicherung zu und ſagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen, lieb haſt! Dieſe Empfindungen überwogen ſeine Schmerzen ſo ſehr, daß er unter dem ſtärkſten

Gefühle derſelben nicht klagte, ſondern ſeine Freunde nur erſuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja, antwortete der theure Kranke; doch ſind meine Leiden erträglich. Als darauf ſein Freund zu ſeinem Troſte hinzuſetzte: Sie haben ſchon viele Leiden geduldig und ſtandhaft ausgeſtanden; Sie werden auch itzt als ein Chriſt leiden; die Religion hat Sie im Leben geſtärkt; ſie wird Sie auch im Tode unterſtützen, antwortete Er: Ach! mein lieber Freund; ich bin ein ſchwacher Menſch; ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Verſuchung falle. So aufrichtig dieſes Geſtändniß, und ſo ernſtlich ſeine Bitte war, ſo gewiß war er doch auch ſeiner Begnadigung durch Chriſtum. Zu ſeinem geliebten Heyer, der ihn zu beſuchen eilte, ſo bald er ſeine Gefahr vernommen hatte, ſagte er: Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus-Chriſtus kommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen. Dieß, lieber Freund, iſt mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer ſichtbaren Freudigkeit fort: Mir iſt Barmherzigkeit wiederfahren, — Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß iſt auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich itzt lebe und ſterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieſer Barmherzigkeit ausbrach. Alle dieſe Geſinnungen, welche das lebendigſte Gefühl waren, zeigten ſich in der größten Stärke bey ſeiner letzten Communion.

Obgleich an dem feyerlichen Tage derſelben ſein körperlicher Zuſtand ſchon äußerſt kläglich war: So ſammelte er doch alle ſeine übrigen Kräfte zum Bekenntniſſe ſeiner Buße und ſeines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen ſeiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete ſich die Verſicherungen der Gnade Gottes, welche ihm ſein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhafteſten Innbrunſt zu, und foderte ſeine Amanuenſes, welche Zeugen dieſer feyerlichen Handlung waren, mit der freudigſten Stimme auf, ſich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preiſen. Zugleich verſicherte er ſeinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangeliſchen Verheiſſungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er ſie nun empfände, und daß ihm itzt erſt diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Troſt nicht in dem Verdienſte ihres göttlichen Erlöſers ſuchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit ſeines Geiſtes ſich immer gleich; auch ließ er nicht die geringſte Kleinmüthigkeit von ſich blicken, da ſich doch dieſelbe bey guten Chriſten in ähnlichen Umſtänden nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte verſuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wiſſenſchaft anrieth, ſein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr deſſelben hatte ſich in großer

Geſchwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürſten gekommen. Gerührt von dieſer Gefahr eines Lehrers, den er ſelbſt mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem ſeiner geſchickteſten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrenſten Aerzten dieſer Univerſität, gegen welche er ſein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu ſeiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu verſuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ ſich allen Beſtrebungen der Kunſt, die ſeine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden ſechszehn unter den Händen des Wunarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wiſſenſchaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundſchaft, der ſie begeiſterte, noch die Fürſorge ſeines Fürſten konnten das Leben, deſſen Verlängerung jedermann ſo aufrichtig und ſo ſehnlich wünſchte, auf ſeiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichſten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beſchäfftigte er ſeine Gedanken mit den Schmerzen ſeines Erlöſers, der, wie er ſagte, um ſeiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt ſeine Seele ſo ſehr mit den Wohlthaten ſeines verſöhnenden Todes, daß er ſein Leiden beynahe nicht zu empfinden ſchien. So mächtig iſt die Kraft, welche die Religion dem ſterbenden Chriſten giebt! Die Nachricht von der Fürſorge ſeines Fürſten und der Ankunft ſeines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, ſetzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn ſeine Freude darüber zu weit führen möchte: Verlaſſet euch nicht auf Fürſten; ſie können nicht helfen, wenn ſie auch noch ſo gütig ſind, und noch ſo gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn! Die Verſicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürſten und von der Bekümmerniß des Hofes über ſeine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus ſeinen Augen. Er betete mit der erkenntlichſten Innbrunſt für die Glückſeligkeit eines ſo gütigen Regenten und für ſein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter ſeinen Leiden immer an die Leiden des Erlöſers zu denken, und darinnen ſeine Beruhigung und Erholung fand, ſo wiederholte er auch itzt bey dieſer Gnadenbezeugung ſeines Fürſten die Betrachtung, die er ſchon bey andern Merkmalen ſeiner Güte angeſtellt hatte, daß er als ein Unterthan von ſeinem Herrn ſo viel Mitleid genöſſe, da doch ſein Heiland von den Menſchen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als ſeine Schmerzen aufs höchſte zu ſteigen ſchienen, ſeufzte er: Ach, welche Schmerzen! ſetzte aber gleich hinzu: Doch was ſind ſie gegen diejenigen, welche mein Erlöſer erduldet hat! Er wurde unter den ſeinigen verſpeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürſt! So wechſelte immer das Lob der Verſöhnung mit dem freudigſten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um ſeine Gnade und um die Vollendung ſeiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, beſonders ſeinen geliebten **Wagner**, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröſtete er mit der liebreichſten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andre Hülfe von ihnen, als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn ſeine Schmerzen ſo heftig wurden, daß er ſelbſt nicht immer mit gleicher Innbrunſt beten konnte. Ich kann nicht viel mehr faſſen, ſagte er in ſeinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlöſers zu; wenn ich den nenne oder höre, ſo fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von dieſen Empfindungen näherte er ſich ſeiner Auflöſung. Sein ganz erſchöpfter Körper ſtarb langſam; ſeine Seele aber erhielt ſich in einer beſtändigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er ſo erquickt wurde, daß er ſeine Gebete für ſeinen Fürſten, für ſeine gegenwärtige und abweſende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die ſeiner Aufſicht anvertraut geweſen waren, wiederholen, und ſie noch einmal mit Namen ſegnen konnte. Dieſe Wünſche waren die einzigen Gedanken an die

Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe ſeines Todes zu empfinden, und wünſchte von ſeinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demſelben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze ſeine Hände und antwortete: Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde! wendete ſich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einſegnung Thalemanns und unter dem Gebete ſeiner um ſein Bette herum ſtehenden Freunde und entſchlummerte. — (den 13. Dec. 1769.) Dieſes ſtille Entſchlummern in der Stunde der Mitternacht ſagte, was Addiſon noch mit Worten ſagen konnte: **So ſtirbt der Chriſt,** und ſein Wunſch in einem Briefe an eine Freundinn, welcher er Addiſons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieſes mein Ende ſeyn; wie über glückſelig wäre ich!

Die Betrübniß, welche ſich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von ſeinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war ſo allgemein und ſo groß, daß ſie kaum mit Worten beſchrieben werden kann. Sie war es unter ſeiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er ſo manche Jünglinge zum Dienſte der gemeinen Glückſeligkeit, zu nützlichen Erkenntniſſen, und was einem jeden Volke noch wichtiger ſeyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtſchaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen ſind vielleicht auf kein Grab gefloſſen, als auf das ſeinige.' Er wurde gleich nach ſeinem Tode mit einer Begeiſterung erhoben, welche ſelbſt die Grenzen überſchritt, die das Lob auch des beſten Sterblichen haben ſollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menſchen leicht verſucht werden, dem Verdienſte auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, ſtreitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpoſtcommiſſar, ein Gelehrter, der in der zärtlichſten Verbindung mit ihm gelebt und ſich durch ſeine beſondre Aufſicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz ſeiner Trennung von ihm kaum einen Monat. Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird ſich ſeiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermiſcht ſind; ſo ſchätzbar iſt das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienſte ſind überall und zu allen Zeiten ſelten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern ſind beſonders diejenigen ſehr ſelten, die es zu ihrem erſten Geſchäffte machen, durch die Religion gut zu ſeyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichen Gaben ihres Geiſtes und Herzens zu den beſten und wohlthätigſten Abſichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, ſondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, ſondern aus Vergnügen widmete, den ihm ſelbſt der Laſterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr ſein frommer, guter und gemeinnützliger Charakter, als die Achtung für ſein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er ſein immer ſinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, anſehnlich von Geſtalt, aber ſehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, ſehr beſeelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Naſe, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umſtände, durch welche ſein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernſthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber ſeine menſchenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchſchimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt, ein willkommner Beſuch eines Freundes, eine gelungene gute Abſicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über ſein ganzes Geſicht. Seine Sprache war deutlich, biegſam, aber etwas hohl, und näherte ſich in ihrem Tone einer gewiſſen Wehmuth, wodurch ſie ſo rührend, eindringend und ſchmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was ſie hatte, widerſtehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton ſeiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter ſeinen Zuhörern ſeyn, der ſich nicht ſollte zu erinnern wiſſen, daß bey Vorleſung ſelbſt ſeiner bekannten Gedichte, beſonders ſeiner geiſtlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen ſeiner Moral oft alle ſeine Zuhörer reichliche Thränen vergoſſen haben. Man hat verſchiedene Bildniſſe von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bauſens und Geyſers Bildniſſe, des erſtern in Kupfer gegraben, des andern radirt, ſind itzt die beſten; man verſpricht ſich aber von dem Grabſtichel des erſtern noch ein ähnlichers nach einem höchſtgetreuen und ſchönen Grafiſchen Gemälde. Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden, die Cameen mit ſeinem Kopfe von einem Kaugsdorf geſchnitten, verſchiedene Arbeiten der meißniſchen Porcellan Fabrik, welche mit ſeinem Bildniſſe geſchmückt ſind, ſein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berliniſchen Fabrik, zeichnen ſich unter den Verſuchen, die Geſtalt eines Mannes zu verewigen, welche durch ſeine Seele ſo viel Einnehmendes hatte, am rühmlichſten aus.

Die Vorzüge und Mängel ſeines Temperamentes hielten einander in ihrer Miſchung ſo das Gleichgewichte, daß jene leicht verſchönert und erhöht, dieſe leicht vermindert oder gebeſſert werden konnten. Sein Herz war ſanft und zärtlich, empfindſam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verſtellung und Zurückhaltung. In ſeiner Jugend hatte er ſehr aufgeweckt und munter ſeyn können, ohne ſich in ſeiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausſchweifung zu wagen; in ſeinen männlichen Jahren wurde er ſelten bis zur Munterkeit heiter; auch wechſelte ſeine Schwermuth niemals, wie bey vielen geſchieht, welche zur Hypochondrie geneigt ſind, mit einer übertriebenen Luſtigkeit ab; dennoch war er immer ſo Meiſter über dieſelbe, daß er ſeinen Nebenmenſchen dadurch nicht beſchwerlich wurde.

Unter den menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In ſeinem Temperamente äußerte ſich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme ſeines Unwillens verlöſchte geſchwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindſchaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachſam ſeyn müſſen; nur die Empfindſamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig geſtanden hat, ſeinem moraliſchen Charakter gefährlich werden können, wofern ſie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen ſich ſelbſt nicht eingeſchränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche ſein ganzes Temperament verſchönerte, völlig unter ſeine Herrſchaft gebracht worden wäre.

Gellert war von ſeiner Jugend an zu einer wahren und ernſtlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat auch in allen Zeiten ſeines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an ſich erfahren. Seine gottſeligen Geſinnungen entſprangen nicht aus bloßen Vernunftſchlüſſen, nicht aus philoſophiſchen Unterſuchungen über die Natur der Dinge, über ihre weſentlichen Verhältniſſe gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforſchungen, welche ſo tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewiſſer Kräfte des menſchlichen Geiſtes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete ſich hauptſächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernſtlichen Nachdenken fähige Verſtand erhalten kann, wenn er ſich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, nährten und ſtärkten ſeine Gottſeligkeit. Ihre Geſinnungen herrſchten über ſeine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenſchaften und regierten den Gebrauch aller ſeiner Gaben. Er bekannte ſich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unſrer Kirche. Zwar ſah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn beſonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundſchaft ehrte, einige ſich einer Abweichung davon ſchuldig zu machen ſchienen, deren

Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er ſich keine Härte und Liebloſigkeit gegen diejenigen, welche ſich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er ſich gern aus ihren Schriften, wenn ſie die Beförderung des thätigen Chriſtenthums zur Abſicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins, eines Bernard, eines Doddridge und andrer Engelländer hielt; wie gern er ſie las; mit welcher Achtung er ſie auch andern zum Leſen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugniſſe und dem Anſehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, den menſchlichen Verſtand zu einer feſten und ſichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion zu bringen. Er ſtrich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigſten Beweiſe zu enthalten ſchienen, um ſich ihrer leichter erinnern zu können. Dieſe Aufmerkſamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andre Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieſer Art in der Fortſetzung der Boſſuetiſchen Einleitung in die Geſchichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugung von dem göttlichen Urſprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in ſeiner Hochachtung zwiſchen denen, die ganz praktiſch ſind, und zwiſchen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterſchied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche ſeiner Vernunft ſo beſcheiden und vorſichtig, daß er ſich nicht erlaubte, ſeine Nachforſchungen bis dahin fortzuſetzen, wo ſich Schwierigkeiten finden, welche unſerm Verſtande unauflöslich zu ſeyn ſchienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er ſie wegen ihres unſtreitigen Werthes für die menſchliche Glückſeligkeit ſo lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derſelben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit ſeiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er ſie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig ſie gefährlich ſind. Unter allen Zweifeln aber verabſcheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er beſorgte, daß ſie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, ſchwächen, die dem Menſchen ſo nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach einer, über alle bloß irdiſchen Abſichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in jeder Geſellſchaft, wenn ſie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich war, welche keine ernſthaften Unterredungen erlaubt, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schriften, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und ſeine Erholungen, alles was er redete und that, wurde mit dem Geiſte der Religion belebt; alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm zu verſtärken und ihre Wirkungen bey andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu ſagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geiſtlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von dieſen glaubte er, daß dieſelben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindſamer, ſondern auch vornehmlich den Abſcheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moraliſcher Beſchaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit ſeines Geiſtes zuträglich geweſen ſeyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen beſonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche ſich an einer Art geiſtlicher Schwermuth ergetzt, die doch von der Offenbarung ſo wenig gefodert wird, als ſie mit der heitern Zufriedenheit beſtehen kann, die das Chriſtenthum wirken ſoll.

In den äußerlichen Bezeugungen ſeiner gottſeligen Geſinnungen entfernte er ſich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verſtellung als Ernſt, aber doch nicht demüthig und lauter genug iſt. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute ſetzen, die ſich dadurch ſeiner Gewogenheit zu verſichern ſuchten, und es mußten ſehr deutliche Erfahrungen ſeyn, wenn er von ſeinem ihnen günſtigen Irrthume zurück kommen ſollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieſes nicht, ein wahres Mißfallen an denen zu haben, die in ſtolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergetzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch beſondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey andre verachteten, oder ſich doch einen beſondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes war außerordentlich, und er blieb ſich darinnen bis an das Ende ſeiner Tage immer gleich. Er beſuchte nicht allein den ſonntäglichen, ſondern auch den wöchentlichen Gottesdienſt ſo regelmäßig und unausgeſetzt, daß ihn, ſeines ſchwächlichen Zuſtandes ungeachtet, keine noch ſo rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, ſicher ſchlieſſen, er müſſe durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Erſten und der Letzten in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten. Die Prediger fanden an ihm einen eben ſo beſcheidnen Richter, als aufmerkſamen Zuhörer. Dieſer vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derſelbe die Foderungen ſeines feinen Geſchmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man ſeine Gedanken darüber wiſſen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen

Nachſicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entſchuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, ſo bat er ſie zu ſich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundſchaftlichſte Weiſe nicht allein ihre Fehler, ſondern auch die Art, wie ſie dieſelben verbeſſern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienſtliche Unterricht war, mit ſo ernſtlicher Andacht nahm er an der feyerlichſten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle, Theil. Seit vielen Jahren hatte er daſſelbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem daſigen Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er ſich zu der Nicolaikirche in der Stadt. Ich will mich nun, ſagte er zu ſeinem Thalemann, mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, unrecht zu haben, daß ich zeither in dieſem Theile des öffentlichen Gottesdienſtes nicht ſichtbar genug geweſen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, ſie auch hierinnen durch mein Beyſpiel zu erbauen. Dieſe Erbauung ſtiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an dieſem heiligen Orte zuſammen gekommen ſind, ſagen hören, daß ſie durch den Anblick dieſes Mannes und durch ſeine ungeheuchelte Andacht allezeit ſehr gerührt worden wären.

Eben ſo eifrig und gewiſſenhaft war Gellert auch in ſeinem häuslichen und geheimen Gottesdienſte, bey welchem er ſich beſonders im Gebete übte, und täglich brünſtiger darinnen zu werden ſuchte, weil er von dem Segen und Einfluſſe deſſelben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Ich, ſagt er von ſich ſelbſt, bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebetes vernachläßiget habe, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es iſt deswegen ſeit vielen Jahren mein Gebrauch geweſen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieſes Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigſten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn ſolche Stellen begeiſtern in ſtillen Augenblicken zu einem Gebete, das ſich für unſre Umſtände vorzüglich ſchickt, und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachſamkeit. Zur Erleichterung der Uebung in der Gottſeligkeit und in ſeinen andern Pflichten hielt er ſeit dem Jahre 1752. Tagebücher über ſich ſelbſt, weil er ein Journal, worinnen man ſeine Tugenden mit ihren Abwechslungen

gen und ſeine Fehler, wie er ſich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu gelangen, und den Eifer, beſſer zu werden, immer mehr zu ſtärken. Dieſe Tagebücher ſind ſo flüchtig geſchrieben, als ein Mann dieſelben ſchreiben kann, der ſie nicht für fremde Augen, ſondern bloß zu ſeinem eignen Gebrauche aufſetzt, und den Geſchäfften ſeines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieſelben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von ſeinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von ſeinen Geſchäfften, von der Verdroſſenheit oder Leichtigkeit, womit er ſie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder ſchrieb, von ſeinen kleinen Reiſen, von den Beſuchen, die er gab oder annahm, und von ſeinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen ſeiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geſchenken, die ihm gegeben oder zugeſendet wurden, enthalten dieſe Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über ſeinen geiſtlichen Zuſtand. Einige dieſer Anmerkungen beſtehen in Klagen über ſeine unruhigen und ängſtlichen Gedanken, über die Verſuchungen ſündlicher Neigungen, über ſeine Trägheit zum Gebete, über die Zerſtreuungen, die ihn darinnen ſtörten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerſtandes, den er derſelben that, und zugleich in ernſtlichen Bezeugungen ſeines Mißfallens an ſeiner eignen Unvollkommenheit. Andre beſtehen in Ermunterungen ſeiner ſelbſt zu einem getroſten Muthe, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er ſeine Tage angewendet habe. Zuweilen ſind ſie Erinnerungen ſeiner guten Entſchließungen, eifrig in der Religion, treu in ſeinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menſchen, empfindſam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menſchen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu ſeyn; zuweilen ſind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Luſt zu gottesdienſtlichen Uebungen oder zu ſeinen Arbeiten empfand, oder ernſtliche Beſtrafungen ſeiner Fehler, ſeiner Ungeduld, ſeiner Hitze in Geſprächen, und ſeiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünſche um Gnade, um Hülfe, um Troſt und um größere Freudigkeit. So frey dieſe Anmerkungen von der eitlen Selbſtgefälligkeit ſind, von welcher ſich die Eigenliebe des Menſchen in dergleichen geheimen Geſchichten ſeiner ſelbſt leicht überſchleichen laſſen kann, ſo deutlich ſieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottſeligkeit ſo ſehr ein Ernſt iſt, als mit dem Heile ſeiner Seele und mit ihrer wahren Glückſeligkeit.

Aus dieſer Gottſeligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden ſuchte, läßt ſich ſeine ſo eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in ſich ſelbſt zu finden meynt, ſondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott ſucht und ſeiner Gnade alles zu danken haben will; welche, ſo lange ſie noch höhere Stufen vor ſich ſieht, nimmer müßig ſeyn will, und doch bey den Beſtrebungen nach ihrem Ziele ſo beſcheiden iſt, daß ſie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdroſſener und ſtandhafter, als wenn ſie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtſamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindſeligkeit, die Gerechtigkeit nicht wiederfahren laſſen werde, welcher ſie werth zu ſeyn ſucht. Nach einer [illegible] Tugend ſtrebte Gellert, und war in ſeinen Beſtrebungen ſo eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußerſten Sorgfalt zu vermeiden ſuchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. Es iſt Pflicht, war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewiſſen ermüdenden verdienſtdienſtlichen Geſchäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewiſſen Dingen mehr ſeinem Vergnügen oder ſeinem Geſchmacke zu folgen, oder mehr auf ſeine Bequemlichkeit zu ſehen. So geneigt war er dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles was ihm ſonſt lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Dieſes machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle ſeine Einſichten und Kräfte, diejenige Glückſeligkeit zu befördern, welche die herrliche Frucht der Frömmigkeit und Tugend iſt. So ſtrenge er über alle Laſter und Fehler urtheilte, ſo mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Verſuchung ihrer Leidenſchaften unterlegen hatten, und ſo begierig, ſie durch ſeine Dienſte und Wohlthaten von dem Untergange ſelbſt ihrer irdiſchen Wohlfahrt zu erretten. Bey aller ſeiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutſelig gegen jedermann; unfähig einen Menſchen zu haſſen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böſes wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens ſtets der Größe des Verſtandes und allen noch ſo ſchimmernden Talenten deſſelben vorzog. Er nahm mit einem ernſtlichen und geſchäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmerniſſen ſeiner Nebenmenſchen, und freute ſich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das ſeinige. In ſeinen Tagebüchern pflegte er am Schluſſe des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demſelben geſtorben waren, es mochten Einheimiſche oder Auswärtige ſeyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden ſeines niedrigen Standes wegen zu überſehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er ſchnell oder langſam, ſanft oder ſchmerzlich geweſen war. Gewiſſe kleine Anmerkungen, die er hinzufügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtſchaffene Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und chriſtliche Dame! Die fromme Frau, die ſchmerzlich, aber doch chriſtlich froh ſtarb! Ein vortrefflicher Chriſt! Plötzlich aber doch ſelig! Bey andern beſchließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey ſich zu erhalten ſuchte, mit Wünſchen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zuſtand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte ſeine Schriften leſen, ohne gleich ſein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menſchen hochzuſchätzen. Er hatte faſt immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigſten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, ſondern auch wohlthätiger, als die meiſten zu ſeyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberfluſſe ſeyn könnten. Er erlaubte ſich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande ſeyn möchte, deſto leichter und öfter zu helfen; ſeine Mäßigkeit war ſein Reichthum. Darum reichten ſeine Einkünfte nicht allein für ihn zu, ſondern er hatte auch ſtets für die Dürftigkeit übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine ſichere Zuflucht zu ihm. Er hielt ſich ein Verzeichniß von denen, welche ſeiner Unterſtützung bedurften. Man weis, daß er hülfloſe Kranke aufſuchte und ihnen Erquickungen und Geld ſchickte. Beſonders ſorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne ſie wiſſen zu laſſen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ ſich ungern von einem Beobachter überraſchen und verbarg ſeine Hülfe mit einer eben ſo liebreichen Beſcheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröſtet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geſchäfftige Gabe zu tröſten. Wenn ſein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er ſich eine Pflicht daraus, andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für ſie zu erſuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geſchenken, die er für ſich erhielt. Was ſoll das bedeuten? ſchrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: Heute vor acht Tagen erhielt ich mit der preußiſchen Poſt hundert Thaler, und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erſchrocken, und ich erſchrecke noch mehr, daß mein Herz bey dieſem Geſchenk weder ſo freudig noch ſo dankbar ſeyn kann, als ich ſollte. Wer will mich wider meinen Willen reich machen? Wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott ſo unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt? Ich ſeufze um Geſundheit und Geduld, und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe alles was ich habe darum, wenn ich das Uebel, das mich dieſen Frühling wieder ſo heftig überfallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Geſundheit keinen Werth für das Herz des Menſchen hat, und daß Gelaſſenheit und Geduld unendlich größere Güter ſind, als Reichthum und Ehre? Ach ja, die erhaltenen Wohlthaten ſind Prüfungen für mich; aber auch, wenn ſie dieſes ſind, muß ich ſie mit Dank annehmen und nicht klagen. Ich will denn gegen Andre gutthätig zu ſeyn ſuchen, wie es Andre gegen mich ſind, ohne Geräuſche, und wo es nöthig iſt, unerkannt, aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott unſern höchſten Wohlthäter. Dieſes

ſes will ich thun, und nicht weiter forſchen, woher und warum ich ſo viel habe. So uneigennützig er war, ſo zufrieden war er auch mit ſeinen Umſtänden, und dieſe Zufriedenheit machte es ihm leicht, ſelbſt die billigen Vortheile, die er von ſeinen Werken haben konnte, nicht zu ſuchen, und viele Wohlthaten eben ſo großmüthig zu verbitten, als ihm dieſelben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund ſchrieb in den erſten Jahren des Krieges an einen Banquier, ſich nach ihm zu erkundigen, und, ohne zu ſagen, von wem, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchſten Range um eben dieſe Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Perſonen leben in Mangel und Dürftigkeit; laſſen Sie dieſen die mir beſtimmten Wohlthaten zufließen. Dieſe Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußiſchen Commendanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn erſuchen ließ, ſich nach eignem Gefallen ein Haus zu ſeiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, ſolches von aller Einquartierung zu befreyen. Nein, ſagte er, dieſe Laſt, die mir abgenommen werden ſoll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?

Seine Dienſtfertigkeit war ſo bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten ſeines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wiſſen, wie ſie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie ſie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was ſie über dieſe und jene Anträge zur Verheirathung für Entſchließungen faſſen, Jünglinge, wie ſie ſtudiren, Zweifler, wie ſie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie ſie den Gefahren und Verſuchungen derſelben entgehen oder widerſtehen ſollten, und **Gellert** ſtand einem jeden, nach ſeinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Troſt und Fürbitte bey. Die Dienſte aber, welche er ſeinen Freunden leiſtete, erwies er auch allezeit auf die angenehmſte Weiſe. Als einige Zeit vor ſeinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Abſicht ſagte, daß ihm gewiſſe Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit ſetzten, ſtand **Gellert** mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey beſondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu ſeinem Pulte, brachte in einem Papiere dreyßig Louisdor zurück, und bot ſie demſelben mit den Worten an: Ich bin ſelten ſo reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtſchaffenen Manne beyſtehen zu können; nehmen Sie dieſes Geld; denn ich brauche es nicht.

Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derſelben aufgelegt zu ſeyn, ſo ſtandhaft und ſo treu, daß auch die weiteſte und längſte Entfernung ſeine Liebe nicht vermindern konnte. Er ſchien alle Menſchen, und beſonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indeſſen wußten ſeine Vertrauten ſehr wohl, daß ſie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundſchaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundſchaft ſo ſehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eiferſüchtige und gebieteriſche Weſen zu haben, welches allezeit die Freude derſelben verbittert, ſobald die Liebe eines Freundes gegen den andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu ſeiner beſtändigen Geſellſchaft, unter denen beſonders ein geſchickter und rechtſchaffener Landprediger Gödeke ſich ſeines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit deſſelben und ſeine in allen ihm angenehmen Dienſten unermüdete Aufmerkſamkeit und Freundſchaft zu erheben pflegte.

Selbſtſüchtige und eitle Seelen ſind begierig nach Wohlthaten, können ſie kriechend ſuchen, oder wenn ſie ihnen entgegen kommen, ſie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen ſchuldigen Tribut annehmen; nur danken können ſie nicht, oder ſie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterſcheiden iſt. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieſer Vorzug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieſer Tugend gehörten zu den feurigſten Regungen ſeiner Seele. Er ſprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeiſterung, in welcher kaum der eitelſte Wohlthäter von der Größe ſeiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und ſuchte er ſie niemals; er lehnte ſie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von ſich ab, und ſchätzte ſich glücklich, wenn er andre dadurch glücklich machen konnte. Er ſelbſt hatte bey ſeinen Wohlthaten keine Abſicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, ſondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu ſeyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; ſo fanden ſie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in ſeiner Verſchwiegenheit und in ſeiner Gewohnheit, ſich der Wohlthaten, ſo bald er ſie erwieſen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Beſcheidenheit und Demuth waren unterſcheidende Vorzüge ſeines liebenswürdigen Charakters, und darum beſonders ſchätzbar, weil ſie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer ſtrengen Beobachtung ſeiner Unvollkommenheiten und Fehler entſprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In ſeinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, beſonders dieſes als eine der vorzüglichſten, daß ihn Gott vor Spott, und ſeinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahret hatte. Er geſtand freymüthig, daß er keine Leidenſchaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben ſo freymüthig, daß er vor den Ueberraſchungen derſelben nicht immer auf ſeiner Hut geweſen wäre. Freylich gehört ſchon viel Muth der Seele dazu, dieſe der wahren Vollkommenheit des Menſchen ſo gefährliche Neigung bey ſich wahrzunehmen, ſie zu geſtehen, und ſie zu mißbilligen; aber es iſt das Meiſterſtück der Demuth, ſie mit einem aufrichtigen Ernſte zu beſtreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall ſeiner Nebenmenſchen; dennoch beſtrebte er ſich nur, ſeiner werth zu ſeyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erſchmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtſchaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn perſönlich gekannt haben, wiſſen, daß er dieſes Erröthen nie zurückhalten konnte. Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen ſeiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünſtelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieſer Beyfall, deſſen Urſachen zuweilen zweydeutig ſeyn können. Die Frage, die bey ſeiner dritten Reiſe nach dem Carlsbade, in dem Hauſe des Poſtmeiſters eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als ſie ihren Herrn mit ihm von ſeinen Schriften reden hörte: Ach! iſt er der Herr mit dem großen Ruhme, der ſo ſchöne Bücher geſchrieben hat? Der ungeſtüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit ſie ſeine aus Beſcheidenheit widerſtrebende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die ſchönen Bücher geſchrieben hätte? hat gewiß ſo viel Reizendes, als ein noch ſo ſchöner äſthetiſcher Beweis von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke haben kann. Eben ſo viel Urſache hatte er, über ein ähnliches Lob eines preußiſchen Feldwebels vergnügt zu ſeyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm ſagte: Verzeihen ſie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurückzukehren und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn ſie haben mich durch ihre Schriften und beſonders durch die letzten oft vom Böſen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit dieſem Lobe iſt nur der rührende Wunſch zu vergleichen: Gott ſegne ſie dafür und gebe ihnen Geſundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn ſie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, ſie zu ſehen! Dieſes iſt ein Beyfall, den kein Crebillon, er ſey es unter den Deutſchen, oder unter den Franzoſen, erhalten, das nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftſtellers verdienen kann, welcher durch die Talente ſeines Genies den Menſchen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder ſie vielmehr dadurch zum ſtärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundſchaftlicher Tadel, der auf ſeine Beſſerung abzielte, hatte für ihn eben ſo viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; ſo ernſtlich bemühte er ſich um die Achtung und das Wohlgefallen ſeiner Nebenmenſchen. Indeß war niemand williger, andrer Gaben und Verdienſte zu erkennen und höher zu ſchätzen, als die ſeinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller iſt je geneigter geweſen, andern einen Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen, als er, und immer ſchätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meiſten, die er nicht beſaß. Man weis; aber man hat es erſt nach ſeinem Tode erfahren, mit welcher Begeiſterung der Ehrerbietung für die Gelehrſamkeit und die Verdienſte eines **Erneſti** er an einen Großen geſchrieben hat, damit Sachſen dieſen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anſtändige Belohnungen bey ſeiner geliebten Akademie zu erhalten ſuchen möchte. Lieber, ſchrieb er, mich nach Neuſchottland geſchickt, als einen **Erneſti** fortgelaſſen. Wie ſein Unterricht, ſein Rath, ſeine Freundſchaft manchen jungen Verehrer der Gelehrſamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch ſeine Vorſorge und ſeine ernſtliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr **Fiedler**, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow ſteht, nach ſeinem Uebergange zu unſrer Kirche auch ihn um ſeinen Rath erſuchte, wie er künftig ſich und andern nützlich werden könnte: ſo unterſtützte **Gellert** ihn nicht allein, ſo gut es ihm ſeine damaligen Umſtände erlaubten, ſondern unterrichtete ihn auch in der deutſchen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu ſeinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den

Neid, und empfand nichts von der Eiferſucht, die auf einer Laufbahne ſo leicht entſteht, wo viele um einen gemeinſchaftlichen Preis ſtreiten, unbeſorgt, daß Andre günſtiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken ſeines Geiſtes, nicht mit dem Kaltſinne gegen ihre Schönheiten, den eine verſtellte Beſcheidenheit annimmt, um deſto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieſes that er mit einer Aufrichtigkeit, welche ſeinen ernſtlichen Wunſch bewies, daß niemand durch ſeine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte, ſie für beſſer zu halten, als ſie nach dem Ausſpruche einer unpartheyiſchen und ſtrengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbeſſerung ſeiner Schriften, beſonders auch in den letzten Jahren bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig. Der einzige Satz in ſeinen moraliſchen Vorleſungen: Das geringſte Dorf weis in unſern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig ſagen wollte. Er gieng von einem ſeiner Freunde zum andern, bat ſie den Satz zu überlegen und nach ihren Einſichten auszudrücken. Selbſt orthographiſche Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publicum und ſo wenig that er ſich ſelbſt Genüge.

Die Zufriedenheit des ſchönen Geſchlechts mit ſeinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm; denn er hatte von dem Verſtande wohlerzogener Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Empfindung des Schönen ſichrer wäre, als die Empfindung ſeines Geſchlechts, weil ſie mehr Natur iſt, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunſt abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben ſo vortheilhafte Meynung. Doddridge, heißt es in einem ſeiner Briefe, der engliſche Gottesgelehrte, ſagt an einem gewiſſen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß ſie vielleicht die beſte und frömmſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes wären, und in der That, mein liebſter Graf, ich kenne mehr ſehr gute Frauenzimmer, als ſehr gute Mannsperſonen. Er verehrte an ihnen auch die Unſchuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen ſelbſt oft ſchädlichen Vorzug eines außerordentlichen und ſchimmernden Verſtandes. Immer wünſchte er, daß ihre Sittſamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß ſie das Wohlanſtändige einer gewiſſen Art und Unwiſſenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünſchen muß, nicht beleidigen und ſich hüten möchten, das Anſehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum ſuchte er durch ſeine Schriften ihnen die Unſchuld und Sittſamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre geſellſchaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er ſo belohnt wurde, daß ſie ihn als ihren ſicherſten Rathgeber und Freund betrachteten.

In ſeinem Umgange herrſchte die edle Unſchuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Geſellſchaft ganz zu entbehren. Er hatte in ſeinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die ſich bloß mit der Gelehrſamkeit und den Wiſſenſchaften beſchäfftigen. Seine Geſellſchaft wurde ſchon durch ſeine ſanfte und zugleich ehrwürdige Geſichtsbildung einnehmend. Selten redete er von ſich ſelbſt, und allezeit mit der ehrlichen Beſcheidenheit, welche fürchtet, zu viel von ſich zu ſagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein beſcheidner Mann von ſeinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren ſeines Lebens war er nicht ſehr geſprächig; wenn er aber gleich nicht viel ſprach, ſo ſprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das ſeltne Verdienſt, niemanden durch ſeine Reden zu beleidigen. Er liebte beſonders erbauliche Geſpräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenſtand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienſt ſeiner Nebenmenſchen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an ſein Ende, ohne die Hoffnung ſeiner Seligkeit auf ſeine

Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen. Ich hoffe, ſagt er in einem, noch bey ſeinem Leben aufgeſetzten Bekenntniſſe, zu Gott und meinem Erlöſer, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu ſterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgeſtanden iſt. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufſetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmerniſſen heimgeſucht; dieſes ſind Leiden, die ich nicht beſchreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geiſtes hat mich verfolgt und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war ſein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Troſt gelaſſen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangſt mit ſeiner Hülfe tröſten werde. Gott läßt uns unſre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir ſeine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menſchen erlangen können. Gott bewahre alle Menſchen vor meinen Leiden und laſſe ſie alle ihre Weisheit, ihren Troſt, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jeſu Chriſti und ihren Glauben von dem heiligen Geiſte ſuchen. Inſonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen ſeyn werden, daß ſie Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und ſeligen Tode betrachten mögen.

Ein ſo frommer liebenswürdiger Mann war es ſo werth, als Menſchen es ſeyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beſtändig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein ſeltnes und koſtbares Geſchenk für ſeine Nation, deren Geſchmack, Sitten und Tugend in ſeiner Nachwelt ihm ſo viel ſchuldig iſt. Ein Denkmal haben ihm bereits einige ſeiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundſchaft anſtändigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er ſeinem eignen Verlangen gemäß begraben worden iſt, aufrichten laſſen. Dieſes Denkmal ſtellet die Religion vor, welche ſein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekrönte Bildniß der Tugend übergiebt. Beyde Bildſäulen ſind aus weißem Alabaſter gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgeſtelle von ſchwarzem Alabaſter iſt der Name: Chriſtian Fürchtegott Gellert, auf einer an dem Fußgeſtelle ruhenden Platte aber, die von ſeinem Freunde Heine verfertigte Inſchrift: Dieſem Lehrer und Beyſpiele der Tugend und Religion widmete dieſes Denkmal eine Geſellſchaft ſeiner Freunde und Zeitgenoſſen, welche von ſeinen Verdienſten Augenzeugen waren. Gebohr. den 4. Jul. 1715. geſtorb. den 18. Dec. 1769. Auch hat der Herr Profeſſor Oeſer ein ſchönes

Monument von weißem ſächſiſchen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendleriſchen Garten zieret. *) Das ausgemauerte Grab, wo er und ſein, vier Wochen nach ſeinem Tode verſtorbener Bruder, der churfürſtl. ſächſ. Oberpoſtcommiſſar, verſenkt liegen, iſt mit einem Leichenſteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufſchrift eingehauen iſt: Hier ruhen Chriſtian Fürchtegott Gellert, Profeſſor der Philoſophie, geb. den 4. Jul. 1715. geſt. den 13. Dec. 1769, und deſſen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpoſtcommiſſarius, geb. den 11. Nov. 1711. geſt. den 8. Jan. 1770.

So ſuchten **Gellerts** Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß iſt die Bewunderung und Unſterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geſchmack der Nationen unterworfen iſt; allein die Ehre ſeines moraliſchen Charakters iſt ſo unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

---

*) S. die davon gedruckte Beſchreibung.

Einige

Gedichte

auf

Gellerts Tod.

Auf das Abſterben
ſeines Freundes
Chriſtian Fürchtegott Gellert
von
Johann Andreas Cramer.

Hier iſt ſein Grab, mein Sohn, beſucht, bethränt von allen,
Die gut ſind; deſſen, dem dein Herz
Einſt gleichen müſſe! Hier laß deine Thräne fallen;
Ich kanns nicht. Mich betäubt der Schmerz!

Mich übermannt er noch! Ich weinte gern, und Thränen,
Wie ſie die Bruderliebe weint,
Die treuſte Freundſchaft; gern, o David, deine Thränen
Im Jonathan, für meinen Freund!

Gern ließ ich auf dieß Grab ſie ſtrömen, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie ſein Geſang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann:

Damit ſein Name dir, o Nachwelt, werden möchte
Ein Segen, wie ſein Leben war;
Und ſein Gedächtniß euch, ihr kommenden Geſchlechte,
Auch noch ein Leitſtern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus ſeinem Leben
Für mehr als eine Nation,
Melodiſch wars; ſo ſanft, wie Salems Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Frommen! Trauert! Keiner, keiner,
Wen er in einer Irre fand,
Verſchweig es, wie er ihn ergriff, als wär Er einer
Der Engel, ihm von Gott geſandt!

Klagt, Jünglinge, den Mann, und trauert! Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach Euch ins Herz Gefühl der Unſchuld und der Tugend;
Er iſt nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht mehr werd ich Ihn ſeyn, der mich zum hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu ſingen, lud! O ſüßer Traum der Stunde
Des Wiederſehns, du biſt entflohn!

Entflohn! Vielleicht werd ich in meinem Pilgerleben
Noch meine Thränen auf ſein Grab
Hinweinen; ſeinen Staub noch ſegnen, Gott erheben,
Daß er mir Ihn zum Freunde gab!

Er wars! Hier ruht Er! Ach wie viel hat Er gelitten!
Doch immer himmliſch blieb ſein Herz,
Sein Leben, ſein Geſang, das Beyſpiel ſeiner Sitten,
Fromm ſeine Schwermuth und ſein Schmerz.

Du haſt, Teutonia, mehr Barden! Viele Lieder
Sind Flammen! Flammen ſie empor
Zu Gott? Ach ihr Geſang hallt nicht im Himmel wieder;
Ein Greuel für der Frommen Ohr!

Wenn Er die Harfe nahm, zu ſingen von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, ſeine Luſt, von deinem hohen Lohne,
Wie ſang ſein Herz! Was fühlten wir!

Still ward die Seele, flog nicht auf im Sturme, fühlte
Nur ſanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu ſeyn, wie Er, entſchloß ſich, wie Er ſpielte,
Die Seele, ruhig, und doch ſchnell!

Wer nimmt die Harfe? Kann, wie Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdſelig im Geſang?
Wer euch ihr Jünglinge, wie Er, zur Tugend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?

So lockt der frühe Strahl des Lenztags aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß er zur Ceder werde,
Die bald ſich wolkenan erhebt:

Wie Er ſich bildete! Voll milder Wärme waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.
Wie ſorgſam warnt Er ſie vor ſchmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er ſie zur Pflicht!

Am rauhern Wege ſtand der Jüngling unentſchloſſen:
Da bat Er: Jüngling, nimm den Lauf
Auf dieſem Männerpfad! Sieh! Ehr und Freude ſproſſen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo iſt der Morgenſtrahl nunmehr? Im Todesſchatten
Verſchimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele ſchon, die ſich durch Ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne ſelbſt, erhellt!

Sie ſehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott! Du haſt das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!

Erhört iſt dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter Einer Seele ſeyn!
Erhört! Die Wonn iſt mehr, ein Retter ſeyn von Vielen!
Nun iſt die hohe Wonne dein!

Komm mit uns an den Thron, wo Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun dieſe Harf', in unſern Dank zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!

Dem hohen Namen, der im letzten Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang!
Heb an; denn dort ſchon wars die Wonn', ihn zu erheben,
Des Himmels ſeligern Geſang!

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts
von
Chriſtian Felix Weiße.

Virtutem — — — — —
Sublatam ex oculis quaerimus invidi.
Horat.

Hier, wo ſo viele ſchon in tiefem Todesſchlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verſchläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuſcht noch ſchreckt:
Wo man Jahrhunderte die große Ausſaat ſäte,
Die immermehr zur Aerndte reift,
Und jeglicher von uns, der früh und jener ſpäte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beyſammen liegen,
Der Hohe nicht den Niedern drückt;
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen ſchmückt:

Hier liegt nunmehr auch der, an deſſen frommer Seite
Ich dieſe Stätt' einſt oft betrat,*)
Indem er ſich im Geiſt des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel ſich erbat;
Und mich vertraut mit den hier ſchlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer ſeiner Edlen ſchlief.
Hier liegt auch **Gellert**! hier, in dieſem leichten Sande,
Von ſilberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundſchaftlich dabey von dem noch friſchern Lande
Die brüderliche Grabſtatt ſchwillt.**)
Hier liegt er, und ich ſchau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die ſtumme Wehmuth fließt,

---

*) Ein ſehr gewöhnlicher Spaziergang des ſeligen Mannes war der Gottesacker, wo er ſeine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen beſuchte, und ſeine lebenden Begleiter von ihren Grabſtellen unterrichtete.

**) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpoſtcommiſſarius allhier, ſtarb in der vierten Woche nach ihm, und hatte ſich bey ſeines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich ſein Grab neben ihm zurechte machen laſſen.

Auf dieſe fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieſer war, den ſie umſchließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen Gellert preiſen?
Nennt, was nur gut iſt; es iſt hier;
Den Dichter, Menſchenfreund, den Chriſten und den Weiſen,
Des Himmels Luſt, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren ſelbſt die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unſrer Erd' entflohn:
So wird' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutſchland weint! denn Gellert war ihr Dichter.
So klang ihr noch kein Saitenſpiel: —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leſer und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einſt auf ſeinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh geletzt:
Von Grazien gewiegt, hätt ihm aus Aganippen
Das Muſenchor den Mund genetzt:
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie ſein Geſchmack ſo rein:
Er ſollte durch ſein Lied, er ſollte durch ſein Leben
Uns Lehrer und Exempel ſeyn. —
Die Wahrheit, die man ſtets in ſchmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,

Verlor oft unter uns die Macht der ſanften Bande,
Womit ſie Herzen an ſich zieht.
Dort ſahn wir ſie geſchmückt von Gay und Lafontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menſchlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. — Nun prangte ſie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte ſie.
Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das ſeinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beßrung im Geſchmack, mit ihm auch beßre Sitten —
Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erſt Geſchenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weiſes Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten ſeinen Sittenſpruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beſeelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm ſtammelnd ſonſt aus ihm was vorerzählet,
Wie ſegnend lächelt' er dir zu! — —

Dich, deutſches Luſtſpiel, ſah mit Abſcheu oder Gähnen
Noch damals oft manch ſittſam Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude ſanfter Thränen,
Dich Tugend und beſcheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
Den Körper zu der deutſchen Tracht:
Auf deutſchen Bühnen ſah man auch itzt deutſche Sitten,
Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein ſolches Herz warſt du, o Welt, zu enge,
Du, Menſchenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilige Geſänge
Wollt' er auch andern heilig ſeyn.
Da warf er ſich in Staub vor Gottes Throne nieder,
Und flehte ſtill um Geiſt und Kraft: *)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
Und gab dem Frommen Geiſt und Kraft.
Er ſang. — So wurdeſt du von wenig Menſchenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geiſtreich, mächtig, ſchön, empfindungsvoll geſungen!
Es ſprach das Herz aus jedem Ton.

---

*) Er ſagte ſelbſt, daß er vor Verfertigung ſeiner geiſtlichen Lieder Gott inbrünſtig um ſeinen Segen angerufen habe.

So hub er durch Geſang viel tauſend ſchwache Seelen
Mit ſich zum Sternenzelt' empor;
Der Spötter ſelbſt horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils ſchon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt ſich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Geſang
Bis zu den Sphären auf, ſo dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft ſchläft er mit dir ein. In deinem ſanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet ſanft und wünſcht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die ſüße Stärkung gab.
Ja du, du tröſteſt ihn in ſeiner letzten Stunde:
Da ſtammelt' er von dir im Tod'
Noch einen Seufzer, ſtirbt mit Gellerten im Munde,
Und ſo entfleucht ſein Geiſt zu Gott. —

Triumpf, o Gellert, dir! wie viele tauſend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel ſchon entgegen,
Als ſie ihr morſches Haus zerbrach!
Ja, o! wer ſagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmliſchen Verſammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menſchheit Mängel
So mächtig überweg, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tauſend frommen Zeugen:
Dieß iſt . . . doch, wo gerath ich hin?
Mich ſchlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit ſtreckt über mir
Die ſchwarzen Flügel aus, was ich verloren habe,
Was alle Welt, ſeh ich nur hier?
Ich ſeh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrſtuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umſchloß,

Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balſam ſeiner Lehr ergoß:
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling ſaßen,
Und — (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeerärndte gern voll Friedenswunſch vergaßen
Und menſchlicher ins Lager flohn.
Ich ſeh an deiner Thür' den lehrbegiergen Armen;
Dem ſie zur Zuflucht offen ſtand,
Wenn er für Liebe Haß, Verweiſe für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu ſeyn:
Und wer hat ungehört dich einen bitten ſehen?
Und welcher wagts, es zu bereun?
Wer wagts, ſeit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muſe hier genährt,
Daß er ſich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch ſelbſt, wenn dich ſein Herz entehrt? —
Ach! taub iſt nun dein Ohr, die Thüren ſind verſchloſſen,
Der Lehrſtuhl einſam und verwayſt!
Der Jüngling ſteht von fern, indem er überfloſſen
Von heißen Thränen dorthin weiſt:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,

„Der liebreich ſeine Hand nach mir Verlaßnen ſtreckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies.“ —
Ja, Jüngling, er iſt hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier ſein heiliges Gebein: —
Der Fromme ſchlummre ſanft! mit ihm ſey Gottes Friede!
Wie er, ſo ſchlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgeſtreut,
Wird ſich auf Kindeskind zur ſchönſten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeyt! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O ſäh' ich Eure Herzen
Gebildet auch von ſeiner Hand!
Sehr oft werd ich mit Euch auf dieſen Hügel ſteigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welch heil'ge Aſche drunter ruht!
Die Aſche Gellerts iſts! Gott wohnt' in ſeinem Herzen,
„Und Menſchenlieb' in ſeiner Bruſt:

„Gefällig noch im Ernſt und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun ſeine größte Luſt.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er ſelbſt die Fürſten nicht.“ —
Dann ſollt Ihr beide mir auf dieſem Grabe ſchwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch ſo fromm, wie er, zu ſeyn.

Auf
Gellerts Tod.

Geſungen
von
Michael Denis,
aus der Geſ. Jeſu,
Lehrer am kaiſerl. königl. Collegio Thereſiano.

Schauerndes Lüſtchen! woher?
Trüb iſt der Tag. In dem entblätterten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder ſitz' ich einſam
Auf mein Saitenſpiel gelehnet,
Da kömmſt du, Lüſtchen! ſchwirreſt mir
So kläglich, ſo kläglich die Saiten hindurch.
Iſt es nicht Hauch des Grabes?
Iſt es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlaſſen?
Schauerndes Lüſtchen! woher?

Von dem Geſtade der düſteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab ich geflattert
Um Gellerts Grab.

Jn Blumen konnt' ich nicht ſeufzen;
Noch öde ſteht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Jch hab in blätterloſen Sträuchen
Umher geſeufzt.

Lüftchen genug! Kein ſtürmender Nord
Soll dich verſchlingen, zärtlicher Trauerboth! —
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er iſt hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er iſt hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er iſt hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Luſt.
Jn der Pleiße Rauſchen
Quollen ſeine Lieder.
Ach! die Pleiße rauſchet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenſchatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!

Vom Tannenberge wälzet ſich manch trüber Gießbach. *)
Und nun entſpringt am Fuße des Berges.
Ein lauter, himmelheller Quell.

Ein

---

*) Die deutſchen Fabeldichter vor Gellert.

Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell:
So zogſt du die dürſtenden Völker an dich.—
Die Bienenköniginn ſammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wieſen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So ſetzeſt du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzen in Bardenlehren vor! —
Und dieſes Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker! trauert, ihr Söhne Teuts!
Der Quell iſt verſiegt! der Frühling erſtorben!

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländiſchen Bardenkunſt
Lag noch in meiner Bruſt in zweifelndem Schlummer.
Ich höre dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß ſich dem zweifelnden Schlummer.*)
Und horchet mir jetzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,

---

*) Das erſte, was dem Barden aus der Halleriſchen Sprache zu Geſichte kam, waren Gellerts Fabeln.

Und ſchändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es ſchuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen! —

Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchſtralet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den ſatten Lebensgaſt
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erſtehn
Von allen Weltenſitzen.
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feſſler der Herzen,
Dem holden, menſchenfreundlichen Weiſen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur,
So ſchwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Geſichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied.
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen,
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürſten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebrauſt!) *)

Aus

---

*) S. den Tacitus von den Sitten der Deutſchen.

Aus den Umarmungen dieſer Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf ſein geliebtes, erdewallendes Geſchlecht,
Und ſieht ſich von Enkel zu Enkel
In ſeinen Geſängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen *) ſeine Lehren wiederholen,
Und Deutſchland ſegnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

Alſo mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen! biſt du noch hier
Im blätterloſen Ahorngange,
So nimm dir die beſten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann ſeufze ſie nach in jenen Blumen,
Deren Haupt am Hügel
Schwerer und geſenkter iſt.

---

*) In franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen.

Auf
Gellerts Tod
von
Carl Maſtalier.

Der Dichter und die Muſe.

Der Dichter.

Was ſoll der Trauerflor an deinem Saytenſpiel,
Und im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh Deutſchland dir! dieß gilt
Einem Dichter der erſten Größe.

Die Muſe.

Ach ſieh das Saytenſpiel des Dichters der Natur!
Er entzückte durch ſeinen Geſang
Den Iſter und die Spree;
Selbſt die ſtolzere Seine ſingt ihn.

Der Dichter.

Wie? Gellert! — denn wer ſonſt kann dieſer Dichter ſeyn —
Ach! nur Gellert — und dieſer iſt todt?
Weh uns! O konnteſt du
Die Unſterblichkeit ihm nicht geben?

Die Muſe.

Unſterblichen Geſang lehrt' ich den Edlen zwar:
Dieß nur konnt' ich: unſterblich und ſchön
Wie ſeine Seele, bleibt
Sein Geſang: doch der Leib iſt Aſche.

Der Dichter.

O ſammle ſie, damit ſie kein unheilger Fuß
Einſt entweihe, kein Nord ſie verweh'!
Und unter Blumen laß
Sie ſo ſanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muſe.

Des Dichters Nam' allein, der von der Urne ſtralt,
Ganz durchflochten mit Lorbeern des Ruhms,
Gewährt ihm dieſe Ruh.
Oſt- und Nordwind muß ihn verehren.

Der Dichter.

Wem wird die Cyther jetzt, die unnachahmlich klang?
O ſind, Muſe, Teuts Söhne dir werth,
Gieb keinem Nachbar ſie!
Er ſäh ſtolzer herab auf Deutſche.

Die Muſe.

Sey ruhig! ohn' ein Herz ſo voll von Redlichkeit
Weisheit, Tugend und Menſchengefühl
Wird ihre Sayten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, ſpannen.

Der Dichter.

So glänze ſie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt!
Heller, prächtiger glänze ſie dort!
In dem geſtirnten Raum
Blitzet leider! noch keine Deutſche.

Die Muſe.

Im Tempel der Natur iſt ihr der Platz beſtimmt;
Denn nur dieſer gehört ſie allein.
Dort ſingt er künftig ſie
Ganz enthüllt in erhabenern Tönen.

Der Dichter.

Sanft war der Ton, den die Natur ihn treffen ließ.
Seinen Wiederhall hörten wir kaum,
Und dichteten ihm ſchon
Deutſche Lieder nach, dir zur Ehre.

Die Muſe.

Genug! mich ruft der Schmerz zu meines Lieblings Grab;
Lange werd' ich dort weinen um ihn.
Ihn ehret unſer Lied
Mehr dann fühlloſe Mauſoläen.